



KA  
Hello



## Die Erde und ihre Völker.







Die

# Erde und ihre Völker.

Ein

**Geographisches Hausbuch**

von

**Friedrich von Hellwald.**

**Zweiter Band.**

Mit Illustrationen von G. Franz, F. Kessler-Leuzinger,  
L. Ritter, Ch. Weber u. A.

**Stuttgart.**

**Verlag von W. Spemann.**

**1878.**

Alle Rechte vorbehalten.



1096

Druck der C. Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.



# Inhalt.

	Seite
<b>Europa. — Allgemeines . . . . .</b>	<b>3</b>
<b>Europa's Boden.</b>	
1. Die iberische Halbinsel . . . . .	12
2. Die italische Halbinsel . . . . .	22
3. Die illyrische Halbinsel . . . . .	37
4. West-Europa . . . . .	49
5. Das Alpen-Gebiet . . . . .	70
6. Mittel-Europa . . . . .	81
7. Das nördliche Europa . . . . .	99
8. Ost-Europa . . . . .	109
<b>Europa's Völker und Staaten.</b>	
9. Das Königreich Portugal . . . . .	120
10. Das Königreich Spanien . . . . .	124
11. Frankreich . . . . .	137
12. Das Königreich Italien . . . . .	152
13. Großbritannien und Irland . . . . .	170
14. Schweden und Norwegen . . . . .	187
15. Das Königreich Dänemark . . . . .	198
16. Das Königreich der Niederlande . . . . .	204
17. Das Königreich Belgien . . . . .	209
18. Das Deutsche Reich . . . . .	215
19. Die Schweiz . . . . .	234
20. Die österreichisch-ungarische Monarchie . . . . .	240
21. Das Kaiserthum Rußland . . . . .	263
22. Das Fürstenthum Serbien . . . . .	287
23. Das Fürstenthum Ernagora oder Montenegro . . . . .	291
24. Das Fürstenthum Rumänien . . . . .	292
25. Das Königreich Griechenland . . . . .	297
26. Die europäische Türkei . . . . .	302
<b>Asien. — Allgemeines . . . . .</b>	<b>315</b>
1. Die kleinasiatische Halbinsel . . . . .	321
2. Das armenische Hochland . . . . .	330
3. Das mesopotamische Tiefland . . . . .	339
4. Syrien und Palästina . . . . .	346
5. Arabien . . . . .	362
6. Das eranische Hochland . . . . .	372
7. Das Kaukasus-Gebiet . . . . .	392
8. Das turkestanische Tiefland . . . . .	402
9. Sibirien . . . . .	420
10. Japan . . . . .	435
11. Die Halbinsel Korea . . . . .	459
12. China . . . . .	463
13. Hochasien . . . . .	488
14. Die vorderindische Halbinsel . . . . .	506
15. Hinterindien . . . . .	530
16. Der ostindische Archipel . . . . .	546

	Seite
Australien. — Allgemeines . . . . .	565
1. Der Continent Australien . . . . .	569
2. Die britischen Colonien in Australien . . . . .	579
3. Melanesien . . . . .	585
4. Mikronesien . . . . .	593
5. Polynesien . . . . .	597
6. Neuzeeland . . . . .	608
Die Polarregionen . . . . .	613
Register . . . . .	627

### Uebersicht über die Tabellen des zweiten Bandes.

#### Tabelle 1. Die wichtigsten Ströme und Flüsse Europa's.

- " 2. Das Königreich Spanien.
- " 3. Das Königreich Portugal.
- " 4. Eintheilung der Republik Frankreich.
- " 5. Das Königreich Italien.
- " 6. Meereshöhe und mittlere Jahres-Temperatur der wichtigsten Städte, Orte und Berge in Italien.
- " 7. Verzeichniß der wichtigsten bewohnten Inseln des ägäischen Meeres.
- " 8. Uebersicht der britischen Besitzungen.
- " 9. Colonialbesitz der Niederlande.
- " 10. Das Königreich der Niederlande.
- " 11. Uebersicht des Deutschen Reiches.
- " 12. Die Cantone der Schweizer Eidgenossenschaft.
- " 13. Verzeichniß der bedeutenderen Binnengewässer des Europ. Rußland.
- " 14. Verzeichniß der bedeutenderen Binnengewässer des Asiat. Rußland.
- " 15. Rußlands Areal und Bevölkerung nach Gouvernements.

### Uebersicht über die Karten.

#### Karte 1. Nord-Polar-Karte.

- " 2. Erd-Karte.
- " 3. Süd-Polar-Karte.
- " 4. Ausbreitung der Religionen in Europa.
- " 5. Fluß- und Gebirgs-Karte von Europa.
- " 6. Bevölkerungsdichtigkeit von Europa.
- " 7. Ethnographische Uebersicht von Europa.
- " 8. Politische Uebersicht von Europa.
- " 9. Geologische Uebersicht von Europa.
- " 10. Politische Uebersicht und Bevölkerungsdichtigkeit der Vereinigten Staaten.
- " 11. Nord- und Mittel-Amerika.
- " 12. Geologische Uebersicht von den Vereinigten Staaten.
- " 13. Süd-Amerika.
- " 14. Geologische Uebersicht von Süd-Amerika.
- " 15. Mittel-Afrika.
- " 16. Afrika.
- " 17. Australien.
- " 18. Asien.
- " 19. Vorder-Indien.









Wie öflich man immer indessen die Grenzen Europa's ziehen möge, stets wird es einer der räumlich kleinsten Erdtheile bleiben, der in dieser Hinsicht nur von dem Festlande Australiens noch übertroffen wird. Umgekehrt kann mit Europa kein anderes Glied der Erde an Mannigfaltigkeit der Bodenplastik noch an Zierlichkeit der Umrisse wetteifern. Erstere begünstigt im Vereine mit der trefflichen geographischen Lage unseres Erdtheiles, der fast in seiner Gesamtheit der nördlichen gemäßigten Zone angehört, eine glückliche Verschiedenheit der Producte, letztere hingegen das Entstehen vieler Culturmittelpunkte, welchen die reiche Gliederung Europa's Schutz zur Entwicklung in ihrer Abgeschiedenheit gewährt. Denn nirgends tritt die Halbinselbildung in so prägnantem Ausdrücke auf, indem sie es nur im O. zur Ansammlung größerer Ländermassen kommen läßt. Ueber diese breitet gleichmäßig sich das Reich der slavischen Russen, die anderen Nationen müssen sich dagegen in den schwächtigen Leib des übrigen Europa theilen. Am compactesten noch ist dieser im sogenannten Mitteleuropa, dessen Hauptkern die Stämme deutscher Zunge einnehmen; der E. und W. sind in auffallender Weise gegliedert und demnach seit jeher vorzüglich zum Aufblühen und Bewahren der Gesittung geeignet. In der That kommt den südlichen Halbinseln Europa's, der pyrenäischen oder iberischen, italischen und illyrischen oder türkisch-griechischen, eine weit höhere Bedeutung zu, als den nördlichen, der dänischen und scandinavischen, welche erst sehr spät dem Culturleben sich erschlossen. Sogar die südliche Halbinsel der Krim im Schwarzen Meere besitz als einstens selbständiges Reich einen Namen in der Geschichte, während die großen Halbinseln Kola und Kanin im russischen R. nur in geographischen Lehrbüchern zu nennen sind. Sie treten auch bei weitem nicht so stark und zu selbständigen Individuen ausgeprägt hervor, wie die drei Haupt-Peninsularbildungen des europäischen E., der gerade in dieser Hinsicht im merkwürdigsten Contraste zu der starren Monotonie in dem Küstenumrisse des nördlichen Afrika steht. Zwischen beiden fluthet, durch die Straße von Gibraltar vom atlantischen Ocean abgeschnürt, das blaue mittelländische Meer, eine wahre Binnensee, die wir im eigentlichen Sinne des Wortes ein Culturmeer nennen dürfen, die völkerverbindende Brücke zwischen R. und E., zwischen O. und W. Kein Meer hat bis nun in der Menschengeschichte eine glänzendere, eine bedeutsamere Rolle gespielt, wie dieses. In seinen Wogen baden sich zudem eine Reihe köstlicher Eilande aller Größen, theils einzeln, theils, und dies ist das Häufigere, gruppenweise bei einander stehend. So finden wir von W. nach O. fortschreitend und um nur die wichtigsten zu nennen,

die Balearen-Gruppe, die beiden großen, nur durch die schmale Straße von Bonifacio getrennte Inseln Corsica und Sardinien, an der W.-Küste Italiens die toscanischen und die neapolitanischen Inseln, weiter südlich die vulcanischen Liparen und Italiens Kornkammer im Alterthume, Sicilien; noch südlicher endlich die maltesische Gruppe. Die tief nordwärts in's Land einschneidende seichte Abschnürung des Mittelmeeres, welche man die Adria oder die adriatische See nennt, ist an ihrer O.-Küste größtentheils wieder mit Inseln besäimt, wie die jonischen und die dalmatischen Inseln, welch' letztere als Reste abwärts geschwebter Ländermassen zu betrachten sind. Dasselbe gilt auch von der Inselwelt im sogenannten Megäischen Meere zwischen Europa und Kleinasien, von der die Kykladen mit dem großen Eilande Candia ersterem, die Sporaden hingegen letzterem zugezählt werden. Ganz im O. des Mittelländischen Meeres liegt völlig vereinsamt Cypern, der syrischen Küste gegenüber. Das Megäische Meer wird durch die Dardanellen-Straße mit dem Marmara-Meer und dieses durch den Bosporus mit dem völlig insellosen Schwarzen Meere verknüpft. Hier treten sich Europa und Asien dermaßen nahe, daß das auf kleinasiatischer Seite, Constantinopel gegenüber liegende Scutari (türk.: Üsküdar) fast als eine dazugehörige Vorstadt betrachtet wird. Mit dem tiefen Kessel des Schwarzen Meeres haben die succesiven Abschnürungen der mittelländischen See ihr Ende noch nicht erreicht, denn ein Vorsprung der Krim und die Tamanische Halbinsel bilden die Straße von Kertsch, welche in das seichte Meer von Azow Einlaß gestattet.

Näher an insularen Erscheinungen ist das europäische Bereich des atlantischen Oceans. Ohne jeglichen Insel schmuck verlaufen die W.- und N.-Küste des pyrenäischen Quadrates, welche letztere durch ihr Zurückweichen und mit der fast in rechtem Winkel daran stehenden W.-Küste Frankreichs den stürmischen Golf von Biscaya bildet. Auch hier gewahren wir nur spärliche und unbedeutende Eilande, bis endlich die Umbiegung unseres Erdtheiles nach O. uns mit dem Nermel-Canale oder Canal de la Manche zur namhaften Gruppe der britischen Inseln führt. Diese sind indeß als ein echtes Glied des europäischen Festlandes zu erfassen, denn noch vor geologisch kurzer Zeit waren sie mit diesem innig verwachsen; sie ruhen auf einer sehr seichten See, welche ein submarines Plateau bedeckt, das sich weit gegen O. hin erstreckt, von Scandinavien jedoch zum Theile durch eine tiefere Bodenfurche getrennt ist. Auf diesem Plateau erheben sich die britischen Inseln mit ihren Nebeneilanden, den sogenannten Canalinselfn und

Wight im S., den Inseln im irischen Meere (zwischen England und Irland), den schottischen Hebriden- und Orkney-Archipel; dem nämlichen Plateau gehören auch die Shetlands-Inseln und im O. die dänische oder jütische Halbinsel an, welche dereinst mit Großbritannien ein Ganzes bildete. Könnte unsere Nordsee, wie wir den zwischen Großbritannien und Scandinavien wogenden Theil des atlantischen Oceans zu benennen pflegen, plötzlich trocken gelegt werden, so würde ihre Sohle einer Steppe mit sanften Hügelwellen von der Größe mäßiger Dünen gleichen. (Peschel. Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. S. 41.) Erst nach dem Abzuge der Eiszeit erfolgte der Einbruch der Nordsee und der Durchbruch des Mermelcanals, welcher den Zusammenhang Englands mit den europäischen Continentalmassen vernichtete und dieses freilich Europa für immer entfremdete. Noch in historischen Epochen beschäftigte sich die Nordsee emsig mit der Correction der dort im Sinken begriffenen europäischen Küste, denn erst am 12. Januar 1277 erfolgte der Einbruch des Dollart in Friesland und das XIII. Jahrhundert war Zeuge der Bildung der holländischen Zuydersee, welche die thatkräftigen Niederländer jetzt wieder auszutrocknen und als zwölfte Provinz ihrem Vaterlande zurückzuerobern gedenken. Die Nordsee, in dänischem Munde die Westsee, wiederholt im Kleinen die Rolle des atlantischen Oceans im S. Europa's, indem auch sie mit einem östlichen, echten, wenn auch weniger bedeutenden Binnenmeere in Verbindung steht. Skager-Rack und Kattegat, welche die gegen N. aufgerichtete jütische Halbinsel von der nach S. gewandten Scandinaviens scheiden, werden zwar durch die Anhäufung der dänischen Inseln geschlossen, doch führen durch dieselben die Pforten der Belte und des Sundes nach dem weiten Becken der seichten, salzarmen und deshalb im Winter leicht zufrierenden Ostsee oder des baltischen Meeres. Mehrere namhafte Eilande, darunter Rügen an der deutschen Küste, das dänische Bornholm, die schwedischen Inseln Oeland und Gotland, die russischen Oesel und Dago, dann der gleichfalls russische Ålands- (syr. Olands-) Archipel machen die Ostsee zu einem verhältnißmäßig inselreichen Meere; sie bildet gegen O. hin zwei beträchtliche Meerbusen, jenen von Riga und den finnischen, in dessen Hintergrunde St. Petersburg, die Newastadt, ruht, während der nördliche Theil der Ostsee, jenseits der Ålands-Gruppe, als Bottnischer Busen bezeichnet wird. In diesem nördlichen Theile Europa's tritt die uns schon bekannte Fjordbildung auf, und zwar sowohl auf der baltischen wie auf der atlantischen Seite. Auf der O.-Seite Scandinaviens, d. h. an den vom baltischen Meere bespülten Küsten Schwedens, sind die Fjorde aller-



dings durch das vorliegende Land verhüllt (Peschel. N. a. D. S. 11), die Einschnitte in die gegenüber liegende Granitplatte Finnlands sind aber klar und deutlich, und dürfen wir dieselben, da sie alle nothwendigen Bedingungen erfüllen, wohl auch als Fjordbildungen ansprechen, wenngleich Peschel, der Altmeister vergleichender Erdkunde, dieselben darunter nicht erwähnt. Am ausgeprägtesten finden wir diese Erscheinung jedoch unstreitig an der atlantischen W.-Küste Norwegens, welche eine Reihe ungezählter Eilande, darunter die Lofodden-Gruppe, begleitet. Geographisch in gar keinem Zusammenhange stehend, gemeiniglich aber zu Europa gerechnet werden die einsam aus dem Oeane sich erhebenden Far-Öer und das durchaus vulcanische Island, der Hort altgermanischer Sage, Sprache und Sitte. Die nördlichsten Spitzen dieser Insel berührt der nördliche Polarkreis, welcher auch den N. Scandinaviens und Rußlands durchschneidet. Am Nordcap, Europa's nördlichstem Punkte, und den Küsten dieses arktischen Stückes unseres Erdtheils brandet das nördliche Eismeer, welches eine mächtige Bucht, das sogenannte Weiße Meer, nach S. entsendet und mehrere Inseln, darunter räumlich sehr ansehnliche, umfluthet. Da man die wichtigsten von ihnen, obenan die Spizbergen-Gruppe, als Trümmer eines einstigen arktischen Continentes, einer Arktis deuten darf, sie alle mit Europa, zu dem man sie meist zu stellen pflegt, fast gar nichts gemein haben, so werden wir sie bei diesem Welttheile nicht in Betracht ziehen, sondern erst in einem besonderen, den Polargebieten gewidmeten Abschnitte kennen lernen.

Von der horizontalen wenden wir uns der nicht minder mannigfaltigen senkrechten Gliederung unseres Erdtheiles zu. Auch hier herrscht reicher Wechsel zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Gebirge und Ebene, mit allen Uebergangsstufen von einer Form zur anderen, jedoch so, daß der weitaus größere Theil Europa's, fast zwei Drittel, Tiefland, das andere Drittel aber Hochland ist. Das europäische Tiefland nimmt hauptsächlich den O. des Erdtheiles ein, dort wo die Landmassen ihre größte Ausdehnung erreichen. Im W. und N. vom Meere begrenzt, setzt es sich bis nach Asien fort, wo die Steppengebiete des westlichen Sibiriens und nördlichen Centralasiens damit in einem durch das Uralgebirge kaum unterbrochenen Zusammenhange stehen. Das nördliche Deutschland und alles Land im O. des Karpathen-Buges, ja bis an die untere Donau, gehört der Tiefebene an; ja sogar westlich der Karpathen bis zum O.-Abhange der Alpen-Ausläufer breitet sich die gesegnete ungarische Tiefebene aus. Im W. Europa's und auf allen Halbinseln, Jütland ausgenommen, dann auf den bedeutendsten Inseln herrscht der ge-

birgig gestaltete Boden vor, und im Centrum des Festlandes baut sich der Kranz der Alpen zu einem mächtigen Walle empor, an den der Italien der Länge nach durchziehende Apennin sich anschließt. So gewaltig und colossal die Alpenwelt mit ihren wuchtigen Gletschermassen uns auch bedünken mag, wenn sie das trunkene Auge am Fuße der schweizer Bergriesen schaut, so darf der Geograph doch nicht vergessen, daß sie ihm nur ein Miniaturbild von den Bergketten geben, welche andere Welttheile durchziehen. Denn Europa, so wie räumlich beschränkt, bietet auch nur in verkleinertem Maßstabe alle übrigen Herrlichkeiten der Erde dar; uns fehlen nicht bloß die höchsten Zinnen der senkrechten Erhebungen, sondern auch die Riesenadern der Ströme, die gigantischen Formen der Pflanzen- und Thierwelt, die Extreme des Klima's und der Temperatur; umgekehrt ist in Europa fast nirgends eine Verkümmernng wahrzunehmen, wie z. B. in augenfälliger Weise die altmodische Natur des australischen Continents im Starren und Flüssigen, im Belebten und Unbelebten sie bietet. In Europa ist mit Einem Worte alles maßvoll, und in dem Zusammengreifen aller natürlichen Momente, welche zu solchem Resultate führen, liegt der Schlüssel zu dem Geheimnisse, warum es gerade unserem Welttheile und diesem allein beschieden war, der Schauplatz der höchsten menschlichen Geistesthätigkeit zu werden. Es sicht uns also nicht an, daß die Höhe des Montblanc, welchen wir als den König unter den Eiszürsten der Alpenwelt verehren, in Hochasien beispielsweise von dem tibetanischen Plateau und dem „Dache der Welt“, der Pamir-Hochebene, fast erreicht wird, daß auch in Südamerika auf den Puna's Menschen in Städten nahezu in gleicher Höhe leben, wo bei uns nur hartes grünes Gletschereis, jedes organischen Lebens bar, zur Himmelsdecke starrt. Auch so wie sie ist, bildet die Alpenkette immer noch eine gewaltige Veste, der im W., N. und O. ein Kranz von Mittelgebirgen, nämlich das französische und das deutsche Mittelgebirge, dann die Karpathen vorgelagert sind. Selbständig (isolirt) erheben sich im S. die Höhenzüge der pyrenäischen Halbinsel, die Pyrenäen selbst, die Systeme des Balkan oder Hämus im illyrischen Dreieck, und endlich der Kaukasus, den man als S.-Grenze Europa's gelten lassen kann. Gleichfalls isolirt sind die Gebirge Englands und Schottlands, Scandinaviens und der Ural.

Die europäischen Höhenrücken sind die Geburtsstätte zahlreicher Ströme, welche unserem Erdtheile eine überaus günstige, reichliche Bewässerung sichern; an Länge und Wasserfülle vermögen sich die europäischen Flüsse freilich mit ihren Brüdern in Amerika, Afrika und Asien entfernt nicht zu messen, und wir thun gut daran, uns zu erinnern, daß Vater Rhein von manchem ame-

rikianischen Küstenfluß übertroffen wird. Dagegen vermögen in Europa die Ströme, dank ihrem gewundenen Laufe, eine verhältnißmäßig weit größere Landfläche zu bewässern; jeder europäische Fluß oder Strom weist ansehnliche Knickungen und Windungen auf, und ein geradliniger Lauf wie jener des Hudson z. B. ist bei uns kaum zu finden. Naturgemäß wachsen ferner die Ströme in der Richtung von W. nach O., d. h. der O. Europa's besitzt mehr ansehnliche Gewässer als der W., wie denn der größte Strom Europa's, die Wolga, auch dessen östlichster, also Asien am nächsten ist. Je östlicher desto asiatischer gestaltet sich nämlich Europa, desto mehr zeigt sich, daß es ein nur ideal von Asien abgetrenntes Erdenstück ist, daß es in Wahrheit mit diesem unlöslich verbunden ist. Und nicht nur die uns umgebende Natur wird mit dem Fortschreiten gegen O. immer asiatischer; auch die Menschheit. Wenn wir Europäerthum für gleichbedeutend mit Gesittung, Cultur, Bildung, Civilisation erachten, so sitzen im W. entschieden die Europäischsten unter den Europäern. Ihre Sprache, Literatur, Geistesthätigkeit und Geschichte stellen abwechselnd Engländer, Franzosen und Spanier an die Spitze der übrigen Nationen und sichern ihnen einen dauernden Ehrenplatz; an sie reihen sich die Italiener und die Deutschen mit ihren Stammverwandten, welche die Reihe der älteren Culturvölker abschließen. Von hier aus sieht man die Gesittung allmählig nach O. schreiten und die slavischen Stämme zu jüngeren Culturnationen heranbilden, welche ihrerseits wieder die empfangenen Reime in östlicher Richtung weiter tragen. An der äußersten Grenze Europa's, dort wo Asien und Europa in einander verschmelzen, leben noch Menschen niedrigen Culturschliffs und fremden Blutes.

Alle Culturvölker Europa's sind, von einigen wenigen eingesprengten ethnischen Elementen abgesehen, in Abstammung, Sprache und Sitte mit einander verbunden und gehören jener Völkerfamilie an, welche man die arische oder indogermanische nennt. In Asien sind die Perser und die Hindu, gemeiniglich als O.-Arier bezeichnet, Glieder der nämlichen Gruppe, deren Urheimath noch nicht völlig aufgeheilt ist. In W.-Europa ist der W.-Arier erst ziemlich spät eingewandert, und dürfen wir in dem merkwürdigen Pyrenäenvölkchen der Basken wahrscheinlich die Reste der europäischen Ureinwohner erblicken. Von wo die arische Einwanderung ausging, ist noch strittig; nach einer ziemlich allgemein verbreiteten Annahme wäre dieser Ausgangspunkt in Hochasien zu suchen, eine neuere, durch plausible Gründe gestützte Meinung will ihn jedoch in der osteuropäischen Tiefebene selbst finden. Sei dem wie immer, von der ersten arischen Fluthwelle, die

sich über W.-Europa ergoß, von den einst ausgebreiteten Rassen sind nur mehr spärliche Reste vorhanden. Die meisten europäischen Nationen der Gegenwart gehören den drei übrigen großen Unterabtheilungen der W.-Arier an, die man als Romanen, Germanen und Slaven unterscheidet. Die thrakisch-illyrische Gruppe der Arier ist noch in den Griechen und Albanesen erhalten. Alle heutigen Europäer sind Mischvölker, d. h. sie haben die vorgefundenen Elemente der Ureinwohner in sich aufgenommen und mehr oder weniger assimiliert. Wo diese Assimilirung am gleichmäßigsten gelungen, wie bei den Romanen, dort trat auch zuerst die höchste Culturreise ein; dem Gange der geschichtlichen Entwicklung entspricht auch die geographische westöstliche Aufeinanderfolge der Romanen, Germanen und Slaven. Die slavische Welt der Jetztzeit arbeitet noch theilweise an dem Verdauungsproceß fremder Gemengtheile, welchen der Romanismus längst vollendet und auch die Germanen, wenngleich weniger vollkommen, beendet haben. Alle nicht-arischen Stämme Europa's — es sind ihrer glücklicherweise nur wenige — halten sich auf den untersten Stadien der Cultur, und zwar in der Regel um so tiefer, je reiner ihr Blut, d. h. je weniger sie sich mit ihren arischen Nachbarn vermischten. Außer den oben erwähnten Völkern sind bloß finnisch-ugrische Elemente erwähnenswerth. Von diesen leben die Lappen im nördlichen Scandinavien und Rußland, eigentlich ein Polarvolk, beinahe noch im rohen Naturzustande; ähnlich die ugrischen Samojedenhorden, welche die Tundren des arktischen Rußlands durchstreifen. Die einst zahlreichen finnischen Volks-Inseln im arischen Slaventhum der Russen haben sich dagegen zum größten Theile absorbiren lassen und nehmen daher an der Gesittung ihrer Umgebung Theil. Ihre nächsten Verwandten in Europa sind die asiatischen Magyaren oder Ungarn und Türken, von welchen die letzteren in ihrer ursprünglichen Rohheit verharrten, während die ersteren, durch zahlreiche Einschübe arischen Blutes veredelt, hauptsächlich durch ihre Sprache noch die Stammverwandtschaft mit den Finnen und Turktataren bekunden. Der semitische Völkerzweig ist durch die unter den Ariern überall in Europa zerstreut lebenden zahlreichen Juden vertreten.

So wie in der Abstammung sind die Europäer auch durch die Gemeinsamkeit des religiösen Glaubens verbunden. Ueber alle hat das Christenthum seine Segnungen ausgeschüttet und auch jene fremdartigen Elemente ergriffen, welche mit dem Arierthum in innige Berührung traten. Das ursprünglich semitische Christenthum ist die Religion der Arier par excellence, und jede der drei Hauptgruppen hat für sich auch eine besondere Form des Christenthums ausgebildet: die Romanen den Katholicismus, die Germanen den Protestantis-



muß, die Slaven das orientalische Christenthum, dem auch die Griechen er-  
geben sind. Da indeß Völkergrenzen keine Ideengrenzen sind, so bestehen na-  
türlich die mannigfachsten Uebergänge; es gibt protestantische Romanen und  
katholische Germanen und Slaven. Verschiedene zahlreiche Secten, welche im  
Germanen- und Slaventhum auftraten, können hier unberücksichtigt bleiben, da sie  
der allgemeinen culturellen Physiognomie Europa's kein besonderes Gepräge ver-  
leihen. Außer dem Christenthum begegnen wir in Europa noch dem Islâm bei  
den Türken und dem Buddhismus bei einigen eingewanderten Kalmlücken im süd-  
östlichen Rußland. Die Juden haben meist ihren alten Jahveh-Glauben bewahrt.

Vergleichen wir zum Schlusse die geographische Gliederung Europa's mit  
der Vertheilung seiner Völker, so erkennen wir gar bald die Existenz bestimm-  
ter geographischer Individuen, die für sich betrachtet sein wollen, ehe wir die  
ethnographische Vertheilung der Volksstämme und der Staaten, die sie gebil-  
det, in's Auge fassen können. Wir werden daher, immer von W. nach O.  
schreitend, zuerst an diesen geographischen Individuen dem freundlichen Leser  
den Bau Europa's vor Augen führen und dann erst zur näheren Betrachtung  
der europäischen Völker und Staaten übergehen. Wegen der unserm Buche  
von vornherein gesteckten engen Umrahmung müssen wir uns gerade bei unserem  
Welttheile, als dem bestbekannten, aphoristischer Kürze befleißigen, die bei Ver-  
meidung aller Einzelheiten dennoch ein klares Bild desselben hoffentlich ge-  
währen soll.



Russischer Bauer.



und Guadalquivir. Könnte das Meer um etwa 130 — 160 M. über sein jetziges Niveau steigen, so würden diese Thäler überfluthet, in's Land einspringende Golfe, die ganze Halbinsel jedoch eine völlige Insel bilden, an deren N.-Rand die Pyrenäen schroff in's Meer sanken. Denn diese Gebirgskette, welche trennend zwischen Spanien und Frankreich aufsteigt, ist von den Bodenanschwellungen im N. durch ein weites Tiefland geschieden und muß daher orographisch zu Spanien gerechnet werden, mit dessen Gebirgen sie überdies im Zusammenhange steht. Das weit überwiegende Hochland der Halbinsel trägt vier parallele Gebirgsketten, sämmtlich aus N. sanft erhoben, gegen S. aber schroff abfallend, und besteht aus zwei ausgedehnten Tafelländern, der altcastilischen und der neucastilischen Hochebene, beide durch Scheidegebirge unter sich und von der tiefer liegenden andalusischen Ebene getrennt. Diese Höhenzüge bilden nirgends ein ununterbrochenes Ganzes, sondern bloß einzelne Stöcke oder Ketten mit fortlaufender Streichungslinie. Dies gilt nicht nur für das castilische und andalusische Scheidegebirge, sondern sowohl für die cantabrische Kette im N., welche man als eine westliche Fortsetzung der Pyrenäen betrachten kann, als auch für jene hohe Küstenkette, welche die andalusische Ebene von dem mittelländischen Meere im S. trennt. Im O. gehen die spanischen Hochebenen in ein Bergland über, das wiederum aus einzelnen Gruppen zusammengesetzt ist und mit den hohen Gebirgspartien in Verbindung steht, die den S.-Rand Spaniens einnehmen. In dieser östlichen Bergregion liegt das iberische Quellenland, die Wasserscheide, von welcher die fast insgesammt hier entspringenden Gewässer der Halbinsel nach W. und nach O. rinnen. Da diese Wasserscheide den vom Mittelmeere bespülten O.-Ufern ziemlich nahe liegt, so kann auf dieser Seite natürlich keine so reichliche Entwicklung von Hochplateaux und ansehnlichen Strömen stattfinden. Bloß im N., zwischen den Pyrenäen und dem besprochenen Quellengebiete, breitet sich die große aragonische Tiefebene aus, vom mächtigen Ebro durchströmt, der ausnahmsweise den cantabrischen Bergen entquillt. Südlich von Aragonien lassen sich noch zwei kleinere Hochflächen unterscheiden, jene von Cuenca und von Murcia, erstere vom Guadalaviar und Jucar, letztere von der Segura durchflossen. Das wasserscheidende Bergland, welches keinesfalls etwa als eine wirkliche Bergkette, sondern nur als eine allgemeine Bodenanschwellung zu denken ist, die sich stellenweise zu sehr verschiedener Höhe erhebt, beginnt an der Quelle des Ebro und geht durch O. im Halbkreise nach S. herum, bis zum Cap Marroqui, so daß zuletzt die Sierra Nevada, ein Bruchstück des sündandalusischen Küstengebirges, ein Theil davon ist. Die

großen, nach W. sich abdachenden Plateaux werden ihrerseits wieder von Strömen bewässert, worunter, weil ihnen die orographische Anordnung des Bodens eine ansehnliche Entwicklung gestattet, die stattlichsten der Halbinsel zu suchen sind. Sie münden alle in den atlantischen Ocean und entspringen, da Portugal bloß einen relativ schmalen Landestreifen an der W.-Küste einnimmt, insgesammt auf spanischem Gebiete. Der Minho (spr. Minjo), der nördlichste und kleinste dieser Ströme, macht von seinen südlicheren Gefährten darin eine Ausnahme, daß er schon von den asturischen Gebirgen in Galicien herabsteigt, während die übrigen, der Duero, portugiesisch Douro, der Tago (spr. Táchho), portugiesisch Tejo (spr. Tescho), die Guadiana und der Guadalquivir (spr. Guadalkiwir, entstanden aus dem Arabischen Wadi el Iebir, „der große Fluß“), aus dem iberischen Berglande kommen. Diese Ströme fließen alle mit den Gebirgszügen parallel, und zwar, weil links von der Wasserscheide, in südwestlicher Richtung; beim Ebro und den Flüssen rechts von der Wasserscheide ist die Richtung SO. Die wenigsten sind schiffbar und dies nur auf relativ kurzen Strecken des Unterlaufes. Neben den genannten, denen es an beiderseitigen Zuflüssen nicht fehlt, bemerkt man in Portugal und im N. der cantabrischen Kette eine beträchtliche Anzahl kurzer Küstenflüßchen, wovon indeß bloß die Bidassoa als Grenzfluß gegen Frankreich erwähnt zu werden verdient. Außer einigen salzigen Strandseen hat die Halbinsel keine stehenden Gewässer von einiger Bedeutung.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß man die iberische Halbinsel in Gedanken durch eine fast nordsüdlich gezogene Linie in zwei sehr ungleiche Hälften, in eine große westliche und in eine kleine östliche zerlegt denken kann. Der letzteren gehören durchaus die Grenzgebirge der Pyrenäen an, die nicht nur den massigsten Höhenzug Spaniens in einer ununterbrochenen Ausdehnung von 386 Km., vom Mittelmeere bis zum Golfe von Biscaya bilden, sondern auch unter den europäischen Gebirgen überhaupt eine der hervorragendsten Stellen einnehmen. Nach dem Kaukasus und den Alpen kennt Europa keine gewaltigere Bergkette als die Pyrenäen. Zwar sind ihre höchsten Spitzen niedriger als die der Alpen, ihr Kamm dagegen höher, weshalb es auch nur zwei fahrbare Pässe an den Enden, bei Trün im W. und nördlich von Gerona im O. gibt.

Wenn auch die Vegetation in dem südlicher gelegenen Berglande eine bedeutendere ist, so werden die Pyrenäen an Reichthum der Gewässer, der Schnee- und Eismassen, sowie in der anmuthigen Vertheilung und reizvollen Abwechslung derselben mit der Pflanzenwelt weit von den Alpen überboten. Regelmäßigkeit der Structur, die sich hin und wieder selbst zu einem gewissen Grade von Monotonie steigert, ist der Charakter der Pyrenäen gegenüber der vielgestaltigeren Bildung des Alpenlandes.



Von den zwei Hauptketten, den W.- und O.-Pyrenäen, die in gleicher Norddirection von den beiden Meeresküsten ausgehend einander entgegenlaufen, zweigen sich nach S. und N. die Nebenketten, die sich, der regelmäßigen Bildung eines Farnblattes vergleichbar, verästeln, wodurch eine große Zahl kurzer Längenthäler, die unter sich parallel laufen, sowie eine Menge kurzer, ebenfalls unter sich gleichlaufender Transversalthäler entstehen.

In diesem regelmäßigen Aufbau bieten die Pyrenäen nicht die malerische Abwechslung der Alpen dar. Dazu kommt noch, daß sich die höchsten Gipfel der Pyrenäen in viel weniger auffallender Bildung über die Mittelhöhe des Gebirges, welche um 100 M. bedeutender ist als jene der Alpen, erheben. Der ganze Zug stellt sich daher als eine vielgezackte aber etwas eintönige Kette von Pics, als eine eigentliche Sierra dar. Es ist die Kette der „Peyre nere“, d. h. der dunklen, wegen ihrer Steilheit meist schneefreien Hochgipfel. Die imponirenden Formen der nach allen Seiten hin tief abfallenden Höhen, wie des Canigou (2786 M.), der beiden Pic du Midi (2191 und 2885 M.), der Maladetta oder des Mont Perdu (3352 M.) sind in den Pyrenäen eine weit seltenere Erscheinung als in den Alpen. Bei dem Mangel an ausgedehnten Längenthälern, überhaupt der weiteren Thalbildung, fehlt ferner den Pyrenäen auch der Reiz größerer Seen. Nur in den höheren Regionen dieses Gebirges ruhen von Gletschern und Schneefeldern genährt eine Anzahl kleiner Becken in der wildesten Einsamkeit des Hochgebirges, viele davon die meiste Zeit des Jahres mit einer Eiskruste überzogen. Aber auch der Hauptschmuck der Hochgebirge, die Fülle und Pracht der Firnen- und Gletscherewelt und der unmittelbare Wechsel derselben mit blühender Vegetation, was in den Alpen jenen reizvollen Contrast von Frühling und Winter, von starrendem Norden und üppig treibendem Süden hervorbringt, ist in den Pyrenäen in weit geringerem Maße vorhanden; ebensowenig reichen die Gletscher, oder wie sie hier zu Land heißen, die Sernelhas, so tief in die Culturthäler hinab, als dies in den Alpen der Fall ist. So ist denn auch der Wasserschlag der Pyrenäen ein geringerer, ihr Stromgebiet ein unbedeutenderes. Sie geben nur einem Hauptstrom ihren Ursprung, der nach Frankreich abfließenden Garonne. Die kleinen Bergwasser, die sogenannten Gaves, fließen mit starkem Gefäll in engen Thalschluchten. Es fehlt überhaupt der Thalboden, es fehlen auch die natürlichen großen Uebergangsstrassen, nur an den Depressionen der O.- und W.-Enden finden sich solche ersten Ranges. Die vielen übrigen Paßübergänge, die „Pasos“ oder „Puertos“ der Spanier sind meist nur für Fußgänger, höchstens für Maulthiere passirbar. Während die Alpen mit ihren vielen natürlichen Hauptpassagen ein Land der Vermittelung geworden sind, sind die Pyrenäen ein Land der Trennung und Hemmung geblieben bis auf den heutigen Tag.

Indeß die Pyrenäen haben auch ihre Vorzüge, die ihnen kein anderes Gebirg streitig macht. In einer Entfernung von 100 Stunden senken sich ihre Abhänge zu den Gestaden zweier Meere. Wenn das Alpengebirg von N. nach S. germanische und hesperische Natur scheidet, so stellen sich dem, welcher die Pyrenäen in ihrer Längenausdehnung von W. nach O. durchwandert, auf einer verhältnißmäßig kurzen Strecke und obwohl er fast auf gleichem Breitengrade geblieben ist, die Gegensätze zweier Erdtheile dar. Auf der westlichen Seite, im Lande der Basken, beginnt das Gebirgssystem mit einem welligen Hügel land der Sandsteinformation, dessen bewaldete Höhen an die Scenerien deutscher Mittelgebirge erinnern. Drüben aber, gegen die Küsten des Mittelmeeres hin, gewinnt die Landschaft den Charakter afrikanischer Natur. Da steigen nackte weiße Kalkwände über Wäldern von Korkeichen und Oliven auf, über Weingeländen, in deren Neben südliches Feuer glüht, es wachsen am Rande weiter Sandflächen die bizarren, mächtigen Aloës und die Tamarisken mit ihrem buschigen Grün; mit einem Worte, es sind die Gegensätze Mitteldeutschlands und Algiers, die hier auf einen Breitengrad zusammengestellt in einer kurzen Längendistanz uns entgegentreten.

In den Central- oder Hochpyrenäen, jenem Theile, welcher bei der Fülle und Mannigfaltigkeit der hochgebirgigen Erscheinungen nach Ritters Ausdruck die „erhabene schöne Krone“ des ganzen Systems bildet, fesselt uns vor allem jene den Pyrenäen ganz ausschließlich eigene Formation der Felsamphitheater, der Cirques oder Oueles (= olla), mit welcher letzterer Benennung im Landespatois die kesselförmig gebildeten Räume bezeichnet werden, die den Querthälern ihren eigenthüm-

den unendlichen Horizont geben. In den grandiossten Beschreibungen sind diese Pyrenäen nur der letzte Zornsturm und Rosenkranz, in dem Rausch und Rarmor aus dem Mittelalter, der Wüstentum, einem sinnlichen Pyrenäen, 1444 M. 1. M., das aber durch seinen mehrheitlichen Gebirgsbau eine entsprechende Veräbnlichung gewinnt, hat uns das bestehende Glimmerbild durch den Montblanc und den Monteban seiner Glorietheorie. Hier andere Hochgebirge kommt, ohne die Pyrenäen gesehen zu haben, möchte versucht sein zu glauben, daß sich ähnliche Gebirge nicht nirgendwo befinden: aber in dem ganzen Alpengebiet z. B. ist doch nur eine Stelle, die man, und sich nicht nur ansehend, mit den Gipfeln der Pyrenäen vergleichen könnte: es ist eines von den letzten Wänden des Tannen- und Kiefernwaldes im höchsten Gebirge von Gail am Gailthaler.

In älterer Sprache der Gipfel hat es verschiedenen Hypothesen über die Entstehung Platz gegeben. Die kleineren Gebirge dieser Art werden sich eigentlich nicht brennen, daß sie durch den Glimmer, von Faltungen entstanden sind. Es ist noch diese Theorie auch auf die gewaltigen Tälern von Gavarrie, Tormaria, Gaila u. a. anwenden läßt, wird noch dahingestellt bleiben müssen. Die Betätigung des Höhenzuges des Karbore, wo die tiefe Rolandabreite eine neue Linie in der wahren Gebirgswelt der spanischen Pyrenäen bis nach der blauen Ebene von Saragoja erstreckt, in in gleicher Weise reizvoll als hellenweise geistlich. Dort zeigt sich auch der Rausch Berda in der blendenden Pracht eines hohen zugrundeten Schneehoms. Diesen grandiosen Gröndungen in der Landerwelt von Gavarrie kann sich nur eine Partie der Hochpyrenäen ebenbürtig zur Seite stellen. Sie ist am östlichen Ende derselben, dort wo die Gruppe der Montserrat, des Montblanc der Pyrenäen, mit ihren vielen schnee- und eisbedeckten Gipfeln, den Montagnes maudites, in ihrem höchsten, dem Rethon, 3402 M. hoch ab. d. M. ansteigt. (Ruth, in: Erster Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in München. 1871. S. 60—72.)

Endlich von den Pyrenäen breitet sich die aragonische Tiefebene aus, vom Ebro durchschnitten, dem hier mehrere nicht unbeträchtliche Gewässer von den pyrenäischen E.-Flanken zufließen. Im Thale dieses Stromes liegt Aragoniens altberühmte Hauptstadt Saragoja (spr. Saragoña). Gegen E. hin scheidet ein Höhenwall, der sich nach N. zu einem wahren, mit dem E.-Ende der Pyrenäen sich verbindenden Berglande erweitert, die aragonische Tiefebene vom Mittelmeere. Dieses Bergland ist die alte Provinz Catalonien, und der Ebro, um zu seinem Mündungsdelta zu gelangen, muß die catalonischen Gebirge auf der Strecke zwischen Mequinenza und Tortosa in der heutigen Provinz Tarragona durchbrechen. Folgen wir dem Laufe des gelben Ebro thalwärts, so erreichen wir Logroño, eine alte Stadt mit krummen, winkligen Straßen; die Umgebung wird als die Rioja bezeichnet; namentlich Wein und Obst gedeihen hier vortrefflich, und gilt die Rioja für ein nördliches Andalusien. Nördlich vom Ebro, der von unschätzbarem Werthe für das Land, weil er weiten Strecken in Alcastilien wie in Aragonien, die sonst ganz unfruchtbar wären, die Bewässerung der Felder ermöglicht, erheben sich in dieser Gegend die Berge der baskischen Provinzen, welche die westliche Fortsetzung der Pyrenäen bilden und deren Zug von der spanischen N.-Küste begrenzt wird. Hier ist der Schauplatz der Carlisientriege, welche Spanien so blutend verheerten, hier liegen Pamploña, die Hauptstadt Navarra's, und weiterhin



Reiz. Einen anmuthigen Anblick gewähren insbesondere die Nußbaum- und Kastanienwälder, deren Früchte einen belangreichen Ausfuhrartikel bilden. Asturien dagegen ist eine schwer zugängliche alpine Region mit steilen, vielfach zerrissenen Gebirgsketten, üppigem Weidelande und fruchtbaren, gut bewässerten Thälern.

An die cantabrischen Gebirge im S. lehnt sich die Hochebene von Leon und Altcastilien an, deren Hauptstrom der bei der weinreichen portugiesischen Handelsstadt Porto (meist Oporto genannt) das Meer erreichende Duero ist. Zwischen seinem Oberlaufe und jenem des Ebro steigt der westliche Beginn der iberischen Wasserscheide zu dem ansehnlichen Bergstocke der Sierra de la Demanda auf, an dessen W.-Fuße die Stadt Burgoß, einst die „Zwingburg der Könige des Landes“, einer der kältesten Orte in Spanien, liegt. Wer von hier nach N., d. h. nach dem Ebrothale will, muß bei Pancorbo die nach ihm benannten Schluchten, die Gargantas de Pancorbo passiren, welche einen überaus wilden und höchst malerischen Anblick gewähren. Auf einer Strecke von mehr als einer halben Wegstunde steigen gewaltige Felsmassen theils ganz senkrecht empor, theils hängen sie so weit aus dem Loth heraus, daß sie einander nahezu berühren. Auch auf der N.-Seite der Gargantas liegen Steinlabyrinthe, und die Gegend gewährt einen wilden Anblick. Ganz anders auf der altcastilischen Hochebene, welche namhafte Plätze, wie die alten Römerstädte Palencia, Leon und Astorga, jetzt verfallen und verödet, im N., Valladolid, Zamora und die berühmte Universitätsstadt Salamanca im S. trägt. Hier herrscht trostlose Eintörmigkeit; der Reisende glaubt sich auf die ausgedörrten Hochebenen der Mancha in Neucastilien versetzt oder in das Sandmeer der Sáhara. Diese altcastilianische Wüstenei wird von Maulthier-Karawanen durchzogen, die man schon aus weiter Ferne bemerkt, weil sie den Staub hoch aufwirbeln. Unwillkürlich denkt man an ein spanisches Sprichwort, demzufolge eine Lerche, welche über Castilien hinfliegen will, ihr Futter mitnehmen muß. Die südliche Begrenzung dieser Duero-Hochebene bildet der Zug des in einzelnen Partien mit den Schweizer Alpen an landschaftlicher Pracht und Wildheit wetteifernden castilischen Scheidegebirges (2600 M. hoch), welches in vier deutlich geschiedene coulissenartig gestellte Ketten zerfällt. Von W. nach O. sind dies der ungeheure platte Bergwall der Sierra de Estrella (spr. Estrelja, Sterngebirge) in Portugal (Provinz Beira), die Sierra de Gata, der zerklüftete Felswall der Sierra de Gredos, nach S. steil abfallend, oben platt, mit Alpentristen, Seen und einem kleinen Gletscher, endlich die aus zwei Parallelketten be-



stehende granitische Sierra de Guadarrama, von welcher letzterer zum Tajo das Flößchen Manzanares, dessen Name fast eben so breit ist wie sein Bett, herabfließt, an dem die spanische Hauptstadt Madrid auf der nicht minder öden neucastilischen Hochebene erbaut ist.

Madrid liegt in einer schauerhaften „Gegend“. Man kann sich nichts Traurigeres denken, als die Umgebungen dieser Hauptstadt Spaniens auf der geradezu trostlosen Hochebene Castiliens; keine andere Hauptstadt Europa's ist ein solches „Paradies der Wüste“, liegt inmitten eines solchen Steinsfeldes. Wer Baumschatten haben will, findet ihn im Pardo, dessen Wälder von Kastanienbäumen und immergrünen Eichen einen erquickenden Gegensatz zur Wüstenei bilden. Nicht weit vom Pardo liegt das „achte Wunder der Welt“, nämlich das königliche Schloß El Escorial. (Globus XX. Bd. S. 321.)

Das neucastilische Plateau trägt im großen Ganzen überall denselben trostlosen Charakter wie das altcastilische, und wunderbar bleibt es, daß diese unabsehbaren Weiten im Sommer wie im Winter ganz denselben Charakter haben, Alles kahl, steril, verbrannt. Entlaubte Erlen und Weidengebüsch umgeben die Ufer des Tajo, dessen schmutziggelbes Wasser langsam und träge nach W. fließt. Die Hochebene wird durch die Berge von Toledo in die nördliche Ebene von Toledo und die südliche von La Mancha getheilt. Die erstere durchströmt der Tajo, die zweite die Guadiana; zwischen beiden erheben sich die erwähnten Montes de Toledo, welche gegen W. hin, in der spanischen Provinz Extremadura, in der Sierra de Guadalupe sich fortsetzen. Aus Extremadura tritt der Tajo nach Portugal über, die beiden portugiesischen Provinzen Beira und Alemtejo von einander scheidend. Portugal zwischen 40 und 41° n. Br. ist ein nach N. terrassenförmig abfallendes Plateau, vielleicht 600—650 M. hoch, welches als SW.-Gef. des altcastilischen Hochlandes angesehen werden kann; es ist die Vergterrasse von Beira. Die Provinz Alemtejo nimmt theilweise die Gebirge des spanischen Extremadura und die Guadiana auf, trägt aber im N. nur ganz unbedeutende Höhen, die sich ganz allmählig zur W.-Küste abdachen. An letzterer liegt die portugiesische Provinz Extremadura, in welcher an der Tajo-Mündung die Landeshauptstadt Lisboa oder Lissabon, im Gegensatz zu Madrid, in wahrhaft paradiesischer Lage sich erhebt. Schreiten wir von der Mancha-Ebene in entgegengesetzter Richtung nach O. zu, so stoßen wir auf das iberische Bergland, an dessen östlichen Flanken die Provinzen Valencia und Murcia zum Mittelmeere sich ausbreiten. Wir bemerken hier einen ziemlich breiten Küstenfaum, den man mit vollem Recht ein „Afrika in Europa“ nennen kann. Hier liegt der Hafenplatz Alicante hart am Rande einer dünnen, salzigen Steppe, welche zu dem großen, von M. Willkommen als „Litoralsteppe“ bezeichneten Steppengebiet Südspaniens gehört.

„Das Land ist keineswegs eine einförmige Ebene, sondern ein welliges Terrain, aus dem gegen N. und W. isolirte Felsgebirge aufragen, welche schön geformt sind und in den prächtigsten Farbentinten prangen, aber — wenigstens scheinbar — jeder Vegetation entbehren. Bäume sind, einige Feigenbaumpflanzungen und Dattelpalmen bei den umhergestreuten, durchgängig mit platten Dächern versehenen Caserios ausgenommen, nirgends zu erblicken, und kaum begreift man, wie in diesen kahlen, dürren Gefilden so viele Menschen existiren können, denn jene Gegend ist verhältnißmäßig ziemlich stark bevölkert. Die Getreidefelder, welche in den Vertiefungen, durch Morias bewässert, liegen, entziehen sich nämlich dem Auge, nur die Straße ist fast immer zu beiden Seiten mit solchen garnirt. Die Weizenernte war hier schon vorüber, die Felder waren daher entweder ganz kahl oder mit zusammengelegten Getreidegarben bestreut, wobei ich erwähnen will, daß die dortigen Bauern das Getreide nicht abschneiden, sondern mit den Wurzeln ausreißen. Außer Weizen und Gerste wird hier viel Serradella (*Ornithopus sativus* Brot.), Safflor (*Carthamus tinctorius* L.) und Anis gebaut. Oft treten aber die öden, mit grauen Salzpflanzen bestreuten Steppengefilde bis dicht an die Straße heran. Je weiter wir uns von Alicante entfernten, desto afrikanischer wurde die Physiognomie der Landschaft. Rechts und links von der Straße zeigten sich erst Palmengruppen, dann ganze Palmenhaine neben blendend weißen, mit wenigen Fensteröffnungen versehenen Caserios, auf deren plattem Dache sich oft ein halbkugeliger Padofen (ganz wie bei den maurischen Häusern Marokko's) erhob. Allmählig traten zwischen den Palmenhainen, die immer größer wurden, je mehr wir uns Elche näherten, und in denen blühende Granatbüsche den Boden so zu sagen als Unterholz bedeckten, Getreide- und Luzernfelder, Oliven- und Johannisbrot-pflanzungen auf, eine bessere, fruchtbarere Bodenbeschaffenheit verkündend. In geringer Entfernung zeigte sich nun vor uns eine weit ausgedehnte dichtstämmige Palmenmasse, in welche die Straße einbog: — der berühmte Palmenwald von Elche! Derselbe umgibt die Stadt rings herum und ist an dieser Seite am breitesten. Wir konnten uns nicht sattsehen an den Tausenden von schlanken Stämmen mit ihren luftigen Kronen, deren lange, vom Winde leicht bewegte Fiederblätter durch Aneinanderschlagen ein eigenthümliches, dem Säuseln der Luft in Nadel-, besonders Kiefernwäldern vergleichbares, doch aber anders tönendes Geräusch hervorbrachten, sowie an den glänzend hellgrünen, mit scharlachrothen Blumen übersäeten Granatbüschen, welche auch hier überall in üppigster Fülle unter dem lichten Schatten der Palmenreihen wuchsen.“ (M. Willkomm. Spanien und die Balearen. Reiseerlebnisse und Natur Schilderungen nebst wissenschaftlichen Zusätzen und Erläuterungen. Berlin 1876. 8°. S. 184—185.)

Zwischen der Mancha-Ebene und Andalusien ziehen die vielen kahlen aber nicht hohen Rücken der rauhen Sierra Morena, welche die Hauptkette des andalusischen Scheidegebirges bildet. Die berühmte Felsenschlucht von Despeñaperros wird heute von der Eisenbahn passirt, welche aus dem Guadiana-Thale in jenes des Guadalquivir führt. Dieser ist nämlich der Hauptstrom Andalusien's; seine Ufer bespülen die Städte Córdoba und Sevilla; seiner Mündung unfern liegen Jerez (Xerez) und Cádiz. Andalusien ist der Garten Spaniens und von ihm hauptsächlich gelten die glühenden Schilderungen der Reisenden, die mit Unrecht auf das nördlichere iberische Hochland übertragen werden. Die Seele der Landschaft bleibt indeß das Thal von Granáda, am Fuße der hohen Küstenskette der Sierra Nevada. Hier ist im Februar der Frühling schon im Erblühen.

Die wunderbarste Mischung von nördlicher und südlicher Vegetation, sagt eine moderne Besucherin, entfaltete sich in Folge der hier herrschenden gemäßigten Temperatur, denn gegen Mittag von der gewaltigen Sierra Nevada begrenzt, er-

mangelt die Stadt trotz ihrer südlichen Lage selbst im Hochsommer nur selten der kühlenden Lüfte. Auf den Gipfeln der Berge, besonders auf dem 3554 M. hohen Pic Mulhacen zeigten sich die ausgedehntesten Schneefelder, die auch unter den glühenden Strahlen der Juli- und Augustsonne nie völlig schmelzen. Der Boden war mit jungem Grün, mit Eypheu und lieblichen Blümchen, ja zu ganzen Feldern mit Veilchen überwuchert; dazwischen liefen lange Einfassungen von Myrtenhecken, dunkelglühende Rosen rankten sich hoch empor; an den Mandelbäumen entfalteten sich nach der einen Seite erst die rothen Blüthchen, während die nämlichen Stämme nach der anderen Seite schon in grünem Blätter Schmucke standen; dergleichen blühten die Birn- und Apfelbäume; neben Eypressen und Cederngängen, neben Orange, Cactus und Aloe, Lorbeer und Palme erfreuten uns reife Erdbeeren, wenn auch noch in geringer Menge. Dazwischen ergößt die bekannte, von den Mauren übernommene herrliche Nussbarmachung des Wassers. Der in unzähligen Canälen nach allen Richtungen geleitete Darro fließt auch rechts und links von den breiten, schönen Wegen der Alhambra in zwei Rinnalen den Berg hinab.“ (Bettina Ringseis. Drei Monate in Spanien. Freiburg 1875. 8°.) Weniger bekannt aber nicht minder reich von der Natur bedacht ist der von den Hauptverkehrswegen fernab gelegene Landstrich La Alpujarra. Er liegt in der Provinz Granada, zwischen den südlichen Abhängen der schönen Sierra Nevada und dem mittelländischen Meere. Die Landschaft ist gebirgig und in hohem Grade pittoresk. Das Vorwärtskommen ist selbst zu Maulthier äußerst schwierig. Nur wenige Plätze auf Erden sollen derart von der Natur bevorzugt sein wie dieser Fleck. Auf der Höhe der Sierra, in der Region des ewigen Schnee's wächst die aromatische Kamille neben den seltensten Lichenen, am Abhange gedeihen die Bäume und Sträucher des Nordens, der Kastanienbaum, Eiche und Fichte, weiter unten gedeiht Wein und Del, noch weiter die Citronen und Orangen, ja sogar Bananen und Gummibäume, Baumwolle und Zuckerrohr, sowie andere tropische Pflanzen. Die Blumen und Früchte der Alpujarra werden als die schönsten der ganzen Provinz Granada geschätzt.

In dem steilen Küstengebirge oder spanischen S.-Rande unterscheidet man, sowie in den castilischen und andalusischen Scheidegebirgen, mehrere Ketten, worunter die Sierra Nevada nur die höchste und wichtigste ist; an sie reihen sich aber nach W. hin die Sierra de Málaga und die Sierra de Ronda, welche bis zu der englischen Felsenveste Gibraltar (spr. Chibraltár) sich erstreckt. Diese, dann die ob ihrer Weingelände gefeierte Stadt Málaga und Almeria sind die wichtigsten Punkte der spanischen S.-Küste.

In jeglicher Hinsicht geographisch zur iberischen Halbinsel gehörend, sei noch kurz der im Mittelmeere, dem Golfe von Valencia vorliegenden Eilande der Balearen und Pithusen gedacht. Die wichtigsten der Balearen sind Mallorca (spr. Maljorka) und Menorca, erstere mit der Hauptstadt Palma, letztere mit dem trefflichen Hafen Mahon. Die übrigen zu dieser Gruppe zählenden Inselchen sind klein und nicht erwähnenswerth. Die Pithusen bestehen nur aus den zwei Inseln Ibiza (spr. Ivisa) und dem kleinen Formentera. Alle zusammen bilden das ehemalige Königreich Mallorca mit einem Areal von 4820 □ Km. und etwa 300,000 Einwohnern. Die Inseln sind größtentheils gebirgig, und auf Mallorca, der größten unter ihnen, steigen die Gipfel am N.-Rande bis zu 1460 M., ja die Silla de Torella bis zu 1480 M. auf; sie erfreuen sich eines gesunden und milden



Klima's, sowie eines fruchtbaren Bodens, welcher alle Producte des europäischen S. hervorbringt. Die Ebene um das gewerbtthätige, volkreiche Palma (58,000 Einwohner) herum (La Huerta) ist außerordentlich freundlich, gänzlich bedeckt mit Mandel-, Feigen-, Maulbeer-, Johannisbrot- und Granatapfelbäumen, denen auch unsere Obstsorten beigemengt sind, der Boden mit Weizen- und Gerstensaaten, Hülsenfrüchten und Gemüsen, welchen der Schatten der Bäume sehr zu gute kommt, eingenommen.

## §. 2. Die italische Halbinsel.

Die mittlere der drei südlichen Halbinseln Europa's, welche das mittelländische Meer in zwei beinahe gleiche Hälften sondert, ist Italien, der Garten unseres Erdtheiles, das Land der classischen Erinnerungen, wo die Steine reden, das Land der Poesie und der Kunst wie der herrlichsten Naturschönheit.

„Vor allen Ländern Europa's ist in ästhetisch-geographischer Hinsicht die Halbinsel Italien am berühmtesten. Von dem übrigen Europa durch die mächtigste Felswand getrennt, fast gänzlich vom fischreichen Meere umflossen, ist sie in den Augen der cisalpinischen Nationen der schöne Garten von Europa, wohin der Nordländer seit frühen Zeiten fortwährend wandert, um eine südliche Natur zu genießen und sich an den Werken der Kunst und des Alterthums zu erheitern. Und in der That hat das Land vor vielen anderen die herrlichsten Vorzüge. Seine Küsten, mit den reichsten Inseln besetzt, bilden weite und sichere Häfen und das Binnenland wird von vorzüglichen Strömen bewässert. Aneinanderhängend läuft ein Gebirge von N. nach S. darüber hin, erzeugt in seinem Innern die schätzbarsten Steine und Metalle; kühlt durch den Schnee seiner Gipfel den sengenden Sommer, und die todten und lebenden Feuerschlünde seiner äußersten Zweige gewähren der Erde unermessliche Fruchtbarkeit und schrecklich erhabene Scenen dem Auge. Italien ließ die Natur in der heitersten Feierstunde aus den Gewässern hervorgehen, goß überschwänglichen Segen darüber aus, verschwendete jede Art malerischer Scenen an diese Lieblingssorte und umfaßte sie aus mütterlicher Besorgniß mit dem Oceane und dem schroffsten Gebirge. Der erste Athemzug in diesem Feenlande gewährt dem Wanderer, nach überstiegenen Alpen, ein durchaus neues Gefühl von Wonne. Die Luft strömt ihm, selbst in trüberen Winterabenden, sanft aus und ein. Aber mehr als durch die äußere Wärme unterscheidet sich Italien von allen anderen Ländern am Mittelmeere durch die innere Wärme der ewig glühenden Schmiedeöfen der Cyclopen. Diese Feuerstätten bilden Ebenen von Schwefel, Vimsstein, Lava, und durchdringen den zerklüfteten Kalk, welcher die Hauptbildung des Landes ausmacht, und der an den Grenzen Ober- und Mittelitaliens zum harten, weißen Marmor von Carrara verhärtet. Der grüne Pflanzenteppich gewinnt selbst durch die unterirdische Feuerstätte. Der köstliche Wein *Lacrimae Christi*, vielleicht der alte Falerner, entkeimt den Schlacken des Vesuv. Wälder von edbaren Kastanien wachsen auf dem Feuerschlunde des Aetna zu Riesen an, und selbst Zimmt- und Pfefferbäume, nur den Wendeländern eigen, entsteigen hier dem glühenden Boden dieses Feuerberges. In den blumenreichen Auen Siciliens finden emsige Bienen ihre süße Nahrung, und schon im Alterthume



waren die Blumenfluren von Enna und der Honig von Hybla berühmte. In den Maulbeerbäumen spinnen Seidenwürmer ihr zartes Gespinnst und auf den südlichen Ebenen weiden starke große Pferde, während auf hohen Alpen Gemsen, Steinböcke, Murmelthiere und Maulthiere haufen. Taranteln und Scorpionen sind nur geringe Störungen dieses üppigen Lebens.

Diese verschwenderische Milde der Natur ließ auch ihr glorreichstes Product, den Menschen, nicht zurückstehen. Sie stattete auch ihn mit den schönsten Gaben aus; gab seinem Auge laute Sprache und hohes Feuer; seinen Sinnen den feinsten Tact; seinen Organen unübertroffene Biegsamkeit und seinem Geiste seltene Talente. In Italiens Häfen wehen die Wimpel aller Nationen und seine Segel bedecken alle Meere. Seine reichen, vielfachen Ernten füllen die Speicher der Eingebornen und Ausländer; uneingeschränkt und froh genießen Winzer und Landmann den leicht zu erzielenden Segen, und unzählbare Producte der Natur, von dem talentvollen Menschen in jede nützliche und angenehme Form gegossen, erfreuen und setzen den Ausländer in Erstaunen.“ (Fr. Hobirk. Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde. Detmold 1876. 8°. VII. Bd. Italien S. 1—2.)

Zungenartig an den Leib des europäischen Festlandes angeheftet, verleiht der tiefe Einschnitt des Golfes von Taranto im S., Italien in zwei neue kleinere Halbinseln spaltend, die calabrische und die apulische, der Halbinsel jene sprichwörtliche Stiefelform, die sich auf der südlichen Hemisphäre in der Doppelinsel Neuseelands in umgekehrter Weise annähernd wiederholt. Von allen Seiten, den N. ausgenommen, vom Meere umspült, wird Italien durch die nur 75 Km. breite Straße von Otranto von der Balkan-Halbinsel im O. getrennt, zwischen welchen beiden das adriatische Meer, im N. mit den Golfen von Venedig und Triest endend, eingebettet ist. Im S., zwischen Griechenland und Sicilien, fluthet das jonische, und nördlich von dieser Insel, von dem italienischen Continente im O. und den beiden Eilanden Sardinien und Corsica im W. begrenzt, drei reizende Busen, jene von Salerno, Neapel und Gaeta bildend, das tyrrhenische Meer, welchem sich oberhalb der toscanischen Inselgruppe das ligurische Meer mit dem Golfe von Genua anschließt.

Nehmen wir eine Karte Italiens zur Hand, so entgeht uns nicht, wie das Land in zwei deutlich von einander geschiedene Theile zerfällt, in einen continentalen und einen peninsularen. Der erstere, nördliche, wird vom Kranze der mächtigen Alpen umsäumt, an deren S.-Abhänge eine weite, fruchtbare Ebene sich ausbreitet, die wir kurzweg, da sie die größte unter den wenigen Flächen des vorwiegend gebirgigen Italiens ist, die italienische nennen. Hier liegen die Landschaften Piemont, Lombardei und Venedig mit einer Zahl beträchtlicher Städte von hoher geschichtlicher Bedeutung, hier fließt nebst der Etsch der vom Alpengipfel des Monte Viso herabkommende Po, einer der ansehnlichsten unter den wenigen Längenströmen Europa's und die gewaltigste Wasserader ganz Italiens, in westöstlichem Laufe dem adriatischen





Klima's, sowie eines fruchtbaren Bodens, welcher alle Producte des europäischen S. hervorbringt. Die Ebene um das gewerbthätige, volkreiche Palma (53,000 Einwohner) herum (La Huerta) ist außerordentlich freundlich, gänzlich bedeckt mit Mandel-, Feigen-, Maulbeer-, Johannisbrot- und Granatäpfelbäumen, denen auch unsere Obstsorten beigemengt sind, der Boden mit Weizen- und Gerstensaaten, Hülsenfrüchten und Gemüsen, welchen der Schatten der Bäume sehr zu gute kommt, eingenommen.

## §. 2. Die italische Halbinsel.

Die mittlere der drei südlichen Halbinseln Europa's, welche das mittelländische Meer in zwei beinahe gleiche Hälften sondert, ist Italien, der Garten unseres Erdtheiles, das Land der classischen Erinnerungen, wo die Steine reden, das Land der Poesie und der Kunst wie der herrlichsten Naturschönheit.

Vor allen Ländern Europa's ist in ästhetisch-geographischer Hinsicht die Halbinsel Italien am berühmtesten. Von dem übrigen Europa durch die mächtigste Felswand getrennt, fast gänzlich vom fischreichen Meere umflossen, ist sie in den Augen der cisalpinischen Nationen der schöne Garten von Europa, wohin der Nordländer seit frühen Zeiten fortwährend wandert, um eine südliche Natur zu genießen und sich an den Werken der Kunst und des Alterthums zu erheitern. Und in der That hat das Land vor vielen anderen die herrlichsten Vorzüge. Seine Küsten, mit den reichsten Inseln besetzt, bilden weite und sichere Häfen und das Binnenland wird von vorzüglichen Strömen bewässert. Aneinanderhängend läuft ein Gebirge von N. nach S. darüber hin, erzeugt in seinem Innern die schätzbarsten Steine und Metalle; kühlt durch den Schnee seiner Gipfel den sengenden Sommer, und die todtten und lebenden Feuerschlünde seiner äußersten Zweige gewähren der Erde unermessliche Fruchtbarkeit und schrecklich erhabene Scenen dem Auge. Italien ließ die Natur in der heitersten Feierstunde aus den Gewässern hervorgehen, goß überschwänglichen Segen darüber aus, verschwendete jede Art malerischer Scenen an diese Lieblingsorte und umfaßte sie aus mütterlicher Besorgniß mit dem Oceane und dem schroffsten Gebirge. Der erste Athemzug in diesem Feenlande gewährt dem Wanderer, nach überstiegenen Alpen, ein durchaus neues Gefühl von Bonne. Die Luft strömt ihm, selbst in trüberen Winterabenden, sanft aus und ein. Aber mehr als durch die äußere Wärme unterscheidet sich Italien von allen anderen Ländern am Mittelmeere durch die innere Wärme der ewig glühenden Schmiedeöfen der Cyclopen. Diese Feuerstätten bilden Ebenen von Schwefel, Bimsstein, Lava, und durchbringen den zerklüfteten Kalk, welcher die Hauptbildung des Landes ausmacht, und der an den Grenzen Ober- und Mittelitaliens zum harten, weißen Marmor von Carrara verhärtet. Der grüne Pflanzenteppich gewinnt selbst durch die unterirdische Feuerstätte. Der köstliche Wein *Lacrimas Christi*, vielleicht der alte Falerner, entkeimt den Schlacken des Vesuv. Wälder von ehbaren Kastanien wachsen auf dem Feuerschlunde des Aetna zu Riesen an, und selbst Zimmt- und Pfefferbäume, nur den Wendeländern eigen, entsteigen hier dem glühenden Boden dieses Feuerberges. In den blumenreichen Auen Siciliens finden emsige Bienen ihre süße Nahrung, und schon im Alterthume

waren die Blumenfluren von Enna und der Honig von Hybla berühmt. In den Maulbeerwäldern spinnen Seidenwürmer ihr zartes Gespinnst und auf den südlichen Ebenen weiden starke große Pferde, während auf hohen Alpen Gamsen, Steinböcke, Murmelthiere und Maulthiere hausen. Taranteln und Scorpionen sind nur geringe Störungen dieses üppigen Lebens.

Diese verschwenderische Milde der Natur ließ auch ihr glorreichstes Product, den Menschen, nicht zurückstehen. Sie stattete auch ihn mit den schönsten Gaben aus; gab seinem Auge laute Sprache und hohes Feuer; seinen Sinnen den feinsten Tact; seinen Organen unübertroffene Biagsamkeit und seinem Geiste seltene Talente. In Italiens Häfen wehen die Wimpel aller Nationen und seine Segel bedecken alle Meere. Seine reichen, vielfachen Ernten füllen die Speicher der Eingebornen und Ausländer; uneingeschränkt und froh genießen Winzer und Landmann den leicht zu erzielenden Segen, und unzählbare Producte der Natur, von dem talentvollen Menschen in jede nützliche und angenehme Form gegossen, erfreuen und setzen den Ausländer in Erstaunen.“ (Fr. Hobirk. Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde. Detmold 1876. 8°. VII. Bd. Italien S. 1—2.)

Zungenartig an den Leib des europäischen Festlandes angeheftet, verleiht der tiefe Einschnitt des Golfes von Taranto im S., Italien in zwei neue kleinere Halbinseln spaltend, die calabrische und die apulische, der Halbinsel jene sprichwörtliche Stiefelform, die sich auf der südlichen Hemisphäre in der Doppelinsel Neuseelands in umgekehrter Weise annähernd wiederholt. Von allen Seiten, den N. ausgenommen, vom Meere umspült, wird Italien durch die nur 75 Km. breite Straße von Otranto von der Balkan-Halbinsel im O. getrennt, zwischen welchen beiden das adriatische Meer, im N. mit den Golfen von Venedig und Triest endend, eingebettet ist. Im S., zwischen Griechenland und Sicilien, fluthet das jonische, und nördlich von dieser Insel, von dem italienischen Continente im O. und den beiden Eilanden Sardinien und Corsica im W. begrenzt, drei reizende Busen, jene von Salerno, Neapel und Gaeta bildend, das tyrrhenische Meer, welchem sich oberhalb der toscanischen Inselgruppe das ligurische Meer mit dem Golfe von Genua anschließt.

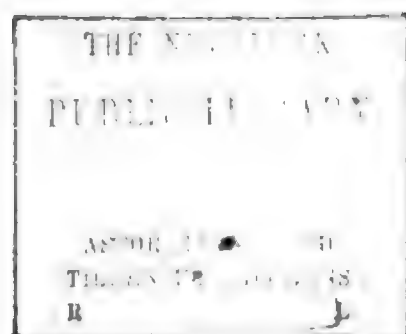
Nehmen wir eine Karte Italiens zur Hand, so entgeht uns nicht, wie das Land in zwei deutlich von einander geschiedene Theile zerfällt, in einen continentalen und einen peninsularen. Der erstere, nördliche, wird vom Kranze der mächtigen Alpen umsäumt, an deren S.-Abhänge eine weite, fruchtbare Ebene sich ausbreitet, die wir kurzweg, da sie die größte unter den wenigen Flächen des vorwiegend gebirgigen Italiens ist, die italienische nennen. Hier liegen die Landschaften Piemont, Lombardei und Venedig mit einer Zahl beträchtlicher Städte von hoher geschichtlicher Bedeutung, hier fließt nebst der Etsch der vom Alpengipfel des Monte Viso herabkommende Po, einer der ansehnlichsten unter den wenigen Längenströmen Europa's und die gewaltigste Wasserader ganz Italiens, in westöstlichem Laufe dem adriatischen



Meere zu, von N. und von S. zahlreiche Nebenflüsse aufnehmend. Die östliche Begrenzung dieser italienischen Po-Ebene bilden eine Reihe von Strandseen, Lagunen, in deren Mitte die stolze Königin der Adria, la bella Venezia, sich erhebt. Im S. aber thürmt sich die Kette des Apennins empor, welche an die Ausläufer der Alpen im W. anschließend bis gegen die östlichen Gestade an der Adria streicht, dann aber nach S. gewendet die gesammte italische Halbinsel bis zur äußersten Spitze durchzieht. Diese Gestaltung bringt es mit sich, daß man von einem Italien dies- und jenseits des Apennins sprechen kann, von einem Oberitalien im Gegensatz zu dem Reste, den der Sprachgebrauch als Mittel- und Unteritalien bezeichnet; doch wohnt letzterer Unterscheidung ein geographisches Moment nicht inne. Nur dieser Rest bildet die eigentliche Halbinsel, während Oberitalien seiner Natur nach den continentalen Charakter trägt. Deshalb darf der aus dem N. Kommende, so sehr ihn auch beim Heraustreten aus den Alpenpässen der Anblick einer südlichen Vegetation und der an sein Ohr schlagende Wohlklang eines romanischen Idioms überraschen mag, sich doch erst nach Uebersteigung des Apennins wirklich in Italien glauben. Dieser Abstand zwischen dem süd- und nordapenninischen Italien wird uns sofort verständlich, wenn wir uns erinnern wollen, daß die oberitalienische Po-Ebene vor geologisch kurzer Zeit noch Meeresboden war, ein Theil der Adria, in welche von den Alpen mächtige Gletscher niederstiegen, tiefe Fjorde einreißend, die in der Gegenwart die wegen ihres landschaftlichen Zaubers so berühmten und gesuchten Seen Oberitaliens ausfüllen.

Das lombardische Meer, nämlich der ehemalige Golf zwischen Alpen und Apennin, ward durch den Po und die aus den Tiroler Bergen schiffbar herabkommende, dann geschwisterlich mit dem Po strömende Etsch (ital. Adige) in eine grüne Ebene verwandelt, indem diese beiden Gewässer das Meer mit dem Schutte der Alpen ausfüllten. Dieses Wachstum der Ströme setzt sich selbst in historischer Zeit noch fort, obgleich im Lagunengebietes Venedigs eine Senkung deutlich wahrnehmbar ist. Der Lido vor Venedig ist nur eine alte Dünenkette, die sich in das gemeinsame Delta des Po und der Etsch noch fortsetzt und durch welche das Meer eingebrochen ist. Die Inseln, auf denen Venedig erbaut wurde, sind seit dem XVI. Jahrhundert um etwa 1 M. gesunken; während aber der Boden unter Venedig weicht, ist Ravenna, ein Hafenplatz zur Gothenzeit, gegenwärtig eine Binnenstadt geworden und liegt jetzt 7 km. vom Meere entfernt. Die Etsch mündete noch um 589 bei Porto Brondolo; in der Zeit von 1200—1600 wuchs der Po jährlich 24, in den letzten 200 Jahren aber je 65 M. So wie sie den alten Meeresboden in eine unschuldige Ebene, so haben der Po und seine geschwisterlichen Alpenströme vormalige Fjorde des lombardisch-venetianischen Meeres in Binnenseen verwandelt. Darauf deuten nicht blos die scharfgeschnittenen Umrisse der italienischen Alpenseen, sondern noch nachdrücklicher ihre großen Tiefen, so zwar, daß ihre Sohlen sehr beträchtlich, beim Lago di Como eine Stelle 396, beim Langensee oder Lago Maggiore (spr. Madschore) eine andere 551 M. unter den adriatischen Spiegel zu liegen kommen. Von einem dieser Seen, dem Gardasee, besitzen wir in marinen Fischarten, die er ernährt, noch lebendige Zeugen,







daß er ehemals dem Meere angehörte. Auch er, sowie der Jico-See reichen mit ihren tiefsten Stellen unter das Niveau der Adria hinab. Das Vorhandensein dieser Seen ist ein Beweis für das verspätete Aufsteigen der Alpen, wenigstens der westlichen, da noch nicht einmal so viel Zeit verstrichen ist, jene vergänglichen Spuren einer kräftigen und verhältnißmäßig raschen Erhebung völlig zu verwischen. Auch sehen wir hier die oft erwähnte Regel sich wiederholen, wonach das später aufgestiegene Gebirge oder die jüngere Erhebung die Gewässer nach den älteren Gebirgen drängt. In der That wird der Po von den Alpen gegen den Apennin gedrängt. (Nach Bessel. Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde.)

Die heutige lombardisch-venetianische oder oberitalienische Ebene erstreckt sich über einen Flächenraum von über 38,500 □ Km. und steigt nach und nach zu den Vorketten der Gebirge auf, die im N., noch mehr im W., jäh sich erheben, im S. aber sanft abfallen. Die aus Porphyr aufgebauten Hügelgruppen der Monti Berici (419 M. Seeshöhe) bei Vicenza, und Monti Euganei (409 M.) bei Padua scheiden sie in eine kleinere östliche (die venetianische) und eine größere westliche (die lombardische) Ebene. In dieser verursacht das vorgelegerte Hügelland der Superga (700 M.) bei Turin eine Verengung, so daß der Rest der Ebene als ein bis 500 M. ansteigender Landbusen gegen S. umbiegt. Der Gardasee ist durch ein Hügelland von der Ebene getrennt und dergleichen liegt dem Vangen- und dem Comersee das reizende seenreiche Hügelland der Brianza (400 M.) vor. (Anton Steinhauser. Lehrbuch der Geographie. Prag 1876. 8<sup>o</sup>. II. Bd. S. 80—81.) Zwischen den beiden letztgenannten treffen wir den vielfach gewundenen Euganer-See, und südlicher die kleinen Wasserspiegel von Annone, Pusiano und Alferio, ferner den größeren gepriesenen Lago di Varese nebst den Seen von Commabio und Monate im O. und dem Orta-See im W. des Lago Maggiore. Im Venetianischen liegt nur der kleine See von Santa Croce bei Belluno.

Die ganze oberitalienische Ebene ist reichlich bewässert von Flüssen und Canälen, unter wель letzteren einige auch schiffbar sind und zur Ableitung aus den Sümpfen dienen. Die Hauptader des Stromsystems bleibt indeß der mit einem ausgeprochenen Delta in die Adria sich ergießende Po, der gerade in seinem Mündungsgebiete mit der nördlicheren Etisch durch Canäle verbunden ist. Seine zwei wichtigsten Ausmündungen sind der Po della Maestra im N. und der Po di Primaro im S. Seine Nebenflüsse, die sowohl vom N., also von den Alpen, wie vom S. aus dem Apennin herabkommen, sind überaus zahlreich und machen den Po schon in Turin zu einem sehr ansehnlichen Strome. Die nördlichen Zuflüsse sind alle mehr oder minder nach SO. gerichtet, so, um nur einige der wichtigsten zu nennen, die Dora Baltea, die Sesia, der Ticino (spr. Tischno), die Abba, der Oglio (spr. Ojo), der Mincio (spr. Minschio); umgekehrt streben die südlichen Nebengewässer, die zwar noch zahlreicher, aber weniger bedeutend sind, durchwegs nach NO. Wir nennen darunter den ansehnlichen Tanaro in Piemont, die Scrivia mit ihrem reizenden Oberlaufe, die Trebbia, den Taro, die Secchia (spr. Sattia) und den Reno. Ueppige Fruchtbarkeit herrscht in fast allen Theilen der Ebene, hervorgerufen durch den fruchtbaren Boden und die denselben nach allen Richtungen durchfurchenden Flüsse und Canäle; vorzugsweise begünstigt von bei Weitem südlicherem Klima, als die den Po zunächst umgebenden Ebenen, sind die Landstriche an den linken, also nördlichen Zuflüssen wegen ihrer durch die Alpen geschützten Lage und der hier concentrirten Sonnenhitze. Wein, Weizen, Mais, Reis und Seide geben den Hauptreichthum des Landes ab, und mit ihrem intensiven Landbau stellt sich durch die Vereinigung von Feld und Bäumen die Po-Ebene wie ein Garten dar. Auch die Viehzucht gedeiht hier vortreflich und ihr verdankt man den allerwärts bekannten Parmesan-Käse.

Als südliche Begrenzung der oberitalienischen Po-Ebene erhebt sich das eigentliche Gebirge Italiens, der Apennin, dessen Hauptzüge wir im Nachstehenden andeuten müssen.

Er beginnt im äußersten W. des Landes, hart an der Meeresküste, dort wo an der Grenze Frankreichs und Italiens die Alpen, welche in einem anderen Ab-





(jetzt beide französisch), Ventimiglia, San Remo, Porto Maurizio an der Riviera di Ponente oder Nervi, Chiavari, Spezia an der Riviera di Levante zum Winteraufenthalte auf. Auch die Pflanzenformen, welche diese Küste schmücken, sind die nämlichen wie im italienischen S. In Genua und Umgebung befinden wir uns thatsächlich in Südeuropa, denn dieses beginnt dort, wo unsere botanischen Karten die Polargrenze der immergrünen Laubhölzer ziehen; Südeuropa ist nämlich die Heimat der Myrten, der Lorbeeren, des Delbaumes, der im Freien überwinternden Camilien, der Orangen und Citronen. Die nordeuropäischen Bäume mit Laubwurf werden aus diesen Gebieten durch den Mangel an Feuchtigkeit während ihres Wachsthumms verschauelt. „In Südeuropa und Nordafrika zerfällt das Jahr in eine trockene und eine nasse Hälfte, die sechs Wintermonate sind die Regen- und die sechs Sommermonate sind die trockene Jahreszeit. Selbst die



Olive.

mittlere Menge der monatlichen Niederschläge würde vielleicht noch hinreichen, wenn nicht die Zeiträume völliger Regenlosigkeit bisweilen allzu lange dauerten. Es kann zwar auch bei uns vorkommen, daß drei Wochen lang kein Tropfen fällt, allein nicht nur färbt sich dann das Laub schon mitten im Sommer herbstlich, sondern es sind auch drei Wochen, ja bisweilen sechs Wochen ohne Regen unter italienischer Sonne ein sicherer Tod der Pflanze und deswegen verschwinden unsere laubwerfenden Bäume in Südeuropa. An ihre Stelle treten die immergrünen Gesträuche mit lebergelänzenden, die größere Lichtfülle durch ihr dunkleres Grün verrathenden Blätter.“ (Beschel. Neue Probleme der vergleichenden Erdfunde. S. 188—189.) Neben diesen treten an den beiden Rivieren auch schon einzelne tropische Formen auf, wie riesige Aloen und Cactusarten, dann auf einer kurzen Strecke an der Küste von Nizza die Zwergpalme (*Chamaerops humilis*). (Ueber die Vegetation der Riviera siehe: F. A. Flückiger. Osterferien in Ligurien, in: Buchners N. Repert. f. Pharm. Bd. XXV, 7. und 8. Heft.)

Der ligurische Apennin, den in der Gegenwart zweimal, bei Savona und bei Genua, die Eisenbahn durchschneidet, schmiegte sich mit seiner Kammlinie den



Umrissen des tief eingreifenden Golfes von Genua an, dessen pittoreskes Steilgestade gleichfalls ein kunstvoll dem meist jäh in's Meer abstürzenden Felsen abgerungener Schienenweg durch unzählige Gallerien und Sprengungen hindurch begleitet. Je weiter er gegen O. fortschreitet, desto mehr entfernt sich indeß der Hauptgrat von der Meeresküste, um einer mehr östlichen Streichungslinie zu folgen. So zieht der ligurische Apennin, im Monte Penna 1740, in den Alpe di Succiso 1983 und in Monte Rondinaja 1962 M. Seeshöhe erreichend, bis zum Pässe von Fiumalbo, der zwischen letztgenanntem Gipfel und dem Monte Cimone hinzieht und die Scheidung zwischen dem ligurischen und dem etruskischen Apennin bewirkt. Die beiden wichtigsten Pässe auf dieser Strecke sind der Fiumalbo- und der La Cisa-Paß, ersterer 1200, der zweite 1040 M. hoch, während der westlichere Bocchetta-Paß, welchen die Eisenbahn von Novi nach Genua zur Ueberschreitung des Apennin benützt, nur 780 M. erreicht. Am S.-Abhange dieses östlichen ligurischen Apennin breitet sich gegen das Meer hin die reizende von dem Flüggen Magra bewässerte Landschaft der Lunigiana aus, während weiter nach S. und von dem Apennin durch das Garfagnana-Thal getrennt, zwischen diesem und der Küste die wilden düsteren Kalkberge der apuanischen Alpen mit dem 1880 M. hohen Bizzo d'Uccello (spr. *uskello*) aufsteigen, welche gegen S. sich in die toscanische Ebene verflachen. Hier liegt inmitten lachender Fluren das herrliche Städtchen Lucca im Thale des Serchio (spr. *Sertio*), welcher aus dem Garfagnana-Thale hervorbricht, nachdem er sich mit der vom Fiumalbo herabrauschenden Lima vereinigt. In diesem paradiesischen Thalewinkel liegen die in Italien sehr geschätzten Bäder von Lucca. Die Apuanerberge sind aber die Lagerstätten des weltberühmten weißen carrarischen Marmors, und an ihrem W.-Hange liegt die Stadt Carrara, wie in einem Kessel, inmitten blühender, mit Oliven, Rebenn und Pinien (*Pinus pinas* L.) bedeckter Hügel, östlich umschlossen von einem Halbkreise schroffer Marmorcolosse, welche mit den Südgewächsen des Meeresstrandes an ihrem Fuße einen pittoresken Contrast bilden.

Die lange als sicher angenommene Zusammengehörigkeit des Carraramarmors zur Juraformation ist, dem französischen Geologen Coquand zufolge, Angesichts neuerer Funde nicht länger aufrecht zu erhalten. Diese Marmore gehören vielmehr entschieden in die Kohlenformation, mit deren charakteristischen Gebilden sie in ihrer Zartheit und Weiße allerdings merkwürdig contrastiren. Seit dreißig Jahren waren einige Geologen der Meinung, daß man es hier mit einer älteren Schicht zu thun habe, aber ein *«Calcare rosso ammonitifero»*, der den Marmor überlagert und dessen Scheidung von seiner Unterlage schwer durchzuführen war, schien dem letzteren seine Stellung im Lias der unteren Abtheilung der Juraformation zuzuweisen, bis endlich Fossilien des sogenannten Kohlentalks des unteren Gliedes der Kohlenformation, in unzweifelhaftem Zusammenhange mit dem Carraramarmor gefunden, die Frage in sicherer Weise entschieden.

Den etruskischen Apennin lassen wir mit seinem Gipfeiler und zugleich höchsten Gipfel, dem Monte Cimone (spr. *Esquimone*), 2168 M. hoch, beginnen und verstehen darunter jenes Stück der Bergkette, welches in stark südöstlicher Richtung und dem deutlichen Streben der adriatischen Küste sich zu nähern, bis zu den Tiberquellen am Monte Comero streicht. Es gehört diese Strecke des Apennins zu den interessantesten und führt über dieselbe eine der bedeutendsten Kunstbahnen Europa's, die Eisenbahn von Bologna nach Pistoja, welche bei Prachia (spr. *Prattia*) ihren höchsten Punkt erreicht. Sie folgt zuerst dem Thale des Reno, eines der zahlreichen, meist parallel fließenden Gewässer, welche den sanfteren nördlichen Abdachungen des Gebirges entlang in die Po-Ebene hinabeilen. Nach Ueberwindung der Paßhöhe senkt sich die Bahn an den gegen S. weit schroffer abfallenden Gehängen zu der toscanischen Ebene hinab, an deren östlichem Ende die Blumenstadt Florenz (ital. *Firenze*) gebettet ist. Eigentlich beschränkt sich diese toscanische Ebene auf das Thal des Arno, jenes Stromes, der mit dem Po und dem Tiber das Trifolium der behaltenswerthen Flüsse Italiens bildet. Sein Lauf ist ein der Hauptsache nach ostwestlicher, doch macht er von seiner Quelle am Monte Falterona (1648 M.) im etruskischen Apennin eine gewaltige Auskrümmung nach S., ehe er bei Pontassieve sich zu seinem westlichen Laufe entschließt. Unterhalb Pisa, das er bespült, sucht er sich durch Maremmen, d. h. sumpfige

und sehr ungesunde Küstenstriche, in welche die toscanische Ebene übergeht, einen Ausweg in das ligurische Meer.

Das Arnothal enthält die dem Alter nach dritte eigenthümliche Säugethierfauna der Tertiärzeit, welche die Paläontologen kennen. Diese Fauna ist im Museum zu Florenz in erstaunlichem Reichthum vertreten, ebenso *Elephas meridionalis*, der weit über die Dimensionen hinausgeht, welche demselben bisher zugeschrieben wurden; *Cervus dicranus* mit seinem vielverzweigten Geweih, *Bos etruscus*, *Hippopotamus major* bilden die hervorragendsten Vertreter einer Landbevölkerung, welche zugleich das erste Auftreten der Rinder, der Elephanten und der Flußpferde bezeichnet. (Ausland 1872, Nr. 29, S. 696.) Wir schalten hier ein, daß fossile Ueberreste von *Hippopotamus major* ganz unlängst auch bei Ortona in der Abruzzenprovinz Chieti entdeckt worden sind. (Bollettino del club alpino italiano. Vol. X. 1876. fasc. 26. S. 138—144.) Die Reste der vierten Landfauna, wenigstens Zähne von *Elephas primigenius*, erscheinen an mehreren Punkten in Toscana, und zwar, wie es scheint, hauptsächlich in der sogenannten Pauchina, einem lößähnlichen Lehm. (Ueber die geologische Entwicklung Italiens siehe: Globus XIX. Bd. S. 361.)

Der Monte Comero und die Quellen des Tiber sind der Markstein, an dem der bis zum Einschnitte des Tronto, eines adriatischen Küstenflusses, reichende römische Apennin anhebt, dessen höchste und wildeste Partien die sibyllinischen Berge (Monti Sibillini) sind. Er, wie seine Fortsetzung der Hochapennin der Abruzzen bekunden auffallend das Bestreben mit ihrem, der adriatischen Küste nahe gerückten Grate, den Umrissen dieser Küste slavisch zu folgen, etwa bis auf die Höhe des 42.° n. B., nämlich bis zum Monte Amara (2743 M.) im Majella-Stoße. Dieser Hochapennin ist indeß vom Pizzo di Sevo (2546 M.) an in zwei Parallelfetten gegliedert, deren östlichere die namhaftesten Gipfel ganz Italiens trägt; hier finden wir den Gran Sasso d'Italia (2910 M.), die Rocca di Lipareto und La Scalata, während die westliche Kette im M. Belino 2400 M. Seehöhe erreicht. Dieses Gebiet des Hochapennins, gegen W. hin durch den Lauf des Flükchens Salto abgegrenzt, bildet die ob des Räuberfinnes ihrer Bewohner berücktigten Abruzzen. Der römische und der Hochapennin werden von unzähligen, naturgemäß kurzen und parallel zur Adria eilenden Küstenströmen zerrissen. Im südlichen Italien wird dann der Zug des neapolitanischen Apennins unregelmäßig und nähert sich der Hauptkamm allmählig wieder der westlichen, tyrrhenischen Küste so sehr, daß die apulische Halbinsel flach erscheint im Vergleiche mit der vom calabrischen Apennin der Länge nach bis zum Cap Spartivento durchzogenen Halbinsel Calabrien. In der That ist Apulien ein wasserarmes aber kalkreiches Küstenland von nicht bedeutender Höhe, während das Terrain mit dem Fortschreiten gegen W. zu wächst. Eine eigentliche Kette des Apennin ist hier jedoch nicht mehr zu bemerken; sie löst sich vielmehr in Gruppen auf, die bald der früheren Hauptrichtung folgen, bald eine Meridianrichtung annehmen, bald quer von W. nach O. ziehen, bald einen Kreis bilden, bis endlich die durch den tarentinischen Golf bewirkte Einschnürung des Landes die Kette wieder zusammenfaßt und in die calabrische Halbinsel preßt.

Der allgemeine Charakter des Apennins ist, wie bei einer Kette von so großer Länge nicht anders denkbar, ein sehr wechselnder. Der ligurische Apennin ist, wie schon erwähnt, größtentheils bewaldet, desgleichen, obschon weniger, der etruskische; dagegen sind der römische und seine südlichen Fortsetzungen vollkommen nackt und kahl, nur von spärlichen Gesträuchern bestanden. Die Humusdecke ist verschwunden und der bloße Kalkfels tritt allenthalben unverhüllt zu Tage. Diese seit der Römerzeit vollzogene Entholzung des Apennins, sowie der meisten übrigen Berge Italiens hat für das Land die traurigsten Folgen, denn bei dem Mangel an Wäldern in den Quellgebieten der Gewässer wird die Feuchtigkeit nicht mehr zurückgehalten, und so kommen die gewaltigen, periodisch wiederkehrenden Ueberschwemmungen zu Stande, welche die flacheren Gegenden, besonders die Campagna Roms, heimsuchen. Dieser Zustand ist indeß die nothwendige Folge eines culturgeschichtlichen Gesetzes, welches sich an allen Punkten unseres Erdballes verfolgen läßt, demzufolge nämlich die Bewaldung der Länder mit wachsender Gesittung schwindet. Das Verdichten der Bevölkerung erheischt die Ausrodung der Wälder, und so kam es, daß schon zur Römerzeit der Apennin, in der Urzeit mit den üppigsten Waldbeständen bedeckt,

allmählig zu dem fahlen, nackten Felsengebirge ward, als welches er uns heute erscheint.

Die Quellen des Tiber (moderne Schriftsteller, Gregorovius voran, schreiben nicht mehr die Tiber) liegen im Apennin, am Fuße des Monte Comero und nur wenig östlich von jenen des Arno; der Lauf beider Ströme ist jedoch ein gründlich verschiedener. Der Tiber (ital.: il Tevere) hält im Ganzen eine nordsüdliche Richtung ein, so daß Mündung und Quelle fast von nämlichen Meridiane getroffen werden. Die wichtigsten Zuflüsse sind am linken, östlichen Ufer die dem römischen Apennin, speciell den sogenannten Monti Sibillini entquellende Nera und der in der Nähe von Rom einmündende Anio oder Teverone, der bei Tivoli in malerischen Katarakten über seine eigenen Travertinmassen aus dem Sabinergebirge stürzt. Rechts nimmt der Tiber die Chiana auf, welche durch einen Canal mit dem Arno verbunden ist. Arno und Tiber bilden also zwei Seiten eines Dreiecks, welches die Meeresküste gegen W. abschließt, und diesen ganzen Raum nimmt ein sehr mannigfach gestaltetes Hügel-land ein, welches der Ombrone, der bedeutendste Küstenfluß zwischen Arno und Tiber, durchschneidet. Die Höhen zwischen Arno und Ombrone nennt man kurzweg das toscanische Hügel-land; in dem Abschnitte zwischen Ombrone und Tiber baut sich dagegen die 1733 M. hohe Gruppe des Trachtberges Monte Amiata auf und liegen die ansehnlichen Becken des mehr denn 100 □ Km. großen Lago Trasimeno mit den benachbarten kleinen Seen von Chiusi (spr. Kiusi) und Montepulciano (spr. —pultichiano), weingeseigneten Namens, sowie des Lago di Bolsena, eines vulcanischen Kraters, in dessen Nähe, bei Montefiascone, der gepriesene Est-Est-Est-Wein gedeiht. Weiterhin gegen S. stoßen wir auf die zwei kleineren Kraterbildungen des Lago di Vico und Bracciano (spr. Bratschiano). Nördlich vom Vico-See erhebt sich der Monte Cimino (spr. Tschimino) und nordöstlich vom Lago di Bracciano, aber genau nördlich von Rom die Kalkfelseninsel des Soracte (ital. Soratte), die charakteristische Spitze in der Landschaft der römischen Campagna (spr. Kampanja), gegen die sie jäh abstürzt, und die nunmehr einen weiten, vom Tiber durchfurchten Plan bildet.

Campagna di Roma, herrliches, unvergleichliches Gefilde, ohne Rival auf diesem Erdenrund! in ernster landschaftlicher Schönheit wie in historischer Größe gleich erhaben! Majestätische Stille, in der Gegenwart nur zeitweise vom schrillen Pfiff der Locomotive unterbrochen, lagert auf diesem farbenreichen Boden des antiken Latium, welchen man sich durchaus nicht als vollkommene Ebene vorzustellen hat, wenn auch weite Strecken desAGER romanus diesen Charakter tragen. Daneben ist die Campagna aber reich an Bodenfaltungen, welche durch den einfachen, doch edlen Schwung ihrer Linien angenehm zur Monotonie der weiten Flächen contrasti-











Risen ihren Abschluß. Ihm gegenüber liegen die kleinen Eilande Procida, Vivara und das größere Ischia (spr. Jotia), dessen Gipfel, den 840 M. hohen Epomeo, trachytische Lavaströme wiederum als erloschenen Feuerspeier verrathen.

Solfataren nennt man Dampfquellen, die ein Gemisch von Wasser- und Schwefeldämpfen (oder auch von Schwefelwasserstoff und schwefliger Säure) zu Tage fördern, und an deren Ausströmungsstellen sich Schwefel absetzt. Der Name wurde zuerst auf den alten Krater bei Pozzuoli angewendet, an dessen tiefstem Punkte in der Bocca grande mit großer Gewalt heiße Dämpfe mit einer Temperatur von 40—58° R. ausströmen. Deville wies in diesen Dämpfen Wasserdampf, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlensäure, Schwefelwasserstoff und schweflige Säure nach. Die vulcanischen Gebiete von Island, Java und Neuseeland sind gleichfalls reich an Solfataren, da diese Erscheinung in den Kratern erloschener oder thätiger Vulcane im Zustande der Ruhe stattfindet. Hauptsächlich in vulcanischen Gegenden treten auch Kohlensäuregas-Quellen auf, die man Mofetten nennt. Das Wort ist ursprünglich eine Localbezeichnung für die nach den Eruptionen des Vesuv in der Gegend von Neapel vorübergehend eintretenden Aushauchungen von Kohlensäure. Vermöge seiner größeren specifischen Schwere hält sich das tödtliche Gas in den Vertiefungen des Bodens, in Grotten, Thälern u. s. w. unvermischt mit der Luft. Am bekanntesten ist die Mofette der Hundsgrotte am Lago di Agnano in den phlegäischen Feldern. (Hann, Hochstetter und Pokorny. Allgemeine Erdkunde. Zweite Aufl. Prag 1875. 8°. S. 147—148.)

Jenseits der schmalen Meerenge von Messina, einst durch die Fluthungen der Scilla und Charybdis berüchtigt, erhebt sich in Steilküsten Sicilien, die größte Insel des Mittelmeeres, 29,240 □ Km. groß, ob seiner dreieckigen Form im Alterthume Trinacria genannt, sowie das italische Festland, mit Ausnahme einiger Platten und der Ebene von Catania fast ganz mit Gebirgen erfüllt, die zwischen Gangi und Nicosia einen Knotenpunkt bilden, von welchem strahlenförmig nach den drei Winkeln des Dreiecks die Hauptbergketten auslaufen. Die nördliche Kette erreicht eine bedeutende Höhe, die westliche ist niedriger, in der südlichen nehmen die Berge am meisten ab. Ganz im Gegensatz zu den vielen steilen Erhebungen wächst der in die Schnee-region, 3304 M. aufragende Vulcan Aetna, nördlich von Catania am O.-Ufer der Insel, sanft auf und ist nur jäh in dem obersten Theile und in den vielen vulcanischen Regelbergen, die durch seitliche Ausbrüche entstanden sind. Sein jüngster Ausbruch fand am 29. August 1874 statt und hatte namhafte Veränderungen in der Gestalt des Berges zur Folge. (Siehe Drazio Silvestri. Notizie sulla eruzione dell' Etna del 29 agosto 1874. Catania 1874.) Der Aetna bedeckt einen Raum von mehr als 1500 □ Km. und wird von dem größten Flusse Siciliens, dem Simeto, umflossen, der südlich von Catania in's Meer sich ergießt; außer diesem können noch der Salso und der Platani, welche beide an der S.-Küste münden, genannt werden.

Westlich von Sicilien liegen die unbedeutenden Aegadischen und nördlich davon die Liparischen Inseln, welche die Alten die Aeolischen nannten, in einer Entfernung von 50—60 Km. von der sicilischen Küste. Sämmtliche Liparen sind vulcanischen Ursprungs und zwei derselben, Vulcano und Stromboli (942 M. hoch), noch jetzt mit thätigen Kratern versehen. An der W.-Küste Italiens, im

tyrrhenischen Meere, findet man nebst den schon erwähnten Eilanden am Golf von Neapel die kleinen pontinischen (Hauptinsel: Ponza) und weiter im N. die toscanischen Inseln. Es sind dies die Eilande Giglio, Giannutri, Montecristo, Pianosa, Capraja und als größtes von allen das eisenreiche Elba mit dem 1009 M. hohen Monte Capanne. Ganz im S. gehört geographisch die im Besitze der Briten befindliche Malta-Gruppe noch zu Italien. Sie liegt im Centrum des mittelländischen Meeres und besteht aus den Inseln Malta, Gozzo und Comino; es sind alle verwitterte, künstlich mit Erde versehene Kreidefelsen mit Steilküsten im S., ohne Flüsse noch Berge. Ebenso gehören zu Italien die beiden großen Mittelmeerinseln Corsica und Sardinien, wovon das erstere jedoch französisch ist. Beide Inseln sind überaus gebirgig; während jedoch in Corsica eine hohe Meridiankette von N. nach S. zieht, die selten durch tiefere Einschnitte unterbrochen ist, erscheinen auf Sardinien die Gebirge in Gruppen getheilt, und bezeichnet der Monte Genargentú mit 1917 M. die höchste Erhebung der Insel, deren steile O.-Küste havenlos ist; dagegen besitzen Sardinien's Meere Ueberfluß an Korallen und das Innere großen Reichthum an Mineralien; die Zinngewinnung bildet geradezu den Glanzpunkt des italienischen Bergbaues. Der Aulbau der Insel ist jedoch sehr gering, und gleich ärmlich ist er auf Corsica, welchem zwar schöne Waldungen aber eine rauhe Natur eigen sind. Als höchste Erhebung Corsica's pflegte man seither den Monte Rotondo zu betrachten; nach der letzten französischen Generalstabsaufnahme nimmt jedoch der Monte Cinto mit 2707 M. die erste Stelle ein; es folgen der Monte Rotondo mit 2624 M., Monte Paglia Orba 2525 M., M. Cardo 2454 M., M. Padro 2392 M. und dann der M. d'Oro 2390 M., bislang für den zweithöchsten Berg der Insel gehalten. (Mitth. des deutschen und österr. Alpenvereins. 1876. Nr. 6. S. 289.)

Seiner geographischen Lage nach, als lange, gegen S. gestreckte Halbinsel, erfreut sich Italien einer gegen S. zunehmenden Wärme, einer Abnahme des Spielraumes zwischen den Temperaturextremen und eines noch stärkeren Sinkens der Regenmenge. Mit der Nähe gegen S. und der Entfernung gegen N. nimmt also die Hitze und die Trockenheit zu. Ein heißer S.-Wind, der Scirocco (spr. Schirokko) weht aus der afrikanischen Sahara herüber und wirkt ungemein erschlassend. Dagegen sind N.-Winde seltener, doch ist die in Rom und Neapel oft sehr fühlbare Tramontana von sehr empfindlicher Kälte. Dem Klima entsprechend sind natürlich auch die Producte des Landes sehr verschieden; im Allgemeinen ist dasselbe sehr fruchtbar, nur einzelne Striche, wie die römische Campagna und die kahlen Höhen der Berge, sind steril. Kastanien, Steineichen, Pinien und Eelbäume gedeihen prächtig schon im N., Citronen und Orangen schon in Mittelitalien, während im S. tropische Gäste, wie Palmen und Papyrus, sich einstellen. Das Mineralreich liefert den feinen carrarischen Marmor in den Apuanen, Eisen auf Elba und Schwefel auf Sicilien und den Umgebungen Neapels. Heiße Quellen sind überall über die Halbinsel zerstreut. Die Thierwelt Italiens bietet keine besondere Merkwürdigkeiten: größere Raubthiere fehlen fast gänzlich, dagegen treten in der niederen Fauna verdächtige Repräsentanten des S. in Gestalt von Scorpionen und blutsaugenden Insecten auf, welche in einigen Theilen, besonders an den Meeresküsten, eine wahre Plage bilden. Unter den Nuthieren sind die wich-







tige Seidenraupe und fast alle europäischen Hausthiere zu erwähnen, welchen der Italiener noch den gezähmten Büffel in den Maremmen hinzugefügt hat.

### §. 3. Die illyrische Halbinsel.

Die Gliederung der Contouren wächst bei den Halbinseln Süd-Europa's mit dem Fortschreiten gegen O. Die Pyrenäen-Halbinsel ist ein ziemlich formloser Landblock, zierlicher schon nimmt sich Italien aus, am gliederreichsten tritt uns aber die östlichste, die illyrische, oder türkisch-griechische, auch Balkan-Halbinsel entgegen. Mit dem übrigen Festlande hängt sie durch eine weitaus breitere Landmasse zusammen, denn eine der westlichen, und kann man den Unterlauf der Donau und ihren Nebenfluß, die Save, als nördliche Abgrenzung dieses Gebietes gelten lassen. Der Lauf dieser beiden Gewässer bildet im Allgemeinen eine ziemlich gerade Linie in westöstlicher Richtung, nahezu vom N.-Winkel der Adria bis zum Schwarzen Meere, in welches sich die Donau, Europa's gewaltigster Längensstrom, durch ein weites Delta ergießt. Am linken, nördlichen Ufer dieses Stromes dehnt sich bis zum Fuße der Karpathen-Gebirge eine fruchtbare Ebene aus, welche das Fürstenthum Rumänien einnimmt; doch gehört dasselbe als Karpathenland durchaus zu Mittel-Europa, und haben wir uns an dieser Stelle höchstens mit der Uferbeschaffenheit der Donau als Grenzstrom zu befassen.

Die Donau entspringt in SW.-Deutschland im Schwarzwald und nimmt, indem sie die Königreiche Württemberg und Bayern durchfließt, einen bis zur Stadt Regensburg gegen NO. gerichteten Lauf, den sie von da an nach SO. ändert; bei Passau tritt sie in die österreichisch-ungarische Monarchie ein, bewässert die beiden Kronländer Oesterreich ob und unter der Enns, bespült die Hauptstadt jenes Reiches, Wien, und gelangt etwas oberhalb Preßburg auf ungarischen Boden. Bei der Stadt Waizen ändert sie neuerdings ihre bisherige Richtung in eine streng südliche, die nach Durchströmung der ungarischen Tiefebene und Aufnahme eines rechtsufrigen Nebenflusses, der Drau, nochmals umschlägt, und zwar sehr entschieden nach O. Erst bei Semlin und Belgrad, wo sich die direct aus B. kommende Save oder Sau mit der Donau vereinigt, beginnt ihr Unterlauf, der allein uns hier näher interessirt. Sie bildet hier die Grenze zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Fürstenthume Serbien, weiterhin zwischen Rumänien und dem türkischen Reiche, speciell der Landschaft Bulgarien. Ehe sie in Rumänien eintritt, hat die Donau eine Reihe schwieriger Defileen in den Bergen zu durchbrechen, welche eine Art Verbindung zwischen dem Karpathensysteme und den serbischen Höhenzügen herstellen. Das erste dieser Defileen erstreckt sich von Golubac (spr. Golubaz) bis kurz vor Dobra, den oberen Theil bilden Kalkmauern mit zahlreichen Höhlen, in der unteren Hälfte bestehen die Steilufer und die Felsbänke im Strome aus krystallinischen Schiefen und Granit. Schon bei Drenkova beginnt das zweite oder Greben-Defilé, die obere Klissura; darauf folgen die Stromschnellen von Jzlaß (spr. Jzlazs), das obere oder kleine Eiserne Thor (Gornje Demir Kapi), gebildet



Das Delta der Donau ist von nur geringem geologischen Alter und mäßigem Wachsthum, das es noch nicht um vieles weiter gebracht hat, als zur Ausfüllung des spitzwinkligen Dreiecks, dessen zwei lange Schenkel die Ablagerungen früherer Zeiten mit steilen Rändern bilden. Der Strom hat sich zwischen Tuldscha und Ismail in zwei Arme gespalten, von denen der nördliche oder Kilia-Arm noch dermalen der wasserreichere ist,  $\frac{17}{27}$  der ganzen Wassermasse enthält. Der südlichere, St. Georgs-Arm, entläßt dann noch einen dritten, den Arm von Sulina, von seinen  $\frac{10}{27}$  der gesammten Wassermenge ihm  $\frac{2}{27}$  übergebend. (R. F. Peters. Die Donau und ihr Gebiet. Leipzig 1876. 8°. S. 336—369). Das Delta ist sumpfig und der letzte Theil des Donaulaufes durch stehende Gewässer charakterisirt, an welchen wir alle Stufen der Seebildung neben einander beobachten: „Beden, die schon tief in's Binnenland gerückt und mit ihrem Abflusse dem Strome zollpflichtig geworden sind, dann näher der Mündung zu, Seen, die durch Mehrungen, aufgebaut aus Donauschlamm, ihren alten Zusammenhang mit dem Pontus verloren haben, und solche, die, in Limane verwandelt, ihrer gänzlichen Absperrung nur durch den Beistand eines Flusses, wie der Dnjestr, noch entgangen sind, der sich einen Abfluß offen halten muß.“ (Reichel. Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde S. 167). Das Delta besitzt auch seine hochstämmigen Wälder, den Wald von Letti nördlich, den Kara-Orman im SW. von Sulina; sie bringen als



Am bulgarischen Ufer der Donau.

dunkle Massen wohlthuende Abwechslung in das fahle Grün des Deltabilbes, einen eigenthümlichen Contrast gegenüber der bald düster grollenden, bald heiter tanzenden See. Die ganze Eigenthümlichkeit dieser Stromlandschaft schildert ein Kenner mit folgenden Worten: „Am sumpfigen Ufer, tief eingetaucht, die Büffelherde, dort eine Schaar von Enten, ein kleiner Zug von Reiher, gelegentlich ein Pelikan und allenthalben gravitatische Störche, an der Lößwand dort, die voll ist von Schwalbenlöchern und umschwärmt von deren emsigen Bewohnern, auf schwankendem Strauche ein prächtiges Paar von Mandelkrähen und gleich darunter, in lomischer Gelfertigkeit, eine wuchtige Landschildkröte, fürwahr es fehlt nicht an bunter Staffage. Man muß es aber selbst betrachtet haben, dieses Bild von der unteren Donau, um das ganze Leben des herrlichen Stromes zu erfassen.“ (Peters. A. a. O. S. 372.)

Fassen wir die illyrische Halbinsel südlich von der hier geschilderten Donaulinie ihren äußeren Umrissen nach in's Auge, so wird uns kaum deren entfernte Aehnlichkeit mit den mittleren Partien des nördlichen Amerika entgehen.

Wie jenes, im W. und O. in zwei Meeren sich badend, in der blauen Adria und dem fluthlosen, an großen Momenten armen Schwarzen Meere oder Pontus, einer See von sehr junger Entstehung, erleidet die breite Landmasse der Türkei,

wie Amerika im S. der Vereinigten Staaten, eine starke Verjüngung von O. her, um einem tief eingreifenden Meeresbusen, jenem von Mexico dort, dem ägäischen Meere hier, Platz zu machen. An die Stelle der Antillen treten die Inselgruppen der Kykladen und Sporaden, gleich jenen die Rücken oder Bruchstücke hinabgeschwebter Landtheile, wenn auch ihre Trennung vom Festlande erst vor kürzerer Zeit sich zugetragen haben mag. Gleichwie die Antillen zwischen Nord- und Südamerika sich lagern, so begegnen wir diesen Inseln des griechischen Archipels an jener Stelle, wo sich Süd-Europa und Kleinasien nähern. Während sogar der Verlauf der illyrischen W.-Küste lebhaft an jene Nord-Amerika's mahnt, mit dem Unterschiede indeß, daß sie mit zahlreichen Eilanden, den dalmatinischen und den jonischen Inseln verziert ist, hört im O. und S. die Aehnlichkeit dieses Miniaturbildes immer mehr auf. Wohl sehen wir auch hier im SO. eine massive Halbinsel, die wir uns etwa als türkisches Florida denken können, und auf ihr liegt Satalbul, die Hauptstadt des Reiches; sie ist jedoch ungeschlachtet und unausgebildet, eigentlich gar keine Halbinsel, sondern ein Isthmus, der Europa und Asien verknüpft, den aber der enge Bosporus und die wenig breiteren Dardanellen mit dem inzwischen eingebetteten Marmara-Meere durchbrochen haben. Die Gliederung der illyrischen Halbinsel entspricht überhaupt dem Bau der gegenüber liegenden Küste Kleasiens. Zwei Gebirgswelten, die sich vereinigen möchten oder vereinigt waren, sinken dort unter Wasser. Als Peninsularerscheinungen treten gegenwärtig die nach SO. lang gestreckte Halbinsel von Gallipoli, welche mit dem Festlande den Golf von Saros bildet, und der Dreizack von Chalkis auf; letzterer, zwischen den Busen von Mendina und Saloniki eingefangen, streckt wie drei Finger drei bergige Halbinseln, Kassandra, Longos und Hagion Dros, in's Meer hinaus, welche wiederum zwei kleinere Golfe, nach der ersten und der letzten der drei Halbinseln benannt, bilden. Hagion Dros (Heiliger Berg) trägt an seiner äußersten Spitze den seit dem Alterthum berühmten Berg Athos mit seinen Klöstern. An dem sich verjüngenden Massiv des Balkan-Festlandes, mit den türkischen Landschaften Epirus und Thessalien, nimmt ein Stück des heutigen Königreiches Griechenland oder Hellas Theil, welches wiederum in einer Halbinsel endigt, in der Peloponnes oder Morea mit ihrer umgebenden Inselchaar und ihren vorgestreckten fingerartigen Gliedern, vom geistreichen Strabo mit einem Platanenblatt verglichen. Nur der schmale, flache Isthmus von Korinth stellt die Verbindung zwischen der Peloponnes und dem Festlande her, zwischen welche sich der nach W. geöffnete tiefe Golf von Korinth einschiebt. An der NO.-Küste des Festlandes bemerken wir den Golf von Volo und die lange, fast an der Küste liegende Insel Evripos, das alte Euböa, welches der Drei-, Talanti- und Evripos-Canal vom hellenischen Continente scheiden. Der Evripos-Canal erweitert sich zum Golf von Petali, welcher die O.-Küste des peninsularen Attika bespült; im O. und S. öffnet sich der inselreiche Meerbusen von Aegina, während die Peloponnes nicht weniger als drei tiefe und einen geringeren Einschnitt zeigt: die Golfe von Nauplia im O., von Marathonisi und Koron im S., beide durch die gebirgige Maina-Halbinsel mit Cap Matapan, dem südlichsten Europa's, getrennt, endlich den Golf von Arkadia im W. Der Verlauf der W.-Küste nordwärts vom korinthischen Golfe ist zwar ein ziemlich wechselvoller und gestaltenreicher, besonders erwähnenswerth sind indeß, von der Reihe der jonischen Eilande abgesehen, bloß der weit in's Land eindringende Golf von Arta, weiter nördlich die merkwürdigen sogenannten Bocche (spr. Botte) di Cattaro (siehe über diese: Mittheilung der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien 1870, S. 20—27), die Halbinsel Sabioncello (spr. Sabbioniscello), der dann die zahlreichen Inseln des reichgegliederten dalmatinischen Küstenlandes folgen. An diesem liegen die wichtigen Plätze Ragusa, die einst mächtige Handelsrepublik, Spalato mit den herrlichen Ueberbleibseln des Palastes Diocletians und vielen anderen Resten der römischen Stadt Salona, an deren Stelle sie erbaut ist, Sebenico mit seiner prächtigen Kathedrale, und Zara die heutige Hauptstadt Dalmatiens.

Die ganze Balkanhalbinsel oder, wie man sie auch zu nennen liebt, das illyrische Dreieck ist vollkommen gebirgig, leider aber noch lange nicht genugsam durchforscht, um über die Einzelheiten seiner Bodenplastik genauen Auf-







Beide reichen bis zum Meere an den Golf von Saloniki und umfassen das Becken des Salamvria (Beneios der Alten), welches gegen das Meer durch die drei berühmten Berginseln des Alterthums, den Olymp (2973 M.), den Ossa heute Kifissos genannt (1953 M.), und den Pelion nunmehr Plessidi (1618 M.) abgeschlossen wird. Dieses Becken bildet die Landschaft Thessalien, an welche im N., also jenseits des Schabklazuges, Makedonien stößt. Mit diesem Gebirge parallel fließt die Wistrika, welche in geringer Entfernung von dem westlichen Hauptstrome Makedoniens, dem Wardar, in den Golf von Saloniki sich ergießt. Dieser kommt aus NW. vom Schara-Dagh und nimmt den Karasu (türk.: Schwarzes-Wasser) mit streng südnördlichem Laufe auf. Zwischen Wistrika und Karasu bemerken wir eine kleinere innere Reihe paralleler Erhebungen, während eine vierte Gruppe sich gegen den Wardar vorschiebt und im Midische-Berg (2500 M.) ihre größte Höhe erreicht. Folgen wir dem Pindos-Zuge nach S., so begegnen wir nach dem Othrys einer neuen Abzweigung gegen D., dem Saromata-Gebirge oder antiken Oeta (siehe über diesen: Ausland 1876, Nr. 21, S. 401, Nr. 22, S. 429) mit dem berühmten Engpaß der Thermopylen, welcher Mittel- und Neu-Griechenland scheidet. Die Hauptgebirgsader in Rumelien, wie der nördliche Theil des heutigen Königreiches Hellas heißt, zieht südöstlich in einer Anzahl Berginseln bis zum Cap Colonna (Supium): der vielgipfelige Liakura (Parnassos, 2460 M.), der Zagora (Helikon, 1748 M.), der Elatra (Kithairon, 1410 M.), der Ozea (Parnes, 1413 M.), die Scheidewand zwischen Böotien und Attika, endlich bei Athen der Hymettos. Im Allgemeinen ist der westliche Theil von Rumelien viel gebirgiger als der östliche und enthält auch die höchsten Gipfel, obenan den Riona mit 2512 M. über dem Meere.

Die Gebirge der Peloponnes stehen unserer Ansicht nach mit jenen Rumelien's in keinem Zusammenhange, wenn gleich man das niedere Gebirgsland von Megaris als eine Fortsetzung des Elatra-Stokes auffassen will. Der Isthmus von Korinth, dessen schmalste Stelle bloß 5 Km. beträgt und für dessen übrigens sehr leichte Durchstechung seit dem Alterthume unzählige Projecte gemacht wurden, ist ganz flach. Dagegen ist die Peloponnes selbst nichts als eine große Berginsel, in welcher die Gebirge nur ausnahmsweise längere zusammenhängende Ketten bilden und nur wenige breite Flußthäler und Ebenen vorkommen. Der Kern der Halbinsel ist das Hochland von Tripoliza oder Arkadia, eine Mulde mit verschwindenden Bächen und kleinen Bächen, von Randgebirgen umgürtet. Im NW. dieses Hochlandes steigt der Olonos (Erymanthus, 2224 M.), im N. der Chelmos (Arania, 2355 M.) und Zyria (Kyllene, 2115 M.), dem Parnax gegenüber empor, im W. der Malevo (Artemisios, 1772 M.). Nach S. ziehen Ketten in die vier Halbinseln hinein, von denen zweie, der südliche Malevo (Parnon, 1937 M.) im D. und das Pentedaktylo-Gebirge (der alte Tangetos) mit dem 2409 M. hohen Elias-Berge im W., die Landschaft Lakonia, das antike Lakedaemon oder Eurotas-, jetzt Tri-Thal einschließen. Wie der Pindos von N. nach S. streichend, läuft das Pentedaktylo-Gebirge als die höchste und längste Kette des Berglandes im Cap Matapan, dem S.-Ende Europa's aus. Westlich davon, gegen das Ionische Meer treten die isolirten Berggruppen Messeniens, wie der Sekki und Lykodimo auf.

Gleichwie Rumelien und die Peloponnes sind auch alle griechischen Inseln durchaus gebirgig. Die höchsten und imposantesten Gruppen besitzt das türkische Kriki (Kreta), das größte dieser Eilande. Sie bilden durch Einsenkungen unterbrochen drei Hauptmassen: den Aspra-Buna (Leuca, 2469 M.), den Psiloriti (Ida, 2456 M.) und den Lasiki mit 2164 M. Am S.-Rande erhebt sich das Messora-Gebirge. (Vgl. über Kreta: Gustav Pauli, Drei Wochen auf Kreta; im: Ausland 1875, Nr. 18, S. 345, Nr. 19, S. 380, Nr. 20, S. 392.) In der Kykladen-Gruppe ist der Oria (Drios) auf Naxos der höchste Gipfel mit 1002 M. In der Mitte des vom Meere ausgefüllten Kraters der Insel Santorin erhebt sich der kleine Centralvulkan von Kaimeni. Auf Gvripos ist der Delphi-Berg (1137 M.) der höchste Punkt; auch die Sporaden, sowohl die griechischen wie die türkischen, sind durchweg gebirgig, wenngleich nicht in so hohem Maße. Dagegen bleiben die Berge auf den ionischen Inseln zurück und erreichen nur im Elato auf Kephalonia die bedeutende Höhe von 1600 M. (Nach Steinhauser und Sehdlik.)

Das zweite wichtigste Gebirgssystem der illyrischen Halbinsel ist jenes des Balkan (spr. Balkhan), mit welchem türkischen Ausdrucke für Hochgebirge überhaupt das ganze Erhebungssystem des Hämus der Alten bezeichnet wird. Doch ist derselbe auf das krystallinische und paläolithische Hauptgebirge, den Thodjscha-Balkan, zu beschränken und jeder andere Höhenzug, der wegen seiner relativ bedeutenden Erhebung mit dem Namen Balkan beehrt wird, davon wohl zu unterscheiden. Der nackte Steinklamm des Thodjscha-Balkan erreicht, wo er am höchsten ist, (südöstlich von der bulgarischen Industrie-Stadt Gabrovo) nicht die Seehöhe von 2000 M. Das ganze Gebirgssystem verknüpft sich mit den serbischen Höhen im W. und zieht sich ziemlich parallel mit der Donau und in einem Abstände von 100—120 Km. von derselben bis an's Schwarze Meer, wo es mit dem steilen Cap Eminéh (780 M.) endet. Unmittelbar am rechten Donauufer steigt, wie wir wissen, eine baumlose, monotone Lößterrasse an, welche sich allmählig bis an den Fuß des Balkan erhebt und von zahlreichen Zuflüssen der Donau durchschnitten wird. Die wichtigsten darunter sind: der Timok, welcher die O.-Grenze Serbiens gegen Bulgarien bildet, der Arder, Lom, Isker, Wid, Dsma, Jantra und der östliche Lom. Als maßgebende Formation des Balkan hat die Kreide zu gelten; sie ist es, die am N.-Gehänge des Hochgebirges die größte Fläche einnimmt und bis an den Lößsaum, ja unter ihm bis an die Donau jene breite Stufe bildet. Wenn man dem einförmigen, allmählig verflachenden Kamm des Gebirges sich nähert, so stößt man auf Kalk und Schiefer, namentlich Talk- und Glimmerschiefer; die Pässe, welche über den Balkan von Bulgarien (dem Lande am N.-Abhänge) nach Rumili oder Rumelien (dem alten Thrakien) führen, sind meist beschwerlich und von ansehnlicher Höhe. In neuester Zeit ist der Balkan am genauesten von dem hochverdienten Reisenden F. Ranih in Wien erforscht worden. (Siehe dessen wichtiges, noch nicht abgeschlossenes Werk: Donaubulgarien und der Balkan. Leipzig. I. Bd. 1875, II. Bd. 1877. 8°.)

Das Vorgebirge des Balkan beginnt schon im W. von der türkischen Donau-festung Bidin und zieht im Bogen als Sveti Nikola Balkan und Stara Planina (alte Alpe) bis zum Durchbruche des Isker. Der Sveti Nikola Balkan tritt südöstlich mit dem Berkovica-Balkan durch die Einsattelung und Pashhöhe von Ciporovica (spr. Zaporovija) in Verbindung und bildet durch seine nordwestliche Abdachung die Grenze zwischen Serbien und Türkei. Der höchste Punkt dieser serbisch-bulgarischen Grenzgebirge ist die 1106, nach anderen Angaben nur 950 M. hohe Ivanova-Livada. Aus der Region der Sedimentärgebilde und tertiären Formationen des Timok-Thales erhebt man sich allmählig in die krystallinische Zone. Während die südlichen fahlen Gehänge des Sveti Nikola Balkan ein verwittertes, durch die grau-grünliche Farbe gesteigertes untröstliches Aussehen erhalten, sind seine nördlichen Abdachungen mit prachtvollen Buchen und Eichen be-





radicha-Dagh (970 M.) und dem Bair-Dagh. Im N. löst sich beim Eisernen Thorpasse der Rütshüt-Balkan (kleine Balkan) ab, der nur 715 M. Höhe erreicht und sich zwischen den beiden Zweigen des Kamtschuk-Flusses erhebt, einer der bedeutenderen Zuflüsse des Schwarzen Meeres.

Der nördlich vom Balkan bis an's Meer sich erstreckende östliche Theil Bulgariens ist von dem westlichen sehr verschieden, und bezeichnet der bei der türkischen Donaufestung Ruschuk (spr. Rustschuk) mit vier Mündungen in die Donau sich ergießende östliche Don einen merklichen Abschnitt. In seiner Vereinigung durchfließt er eine geologisch höchst interessante mäanderartige Spalte, die in ganz Bulgarien einzig in ihrer Art. Westlich von der Eisenbahnlinie Ruschuk-Rasgrad, wo auf unseren Karten zahlreiche kleinere und größere Wasseradern zur Donau abfließen, fand Herr Kanitz nur eine, die heute noch wasserreich in diese mündet, während die Betten aller übrigen vollkommen trocken sind. Physikalisch-geographisch beginnt also bereits östlich von Ruschuk die wasserlose Dobruža, mit welchem Namen man sonst das nördlich von der Senke zwischen der Donau und Rustschuk am Schwarzen Meere gelegene isolirte Hügelland belegt. Diese Gebiete sind weit bevölkerter als man gedacht und vorherrschend von Türken bewohnt.

Außer den beschriebenen zwei Hauptgebirgssystemen streichen im S. der illyrischen Halbinsel noch mehrere andere Höhenzüge von zwar geringerer Ausdehnung aber zum Theile nicht minder imposanter Erhebung als der Balkan. Längs des Pontus ziehen von der Bay von Burgas bis gegen Constantinopel die Ketten des Istrandscha-Gebirges, welche im Göl-Tepe (türk. blauer Berg) ihren Höhenpunkt mit 1200 M. erreichen und mit der Schlußkette des Balkan in Berührung stehen. Dem Schwarzen Meere senden ihre Flanken nur wenige unansehnliche Küstengewässer zu, ihren östlichen Abdachungen entströmen dagegen zahlreiche parallele Zuflüsse des Erkench, der sich mit der Marica kurz vor ihrer Mündung in's Meer vereinigt. Eine andere Küstenkette, Serian Tepe, mit dem Tschelebi (890 M.) und dem S. Elias-Berg streicht am Marmara-Meere gegen die Halbinsel von Galipoli hin. Den weiten Raum zwischen dem rechten Ufer der anfangs westöstlich, von Adrianopel an aber nordsüdlich fließenden Marica bis zum Wardar in Makedonien nehmen mehrere Gebirgszüge ein, worunter das Rhodope-Gebirge oder Despoto-Dagh, ein ausgezeichnetes Massengebirge mit dem 2274 M. hohen Kruschowa das bedeutendste ist. Ihm entquillt der Karasu oder Mesta, welcher der Insel Thaso fast gegenüber in's Aegäische Meer fällt. Den nördlichen Gipfeiler des Rhodope bildet der Rilo-Dagh (2750 M.) nach dem Olymp der höchste Berg der Balkan-Halbinsel. In einer herrlichen Waldschlucht dieses Gipfels, an dessen südlichem Abhange, liegt, fast so hoch über dem Meere als die Spitze der Riesenkoppe und eine gute Tagereise entfernt von den nächsten Städten, von Samakow, von Dubnika und Džumaja, das Rilo-Monastir, das großartigste Kloster der Türkei und einzig in seiner Art. (Siehe Ferd. v. Hochstetter im: Ausland 1870, Nr. 37, S. 868—871.) Gegen S. entsendet der Rilo-Dagh



zwischen Karasu und Struma den Perim-Dagh, an den sich der Bos-Dagh anschließt. • Die Berginseln auf Chalkis, das Cholomonda-Gebirge mit dem Rortatsch (1185 M.) und seinem berühmten Ausläufer, dem kühngestalteten nackten marmorweißen Athos, der sich zu einer Höhe von 1935 M. schroff aus den Fluthen erhebt, stehen dagegen mit dem Rhodope in keiner Verbindung. Zwischen dem Rilo-Dagh und dem Schar-Dagh in Albanien steigt am linken Wardar-Ufer der niedrige Kara-Dagh, zwischen Rilo und Balkan aber als Zwischenglied das Gneisgebirge von Ichtiman und der unvergleichliche Eyenitstock des Vitoš (2330 M.) empor, welcher durch seine Gesteinsmasse, die ihn durchsetzenden Eruptivgebilde und seinen Gehalt an Magneteisen eine Merkwürdigkeit ist und dessen orographische Stellung „recht eigentlich im Herzen der europäischen Türkei“ von Ferd. von Hochstetter scharf gezeichnet wurde. (F. v. Hochstetter. Das Vitoš-Gebiet in der Central-Türkei, in: Petermann's Geographische Mittheilungen 1872, S. 1—4, 82—97.)

Die transversale Lage der Balkan-Kette übt begreiflicherweise eine tiefe Wirkung auf die klimatischen Verhältnisse des illyrischen Dreiecks. Während im N. ein noch ziemlich continentales Klima herrscht mit strengen Wintern, in denen die untere Donau meist fest zufriert, erfreut sich der S. einer milderen Temperatur, in der alle Südfrüchte gedeihen. Das Verhältniß ist hier das nämliche, wie in Mittel-Europa dies- und jenseits der Alpen. Gerade so wie in Italien die Tramontana, so bringen auch in der südlichen Türkei und in Hellas nur die N.-Winde im Winter Kälte. Constantinopel hat mit Venedig eine gleiche mittlere Jahrestemperatur. Griechenland speziell genießt eine herrliche Mischung der Jahreszeiten, welche es nebst der südlicheren Lage dem Einflusse des Meeres und des stärkenden und befruchtenden NW.-Windes verdankt. Attika ist vorzugsweise das gesündeste und mildeste Klima zu Theil geworden. Weniger begünstigt erscheinen die westlichen Gebiete der Halbinsel sowohl in klimatischer wie in productiver Hinsicht. In den eigentlichen Karstländern, in Dalmatien, Crnagora; Hercegowina und Bosnien, bringt der unfruchtbare Boden kaum das Nothwendigste hervor. Anders dagegen in Bulgarien, wo reichlich Ackerbau auf den Stufengebieten und blühende Viehzucht auf den Höhen getrieben wird. In den schönen Waldungen des Balkan treiben sich Bären und Wölfe herum, sonst bietet die Fauna keine nennenswerthen Merkwürdigkeiten, doch erscheint ausnahmsweise als Mahnung an das nahe Asien in Constantinopel das Kameel, sowie in Gibraltar die Affen an das gegenüberliegende Afrika erinnern. Die Producte

der Halbinsel sind vornehmlich gute Schafe mit feiner Wolle, Ziegen und Pferde, Wein, Rosinen, Korinthen, trefflicher Tabak, Baumwolle, Baumöl, Safran, Krapp, Seide, edle Früchte, Gummibäume und Getreide. Die großartigen Mineralschätze ruhen ausnahmslos noch unausgebeutet im Schoße der Erde.

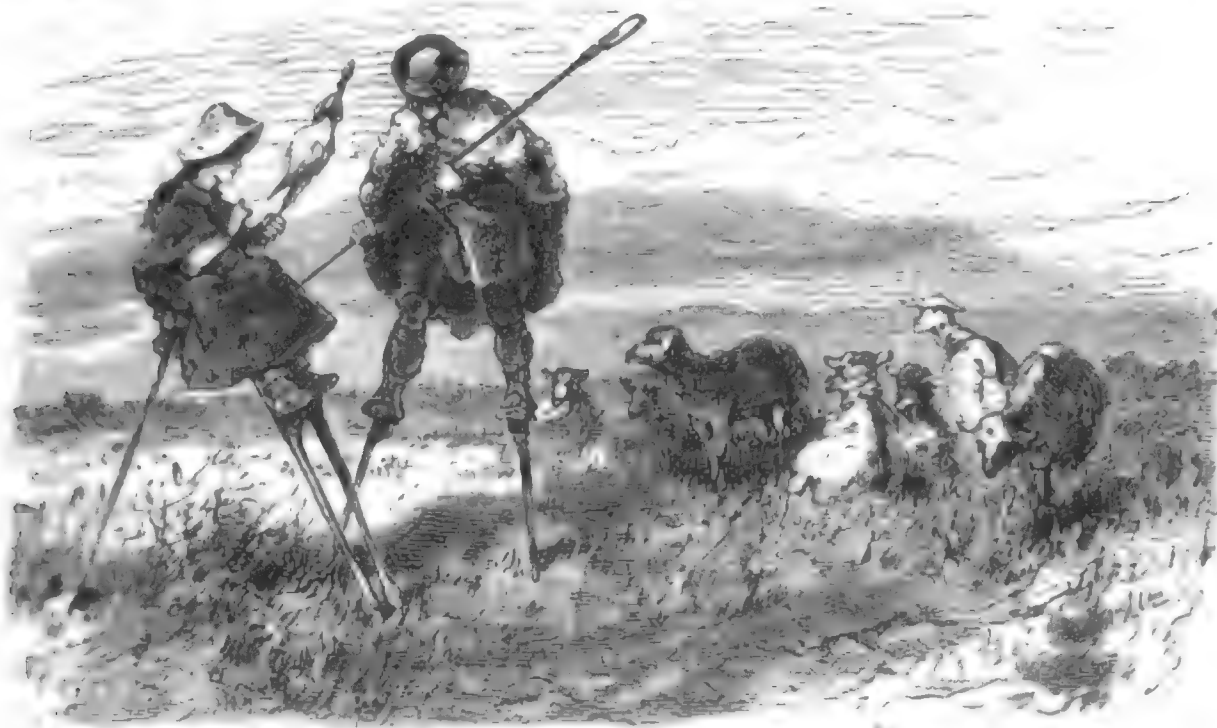
#### §. 4. West-Europa.

Da die iberische Halbinsel wegen ihrer völlig verschiedenen geographischen Verhältnisse in einem besonderen Abschnitte schon behandelt wurde, so haben wir unter Westeuropa nur mehr das heutige Frankreich und die britischen Inseln zu verstehen. Letztere sind wir um so mehr berechtigt an dieser Stelle zu besprechen, als, wie wir wissen, dieselben noch vor sehr kurzer Zeit — kurz in geologischem Sinne — mit dem jetzigen Festlande Europa's in ununterbrochenem Zusammenhange standen. Erst der Durchbruch des Meeres, welcher den Narmel-Canal oder La Manche schuf, trennte sie für immer von unserem Continente. Andererseits wurde schon früher gezeigt, daß der silurische und devonische Grenzwall der Pyrenäen geographisch durchaus der spanischen Halbinsel angehöre; noch in der Tertiärzeit fluthete die See zwischen den Pyrenäen und den Gneissen und Glimmerschiefeln, welche das Innere des jetzigen Frankreichs ausmachen. Wir durften daher mit vollem Rechte Spanien als selbständiges Glied vom übrigen Europa loslösen und können speciell das Westeuropa der Gegenwart geographisch dahin begrenzen, daß es am Continente die Gebiete der großen französischen Flüsse Seine, Loire, Garonne und Rhône nebst einiger Küstenflüsse umfaßt. Durch die Grenzen derselben hat es einen Antheil an den schon beschriebenen Pyrenäen, ferner an den Alpen, am Jura und an den rheinischen Mittelgebirgen, die wir alle in späteren Abschnitten kennen lernen werden. Wegen der heute bestehenden Trennung zwischen Frankreich und Großbritannien läßt sich jedes dieser beiden Glieder Westeuropa's sehr bequem gesondert betrachten.

Frankreich — wir bedienen uns der Kürze halber dieser Bezeichnung — stellt sich auf dem Kartenbilde, gleichwie die südlich benachbarte Halbinsel, als eine nur wenig gegliederte quadratische Landmasse dar, die nur im W. in der großen Peninsularbildung der Bretagne (spr. Brötahnj) ansehnlich in den atlantischen Ocean hinausragt. Diese westliche Küste zerfällt in zwei scharf unterschiedene Theile. Vom Fuße der Pyrenäen, welchen eine Menge südfranzösi-



keper Gewässer, obenan die mächtige Garonne, entquellen, bis zur Mündung des Stromes ist der Küstenverlauf durchaus geradlinig und monoton, nur durch den tiefen Einschnitt des Busens von Arcachon unterbrochen. (Beaumont. Arcachon, son bassin et les landes de Gascogne, im Genfer Globe. XI. Bd. S. 33—51.) Der unterhalb Bayonne hier in den Ocean mündende Adour beschreibt von seinem Ursprunge in den Pyrenäen an einen fast genau abgecircelten Halbkreis und nimmt auf seinem linken pyrenäischen Ufer eine Anzahl kleinerer, gleichfalls von den Pyrenäen herabkommender Flüßchen auf, welche so, wie er selbst, schon meist pliocäne Gebilde durchschneiden. Zwischen Adour und Garonne von Bayonne bis Bordeaux er-



Hirten aus der Bretagne.

strecken sich dann längs des Oceans, dessen Küste hohe Dünen besäumen, die dünnen Gaiden der pliocänen Landes.

Der Anblick der Landes ist kaum zur Heiterkeit zu stimmen geeignet: ein ebener Boden, mit einem Teppich von Gebüsch bedeckt, von dem sich einzelne Kiefernwäldchen loslösen, gewährt bloß das Bild einer endlosen Wüstenei. Hier und da, und stets in großen Entfernungen, sind rohe Gebäude errichtet, um Schutz den Thieren zu gewähren, welche der Bedarf einer karglichen Nahrung von den Ortschaften zu sehr hinwegtrieb. Oft sucht das Auge vergeblich nach einem Ruhepunkte und entdeckt nur unabsehbare Ebenen, eine Art uferlosen Oceans, an dessen Horizont einige auf hohen Stelzen einherreitende Hirten sich zeigen. Selten nur daß andere Menschen diese seltsame Landschaft beleben; manchmal jedoch durchzieht eine Karawane von oxsenbespannten und mit weißer Leinwand überdachten Wagen langsam die monotone Fläche; der unordentliche Anzug ihrer Führer, die schwarzen Lammshäute, womit sie sich bedecken, ihr verwildertes Aussehen und ihre rohen Sitten, Alles dies weckt den Wahn, man sei zu einem der Gesittung fremden Volke gerathen. Manchmal auch bieten die grünen Baumgruppen glückliche Efecte; aber diese culturlosen Gaiden, diese Wüsten, deren Stille nur das Gezirp der Grille

oder der Hornschall des Hirten unterbricht, welcher seine Heerde zusammenruft, — denn selbst kein Vogelgesang erfreut hier das Ohr — geben einen Charakter des Großartigen, der vorerst Staunen, dann aber eine Abspannung und Langweile verursacht, gegen welche nur die Gewohnheiten der Kindheit abstumpfen. Welche Ueberraschung aber, wenn der Reisende plötzlich zwischen den Kiefernstämmen hindurch einen jener herrlichen Seen gewahr wird, welche die Region der Landes von jener der Dünen scheiden. Rückt man näher, so ruht der Blick auf einem weißen Wasserspiegel, umsäumt von Pignadas (Kiefernwaldungen) und von Dorfschaften, die dem Bilde einen wundervollen Reiz verleihen. Ungeheure Wiesen, mit Rindern bedeckt, Sümpfe, deren Schilf den Büffeln zum Aufenthalte dient, und trockenere Waiden, auf welchen ganze Heerden wilder Pferde sich herumtummeln, umrahmen dieses lachende Gemälde, in dessen Vordergrund schwache Fischerbarken sich schaukeln. Was einen glücklichen Erdenfleck verschönern, was die Einbildungskraft an Lieblichem ersinnen kann, hier findet sich's vereint, und vielleicht vergäße man, daß man in den Landes reist, wäre nicht eine Seite des Rahmens durch die Dünen geschlossen, die längs des Meeres sich 110 Km. lang von S. nach N. in einer Breite von  $8\frac{1}{2}$  Km., und in 30—50 M. Höhe erstrecken. Gegen die See fallen sie mit einem Winkel von  $25^\circ$  ab; auf der Landseite, gegen die Landes hin, hat ihr Abhang  $50^\circ$ . Auf der Meeresseite herrscht wieder ein neuer Charakter, aber eine Oede und Monotonie noch schrecklicher als jene der Waiden harren hier des Wanderers; die Dünen sind bald in regelmäßigen Ketten geordnet, bald bieten sie ebene Flächen dar; mitunter stehen sie isolirt und sind von kleinen Thälern getrennt, die man Lettes nennt. Ihre Form wechselt beständig; sie erheben und senken sich, nähern und entfernen sich vom Gestade, je nach dem Spiele der Winde, welche diese Sandhügel von O. nach W. treiben und sie oft um 20 M. in einem Jahre versetzen. (*Guide pittoresque du voyageur en France. Paris 1837. 8<sup>o</sup>. I. Bd. 19. Lief. S. 3—4.*)

Die 390 Km. lange Garonne, deren Unterlauf die trostlosen Flächen der Landes begrenzt, bildet eines der vier großen Strombetten Frankreichs und durchfließt jene weite Tertiärebene, welche vom Mittelmeere bis zum atlantischen Oceane reicht und einstens selbst von der See überfluthet war. Von der Stadt Toulouse an nimmt die Garonne, welche im spanischen Pyrenäenthale Arran entspringt, ziemlich unverrückt ihren Lauf nach NW. und empfängt, die Landschaft Gascogne (spr. Gaslonj) im S. von der Guienne im N. scheidend, eine Reihe von Zuflüssen, wovon jene ihres rechten Ufers die bedeutenderen sind. Die Arriège, welche noch den Pyrenäen entquillt, ausgenommen, steigen die übrigen rechtsufrigen Gewässer, der Tarn, der Lot und die ansehnliche Dordogne mit ihren Nebenflüssen Isle und Vézère von dem Gneis- und Glimmerschiefer-Massiv herab, welches wir passend als Hochfrankreich bezeichnen können. Dieses Gebiet wird im SO. von der Garonne, im N. vom Becken der Loire, im O. von jenem des Rhône umschlossen, und die Garonne-Ebene stellt nichts anderes dar, als die spät erfolgte terrestrische Verbindung zwischen den beiden urzeitlichen Inseln des Pyrenäenlandes und Hochfrankreichs. Bei Bordeaux, welches noch 57 Km. von der Meeresküste entfernt liegt, erhält die Garonne den Namen Gironde und mündet mit einem weiten, tiefen Trichter, in dem die atlantische Fluthwelle merklich fühlbar ist, in den Ocean.

Der Küstenzug Frankreichs, nördlich von der Gironde-Mündung, gewinnt sofort eine andere Richtung und ein anderes Aussehen. Die bisher streng südnördliche Richtung biegt von hier an mit Entschiedenheit nach NW. und die Monotonie der geraden Linie weicht einem vielfachen Wechsel von Vorsprüngen und Einbuchtungen, die sich mit dem Vorrücken nach NW. immer steigern. So ist das Gestade der Bretagne am reichsten gegliedert unter allen in Frankreich. Zudem besitzt diese Küstenstrecke den Schmutz mehrerer nahen Eilande, wie Ile d'Oléron, Ile de Ré, d'Yeu (spr. Diö), Noirmoutier (spr. Noirmutir), Belle Île (spr. Belli), Ile de Groix und Ouessant (spr. Uessahng), in der Regel wenig erhabene Felseneilande mit Steilufern. Sie gehören fast durchweg den nämlichen geologischen Formationen an, wie die Küstenstrecken, denen sie vorgelagert sind. Hier stoßen wir im N. der Gironde auf Kreide, weiterhin auf weißen, dann braunen Jura und endlich wieder auf krystallinische Urgesteine, welche den ganzen NW. Frankreichs einnehmen. Dem Jura und der Kreide gehört der Lauf der Charente (spr. Scharahng't) an, welche wenig nördlich von der Gironde und der Insel Oléron gegenüber in die See mündet. Ré ist wie die gegenüber liegende Küste bei La Rochelle jurassisch; im Gebiete des Gneißes, Granites und Syenites liegt aber die Landschaft Vendée (spr. Wahng'oe), welche das Thal des größten Stromes Frankreichs, der Loire (spr. Loar), von der Bretagne scheidet. Längs der ganzen Küste, von der Gironde bis zum Departement des Finisterre ziehen, im Ganzen 24,000 Hectaren Landes bedeckend, Salzflümpfe (marais salants) hin, welche, nachdem sie lange eine Quelle des Reichthumes oder mindestens Wohlstandes für die Bewohner jener Gebiete gewesen, heute aus mehreren Gründen in höchst kritischen und gefährlichen Zustand gerathen sind.

Die Loire mit einem Laufe von 600 Km. Länge entspringt am Mont Mezenc (1754 M.) in dem Gebirgszuge der Cevennen, welcher Hoch-Frankreich im SO. gegen das Rhônebecken hin abschließt, fließt nördlich über Nevers nach Orléans, wo sie sich dann gegen W. wendet und über Blois (spr. Bloa), Tours (spr. Tuhr) und Nantes bei Paimboeuf (spr. Pähng'böff) in den atlantischen Ocean ergießt. Aus den Urgesteinen Hoch-Frankreichs tritt sie in Miocänbildungen, muß aber bei Nevers die Jura-Region durchbrechen, welche Hochfrankreich fast von allen Seiten umgibt. Ihre große nördliche Auskrümmung zwischen Gien und Blois vollzieht sie wieder in miocänem Terrain, während ihr unteres Thalbett im Primärgebilde eingeschnitten ist. Die wichtigsten Nebenflüsse der Loire sind, umgekehrt wie bei der Garonne, die linksufrigen: Allier, Cher (spr. Sær), Indre (spr. Äng'ir), Vienne, Sèvre Nantaise; am rechten, nördlichen Ufer verdient nur die aus dem Silur der Bretagne nordsüdlich herabfließende Mayenne Erwähnung; sie nimmt bei Angers die Sarthe und diese hinwieder die Loire auf. Beide kommen aus NO., letzterer noch von dem Plateau von Orléans.

Die junge Loire fließt in einem Bette, welches zuerst die Monts du Belay im W. von jenen des Allier scheiden; dann zieht sie, parallel mit dem Rhônethale



aber in verkehrter Richtung, zwischen den *Monts du Forez* im W. und jenen des *Lyonnais* im O., welche sich in den *Mts. du Charolais* (spr. *Scharolä*) fortsetzen, nach den Landschaften *Bourbonnais* und *Riveronais*, in welcher letzterem Gebiete östlich von der *Loire* das *Porphyre-Plateau du Morvan* sich erhebt, in seinem allgemeinen westlichen Fortzuge eine Kette bildend, die erst bei *Brest* in der *Bretagne* sanft in's Meer fällt. In der Quellgegend der zur *Seine* abfließenden *Yonne* bilden die eigentlichen *Mts. du Morvan* ein von vielen Thälern durchschnittenen Hochland, von dem mehrere waldige Seitenzüge gegen die *Loire* nach W. und die *Yonne* nach O. auslaufen. In der Gegend von *Clamecy* löst sich der Haupttrüden in niedere Höhenzüge auf, und nur eine unbedeutende Hügelreihe, welche den Lauf der *Loire* am rechten Ufer stets begleitet, stellt die Verbindung des *Morvan* mit der 170—180 M. hohen Tertiärplatte von *Orléans* her. Diese niedrige Hügelreihe überschreiten der *Canal de Briare* und der von *Orléans*, welche mit Hülfe des *Loing* das *Loire*-Becken mit dem *Seine*-Bassin verknüpfen. Jenseits des *Orléans-Canals*, zwischen der gleichnamigen Stadt und *Chatenoy*, erstreckt sich der Wald von *Orléans*, durch ein rauhes uncultivirtes Gelände vom Walde von *Fontainebleau* (spr. *Fontenblo*) getrennt. Das *Plateau d'Orléans* dehnt sich gegen NW. bis *Etampes* und *Chartres* (spr. *Scharte*) aus, fällt mit steilen Rändern an die *Loire* ab, senkt sich dagegen unmerklich gegen die *Seine* und stößt in der Quellgegend der *Loire* und der *Eure* (spr. *Öhr*) an die armorische Kette, welche in westlicher Richtung und einer mittleren Höhe von 160 M., das Ufer der *Loire* jetzt verlassend, die *Normandie* und *Bretagne* bis zum *Cap Mathieu*, Frankreichs westlichster Spitze, durchzieht.

Das isolirte Bergland der *Bretagne*, dessen seit dem X. Jahrhunderte merklich gesunkene Küsten eifrig und erfolgreich vom Meere benagt werden und verschiedene submarine Wälder aufweisen, besteht größtentheils aus *Granit* und *Gneis* und erreicht seine größten Höhen in den rauhen, kaum 400 M. hohen *Mts. d'Arrée*, *Mts. de Menéz* und der ihnen parallelen Kette der *Montagne Noire* (326 M.), welche sich am *Mt. Menèbre* (339 M.) als starker Seitenast von den letztgenannten ablöst und in der Landzunge von *Crozon* endet. Der Haupttrüden, die *Mts. d'Arrée*, streicht immer näher an der N.-Küste, von der er durchschnittlich nur 20 Km. entfernt ist. Seine nördlichen Abfälle sind daher kurz und steil, während die südlichen Reste in welliges Hügelland sich verlaufen. (G. Musgrave. *A ramble into Brittany*. London 1870. 8°. 2 Bde.)

An die *Bretagne*, mit welcher sich die jähe Wendung der Küste nach O. vollzieht, grenzt die *Normandie*, welche sich gleichfalls in einer, wenn auch schwächeren und nach N. gerichteten Peninsularbildung versucht. In dem Meerbusen, welcher in Folge dessen die N.-Küste der *Bretagne* und die W.-Küste der *Normandie* am Eingange in den *Armelcanal* mit einander bilden, liegen die fruchtbaren, sogenannten normannischen oder *Canal-Inseln*: *Jersey*, das phantastisch-malerische *Sercq*, *Guernesey*, die vorderste und großartigste der Gruppe, und *Alderney* oder *Murigny*, die an Schönheit ärmste aber wichtigste, auf welchen im Angesichte der französischen Gestade jedoch das britische Banner weht.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ursprünglich alle diese Eilande mit ihren Kronen und Gürteln verwandter Felsen und Inselchen vereinigt waren und einen Theil des Festlandes bildeten; aber die unablässige Arbeit des Meeres, sein Branden am zähen Granit und das Zernagen der weichen Adern, die sich in allen Richtungen hindurchziehen, hat die Einheitsbänke mit dem Festlande zerrissen, und diese Trennungsurachen wirken heute noch fort; namentlich geht bei einigen das Zerstörungswerk sichtbar und rasch von statten, so daß seinerzeit keine Inseln mehr im Canale übrig bleiben werden. (Siehe über das Versinken der Canalinseln; R. A. Peacock. On the vast losses of land on the westerly coasts of France within the historical period. in den: Proceed. of the R. geogr. Soc. of London. Vol. X. S. 329—338; Schilderungen der Inseln bieten: D. Th. Ansted. The Channel Islands. London 1862. 8°. und Th. Le Cerf. L'archipel des îles normandes. Paris 1863. 8°.) Im O. der normannischen Halbinsel, welche im N. mit Cap de la Hague endet und den gewaltigen Kriegshafen Cherbourg trägt, schneidet die Baie de la Seine einen breiten Busen in die Küstencontour ein, dem entlang auf etwa 8 Km. vom Ufer die gefährliche, 40 Km. lange Klippenbank der Calvados-Felsen hinzieht, während im östlichen Winkel ein tiefer Trichter die Mündung der Seine bezeichnet. An diesem von der Natur mit so mannigfachen Reizen ausgestatteten Seestrande der Normandie liegen die besuchten Bäderorte Trouville sur mer (spr. Truvill für mer), Deauville (spr. Dohvil) und Etretat. (H. Blackburn. Normandy picturesque. London 1869. 8°.)

Die Normandie, sagt ein gewandter Schriftsteller, Friedrich Uhl, bei Schilderung seiner Fahrt nach Etretat, ist eines jener Länder, um welches Geschichte und Poesie die Aureole des Interesses und der Schönheit gesponnen. „Normandie und Romantisch, die zwei Worte klingen nicht nur zusammen, man kann auch die Begriffe nicht trennen! Und doch, die Normandie von heute ist Alles, nur nicht romantisch bis zu den Punkten, wo hinter den abfallenden Strandfelsen das Meer aufblitzt. Die Normandie von heute ist aber ein Land, an dem sich Jeder, dem das Wohlbefinden des Volkes in erster Reihe steht, voll erfreuen kann. Weniger ephemerisponnene Ruinen, als man erwartet, dafür tausend hohe Schöte unaufhörlich arbeitender Fabriksstädte; in Rouen vergäße man über dem Flore der Industrie bald auf den Dom und die Jungfrau von Orleans, und in Elboeuf, der Feintuch-Stadt, wird man ganz und gar nicht an die kriegerischen Ahnen der heutigen Normannen gemahnt, welche Lustere nur darauf ausgehen, ihrer Industrie stets neue Gebiete zu erobern. Das von der ruhigen Seine durchströmte Land weilt hügelalt, thalab; keine höheren Berge, keine großen dunkeln Wälder, Alles licht, hell, gepflegt, grün, rasig, ohne viele Dörfer, aber besät ohne Unterlaß mit grünen viereckigen Wäldchen, die Einen wißbegierig machen, tiefer einzudringen. Man tritt näher, findet einen Erdwall, der oft mit doppelten Reihen von Buchen, Ahorn oder Erlen besetzt ist, und dieser windabhaltende, schattenpendende, hohe grüne Baumwall umgibt einen großen obstbaumbesetzten Grasgarten, in dem das prachtvollste Vieh weidet, umgibt die schönen weitläufigen Wirthschaftsgebäude. Diese unzähligen grünen Burgen des Bauers, innerhalb deren die schönsten Kühe und die besten Pferde Frankreichs gedeihen, die Schafe grasen auf den hohen Plateaux am Meeresstrand, sind wie grüne Sträucher über das ganze Land gestreut und unterbrechen die wohlgepflegten Wiesen und Felder. Die Cultur ist zwar etwas monoton, aber sie macht Frankreich reich, und Poeten und Maler älterer Schule brauchen nur das Auge zu schließen während der Fahrt, die, nachdem man die Eisenbahn verlassen, noch zwei Stunden fortgesetzt wird, und es erst zu öffnen, wenn das Gefährte, vom Hügel herabstammelnd, in die grüne Mulde einbiegt, an deren Ende Etretat liegt.“

Die sich oft mäanderartig windende Seine (spr. Sähn) bildet das nördliche und dritte Hauptstrombecken Westeuropa's, das sich zwischen jenem der Loire und der Maas ausbreitet. Sie hat im Ganzen einen von SO. nach NW. gerichteten Lauf und kommt von dem aus braunem Jura gebildeten Plateau von Langres, durch weiße Jura- und obere Kreidestufen in das eocäne und

oligocäne Pariser Becken herab. Sie hat bis zur französischen Hauptstadt mehrere wichtige Flüsse aufgenommen, so die Yonne am linken, die Aube (spr. Ohb) (J. B. Finot. L'Aube et ses bords. Troyes 1866. 8<sup>o</sup>) und die Marne am rechten Ufer, welche beide am nämlichen Plateau von Langres entspringen; dann setzt sie unterhalb Paris die Oise und die Eure aufnehmend ihren Lauf durch die obere Kreide fort, welcher nicht bloß der größte Theil der Normandie, sondern auch, soweit es nicht tertiär ist, fast das ganze nordöstliche Frankreich angehört bis an die quarternären Ablagerungen der belgischen Niederlande, die primären Ardenennen und den jurassischen Argonnenwald im O.

Das Plateau von Langres ist eine von SW. nach NO. ziehende Hoch-ebene zwischen den Quellen der Seine im W. und jenen der Maas im O. Auf dem Rücken des im Durchschnitt 500 M. hohen Plateau's erheben sich nur sanfte Hügel; seine nördlichen Abhänge zwischen Seine und Marne sind meist nackt, der Boden kalt und unfruchtbar, die Bewohner arm; der gebirgige Theil ist von vielen Gewässern durchschnitten. An dieses Plateau schließen sich östlich im Quellengebiet der Maas die Monts de la Faucille (spr. Foksil) an, ein flacher, von sanften Terrainwellen unterbrochener Bergrücken, dessen kurze Aeste mit scharfen Rändern zur niederen Saône (spr. Sohn) = Gegend abfallen, während sich seine langen nördlich streichenden Ausläufer zu beiden Seiten der Maas hinziehen. Der Rücken ist zwar reichlich mit Steinen bedeckt, aber nicht ganz unfruchtbar, gegen Mirecourt und Epinal hin sogar ziemlich bewaldet. Die Monts de la Faucille erreichen nach Umgehung der Saône-Quellen, eines nach S. in das Rhône-Becken abströmenden Flusses, an jenen der Mosel, im Ballon d'Alsace (Elsasser Belchen) mit 1250 M. Seehöhe ihr Ende und stellen berggestalt die Verbindung des Plateau von Langres mit den Vogesen (Vosges) her. Am südöstlichen Fuße der Faucille-Berge liegen die berühmten Bäder von Plombières. An einer der nördlichsten Spigen des Plateau von Langres, zwischen den Quellen der Marne und Maas, trennt sich ein anderer bedeutender Gebirgszug ab, der in meist nördlicher Richtung bis unter 50° n. Br. das linke Maasufer begleitet; schmal und kaum 500 M. hoch, trägt er anfangs keinen besonderen Namen; zwischen Maas und Aisne (spr. Ahn) (Nebenfluß der Oise) heißt er aber Argonnen-Wald und scheidet die Champagne von Lothringen. In der Gegend von Clermont-en-Argonne sind die Argonnen am rauhesten; ihre östlichen Abfälle gegen die Maas sind steiler als die westlichen, welche sich in der Champagne in sanftes Hügelland verlaufen. Gegen S. steht das Plateau von Langres mit den Cevennen durch die Gebirge der Côte d'Or in Verbindung. Hier steigt von Mont Morefol an das Gebirge allmählig über Sombornon (560 M.) zum 980 M. hohen Mont Tasselot an den Quellen der Seine und des Ignon (kleiner Nebenfluß der zur Saône fließenden Tille) empor. Mit tief abfallenden Thälern erhebt sich dieser Gebirgsstock aus den flachen Gegenden zu beiden Seiten der oberen Seine; seine östlichen Ausläufer senken sich ziemlich steil und bewaldet an die Ouche (spr. uos, Nebenfluß der Saône) und die Seitenthäler der Tille, die nordwestlichen Aeste erstrecken sich weiterhin zu beiden Seiten der Seine und bilden mit den Ausläufern des Plateau von Langres das Hügelland der südlichen Champagne. Die Côte d'Or, als deren N.-Gipfel man den Tasselot ansehen kann, streichen streng nord-südlich, erreichen in den Bergen von Bligny mit 660 M. ihre größte Höhe, sind an ihren kurzen östlichen Abhängen gegen das sich hier erweiternde Saône-Thal reich mit Neben bepflanzt, fallen im W. sanft an den Arroux (Nebenfluß der Loire) ab, der sie von der Morvan-Kette scheidet, und verzweigen sich endlich mit den Gebirgen des Charolais, der ersten Gruppe der nördlichen Cevennen. Das Land südlich von den Seinequellen bis zum Charolais, also das ganze quarternäre Saône-Thal und die hier erwähnten Höhenzüge bildet das Gebiet des fruchtbaren Burgund (Bourgogne).



Mit der Saône treten wir in das große Rhônebecken zwischen Hochfrankreich einer- und Jura und Alpen andererseits ein. Der Rhône, welcher von W. aus den Schweizer Alpen hervorbricht und den Genfer See durchfließt, macht bei Lyon, wo er sich mit der von N. kommenden Saône vereinigt, eine plötzliche Wendung nach S. und fließt in dieser Richtung so streng bis zum mittelländischen Meere, in welches er mit einem regelrechten Delta mündet, daß er sich auf der Landkarte beinahe wie die Fortsetzung der Saône ausnimmt; oder richtiger gesagt, könnte man verleitet sein, die Saône für den Oberlauf des Rhône, diesen aber für einen Nebenfluß der Saône zu halten. Am linken, östlichen Ufer des Rhône dauern auch bis um Valence die quarternären Ablagerungen des Saône-Gebietes fort, welche auch weiter stromabwärts, südlich von Avignon, im Mündungsbezirke, wieder die Oberhand gewinnen. Zwischen den beiden linksseitigen Zuflüssen der Isère und der Durance thürmt sich aber das alpine Bergland der Dauphiné (spr. Dohfine) auf, an welches sich im S. die Provence, das herrliche Land am Meere zwischen Rhône und dem Alpenkamme, anschließt. Hier liegen der Küste nahe die ob der Milde ihres Klima's gefeierten Îles d'Hyères (Hyerrische Inseln), und an derselben Toulon, der größte Kriegs-, und Marseille, der größte Handelshafen Frankreichs im Mittelmeere, im Lande selbst Aix, das öberühmte. Schon westlich von Marseille treten die merkwürdigen Strandseen, Etangs, auf, welche für die ganze mittelländische Küste Frankreichs bis zu den Pyrenäen hin charakteristisch sind und sich zwischen die Mündungen der hier das Meer erreichenden Ströme, wie Hérault (spr. Groh), Orb, Aude (spr. Dhd), Agly, Tet und Tech, lagern. (Siehe: E. Lenthéric. Les villes mortes du Golfe de Lyon. Paris 1876. 8<sup>o</sup>. und L. D. Ansted. On the Lagoons and marshes of certain parts of the shores of the Mediterranean in den: Proceedings of the Institution of Civil Engineers. 1869.) Wir finden dieselben am zahlreichsten auf der 730 □ Km. großen Insel der Camargue, welche die beiden Arme des Rhône mit dem Meere bilden; hier breitet sich der Etang de Valcarès aus und verleiht der durchaus flachen, mit Vieh, besonders Schafen und einer Race halbwilder Pferde gesegneten Landschaft ein an Holland erinnerndes Aussehen. (Ueber die Rhône-Mündungen siehe: Ernest Desjardins. Aperçu historique sur les embouchures du Rhône. Paris 1866. 4<sup>o</sup>.) Am rechten, westlichen Rhôneufer erstreckt sich bis zu den Pyrenäen und gegen W. in das Garonne-Gebiet das fruchtbare Languedoc, von den Cevennen durchzogen.



Die Cevennen sind die östliche Abgrenzung Hochfrankreichs, dessen Gebirgszüge mit ihnen in Verbindung stehen, und hängen, wenn man will, durch die Montagnes noires mit den Pyrenäen zusammen, vorausgesetzt, daß man in den genannten Bergen eine nördliche Fortsetzung der Pyrenäen erblicken darf, wofür jedoch keine geologischen Gründe sprechen, denn auch die Montagnes noires, obwohl silurischer Formation, sind von den Pyrenäen durch tertiäre und quarternäre Niederungen getrennt. Die Montagnes noires gehen ostwärts in die Mts. de l'Espinoise (1020 M.) und diese in die Mts. Garrigues über, mit welchen die eigentlichen Cevennen beginnen. Als Fortsetzung gegen N. erscheint in der Quellgegend des Hérault der Mont l'Espéron, von dem aus südlich, längs diesem Strome, die Monts de la Seranne herabziehen, während dessen westliche Ausläufer zwischen Tarn und Sorgue (Nebenfluß des Dourdou, der in den Tarn mündet) das große Plateau von Larzac bilden. Im NO. reihen sich an den Espéron die zusammenhängenden Bergmassen des Suquet, welche bis an die Quellen des Tarn zum Knotenpunkte, dem Hochlande von Gevaudan, reichen, von wo der Haupttrüden bis zum Mont Mézenc (1754 M.) unter östlicher Abzweigung des Tanargue und der Montagne de Coiron's fortstreicht. Mit dem Mont Mézenc enden die eigentlichen Cevennen; von da an ist der Gebirgszug auf das schmale Gebiet zwischen Loire und Rhône beschränkt; nur wenige unbedeutende Seitenzweige fallen gegen das letztere Stromthal ab. Vom Mézenc bis zum Mont Pilat (1434 M.) führt das Gebirge den Namen Monts de Bivaraïs, weiterhin bis zum Mont Tarare (719 M.) erstrecken sich die Monts du Lhonnais, welche vom Pilat und Mont d'Or aus kleine Seitenäste nach dem Rhône abzweigen. Im weiteren nördlichen Fortzuge reihen sich die Gebirge von Beaujolais mit dem östlich abfallenden Monts du Maconnais, und endlich die Berge von Charolais an, welche, wie wir wissen, durch die Cote d'Or mit dem Plateau von Langres verknüpft sind und die Hauptkette der Cevennen beschließen.

Die Cevennen sind wie erwähnt als die südöstliche und östliche Begrenzung Hochfrankreichs zu betrachten, das südlich von 46° 30' n. Br. allmählig emporsteigt und langsam sich erhebt, bis es in den Departements Haute Loire und Puy de Dôme seine höchste Höhe erreicht. Diese höchste Erhebung von Centralfrankreich stellt sich dar als ein mächtiges Granitplateau von im Großen und Ganzen dreieckiger Gestalt, von allen Seiten von jurassischen Gebilden oder wenigen älteren Formationen begrenzt. Es war zweifelsohne in den Zeiten der Meere, in denen sich der Absatz dieser jüngeren Bildungen vollzog, eine mächtige Granitinsel, deren Grenzen wir noch heute deutlich bestimmen können.

Nach O. endet das Plateau in den tiefen und steilen Abstürzen des Rhône-thales, nach SW. fällt es ebenfalls schnell nach dem Becken der Gironde zu, nach N. geht es allmählig in die Ebene über. Von diesem mächtigen Plateau aus, welches die Gebirge der Auvergne, des Cantal, der Haute Loire, des Forez und des Limousin bildet, ziehen sich einige Ausläufer nach N. in die Bourgogne hinein, nach S. erstrecken sich Gebirgszüge durch das Département Lozère, die Cevennen bis in das Aveyron und zu den Bergen der Montagne noire. Im Innern erscheint das Plateau vorzugsweise durch zwei tiefe Thäler gegliedert: das Thal der oberen Loire, die vom südlichen Abhange des Mont Mézenc, dem Gerbier des Jones kommend, anfangs westlich, dann aber, durch zahlreiche Zuflüsse verstärkt, fast genau in eine nördliche Richtung umwendend, und das längere und breitere Thal des Allier, der vom südlichen Ende der Marge-ride-Kette, unweit von La Bastide im Département de la Lozère kommend, mit nordwestlicher Richtung, bald durch zahlreiche und starke Gebirgswasser wachsend in dem weiten Becken der Limagne hinfließend in das Plateau einschneidet. Der



um ein gemeinsames Centrum gelagert, und besteht aus Decken, stromförmigen Ablagerungen von Trachyten und Basalten, ungeheuren Lagen vulcanischer Bruchstücke, Lapilli, Sand, Aschen, Bimssteine, die theilweise wieder zu Conglomeraten und festen Breccien verkittet sind, durch welche hindurch zahlreiche oft mächtige Trachyt-Basalt-Phonolithgänge zu Tage treten. Endlich erheben sich an dem tiefstgelegenen Rande des ganzen Aufbaues verschiedene jüngere embryonale Schlackenkegel mit ihren im Vergleich zu den ungeheuren Massen des uralten Kernvulcanes verschwindend unbedeutenden Producten. (Dr. A. von Lasaulx im: Ausland 1872, Nr. 20, S. 460—462. Siehe auch J. de Vanoye. Voyage aux volcans de la France centrale im: Tour du Monde 1866, und W. S. Symonds. Among the Volcanoes and glaciers of Auvergne, in: Popular Science Review, Januar 1877. S. 1—22.)

Frankreich, welchem man, insoferne es auf drei Seiten vom Meere bespült wird, immerhin eine peninsulare Natur zusprechen kann, erfreut sich auch zum Theile wenigstens aller Vortheile einer Halbinsel. Zunächst in klimatischer Hinsicht. Seine ganze westliche und nordwestliche Hälfte genießt das feuchte, milde, oceanische Klima, welches der Golfstrom West-Europa im Allgemeinen spendet; nur im NO. herrscht in den Gebirgen ein kaltes, fast nordisches Klima und auch die alpinen Gebiete im O. nehmen an dem übrigen europäischen Continentsklima Theil; das Land südlich der Loire und Lyon bis an das Mittelmeer und die Pyrenäen spielt etwas zum S. hin, und doch ist es noch nicht ganz Südländ, wie der größte Theil Italiens und Spaniens. Frankreich macht also ganz eigentlich die Mitte zwischen dem N. und S. Europa's, es macht gleichsam den Uebergang. Dieses im Ganzen fruchtbare und schöne Land mit zwei Meeren, dem atlantischen und dem mittelländischen, mit dem unruhigen, sturmvollen Armelcanal und vortrefflichen Häfen an seinen Küsten hat freilich nicht die hochgestaltige und vielgestaltige Mannigfaltigkeit Spaniens und Italiens, verdient aber doch mit vollstem Rechte den Namen la belle France, womit seine Bewohner ihr Vaterland mit gerechtem Stolze zu bezeichnen lieben. Es ist reich an herrlichem Wein, Getreide, Obstbau, Viehzucht und zieht im S. schon den Delbaum und einzelne Südfrüchte und den Maulbeerbaum mit dem Seidenwurm. Da es die mitteleuropäische mit der des Mittelmeeres in sich vereinigt, so ist Frankreichs Flora sehr reich; man pflegt das Land in die Zone des Getreides (Nord-Frankreich), des Mais (Mittel-Frankreich) und der Kastanie, der Feige und des Delbaumes (Süd-Frankreich) einzutheilen; die Hochgebirgsflora der Alpen und Pyrenäen theilt es mit den übrigen Alpenländern; beßgleichen stimmt seine Fauna mit der allgemeinen von Mittel- und Süd-Europa überein und „zeigt Unterschiede nur darin, daß Nord-Frankreich mehr Rinder und Schafe zählt als Süd-Frankreich, daß die Pferdezuucht im Allgemeinen dem Bedarfe nicht entspricht, Wölfe und Wildschweine noch nicht ausgerottet sind und im S. Frank-

reichs Bienen (Honig von Narbonne) und noch mehr Seidenwürmer eifrige Pflege finden.“ Das Meer liefert reichlichste Ausbeute an Fischen (Thunfische, Heringe, Sardinen) und Seesalz. Auch der Boden birgt reiche Vorräthe an Eisen, Blei, Stein- und Braunkohlen, Erdharz, Schiefer u. dgl., an welche Schätze sich die zahlreichen, in allen höheren Gebirgen vorkommenden, sehr wirksamen Mineralquellen anreihen.

Diesen südlichen Theil West-Europa's trennt von dem nördlichen, nämlich von den britischen Inseln, der an seiner schmalsten Stelle, dem Pas de Calais, zwischen Calais und Dover nur 37 Km. breite, seichte Canal La Manche oder English Channel, den vielleicht ein nicht mehr allzu fernes Zeitalter durch einen unterseeischen Tunnel für den Verkehr zwischen den beiden Nachbarländern beseitigen wird.

Die Idee eines submarinen Tunnels zwischen Frankreich und England scheint zuerst in dem Kopfe eines Franzosen, des Ingenieurs Mathieu, entsprungen zu sein. Um das Jahr 1800 entwarf er die betreffenden Pläne, die eine Weile in Paris zur Ausstellung gelangten, später jedoch in Verlust geriethen. Im Jahre 1853 schenkte Herr Austin diesem Gegenstande einige Aufmerksamkeit und veröffentlichte 1856 seine Pläne, welche einen Tunnel in der Linie von Fairlight nach Cap Grisnez vorschlugen. Fast die nämliche Linie befürwortete Herr Thomé de Gamond, der im Jahre 1857 ein umfassendes Werk über dieses Project erscheinen ließ. Seit jener Zeit ist der „Canaltunnel“ nicht mehr von der Tagesordnung abgesetzt und dem Publikum in dieser oder jener Form stets wieder vorgeführt worden. Herr W. Low hat sich gleichfalls eingehend mit der Frage beschäftigt und kam zu dem Ergebnisse, daß die Herstellung eines solchen Tunnels nur dann Aussicht auf Erfolg böte, wenn derselbe in die Schichte der unteren Kreide gelegt würde. Dieser Meinung stimmte später Hr. de Gamond bei, welcher seine früheren Ansichten gänzlich zu Gunsten jener der englischen Ingenieure aufgab. Sir J. Hawkshaw besitz das Verdienst, das Project eines Tunnels in der unteren Kreide vollständig ausgebildet und ausgearbeitet zu haben. Auf seine Veranlassung führte Herr E. C. S. Day in den Jahren 1864–1865 eine genaue geologische Aufnahme der Küsten aus und entwarf detaillirte Karten und Durchschnitte der Schichten. (Siehe darüber W. Topley. *The Geology of the Strait of Dover*, in: *Quarterly Journal of Science*, April 1872, S. 208–224, und *Popular Science Review* vom October 1874.) Später ging Sir J. Hawkshaw mit Anderen daran, auf einem Dampfer Sondirungen bei und längs der Linien des projectirten Tunnels, sowie auch Bohrungen durch die Kreideschicht an beiden Küsten zu machen, und diese stellten die Möglichkeit, eine vollkommen wasserdichte Schicht zu finden, durch die der Tunnel zu bohren wäre, in gegründete Aussicht. Weiteren Aufschluß gewährten die 1875 veranstalteten Sondirungen einer geologischen Commission (ihren Bericht siehe im: *Explorateur* vom 9. Dezember 1875 S. 574–580), welche die mittlerweile in's Leben getretene englisch-französische „Canaltunnel-Gesellschaft“ bestellt hatte. Alle Projecte sind ausgearbeitet und die Ausführung der gewaltigen Idee fast gesichert, wenigstens sehr wahrscheinlich gemacht. Der eigentliche unterseeische Tunnel ist auf eine Länge von 26 Km. berechnet; die zur Zufahrt bestimmten Souterrains sollen je 11 Km. Länge erhalten. Sowohl den Souterrains als auch dem Tunnel soll die entsprechende Neigung zur Förderung des Abflusses der etwa infiltrirenden Wasser in Schächte gegeben werden, aus denen sie dann durch Schöpfmaschinen entfernt werden würden. Die mit den bezüglichen französischen und englischen Schienenwegen in Verbindung gesetzte Tunnelbahn wird sodann die Möglichkeit bieten, in nicht ganz neun Stunden den Weg zwischen London und Paris zurücklegen zu können. Die Kosten der vorbereitenden Arbeiten sind mit 3,2 Millionen, jene der ganzen Linie auf höchstens 200 Millionen Mt. veranschlagt.



Minensprengungen, wie in dem harten Gestein des Mont-Genis-Tunnels, sollen nicht vorgenommen, sondern die weiche Kreide mittelst eines sehr sinnreichen Apparates in Staub zermalm und sofort auf einem Leinwandstreifen ohne Ende bis zu einem Waggon befördert werden, der sie alsogleich aus dem Tunnel herausbefördert. Bei den bereits angestellten Versuchen vermochte die Maschine um 1,2 M. stündlich vorzurücken, während man bei der Bohrung des Mont-Genis-Tunnels in 24 Stunden höchstens um 2 M. vorrücken konnte. Mit verhältnißmäßig wenig Arbeitern dürfte man nach den angestellten Berechnungen binnen acht bis neun Jahren die Bohrung des Canaltunnels vollendet haben. Mit gewöhnlichen Bohrmaschinen würde man allerdings über zwanzig Jahre brauchen. (Ausland 1876, Nr. 6, S. 108.)

In geographischer Hinsicht müssen die Britischen Inseln als ein einziger Complex betrachtet werden, den nur die Lücke des flüssigen Elementes in zwei große Haupttheile, nämlich in die große östliche Insel, welche die Landschaften England, Wales und Schottland umfaßt, und die kleinere westliche Insel Irland nebst verschiedenen kleinen Eilanden auseinander gerissen hat. Daß auch die Trennung der britischen Landmasse vom europäischen Continente erst spät erfolgte, ist schon wiederholt erwähnt und wird die Zusammengehörigkeit Beider unter Anderem durch die gleichartigen geologischen Bildungen bezeugt, welche dies- und jenseits des Canales herrschen. Wie im nordwestlichen Frankreich treffen wir in Süd-England Kreide- und Tertiärformationen, die, je weiter wir gegen W. fortschreiten, desto älteren Schichten weichen, durch die Abstufungen des Jura zur Trias- und dann gegen N. zur Kohlen-, nach W. hin aber, hauptsächlich in den Gebirgen von Wales und in der SW.-Spitze Großbritanniens, in Cornwall, zur Devon- und Silur-Formation führen. Diese primären Gebilde setzen sich nach W. auch jenseits des St. Georgs-Canals, welcher England von Irland scheidet, auf letzterer Insel fort, und ihnen gehören auch die im sogenannten irländischen Meere gelegenen Inseln Anglesey (spr. Ängglsih) und Man (spr. Mähñ) an. Im NO. Irlands, am Neagh-See, treten ausgedehnte vulcanische Bildungen auf.

Dieser geologischen Beschaffenheit des Bodens entsprechend geht auch die Vertheilung zwischen Hoch und Niedrig vor sich. Im östlichen, jüngeren Theile ist Großbritannien niedrig und nur von Hügelreihen durchzogen, im W. mit höheren Gebirgen bedeckt, die in Schottland am höchsten emporsteigen. In England nimmt das niedere Land (bis 160 M. Seehöhe) zwei Drittel des Bodens ein, in Schottland nur die Hälfte, in Irland aber sieben Achtel.

Die allgemeine Erhebung des Bodens läuft in England von SO. nach NW. Weite hügelreiche, oft von Torfmooren bedeckte Ebenen breiten sich im SO. aus, während im SW. das an Kupfer, Eisen, Blei und einst namentlich an Zinn reiche, baumlose Gebirge von Cornwall, auch cornisches Bergland genannt (über den Mineralreichthum Cornwallis' siehe: Ausland 1864, S. 569), eine rauhe, vegetationslose und baumarme Granitkette, deren höchster Punkt der 427 M. hohe



nigfaltigkeit verleiht. Ueberall ist der fruchtbare Boden sorgfältig angebaut und prangt des feuchten Klima's wegen beinahe das ganze Jahr über im saftigsten Grün. Durch die meist mit Hecken eingefriedigten Besitzungen erhält außerdem die Landschaft ein gartenähnliches Aussehen.

Die meisten Ströme Großbritanniens verrathen die Neigung, mittelst tief in's Land bringender Trichter in's Meer zu münden. An der O.-Seite bemerken wir dies an dem Forth in Schottland, dem der Firth of Forth als Mündungstrichter dient, in unvollkommenerer Weise am Humber. Dagegen besitzt die Themse eine geradezu classische Trichtermündung, die sie beständig offen hält. Der Strom ist nämlich auffallend arm an schwebenden Bestandtheilen, und wo diese mangeln, kann eine Ausfüllung der Mündung nicht stattfinden. Diese Armuth an schwebenden Bestandtheilen erklärt sich hinlänglich damit, daß ihr Wassergebiet oder ihr Erosionsbereich in Kalkgebirgen liegt, deren Bestandtheile chemisch vom Wasser aufgelöst werden. Dazu gesellt sich aber nach Peschel noch eine andere Ursache, das Alter oder die Ermüdung der Ströme, mit andern Worten die Erosionsruhe, ein Zustand dem die Themse sehr nahe gekommen scheint. Die gewaltigste Trichterbildung zeigt indessen ein westlicher Strom, der Severn, welcher, aus den Gebirgen von Wales im Bogen und zum großen Theile nord-südlich fließend, in den Bristol-Canal mündet. (Ueber diesen Strom siehe: J. Randall. The Severn Valley. London 1863. 8<sup>o</sup>.) Nördlich von diesem Canale, der richtiger ein Meerbusen heißen sollte, erhebt sich das metall- und mineralreiche Hochland von Wales (spr. Mähls), an drei Seiten vom Meere umgeben und gegen O. vom Thale des Severn begrenzt, in einem von N. nach S. sich streckenden und mancherlei Seitenarme aussendenden Hauptzuge. Stein-ohlen, vorzüglich Anthracit, Eisen, Gold und Schiefer sind die Hauptproducte dieses malerischen Berglandes.

Walblohe Fels Höhen, Rauheit, Zerrissenheit und Dede sind der hervorragendste Charakter von Wales, während der Boden nach O. in Tiefland oder freundliche Hügel Landschaften übergeht. Wales wird von den cambrianischen Gebirgen (Cambrian Mountains) erfüllt, welche drei Parallelketten mit mehreren Seitenästen bilden. Die nördlichste, zugleich die höchste, zieht in der Richtung SW.—NO. und culminirt in Snowdon (spr. Snodon) mit 1094 M., dem höchsten Gipfel von Wales. Er besteht aus mehreren von Schiefer und Granit gebildeten und durch tiefe Thäler, Gwm geheißten (spr. Rum), von einander getrennten Höhenrücken, welche sich in dem 783,6 M. hohen Moel-yn-Wyddfä (hervorragende Spitze) vereinigen. Die Eingebornen bezeichnen das ganze Gebirgssystem mit dem Namen Eryri (Ablershorst). Schnee bleibt jedoch nur vom November bis zum April liegen. Ein Ast dieser Kette, in welcher auch der 1044 M. hohe Cairn-David liegt, die Ferwynn-Berge, streicht durch die östliche Grafschaft Merioneth bis an den Dee-Strom, welcher wieder mit einem mächtigen Trichter in die Irische See mündet und das Thal von Llangollen, mit Recht als eines der malerischsten und anziehendsten in Wales gepriesen, durchfließt. Ein zweiter Ast senkt sich durch Montgomery und verzweigt sich mit den Wiga-Bergen, die gegen den mitt-



leren Lauf des Severn hinziehen. Die nördlichste Kette von Wales fällt an der SW.-Spitze Caernarvon's im Cap Braich=y=pyll in die irische See. Der Grafschaft Caernarvon gegenüber und durch die bloß 180 M. breite, mittelst einer colossalen Eisenröhrenbrücke für die Eisenbahn überbrückte Menay=Strasse getrennt, liegt die flache sandige Insel Anglesea, 782 □ Km. groß, mit wichtigem Bergbau auf Kupfer und Steinkohlen. Die zweite, d. h. mittlere Hauptkette beginnt in der Quellengegend des Severn und der Wye, die dem ersteren erst in seinem Mündungsgebiete sich zugesellt, und senkt sich in mehrere Aeste gespalten zu beiden Ufern des Twn gegen die SW.- und S.-Küste hinab, an welcher der westliche Arm in der Bai von Cardigan, der östliche in den Caps St. David und St. Govens in's Meer tauchen. Der Plynlimmon (756 M.), an welchem der Severn entspringt, ist der höchste Gipfel dieses Zuges. Die dritte Hauptkette unter der allgemeinen Benennung Black Mountains beginnt mit den Flothof Hills im W. und spaltet sich in mehrere Zweige, die gegen den Canal von Bristol und den unteren Severn streichen, wo sie dem Landrücken Mittelenglands entgegentreten. Ein südlicher Seitenast endigt mit dem Cap Worms im Canal von Bristol.

Mit den Gebirgen von Wales durch die Weaver Hills verknüpft, zieht sich nördlich von den beiden Flüssen Mersey im W. und Trent im O. bis zu dem der Grenze von Schottland unfernem Pictenwall die penninische Kette oder das Peat- (spr. Piht-) Gebirge, im S. auf beiden Seiten vom Tieflande umgeben, während es in der N.- Hälfte bis zur W.-Küste streicht. Zahlreiche Gipfel entsteigen dem Rücken des Gebirges, unter denen der Wharnside (spr. Huernseid) 726 und der Ingleborough- (spr. Inglbarroh-) Hill bis zu 723 M. ansteigen.

Das Peat-Gebirge nimmt seinen Anfang in der Gegend von Nottingham und Derby und besteht in seiner Centralgruppe aus ungeheuren, zum Theil nackten und steil aufragenden Felsmassen, die sich durch Westminster nach Cumberland ziehen, wo sie sich in zwei Aeste spalten, deren einer den südwestlichen, der andere den nordöstlichen Theil dieses Gebietes mit rauhen nackten Bergen bedeckt. Von Wharnside aus stellen sanfte Abhänge die Verbindung mit den sogenannten York Wolds im O. der Insel her. Auf der westlichen Seite besteht das Peat-Gebirge aus wilden, theils nackten durch enge Thäler und Schluchten zerklüfteten Porphyr- und Granitmassen, an seiner südlichen Seite sind die Umrisse sanfter und die Berglehnen zum Theile bis hoch hinauf bewaldet. Der südwestliche Zweig dieses Peat-Gebirges in Cumberland ist eine fast isolirte, gipfelreiche Gruppe, die Cumbrian Mountains, und bildet den sogenannten Lake-District. England ist nämlich sehr arm an Seen, nur hier in Cumberland und dem südlich angrenzenden Westmoreland treten herrliche stehende Gewässer gesellig auf; das bedeutendste darunter ist wohl der 10 1/3 □ Km. bedeckende Windermere=See oder Winandere= Mere. (Siehe über dieses Gebiet: G. R. Matthew. English lakes, peaks and passes from Kendal to Keswick. London 1866. 8°.) In den Cumbrian Mountains treffen wir auch Ablagerungen von Steinkohlen und Eisen, den schönsten Flußspathen und viel Zinkblende. An den Abfällen des rauhen, höhlenreichen Peatgebirges befinden sich auch die höchst beträchtlichen Eisenerz- und Steinkohlenlager Englands, letztere namentlich in Leeds und Nottingham (2750 □ Km.), im S., aber auch in Durham und Northumberland im O. und im S., Lancashire im W. der penninischen Kette. (Siehe darüber: Edward Hull. The Coal-fields of Great Britain. London 1873. 3. edition.) Die wiederholt ausgesprochene Befürchtung, daß die englischen Kohlenfelder, angestellten Berechnungen zufolge, nur mehr für 400 Jahre Vorrath enthalten, ist nicht haltbar. Die jüngeren emsigen geographischen Forschungen in Großbritannien haben den Beweis geliefert, daß sich die dortigen Kohlenfelder unter bedeckenden jüngeren Gebirgsformationen noch viel weiter erstrecken als man angenommen hatte, und daß sich die in diesen Gebieten vorkommenden Kohlen ökonomisch noch gewinnen lassen. (Siehe Prof. Ramsay's Untersuchungen in: Nature





Nr. 145 vom 8. August 1872. Bd. VI. S. 282.) Wichtiger noch ist das Eisen, da England die Hälfte alles Eisens erzeugt, welches überhaupt auf der Erde gewonnen wird; seine bedeutendsten Eisengebiete befinden sich wieder am Peak-Gebirge, in Lancashire, Westmoreland und Staffordshire. Außerdem liefert der Peak-Bezirk noch Blei, Zink, Graphit und Schiefer.

Nördlich von dem erwähnten Pictenwall bis zu dem Busen von Clyde (spr. Kleid) im W. und Forth im O. erhebt sich das übrigens gleichfalls an Steinkohlenlagern reiche plateauförmige niederschottische Bergland, im S. im Cheviot-, im N. im Pentland-Gebirge und im Hartfell bis zu 805 M. ansteigend. Auf dem Kamm des Cheviot- (spr. Tschiwiot) Gebirges, dann längs des zur Nordsee strömenden Tweed (spr. Twihd) läuft die Grenze zwischen England und Schottland, dem so eigenthümlich gestalteten N.-Theile der großbritannischen Insel. An wenigen Punkten unserer Erde erlangt die Küstencontour eine größere Mannigfaltigkeit, wie namentlich an der schottischen W.-Küste, so daß eine Beschreibung derselben fast unmöglich, jedenfalls nutzlos ist, denn nur die wiederholte Betrachtung des Kartenbildes vermag dem Gedächtnisse diese seltsamen Formen einzuprägen.

„Ein Blick auf die Karte Schottlands zeigt uns, daß gegenüber dem eintönigen, wenig gegliederten Küstenrand die Westgestade zu einer reichen Welt landschaftlicher Schönheit geschaffen sind. Dort im W., wo eine wilde Erdrevolution den Continent zerrissen, wo basaltische Massen aus der Tiefe emporbrachen und dem Ocean durch den gleichzeitigen Einsturz ganzer Felsenreihen der Durchbruch eröffnet ward — wo jetzt zwischen Inseln und Halbinseln die Meeresarme polypenartig hineingreifen in's britische Hauptland — dort finden wir den größten Reichtum wundervoller Naturformen, jene sonderbar aufgerichteten Massen, die glänzend schwarz aus dem Meere aufsteigen und wie gebrochene Riesenbrücken von Irland nach Schottland hinüberstarren, jene wundersamen Inseln und Höhlenbildungen — es ist zugleich das Land, welches einst bei den heimischen Naturkindern die Dichtkunst weckte, die Heimath Ossians und Fingals, der gälischen Helden und ihrer Sänger.“ (Muith im: Ausland 1873, Nr. 18, S. 358.)

In S.-Schottland breiten sich die Fortsetzungen des niederschottischen Berglandes, vornehmlich der Cheviot-Hills aus, und erreichen im Broad Law eine bedeutendere Höhe (835 M.). Der Gypsweiler im W. ist der Merrick-Mount (843 M.), im N. der D-Cairn (560 M.) in den Pentland-Hills bei Edinburgh. Hier gehen die Hügel gegen N. in das gesegnete schottische Niederland (Lowlands) über, welches in der Einschnürung der Insel zwischen den beiden Meerbusen des Clyde und Forth sich ausbreitet. In diesen wellenförmigen Ebenen liegen die wichtigsten Städte des Landes, Edinburgh und Glasgow (spr. Glasgo), und jenseits derselben erhebt sich steil, rasch und unzugänglich das wild zerrissene, schluchten- und seenreiche schottische Hochland (Highlands), das in zwei Haupttheile zerfällt, nämlich im S. in das höhere Grampian- (spr. Grämpiän) Gebirge, in welchem wiederum die südlichen Grampians mit ihrem Culminationspunkte Ben La-



mar entgegen. Wüste, menschenleere Thäler sind aber im N. und NW. Schottlands vorherrschend. Sie sind es, die den Hochlanden den eigentlichen Charakter verleihen, und sie muß man durchreist haben, um sich über das Land ein Urtheil bilden zu können. Der gewöhnliche Tourist, der sich zwischen Glasgow und Edinburgh bewegt, lernt nur die gesegneten Lowlands und die herrlichen mittelschottischen Seen kennen, und erklärt danach Schottland für eines der schönsten und am besten bebauten Länder, — wie ganz anders aber gestaltet sich diese Ansicht, wenn man die Glens im N. und NW. durchzieht; hier drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob Schottland denn nicht ein menschenleeres, armes Land sei? (Siehe das genutzreiche Werk von Dr. Richard Andree: Vom Tweed zur Pentlandsföhrde. Reisen in Schottland. Jena 1866. 8<sup>o</sup>., ferner Dr. Brenneke: Die schottischen Hochlande. Posen 1864. 8<sup>o</sup>. Arch. Geikie: Scenery of Scotland, viewed in connexion with its physical geology. London 1865. 8<sup>o</sup>. und J. Nicol: The geology and scenery of the North of Scotland. Edinburgh 1866.)

Wir fügen hier noch eine Erklärung der topographischen Benennungen in Schottland bei, wie sie Dr. R. Andree mittheilt: Ein großer, durch seine Formen von den übrigen abstechender Berg heißt stets Ben; für Wasserfall gebraucht man das Wort Linn. Thäler werden im Gälischen zweifach bezeichnet, einmal als Glen, dann als Strath. Ein strenger Unterschied scheint zwischen beiden nicht vorhanden zu sein, doch fand Dr. Andree, daß wüste enge Thäler, die fast vegetationslos sind und durch die höchstens Schafhirten mit ihren Heerden hindurchziehen, in denen selbst die elenden Hochlandshütten selten anzutreffen sind, stets Glens genannt werden. Dagegen erschien ihm ein Strath meistens cultivirt, mit Bäumen bewachsen, ausgedehnter als ein Glen und manchmal kleine Ebenen in sich schließend. Doch ist die gälische Bezeichnung für einen See. Gleichviel ob ein rings vom Lande eingeschlossener Süßwassersee, oder die tief sich an der W.-Küste in das Land hineinziehenden Salzwasserföhrden, sie heißen stets Loch. Dun bedeutet eine mächtige Höhe, auf der gewöhnlich ein befestigter Platz lag. Weiter ist Bal ein umfriedigter Platz, ein Städtchen, Noh eine in's Meer vorspringende Landzunge, T o b e r eine Quelle. Sehr häufig kommen die Worte A b e r und Inver in Zusammensetzungen keltischer Namen vor; sie bedeuten beide dasselbe, nämlich Mündung; also Aberdeen: Mündung des Dee, Inverness: Mündung des Ness.

Im W. und N. ist Schottland mit zahlreichen Inselgruppen umgeben. Es sind dies im W. die öden baumlosen Hebriden oder westlichen Inseln, mit steilen oft lothrecht in's Meer stürzenden Klüften und oft nicht unbeachtlichen Gipfelerhebungen. Die größte Vollkommenheit und Schlantheit, verbunden mit bedeutender Höhe, erreichen die Basaltsäulen des berühmten Inselfelsens von Staffa, ausgezeichnet durch die gefeierte Fingalshöhle. Aufgebaut sind die westlichen Inseln der Hauptsache nach aus basaltischen Gesteinen, aus halbkrySTALLINISCHEN quarzigen Schiefen, Quarziten und damit verbundenen Kalksteinen, endlich aus hornblendereichen Gneissen. Der ungestüme und fast nie ruhende Wind läßt an den W.-Küsten, die den atlantischen Stürmen schonungslos preisgegeben sind, Bäume nicht gedeihen.

Die Hebriden liegen zum Theile, nur durch schmale Sunde getrennt, so nahe an dem Hauptkörper Schottlands, und in ihrer Erstreckung spricht sich alsdann so offenkundig die in Fjorden, Seen und Flüssen des Landes vorherrschende NO.-Richtung aus, daß man sie auf den ersten Blick richtig als abgestückelte Endglieder des Hauptlandes deuten wird. Und die geologische Zusammensetzung derselben streitet nicht dagegen, sondern führt zum selben Resultate hin. Die größten dieser der Küste genäherten Inseln sind von N. nach S. Skye, Rum und Eigg, Mull mit Jona und Staffa, ferner Islay und Jura mit Colonsay und Oronsay, schließlich Arran. Weiter entfernt von dem Hauptland zieht sich die große,



einen leicht geschwungenen Bogen darstellende Reihe von hinter einander gelegenen Inseln und Scharren einher, welche oft zusammen the long island heißen, und von welchen die nördlichste und fernste, Lewis, zugleich die größte, die südlichste, Bernera, eine der kleinsten ist. Geologisch gehören zu dieser Inselkette, welche die eigentlichen Hebriden ausmachen, noch die nach weiter Unterbrechung im S. folgenden Tiree und Coll. Von wie winzigen Dimensionen der größte Theil der westlichen Inseln ist, vermag man daraus zu ermessen, daß ihrer an 300 (davon 87 bewohnt) sein sollen, mit einem Flächeninhalt von ungefähr 8100 □ Km., von denen allein auf die drei größten 5070 kommen. Und bei jener Zahl von 300 sind natürlich die bloßen Klippen nicht mitgerechnet. (Ferd. Zirkel. Schottische Westeilande, im: Ausland 1869, Nr. 18, S. 414; Nr. 20, S. 463; Nr. 23, S. 533; Nr. 25, S. 582; Nr. 32, S. 761.)

Nördlich von Schottland liegen zwei Gruppen; zuerst, durch den schmalen Pentland-Firth getrennt, die Orkaden, Orkney oder nördlichen Inseln, 77 an der Zahl, darunter 29 bewohnte, mit einem Gesamtflächenraum von 1150 □ Km. Vom Festlande gesehen erscheinen die blauen Berge der Orkneys wie Hügel, die sich aus dem Boden von Caithness erheben. (Vergl. Peace. Description and historic handbook to the Orkney Islands. Kirkwall 1862. 8<sup>o</sup>.; dann: D. Gorrie. Summers and winters in the Orkneys. London 1868. 8<sup>o</sup>.) Weiterhin, schon mehr isolirt, taucht die aus mehr denn 100, darunter 30 bewohnten Eilanden bestehende Shetland-Gruppe (150 □ Km.) auf.

Sehr weniger Worte bedarf es, um ein anschauliches Bild von der zweiten Hauptinsel der großbritannischen Gruppe, von dem westlich gelegenen Irland zu entwerfen. Die Küstenumrisse sind wenn auch weniger tief eingeschnitten, so doch eben so mannigfaltig und zerrissen und mit steilen, halbzerstörten Felswänden ausgestattet wie in Schottland; im Uebrigen denke man sich eine weite vorherrschend niedrige, wellige und moorige Tiefebene, reich an Wiesen und Seespiegeln. Dies ist das Innere von Irland, in dessen milder Temperatur das Grün der Laubwälder dem Winter widersteht, weshalb es als das „grüne Erin“, die „immergrüne“ oder die „Smaragdinsel“ gefeiert wird. (H. Lloyd. The climate of Ireland and the currents of the Atlantic. Dublin 1865. 8<sup>o</sup>.) Nur an den Rändern treten Gebirgszüge auf, die jedoch durchaus isolirt sind und keine namhafte Höhe erreichen. (H. Mc. Manus. Sketches of the Irish Highlands, descriptive, social and religious. London 1864. 8<sup>o</sup>.) Die Flüsse, wie der Shannon, der Barrow und der Liffey, schleichen träge durch die Wiesen und häufig durch eine Seenkette hin, und suchen so wie jene Englands ihre Mündung gerne in Trichtern, in welchen sich Ebbe und Fluth weit aufwärts fühlbar macht. Die landschaftlichen Reize dieses hauptsächlich auf Graswirthschaft und Viehzucht angewiesenen, mit seltener Verkennung seines Berufes aber Acker-, vornehmlich Weizen-

und Kartoffelbau treibenden Landes, mit feuchtem Klima und trüben Sommern sind bescheiden zu nennen. Doch bilden die drei kleinen inselreichen Seen von Killarney im SW.-Winkel Irlands ein vielbesuchtes Touristenziel, welches wegen der schönen Form der sie umgebenden Berge und des üppigen Pflanzenwuchses das gespendete Lob mit Recht verdient, vorausgesetzt, daß man seine Erwartungen nicht zu hoch spannt. Der größte See Irlands ist der nahezu viereckige Lough Neagh (409 □ Km.) ganz im NO. und liegt derselbe im Centrum eines durchaus vulcanischen Gebietes. Den N. der Insel nehmen basaltische Plateaux ein, und von der Grafschaft Antrim nordwärts durch die inneren Hebriden und die Faröer erstreckt sich mit Unterbrechungen eine Kette vulcanischer Bildungen, die sämmtlich oder größtentheils in der miocänen Periode durchbrachen.

Geographisch wären W.-Europa auch noch die weit im atlantischen Oceane liegenden Faröer und die große nordische Insel Island beizuzählen. Beide stehen staatlich unter dänischer Herrschaft und findet die Beschreibung Islands später ihren passenden Platz; die Faröer oder Schafinseln sind steile baumlose Felsmassen mit mildem aber nebligem Klima. Man zählt ihrer 22, von denen 8 nicht bewohnt werden.

Kings vom Oceane umflossen und am Einflusse des warmen Golfstromes gelegen, genießen die britischen Inseln ein sehr feuchtes, aber außerordentlich gemäßigtes kühles Klima mit geringen Abständen zwischen den Extremen. Der Winter ist wärmer als in dem größten Theile von Frankreich und nicht strenger als in der Lombardei, der Sommer kühler als in Schweden. Frühjahr und Herbst sind naß, daher der herrliche Graswuchs. Aber nicht bloß die Jahreszeiten werden durch die Nähe des Meeres ausgeglichen, sondern selbst die Himmelsstriche, da das Klima von Edinburg wenig kälter ist als das des S. Die Insel Wight hingegen liegt kaum südlicher als Jena in Deutschland, aber das Klima ist dem von Nizza ähnlich. Da sieht man in allen Gärten Kirschlorbeerbäume (*Prunus laurocerasus*), Feigen (*Ficus carica*) voll reifer Früchte; blühende Lorbeere, immergrüne Eichen (*Quercus ilex*) und Eibäume. (Hallier. Ausflüge in die Natur. S. 119.) Die Boden ist, die ganz gebirgigen Districte ausgenommen, außerordentlich fruchtbar und liefert besonders in England durch die ausgezeichnete Cultur den höchsten Ertrag. Doch reift kein Wein, obgleich er im Mittelalter noch, freilich in schlechter Qualität, gezogen wurde.

Die klimatischen Verhältnisse eines bestimmten Ortes oder Landstrichs bleiben nicht immerfort dieselben. Sie hängen vielmehr von der Bodencultur, Wasserableitungen oder Austrocknungen, Meeresströmungen und anderen Umständen ab.

Aus irgend einer dieser Ursachen hat das Klima Englands eine wesentliche Veränderung erfahren. Die bemerkenswertheste Thatfache ist, daß, während der Winter nicht so strenge und der Sommer nicht so heiß ist wie früher, gewissermaßen ein Umschwung in den Jahreszeiten stattgefunden hat. Es ist kalt, wenn man Hitze gewärtigen sollte, und umgekehrt warm, wenn Aussicht auf Schnee begründet wäre. Die Meteorologen haben es bisher unterlassen, uns über die Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung aufzuklären. Was die Getreidecultur und die Viehzucht betrifft, so haben diese Culturzweige ebensowenig wie die Forstcultur allerdings bis jetzt keine nachtheiligen Folgen von diesem klimatischen Wechsel empfunden. Deutlich machte sich letzterer hingegen bei der Obstzucht fühlbar, wo die zarten Triebe für unzeitgemäße Fröste in hohem Grade empfindlich sind. Verspätete Fröste im Frühjahr sind der Schrecken des Obstzüchters und leider nehmen die auf solche Weise angerichteten Verheerungen in so bedenklichem Maße in England zu, daß man den Bau einzelner wohlbekannten Obstsorten bereits gänzlich aufgegeben hat, und vorzieht, dieselben aus dem Ausland zu beziehen. Nicht minder deutlich als in England macht sich dieser räthselhafte Klimawechsel in Schottland fühlbar.

Die wichtigsten Producte des Pflanzen- wie des Mineralreiches auf den britischen Inseln sind im Laufe unserer Darstellung schon erwähnt worden. Wir wissen, daß Englands größter Reichthum unter der Erde liegt, und daß das geschilderte Klima den Anbau der wichtigsten mitteleuropäischen Culturgewächse, vornehmlich der Brodfrüchte begünstigt. Doch kann nicht geleugnet werden, daß seit Einführung der intensiven Cultur des Bodens dieser sich im Zustande der Erschöpfung befindet. (Siehe darüber den lehrreichen Aufsatz in der Quarterly Review vom Januar 1873, S. 152—169.) Irland ist für den Aderbau nicht geeignet, liefert aber dafür so wie Schottland Hanf und Flachs. An Waldungen, obwohl sie die trefflichste Pflege erhalten, ist empfindlicher Mangel vorhanden. Nichts Bemerkenswerthes bietet die Thierwelt, welche sich innig an die continentale anschließt. Die größeren Raubthiere hat man alle ausgerottet, nur den Fuchs zum Jagdsport aufbewahrt. Unter den Hausthieren verdienen die irischen Schweine, die Schafe und Rinder Englands Erwähnung. Obenan aber stehen die weltberühmten trefflichen Pferde.

### §. 5. Das Alpen-Gebiet.

Im O. des Rhönethales, hart am Rande des Mittelmeeres, erhebt sich schroff das mächtige gletscherreiche Hochgebirge der Alpen, welches in einem Bogen von 9 Längengraden, zwischen dem 43.<sup>o</sup> und 48.<sup>o</sup> n. Br. in einer wechselnden Breite von 150 bis 250 Km. und die Mitte zwischen Aequator und N.-Pol einnehmend, gegen O. fächerartig sich ausbreitet und eine centrale Stellung in Hocheuropa behauptet. Die Alpen ziehen zuerst als Grenze

zwischen Frankreich und Italien, dann zwischen letzterem und der Schweiz, welches Land ihnen fast ausschließlich angehört; sie treten dann nach Tirol in das Kaiserthum Oesterreich über, wo sie nebst dieser noch die Provinzen Salzburg, Ober- und Niederösterreich südlich vom Donaulaufe, Steiermark, Kärnten und Krain füllen. Deutschland ist am Alpenzuge nur durch das kleine Stück der zwischen Bodensee und Salzburg gelagerten Vorberge und Abstürze der Tiroler Kette betheiligt, so daß man von deutschen Alpenfüg-lich nicht reden kann. Die Alpen sind die erste und hauptsächlichste Scheide zwischen N. und S. in unserem Erdtheile, wenngleich S.-Europa im eigent-lichsten Sinne, wie wir schon sahen, erst mit dem Auftreten der immergrünen Laubbäume, in Italien also jenseits vom Apennin beginnt. Was nördlich der Alpen liegt, bildet bis nordwärts an die Nord- und Ostsee was man so recht Mittel-Europa nennen kann, in seinem Klima und Pflanzenwuchs sich aber weit eher dem N. als dem S. anschließt. Die Alpen selbst bedecken einen Raum von mehr als 200,000 □ Km. und werden nach den Längen-thälern zwischen ihren Ketten und Massen in Nord-, Mittel- und Süd-alpen, nach Querschnitten in West-, Central- und Ostalpen eingetheilt. Da unser Buch weniger die Detaillkenntniß fördern als ein in seinen allgemei-nen Zügen lebenswahres Bild der jeweiligen Terrainabschnitte anstreben soll, so verzichtet es auf eine weiter gehendere Sonderung dieser Gruppen, welche nur zur Aufzählung einer höchst monotonen Nomenclatur führen würde, und beschränkt sich, in allgemeinen Umrissen die Hauptcharaktere der Alpen anzu-deuten. In einer besonderen Tabelle bemühen wir uns dagegen den Zug der Alpen mit seinen verschiedenen Gruppen und Ketten zu veranschaulichen. Im Allgemeinen wolle man festhalten, daß das Gebirge, welches massig im W. an-hebt, sich gegen O. hin zwar stets verbreitert aber auch immer mehr zersplittert, in mehr oder minder parallele Ketten gliedert, und daß mit dieser fortgesetzten Spaltung und Vermehrung der Gruppen die Abnahme der Gipfelhöhen gleichen Schritt hält. Wir fügen nur noch bei, daß den Alpen im W. das Jura-Gebirge vorgelagert, im NO. die Karpathen, im SO. dagegen das Karst-Gebirge wie angehängt erscheint, weshalb diese manchmal als Nebengebirge oder gar als Fortsetzungen der Alpen aufgefaßt werden, eine Ansicht, die wir indeß nicht zu theilen vermögen. Die genannten Höhenzüge werden daher bei der Beschreibung Mittel-Europa's ihre Stelle finden.

Der geologischen Bildung nach zerfällt das Alpensystem in zwei Zonen, in die Mittelzone oder Centralalpen, die, aus Gneis und Glimmerschiefer be-standend, das Urgebirge darstellen, denen sich im N. und W. wie im S., hier aber erst vom Lago Maggiore nach O. Nebenzonen anschließen, die nach ihrem vorherr-



schenden Gestein, dem Kalkstein, unter dem Namen Kalkalpen sich zu den Voralpen und den anliegenden Ebenen herabsenken. Die Alpen sind geologisch eine der interessantesten Gegenden Europa's, besitzen aber, wie sich in ihren höchsten Erhebungen und dem Vorkommen von jungen Formationen in den Vorbergen nachweisen läßt, ein relativ nur geringes Alter. Je älter die Gebirge, desto niedriger sind sie sowohl von Anfang an, als durch Verwitterung erst nachträglich geworden, je jünger sie sind, desto höher. Die hohen Alpen wie der Himalaya sind in der Periode unmittelbar vor dem Einzug des Menschen in Europa entstanden. Die Centralmassen, meist aus Gneis, Granit, Protogin bestehend, zeigen im Innern die sogenannte Fächerconstruction, d. h. die Schichten der Schiefer scheinen mit ihrem Fuße unter den ungegliederten Centralkern zu gehen und fallen nach oben auseinander wie ein aufgeschlagener Fächer. An die Centralmassen schließen sich dann nach S. und N. in verschiedenartiger Entfaltung und Lagerung die neueren neptunischen Formationen, von der Steinkohle bis herunter zum Tertiär an, in denen namentlich die kalkigen Glieder oft mächtig entwickelt sind. Die Triasformation, das sogenannte Salzgebirge, kommt in den Alpen in großer Ausdehnung, sowohl im S. als im N. der Centralalpen vor, und überall sehr entwickelt und in mannigfacher Schichtenausbildung. Ferner schlingt sich ein Band jurassischer Schichten vom Ligurischen Golfe an um den Rand der Alpen herum und läßt sich bis in die Gegend von Wien verfolgen. In der Schweiz bestehen die Hochgipfel der westlichen Alpen daraus; am S.-Rande beginnt das Band erst am Lago Maggiore und erstreckt sich bis Ungarn. Den größten Flächenraum nimmt aber die Tertiärformation ein, deren Ausbildung und Verbreitung für das Alpenland von bedeutender Wichtigkeit ist. Die auf ihre eocäne Ablagerungen folgende Molasse füllt den ganzen Raum zwischen Jura und Alpen und die nördliche sogenannte Ebene der Schweiz, dann weiter nach O. alle Thäler von Tirol, Salzburg und Krain an. Gegen die Alpen hin sind die Molasseschichten in einer Falte gehoben, so daß sie nach S. gegen die Alpen einsinken und ebenso nach N. gegen das Flachland. Im Diluvium begegnen wir großen Geröllschichten und Findlingsbänken, die einen großen Theil der Vorderschweiz bedecken. Diese Geröllschichten und erratischen Blöcke sind der Abjaß der früher in den Alpen viel weiter ausgedehnten Gletscher, die ihren Fuß bis weit gegen den Jura hin und tief nach Süd-Deutschland hinein erstreckten, und hier ihre Moränen und Schutthalden zurückließen.

Was nun das Entstehen dieses noch jugendlichen Hochgebirges betrifft, so sind nach Prof. Edward Suß (Die Entstehung der Alpen. Wien 1875. 8°.) alle Unebenheiten des Erdkörpers die Folge von bald tieferen, bald mehr oberflächlichen Falten, welche sich in der Gesteinsphäre zur Geltung bringen, reißen und schieben und dem Erdmantel noch fortwährend wechselnde Moden vorschreiben. Alle im weiteren Sinne des Wortes alpinen Höhenzüge sind einseitig, von einer horizontal wirkenden Falte aus gebildet worden. Ueberall ist die SO.- oder S.-Seite abgebrochen und eingesunken, überall wirkt eine horizontale Kraft nach W., NW. oder NO. Es scheint fast ein inneres Gesetz des Planeten zu sein, daß die Falten nach dem N.-Pol zu streichen und sich nur vor Hindernissen mächtiger Natur stauen, beugen, ab- und wieder zulenken. Aber diese Hindernisse selbst stehen unter dem Einfluß der faltenden Bewegung. Die Alpen sind unmöglich durch Erhebung in der Are und durch Druck auf die Nebenzonen entstanden; denn weder Jura, noch Karpathen haben eine Centralmasse, welche in dieser Art wirken könnte, und doch gehen die Faltungen in großen Bögen vor sich, was nur durch eine allgemeine Bewegung des Erdmantels erklärlich wird. Der Granit im Schweizer Centralstock ist viel älter als die vorliegende Anticlinale der Molasse, konnte folglich nicht mehr dynamisch auf diese wirken. Der Basalt in den vicentinischen Bergen, der wie die Vulcane im Apennin bloß auf Spalten steht, ist gerade so gut „gehoben“ worden wie die krystallinischen Felsarten. Die Senkungen dauern fort, nachdem die Diluvialzeit längst ihre Falten geworfen hat. Die Schiebung stieß indeß auf Hindernisse, deren Wirkungen sich deutlich erkennen lassen. Ueberall fügen sich die jüngeren Bildungen den älteren. So richtet sich der Jura nach dem älteren Gneis von Tole im östlichen Frankreich bis zum südlichen Schwarzwald. Die Alpen folgen wieder dem Laufe des Jura. In Vorarlberg und Bayern, wo sie kein Hinderniß antreffen, werden die Außenfalten regelmäßig. Je näher man dem Böh-

merwalde kommt, desto unregelmäßiger streichen die Alpen; in den Kalkalpen treten Brüche ein, dann streicht die Kalkzone nach S.O., von Gmunden nach Windischgarsten, und erhebt sich wieder nordöstlich auf Mödling zu, in der Richtung der Karpathen. Diese Bruchlinie entspricht dem Keil der böhmischen Südmasse. Wien liegt in einem durch die nordöstliche Schwenkung entstandenen Risse, der bis zum Semmering geht. Die einheitliche horizontale Verschiebung der Schweizer Alpen hat Kaufmann deutlich nachgewiesen: Zwischen dem Thuner und Züricher See fügen sich die Alpen genau dem größeren oder geringeren Widerstande der Nagelfluhe; das Plateau der „Blume“ wurde nach N.W. geschoben, am Pilatus tritt aber stärkere Faltung der Molasse hervor; der Rigi schiebt wieder einen Nagelfluhstock vorwärts, aber die zurückweichende Streibe legt sich in engere Falten; wo die bogenförmig geschobene Molasse am stärksten vorwärts geschoben wird, zerreißt sie und es taucht der Züricher See auf. (Val. auch über die Bildung und das Alter der Alpen: Mitth. der k. k. geographischen Gesellsch. zu Wien 1872. S. 190 bis 193.)

Einen besonderen Vorzug in dem Bau der Alpen gewährt die reiche Thalbildung. Die bedeutendsten und längsten Thaleinsenkungen ziehen in gleicher Richtung mit den Hauptkämmen des Gebirges. Solche Längen- oder Longitudinalthäler bilden die Alpenströme Rhône und Rhein in ihrem oberen Laufe in der Schweiz, die Flüsse Inn und Salz, Enns und Mur, Drau und Save. Wo sie ihre Richtung verlassen, ändert sich auch die bis dahin sanfte Neigung ihrer Grundflächen; es bilden sich Verengungen, sogenannte Klauen, oder sie treten in Engen und Stromschnellen in die Ebene hinaus. Auf der S.-Seite, die nur wenige Längenthäler besitzt, darunter das von der Adna durchflossene Veltlin oder Val Tellina das ausgebildetste ist, sind die Thalbeden meist von Seen ausgefüllt. Kürzer und steiler sind natürlich, weil sie die Streichungslinie der Gebirgskämme durchsetzen, die Quer- oder Transversalthäler, welche sich durch einen regelmäßigen Wechsel von Thalengen mit flachen Mulden auszeichnen. Die größten Querthäler bilden die Reuß in der Schweiz und die Etsch in Tirol, dann der Rhein oberhalb des Bodensee's und der Rhône von Martigny bis zum Genfer-See. (Seydlich'sche Geographie. Breslau 1876. 8<sup>o</sup>. S. 124.)

Das Tertiärland der Nordschweiz, von den Alpen und dem Schweizer Jura umschlossen, bietet Gelegenheit, einerseits die Wirkungen der Erosion zu untersuchen, andererseits die Einflüsse des Wasserlaufes auf die jüngeren Molasse-schichten damit in Vergleich zu bringen. In den schweizer Molassegebirgen unterscheidet Prof. Rüttimann zwischen einheimischen Gewässern, welche innerhalb des Tertiärlandes selbst ihren Ursprung nehmen, und zwischen fremden, welche den Alpen oder dem Jura entstammen. Für die einheimischen Gewässer bieten Beispiele das ausschließlich der Molasse angehörige Quellgebiet zwischen dem Genfer- und Neuenburger-See, die Gebirge des Napf's, der Hundschlöpfe und des Rämischgummen. Im Napfgebirge namentlich, dessen Nagelfluhschichten mit überraschender Regelmäßigkeit auf stundenweite Entfernungen, über Duzende von Thälern hinweg ihr gleiches Niveau innehalten, die auch seit ihrer Erhebung zu festem Lande kein anderes, als das auf ihre Oberfläche niederfallende Wasser erhielten, von Gletchern niemals berührt wurden, erfolgte die Thalbildung genau dem Zuge der Schwerkraft entsprechend; radienartig verlaufen die Schluchten von den Gipfeln herab durch die Flanken des Berges; die Zugänge zu den höheren Theilen des



Gebirges führen meist über schmale Grate zwischen diesen Gräben dahin. Das Gestein ist Nagelsluhe, von wenig mächtigen, horizontalen Sandbänken durchsetzt. In solch lockerem Materiale besitzen die Thäler einen mehr oder minder regelmäßigen, kegelförmigen Querschnitt; in hartem, meist aus verkitteten Quarzitblöcken bestehendem Felsen bilden sie Klammern von 30 bis 60 M. Tiefe, eingesägt von Gewässern, welche nur periodisch, nach Gewitterregen und bei der Schneeschmelze bedeutende Wassermengen führen, den größten Theil des Jahres über dagegen nahezu trocken liegen.

Die fremden Flüsse verfolgen in dem von Dislocationen nicht betroffenen Theile des Tertiärgebietes mit sehr seltenen und kurzen Unterbrechungen eine auf das Streichen der Alpen verticale Richtung und werden aufgenommen in einen großen Sammelcanal, welcher dem Fuße des Jura folgt. Ihre Flußrinnen nehmen von W. nach O. an Sohlenbreite zu und gehen in dieser Richtung in immer tiefere Niveaus hinab. Zieht man damit die Thatsache in Vergleich, daß das Lager der marinen Molasse in der Schweiz eine von W. nach O. und in geringerem Maße auch von S. nach N. sich erniedrigende mittlere Oberfläche besitzt, so liegt der Schluß nahe genug, daß ihr Niveau auch für jene fremden Gewässer von Alters her das bestimmende gewesen sein mochte, und ein Einfluß der jüngeren Süßwassermolasse-Ablagerung auf deren Gefäll nicht mehr statthatte. Als selbstständig das Tertiärland durchsetzende, die ihnen entgegenstehenden Hindernisse in hervorragendem Maße beherrschende Alpenflüsse stellen Rhône und Rhein sich dar; ein bemerkbarer Einfluß auf das Tertiärgebiet kann außer ihnen noch der Saane, Aare, Neuf und Linth zugeschrieben werden, allein auch ihr Verlauf innerhalb dieses Gebietes stimmt mit jenem der einheimischen Flüsse in den mannigfachsten Beziehungen überein, bequemt namentlich den beiden in demselben dominirenden Neigungsrichtungen sich an und führt zu dem Schlusse, daß sämtliche Flußrinnen des Tertiärlandes, Rhône und Rhein allein ausgenommen, durch keine demselben fremden Kräfte beeinflusst waren. (L. Rüttimeyer. Ueber Thal- und See-Bildung. Beiträge zum Verständniß der Oberfläche der Schweiz. Basel 1869. 8°.)

Von der Bildung der Thalsysteme hängen die Alpenpassagen ab, die entweder Längen- oder Querstraßen sind und meist mit vielen Mühen sehr künstlich hergestellt werden mußten. Bis jetzt werden die Alpen nur an drei Stellen von dem Schienentwege bezwungen: am Col de Fréjus mit dem 12 Km. langen sogenannten Mont-Genis-Tunnel, in den W.-Alpen, der aus dem Thale des Arc (Nebenfluß der Isère) in Frankreich nach jenem der Dora Riparia (Nebenfluß des Po) nach Italien führt (siehe: Prof. Julius Schanß. Der Mont-Genis-Tunnel, seine Erbauung und seine Umgebungen. Wien. Pest. Leipzig 1872. 8°.); am Brenner-Paß in Tirol, der aus dem von der Sill (Zufluß des Inn) durchflossenen Wipp in das Thal des Eisack führt, welcher sich bei Bozen in die Etsch ergießt, und endlich am Semmering südlich von Wien, wo die Niederösterreich von Steiermark scheidenden Grenzgebirge überschritten werden und man aus dem Schwarza- in's Mürz-Thal gelangt. An einer vierten Alpenbahn, welche unter dem Gottshard-Paße in der Schweiz durch einen 14,99 Km. langen Tunnel geleitet werden soll, sind die Arbeiten seit 1872 in Angriff genommen. Außerdem führen noch an 40 andere Verkehrsstraßen über die Alpen. Die kürzesten sind natürlich jene aus einem Querthale in das andere. Noch viel größer ist die Anzahl der nicht mit Straßen versehenen Pässe oder Uebergänge.

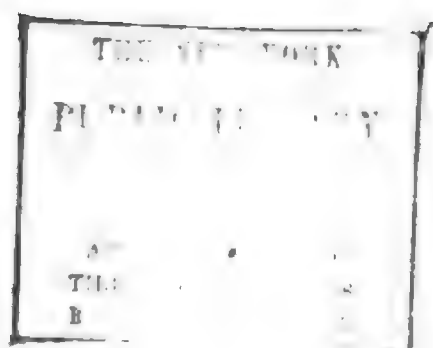


leichtern. Der Simplonpaß seinerseits überschreitet die krystallinische Centralmasse desselben Namens nahe an deren Ende, da wo sie sehr schmal und schon bedeutend niedriger geworden ist. Sehr bald gelangt er dann in das Thal der Diveria und dann in den großen Engpaß des Val Formazza, welchem nur sehr wenig fehlt, um ein vollkommenes Spaltenthal zu sein.“

Was nach den Gebirgen selbst den Reisenden in den Alpen am meisten anzieht, sind die Seen, ein Hauptschmuck des Hochgebirgs. Die Mannigfaltigkeit und der Reichthum an Seen sind ein wichtiges Moment, welches die Schweizer Natur von der anderer Alpenländer unterscheidet. In der That belehrt uns ein Blick auf die Karte, daß die Natur die Schweizer Alpen mit Seen, welche durch Zahl, Größe und Schönheit gleich ausgezeichnet sind, wahrhaft verschwenderisch ausgestattet hat, während die anderen Theile der großen Alpenkette in dieser Hinsicht verhältnißmäßig weniger bevorzugt erscheinen. Von den kleineren Hochgebirgsseen in der Alpenregion unterscheiden sich durch höhere Bedeutung die zahlreichen großen Seebecken in den Vorlanden der Alpen, besonders im N. und S., dort vom See von Bourget in Savoyen bis zum Traunsee in Oberösterreich über ein Gebiet von mehr als 520 Km., am S.-Fuße vom Orta- bis zum Garda-See über 150 Km. Länge ausgebreitet. Den wohlthuenden Eindruck derselben erhöht die Frische, Klarheit und schöne Farbe des Wassers, das vom dunkelsten Blaugrün bis zum durchsichtigsten und zartesten Blau spielt. Diese Seen sind zugleich die Reinigungsbecken der Alpengewässer, in deren Tiefe sie allen Schutt von Gerölle und Steinen, den sie in ihrem wilden Laufe aus den Schluchten der Berge mit fortgerissen haben, versenken.

Den Schlüssel zum Verständniß des Seenbaues dürfen wir aber nicht in den Alpen suchen. Die Alpen hätten vielleicht nie sich erklären lassen, wenn nicht neben ihnen der geologisch viel interessantere Jura läge; der Jura ist das ABC-Buch der Schweizer Geologie gewesen. Hören wir nur Desor's classische Schilderung (a. a. O.): „Wer die Kette des Jura aus der Vogelperspective von einem Luftballon aus betrachtete, würde als Hauptzug notiren: gleichlaufende Reihe von Rämmen (die verschiedenen Ketten) durch entsprechende Vertiefungen (die Thäler oder Mulden) getrennt, und hier und da querüber auf diesen Rämmen Einschnitte oder tiefe Schluchten, welche die Ketten senkrecht durchschneiden und die verschiedenen Thäler in Verbindung setzen; das sind die Clusen. Diese Clusen oder Querrisse werden einen von den Mulden sehr verschiedenen Charakter haben; sie werden viel wechselvoller und mannigfaltiger erscheinen. Die Mulde dagegen ist eine Falte mit einander entgegenlaufenden Gehängen (eine synclinale Vertiefung), welche im Allgemeinen ihre größte Weite und größte Tiefe in der Mitte erreicht und sich allmählig an den Rändern und gegen beide Enden erhebt wie das Innere eines Rahmes. Endlich gibt es eine zweite Art von Längsthälern mit gleichlaufenden Gehängen (isoclinale Vertiefungen), welche die Bewohner des Jura sehr wohl von den Mulden zu unterscheiden wissen: es ist die Combe. Sie entsteht durch Längsrisse auf dem Gipfel oder an der Seite der Ketten, durch deren Klaffen gleichsam das Eingeweide der Berge bloßgelegt wird. Sind nun die so bloßgelegten Schichten von lockerer oder weicher Beschaffenheit, z. B. Mergel, so geschieht es häufig, daß sie von den Atmosphärentheilen angefressen und weggeschwemmt werden. Es entstehen dann Vertiefungen gleichlaufend mit der Längsrichtung, wie die





Mulden, aber doch von ganz anderem Charakter. Ihre Gehänge haben nicht mehr die Einförmigkeit der Mulden, und die Schichten, anstatt auf beiden Seiten einander zu entsprechen, werden im Gegentheil sehr ungleichartig sein. Häufig ist die eine Thalseite regelmäßig ansteigend, während die andere schroff oder treppenförmig abgestuft erscheint. Zuweilen kommt es vor, daß die Comben plötzlich endigen, in der Gestalt von Amphitheatern, welchen dann der Name Circus beigelegt wird. Das Creux du Vent im Canton Neuenburg ist eines der schönsten Beispiele dieser Art.“ Darnach unterscheidet Desor Mulden-, Comben- und Glusen-Seen, die im Jura, wie in den Schweizer Alpen, vorkommen. Es gibt nur diese drei Formen echter orographischer Gebirgs-Seen, d. h. Seen, deren Gestalt von dem Bau der Gebirge bedingt ist. Dagegen gibt es noch eine Menge anderer Wasserbecken, die keine Berg-Seen, sondern durch Auswaschung der Molasse gebildet sind. Hierher gehören die meisten Seen der Nordschweiz. Indessen lassen sich wenige Seen strenge classificiren, denn bisweilen sind ihre einzelnen Glieder sehr verschieden gebildet worden, so daß der eine Theil eine Gluse, der andere ein Erosionseffect sein kann; ja bisweilen mischen und wechseln sogar die Typen auf kurzen Strecken.

Die Frage nach der Entstehung der Seen reiht sich unmittelbar an die Frage der Thalbildung, oder vielmehr sind es eben die großen, den N.- wie den S.-Fuß der Alpen begleitenden Wasserbecken, welche in erster Linie die Erforschung der Geise von Thal- und Beckenbildung veranlaßten. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß jene großen Wassermassen einer älteren Ordnung der Dinge angehören, zu deren Beurtheilung ein größerer Maßstab erforderlich ist, als derjenige der localen Untersuchung; in blinden Becken mit nur oberflächlichem Abflusse ruhend, erscheinen sie von der Richtung der großen Ströme innerhalb des Alpengebietes gewissermaßen unabhängig, ja sie besitzen häufig nicht einmal ein ihrer Größe würdiges Erosionsgebiet. Gleichwohl können die Kräfte, welche die großen Rand-Seen der Alpen bildeten, ihrer Natur nach kaum verschieden gedacht werden von jener Beckenbildung an den Stellen stärkster Wasserarbeit in den heutigen Thälern, als deren Resultat die ephemeren Berg-Seen erscheinen; schon der Umstand, daß auch die Richtung der großen Rand-Seen bei aller selbständigen Individualität derselben den beiden vorherrschenden Entwässerungsgefällen des Schweizer Tertiärgebietes sich anbequemt, weist darauf hin, daß sie, wenn nicht mit heutigen, doch vielleicht mit älteren Flußläufen des gleichen Gebietes in enge Beziehung zu setzen seien. — Der Gedanke, die gegenwärtigen Rand-Seen der Alpen als Ueberreste eines früheren allgemeinen Wasserbeckens zu betrachten, wird kategorisch ausgeschlossen durch die bedeutenden Unterschiede ihrer Höhenlage. Andererseits würden die meisten der heutigen Rand-Seen weit tiefer in's eigenthümliche Alpengebiet hineinreichen und eine nähere Verwandtschaft mit wahren Berg-Seen bekunden, könnte durch Wegconstruirung der angehäuften Schuttkegel ihr einstiger Umfang ihnen zurückgegeben werden. Die Messungen der Seetiefen, welche allerdings bisher an Zahl, wie an Verlässigkeit viel zu wünschen übrig lassen, deuten gleichwohl auf eine gewisse stufenweise Vertheilung der einzelnen Becken hin; für den S.-Rand der Alpen ergeben sie das überraschende Resultat, daß seine sämtlichen Seeböden, wie wir schon wissen, noch unter dem Meerespiegel gelegen sind, jener des Lago Maggiore sogar um den Betrag von 657 M., nur um 43 M. höher als die Sohle des Todten Meeres. Ein Eindringen des adriatischen Meeres würde sonach die oberitalienischen Seen zum Theile mit Salzwasser anzufüllen vermögen, und einige Fische, sowie namentlich eine Krebsart des Garda-See's, scheinen einen solchen Zustand für frühere Epochen in der That zu bestätigen. Immerhin läge hierin nur ein Wink, daß einstmal das Meer durch die Oeffnung des Etichthales Zutritt in's Alpengebiet hatte; an der Thalbildung selbst kann es sich nicht betheiligt haben, und ist es im Gegentheile wahrscheinlich, daß sein Eintritt der Bildung der großen Querthäler am S.-Abhange der Alpen erst nachfolgte. (Rüttimeyer a. a. O. Ueber die Seen in den Alpen siehe auch die fleißige Arbeit von Dr. Heinrich Wallmann im: Jahrb. des österr. Alpenvereines. Wien 1868. 8<sup>o</sup>. IV. Bd. S. 1—118. — Für die österreichischen Alpenseen sind die Untersuchungen des Prof. Friedrich Simony hochbedeutend.)

Obwohl im Vergleiche mit den höchsten Gebirgen anderer Erdtheile die Alpen, die bedeutendsten Erhebungen Europa's, wenn wir vom Kaukasus ab-



sehen, den Charakter der Mittelmäßigkeit tragen, konnte doch mit Recht Vonstetten von ihnen sagen: „alle von der Phantasie erschaffene Größe muß im Vergleich mit den Alpen klein erscheinen.“ Nähern wir uns ihnen von der N.-Seite, so treten wir zunächst in die 1300—1625 M. hohen Voralpen. (Siehe: In den Voralpen. Skizzen aus Oberbayern, von einem Süddeutschen [Heinr. Roe]. München 1865. 8<sup>o</sup>.) „Sie erscheinen, aus einiger Entfernung gesehen, wie die äußeren Umwallungen, wie ein regelmäßiger Vortwall der Hochveste Europa's, über welche die im Schneelichte weithin glänzenden Felsenhörner der Centralalpen, wie die Spitzen der inneren Linien der Citadellen, oft noch um ein Bedeutendes hervorsteigen.“ Diese Hochgipfel erscheinen nicht als isolirte Regel, sondern aus den höchsten Theilen des Kammes in kühnen Formen hervorgehoben, bald als Felsennadeln, Zaden oder Hörner (Horn, Pit, Grat, First, dent, aiguille), bald als abgerundete Thürme, oder wie der Montblanc, der höchste Alpengipfel (4800 M.), in domartiger Gestalt; weite Eismassen und Schneefelder lagern sich zwischen den finstern Hochwänden, an deren Enden — in den Alpen nicht über 3250 M. — die Gletscherbildungen beginnen, die auf der Nebenzone der Kalkalpen weit seltener auftreten. Als Abflüsse der ewigen Eis- und Schneefelder der höheren Regionen gleiten die Gletscher, Lavaströmen vergleichbar, als Schneeeismassen unter die gewöhnliche Schneelinie und sehen ihre Bahnen oft 6—10 Stunden lang bis zu 975 M. Meereshöhe, durch die Höhlungen der ungeheuren Schlünde fort, von denen die Seiten der Bergketten durchfurcht sind. Anhäufungen von Felsbruchstücken — Moränen genannt —, die, durch das Gefrieren des Wassers in den Ritzen der benachbarten felsigen Höhen aufgelöst, auf die Ränder der Gletscher sinken, bilden deren Einfassungen oder theilen dieselben, sich ihrer Bewegung in Parallelstreifen anschließend, in ihrer Längsrichtung. (Schubliß, a. a. O. nach Ruten. Das deutsche Land. I. S. 86—95.)

Wie begreiflich, ist die italienische Seite der Alpen ihre schönste und zugleich großartigste. Nicht allein ist hier die Vegetation weit reicher als in den centralen Thälern und an der nördlichen Abdachung, es sind auch die Abhänge viel steiler und die Schnee- und Eispartien sind daher noch pittoresker in ihrer Formation und in wahrhaft frappantem Contraste stehend mit den tiefen, im warmen Sonnenschein üppig blühenden Thälern. Natürlich ist nicht an jedem Punkte der Vortheil auf der italienischen Seite, allein im Allgemeinen kann man dies immerhin annehmen; man braucht sich nur an Courmayeur und die Allée Blanche einerseits, an das Thal von Chamounix andererseits zu erinnern, um den Charakter der nördlichen und südlichen Abhänge so ziemlich fixirt zu haben. (Siehe Douglas W. Freshfield. Italian Alp Sketches in the Mountains of Ticino, Lombardy and Venetia. London 1875. 8<sup>o</sup>.) Den südlichen Alpenpartien gehören auch die merkwürdigen Dolomit-Gebirge an, welche im oberen Fassa-Thale, zum Theile an der tirolisch-italienischen Grenze, mehrfach aber auch von ihr ab-





## §. 6. Mittel-Europa.

Unter dieser etwas schwankenden Bezeichnung verstehen wir alles Land im N. des Alpengürtels, im W. beiläufig von der Maas-Linie, im N. durch das Meer, im O. aber durch den Weichselstrom und das Karpathengebirge begrenzt. Es fallen also in diesen weiten Raum Stücke des östlichen Frankreich, die Königreiche Belgien und der Niederlande, die zum deutschen Reiche geeinigten Staaten Deutschlands, die cimbrische Halbinsel mit dem Königreiche Dänemark, im S. die nördlichen Theile der Schweiz und die meisten Kronländer der österreichisch-ungarischen Monarchie. Ja, auch die magharische Tiefebene und die Karpathenländer Rumänien und Bukowina müssen wir zu Mittleuropa rechnen, welches in diesem fernen O. den Unterlauf der Donau zur S.-Grenze erhält, während die galizischen Landestheile Oesterreichs und die preußische Provinz Ostpreußen schon der Mittleuropa im O. benachbarten sarmatischen Ebene zuzuzählen sind.

Den Alpen ist, wie wir wissen, das Jura-Gebirge vorgelagert, welches in SO. Frankreichs seinen Ursprung nimmt und an seinem S.-Ende vom Rhône durchbrochen wird, der bei Bellegarde in einer malerischen engen Schlucht auf kurze Strecke im Boden verschwindet. (Porte du Rhône.) Den Alpenbogen begleitend, setzt der Jura sich in Deutschland zuerst als Rauhe Alp oder schwäbischer Jura, im Donauquellgebiet beginnend und dem Donaulauf im N. entlang streichend, dann weiterhin in Bayern als fränkischer Jura fort, in östlichem Bogen sich bis an die Mainquellen herum-schwingend.

Zwischen Alpen und Jura breitet sich im S. von den Abstürzen zum Genfer-See abgeschlossen in nordöstlicher Richtung, lang gestreckt, gleichsam ein großes Längenthal zwischen den genannten Gebirgen bei einer absoluten Höhe von 420 M. und durchflossen von dem weitverzweigten System der Ar die schweizerische Hochfläche bis zum Bodensee und dem Rhein aus; dieser Strom, mit zwei Armen in den Alpen der Ostschweiz entspringend, hat zuerst ziemlich nördlichen Lauf, durchfließt den Bodensee und nimmt bei seinem Austritte aus demselben einen bei Neuhausen durch einen berühmten, weit hin tosenden Wasserfall (siehe Leop. Württemberg. Untersuchungen über die Bildung des Rheinfalles, im: Ausland 1871, Nr. 43, S. 1015. Nr. 44, S. 1047. Nr. 46, S. 1098. Nr. 49, S. 1174. 1872, Nr. 7, S. 158. Nr. 9, S. 212) unterbrochenen westlichen Lauf bis Basel an, wo er seine große Wendung gegen N. vollzieht. Am rechten Rhein- und Bodenseeufer findet diese schweizerische Hochfläche eine directe Fortsetzung in der schwäbisch-bayrischen, eine nachförmige Senkung von den Alpen nach der Donau, deren Thal ihren N.-Rand markirt. Auch diese, obwohl etwas höher (490 bis 650 M.) als die schweizerische, liegt also zwischen Alpen und Jura eingebettet,





sich an die Hochebene sich anlehrende oberpfälzische Platte. Der Charakter des deutschen Jura ist ebensowenig anmuthig wie jener des schweizerischen und französischen. Die Rauhe Alp (Alb) in Württemberg verdient ihren Namen; es ist ein 5—10 Stunden breites, felsiges, höhlenreiches, aber quellenarmes Kalkstein-Plateau mit Laubwäldern und Weiden, dem eine Anzahl abgestumpfter Bergkegel vorliegen. Der Ort Münsingen auf dem kahlen, von scharfen Winden gefegten schwäbischen Jura führt ob seines rauhen Klima's den Namen das württembergische Sibirien. Keiner besseren Verhältnisse erfreut sich der fränkische Jura, dessen Steilrand nach NW. zum Neckargebiet hin liegt.

So wie im S. als Grenzscheide zwischen der schweizerischen und der schwäbisch-bayrischen Hochebene spielt auch im W., nach seinem bedeutsamen Zuge bei Basel, der Rhein eine wichtige Rolle in der Geographie Mitteleuropa's. Von den deutschen Stromthälern haben wenige eine so interessante Entwicklungsgeichte aufzuweisen als das Rheinthal und namentlich der obere Theil desselben. Es verläuft von Basel bis Rastatt in einer Spalte, welche unmittelbar vor der Ablagerung des oberen Buntsandsteins aufgebrochen ist und den uralten südwestdeutschen Grundgebirgsstock in zwei selbständige Gebirge, Schwarzwald und Vogesen, getheilt hat. Von da ab ist es während der Zeit der Trias- und der Juraformation stets ein schmaler Meerbusen geblieben, südwärts mit dem schweizerisch-französischen, ostwärts durch eine Meerenge zwischen Langenbrücken und den Löwensteiner Bergen mit dem schwäbischen Jurameere in Verbindung. Langsam hob sich dann der Meeresboden und bildete während der Kreide-Epoche und im Anfang der tertiären einen Continent, von dessen Bewohnern wir indeß keine Kunde mehr haben. (F. Sandberger. Das Oberrheinthale in der Tertiär- und Diluvialzeit, im: Ausland 1873, Nr. 50, S. 981.) Wir werden den Strom an seinen beiden Ufern, und zwar am linken westlichen Ufer zuerst, bis zu seinem Eintritt in die große norddeutsche Tiefebene verfolgen.

Die Landschaft zwischen dem linken Rheinufer und den Vogesen ist das Elsaß, dessen gesegneter ebener Boden sich kaum einige Meter über den Rhein erhebt. Seine Höhe über See beträgt in Colmar 200, in Straßburg nur 144 M. Er besteht aus Lehm, Sand und kleinen Kollsteinen, theils durch den Rhein, theils durch die in diesen mündende Ill und ihre vogesischen Zuflüsse abgelagert. Eine schwache Bodensalte zeichnet die Grenze zwischen den Diluvium-Gebilden von vogesischem Ursprunge und denen des Rheines, durch die Natur der Kollsteine verschieden. In ihrem Zusammenhang bilden die Vogesen (franz.: les Vosges, deutsch: Wasgau, weßhalb Vosagen richtiger wäre als Vogesen; siehe C. Mehlig. Der Name der Vogesen, im: Ausland 1876, Nr. 20, S. 399) eine Gebirgskette, die von SW. nach NO., von Belfort aus bis zum Zusammenfluß der Nahe mit dem Rhein bei Mainz auf eine Länge von 280 Km. sich erstreckt. Die uns schon bekannten Sichelgebirge (Monts Faucilles) bei Langres, im Innern Frankreichs, und die Gruppe des Donners-Berges in der Pfalz werden in dieser Masse mitbegriffen. Das Ganze zeichnet sich scharf von der umliegenden Gegend ab, wenn auch Höhe und geognostische Beschaffenheit wechseln, um selbst innerhalb der elsässischen Grenzen zwei verschiedene Gruppen zu bilden. Die Masse der oberen Vogesen, von vorwiegend krystallinischer Beschaffenheit, hat abgerundete Stuppen von bedeutender Höhe, während die niedere Vogesenkette weiter im N. ausschließlich aus

länglichen Sandsteinplateaux besteht. Mit den zwei Belchen von Elsass (Ballon d'Alsace) und Servance beginnend, erstrecken sich die oberen Vogesen bis zur Breite von Straßburg, eingeschnitten durch tiefe, gegen den Ausgang verengte und sich in einer Reihe stufenweise erhebende, elliptische Thäler. Die Niedervogesen, welche ihren Ursprung am Donon, zwischen Saales und Breusch haben, stumpfen sich fortwährend in ihrem Gang nach N. ab; sie stellen im Ganzen eine Art von Plateau vor, auf dessen einförmiger Oberfläche die Wasser wie auf einer Tafel in allen Richtungen, ohne regelmäßigen Gang, ohne Geräusch, ohne Fall über stille Sandbette hinlaufen. (Charles Grad. Skizzen aus Elsass und den Vogesen, im: Ausland 1871, Nr. 20, S. 466.) Der Abfall der Vogesen ist weit steiler gegen die Rheinebene als nach W., wo das Gebirge sich zu dem Thale der Mosel und ihrer rechtsufrigen Zuflüsse, besonders der Meurthe (fr. Mört) hinabsenken, welche alle in den Vogesen selbst ihre Quellen haben. Im Verhältnisse zu dem von Frankreich, d. h. von Westeuropa, erscheint das Klima der in ihren oberen Theilen mit unabsehbaren Waldungen bedeckten Vogesen excessiv und continental wie jenes von Deutschland; wir sind eben schon in Mitteleuropa. Die Rebe gedeiht in guten Lagen bis 400—500 M., der Weizen bis 600 M., die Kartoffel bis 1200 M. üb. d. M. Der höchste Punkt der Vogesen, der große oder Sulzer Belchen bei Gabweiler misst 1426 M. Seehöhe. Von den rheinwärts eilenden Gewässern der Vogesen erwähnen wir nur der Lauter, weil sie einen Abschnitt im Gebirge bezeichnet, welches bei verminderter Höhe sich in dem durch Anbau reichen Hart-Gebirge Rheinbayerns, dessen Abfall, die Vorderpfalz, das Weinland der Pfalz ist, bis an das an Steinkohlenlagern reiche Bergland des Donnersberges mit dem merkwürdigen, von Porphyrmassen aufgebauten Königsstuhl (680 M.) fortsetzt. Hier sind wir nunmehr in der Gegend, wo der Rhein bei Mainz eine neue, freilich nur kurze Wendung nach W. vollzieht, um bei Bingen die NW.-Richtung wieder aufzunehmen.

Hier in Bingen vereinigt sich mit dem Rheine die aus SW. kommende Nahe und weiter thalabwärts, bei Koblenz, die eine Strecke lang parallel mit der Nahe fließende vielgewundene Mosel. Diese zieht anfangs an der nordwestlichen Abdachung der Vogesen, dann aber quer durch eine ebenere Landschaft — Deutsch-Lothringen — mit tiefliegenden Thälern hin und betritt endlich das Gebiet des niederrheinischen Schiefergebirges, eines wellenförmigen vulcanischen Plateau's von durchschnittlich 500 M. Höhe, welches sich auf beiden Ufern des Rheines erstreckt, der dasselbe an der Stelle seiner geringsten Mächtigkeit, zwischen Bingen und Bonn durchbricht. (Vgl. M. C. Grandjean. Von Bingen nach Cöln. Eine erdgeographische Skizze, in: Natur 1872, Nr. 8 und 10.) Der zwischen Nahe und Mosel gelegene Theil dieses Schiefergebirges heißt Hunsrück, beginnt oberhalb Saarburg als Hochwald und erreicht im Erbeskopf (820 M.) seine bedeutendste Erhebung; von da an führt er den Namen Idarwald, weiterhin bis zum Rheine Soonwald. Jenseits, d. h. nördlich von der Mosel, zwischen diesem Flusse und der Maas, breitet sich am linken Rheinufer das vulcanische Eifel-Gebirge im Schieferplateau von Basaltkuppen durchsetzt und mit Lavafugeln bedeckt (P. Wirtgen. Die Eifel in Bildern und Darstellungen. Natur, Geschichte und Sage. Bonn 1864. 8°.) aus, dessen nördlichste Partie, eine unübersehbare, kahle Torfebene bis 700 M. hoch, als Höhe Veien (oder Venn) bekannt ist. Die Eifel, eine Masse regelmäßiger erloschener Kegelsberge (siehe: H. v. Dechen. Geognostischer Führer zu der Vulcanreihe der Vordereifel. Bonn 1861.) oft mit wohl erhaltenen Kratern oder kraterförmigen Vertiefungen, wie der bekannte Laacher-See (siehe über diesen: H. v. Dechen. Geognostischer Führer zu dem Laacher-See und seiner vulcanischen Umgebung. Bonn 1864. 8°.) und: Möggerath im: Ausland 1870, Nr. 43, S. 1023), erhebt sich knapp am Rande der großen, noch vor kurzem mit Meer bedeckten Ebene Norddeutschlands und bestätigt hiermit wiederum das Gesetz, wornach wir vulcanische Bildungen stets in der Nachbarschaft jetziger oder einstiger Meere anzutreffen pflegen. Im W. schließen sich an die Eifel die der Primärformation angehörnden Ardennen an, welche durch die Maas in eine östliche und eine westliche Gruppe geschieden werden. Das Plateau, wo Rocroy sich erhebt, bildet den letzten erhabenen östlichen Punkt der W.-Ardennen; hier vereinigt sich mit ihnen der Argonnenwald, und von hier aus entsenden sie einen Seitenzweig zwischen Maas und Sambre bis Namur, wo letzterer Fluß in die erstere mündet. Als Ausläufer

der Ardennen kann man die Hügelfetten betrachten, welche in N.W.-Richtung nach dem Bas de Calais streichen und dort zwischen Boulogne und Calais in den Caps Grisnez und Blancnez enden.

Von dem linken wenden wir uns nunmehr zu dem rechten Rheinufer. Hier erhebt sich unmittelbar den Vogesen gegenüber, nur vom Rheinthale getrennt und dem Flusse ebenfalls steile Abhänge zulehrend, der Schwarzwald, nächst dem Riesengebirge das stattlichste der deutschen Mittelgebirge. Die große Uebereinstimmung beider Gebirge in ihrem inneren Bau läßt es kaum zweifelhaft erscheinen, daß sie in ältester Zeit ein zusammenhängendes Ganzes ausgemacht haben, welches erst später durch Bildung einer von S. nach N. laufenden tiefen Spalte oder vielmehr eines Systems von parallelen Spalten in die beiden Gebirge getrennt worden ist, die wir jetzt vor uns sehen. Der Schwarzwald, ein echtes Massengebirge, von Säckingen bis in die Grenze von Pforzheim südlich und westlich vom Rheine begrenzt, erstreckt sich in einer Länge von 140 und einer Breite von 40—70 Km. von S. nach N. und geht in das schwäbische Trias-Plateau überall fast unmerklich über, so daß hier die Grenze schwer zu bestimmen ist. Am besten wird man sie da ziehen, wo der rothe Buntsandstein von dem Muschelkalk verdrängt wird, denn hier hört der dunkle Tannen- oder Kiefernhochwald auf, dem das Gebirge seinen Namen verdankt, und entwickelt sich der Feldbau wieder in größerem Maßstabe. Betrachtet man die Gliederung des Schwarzwaldes näher, so ergeben sich in ihm naturgemäß drei Gebirgsthelle, welche durch größere, sämmtlich von D. nach W. dem Rheine zufließende Flüsse begrenzt werden: der südliche Schwarzwald zwischen Rhein und Dreisam, der mittlere zwischen Dreisam und Kinzig, und der nördliche, untere, zwischen Kinzig und Murg oder, wenn man ihn noch weiter nach N. ausdehnen will, zwischen Kinzig und Alb. Der südliche Schwarzwald umfaßt die höchsten Berge, Blauen 1167 M., Belchen 1415 M., Herzogenhorn 1416 M., Feldberg 1495 M. u. a. m., gleich berühmt wegen ihrer herrlichen Aussicht als wegen der zahlreichen (82) Arten von alpinen Pflanzen, worunter schöne Saxifragen, Draben, Soldanellen, Pulgedium u. a., welche sie in ihrer Oberregion nähren und die auch von einzelnen alpinen Conchylienformen begleitet werden. Es ist das zugleich jenes Gebiet des Schwarzwaldes, welches seit uralter Zeit Festland geblieben ist und keinerlei Sandsteinbedeckung trägt. Der mittlere Theil ist im Allgemeinen bedeutend niedriger und besitzt nur einzelne hohe Berge, da nur noch der hohe Kandel 1242 M. Meereshöhe erreicht, allein er zeichnet sich besonders im Gebiete der Schutter, in der Gegend von Lahr, durch eine Anzahl malerischer kegelförmiger oder glockenförmiger Kuppen aus, welche ihm eine landschaftlich ungemein interessante Physiognomie verleihen. Auch in diesem Gebiete ist die Bedeckung der höchsten Höhen durch Sandstein noch nicht allgemeine Regel, wie sie es in dem nördlichen wird, wo sich über dem steil abfallenden Grundgebirge die Schichten desselben in fast horizontaler Lagerung ausbreiten und auf den weithin sichtbaren Hornisgründen und dem Kniebis (1170 und 973 M.) zu bedeutender Höhe erheben. In dieser Höhe finden sich Fatschen und andere Gewächse von alpinem Charakter, die weiter nördlich in Mitteldeutschland nicht mehr getroffen werden. Die pyramidalen Formen der Granitberge, welche auf der W.-Seite von Ortenberg bis über Steinbach hinaus vorherrschen, verschwinden erst wieder bei Baden-Baden, wo ein kleines Stückgebirge von Porphyr an ihre Stelle tritt, dessen höchster Punkt, der Zwerst, 590 M. Meereshöhe erreicht. Vor diesem Stückgebirge liegt bis zur Murg ein kleines Hügelland, dessen dunkelrothe Färbung schon von Weitem verräth, daß es aus Rothliegendem, also einer alten Schuttablagerung, besteht. Nur in den tiefen Einschnitten des Oos-, Murg- und Enzthals treten noch Granite aus dem Trümmergestein hervor, sie besitzen überall nur eine geringe Mächtigkeit, sind aber dessenungeachtet besonders merkwürdig, denn in ihnen befindet sich der Herd der weltberühmten Badener, Wildbader und Liebenzeller Heilquellen. (F. Sandberger. Zur Urgeschichte des Schwarzwaldes, im: Ausland 1876, Nr. 47, S. 925—926.)

Jenseits der Murg, womit der untere (nördliche) Schwarzwald abschließt, bis zu dem nächsten bedeutenden rechtsseitigen Zuflusse des Rheines, dem im Schwarzwald geborenen Neckar, herrscht niedriges, flachwelliges, angebautes Hügelland von 400 M. Seehöhe, gegen D. in die schwäbische Fläche, das reichgesegnete württembergische Neckarland übergehend, welches gleich einem Steil zwi-

THE  
JOURNAL  
OF THE  
ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE

VOL. LXXV. PART 1. 1945.



CONTENTS

THE JOURNAL OF THE ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE	1
VOL. LXXV. PART 1. 1945.	1
CONTENTS	1
THE JOURNAL OF THE ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE	1
VOL. LXXV. PART 1. 1945.	1
CONTENTS	1



Bingen und Cöln, Nassau, Hessen, Thüringen und Theile von Sachsen umfassend. Allmählig senkt sie sich hinab zu der weiten germanischen Tiefebene, welche vom Pas de Calais in W. ununterbrochen bis zur Weichsel im O. sich ausdehnt. In dieser liegen Theile von Belgien, das Königreich der Niederlande und das, was man mit vollem Rechte Norddeutschland nennt.

Am rechten Mainufer, in jenem rechteckigen Buge, welchen dieser Fluß zwischen Lohr und Aschaffenburg macht, steigt wieder ein flaches, vielspaltiges finsternes Massengebirge, der Speßart (Spechtswald) mit dem Geiersberg (617 M.) auf. Er ist von ununterbrochenen Forsten bedeckt, so daß, wo an hoch und günstig gelegenen Stellen die Gelegenheit zu einer Fernsicht nach allen Richtungen weit hinaus über die Rücken und Kuppen des Berglandes und in seine tief eingeschnittenen Thäler geboten ist, das Auge überall buchstäblich nichts wie Himmel und Wald erblickt. Aber weit mehr noch wie diese enorme Ausdehnung ist die Beschaffenheit des Waldes einzig in ihrer Art, und diese ist es, welche den Speßart zur Krone aller deutschen Waldungen macht. Wenn auch in Bezug auf räumliche Ausdehnung die Buchenbestände im Speßart weitaus vorherrschen, so bleibt es doch die Eiche, die ihm den höchsten Ruhm erwirbt. Nirgendwo sieht man diese Königin der Wälder in solcher Pracht wie hier; — kerzengerade Stämme von 20 bis 30 M. Höhe ragen nicht etwa hier und da, sondern wie ein dichter Wald von Säulen auf; man wird nicht müde sie zu bewundern. Der Eindruck, welchen man beim Durchstreifen des Speßart empfängt, ist um so mächtiger, als man halbe Tage wandern kann ohne eine Ortschaft oder auch nur ein einziges Haus zu erblicken. Nur in den Thälern finden sich spärliche Ansiedlungen.

Der Speßart steht mit den übrigen Gebirgen Mitteldeutschlands in Zusammenhang. Nur das Thal der zum Main fließenden Kinzig trennt ihn vom Vogelgebirge in Hessen im N., dem der Taunus zwischen Main und Lahn zur Rechten, die Rhön zur Linken liegt, und diese wird wiederum bloß durch das liebliche Thal der Werra von dem Thüringer-Wald-Gebirge geschieden. Folgen wir zuerst wieder dem Rheinlaufe, so fesselt zunächst die versteinungsleere Thonschiefermasse des Taunus, welcher wieder den niederrheinischen Schiefergebirgen angehört, ausgezeichnet durch prachtvollen Laubwald auf seinen sanft gewölbten Kuppen, durch üppige Vegetation an seinem S.-Fuße und durch den Reichthum seiner Mineralquellen (Homburg, Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach, Soden, Selters, in gewisser Beziehung auch Ems, Weilnau und Fachingen) unsere Aufmerksamkeit. Sein O.-Ende liegt bei Homburg, sein W.-Ende, Niederwald genannt, gegenüber von Bingen und hier ist das Rheingau, berühmt ob der herrlichen Weine, welche an den Flanken des Taunus gedeihen. Sein höchster Gipfel ist der 845 M. hohe Große Feldberg. Mit der Lahn parallel fließt die Sieg zum Rheine, und auf diesem weiteren Abschnitte erhebt sich der Westerwald, dessen N.W.-Ende, das sogenannte Siebengebirge, aus einer Gruppe dicht gedrängter vulcanischer Kegelsberge bei Königswinter hart an den Rhein tritt. (H. v. Dechen. Geognostische Beschreibung des Siebengebirges, in: Verhandl. d. naturhistor. Vereins d. preuß. Rheinlande und Westfalens 1852.) Unter den sieben besonders hervortretenden Vulkanen sind der steil und malerisch aufsteigende Drachensfels (270 M.) und der Delberg (465 M.) am nennenswertheften. Hier, bei Bonn, wo er noch 45 M. ü. d. M. liegt, endet der Mittelrhein, und zeigt eine geologische Karte den innersten Winkel der norddeutschen Tiefebene, in welcher die große Festung Cöln liegt. Im O. dagegen setzen sich noch ziemlich weit gegen N. secundäre und, wenngleich nur in geringer Ausdehnung, tertiäre Formationen fort, worunter die reichen Kohlenflöze des Ruhrthales die wichtigsten sind. (M. C. Grandjean. Die deutschen Steinkohlen-Ablagerungen, in: Natur 1873, Nr. 14.) Die hier auftauchenden Höhenzüge erscheinen als in die germanische Tiefebene vorgeschobene Berginseln und führen sehr verschiedene Namen, deren Aufzählung die Charakteristik dieses Landstriches nicht erhöhen würde. Am bekanntesten darunter ist der Dänig oder Teutoburger Wald, ein schmaler, geradliniger Sandsteinrücken zwischen Weser und Ems. Das Weserbergland mit seinen Aesten geht im S. in das hessische Berg- und Hügelland über, ein







Biegungen, und eine gleiche merkwürdige Aehnlichkeit besteht zwischen ihren Nebenflüssen. Die bedeutendsten linken Nebenflüsse derselben sind sämmtlich vorzugsweise Gebirgsströme, während sie rechts jeder einen mächtigen, dem folgenden nahe rückenden Tieflandstrom ostwestlicher Richtung empfangen, dem sich stets ein zweiter mit den Hauptströmen parallel fließender anschließt. (U. Schreiber. Lehrbuch des geographischen Anschauungs- und Denkungsunterrichts. Leipzig 1877. 8<sup>o</sup>. S. 121.) Man kann diese germanische Tiefebene der bequemerem Uebersicht halber in zwei Theile zerlegen: in das west- und ostdeutsche Tiefland, die beide einen wesentlich verschiedenen Charakter haben. Eine Fortsetzung der Ebene ist die cimbrische oder jütische Halbinsel, auf welcher die Lande Holstein, Schleswig und Jütland, letzteres der continentale Theil des Königreichs Dänemark, liegen.

Das westdeutsche Tiefland oder das Hinterland der Nordsee, nämlich „die sächsische Ebene von der Elbe bis zur Ems und das niederrheinische Tiefland von der Ems bis zur Schelde, umfaßt das Mündungsland der Schelde, des Rheins und der Maas, das ganze Gebiet der Ems und die untere Weser und Elbe vom Pas de Calais bis Jütland. Diese ganze Küste ist durch die Thätigkeit der Ebbe und Fluth in fortwährender Bildung und Zerstörung begriffen; die Inseln, welche sich in einer Reihe von der N.-Spitze der Halbinsel Holland bis nach Jütland hinziehen, sind nur die Trümmer größerer Landgebiete, welche sie einst mit dem Festlande verbanden, aber in historischer Zeit, bei der Entstehung des Zunder-Sees (spr. Scuder-), des Dollart, der Jade und des friesischen Archipels in Schleswig, vom Meere verschlungen wurden“. (Sendlig. N. a. D. S. 149.) Unter den vor dem tiefen Busen der Zunder-See liegenden, zum Königreiche der Niederlande gehörigen Inseln ist Texel die größte und ob des dort erzeugten Käses auch die bekannteste. Die mittlere, vor der deutschen Küste Ostfrieslands und Oldenburgs gelagerte Gruppe sind die als Seebadorte viel besuchten Nordsee-Inseln, worunter Norderne, Borkum und Wangeroog die ansehnlichsten. An der schleswig'schen W.-Küste endlich liegen die nordfriesischen Inseln (G. Weigelt. Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Hamburg 1873. 8<sup>o</sup>. 2. Aufl.), darunter das einsame Sylt, von denen Julius Rodenberg folgende anschauliche Schilderung entwirft: „Das östliche Meer ist still und schmal. Wir sehen gegenüber die Küsten von Jütland und Nordschleswig. Zur Zeit der Ebbe liegt es halb trocken; die Watts, flache Sandbänke, treten hervor und glimmern wie Silberstaub in der Sonne, während das blaue Wasser des Wattmeeres sie wie ein blaues Band vielgestaltig umschlingt. Kleine Fischerböte segeln hin und wieder, ab und an steigt eine Rauchsäule auf, wenn das Dampfschiff von Husum oder Hoyer kommt. Weidenbüsche mit Besenreisern an der Spitze bezeichnen seinen Cours; sie sind zu beiden Seiten in die Watts gesteckt und zwischendurch in den Kanälen des Wassers steuert das flachgehende Schiff. Man verliert das Land nie aus den Augen; wenn das Festland zur Rechten verschwindet, so tauchen zur Linken aus dem Wasser die Halligen auf, breitgestreckte Sandflächen, deren hügelartige Erhöhung auf der Mitte drei, vier Hütten, ein paar Scheuern und Ställe trägt. Die Hügelabhänge geben reiche Weide und die Hallighbauern haben das schönste Vieh. Im Winter, wenn der Wind kommt und das Wasser thürmt, sitzen sie oft monatelang einsam auf ihren Halligen, sie sehen das Festland, sie können aber nicht hinüber. Mit Böten ist dann gleichfalls nicht anzukommen. Einmal oder zweimal, wenn das Wasser ganz tief gefallen ist, wagen sich junge rüstige Leute, welche mit den gefährlichen Straken vertraut sind, über die Watts ans Land; während der einen Ebbe hinüber, während der andern zurück. Dieses sind die sogenannten Schlickläufer, deren Schicksale der abenteuerliche Zug sind in der Monotonie der Wattbänke und der Halligen.“ (Julius Rodenberg. Still-





wähten Seen Ostpreußens und Pommerns als durch die häufige Erscheinung erraticher Blöcke. Die Grenze dieses ostdeutschen Tieflandes suchen wir am besten an der Weichsel; denn westlich derselben herrscht der magere, weniger bewässerte Sandboden mit der ihm eigenthümlichen Kiefer, welcher unter anderen die Mark Brandenburg (Th. Fontane. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Berlin 1871. 8°. 3 Thle.), „des heil. römisch-deutschen Reiches Streusandbüchse“, enthält, östlich von der Weichsel aber der fette, reich bewässerte, mehr Laubholz tragende Boden vor, der sich als „Tschornosem“ bis tief nach Rußland hinein erstreckt.

Die Ströme, welche die ostdeutsche Ebene bewässern, Elbe, Oder und Weichsel, haben alle ihre Quellen in jenen höheren Theilen Mittleuropa's, an welche das Flachland im N. erst später angeschwemmt wurde. Ältere, zum Theil sogar sehr alte Gebirge thürmen sich in dem südöstlichen Theile Mittleuropa's empor, welchen hauptsächlich die Kronländer der österreich-ungarischen Monarchie einnehmen. Wir finden hier im äußersten NW. das uralte Silurbecken von Böhmen, ringsum von einem Kranze meist primärer Gebirgswälle umzogen; an ihren nördlichen Gehängen vermitteln die Hügel der Lande Sachsen und Schlesien den Uebergang zu der germanischen Niederung. Weiterhin nach O. stoßen wir auf den mächtigen Zug der höheren und jüngeren Karpathen, deren weit ausgekrümmter Bogen einerseits das ungarische Tiefland, heute von der Donau durchflossen, umspannt, andererseits, östlich vom Weichsellause, mit dem Bereiche seiner nördlichen, östlichen und südlichen Abdachungen das Gebiet abgrenzt, welches in geographischem Sinne als Mittleuropa aufgefaßt werden darf. Hierher gehören also noch die österreichischen Provinzen Galizien und Bukowina, erstere zum Theile, letztere fast ganz, dann die Karpathenländer Moldau und Walachei, welche zusammen das Fürstenthum Rumänien bilden.

Die Skizzirung der Gebirgsumrahmung Böhmens nehmen wir am besten im N. der Donau mit den westlichen Seiten dieses rautenförmigen Hochplateau's auf. Hier streicht 220 Km. lang in NW.-Richtung bald breit bald schmal, weit nach Bayern und Böhmen hineingreifend, der Böhmerwald, in einzelnen Gipfeln bis 1500 M. hoch. Der südliche Theil, der eigentliche Böhmerwald, tschechisch Šumava heißen, ist beträchtlich höher als der nördliche, welchen der Sattel von Neumarkt abscheidet, und geht gegen S., im weiteren Zuge seinen Namen verlierend, in ein Hochland über, das einerseits zur böhmisch-mährischen Höhe aufsteigt, andererseits unter verschiedenen Namen sich bis gegen den Manhartsberg in Niederösterreich fortsetzt, wo mit dem Ende der Gneissformation der Rand des Hochlandes zusammenfällt. Der südliche Böhmerwald, in Folge der im hohen Grade feuchten Atmosphäre ein wahrer Urwald von Coniferen, in welchem sich Riesebäume von 1½ M. Durchmesser und 40—50 M. Höhe finden, besteht aus zwei Parallelrücken durch Querriegel verbunden. Das so gebildete südliche Längenthal durchfließt die Moldau, die Hauptwasserader Böhmens, welche nach einer starken Krümmung das Land in streng SN.-Richtung durchschneidet und bei Melnik in die Elbe mündet, das nördliche die Wottawa, ein Nebenfluß der Moldau. Der Böhmerwald hat keinen einheitlichen Rücken, vielmehr laufen öfters in gleicher Geltung mehrere Rücken neben einander, zwischen häufig engeren oder weiteren Längenthälern und Plateaubildungen, so daß er als ein unebenes Bergland erscheint mit dem Gepräge der Unwegsamkeit. Parallel zum Böhmerwalde streicht der bayrische



Wald, den eine fast schnurgerade Ader von Quarzfelsen als Zwischenparallele durchschneidet.

Eine Einsenkung trennt den Böhmerwald von den dunklen Wäldern und säulenartigen Granitmassen des an Eisen, Zinn und Antimon reichen Fichtelgebirges, das weniger durch seine Höhe als durch seine Stellung so recht im Herzen Mitteleuropa's Beachtung verdient; sendet es doch seine Gewässer zu drei großen Strömen, dem Rhein, der Elbe und der Donau, ja zu zwei entgegengesetzten Meeren. „Ohne durch Bergketten mit seinen Nachbarn, dem Thüringerwalde, dem Elster- und Erzgebirge, dem Böhmerwalde und dem fränkischen Jura, zusammenzuhängen, ist es dennoch ein Hauptknoten der deutschen Mittelgebirge, vorzugsweise jener, die der krystallinischen Formation angehören. Es ist ein halbgeschlossenes Ringgebirge, dessen Mitte das Städtchen Wunsiedel einnimmt.“ (Steinhauser. N. a. D. S. 172.) Passend wird die Zeichnung des Fichtelgebirges auch mit einem Hufeisen und der dazwischen liegenden Unterfläche des Hufes verglichen. In der Centralgruppe trifft man die höchsten Gipfel, die aber 1070 M. nicht übersteigen. (Schneeberg 1062 M.) Getreide gedeiht auf dem Plateau, auf welchem sich die Berggruppe erhebt, nur spärlich, Hafer, Weizen und Kartoffeln aber desto besser.

Hinter der Senke zwischen Saale und Elbe, zwei Flüsse, die beide im Fichtelgebirge entspringen und obwohl sehr verschiedene Richtungen einschlagend, die erstere nach N., die andere nach O., doch beide dem nämlichen Strom, der Elbe, sich ergeben, erhebt sich das Elstergebirge oder Voigtländische Bergland, ein allmählig nach N. absinkendes Plateau mit tief eingeschnittenen Thälern, das durch die hier entspringende Elster, einen rechten Seitenfluß der Saale, in die westliche Saalplatte und die östliche Elsterplatte getheilt wird. Ihm folgt der lange Zug des gegen S. steil, gegen N. sanft abfallenden Erzgebirges, dessen Name schon an seinen Metallreichthum mahnt. Silber in ansehnlicher Menge, dann aber auch Kupfer, Eisen, Kobalt und ganz besonders Steinkohle werden hier gewonnen. Von der Quellgegend der Elster streicht das Erzgebirge mit breitem, oft waldigen und zuweilen sumpfigen Rücken — seine N.-Abdachungen 50—70 Km. weit in's sächsische Land hinein erstreckend, von tief eingeschnittenen anmuthigen, an ihrem Ursprunge oft durch wilde Schönheit ausgezeichneten Thälern durchfurcht, darunter jene der beiden Mulden und der Zschopau — bis zum Elbdurchbruche aus dem böhmischen Becken. Die beträchtliche Höhe (über 1200 M.) erzeugt ein rauhes Klima, das dem Feldbau hinderlich und auch der Kartoffel wenig günstig ist. Beim Mollendorfer Pässe geht es in das auf beiden Seiten der Elbe sich ausbreitende Sandsteingebirge über, eine Gegend, berühmt unter dem wenig passenden Namen der Sächsischen Schweiz und ausgezeichnet durch pittoreske Felsen mit steilen Wänden und platten Gipfeln, Tafelberge, sowie durch tief eingeschnittene Thäler und Schluchten. Ihm folgt das Lausitzer Bergland, ein Plateau mit einzelnen überragenden Gipfeln, und weiter östlich schließen sich daran das Isergebirge mit mehreren moorigen reich bewaldeten Kämmen, dann die kurze aber hohe, schon in die Krummholzregion wallartig hinauftragende Doppelfette des Riesengebirges, eine mächtige Granitmasse von Gneis, Glimmer und Thonschiefer, am N.- und O.-Abhange von den Diluvialgebilden N.-Deutschlands umgeben. „Nach S., also nach Böhmen, dacht es sich allmählig, nach N., der schlesischen Seite, sehr steil ab. Von letzterer Seite gesehen, erhebt es sich mit seiner 1300—1625 M. hohen „Koppe“ wie eine riesige blaue Wand und erfüllt den Reisenden mit Staunen und Bewunderung. Kein anderes deutsches Gebirge kommt dem Alpencharakter so nahe wie dieses; keines hat mehr kahle Berghöhen, steilere Abhänge und scharf zugeschnittene Klämme, mehr schroffe Klüfte und finstere Abgründe als dieses; ja die häufigen Schneestürze an seinen steilen Felswänden, von dumpf donnerndem Getöse begleitet, erinnern an die Lawinen der Alpen, ob auch in verjüngtem Maßstabe. Auch das Klima ist ähnlich.“ (E. Schreiber. N. a. D. S. 84.) Der höchste Gipfel ist die 1625 M. hohe Schneekoppe, und die Sage vom Rübezahl hat im Riesengebirge ihren Sitz.

Mit den Gesteinen wechseln in O. des Riesengebirges Richtung und Gruppierung der Berggruppen. Das meridionale Uebersaar-Gebirge bildet den Uebergang zwischen den Doppelzügen des Glaser-Berglandes, eines im Innern von Hügeln, Plateaux und tief eingeschnittenen Thälern erfüllten und fast ringsum von höheren Randgebirgen umgebenen Rechtecks, das im W. vom Falten-Gebirge

und den böhmischen Rämmen, im O. vom Eulen- und Reichenstein-Gebirge eingefast ist. Mit letzterem verwachsen ziehen südostwärts die Sudeten, die im Altvater (1487 M.) culminiren und sich im Gesenke und Obergebirge verflachen. Manche deutsche Geographen bezeichnen mit dem Namen Sudeten das ganze 300 Km. lange Gebirgssystem vom Elbdurchbruche an bis hierher, nämlich zu dem krummen Oberlauf der Oder, der sogenannten Mährischen Pforte, welche den Verkehr zwischen dem Donau-, Oder- und Weichselgebiet vermittelt. In Oesterreich dagegen versteht man unter Sudeten nur den letzten östlichsten Theil dieses Zuges. So ist denn Böhmen auf drei Seiten von Randgebirgen umschlossen; innerhalb derselben breitet sich, meist auf Granit und Gneis ruhend, das Hochland von Böhmen aus, das nur in der Niederung seiner nördlichen Hälfte der Kreideformation angehört, in der zahlreiche isolirte Basaltkegel aufragen. Im Großen und Ganzen stellt es sich als ein von NO. nach SW. ansteigendes Stufen- oder Terrassenland dar mit verschiedenen nicht sehr ausgedehnten Kesselfentungen, das, durch hohe Berge vor rauhen Winden geschützt, sich eines gemäßigten Klima's, einer reinen Luft und eines großen Reichthums an Mineralien und Heilquellen erfreut. Die vierte Seite dieses vorzüglich und reich bewässerten Gebietes ist von einem breiten Landrücken, uneigentlich mährisches Gebirge, richtiger aber böhmisch-mährische Höhe oder mährischer Landrücken genannt, eingenommen, der nordostwärts streicht, im höchsten Punkte 1127 M. erreicht, während er mehrfach bis zur Tiefebene herabsinkt und in das Becken der zur Donau fließenden March terrassenartig sich senkt. Die Oberflächengestalt des an Böhmen grenzenden Mähren ist diesem ähnlich, also durchaus kein Gebirgsland, an welches höchstens die tief eingeschnittenen Thäler erinnern.

Als östliche Begrenzung von Mähren erhebt sich hart an der Donau das zweite Hauptgebirge von Mittel-Europa, die Karpathen. Sie beschreiben einen halben Bogen von beiläufig 1440 Km. Umfang von der Donau bei Preßburg angefangen bis wieder zur Donau bei Orsova (spr. Orschowa) und bedecken ein Gebiet von circa 90,000 □ Km. Rings umgeben von Tiefebenen bestehen sie aus zwei großen fast quadratisch gestalteten Gebirgsinseln, dem nordungarischen und dem siebenbürgischen Hochlande, beide durch den Zug des karpathischen Waldgebirges verbunden. „Die Höhe der Karpathen steht hinter jener der Alpen weit zurück; kein einziger Gipfel erreicht 3000 M. und nur wenige übersteigen 2000 M. Daher fehlen auch die großen mit Gletschern erfüllten Hochthäler, die man in den Alpen findet; dagegen erscheinen Eruptiv-Massen (von Basalt, Trachyt u. s. w.) viel häufiger. Ein zweiter Unterschied zwischen Alpen und Karpathen liegt in dem Mangel bedeutender Längenthäler in den letzteren, während sie bei den ersteren besonders entwickelt sich zeigen und die Communication wesentlich begünstigen. Mit den Gesteinen wechselt auch die äußere Form; die zerrissenen Granitfelsen der Tatra bilden einen scharfen Gegensatz zu den breiten, flachen Rücken des karpathischen Waldgebirges, das der Sandsteinzone angehört; die Engpässe der S.-Karpathen einen andern zu den flachen Straßensätteln der Beskiden.“ (Steinhauser. U. a. D. S. 192.) Das Karpathengebirge ist endlich ausgezeichnet durch eine bedeutende Gold- und Silberausbeute und einen ungeheuren Reichthum an Steinsalz.



Aluta beim Rothenthurmpaß durchbrochen wird. Von den Ost-Flanken des Karpathengebirges rinne dagegen ansehnliche Gewässer theils dem Schwarzen Meere, theils der Donau zu. Unter ersteren ist der Dnjestr, unter letzteren der Pruth und der Sereth mit seinen Nebenflüssen Moldava und Bistrika bemerkenswerth. Den gegen die walachische Ebene zugewandten S.-Gehängen der transylvanischen Alpen entquellen eine Menge von Flüssen, welche mit der Aluta parallel rechts und links von ihr der Donau zufließen. Das weite, nunmehr von der unteren Donau und ihren Zuflüssen bewässerte Becken zwischen diesen siebenbürgischen Karpathen und dem Balkan bildete vor einst eine mächtige Bucht des Pontus, welche durch das Eisene Thor und das heutige Donauthal mit der großen Binnensee Innerungarns in Verbindung stand. Im O. brandete diese am Fuße des gold- und höhlenreichen Bihar-Gebirges (Dr. A. Schmidl. Das Bihargebirge an der Grenze von Ungarn und Siebenbürgen. Wien 1863. 8°.), welches, aus verschiedenen Gesteinsarten zusammengesetzt, das siebenbürgische Hochland im W. schließt und auf beiden Seiten der Grenze ausbreitet, in der Kufurbeta (1845 M.) culminirend. Die Karpathen umschließen also mit den Fortsetzungen der Alpen die ungarische Tiefebene, von der Donau und ihrem parallelen Nebenfluß der Theiß, Ungarns eigentlichem Hauptfluß, zugleich einem echten Tieflandsstrom, durchflossen. Sie zerfällt in eine kleinere, oberungarische, oberhalb des Donauknie's bei Waizen, und eine größere, niederungarische, unterhalb jenes Knie's; in ersterer liegen die großen Wasserspiegel des Platten- und des periodisch verschwindenden und wiederkehrenden Neusiedler-See's, die zweite ist so recht die Heimath der Pukten und gibt ein treues Bild jener Steppen, die den westlichen Theil des asiatischen Festlandes kennzeichnen. Im ungarischen Tieflande entbehrt die Natur jedweden Reizes; die Monotonie einer unübersehbaren Ebene, hier und da unterbrochen durch einige Bäume oder den Thurm einer fernen Ortschaft, welcher in der glühend heißen Atmosphäre zu zittern scheint, ermüdet bald das neugierige Auge des einsamen Wanderers, und die Ede, die lautlose Stille der Umgebung wirkt deprimirend auf seine Stimmung ein. Dennoch ermangelt die in ihrer stillen Majestät großartige Natur der Pukta nicht einer gewissen Poesie und das hier öfters zu beobachtende Phänomen der Luftspiegelung oder Fata Morgana vermag den Reuling selbst in Aufregung zu versetzen.

Die südlichen Ufer des einstigen innerungarischen Binnenmeeres bildeten die Gebirge der westlichen Balkanhalbinsel, welche, wie wir wissen, der Karst-Formation angehören. Ganz besonders versteht man unter Karst jedoch jenes Kalkgebirge, welches sich über die illyrischen Kronländer der österreichischen Monarchie von den Fionzo-Mündungen bis zum Golf des Quarnero am adriatischen Meere erstreckt. Es stellt somit die Verbindung zwischen dem Alpen- und dem Gebirgssysteme der thrakisch-illyrischen Halbinsel her, und wird häufig unter dem Namen der Julischen und späterhin der Dinarischen Alpen als ein integrierender Theil der letzteren betrachtet. Dem eigentlichen Karstgebiete gehören die Kronländer Krain theilweise und das sogenannte Küstenland mit der adriatischen Halbinsel Istrien an. Hier liegt am Fuße des Karst im N. Istriens die wichtige Handelsstadt Triest an einer ziemlich offenen Meeresbucht, im O. aber, in dem tieferen, mit vier größeren Inseln geschmückten Busen von Quarnero, der gleichfalls als Handelsplatz wichtige Hafen Fiume.

Während in den fruchtbaren Ebenen am adriatischen Meere sich üppige immergrüne Wälder ausbreiten, herrscht oben auf den weißen Kalkfelsen des 975—1300 M. hohen Karst die traurigste Ede. Seine Formen sind meistens Hochplateaux, die



THE



THE





N.-Europa, weil sie allein ein für sich bestehendes, selbständiges geographisches Individuum bildet. Das nördliche Rußland, nämlich das von den Lappen bewohnte Gebiet der Halbinsel Kola, selbst Finnland, dann nicht minder die weiten Länderstrecken nach O. hin, die vom Weißen Meere und dem nördlichen Eismeere bespült und von Samojedenstämmen durchstreift werden, sind freilich auch N.-Europa in wahrem Sinne, andererseits aber mit dem großen Massiv O.-Europa's so innig verwachsen, daß sie von diesem nicht getrennt werden dürfen. Dagegen reihen wir in diesen Abschnitt die isolirte Insel Island ein, deren wir schon in dem Abschnitte über W.-Europa mit einigen Worten gedachten.

Die scandinavische Halbinsel, die größte Europa's — wir nennen sie der Kürze halber auch Scandinavien — erstreckt sich durch 15 Breitgrade hindurch nach N. und zwar auf der nämlichen Länge wie Italien. Im W. badet sie sich im atlantischen Ocean, im O. im Baltischen Meere oder der Ostsee, deren oberster Theil den Namen Bottnischer Meerbusen führt. Diesen schließen die zu Rußland gehörigen Ahlands- (spr. Ohlands) Inseln, ein Archipel, wie an Dichtigkeit der Gilande kein zweiter besteht, mit dem östlichen Vorsprunge Schwedens und dem SW.-Vorsprunge Finnlands. Weiter südlich in der eigentlichen Baltischen See liegen die schwedischen langgestreckten Inseln Gotland (3140 □ Km.) mit ihrem 65 M. hohen Kalkplateau, und Öland (1375 □ Km.), letztere nur durch den schmalen Kalmar-Sund von der Festlandsküste getrennt. Zwischen der scandinavischen und der cimbrischen Halbinsel, welcher im O. die dänischen Gilande vorliegen, fluthet das durch den schmalen Sund und die beiden Belte mit der Ostsee verbundene Kattegat, weiterhin das Skager-Rak, welches als innerste Bucht der Gabel Schwedens und Norwegens den Christians-Fjord gegen N. absendet. In seinem äußersten Hintergrunde prangt in landschaftlichem Reize die norwegische Hauptstadt Christiania. Hier beginnen die Fjordbildungen, welche für die norwegische W.-Küste so überaus charakteristisch, während sie auf der schwedischen, baltischen Seite, wo die Küste in einer stetigen Hebung begriffen ist, durch Land maskirt sind.

Von Christiania, an Cap Lindesnäs vorbei, bis Stavanger sind die Fjorde noch verhältnismäßig klein und nur der Lyse-Fjord bei der letztgenannten Handelsstadt dringt tief in's Land hinein. Von da ab nordwärts hingegen erscheint die Küste förmlich wie zerrissen, ähnlich wie an der W.-Küste Schottlands mit unzähligen Inseln und Klippen, Skären (spr. Seeeren) genannt, besäimt, welche insgesammt als abgesprengte Glieder des Festlandes zu betrachten sind. Im südlichen Norwegen sind Hardanger- und Sogne-Fjord die bedeutendsten; ihre schroffen, hohen Steilküsten sinken oft noch unter dem Wasserspiegel zu sehr beträchtlichen Tiefen ab. Mit zunehmender Polhöhe scheinen die Fjorde auch an Breite

zu gewinnen, besonders jenseits des nördlichen Polarkreises, welcher Scandinavien durchquert. Hier erstrecken sich die Inseln und Scheeren bis 50 Km. außerhalb des Continents und bilden zugleich eine unzählbare Menge von Untiefen, an denen das Meer sich bricht und bei stürmendem Wetter eine ungeheure Anzahl schäumender Brandungen mit kleinen Zwischenräumen zeigt. Unter  $67\frac{1}{2}^{\circ}$  n. Br. beginnt eine größere Reihe gebirgiger Inseln; es sind die Lofoten, wo die jährliche bedeutende Dorschfischerei getrieben wird auf einer längs dieser Küste laufenden Bank von verschiedener Breite. Hier finden wir auch zwischen den Lofoteninseln Moskøe und Moskøenäs den besonders bei NW.-Stürmen gefährlichen Meeresstrudel Maelstrom oder Moskøestrom. Unter den nördlichen Fjorden verdienen der Lyngen-, Avenang-, Alten-, Forsanger-, Laga- und Tana-Fjord ob ihrer Größe und Breite besondere Erwähnung. Auf der am W.-Ausgange des Forsangerfjordes gelegenen Insel Magerø stürzt das 308 M. hohe Nordcap, Europa's nördlichster Punkt, jäh in die Meerestiefe. (Ueber die Küstenbeschaffenheit Norwegens siehe: A. Vibe. Küsten und Meer Norwegens. Gotha 1860. 4<sup>o</sup>.) Dank dem Golfstrom, welcher seine warmen Wogen bis an die norwegische W.-Küste führt, erfreut sich dieselbe eines im Verhältniß zu ihrer polaren Lage milden oceanischen Klima's. Golfstrom und Küstenbeschaffenheit tragen auch zu dem außerordentlichen Wasserreichthum des Landes bei. „Dampfend steigen die Wasserdünste aus dem Meere empor und werden vom W.-Winde landeinwärts getrieben: aber sie vermögen die kalten Hochflächen nicht zu überschreiten und lagern sich ab auf den hohen Felsen, die ihnen das Durchsickern versagen. So bilden sich überall Bergseen, die ihr Wasser in raschem Laufe wieder zum Meere senden.“ (C. Schreiber. N. a. D. S. 222—223.)

Die scandinavische Halbinsel besteht aus einer riesigen Felsplatte, die sich auf der W.-Seite, im Königreiche Norwegen, zu einem Gebirgslande erhebt, das schroff zum Ocean abfällt. Eigentliche Gebirgsketten in der Bedeutung, in welcher dies Wort gewöhnlich genommen wird, existiren nicht; auch der hohe zusammenhängende Gebirgsrücken, der unter der Benennung Rjölen (spr. Schölen) Norwegen von Schweden trennen soll, ist nur in der Einbildung vorhanden. Häufig sind die Gebirgsmassen durch Querthäler, welche deren Zusammenhang brechen, durchschnitten, so daß die Hochebenen das Vorherrschende, das niedrige Land und die meistens engen Thäler das Nebensächliche sind. Die östliche Grenze der größten Mittelhöhe des Landes muß in einem Striche gesucht werden, der in einem Abstände von 80 bis 100 Km. von der westlichen Küste mit derselben einigermaßen parallel geht, und erst bei Jäderen ( $58^{\circ} 50'$  n. Br.) weichen die Felsenmassen von der Küste zurück. Ein Querdurchschnitt durch die scandinavische Halbinsel kann also im Allgemeinen durch eine Linie dargestellt werden, die vom westlichen Ufer schnell zu einer Höhe von ungefähr 1300 M. ansteigt, darnach über ein Hochplateau führt, das kaum ein Viertel vom ganzen Durchschnitt einnimmt und endlich eine verhältnißmäßig sanfte und milde Abdachung gegen das östliche Ufer Schwedens zeigt. (A. Vibe. N. a. D. S. 3.) Die breiten Bergflächen oder Rücken, Fjelder (Felder) genannt, haben im N. 490 bis 650, in der Mitte und im S. 800—1130 M. Seehöhe, und auf ihnen sind da und dort inselartig einzelne Kuppen und Gipfel aufgesetzt. Unter den

letzteren seien als die hervorragendsten der Sulitelma (1625 M.) im N., den Snehättan (2340 M.) am Dovre-Fjeld, und der Store Galbhöpig oder Ymesfjeld (2663 M.), die höchste Felsenmasse des norwegischen Riesengebirges und zugleich in ganz N.-Europa, genannt. Sie erhebt sich in einem Hochrevier, welches in neuerer Zeit unter dem Namen der Jotunfjelde oder Riesengebirge berühmt geworden ist.

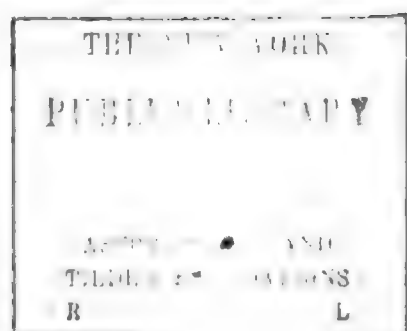
Kein Gebirge Europa's übertrifft das scandinavische an furchtbarer und erhabener Wildheit. Wie die Alpen ist es zerissen und zerklüftet, voll schauerlicher Abgründe und tiefer Schluchten, reich an Gebirgsseen, von senkrechten Felswänden eingeschlossen, und an reißenden Bächen und Flüssen, die ungeheure Wasserfälle bilden, überdeckt mit umhergeworfenen Felstrümmern und mächtigen Gletschern; ja auch die Lawinen fehlen nicht. Weil aber die schmalen und tiefen Thalfurthen in der gewaltigen Breite der gesamten Gebirgsmasse so zu sagen verschwinden, gewährt Scandinavien ganz andere Landschaftsbilder, ganz andere Eindrücke als jene Gebirgsländer, wo, wie in den Alpen, die Thäler räumlich das Principale, die Erhebungen das Secundäre sind. Wenn der Nordmann aus dem Flußthal oder aus dem Fjord emporgestiegen ist und in der Höhe droben um sich blickt, da dehnt sich weit und breit vor ihm eine ungeheure Haide aus. Das norwegische heidi bedeutet ursprünglich wie auch das deutsche „Haide“ nichts als eine weite baumlose wüste Ebene. Da solche nun in Norwegen nur auf den Berghöhen sich finden, so ist der Begriff allmählig von dem einen auf das andere übergegangen und man versteht unter heidi nicht nur die Höhenwüste, sondern selbst gipfelartige Bildungen, einen Berg überhaupt. „Ueber die Haide fahren“ heißt aber in Norwegen auch aus einer Thalgegend direct über die Höhe ziehen, wenn diese die Baumgrenze überschreitet. Bleibt die Höhe unter derselben zurück, so gebraucht man den Ausdruck over skogen (über den Wald) fahren, und wenn sich jene nackten baumlosen Höhenflächen beträchtlich ausdehnen, dann heißen sie viddene (die Weiten). Man muß Tage lang auf solchen Bergpfaden hingewandert sein oder wenigstens die Schilderung von Fahrten „über die Haide“ lesen, um eine Ahnung von den Schrecken zu bekommen, die dort oben haften und oft ganz plötzlich über den Wanderer hereinbrechen. In den östlicheren Gegenden Norwegens gebraucht man für eine Wanderung über das Gebirg die Redensart over kjölen (über den Kiel) fahren; und hiervon stammt die Bezeichnung „Kjölen“ als Name des vermeintlichen Höhenzuges zwischen Norwegen und Schweden.

Der plateaumäßigen Bildung der ganzen Gebirgsmasse entsprechen auch die hydrographischen Verhältnisse Scandinaviens. Die Halbinsel ist ein wirkliches Seen-Plateau.

Wir haben schon angedeutet, wie diese Seen entstehen, welche nach W. und O. zahlreiche Ströme (Elsen) zum Meere senden. Diese gelangen natürlich nur auf der östlichen, schwedischen Seite zu einiger Entwicklung und sind eigentlich nur Reihen von Binnenseen (norm.: vande) durch kurze Stromschnellen, welche sich manchmal zu großen Wasserfällen gestalten, verbunden. Daß dieser Proceß auf der W.-Seite, wo der Abhang verhältnißmäßig ein ganz jäher ist, geschwinder sich vollzieht, als auf der allmählig sich abdachenden östlichen, ist begreiflich. Dort im W. stürzt die ganze Wassermasse oft in einem einzigen Riesenfalle ohne Abzüge hunderte von Meter hinunter; dort finden sich auch die größten Cascaden Norwegens, denen an Wasserfülle und Großartigkeit der Erscheinung jene der Alpen nicht gleichkommen. Sturzbäche von so colossaler Höhe des unmittelbaren Falles und gleichem Volumen wie ein Ringedals- und Böring-Foß (292 M.) in Hardanger oder vor allem jener herrliche Njukan-Foß (162 M.) in Telemarken — „der rauchende Fall“, das ist die drastische Benennung dieser in ungeheuren Dampfvolken zerfliehenden Riesencascade — finden sich in Europa nirgends wieder.

Was aber an Scandinavien unsere Aufmerksamkeit in erster Linie wachruft,







das ist die Colossalität ihrer horizontalen Dimensionen. Unser mitteleuropäisches Alpengebirge beschreibt einen äußeren Bogen von 1190 Km. von der Riviera di Ponente am Mittelmeere bis zur Donauniederung bei Wien. Der westliche Saum des scandinavischen Gebirgslandes aber, von Lindsnäs bis zum Nordcap, nimmt eine Strecke von mehr als 1830 Km. ein. Die Gesamtmasse dieses Gebirges deckt ein Areal von 523,100 □ Km., 55,000 □ Km. mehr als Alpen, Apenninen und Pyrenäen zusammen genommen. Die Vorstellung von diesen Größenverhältnissen ist bei uns noch nicht geläufig. In unserem Schulatlas ist Scandinavien durchweg auf einem gleich großen Blatte dargestellt wie die Pyrenäen-Halbinsel, wie England, Frankreich oder die Türkei. Norwegische Seebecken, wie Mjösen oder der Faemund, welche den Genfer- und Bodensee an Ausdehnung übertreffen, kommen auf jenen Karten in einem verschwindenden Ausmaß zur Darstellung. Ueber 220 Km., in einer Länge also wie etwa von München bis Heidelberg oder von Innsbruck bis Verona, bringt der Sognefjord in das Innere des scandinavischen Hochgebirgs. Das Gudbrandsdal, von Anfang bis zu Ende ein reines Gebirgsthal, erstreckt sich über  $3\frac{1}{2}$  Breitengrade in seiner Hauptrichtung NW.—SO. Man vergleiche damit einmal die Längendimensionen eines Inn- oder Rhönethales, soweit diese dem Alpenbereich angehören. (M. Kuitb in der Beil. zur Allg. Ztg. vom 6. August 1876, Nr. 219.)

Scandinavien ist mit dichten Wäldern überzogen, welche aber in neuerer Zeit durch Devastation viel gelitten haben. In den Lichungen, den Flußthälern entlang, wie in den Alpen, liegen die Ansiedlungen der Menschen. Gegen O. und S. verflacht sich, wie wir wissen, das Land und bietet durch seine futterreichen Ebenen Gelegenheit zu starker Viehzucht. Der größte Theil unserer Obstsorten, dann Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln gedeihen dort, theilweise bis zum 64. Breitengrad. Bis dahin reicht der südliche Theil Schwedens, welcher in zwei Gruppen, in das Svea-Land, das eigentliche Schweden, und Götaland (Gothland) zerfällt, letzteres den südlichsten Theil der Halbinsel und zugleich den schönsten und bevölkertsten Theil des Reiches umfassend. Dieses Schweden, südlich von der Dal-Elf, ist ein seenreiches Gebiet, in welchem die gewaltigen Wasserbecken des Wenern-, Wetter- und des landschaftlich reizvollen Mälars-See's mit seinen 1300 Inseln und der Hauptstadt Stockholm liegen, bei welcher letzterer der Mälars mit der Ostsee zusammenhängt. So wie naturgemäß in Norwegen die bedeutendsten Plätze des Landes Christiania, Christiansand, Stavanger, Bergen, Christiansund, Throndhjem (Drontheim), Tromsö und Hammerfest (nördlichste Stadt Europa's) an der Meeresküste liegen, so treffen wir in Schweden die wichtigsten Städte wie Stockholm, die Universität Uppsala, Norrköping (spr. Nurrtschöping), Kalmar, Lund (spr. etwa Lunn), Karlskrona, den Hauptsitz der schwedischen Marine, Malmö, Göteborg (spr. Jöteborj), Jönköping, Wexjö, Örebro hauptsächlich, wenn auch mit Vorliebe an der Küste, in diesem begünstigtesten Theile der Halbinsel. Nur wenige nennenswerthe Ort, wie Gefle und die Kupferbergwerksstadt Falun liegen im N. der Dal-Elf.



THE  
JOURNAL  
OF  
THE  
ROYAL  
ANTHROPOLOGICAL  
INSTITUTE



VOL. LXXV. PART I.  
1945

die Scene. Immer tiefer drangen wir in den Skog, den schwedischen Urwald ein, in welchem wir, einige quasi Oasen ausgenommen, von Vormittags 10 Uhr bis Abends zwischen 8 und 9 Uhr verblieben. Unter den quasi Oasen verstehe ich theils größere und kleinere Culturplätze mitten im Wald, theils die Bahnhofstationen, theils die Seen, die in dem unaufhörlichen Einerlei eine besonders liebliche Abwechslung bieten. Der Skog aber ist ein rauher borstiger Gefelle; er besteht zumeist aus Nadelwald, Birken, Erlen und wenigen Eichen. Der Boden ist bedeckt mit Moosen, Farrenkräutern, Heidel- und Preiselbeersträuchern. Unter diesem Teppich aber liegt der harte Granit, der da und dort in gewaltigen Felsblöcken zu Tage tritt. Macht der Anblick unserer Tannenwälder durch die darin herrschende Ordnung und Sauberkeit einen sehr angenehmen Eindruck, so ist dies keineswegs bei dem schwedischen Skog der Fall: derselbe ist öfters lange Strecken weit ein Bild vollendeter Unordnung. Da liegen Baumstämme, Aeste und Zweige in einem wüsten Durcheinander am Boden, dort begegnet das Auge einer großen schwarzen Platte, wo das Feuer gehaut hat, um das den Boden bedeckende Gestrüpp zu entfernen. Inmitten dieses unheimlichen Flecks stehen vom Feuer verholzte Aeste von Baumstämmen wohl noch 4—6' hoch. Und wie stille ist's hier allenthalben! Nichts als den dahinbrausenden Eisenbahnzug kann das Ohr vernehmen; das Auge mag sich lange vergeblich anstrengen, irgendwo eine Lebensregung zu entdecken; die ganze Natur scheint ausgestorben zu sein. In diesem Walde mit seiner Wüste und Oede hat der Mensch festen Fuß gefaßt: bald da bald dort erhebt sich ein roth angestrichenes Häuschen und um dasselbe herum liegt ein größeres oder kleineres Ackerland, wo Kartoffeln, Gerste und Roggen gepflanzt werden. Welche Mühe die Urbarmachung dieses Bodens kostet, ist schwer zu beschreiben, da es sich nicht nur um Entfernung des Gestrüpps und der Bäume, sondern um ein äußerst mühsames Ausbrechen des Felsengrundes handelt. Die Felsenstücke, wenn sie durch Sprengen, Graben und Heben so weit möglich entfernt worden sind, werden an der Grenze des Grundstücks zu einem mit viel Geschicklichkeit zusammengefügtten Steinwall von 2—3' Höhe verwendet, der das Einbrechen des Wilds in das angebaute Land verhindern soll. Von Karlskrona reiste ich nach Jönköping, dabei mußte ich denselben Weg bis Alvestad zurückfahren. Die Fahrt vom Alvestad bis in Nähe von Jönköping bietet nicht viel Interessantes: man fährt beinahe immer durch den Skog, dessen Schönheiten nur für ein räuberliches Gemüth dauernde Anziehungskraft haben dürften. Je näher man aber Jönköping kommt, desto mannigfaltiger wird die Gegend. Etwa 4 Stunden vor Jönköping überschreitet die Bahn die Wasserscheide zwischen der südlichen Ebene und dem Wettersee und senkt sich sodann 220 M. bis Jönköping, wobei theils Felsen zu durchbrechen theils hohe Dämme zur Ausfüllung von Schluchten aufzuwerfen waren. Vorbei dem stattlichen Taberg zur Linken und dem reizenden Husquarna, das freundlich aus tiefem Thal heraufblickt, zur Rechten, eilt man Jönköping und dem Wettersee entgegen. Eine Wendung der Bahn nach W. stellt uns plötzlich den herrlichen See in tiefes Blau gekleidet, im S. desselben Jönköping und ein wohlangebautes Culturland, im O. und W. Höhenzüge, die sich schließlich im Nebel verlieren, mit einem Blick vor die Augen. In der Stadt angekommen, weilte ich noch einmal mit Entzücken auf dem schönen Bilde, und dabei drängte sich mir die Aehnlichkeit dieser Gegend mit der des Bodensee's unwillkürlich auf. Allerdings gehen dem Wettersee die Alpen ab, seine Höhenzüge sind den Alpen gegenüber schwache Miniaturbilder; andererseits aber kann sich der Bodensee weit nicht messen mit dem großartigen, wunderbar blauen Wettersee, der sich 126 Km. von S. nach N. erstreckt und eine Breite von 22—37 Km. besitzt." (Schwäb. Merk. vom 25. Nov. 1875.)

Einen wesentlich verschiedenen Charakter bietet das sogenannte Lappland, welches sich über das nördliche Norwegen und Schweden weit hinein gegen O. nach Rußland ausdehnt. Es ist die Heimath des flüchtigen Renthieres und der gesuchten Gidergänse. In Norwegen nimmt es die Stifte Tromsö und das nördliche Thronhjelm, in Schweden den größten Theil des sogenannten Norrland ein; es ist dies das am wenigsten angebaute und bevöl-



unwirthlichen Gegenden noch heimischen Thier- und Menschenlebens bildet. An das Fjällland schließt sich das Waldland in einer Linie, die man für Norbotten zwischen dem 35. bis 41. Längengrade und 65. bis 68. Breitengrade über Arjeplog zum Partijaur, an das nördliche Ende von Kaneäträsk, durch den Kirchenplatz von Gellivara über den Kaligelf bis Vittangi und zum Nuonioelf in die nördlichste Spitze von Pajala ziehen kann, obwohl noch weiter nördlich sich Thalstrecken mit Nadelholz und Birken bewachsen hinaufziehen — ein Areal, das, wie schon bemerkt, mindestens 13,800 □ km. umfaßt. An das Waldland schließt sich dann das bereits ackerbauende Küstenland, in welchem die bekannte Hebung der S.-Seite der Halbinsel im Gegensatz zum Niedergang der N.-Küste auffallender als in den südlicheren Theilen des Reichs sich zeigt, und in dem der unverkennbare frühere Meeresboden in weit gestreckten Wiesengründen zu Tage liegt, bedeckt von Erdlagen, die das jährliche Fluthwasser der Fjällen herabbringt. Es ist trotz weitläufiger sumpfiger Waldstrecken als urbares Flachland anzusehen und bietet in den Flußthälern so weite Flächen für den Ackerbau wie kein anderer Theil Schwedens. (Dr. A. Dull. Die schwedischen Lappmarken, im: Ausland 1873, Nr. 14, S. 263—264.)

Die scandinavische Halbinsel erstreckt sich  $4\frac{1}{2}$  Breitengrade über den Polarkreis hinaus, und das Klima des Landes ist wärmer als man dieser seiner Lage nach annehmen sollte. Aber jene sanften Uebergänge zwischen den einzelnen Jahreszeiten, welche einen so bedeutenden Vorzug Mittel-Europa's bilden, fallen hier weg. Bei dem Uebertritt in die arktische Zone wird man endlich durch einen weit vehementeren Unterschied im Klima überrascht, als man erwartet hatte. Es ist hier der passende Ort, daran zu erinnern, daß je weiter nach N. desto größer der Unterschied zwischen Tag und Nacht wächst.

Nächte in Drontheim geben z. B. noch keine adäquate Ahnung der arktischen Nächte. Am Polarkreise kann man die Sonne ungefähr ein paar Wochen lang zehn Minuten vor Mitternacht unter den Horizont sinken sehen, ein gedämpftes Licht zurücklassend, als sei sie von einer Wolke verschleiert. Zehn Minuten nach Mitternacht steigt sie so ziemlich an demselben, natürlich nördlichen Punkte wieder empor, in erhöhtem Glanze. Während der kurzen Zeit ihres Verschwindens macht sich ein Nachtfrost fühlbar, der durch ihre wiederkehrenden Strahlen sogleich wieder verschucht wird. Eine Tagreise weiter nordwärts, einen Grad innerhalb des arktischen Kreises, ergibt sich schon ein anderes Bild, wenn das Wetter schön und der nördliche Horizont wolkenfrei. Die Sonnenscheibe, weniger roth als bei uns, senkt sich zum Horizonte nieder, bis sie ungefähr drei Mal ihren eigenen Durchmesser von ihm entfernt ist; hier scheint sie ein paar Minuten stille zu stehen, um sich dann wieder zu erheben und östlich vorwärts zu bewegen. Sonnenlicht und Hitze sind in solchen Nächten so intensiv, daß gewöhnlich Sonnenschirme in Gebrauch gezogen werden. Ja, ist die Luft unbewegt, so kann man durch gewöhnliche Brenngläser in wollene Kleidungsstücke Löcher brennen und Pfeifen an ihnen entzünden; doch kann man die Sonne, wenn auch mit einiger Schmerzempfindung, im Auge behalten. Je weiter nordwärts, um so höher ist der tiefste Punkt des Niedergangs der Sonne. Zu Tromsö bleibt dieselbe in einer Höhe, die fünf bis sechs Mal ihren eigenen Durchmesser beträgt, oberhalb des Horizontes stehen. Ebenso verlängert sich die Periode ihres Nichtuntergehens nordwärts zu; so währt sie bei Hammerfest einen vollen Monat, am N.-Cap vom 14. Mai bis 30. Juli, also 67 Tage lang. Die Intensität des Lichtes nimmt selbstverständlich während des Abendlaufes ab, doch erhält sie sich noch bis halb 11 Uhr im Gleichen und scheint sogar gegen Mitternacht ein wenig zuzunehmen. Das Licht ist milder als das Tageslicht und wirft einen eigenthümlichen warmen Schein über Seen und Felsen, von dem man sich, wenn man ihn nicht selbst gesehen, unmöglich eine Vorstellung zu bilden vermag. Sehr interessant ist es, nach Mitternacht die Veränderungen des Lichtes zu beobachten; gegen 12 $\frac{1}{2}$  Uhr nimmt es jene weißliche Färbung an, welche wir bei uns eine Stunde nach Sonnenaufgang beobachten. Die Vögel

*Während*  
 ... die belebte Natur scheint  
 ... zu Tromsø stehen die  
 ... plaudernd; gegen zwei Uhr  
 ... bald wieder aufzustehen, denn sie schei-  
 ... noch eine gute Strecke  
 ... der Mond sichtbar ist. Na-  
 ... trübe sind kaum seltener als bei  
 ... Mitternachts-  
 ... Selbstverständlich folgt den langen  
 ... Zeit eine ebenso lange Nacht und wäh-  
 ... der Dämmerungsperiode herrscht ein dauernder  
 ... durch den Mond und das Nordlicht ge-

Der Polarkreis berührt in ihren äußersten nördlichen Spitzen die große Insel Island (102,400 □ Km.), die nur 200 Km. von dem durchaus arktischen Grönland entfernt ist.

Wir haben uns dieses Eiland als ein vorzugsweise vulcanisches Gebirgsland, baumlos und voll schauerlicher Einöden, schroffer Felsen, hoher Schnee- und Eisberge, zahlreicher Gletscher, Jökull genannt, reißender Ströme und kleiner aber tiefer Kraterseen zu denken, welches von SW. nach NO. quer hindurch ein ödes Plateau von durchschnittlich 300—650 M. Seehöhe trägt und eine besonders im N. und NW. von tiefen Fjorden zerrissene Steil-Küstencontour besitzt; ja der nord- und westliche Theil bildet eine dreizackige Halbinsel, die nur mittelst eines schmalen Isthmus mit dem Hauptlande zusammenhängt. Das Klima ist auch hier weit milder, als es aus der geographischen Lage zu schließen. Der Ansicht, daß sich dasselbe jedoch seit dem Mittelalter verschlimmert habe, rauher und strenger geworden sei, seitdem die Insel der Wälder beraubt worden, wird von Konrad Maurer entschieden widersprochen. Mitunter ist der Sommer in Island sehr heiß, wie 1871, und der Winter außergewöhnlich mild wie 1874—75. Bewohnt sind dennoch nur die Küsten und zwar hauptsächlich die N.-Küsten. Unter den Gletscher tragenden Bergen des Innern zählt man noch über zwanzig thätige Vulcane, worunter der Hekla (1560 M.) im S. und der Vatna Jökull im SO. der Insel, letzterer durch seinen colossalen Ausbruch von Vimsstein und Asche, die im März 1875 bis nach Scandinavien getragen wurden, die bekanntesten sind.

In der zweiten Hälfte des Februar 1875 bildete sich ein neuer Vulcan Askja im Dughur-Felden (Gebirge), welches nördlich vom Vatna-Jökull liegt. Zwei unternehmende Isländer, Jón Thorkellsson und Sigintur Kraksjon, haben nun jüngst diese vulcanische Region erforscht, und gelang es ihnen unter vielen Gefahren und Mühen in den Krater des Vulcans Askja hinabzusteigen. Etwa 1000 Meter unter dem oberen Kraterrande erreichten sie den Grund und befanden sich nun am Ufer eines See's siedenden Wassers, augenscheinlich von großer Tiefe. In der Nähe des S.-Endes dieses See's war der Boden durch Risse und Löcher aufgebrochen, welche weiteres Vordringen nach dieser Richtung verhinderten, während der ganze Raum von dem Geräusche eines lauten unterirdischen Donners erbröhlte. Nördlich vom großen Krater fanden die Forscher eine Oeffnung von etwa 200 M. Weite, die von gleicher Tiefe zu sein schien und woraus dichte Massen von Schwefeldämpfen in Begleitung lauten, fast betäubenden Geräusches hervorqualmten. (Ausland 1876, Nr. 34, S. 680.) Nur wenn der Wind den Dampf entfernt, berichtet Prof. Johnstrup, welcher den Vulcan gleichfalls untersuchte, kann man in die Schlünde und Abgründe des Hauptkraters hineinschauen. Aus mehreren Oeffnungen der etwa 30 M. tiefen Krater bricht der Dampf hervor. Drei kleine Bäche an der südlichen Seite führen das aus dem verdichteten Dampf entstandene Wasser nach einem vulcanischen Binnensee, der fast überall von 250 M. hohen senkrechten Felsen begrenzt ist. Das grüne Wasser des See's hat eine Temperatur von 22 Grad. Um den größten östlich gelegenen Krater befindet sich eine Schichte Vimsstein von der Dicke einiger Fuß, darunter eine Schichte Schnee von 6—10 M.



Die südlichen Krater haben eine schlüpfrige graue Thonmasse ausgeworfen, die sie unzugänglich macht. Von der Gewaltthatigkeit der Ausbrüche dieser Krater zeugen große Blöcke schwarzen Sandsteins, die um sie herum liegen. Sonst ist hier nur Schlamm ausgeworfen worden, keine Lava, wie in der Wüste von Myvate. (Allgem. Zeitg. vom 7. Oktober 1876.)

Unter die Zeugen vulcanischen Bodens gehören auch die über die ganze Insel verbreiteten heißen Springquellen, Geysir, mit ihren periodischen Ausbrüchen, deren warmes, oft siedendes Wasser aus den Spalten der Basalt- und Trachtmassen der Gebirge durch die gebildeten Dämpfe mit furchtbarer Explosionskraft bis zu 30 M. in die Höhe geschleudert werden. Merkwürdig sind auch die „brennenden Berge“ mit ihren Kesseln kochenden Schlammes, die Schlammvulcane (Makkaluben oder Salien), deren zischend oder sausend aus den Felsenrissen hervordringendes heißes Wasser den reichen Thonboden in einen unaufhörlich brodelnden Morast verwandelt, aus welchem alle 3—4 Stunden kleinere oder größere Massen bis zu einer Höhe von 5 M. emporgeworfen werden. (G. Schreiber. N. a. D. S. 219—220. Ueber Island vergl. Rich. F. Burton. Ultima Thule: a Summer in Iceland. London und Edinburgh 1875; Dr. Samuel Aneeland. An American in Iceland. Boston 1876. 12°.; und Lord William Watts. Across the Vatna Jökull; or scenes in Iceland, being a description of hitherto unknown regions. London 1877. 8°.)

## §. 8. Ost-Europa.

Ost-Europa kann man auch das sarmatische Tiefland nennen und dieses ist die unmittelbare Fortsetzung der germanischen Ebene. Von den Ufern der Weichsel und dem N.-Fuße der Karpathen erstreckt es sich bis zum Ural-Gebirge und dem Kaspiischen Meere im O., im N. vom Eismeere mit seiner Abzweigung, dem Weißen Meere, im S. vom Schwarzen Meere oder Pontus und dem Kaukasus-Gebirge begrenzt. Durch die Lücke zwischen dem Meridianzuge des Ural und dem Kaspiischen Meere hängt dieses Tiefland, nachweisbar ein trocken gelegter Meeresboden, mit den Steppen Sibiriens und Centralasiens zusammen. Dieses ganze riesige Becken zwischen Karpathen und Ural — vom europäischen Rußland eingenommen — besteht aber aus einem Granitgrunde, auf dem eine 130 bis 260 M. mächtige Erdbede aus Thon, Sand, Mergel, Kalk ruht, die zum Theil den fruchtbarsten Ackerboden bildet, sehr verschieden von dem trocken gelegten Meeresgrunde der asiatischen Ebene, deren Boden großen Theils aus Sand, Kies und Geröll besteht. Die plastische Gliederung dieser 5 1/2 Millionen □ Km. umfassenden osteuropäischen Ebene ist sehr einfach und monoton; durchschnitten wird sie nur von dem uralisch-baltischen und dem uralisch-karpathischen Landrücken, öfters auch einfach als nord- und süduuralische Landrücken bezeichnet, welche sie in eine nördliche (arktische), eine



mittlere und eine südliche (pontische) Ebene theilen. Der nördliche Höhenzug streicht auf der Wasserscheide zwischen dem kaspischen und arktischen Gebiete, wird als Wolchonski-Wald und Waldaï-Höhe 325 M. hoch und setzt sich dann, seenreich, nach O.-Preußen fort; der südliche hingegen hebt am S.-Ende des Ural als Obschtschij-Syrt (d. i. allgemeine Erhöhung) an und zieht bis zur Wolga und von da weiter westwärts bis an den NO.-Fuß der Karpathen. Die Geburtsstätte der Obschtschij-Syrt zwischen Wolga und Ural ist eine der merkwürdigsten Stellen der Erde, denn sie befindet sich an der Schwelle der großen aralo-kaspischen Senkung, der räumlich ausgebreitetsten Depression der Erdrinde.

Die tiefste Stelle dieser großen Senkung füllt das Kaspische Meer (440,000 □ Km.), das größte aller geschlossenen Seebecken aus, der Ueberrest jenes europäischen Mittelmeeres, das sich einst vom Schwarzen Meere bis zum Eismeere ausdehnte. Wahrscheinlich hat eine langsame Erhebung des sibirischen und tatarischen Bodens das Kaspische Meer allmählig vom Obmeerbusen und vom Aralsee in Turkestan getrennt, und später dann der Durchbruch des Bosporus den ponto-kaspischen Isthmus trocken gelegt. Wie dem aber auch sei, sicherlich hat das Kaspische Meer, als es mitten im Lande zurückblieb, durch Verdunstung eine größere Wassermenge verloren, als ihm durch seine Zuflüsse zugeführt wurde, da seine Ausdehnung sich verringert hat und sein Wasserspiegel um mehr als 25 M. unter den des Schwarzen Meeres gesunken ist. Bei andauernder Abnahme seiner Wassermenge steht also dem Kaspischen Meere das Schicksal bevor, im Laufe der Jahrhunderte allmählig in einen großen Sumpf verwandelt zu werden. Um dies zu verhindern, schlug der amerikanische Ingenieur Spalding vor, das Kaspische mit dem Schwarzen Meere durch einen Canalbau zu verbinden. Die Gewalt des Wassers selbst, das vom Schwarzen Meer in den tiefer gelegenen See hinabströmen würde, gedächte der kühne Ingenieur zur Erleichterung der Riesenarbeit nutzbar zu machen, und um das Becken des Kaspischen Meeres noch rascher, bis zum Niveau des Schwarzen Meeres zu füllen, schlägt er vor, den Don von seinem natürlichen Laufe ab — und in die Wolga zu leiten; so glaubt er, könne das Werk in 25 Jahren ausgeführt werden.

Außerordentlich reich ist die Bewässerung O.-Europa's. Da unser Welttheil hier seine größte Massenentwicklung erlangt, so ist es nur natürlich, daß in Rußland die gewaltigsten Ströme Europa's vorkommen.

Nicht weniger denn zehn ansehnliche Stromsysteme sind zu zählen, unter ihnen das größte jenes der Wolga (3190 Km. lang), deren Gebiet mehr als ein Viertel der Gesamtoberfläche einnimmt. Dieser Strom, der längste und größte Europa's, entspringt im Wolchonski-Walde, ist bei Twer schon schiffbar, biegt bei Kasan (ivr. Kasan) plötzlich nach S. und bei Sarepta vor Eintritt in die kaspische Senke nach SO. Auf dieser Strecke in mehrere Arme getheilt, mündet sie in das Kaspische Meer mit einem sehr ausgedehnten, stets vorrückenden Delta, in dessen Mitte so zu sagen die Stadt Astrachan liegt. Durch ihren gewaltigen linksseitigen Nebenfluß, die 1600 Km. lange Kama, strömen ihr fast alle Gewässer von den westlichen Flanken des Ural zu. Nebst der Wolga nimmt die Kaspische See noch den 1700 Km. langen Ural auf. Die anderen bedeutendsten russischen Ströme fließen dem Schwarzen Meere zu; es sind dies der Don, der Dnjepr, der Bug und der Dnjestr, welche alle den südrussischen Landrücken durchbrechen müssen, um zum Meere zu gelangen. Dnjepr und Dnjestr besitzen an diesen Durchbrüchen zahlreiche Stromschnellen (Porogi), welche die Schifffahrt behindern. Der östlichste von ihnen, der Don, kommt in seinem stark nach O. ausgekrümmten Laufe der Wolga auf die kurze Entfernung von nur 60 Km. nahe und ergießt sich nach Aufnahme des Donéz

1. The first part of the document is a letter from the President of the United States to the Congress, dated January 1, 1801. It is a very important document, as it is the first official communication of the new administration. The President expresses his confidence in the Congress and his desire for a harmonious relationship between the executive and legislative branches.

2. The second part of the document is a report from the Secretary of the Treasury, dated January 1, 1801. It provides a detailed account of the financial state of the United States at the time. The report highlights the challenges faced by the new government, particularly in terms of debt and the need for a stable financial system. It also outlines the measures being taken to address these issues.

3. The third part of the document is a report from the Secretary of the Navy, dated January 1, 1801. It provides a detailed account of the state of the Navy at the time. The report highlights the challenges faced by the Navy, particularly in terms of shipbuilding and the need for a strong naval force. It also outlines the measures being taken to address these issues.

man den Boden bis zur völligen Erschöpfung als Acker und darnach als Brache oder Heuwiese benützt. Die Vegetation dieser letzteren ist im Vergleich zur bunten Pracht der Ursteppe sehr einförmig und traurig. Die Flußthäler des Steppengebietes zeigen in der Thalsohle, die meist der Ueberschwemmung ausgesetzt ist, einen üppigen Bestand von Sauerampfer und Wolfsmilcharten, von *Inula Helenium*, *Cephalaria tatarica*, *Bulias orientalis* 2c. Die Schwarzpappel erreicht hier das Seegestade. An den felsigen Flußufern ist die Vegetation ähnlich wie am steilen Meeresufer. Weiter aufwärts an den Flüssen vermitteln magere Eichenbestände eine Art Uebergang in das Waldgebiet. Der Saum des letzteren wird überall durch solche Eichenbestände gebildet, welche anfangs noch klein und vereinzelt, erst weiter nach N. mehr zusammenschließen. *Quercus sessiliflora* ist vorherrschend, nur einzeln erscheinen *Quercus pubescens* und *pedunculata*. Die Eichenwälder haben reiches Unterholz und eine üppige Krautvegetation von fast ausschließlich mitteleuropäischen Arten. Neben den Eichenwäldern treten an der Steppengrenze auch geschlossene Bestände der Weißbuche auf, welche durch ihre Dunkelheit die Unterholz- und Krautvegetation fast völlig ausschließt und hierin unsere Rothbuchenwälder noch zu übertreffen scheint. Erst weiter gegen N. treten die Birke, Wachholder und Kiefer auf, welche letztere nach S. die Linie Brody, Charkow, Orenburg nicht überschreitet. (Ausland 1875, Nr. 5, S. 98.)

Da wir uns eben im S. des russischen Reiches befinden, so ist dies der schicklichste Platz, um mit einigen Worten der Krim zu gedenken, in welche das südrussische Steppengebiet hineinragt. Die ganze Halbinsel ist flach, nur an ihrem S.-Gestade, an dem es treffliche Häfen bildet, erhebt sich das romantische taurische oder Jaïla-Gebirge, welches im Tschatyr-Dagh bis zu 1625 M. ansteigt. (Ueber die Krim siehe F. Remy. Die Krim in ethnographischer, landschaftlicher und hygienischer Beziehung. Odessa und Leipzig 1872. 8<sup>o</sup>., und J. Buchan Telfer. The Crimea and Transcaucasia. London 1876. 8<sup>o</sup>.)

Die schönsten Partien der Krim lernt man auf dem Wege von Sebastopol, der berühmten Festung, nach Malta am S.-Gestade kennen. Von der Brücke über die Tschernaja, welche am Col de Balaclava zu einem dünnen Wasserfaden zusammengeschrumpft ist, beginnt die Schönheit der Gegend. Zwischen Birken und Tannen windet sich der Weg die Hügel hinauf und dann hinunter nach dem Thale von Baidar, das mit seinen Kornfeldern, Eichen und Wallnußbäumen das Auge doppelt erfreut nach der baumlosen Umgebung Sebastopols. Von gewaltiger Wirkung ist es, daß man mit einer plötzlichen Wendung aus diesem reizenden Thale an eine Art massiges Thor aus Granitfelsen kommt und, sobald man dasselbe durchschritten hat, von gewaltigen Felsenklippen aus auf die 600 M. tiefer wogenden blauen Meereswogen hinabblickt. Der Contrast zwischen dem Großartigen und Lieblichen knapp neben einander ist es, was der Scenerie in der Krim nebst den schön geschwungenen Linien der Küste so hohen Reiz verleiht. Hier großartig auf einander gethürmte Felsen, Klüfte und Abgründe, dort grüne Hügelketten, lachende Thäler, eine üppige Vegetation. Bald tritt das eine, bald das andere Element mehr in den Vordergrund, immer aber wirken die beiden durch den Contrast auf das eigenthümlichste. Vom Thore von Baidar geht der Weg in einem steilen Zickzack auf ein ausgedehntes Felsenplateau nieder und dann zwischen gewaltigen Felsenmassen entlang, die wirr umherliegen, als wären sie durch gewaltige Erdconvulsionen herumgeworfen worden. Hier herrscht das Element wilder Großartigkeit entschieden vor, und der Anblick, in vollem Mondlichte genossen, gehört wohl zu dem Schönsten, was die Natur bietet. Dagegen geht es von Alupka nach Malta abwärts durch fortgesetztes Parkland. Da sind herrliche Wald- und Wiesenstrecken, seltene Pflanzen und Blüthen in nahezu tropischer Ueppigkeit und Weingärten zur Linken von Bergreihen abgegrenzt, während zur Rechten das blaue

Meer sich ausdehnt. Die Strecke von Alupka nach Malta weist auch eine Menge Landtage der russischen Aristokratie auf. In Alupka befindet sich der sehr schöne halbgothische Palast des Fürsten Woronzow, zu Orianda jener des Großfürsten Constantin in pompejanischem Style, mit griechischen Porticos und al Fresco gemalten Höfen. In Livadia ist die Villa der Kaiserin von einer Gruppe von Häusern umgeben. Malta ist ein gar reizender Ort, die Berge treten etwas von der Küste zurück, so daß die Stadt wie in einem Amphitheater von Hügeln liegt. Zwei Mal in der Woche legen die Dampfer von Odessa, Kertsch und Theodosia hier an. (Wiener Abendpost vom 25. August 1876.)

Nördlich von der Krim, die man wohl auch die taurische Halbinsel nennt, breitet sich bis zum Dnjepr die nogaische Steppe aus, ein Theil der oben beschriebenen pontischen Steppen, welche westlich fast bis an den Dnjestr reichen. Im N. derselben liegt vom mittleren Dnjepr durchflossen die Landschaft Ukraine, welche den größten Theil des sogenannten Kleinrußland umfaßt. Das Gebiet zwischen Bug und Dnjestr nennt man Podolien, jenes zwischen Dnjestr und Pruth das Kornreiche Bessarabien. Diese beiden Landstriche grenzen an die rumänische Moldau und das österreichische Galizien und Bukowina, deren Bodenformation sich auch weit hinein nach Podolien erstreckt; es ist ein hauptsächlich durch dichten petrefactenreichen Kalkstein und Thonschiefer vertretenes Silur. Auf dem Thonschiefer lagert unmittelbar Kreidebildung, theils Feuerstein führende Kreidemergel, theils Grün sand, und hier finden sich in einem grauschwarzen, zuweilen in's Grünliche sich ziehenden, dünnblättrigen Thonschiefer eigenthümliche Kugeln von Phosphorit oft in großer Anzahl eingelagert. Ein Grenzland Galiziens ist auch das theils fruchtbare, theils Wald- oder Steppenland Wolhynien, dessen Gewässer meist nach N. gerichtet, sich in den Prypet, den wichtigsten rechtsseitigen Nebenfluß des Dnjepr, ergießen. Der Prypet aber durchfließt ein weites Sumpfgebiet, die Rokitno-Sümpfe, welche in W.-Rußland vom Dnjepr westwärts bis in das östliche Polen und nördlich bis an den uralisch-baltischen Landrücken reichen. Vermittelt Canäle steht hier der Prypet mit dem Niemen und der Weichsel und dadurch das Schwarze Meer mit der Ostsee in Verbindung.

Das Ostsee-Becken nimmt alle jene Gewässer auf, welche im W. und NW. des uralisch-baltischen oder nordrussischen Landrückens entspringen. Eine Ausnahme davon macht bloß die Weichsel (1040 Km. lang), welche, wie wir wissen, den Beskiden entquillt, in ihrem Mittellaufe aber den russischen Antheil Polens und dessen Hauptstadt Warschau durchfließt. Sie kann als die westliche Grenzlinie Europa's gelten; entschieden gehört diesem aber der Niemen (853 Km.) an, welcher unter den Namen Memel und Ruß auf preußischem Gebiete in's kurische Haff mündet. Vom Wolchonski-Walde steigt die (1040 Km. lange) Düna herab, welche bei Riga in's Meer fällt. Niemen



und Düna bewässern das sumpfreiche Lithauen, welches zwischen dem baltischen Meere und den Rokitno-Sümpfen liegt. Jenseits, d. h. im N. von der Düna, in den sogenannten Ostseeprovinzen Kur-, Liv- und Estland zeigt das Land diesen Sumpfscharakter noch deutlicher und geht dann in die große baltische Seenplatte über, welche man als eine directe Fortsetzung der norddeutschen ansehen kann. Der bedeutendste dieser Seen ist der große Peipus-See, der im Pskow-See eine Verlängerung nach S. und in der Narówa einen Abfluß in den finnischen Golf besitzt. Westlich vom Peipus liegt der Ilmen-See, dessen Abfluß, der Wolchow, dem Ládoga-See und dadurch der nur 60 Km. langen aber majestätischen Niewa (spr. Njewa) zu Gute kommt, an deren Mündung die moderne Metropole des russischen Reiches, St. Petersburg, sich stolz erhebt.

Die Eisenbahn von Warschau nach St. Petersburg durchschneidet der Quere nach einen Theil der zuletzt erwähnten Gebiete. Wir befinden uns zuerst in West- oder Weiß-Rußland, und zwar im Gouvernement Kowno, dem alten Samogitien, dessen Areal Flachsfelder, aber noch in weit größerer Ausdehnung Wälder bedecken, und gelangen aus diesem in jenes von Wilna (Wilno), welches mitunter am Niemen etwas freundlichere Gegenden zeigt. Den gleich einförmigen Charakter wie die beiden genannten Gouvernements trägt auch jenes von Witebsk, wo Heideland, weitreichende Birkenwälder mit Feldbau wechseln. Mit dem Eintritte in das Gouvernement Pskow (spr. Stó) kommen wir erst in das eigentliche Großrußland, die Hauptmasse des alten Reiches, und können unser Auge jetzt daran gewöhnen, Stunden und Stunden in gerader Linie durch Wälder zu fahren, aus denen nur äußerst selten ein echt russisches Dorf — Holzhütten mit Brettern gedeckt, aus deren Dachrüden der Rauch sich beliebigen Ausgang sucht — auftaucht. Diese unwirthsamen Gegenden, in deren endlosen Urwäldungen Freund Bey, der Wolf und das Flen unbehelligt haufen und der Auerochse sich nach Belieben im Sumpfe wälzen kann, reichen unverändert hinein bis Ingermannland, das jetzige Gouvernement Petersburg. (Theodor Graf Leubling. Wanderungen im westlichen Rußland. Leipzig 1875. 8°. S. 29—31.)

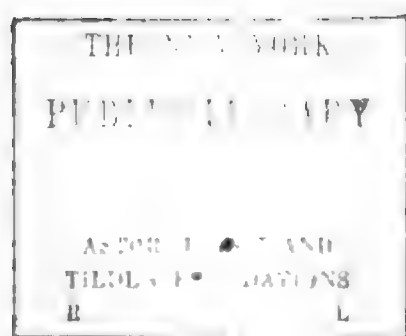
Das nordwestliche Rußland schließt die größten Seen unseres Erdtheiles in sich. Zwischen der Niewa und dem Onega-Busen des Weißen Meeres liegen die gewaltigen Flächen des Ládoga (18,270 Km.) und des Onega-See's, nördlich von diesem eine ganze Reihe größerer und kleinerer Wasserspiegel, welche längs des Weißen Meeres gegen N. bis in die Halbinsel Kola hinziehen und mit dem großen Enara-See in Russisch-Lappland enden, der durch die Pasvig-Elf sein Wasser in den Waranger-Fjord sendet. Eine Wasserscheide trennt diese Seengruppe von der felsigen finnischen Seenplatte, welche, ein verkleinertes Abbild der nordamerikanischen, eine besondere Gruppe von vielen Hunderten von Seen bildet, die zusammen über  $\frac{1}{10}$  der gesamten Bodenfläche Finnlands bedecken.

Die finnische Landschaft ist spezifisch melancholisch, still, fast leblos, weil mager bevölkert, dunkel die Wälder, noch dunkler die Seen; sieht man vom Boote aus in die Tiefe der letzteren hinab, so erscheint das Wasser bei blaustem Himmel

vollkommen schwarz, obgleich das Wasser selbst bei 3 M. Tiefe durchsichtig ist. Nur wenn man von der Höhe schräg auf die Wasseroberfläche blickt, erscheint sie durch den Reflex blau. Manche dieser Seen fließen natürlich zusammen, andere sind durch den Canal verbunden, und so gelangen wir endlich von einem zum anderen bis zu dem größten finnischen Landsee, dem Saimasee, dessen Ausfluß, der Vuoksi oder die Woxa, die gewaltigste Stromschnelle in Europa, die Imatra, bildet. Seen, Felsen und Tannenwälder, — das ist mit drei Worten bezeichnet der Charakter Finnlands. Spärliche Lappen fruchtbaren Landes, zum Theil mühsam dem Boden abgerungen (durch Niederbrennen und Ausroden der Waldungen oder Ablassen der Gewässer) bedecken hier und da die ärmliche Blöße dieses Naturlandes, liegen zerstreut zwischen Wäldern und Gewässern; denkt man sich nun in der Nähe dieser bebauten Felder hier und dort ein kleines Dorf oder ein einzelnes Gehöft, um das Wohnhaus immer eine Masse größerer und kleinerer Holzhütten (denn der Finne erbaut sich für jeden neuen Gegenstand, eine neue Kuh oder Karren etwa, die er sich anschafft, auch gleich eine neue Bedachung); denkt man sich auf den stillen Wald- und Feldwegen zuweilen ein kleines, aber stinkes Pferd seinen Karren ziehen, von einem gelbhaarigen zusammengekauerten Finnen mit der kurzen Peitsche, einem eigenthümlichen Schnalzen der Zunge oder dem monotonen Ruf: hävone! hävone! (Pferd) angetrieben; über den See aber bald einen Fischerkahn treibend, bald eine Maschine dampfend, die einen langen Zug von Flößen oder ein schwerbeladenes Frachtschiff hinter sich herführt; — setzt man sich aus diesen einzelnen Bildern die Landschaft zusammen, so hat man ungefähr einen Begriff von ihrem eigenthümlichen Charakter. Im Winter freilich ist mit der weißen Schneedecke auch das Schweigen des Todes über sie gebreitet; nur ein einsamer Reiseschlitten, hier und da der aus einer Hütte aufsteigende Rauch, ein Hase, der über die Felder läuft, oder eine Krähe, die schreiend von einem Saume des Waldes zum anderen fliegt, verrathen etwas Lebendiges in der Todtenstille. Wirklich armselig ist die Landschaft, die den Eisenbahnreisenden von Wiborg nach Helsingfors begleitet. Man bemerkt nämlich in der uns ununterbrochen begleitenden Waldung keinen einzigen Baum, dem man ein höheres Alter als 15—20 Jahre geben möchte. Wenn nicht die Felsen so alte bemooste Häupter wären, möchte man die Erde in Finnland für jung halten. Die Eisenbahn-Civilisation ist ein grausamer Feind der Wälder, der stärkeren höher aufgewachsenen Stämme. Es wird bald dahin kommen, wie das schon in Mittelrußland der Fall ist, daß „Wald“ Aufschwerg genannt wird, welches noch nicht Manneshöhe erreicht. Die Eisenbahn hat in den Graniten Finnlands viele Durchschnitte nöthig gemacht; sie zeigen, daß das granitische Fundament *terrain moutonné* ist, wie die Franzosen sagen. Eine Gebirgslandschaft im eigentlichen Sinne stellt Finnland durchaus nicht dar, das wird namentlich klar, wenn man das Land von höheren Punkten aus übersieht. In der südlichen Hälfte Finnlands mögen sich wenige Berge höher als 150 M. erheben. Das Schwemmland, von dem Finnland bedeckt ist, das Zerlegungsproduct der verschiedenen Granite ist vorzugsweise gröberer oder feinerer Sand, der stellenweise dünenartig in hohen Wällen aufgeworfen ist. In diesem Sande finden sich zahlreiche Blöcke und Geröll, nicht selten Gesteine, von denen man nicht weiß, woher sie stammen. Auf dem Rücken hoher Felsen finden sich lose Blöcke, zerwaschen und abgerundet, die doch nur Ueberbleibsel größerer Massen sein können. (Bulletin de la Soc. Imp. des Naturalistes de Moscou 1874.)

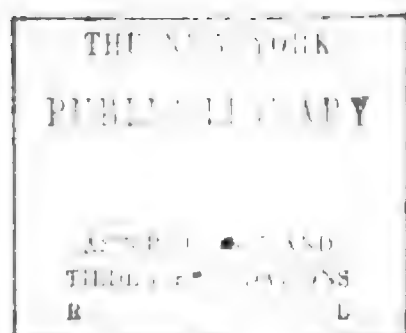
Eine ungastliche Region schließt sich im N. an Finnland an, die Halbinsel Kola mit flacher, einförmiger Küste ohne Einschnitte, ein düsterer, trauriger Anblick. Ihr dem Eismeere zugewandtes Gestade führt die Bezeichnung Murmanski-Ufer oder lappländische Küste. Im S. dringt die Kandalaschkaja-Bucht, eine der drei großen Buchten des Weißen Meeres, weit in's Land hinein. Die mit Felsen und Inseln — unter diesen die solowezischen Gilande — gleichsam besäete Onega-Bucht, in welcher der Onega-Fluß einmündet, bildet den südlichen Theil des Weißen Meeres, die Dwina-





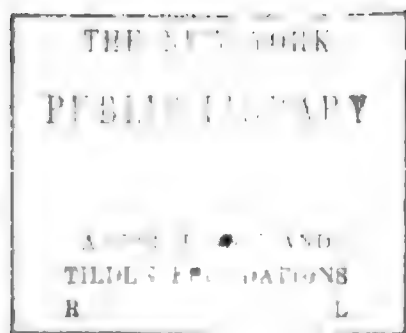
das ist die Colossalität ihrer horizontalen Dimensionen. Unser mittlereuropäisches Alpengebirge beschreibt einen äußeren Bogen von 1190 Km. von der Riviera di Ponente am Mittelmeere bis zur Donauniederung bei Wien. Der westliche Saum des scandinavischen Gebirgslandes aber, von Lindsnäs bis zum Nordcap, nimmt eine Strecke von mehr als 1830 Km. ein. Die Gesamtmasse dieses Gebirges deckt ein Areal von 523,100 □ Km., 55,000 □ Km. mehr als Alpen, Apenninen und Pyrenäen zusammengenommen. Die Vorstellung von diesen Größenverhältnissen ist bei uns noch nicht geläufig. In unserem Schulatlas ist Scandinavien durchweg auf einem gleich großen Blatte dargestellt wie die Pyrenäen-Halbinsel, wie England, Frankreich oder die Türkei. Norwegische Seebeden, wie Mjöen oder der Faemund, welche den Genfer- und Bodensee an Ausdehnung übertreffen, kommen auf jenen Karten in einem verschwindenden Ausmaß zur Darstellung. Ueber 220 Km., in einer Länge also wie etwa von München bis Heidelberg oder von Innsbruck bis Verona, dringt der Sognefjord in das Innere des scandinavischen Hochgebirgs. Das Gudbrandsdal, von Anfang bis zu Ende ein reines Gebirgsthal, erstreckt sich über  $3\frac{1}{2}$  Breitengrade in seiner Hauptrichtung N.W.—S.O. Man vergleiche damit einmal die Längendimensionen eines Inn- oder Rhönethales, soweit diese dem Alpenbereich angehören. (M. Ruitz in der Beil. zur Allg. Ztg. vom 6. August 1876, Nr. 219.)

Scandinavien ist mit dichten Wäldern überzogen, welche aber in neuerer Zeit durch Devastation viel gelitten haben. In den Richten, den Flußthälern entlang, wie in den Alpen, liegen die Ansiedlungen der Menschen. Gegen O. und S. verflacht sich, wie wir wissen, das Land und bietet durch seine futterreichen Ebenen Gelegenheit zu starker Viehzucht. Der größte Theil unserer Obstsorten, dann Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln gedeihen dort, theilweise bis zum 64. Breitengrad. Bis dahin reicht der südliche Theil Schwedens, welcher in zwei Gruppen, in das Svea-Land, das eigentliche Schweden, und Götaland (Gothland) zerfällt, letzteres den südlichsten Theil der Halbinsel und zugleich den schönsten und bevölkertsten Theil des Reiches umfassend. Dieses Schweden, südlich von der Dal-Elf, ist ein seenreiches Gebiet, in welchem die gewaltigen Wasserbeden des Wenern-, Wetter- und des landschaftlich reizvollen Mälars-See's mit seinen 1300 Inseln und der Hauptstadt Stockholm liegen, bei welcher letzterer der Mälar mit der Ostsee zusammenhängt. So wie naturgemäß in Norwegen die bedeutendsten Plätze des Landes Christiania, Christiansand, Stavanger, Bergen, Christiansund, Throndhjem (Drontheim), Tromsö und Hammerfest (nördlichste Stadt Europa's) an der Meeresküste liegen, so treffen wir in Schweden die wichtigsten Städte wie Stockholm, die Universität Uppsala, Norrköping (spr. Nurrtschöping), Kalmar, Lund (spr. etwa Lunn), Karlskrona, den Hauptsitz der schwedischen Marine, Malmö, Göteborg (spr. Jötebori), Jönköping, Wexjö, Örebro hauptsächlich, wenn auch mit Vorliebe an der Küste, in diesem begünstigsten Theile der Halbinsel. Nur wenige nennenswerthe Ort, wie Gefle und die Kupferbergwerksstadt Falun liegen im N. der Dal-Elf.



das ist die Colossalität ihrer horizontalen Dimensionen. Unser mitteleuropäisches Alpengebirge beschreibt einen äußeren Bogen von 1190 Km. von der Riviera di Ponente am Mittelmeere bis zur Donauniederung bei Wien. Der westliche Saum des scandinavischen Gebirgslandes aber, von Lindsnäs bis zum Nordcap, nimmt eine Strecke von mehr als 1830 Km. ein. Die Gesamtmasse dieses Gebirges deckt ein Areal von 523,100 □ Km., 55,000 □ Km. mehr als Alpen, Apenninen und Pyrenäen zusammengenommen. Die Vorstellung von diesen Größenverhältnissen ist bei uns noch nicht geläufig. In unserem Schulatlas ist Scandinavien durchweg auf einem gleich großen Blatte dargestellt wie die Pyrenäen-Halbinsel, wie England, Frankreich oder die Türkei. Norwegische Seebeden, wie Njösen oder der Faemund, welche den Genfer- und Bodensee an Ausdehnung übertreffen, kommen auf jenen Karten in einem verschwindenden Ausmaß zur Darstellung. Ueber 220 Km., in einer Länge also wie etwa von München bis Heidelberg oder von Innsbruck bis Verona, bringt der Sognefjord in das Innere des scandinavischen Hochgebirgs. Das Gudbrandsdal, von Anfang bis zu Ende ein reines Gebirgsthal, erstreckt sich über  $3\frac{1}{2}$  Breitengrade in seiner Hauptrichtung NW.—SO. Man vergleiche damit einmal die Längendimensionen eines Inn- oder Rhönethales, soweit diese dem Alpenbereich angehören. (M. Ruitz in der Beil. zur Allg. Ztg. vom 6. August 1876, Nr. 219.)

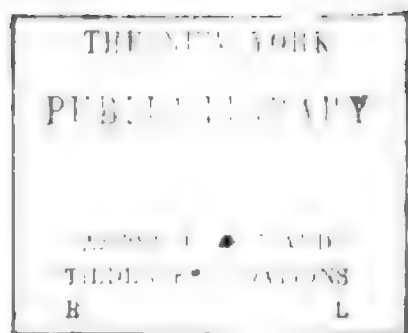
Scandinavien ist mit dichten Wäldern überzogen, welche aber in neuerer Zeit durch Devastation viel gelitten haben. In den Lichungen, den Flußthälern entlang, wie in den Alpen, liegen die Ansiedlungen der Menschen. Gegen O. und S. verflacht sich, wie wir wissen, das Land und bietet durch seine futterreichen Ebenen Gelegenheit zu starker Viehzucht. Der größte Theil unserer Obstsorten, dann Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln gedeihen dort, theilweise bis zum 64. Breitengrad. Bis dahin reicht der südliche Theil Schwedens, welcher in zwei Gruppen, in das Svea-Land, das eigentliche Schweden, und Götaland (Gothland) zerfällt, letzteres den südlichsten Theil der Halbinsel und zugleich den schönsten und bevölkertsten Theil des Reiches umfassend. Dieses Schweden, südlich von der Dal-Elf, ist ein feenreiches Gebiet, in welchem die gewaltigen Wasserbeden des Wenern-, Wetter- und des landschaftlich reizvollen Mälär-See's mit seinen 1300 Inseln und der Hauptstadt Stockholm liegen, bei welcher letzterer der Mälär mit der Ostsee zusammenhängt. So wie naturgemäß in Norwegen die bedeutendsten Plätze des Landes Christiania, Christiansand, Stavanger, Bergen, Christiansund, Throndhjem (Drontheim), Tromsö und Hammerfest (nördlichste Stadt Europa's) an der Meeresküste liegen, so treffen wir in Schweden die wichtigsten Städte wie Stockholm, die Universität Uppsala, Norrköping (spr. Nurrtschöping), Kalmar, Lund (spr. etwa Lunn), Karlskrona, den Hauptsitz der schwedischen Marine, Malmö, Göteborg (spr. Jöteborj), Jönköping, Wexjö, Örebro hauptsächlich, wenn auch mit Vorliebe an der Küste, in diesem begünstigtesten Theile der Halbinsel. Nur wenige nennenswerthe Ort, wie Gefle und die Kupferbergwerkstadt Falun liegen im N. der Dal-Elf.





das ist die Colossalität ihrer horizontalen Dimensionen. Unser mitteleuropäisches Alpengebirge beschreibt einen äußeren Bogen von 1190 Km. von der Riviera di Ponente am Mittelmeere bis zur Donauniederung bei Wien. Der westliche Saum des scandinavischen Gebirgslandes aber, von Lindsnäs bis zum Nordcap, nimmt eine Strecke von mehr als 1830 Km. ein. Die Gesamtmasse dieses Gebirges deckt ein Areal von 523,100 □ Km., 55,000 □ Km. mehr als Alpen, Apenninen und Pyrenäen zusammengenommen. Die Vorstellung von diesen Größenverhältnissen ist bei uns noch nicht geläufig. In unserem Schulatlas ist Scandinavien durchweg auf einem gleich großen Blatte dargestellt wie die Pyrenäen-Halbinsel, wie England, Frankreich oder die Türkei. Norwegische Seebecken, wie Mjösen oder der Faemund, welche den Genfer- und Bodensee an Ausdehnung übertreffen, kommen auf jenen Karten in einem verschwindenden Ausmaß zur Darstellung. Ueber 220 Km., in einer Länge also wie etwa von München bis Heidelberg oder von Innsbruck bis Verona, dringt der Sognefjord in das Innere des scandinavischen Hochgebirgs. Das Gudbrandsdal, von Anfang bis zu Ende ein reines Gebirgsthal, erstreckt sich über  $3\frac{1}{2}$  Breitengrade in seiner Hauptrichtung NW.—SO. Man vergleiche damit einmal die Längendimensionen eines Inn- oder Rhönethales, soweit diese dem Alpenbereich angehören. (M. Ruitz in der Weil. zur Allg. Ztg. vom 6. August 1876, Nr. 219.)

Scandinavien ist mit dichten Wäldern überzogen, welche aber in neuerer Zeit durch Devastation viel gelitten haben. In den Richtungen, den Flußthälern entlang, wie in den Alpen, liegen die Ansiedlungen der Menschen. Gegen O. und S. verflacht sich, wie wir wissen, das Land und bietet durch seine futterreichen Ebenen Gelegenheit zu starker Viehzucht. Der größte Theil unserer Obstsorten, dann Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln gedeihen dort, theilweise bis zum 64. Breitegrad. Bis dahin reicht der südliche Theil Schwedens, welcher in zwei Gruppen, in das Svea-Land, das eigentliche Schweden, und Götaland (Gothland) zerfällt, letzteres den südlichsten Theil der Halbinsel und zugleich den schönsten und bevölkertsten Theil des Reiches umfassend. Dieses Schweden, südlich von der Dal-Elf, ist ein seenreiches Gebiet, in welchem die gewaltigen Wasserbecken des Wenern-, Wetter- und des landschaftlich reizvollen Mälars-See's mit seinen 1300 Inseln und der Hauptstadt Stockholm liegen, bei welcher letzterer der Mälars mit der Ostsee zusammenhängt. So wie naturgemäß in Norwegen die bedeutendsten Plätze des Landes Christiania, Christiansand, Stavanger, Bergen, Christiansund, Throndhjem (Drontheim), Tromsö und Hammerfest (nördlichste Stadt Europa's) an der Meeresküste liegen, so treffen wir in Schweden die wichtigsten Städte wie Stockholm, die Universität Uppsala, Norrköping (spr. Nurrtschöping), Kalmar, Lund (spr. etwa Lunn), Karlskrona, den Hauptsitz der schwedischen Marine, Malmö, Göteborg (spr. Jötebori), Jönköping, Wexjö, Örebro hauptsächlich, wenn auch mit Vorliebe an der Küste, in diesem begünstigten Theile der Halbinsel. Nur wenige nennenswerthe Ort, wie Gefle und die Kupferbergwerkstadt Falun liegen im N. der Dal-Elf.



das ist die Colossalität ihrer horizontalen Dimensionen. Unser mitteleuropäisches Alpengebirge beschreibt einen äußeren Bogen von 1190 Km. von der Riviera di Ponente am Mittelmeere bis zur Donauniederung bei Wien. Der westliche Saum des scandinavischen Gebirgslandes aber, von Lindsnäs bis zum Nordcap, nimmt eine Strecke von mehr als 1830 Km. ein. Die Gesamtmasse dieses Gebirges deckt ein Areal von 523,100 □ Km., 55,000 □ Km. mehr als Alpen, Apenninen und Pyrenäen zusammengenommen. Die Vorstellung von diesen Größenverhältnissen ist bei uns noch nicht geläufig. In unserem Schulatlas ist Scandinavien durchweg auf einem gleich großen Blatte dargestellt wie die Pyrenäen-Halbinsel, wie England, Frankreich oder die Türkei. Norwegische Seebecken, wie Mjösen oder der Faemund, welche den Genfer- und Bodensee an Ausdehnung übertreffen, kommen auf jenen Karten in einem verschwindenden Ausmaß zur Darstellung. Ueber 220 Km., in einer Länge also wie etwa von München bis Heidelberg oder von Innsbruck bis Verona, bringt der Sognefjord in das Innere des scandinavischen Hochgebirgs. Das Gudbrandsdal, von Anfang bis zu Ende ein reines Gebirgsthal, erstreckt sich über  $3\frac{1}{2}$  Breitengrade in seiner Hauptrichtung N.W.—S.O. Man vergleiche damit einmal die Längendimensionen eines Inn- oder Rhönethales, soweit diese dem Alpenbereich angehören. (M. Ruitz in der Weil. zur Allg. Ztg. vom 6. August 1876, Nr. 219.)

Scandinavien ist mit dichten Wäldern überzogen, welche aber in neuerer Zeit durch Devastation viel gelitten haben. In den Lichungen, den Flußthälern entlang, wie in den Alpen, liegen die Ansiedlungen der Menschen. Gegen O. und S. verflacht sich, wie wir wissen, das Land und bietet durch seine futterreichen Ebenen Gelegenheit zu starker Viehzucht. Der größte Theil unserer Obstsorten, dann Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln gedeihen dort, theilweise bis zum 64. Breitengrad. Bis dahin reicht der südliche Theil Schwedens, welcher in zwei Gruppen, in das Svea-Land, das eigentliche Schweden, und Götaland (Gothland) zerfällt, letzteres den südlichsten Theil der Halbinsel und zugleich den schönsten und bevölkertsten Theil des Reiches umfassend. Dieses Schweden, südlich von der Dal-Elf, ist ein seenreiches Gebiet, in welchem die gewaltigen Wasserbecken des Wenern-, Wetter- und des landschaftlich reizvollen Mälars-See's mit seinen 1300 Inseln und der Hauptstadt Stockholm liegen, bei welcher letzterer der Mälars mit der Ostsee zusammenhängt. So wie naturgemäß in Norwegen die bedeutendsten Plätze des Landes Christiania, Christiansand, Stavanger, Bergen, Christiansund, Throndhjem (Drontheim), Tromsö und Hammerfest (nördlichste Stadt Europa's) an der Meeresküste liegen, so treffen wir in Schweden die wichtigsten Städte wie Stockholm, die Universität Uppsala, Norrköping (spr. Nurrtschöping), Kalmar, Lund (spr. etwa Lunn), Karlskrona, den Hauptsitz der schwedischen Marine, Malmö, Göteborg (spr. Jöteborj), Jönköping, Wexjö, Örebro hauptsächlich, wenn auch mit Vorliebe an der Küste, in diesem begünstigtesten Theile der Halbinsel. Nur wenige nennenswerthe Ort, wie Gefle und die Kupferbergwerkstadt Falun liegen im N. der Dal-Elf.

THE  
JOURNAL  
OF  
THE  
ROYAL  
ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE



VOL. LXXV. PART I. 1945.

die Scene. Immer tiefer drangen wir in den Slog, den schwedischen Urwald ein, in welchem wir, einige quasi Oasen ausgenommen, von Vormittags 10 Uhr bis Abends zwischen 8 und 9 Uhr verblieben. Unter den quasi Oasen verstehe ich theils größere und kleinere Culturplätze mitten im Wald, theils die Bahnhofstationen, theils die Seen, die in dem unaufhörlichen Einerlei eine besonders liebliche Abwechslung bieten. Der Slog aber ist ein rauher borstiger Gefelle; er besteht zumeist aus Nadelwald, Birken, Erlen und wenigen Fichten. Der Boden ist bedeckt mit Moosen, Farrenkräutern, Heidel- und Preiselbeersträuchern. Unter diesem Teppich aber liegt der harte Granit, der da und dort in gewaltigen Felsblöcken zu Tage tritt. Macht der Anblick unserer Tannenwälder durch die darin herrschende Ordnung und Sauberkeit einen sehr angenehmen Eindruck, so ist dies keineswegs bei dem schwedischen Slog der Fall: derselbe ist öfters lange Strecken weit ein Bild vollendeter Unordnung. Da liegen Baumstämme, Aeste und Zweige in einem wüsten Durcheinander am Boden, dort begegnet das Auge einer großen schwarzen Platte, wo das Feuer gehaust hat, um das den Boden bedeckende Gestrüpp zu entfernen. Inmitten dieses unheimlichen Flecks stehen vom Feuer verholzte Reste von Baumstämmen wohl noch 4—6' hoch. Und wie stille ist's hier allenthalben! Nichts als den dahinbrausenden Eisenbahnzug kann das Ohr vernehmen; das Auge mag sich lange vergeblich anstrengen, irgendwo eine Lebensregung zu entdecken; die ganze Natur scheint ausgestorben zu sein. In diesem Walde mit seiner Wüste und Debe hat der Mensch festen Fuß gefaßt: bald da bald dort erhebt sich ein roth angestrichenes Häuschen und um dasselbe herum liegt ein größeres oder kleineres Ackerland, wo Kartoffeln, Gerste und Roggen gepflanzt werden. Welche Mühe die Urbarmachung dieses Bodens kostet, ist schwer zu beschreiben, da es sich nicht nur um Entfernung des Gestrüpps und der Bäume, sondern um ein äußerst mühsames Ausbrechen des Felsengrundes handelt. Die Felsenstücke, wenn sie durch Sprengen, Graben und Heben so weit möglich entfernt worden sind, werden an der Grenze des Grundstücks zu einem mit viel Geschicklichkeit zusammengefügt Steinwall von 2—3' Höhe verwendet, der das Einbrechen des Wilds in das angebaute Land verhindern soll. Von Karlskrona reiste ich nach Jönköping, dabei mußte ich denselben Weg bis Alvestad zurückfahren. Die Fahrt vom Alvestad bis in Nähe von Jönköping bietet nicht viel Interessantes: man fährt beinahe immer durch den Slog, dessen Schönheiten nur für ein räuberliches Gemüth dauernde Anziehungskraft haben dürften. Je näher man aber Jönköping kommt, desto mannigfaltiger wird die Gegend. Etwa 4 Stunden vor Jönköping überschreitet die Bahn die Wasserscheide zwischen der südlichen Ebene und dem Wettersee und senkt sich sodann 220 M. bis Jönköping, wobei theils Felsen zu durchbrechen theils hohe Dämme zur Ausfüllung von Schluchten aufzuwerfen waren. Vorbei dem stattlichen Taberg zur Linken und dem reizenden Husquarna, das freundlich aus tiefem Thal herausblickt, zur Rechten, eilt man Jönköping und dem Wettersee entgegen. Eine Wendung der Bahn nach W. stellt uns plötzlich den herrlichen See in tiefes Blau gekleidet, im S. desselben Jönköping und ein wohlangebautes Culturland, im O. und N. Höhenzüge, die sich schließlich im Nebel verlieren, mit einem Blick vor die Augen. In der Stadt angekommen, weilte ich noch einmal mit Entzücken auf dem schönen Bilde, und dabei drängte sich mir die Aehnlichkeit dieser Gegend mit der des Bodensee's unwillkürlich auf. Allerdings gehen dem Wettersee die Alpen ab, seine Höhenzüge sind den Alpen gegenüber schwache Miniaturbilder; andererseits aber kann sich der Bodensee weit nicht messen mit dem großartigen, wunderbar blauen Wettersee, der sich 126 Km. von S. nach N. erstreckt und eine Breite von 22—37 Km. besitzt." (Schwäb. Merk. vom 25. Nov. 1875.)

Einen wesentlich verschiedenen Charakter bietet das sogenannte Lappland, welches sich über das nördliche Norwegen und Schweden weit hinein gegen O. nach Rußland ausdehnt. Es ist die Heimath des flüchtigen Renthieres und der gesuchten Eibergänse. In Norwegen nimmt es die Stifte Tromsö und das nördliche Thronhjelm, in Schweden den größten Theil des sogenannten Norrland ein; es ist dies das am wenigsten angebaute und bevöl-





unwirthlichen Gegenden noch heimischen Thier- und Menschenlebens bildet. An das Fjällland schließt sich das Waldland in einer Linie, die man für Norbotten zwischen dem 35. bis 41. Längengrade und 65. bis 68. Breitengrade über Arjeplog zum Partijaur, an das nördliche Ende von Kanesträst, durch den Kirchenplatz von Gellivara über den Kalixelf bis Vittangi und zum Muonioelf in die nördlichste Spitze von Pasjala ziehen kann, obwohl noch weiter nördlich sich Thalfrecken mit Nadelholz und Birken bewachsen hinaufziehen — ein Areal, das, wie schon bemerkt, mindestens 13,800 □ Km. umfaßt. An das Waldland schließt sich dann das bereits ackerbauende Küstenland, in welchem die bekannte Hebung der S.-Seite der Halbinsel im Gegensatz zum Niedergang der N.-Küste auffallender als in den südlicheren Theilen des Reichs sich zeigt, und in dem der unverkennbare frühere Meeresboden in weit gestreckten Wiesengründen zu Tage liegt, bedeckt von Erdlagen, die das jährliche Fluthwasser der Fjällen herabbringt. Es ist trotz weitläufiger sumpfiger Waldstrecken als urbares Flachland anzusehen und bietet in den Flußthälern so weite Flächen für den Ackerbau wie kein anderer Theil Schwedens. (Dr. A. Dull. Die schwedischen Lappmarken, im: Ausland 1873, Nr. 14, S. 263—264.)

Die scandinavische Halbinsel erstreckt sich  $4\frac{1}{2}$  Breitengrade über den Polarkreis hinaus, und das Klima des Landes ist wärmer als man dieser seiner Lage nach annehmen sollte. Aber jene sanften Uebergänge zwischen den einzelnen Jahreszeiten, welche einen so bedeutenden Vorzug Mittel-Europa's bilden, fallen hier weg. Bei dem Uebertritt in die arktische Zone wird man endlich durch einen weit vehementeren Unterschied im Klima überrascht, als man erwartet hatte. Es ist hier der passende Ort, daran zu erinnern, daß je weiter nach N. desto größer der Unterschied zwischen Tag und Nacht wächst.

Nächte in Drontheim geben z. B. noch keine adäquate Ahnung der arktischen Nächte. Am Polarkreise kann man die Sonne ungefähr ein paar Wochen lang zehn Minuten vor Mitternacht unter den Horizont sinken sehen, ein gedämpftes Licht zurücklassend, als sei sie von einer Wolke verschleiert. Zehn Minuten nach Mitternacht steigt sie so ziemlich an demselben, natürlich nördlichen Punkte wieder empor, in erhöhtem Glanze. Während der kurzen Zeit ihres Verschwindens macht sich ein Nachtfrost fühlbar, der durch ihre wiederkehrenden Strahlen sogleich wieder verschucht wird. Eine Tagreise weiter nordwärts, einen Grad innerhalb des arktischen Kreises, ergibt sich schon ein anderes Bild, wenn das Wetter schön und der nördliche Horizont wolkenfrei. Die Sonnenscheibe, weniger roth als bei uns, senkt sich zum Horizonte nieder, bis sie ungefähr drei Mal ihren eigenen Durchmesser von ihm entfernt ist; hier scheint sie ein paar Minuten stille zu stehen, um sich dann wieder zu erheben und östlich vorwärts zu bewegen. Sonnenlicht und Hitze sind in solchen Nächten so intensiv, daß gewöhnlich Sonnenschirme in Gebrauch gezogen werden. Ja, ist die Luft unbewegt, so kann man durch gewöhnliche Brenngläser in wollene Kleidungsstücke Löcher brennen und Pfeifen an ihnen entzünden; doch kann man die Sonne, wenn auch mit einiger Schmerzempfindung, im Auge behalten. Je weiter nordwärts, um so höher ist der tiefste Punkt des Niedergangs der Sonne. Zu Tromsö bleibt dieselbe in einer Höhe, die fünf bis sechs Mal ihren eigenen Durchmesser beträgt, oberhalb des Horizontes stehen. Ebenso verlängert sich die Periode ihres Nichtuntergehens nordwärts zu; so währt sie bei Hammerfest einen vollen Monat, am N.-Cap vom 14. Mai bis 30. Juli, also 67 Tage lang. Die Intensität des Lichtes nimmt selbstverständlich während des Abendlaufes ab, doch erhält sie sich noch bis halb 11 Uhr im Gleichen und scheint sogar gegen Mitternacht ein wenig zuzunehmen. Das Licht ist milder als das Tageslicht und wirft einen eigenthümlichen warmen Schein über Seen und Felsen, von dem man sich, wenn man ihn nicht selbst gesehen, unmöglich eine Vorstellung zu bilden vermag. Sehr interessant ist es, nach Mitternacht die Veränderungen des Lichtes zu beobachten; gegen 12 $\frac{1}{2}$  Uhr nimmt es jene weißliche Färbung an, welche wir bei uns eine Stunde nach Sonnenaufgang beobachten. Die Vögel

liegen umher, die Fische führen ihre Wassertänze auf und die belebte Natur scheint so wenig von einer Nacht zu wissen wie die unbelebte. Zu Tromsø stehen die Leute des Nachts vor ihren Häusern, wie tagsüber plaudernd; gegen zwei Uhr allenfalls gehen sie zu Bett, doch nur, um bald wieder aufzustehen, denn sie scheuen des Schlafes nicht zu bedürfen. Es ist wohl kaum nöthig, zu erwähnen, daß im Mittsommer bis Ende Juli weder am arktischen Kreise, noch eine gute Strecke südwärts ein Stern und selten nur und äußerst blaß der Mond sichtbar ist. Natürlich gilt dies Alles nur von schönen Nächten; trübe sind kaum seltener als bei uns, und ein Reisender kann immerhin das Mißgeschick haben, ohne die Mitternachts-sonne gesehen zu haben, heimkehren zu müssen. Selbstverständlich folgt den langen Polartagen dann in der entgegengesetzten Zeit eine ebenso lange Nacht und während dieser und der monatelangen Dämmerungsperiode herrscht ein dauernder Winter, dessen Dunkel und Graujigkeit durch den Mond und das Nordlicht gemildert wird.

Der Polarkreis berührt in ihren äußersten nördlichen Spitzen die große Insel Island (102,400 □ Km.), die nur 200 Km. von dem durchaus arktischen Grönland entfernt ist.

Wir haben uns dieses Eiland als ein vorzugsweise vulcanisches Gebirgsland, baumlos und voll schauerlicher Einöden, schroffer Felsen, hoher Schnee- und Eisberge, zahlreicher Gletscher, Jökull genannt, reißender Ströme und kleiner aber tiefer Kraterseen zu denken, welches von SW. nach NO. quer hindurch ein ödes Plateau von durchschnittlich 300—650 M. Seehöhe trägt und eine besonders im N. und NW. von tiefen Fjorden zerrissene Steil-Küstencontour besitzt; ja der nordwestliche Theil bildet eine dreizackige Halbinsel, die nur mittelst eines schmalen Isthmus mit dem Hauptlande zusammenhängt. Das Klima ist auch hier weit milder, als es aus der geographischen Lage zu schließen. Der Ansicht, daß sich dasselbe jedoch seit dem Mittelalter verschlimmert habe, rauher und strenger geworden sei, seitdem die Insel der Wälder beraubt worden, wird von Konrad Maurer entschieden widersprochen. Mitunter ist der Sommer in Island sehr heiß, wie 1871, und der Winter außergewöhnlich mild wie 1874—75. Bewohnt sind dennoch nur die Küsten und zwar hauptsächlich die N.-Küsten. Unter den Gletscher tragenden Bergen des Innern zählt man noch über zwanzig thätige Vulcane, worunter der Hekla (1560 M.) im S. und der Vatna Jökull im SO. der Insel, letzterer durch seinen colossalen Ausbruch von Vimsstein und Asche, die im März 1875 bis nach Scandinavien getragen wurden, die bekanntesten sind.

In der zweiten Hälfte des Februar 1875 bildete sich ein neuer Vulcan Askja im Dyghur-Felden (Gebirge), welches nördlich vom Vatna-Jökull liegt. Zwei unternehmende Isländer, Jón Thorkellson und Sigintur Kraksjon, haben nun jüngst diese vulcanische Region erforscht, und gelang es ihnen unter vielen Gefahren und Mühen in den Krater des Vulcans Askja hinabzusteigen. Etwa 1000 Meter unter dem oberen Kraterrande erreichten sie den Grund und befanden sich nun am Ufer eines See's siedenden Wassers, augenscheinlich von großer Tiefe. In der Nähe des S.-Endes dieses See's war der Boden durch Risse und Löcher aufgebrochen, welche weiteres Vordringen nach dieser Richtung verhinderten, während der ganze Raum von dem Geräusche eines lauten unterirdischen Donners erbröhlte. Nördlich vom großen Krater fanden die Forscher eine Oeffnung von etwa 200 M. Weite, die von gleicher Tiefe zu sein schien und woraus dichte Massen von Schwefeldämpfen in Begleitung lauten, fast betäubenden Geräusches hervorqualmten. (Ausland 1876, Nr. 34, S. 680.) Nur wenn der Wind den Dampf entfernt, berichtet Prof. Johnstrup, welcher den Vulcan gleichfalls untersuchte, kann man in die Schlünde und Abgründe des Hauptkraters hineinschauen. Aus mehreren Oeffnungen der etwa 30 M. tiefen Krater bricht der Dampf hervor. Drei kleine Bäche an der südlichen Seite führen das aus dem verdichteten Dampf entstandene Wasser nach einem vulcanischen Binnensee, der fast überall von 250 M. hohen senkrechten Felsen begrenzt ist. Das grüne Wasser des See's hat eine Temperatur von 22 Grad. Um den größten östlich gelegenen Krater befindet sich eine Schichte Vimsstein von der Dike einiger Fuß, darunter eine Schichte Schnee von 6—10 M.

Die südlichen Krater haben eine schlüpfrige graue Thonmasse ausgeworfen, die sie unzugänglich macht. Von der Gewaltigkeit der Ausbrüche dieser Krater zeugen große Blöcke schwarzen Sandsteins, die um sie herum liegen. Sonst ist hier nur Schlamm ausgeworfen worden, keine Lava, wie in der Wüste von Myvate. (Allgem. Zeitg. vom 7. Oktober 1876.)

Unter die Zeugen vulcanischen Bodens gehören auch die über die ganze Insel verbreiteten heißen Springquellen, Geysir, mit ihren periodischen Ausbrüchen, deren warmes, oft siedendes Wasser aus den Spalten der Basalt- und Trachtmassen der Gebirge durch die gebildeten Dämpfe mit furchtbarer Explosionskraft bis zu 30 M. in die Höhe geschleudert werden. Merkwürdig sind auch die „brennenden Berge“ mit ihren Kesseln kochenden Schlammes, die Schlammvulcane (Makkaluben oder Salien), deren zischend oder fausend aus den Felsenrissen hervordringendes heißes Wasser den reichen Thonboden in einen unaufhörlich brodelnden Morast verwandelt, aus welchem alle 3—4 Stunden kleinere oder größere Massen bis zu einer Höhe von 5 M. emporgeworfen werden. (C. Schreiber. N. a. O. S. 219—220. Ueber Island vergl. Rich. F. Burton. Ultima Thule: a Summer in Iceland. London und Edinburgh 1875; Dr. Samuel Sneeland. An American in Iceland. Boston 1876. 12°.; und Lord William Watts. Across the Vatna Jökull; or scenes in Iceland, being a description of hitherto unknown regions. London 1877. 8°.)

## §. 8. Ost-Europa.

Ost-Europa kann man auch das jarmatische Tiefland nennen und dieses ist die unmittelbare Fortsetzung der germanischen Ebene. Von den Ufern der Weichsel und dem O.-Fuße der Karpathen erstreckt es sich bis zum Ural-Gebirge und dem Kaspiischen Meere im O., im N. vom Eismeere mit seiner Abzweigung, dem Weißen Meere, im S. vom Schwarzen Meere oder Pontus und dem Kaukasus-Gebirge begrenzt. Durch die Lücke zwischen dem Meridianzuge des Ural und dem Kaspiischen Meere hängt dieses Tiefland, nachweisbar ein trocken gelegter Meeresboden, mit den Steppen Sibiriens und Centralasiens zusammen. Dieses ganze riesige Becken zwischen Karpathen und Ural — vom europäischen Rußland eingenommen — besteht aber aus einem Granitgrunde, auf dem eine 130 bis 260 M. mächtige Erdbede aus Thon, Sand, Mergel, Kalk ruht, die zum Theil den fruchtbarsten Ackerboden bildet, sehr verschieden von dem trocken gelegten Meeresgrunde der asiatischen Ebene, deren Boden großen Theils aus Sand, Kies und Geröll besteht. Die plastische Gliederung dieser 5 1/2 Millionen □ Km. umfassenden osteuropäischen Ebene ist sehr einfach und monoton; durchschnitten wird sie nur von dem uralisch-baltischen und dem uralisch-karpathischen Landrücken, öfters auch einfach als nord- und südburalische Landrücken bezeichnet, welche sie in eine nördliche (arktische), eine



mittlere und eine südliche (pontische) Ebene theilen. Der nördliche Höhenzug streicht auf der Wasserscheide zwischen dem kaspischen und arktischen Gebiete, wird als Wolchonski-Wald und Waldaï-Höhe 325 M. hoch und setzt sich dann, seenreich, nach O.-Preußen fort; der südliche hingegen hebt am S.-Ende des Ural als Obschtschij-Syrt (d. i. allgemeine Erhöhung) an und zieht bis zur Wolga und von da weiter westwärts bis an den N.-Fuß der Karpathen. Die Geburtsstätte der Obschtschij-Syrt zwischen Wolga und Ural ist eine der merkwürdigsten Stellen der Erde, denn sie befindet sich an der Schwelle der großen aralo-kaspischen Senkung, der räumlich ausgedehntesten Depression der Erdrinde.

Die tiefste Stelle dieser großen Senkung füllt das Kaspische Meer (440,000 □ Km.), das größte aller geschlossenen Seebecken aus, der Ueberrest jenes europäischen Mittelmeeres, das sich einst vom Schwarzen Meere bis zum Eismeere ausdehnte. Wahrscheinlich hat eine langsame Erhebung des sibirischen und tatarischen Bodens das Kaspische Meer allmählig vom Obmeerbussen und vom Aralsee in Turkestan getrennt, und später dann der Durchbruch des Bosporus den ponto-kaspischen Isthmus trocken gelegt. Wie dem aber auch sei, sicherlich hat das Kaspische Meer, als es mitten im Lande zurückblieb, durch Verdunstung eine größere Wassermenge verloren, als ihm durch seine Zuflüsse zugeführt wurde, da seine Ausdehnung sich verringert hat und sein Wasserspiegel um mehr als 25 M. unter den des Schwarzen Meeres gesunken ist. Bei andauernder Abnahme seiner Wassermenge steht also dem Kaspischen Meere das Schicksal bevor, im Laufe der Jahrhunderte allmählig in einen großen Sumpf verwandelt zu werden. Um dies zu verhindern, schlug der amerikanische Ingenieur Spalding vor, das Kaspische mit dem Schwarzen Meere durch einen Canalbau zu verbinden. Die Gewalt des Wassers selbst, das vom Schwarzen Meer in den tiefer gelegenen See hinabströmen würde, gedächte der kühne Ingenieur zur Erleichterung der Riesenarbeit nutzbar zu machen, und um das Becken des Kaspischen Meeres noch rascher, bis zum Niveau des Schwarzen Meeres zu füllen, schlägt er vor, den Don von seinem natürlichen Laufe ab — und in die Wolga zu leiten; so glaubt er, könne das Werk in 25 Jahren ausgeführt werden.

Außerordentlich reich ist die Bewässerung O.-Europa's. Da unser Welttheil hier seine größte Massenentwicklung erlangt, so ist es nur natürlich, daß in Rußland die gewaltigsten Ströme Europa's vorkommen.

Nicht weniger denn zehn ansehnliche Stromsysteme sind zu zählen, unter ihnen das größte jenes der Wolga (3190 Km. lang), deren Gebiet mehr als ein Viertel der Gesamtoberfläche einnimmt. Dieser Strom, der längste und größte Europa's, entspringt im Wolchonski-Walde, ist bei Twer schon schiffbar, biegt bei Kasan (russ. Kasan) plötzlich nach S. und bei Sarepta vor Eintritt in die kaspische Senke nach SO. Auf dieser Strecke in mehrere Arme getheilt, mündet sie in das Kaspische Meer mit einem sehr ausgedehnten, stets vorrückenden Delta, in dessen Mitte so zu sagen die Stadt Astrachan liegt. Durch ihren gewaltigen linksseitigen Nebenfluß, die 1600 Km. lange Kama, strömen ihr fast alle Gewässer von den westlichen Flanken des Ural zu. Nebst der Wolga nimmt die Kaspische See noch den 1700 Km. langen Ural auf. Die anderen bedeutendsten russischen Ströme fließen dem Schwarzen Meere zu; es sind dies der Don, der Dnjepr, der Bug und der Dniestr, welche alle den südrussischen Landrücken durchbrechen müssen, um zum Meere zu gelangen. Dnjepr und Dniestr besitzen an diesen Durchbrüchen zahlreiche Stromschnellen (Borogi), welche die Schifffahrt behindern. Der östlichste von ihnen, der Don, kommt in seinem stark nach O. ausgekrümmten Laufe der Wolga auf die kurze Entfernung von nur 60 Km. nahe und ergießt sich nach Aufnahme des Donéz



THE  
JOURNAL  
OF  
THE  
ROYAL  
ANTHROPOLOGICAL  
INSTITUTE

VOL. 100  
PART 1  
JANUARY 2000

ISSN 0022-278X  
CODEN JRAHJH  
0022-278X(200001)100:1:1-  
PUBLISHED BY THE  
ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE  
21, BEDFORD SQUARE, LONDON, W1P 0LH, UK  
TEL: 020 7612 9830 FAX: 020 7612 9831  
E-MAIL: JOURNAL@RAI.AC.UK  
WWW.RAI.AC.UK

man den Boden bis zur völligen Erschöpfung als Acker und darnach als Brache oder Heuwiese benützt. Die Vegetation dieser letzteren ist im Vergleich zur bunten Pracht der Ursteppe sehr einförmig und traurig. Die Flußthäler des Steppengebietes zeigen in der Thalsohle, die meist der Ueberschwemmung ausgesetzt ist, einen üppigen Bestand von Sauerampfer und Wolfsmilcharten, von *Inula Helenum*, *Cephalaria tatarica*, *Bulias orientalis* 2c. Die Schwarzpappel erreicht hier das Seegestade. An den felsigen Flußufern ist die Vegetation ähnlich wie am steilen Meeresufer. Weiter aufwärts an den Flüssen vermitteln magere Eichenbestände eine Art Uebergang in das Waldgebiet. Der Saum des letzteren wird überall durch solche Eichenbestände gebildet, welche anfangs noch klein und vereinzelt, erst weiter nach N. mehr zusammenschließen. *Quercus sessiliflora* ist vorherrschend, nur einzeln erscheinen *Quercus pubescens* und *pedunculata*. Die Eichenwälder haben reiches Unterholz und eine üppige Krautvegetation von fast ausschließlich mitteleuropäischen Arten. Neben den Eichenwäldern treten an der Steppengrenze auch geschlossene Bestände der Weißbuche auf, welche durch ihre Dunkelheit die Unterholz- und Krautvegetation fast völlig ausschließt und hierin unsere Rothbuchenwälder noch zu übertreffen scheint. Erst weiter gegen N. treten die Birke, Wachholder und Kiefer auf, welche letztere nach S. die Linie Brody, Charkow, Orenburg nicht überschreitet. (Ausland 1875, Nr. 5, S. 98.)

Da wir uns eben im S. des russischen Reiches befinden, so ist dies der schicklichste Platz, um mit einigen Worten der Krim zu gedenken, in welche das südrussische Steppengebiet hineinragt. Die ganze Halbinsel ist flach, nur an ihrem S.-Gestade, an dem es treffliche Häfen bildet, erhebt sich das romantische taurische oder Tauris-Gebirge, welches im Tschathyr-Dagh bis zu 1625 M. ansteigt. (Ueber die Krim siehe F. Remy. Die Krim in ethnographischer, landschaftlicher und hygienischer Beziehung. Odeffa und Leipzig 1872. 8<sup>o</sup>., und J. Buchan Telfer. The Crimea and Transcaucasia. London 1876. 8<sup>o</sup>.)

Die schönsten Partien der Krim lernt man auf dem Wege von Sebastopol, der berühmten Festung, nach Malta am S.-Gestade kennen. Von der Brücke über die Tschernaja, welche am Col de Balaclava zu einem dünnen Wasserfaden zusammengeschrumpft ist, beginnt die Schönheit der Gegend. Zwischen Birken und Tannen windet sich der Weg die Hügel hinauf und dann hinunter nach dem Thale von Baidar, das mit seinen Kornfeldern, Eichen und Walnussbäumen das Auge doppelt erfreut nach der baumlosen Umgebung Sebastopols. Von gewaltiger Wirkung ist es, daß man mit einer plötzlichen Wendung aus diesem reizenden Thale an eine Art massiges Thor aus Granitfelsen kommt und, sobald man dasselbe durchschritten hat, von gewaltigen Felsenklippen aus auf die 600 M. tiefer wogenden blauen Meereswogen hinabblickt. Der Contrast zwischen dem Großartigen und Lieblichen knapp neben einander ist es, was der Scenerie in der Krim nebst den schön geschwungenen Linien der Küste so hohen Reiz verleiht. Hier großartig auf einander gethürmte Felsen, Klüfte und Abgründe, dort grüne Hügelketten, lachende Thäler, eine üppige Vegetation. Bald tritt das eine, bald das andere Element mehr in den Vordergrund, immer aber wirken die beiden durch den Contrast auf das eigenthümlichste. Vom Thore von Baidar geht der Weg in einem steilen Zickzack auf ein ausgedehntes Felsenplateau nieder und dann zwischen gewaltigen Felsenmassen entlang, die wirr umherliegen, als wären sie durch gewaltige Erdconvulsionen herumgeworfen worden. Hier herrscht das Element wilder Großartigkeit entschieden vor, und der Anblick, in vollem Mondlichte genossen, gehört wohl zu dem Schönsten, was die Natur bietet. Dagegen geht es von Alupka nach Malta abwärts durch fortgesetztes Parkland. Da sind herrliche Wald- und Wiesenstrecken, seltene Pflanzen und Blüthen in nahezu tropischer Heppigkeit und Weingärten zur Linken von Bergreihen abgegrenzt, während zur Rechten das blaue

Meer sich ausdehnt. Die Strecke von Alupka nach Malta weist auch eine Menge Landfuge der russischen Aristokratie auf. In Alupka befindet sich der sehr schöne halbgothische Palast des Fürsten Woronzow, zu Trianda jener des Großfürsten Constantin in pompejanischem Style, mit griechischen Porticos und al Fresco gemalten Höfen. In Livadia ist die Villa der Kaiserin von einer Gruppe von Häusern umgeben. Malta ist ein gar reizender Ort, die Berge treten etwas von der Küste zurück, so daß die Stadt wie in einem Amphitheater von Hügeln liegt. Zwei Mal in der Woche legen die Dampfer von Odessa, Kertsch und Theodosia hier an. (Wiener Abendpost vom 25. August 1876.)

Nördlich von der Krim, die man wohl auch die taurische Halbinsel nennt, breitet sich bis zum Dnjepr die nogaische Steppe aus, ein Theil der oben beschriebenen pontischen Steppen, welche westlich fast bis an den Dnjestr reichen. Im N. derselben liegt vom mittleren Dnjepr durchflossen die Landschaft Ukraine, welche den größten Theil des sogenannten Kleinrußland umfaßt. Das Gebiet zwischen Bug und Dnjestr nennt man Podolien, jenes zwischen Dnjestr und Pruth ist das kornreiche Bessarabien. Diese beiden Landstriche grenzen an die rumänische Moldau und das österreichische Galizien und Bukowina, deren Bodenformation sich auch weit hinein nach Podolien erstreckt; es ist ein hauptsächlich durch dichten petrefactenreichen Kalkstein und Thonschiefer vertretenes Silur. Auf dem Thonschiefer lagert unmittelbar Kreidebildung, theils Feuerstein führende Kreidemergel, theils Grün- sand, und hier finden sich in einem grauschwarzen, zuweilen in's Grünliche sich ziehenden, dünnblättrigen Thonschiefer eigenthümliche Kugeln von Phosphorit oft in großer Anzahl eingelagert. Ein Grenzland Galiziens ist auch das theils fruchtbare, theils Wald- oder Steppenland Wolhynien, dessen Gewässer meist nach N. gerichtet, sich in den Prypet, den wichtigsten rechtsseitigen Nebenfluß des Dnjepr, ergießen. Der Prypet aber durchfließt ein weites Sumpfgebiet, die Rokitno-Sümpfe, welche in W.-Rußland vom Dnjepr westwärts bis in das östliche Polen und nördlich bis an den uralisch-baltischen Landrücken reichen. Vermittelt Canäle steht hier der Prypet mit dem Niemen und der Weichsel und dadurch das Schwarze Meer mit der Ostsee in Verbindung.

Das Ostsee-Becken nimmt alle jene Gewässer auf, welche im W. und NW. des uralisch-baltischen oder nordrussischen Landrückens entspringen. Eine Ausnahme davon macht bloß die Weichsel (1040 Km. lang), welche, wie wir wissen, den Vesiden entquillt, in ihrem Mittellaufe aber den russischen Antheil Polens und dessen Hauptstadt Warschau durchfließt. Sie kann als die westliche Grenzlinie Europa's gelten; entschieden gehört diesem aber der Niemen (853 Km.) an, welcher unter den Namen Memel und Ruß auf preussischem Gebiete in's kurische Haff mündet. Vom Wolchonski-Walde steigt die (1040 Km. lange) Düna herab, welche bei Riga in's Meer fällt. Niemen

und Düna bewässern das sumpfreiche Lithauen, welches zwischen dem baltischen Meere und den Nokitno-Sümpfen liegt. Jenseits, d. h. im N. von der Düna, in den sogenannten Ostseeprovinzen Kur-, Liv- und Estland zeigt das Land diesen Sumpfscharakter noch deutlicher und geht dann in die große baltische Seenplatte über, welche man als eine directe Fortsetzung der norddeutschen ansehen kann. Der bedeutendste dieser Seen ist der große Peipus-See, der im Pskow-See eine Verlängerung nach S. und in der Narówa einen Abfluß in den finnischen Golf besitzt. Westlich vom Peipus liegt der Ilmen-See, dessen Abfluß, der Wolchow, dem Ládoga-See und dadurch der nur 60 Km. langen aber majestätischen Njewa (spr. Njewa) zu Gute kommt, an deren Mündung die moderne Metropole des russischen Reiches, St. Petersburg, sich stolz erhebt.

Die Eisenbahn von Warschau nach St. Petersburg durchschneidet der Quere nach einen Theil der zuletzt erwähnten Gebiete. Wir befinden uns zuerst in West- oder Weiß-Rußland, und zwar im Gouvernement Kowno, dem alten Samogitien, dessen Areal Flachsfelder, aber noch in weit größerer Ausdehnung Wälder bedecken, und gelangen aus diesem in jenes von Wilna (Wilno), welches mitunter am Niemen etwas freundlichere Gegenden zeigt. Den gleich einförmigen Charakter wie die beiden genannten Gouvernements trägt auch jenes von Witebsk, wo Heideland, weitreichende Birkenwälder mit Feldbau wechseln. Mit dem Eintritte in das Gouvernement Pskow (spr. Sko) kommen wir erst in das eigentliche Großrußland, die Hauptmasse des alten Reiches, und können unser Auge jetzt daran gewöhnen, Stunden und Stunden in gerader Linie durch Wälder zu fahren, aus denen nur äußerst selten ein echt russisches Dorf — Holzhütten mit Brettern gedeckt, aus deren Dachrücken der Rauch sich beliebigen Ausgang sucht — auftaucht. Diese unwirthsamen Gegenden, in deren endlosen Urwäldungen Freund Fek, der Wolf und das Elen unbehelligt haufen und der Auerochs sich nach Belieben im Sumpfe wälzen kann, reichen unverändert hinein bis Ingermannland, das jetzige Gouvernement Petersburg. (Theodor Graf Leubling. Wanderungen im westlichen Rußland. Leipzig 1875. 8°. S. 29—31.)

Das nordwestliche Rußland schließt die größten Seen unseres Erdtheiles in sich. Zwischen der Njewa und dem Onega-Busen des Weißen Meeres liegen die gewaltigen Flächen des Ládoga (18,270 Km.) und des Onega-See's, nördlich von diesem eine ganze Reihe größerer und kleinerer Wasserspiegel, welche längs des Weißen Meeres gegen N. bis in die Halbinsel Kola hinziehen und mit dem großen Enara-See in Russisch-Lappland enden, der durch die Pasvig-Elf sein Wasser in den Waranger-Fjord sendet. Eine Wasserscheide trennt diese Seengruppe von der felsigen finnischen Seenplatte, welche, ein verkleinertes Abbild der nordamerikanischen, eine besondere Gruppe von vielen Hunderten von Seen bildet, die zusammen über  $\frac{1}{10}$  der gesamten Bodenfläche Finnlands bedecken.

Die finnische Landschaft ist specifisch melancholisch, still, fast leblos, weil mager bevölkert, dunkel die Wälder, noch dunkler die Seen; sieht man vom Boote aus in die Tiefe der letzteren hinab, so erscheint das Wasser bei blaustem Himmel

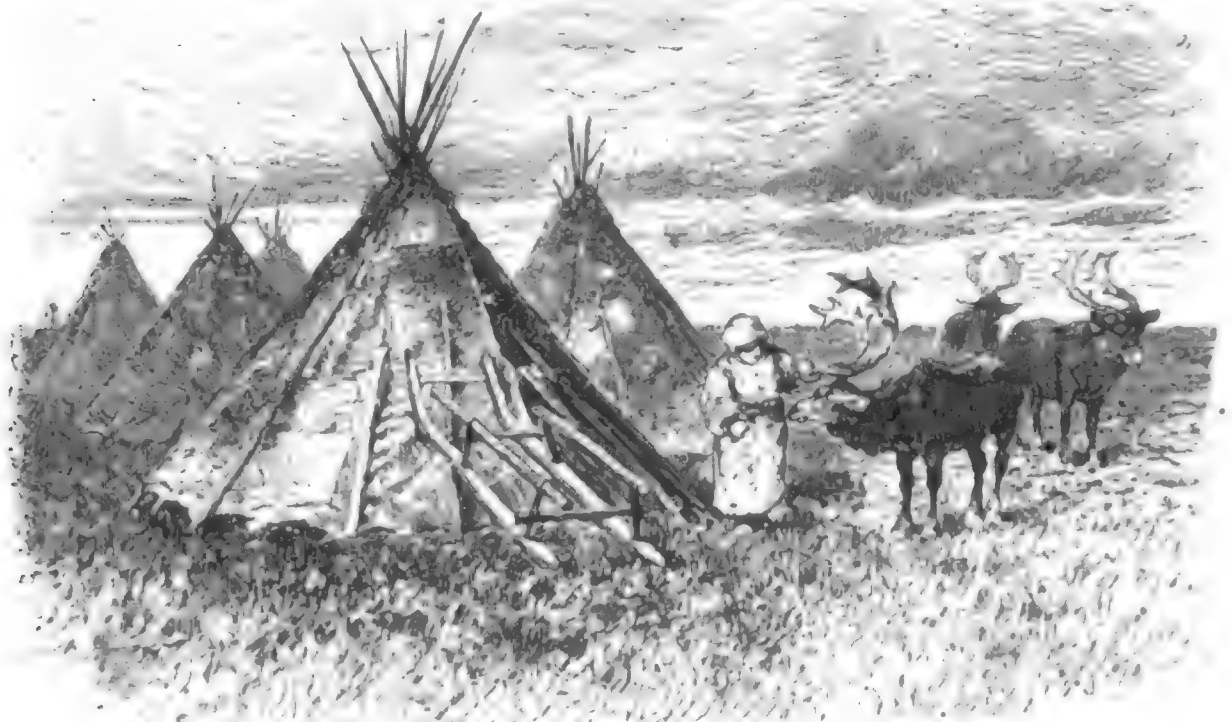


vollkommen schwarz, obgleich das Wasser selbst bei 3 M. Tiefe durchsichtig ist. Nur wenn man von der Höhe schräg auf die Wasseroberfläche blickt, erscheint sie durch den Reflex blau. Manche dieser Seen fließen natürlich zusammen, andere sind durch den Canal verbunden, und so gelangen wir endlich von einem zum anderen bis zu dem größten finnischen Landsee, dem Saima-See, dessen Ausfluß, der Vuoksi oder die Vodka, die gewaltigste Stromschnelle in Europa, die Imatra, bildet. Seen, Felsen und Tannenwälder, — das ist mit drei Worten bezeichnet der Charakter Finnlands. Spärliche Lappen fruchtbaren Landes, zum Theil mühsam dem Boden abgerungen (durch Niederbrennen und Ausroden der Waldungen oder Ablassen der Gewässer) bedecken hier und da die ärmliche Blöße dieses Naturlandes, liegen zerstreut zwischen Wäldern und Gewässern; denkt man sich nun in der Nähe dieser bebauten Felder hier und dort ein kleines Dorf oder ein einzelnes Gehöft, um das Wohnhaus immer eine Masse größerer und kleinerer Holzhütten (denn der Finne erbaut sich für jeden neuen Gegenstand, eine neue Kuh oder Karren etwa, die er sich anschafft, auch gleich eine neue Bedachung); denkt man sich auf den stillen Wald- und Feldwegen zuweilen ein kleines, aber stinkes Pferd seinen Karren ziehen, von einem gelbhaarigen zusammengekauerten Finnen mit der kurzen Peitsche, einem eigenthümlichen Schnalzen der Zunge oder dem monotonen Ruf: hävone! hävone! (Pferd) angetrieben; über den See aber bald einen Fischerkahn treibend, bald eine Maschine dampfend, die einen langen Zug von Flößen oder ein schwerbeladenes Frachtschiff hinter sich herführt; — setzt man sich aus diesen einzelnen Bildern die Landschaft zusammen, so hat man ungefähr einen Begriff von ihrem eigenthümlichen Charakter. Im Winter freilich ist mit der weißen Schneedecke auch das Schweigen des Todes über sie gebreitet; nur ein einsamer Reisefschlitten, hier und da der aus einer Hütte aufsteigende Rauch, ein Hase, der über die Felder läuft, oder eine Krähe, die schreiend von einem Saume des Waldes zum anderen fliegt, verrathen etwas Lebendiges in der Todtenstille. Wirklich armselig ist die Landschaft, die den Eisenbahnreisenden von Wiborg nach Helsingfors begleitet. Man bemerkt nämlich in der uns ununterbrochen begleitenden Waldung keinen einzigen Baum, dem man ein höheres Alter als 15—20 Jahre geben möchte. Wenn nicht die Felsen so alte bemooste Häupter wären, möchte man die Erde in Finnland für jung halten. Die Eisenbahn-Civilisation ist ein grausamer Feind der Wälder, der stärkeren höher aufgewachsenen Stämme. Es wird bald dahin kommen, wie das schon in Mittelrußland der Fall ist, daß „Wald“ Buschwerk genannt wird, welches noch nicht Manneshöhe erreicht. Die Eisenbahn hat in den Graniten Finnlands viele Durchschnitte nöthig gemacht; sie zeigen, daß das granitische Fundament *terrain moutonné* ist, wie die Franzosen sagen. Eine Gebirgslandschaft im eigentlichen Sinne stellt Finnland durchaus nicht dar, das wird namentlich klar, wenn man das Land von höheren Punkten aus übersieht. In der südlichen Hälfte Finnlands mögen sich wenige Berge höher als 150 M. erheben. Das Schwemmland, von dem Finnland bedeckt ist, das Zerlegungsproduct der verschiedenen Granite ist vorzugsweise gröberer oder feinerer Sand, der stellenweise dünenartig in hohen Wällen aufgeworfen ist. In diesem Sande finden sich zahlreiche Blöcke und Geröll, nicht selten Gesteine, von denen man nicht weiß, woher sie stammen. Auf dem Rücken hoher Felsen finden sich lose Blöcke, zerwaschen und abgerundet, die doch nur Ueberbleibsel größerer Massen sein können. (Bulletin de la Soc. Imp. des Naturalistes de Moscou 1874.)

Eine ungastrische Region schließt sich im N. an Finnland an, die Halbinsel Kola mit flacher, einförmiger Küste ohne Einschnitte, ein düsterer, trauriger Anblick. Ihr dem Eismeere zugewandtes Gestade führt die Bezeichnung Murmanski-Ufer oder lappländische Küste. Im S. dringt die Kandalaschlaja-Bucht, eine der drei großen Buchten des Weißen Meeres, weit in's Land hinein. Die mit Felsen und Inseln — unter diesen die solowezischen Eilande — gleichsam besäete Onega-Bucht, in welcher der Onega-Fluß einmündet, bildet den südlichen Theil des Weißen Meeres, die Dwina-



Bucht den östlichen. In diese letztere ergießt sich die 1190 Km. lange Dwina, welche aus dem Zusammenflusse der Quellarme Suchóna und Jug vom uralisch-baltischen Höhenzuge herabkommt, und an ihr liegt die wichtigste nordische Handelsstadt Archangel in trauriger Umgebung. Nicht minder düster ist die Region im O. des Weißen Meeres, die Halbinsel Kanin, eine eisige Einöde mit dem Samokowskija-Hügel und Heimath der Samojeden, dieser eigentlichen „Wilden“ Europa's, welche von der Dwina-Bucht nach O. hin bis zum Obischen Golfe in N.-Asien streifen. (Herm. und Karl Aubel. Ein Polar Sommer. Reise nach Lappland und Kanin. Leipzig 1874. 8<sup>o</sup>.)



Samojeden-Hütten.

Im O. von Kanin liegt die Tscheschkaja Guba oder Tschescher-Bucht und vor ihr im Eismeere die Insel Kalgujew. Ganz an der äußersten Grenze Europa's vermittelt die Insel Waigatsch den Uebergang zu dem arktischen Doppelteiland Nowaja Semlja.

Die Ströme dieses arktischen Gebietes Rußlands sind nebst den erwähnten der Mosen und die Petschora (s. v. Pjetchora), welche 965 Km. lang vom nördlichen Ural herabfließt und in zahlreichen Armen in's Eismeer mündet. Bis zum 61. Breitengrad etwa ist der Boden für die meisten Getreidearten günstig; die nächsten 2—3<sup>o</sup> lassen dieselben nur stellenweise gedeihen; nördlicher jedoch erstrecken sich endlose Moräste oder Tundras, und die Vegetation stirbt nach und nach ab. Der Boden bleibt selbst im Sommer in geringer Tiefe noch gefroren. Die unermesslichen Urwälder jener nördlichen Gegenden, die aus Lärchen- und anderen Nadelhölzern bestehen, zwischen welchen der eigentliche Baum des N., die so zart scheinende, aber doch zähe Birke, hier und da auch die Weide vielfach vorkommt, verschwinden nach N. hin mehr und mehr, bis sie zuletzt in ganz krüppelhaften Formen

enden. Ausgedehnte magere Grasflächen mit vielen Moosen und Beerenarten bilden den Uebergang zu den eiligen Polarmorästen der Tundras. Dieselben erstrecken sich nördlich von der Stadt Mosen, welche an dem an seinen Ufern noch mit Sträuchern bewachsenen Mosenflusse liegt, als eine ununterbrochene Wüste bis weit über die Petschora hin. Im N. als fahler Granit auftretend, verläuft das Land nach S. zu nach und nach in jene ungeheuren Moraststrecken. Die Tundras bestehen aus einer fast compacten, schwankenden Masse, die stellenweise durch reichlich beigemengte Erztheile braunröthlich gefärbt ist und wie oerrostet erscheint, stellenweise wieder mit weißem Renthiermoos überzogen ist. Dieses bildet die Hauptnahrung der wichtigen Renthiere; das isländische Moos dient den Lappen und Samojeden zur Speise. Der weiße Bär kommt in diesen Regionen schon öfters vor, wo Robben, Walrosse, Polarfüchse, Möven und Gidergänse ihre Heimath haben. Der Winter dauert hier volle 8 Monate, so daß das Meer vom Ende September bis Mitte Juni mit Eis bedeckt ist. Die Kälte steigt oft bis  $32^{\circ}$  N. Die wärmsten Tage sind im Juli mit einer mittleren Temperatur von  $+ 2^{\circ}$ . Obgleich die Sonne im Sommer hier nur auf kurze Zeit verschwindet oder fast gar nicht untergeht, so ist die Vegetation doch nur eine kümmerliche. In diesen menschenleeren Einöden treten die verschiedensten Naturerscheinungen auf, für welche die Bewohner des N. alle eigene Bezeichnungen haben. Pab heißt z. B. der dichte, den ganzen Himmel verdunkelnde schwere Schneefall; die Ponossucha ist ein heftiger Wind, der die zusammengewehten Schneemassen hügelweise über die Fläche vertheilt, Berge häuft und Höhlen wühlt, so daß kein Mensch die frühere Gegend wieder erkennt. Der Chiwus ist ein Schneesturm, der nur in den Polargegenden und an den Meeresküsten vorkommt. (Pankenau und Celsnik. Das heutige Rußland. Leipzig 1876. 8°. S. 65—71.)

Fast unter  $70^{\circ}$  n. Br. liegt der nördlichste Punkt des europäischen Rußland am O.-Ausgange der engen Jugor'schen Straße, welche die Insel Wai-gatsch vom Festlande trennt und aus dem Eismeere in das Karische Meer hinüberführt. Eine Bucht dieses letzteren ist der Karische Busen, an dem die nördlichsten Ausläufer des Ural-Gebirges enden. Dieses Scheide-Gebirge Europa's, der Ural, erstreckt sich 3700 Km. lang von der Küste des Karischen Meeres bis Orenburg durch 18 Breitengrade und besteht aus nahe gerückten Parallelfetten, die sich gegen S. vermehren.

Man pflegt den Ural in drei Abschnitte zu theilen: 1) in den nördlichen, ost-jatischen oder samojedischen Ural; 2) in den mittleren oder wogulischen, und 3) in den südlichen oder baschkirischen Ural. Die nördliche Uralkette trennt in der Länge von über 1000 Km. die Gouvernements Wolodga und Archangelst von Sibirien, beginnt an der Jugor'schen Straße mit niedrigen Höhen und zieht bis zu den Petschora-Quellen. Das Gebirge erreicht hier eine Höhe von etwa 1300—1700 M., ist walddarm, stellenweise ganz kahl, felsig, zerklüftet und von tiefen Schluchten durchzogen. Auf dem Ural entspringen auf sibirischer Seite mehrere Nebenflüsse des Ob, auf europäischer die Kura und Petschora. Die Flüsse des N. besitzen alle einen und denselben Charakter: sie haben ihren Ursprung in Sümpfen, schleichen anfangs träge in seichten, schmalen Betten dahin, erkräftigen dann durch Bergströme, die sie in sich aufnehmen, höhnen ihr Bett aus, werden reißend und bilden an ihren Mündungen Untiefen und Sandbänke oder sie verlaufen in Sümpfen. An den nördlichen wüsten Ural schließt der mittlere an, welcher im Teneischkin-Ramen 1633 M. emporsteigt und auf seiner asiatischen Flanke eines der erreichsten Gebirge der Welt ist. Es ist dies die Region der Korunde, Saphire, Hyacinthe, Granaten, der Topase, Berylle, Turmaline; aus ihr brachte Humboldt der russischen Kaiserin die ersten ihr versprochenen Diamanten; in ihr liegen die reichsten Schätze an Gold, Platina, Kupfer und Eisen. Am W.-Abhange des Gebirges hingegen zieht die Steinkohlenformation hin, deren Lager nicht nur unter dem Productuskalk, dem tiefsten Gliede der Formation, sondern auch über ihm in einem

höheren geologischen Niveau vorkommen. Die Anzahl der Kohlenlager ist daher am Ural eine größere als im russischen Centralbassin, auch ist die Kohle noch besserer Qualität und daher nicht nur als Heizmaterial, sondern auch zu metallurgischen Arbeiten tauglich. Diese Ural'sche nord-südlich streichende Kohlenzone wird von den ostwestlich in das linke Ufer der Kama fließenden, in ihrem Unterlaufe meist schiffbaren Flüssen der Quere nach durchschnitten und ist von mächtigen und vorzüglichen Eisenerzlagerstätten begleitet. Im mittleren Ural treten uns nirgends scharfe Gebirgskämme oder isolirte Bergspitzen entgegen. Die einzelnen Erhebungen, welche einander überragen, sind breite, langgestreckte, oft stark bewaldete Rücken, wahre Plateaux, und ihre mittlere Höhe beträgt nicht viel über 670 M. Auffallend ist die Richtung der dem Ural entspringenden Gewässer. Während nämlich alle Flüsse im W. des mittleren Ural in ihrer Haupttrichtung von S. nach N. fließen, strömen alle der O.-Seite entspringenden in der Haupttrichtung von N. nach S. Die ersteren gehören dem Stromgebiete der Wolga, letztere jenem des Ob an. Der Meridianrichtung des Gebirges, sagt Ferdinand von Hochstetter, entspricht auch die geologische Zusammensetzung und seine Tektonik. Alle am W.-Abhange des Gebirges zu Tage tretenden Sedimentformationen zeigen ein nord-südliches Streichen und treten somit in schmalen Zonen auf, deren Parallelismus auf jeder geologischen Karte des Ural deutlich genug in die Augen fällt. Der O.-Abhang fällt dagegen viel steiler ab als der W.-Abhang und man sieht dort deutlich, daß die Lagerungsverhältnisse der Gebirgsschichten gestört sind; der Zusammenhang einer früheren Massenerhebung ist durch eine von N. nach S. erfolgte Bewegung unterbrochen worden. (F. v. Hochstetter. Ueber den Ural. Berlin 1873. 8<sup>o</sup>.) Ueber den mittleren, zugleich schmälsten Ural führt die Straße nach Jekaterinburg und soll einem unschwer durchführbaren Projecte zufolge ein Schienenweg gelegt werden. Der südliche oder baschkirische Ural streicht in drei fächerartig sich ausbreitenden Ketten, deren mittlere Höhe 450—600 M. beträgt und die von den Zuflüssen zur Ufa und Bielaja durchbrochen werden, gegen SW. Sein höchster Punkt, der Iremel, der in der westlichen Kette in der Nähe der Bielaja-Quellen liegt, erhebt sich zu 1536 M.; ihm zunächst kommt der Taganai (1069 M.) bei Slatoust. Auch dieser Theil des Ural ist reich an Erzen und Salz.

Die im Ural verborgenen Bodenschätze lassen ahnen, über welchen Mineralreichthum Rußland verfügt. Derselbe ist aber nicht auf diesen Gebirgszug beschränkt, sondern ganz O.-Europa ist damit in reichem Maße bedacht. Gold wird außer dem Ural in Russisch-Lappland und Finnland gefunden; ausgebehnte Lager des seltenen Labrador-Steines, der überhaupt nur in Rußland vorkommt, liegen in Wolhynien; am wichtigsten sind aber natürlich die reichen Kohlenlager, welche, vom Ural abgesehen, im centralen Rußland, wo der productive Theil allein eine Flächenausdehnung von 18,000 □ Km. besitzt, und im Donezgebiete, endlich in Transkaukasien vorhanden sind. Die Kohle der beiden ersteren Gebiete gehört zwar der Steinkohlenperiode, aber nicht der eigentlichen Kohlenformation, sondern der etwas älteren Bergkalk- oder Culmformation, jene Transkaukasiens aber der Liasformation, mithin der weit jüngeren Juraperiode an. (Ausland 1875, Nr. 19, S. 378.) Mit den Mineralreichen hält die Mannigfaltigkeit der übrigen Producte in Thier- und Pflanzenwelt, verursacht durch die auf dem weiten Raume von 35 Breitengraden sehr verschiedenen Verhältnisse des Klima's, gleichen Schritt.

Das große sarmatische Flachland liegt in der Uebergangszone des oceanischen Klima's von W.-Europa in das continentale von Centralasien; es nimmt also die



Kälte von SW. gegen NO. in hohem Grade zu; ein Vergleich mit Orten gleicher Polhöhe in W.-Europa zeigt den Unterschied am deutlichsten: Petersburg mit seinem strengen Winter liegt unter dem nämlichen Breitengrad wie die Shetlands-Inseln, welche sich eines feuchten aber milden Klima's erfreuen; das noch weit rauhere, wohl südlichere aber auch östlichere Moskau liegt auf gleicher Breite mit dem durchaus milden Edinburgh. Im äußersten S. gestalten sich die Verhältnisse dagegen günstiger; aber auch im N. sind die kurzen Sommer, wie in allen Continental-Gebieten, drückend heiß. „Kein einziges Land Europa's, sagt sehr richtig Graf Leublfing, wird von den Ausländern — auch den Deutschen — mit so wenig Kenntniß der klimatischen Verhältnisse beurtheilt, als gerade Rußland. Im Allgemeinen herrscht eben nur die Ansicht vor, daß es fortwährend kalt sei, und die Bemerkung, daß dies allerdings auf den Winter in vollem Maße anwendbar sei, wird häufig mit unglaublichem Achselzucken entgegengenommen. Daß die Temperatur-Verhältnisse eines Reiches, welches sich von S. nach N. auf fast 40 Breitengrade ausdehnt, alle klimatischen Nuancirungen von dem Klima S.-Tyrols und der lombardischen Tiefebene bis zum unzugänglichen Eiskelde des Polarkreises, wo das Quecksilber monatelang in gefrorenem Zustande hämmelbar bleibt, aufzeigt, wird brevi manu ignorirt.“ Der Niederschlag nimmt im continetalen Klima bedeutend ab, und den Wärme- und Niederschlagsmengen entsprechend gestaltet sich die Vegetation und die Thierwelt; der besseren Uebersicht halber kann man O.-Europa in vier deutlich unterschiedene Zonen theilen. In der ersten Zone, dem arktischen oder Polar-Landstrich, im N. des Polarkreises, fehlt der Wald gänzlich; sie gestattet keiner einzigen Baumart eine vollständige Entwicklung; die wenigen vorkommenden Exemplare sind krüppelhaft und gewissermaßen zum Gesträuche verkümmert. Die ganze Bodenproduction ist auf Moose, Flechten und Beeren beschränkt, ohne daß sich durch Cultivirung das Land etwas aufzwingen ließe. Die Thierwelt ist nur in wenigen Gattungen vertreten, im Hunde, Renntiere, Eisbären, Polarfuchse und anderem Pelzwilde, dann den Robben, der Eidergans, Strandvögeln und Fischen. Der zweite nördliche oder kalte Landstrich vom Polarkreise bis zum 57.° n. Br. ist reich an Nadelholz- und Birkenwäldern; diese liefern den starken Bedarf für den Bau von See- und Flußschiffen, aus ihnen zieht der Betrieb der Hütte und des Bergwerks sein Brennmaterial; es beginnt der Anbau von Getreide, von Gerste, Hafer und Roggen, in den höher gelegenen Gebieten spärlich, in den der dritten Zone sich nähernden schon reichlicher. Auch Kartoffel- und Flachsbaue findet Beachtung. Die ganze Region ist reich an Raubwild — Bären, Wölfe, Füchse und Luchse, läßt nicht minder auch Edelmwild heimisch werden und führt den Hirsch, das Reh, den Damhirsch und das Wildschwein auf. Die Zucht der Hausthiere nimmt gleichfalls zu. Der mittlere oder gemäigte Landstrich vom 57.—50.° n. Br. gebietet über Nadel- und Laubwäldungen, in welchen häufig die Linde als charakteristischer Baum auftritt, und ist das vornehmste Gebiet des Ackerbaues, zu dem noch die Cultur des Weizen und Hanfes sich gesellt. Ihm vorzugsweise eigen ist der Wolf, ebenso zwei sonst nicht mehr vorkommende Thiergattungen: der Auerochs und das Elen. Vieh- und Pferdezuucht, vorzugsweise die letztere, dann die Bienenzuucht werden mit Fleiß gepflegt. Der südliche oder warme Landstrich, vom 50. Breitengrad bis zum Schwarzen oder Kaspischen Meere, entbehrt endlich, wie der hohe N., des Waldes gänzlich und überläßt seine weiten Gebiete entweder wo culturfähig einem lohnenden Getreideanbau, wo nicht, der baumlosen Steppe. Diese südliche Zone bringt alle europäischen Frucht- und Getreidearten zur Reife, dazu Mais, Melonen, Wein und Südfrüchte; ihre theils nomadisirenden Bewohner betreiben die diesen mit Vorliebe eigene Viehzucht und haben in einzelnen Gegenden als specielle Zugabe das Kameel.

## Europa's Völker und Staaten.

### §. 9. Das Königreich Portugal.

Am atlantischen Oeeane, 520 Km. lang, 180 Km. breit, zwischen den Mündungen des Minho und der Guadiana, durchflossen vom Douro, bildet Portugal ein Reich von 89,355, nach Anderen von 93,000 □Km. Flächenraum und etwa 4 Mill. Einwohner. Da die Portugiesen indeß die gerade westlich von Lissabon gelegenen Azoren und die Madeira-Gruppe zu Europa rechnen, so erhöht sich die Bevölkerungsziffer noch um etwa 400,000 Köpfe. Alle Portugiesen, sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, hängen dem katholischen Glauben an. Portugal ist ein erbliches constitutionelles Königreich mit Theilnahme der Cortes an der Regierung; diese Cortes zerfallen in eine Kammer vom Könige ernannter Pairs und in eine Deputirtenkammer. Das Land wird historisch in fünf Provinzen (Minho, Trás-os-Montes, Beira, Estremadura und Alentejo) und 1 District (Faro, das kleine Königreich Algarve, d. i. das Abendland der Araber) eingetheilt, welche dermalen 17 Verwaltungsdistricte bilden; zu Estremadura gehören die obenerwähnten Districte der Azoren und Madeira's (District Funchal). Die auswärtigen Colonien Portugals sind theils in Asien, theils in Afrika zerstreut, welcher letztere wir schon kennen lernten. Zu den asiatischen Besitzungen gehören Goa und Diu auf der Küste Malabar in Indien, die L.-Hälfte der ostindischen Insel Timor und Macao bei Canton in China. Die Armee beträgt im Frieden 40,000, im Kriege 70,000 Mann; die Kriegsflotte zählt im Ganzen an 40 Fahrzeuge mit etwa 300 Köpfen Bemannung.

Nur gar wenigen Menschen ist Portugal mehr als ein geographischer und socialer Begriff, und nur höchst selten verirrt sich ein Reisender, führt ihn nicht ein bestimmter Zweck dahin, in diesen Winkel Europa's, der doch so viel Schönes und Interessantes bietet. Der Hafen von Lissabon (280,000 Einw.) mit seinen palastgekrönten Höhen kann sich an Schönheit lähn mit Constantinopel, Palermo, Neapel und Genua messen. (Siehe über Lissabon: J. G. Kohl. Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's. Leipzig 1874. 8°. S. 104—132.)



Ist schon der Anblick des mächtigen Tejo — sagt Freiherr von Barth, mit der seeartigen Weitung vom festen Lande, von den Quais und mehr noch von den Anhöhen Lissabons aus überraschend und eindrucksvoll, wie vielleicht kein zweites Bild aus südlichen Ländern, so erhöht sich dieser Eindruck noch, wenn Leben und Bewegung in dieses Bild kommt, wenn einer der schwarzen Colosse mit qualmen- dem Schlot sich in Gang setzt nach dem Meere hinaus, dessen Spiegel weit drau- ßen jenseits der Barre des Tejo erglänzt — und vor Allem, wenn man, selbst auf Deck stehend, die Uferpanoramen rechts und links mit stummem Abschiedsgruße an sich vorübergleiten läßt. Noch einmal schweift der Blick über die stolze lusitanische Metropole, die Hügel und Thal am Tejo-Ufer mit ihrer blendendweißen Häuser- masse umfängt, deren Burgen, Klöster und Kathedralen die Scheitel der Höhen krönen, ein unvergleichliches Bild von Pracht und Größe, mögen auch die Spuren der Vernachlässigung mitunter recht sichtbar darin hervortreten, derartiges gehört nun einmal mit zu dem Charakter südlicher Landschaften und Städte, und in der That, man kann in der Umgebung dieser üppigen, in ihren Gaben so verschwende- rischen Natur sich auch weit leichter in diese Mängel finden, als in dem kargen, dürftigen N. Da liegt, endlos weit, in schillerndem Blau die Bucht des Tejo, be- lebt von unzähligen, großen und kleinen Fahrzeugen, Barken, Seeschiffen und Damp- fern; die kleinen Raddampfer rauschen nach der Punta Cacilhas hinüber und nach Belem hinaus und von den Quais an der Praga do Commercio, deren Co- lonnade und Triumphbogen im hellen Scheine der Nachmittagssonne glänzt, setzt sich das Schiff für Barreiro, der Endstation der südöstlichen Eisenbahnen Portu- gals, in Bewegung; fern im S. erscheinen über dem Spiegel der Tejobucht in kla- ren, scharfen Umrissen die Höhen der Serra d'Arrabida, des S. Luiz bei Setúbal und die Burg von Palmella. Wir laufen aus! — Links ziehen die von kleinen Thälchen durchschnittenen, steilen Kalkfelsenhöhen von Almada, rechts Belem mit seiner uralten Kathedrale und mit dem viereckigen, den Eingang des Lissaboner Hafens bewachenden Thurme an uns vorüber. Ueber den welligen, mit zahllosen Windmühlen besetzten Höhen am nördlichen Tejoufer steigen in imposanten, zad- igen Gestalten die Gebirge von Cintra auf, eine lange Reihe kühngeformter Spitzen, von der Peninha, welche weit draußen am westlichen Ende über dem Cabo da Roca sich erhebt, bis zur hohen Gipsfelpyramide der Cruz alta und der Pena, dem stattlichen Schloßbau im maurischen Style, welcher den Scheitel eines der höchsten Vergeshäupter der Serra krönt. Die Menge der Schiffe, an welchen der abgehende Dampfer uns anfänglich vorübertrug, hat sich rasch gelichtet; schon erscheinen sie nur mehr wie ein gedrängter Mastenwald und in gleichem Maße engt sich der Rahmen um Lissabon, von welchem nur die höchsten und großartigsten Gebäude, das Castell San Jago, die Kuppelkathedrale vom Coraço de Jesus, das neuer- richtete Observatorium im Olivenhain der Tapada und der gewaltige Bau des königlichen Schlosses in Ajuda, über Belem, noch lange Zeit sichtbar bleiben. (Aus- land 1876, Nr. 26, S. 501—502.)

Im gewöhnlichen Sinn des Wortes ist Portugal durchaus nicht dank- bar zu bereisen, denn sogenannte „sehenswerthe Punkte“ sind nur ziemlich schütter gesäet. Allerdings sind, von der Hauptstadt abgesehen, Städte, wie das handeltreibende Porto und die Universität Coimbra, oder Plätze, wie das Kloster Mafra, das portugiesische Escorial, das königliche Lustschloß Cintra, das berühmte Bernhardinerkloster Alcobaca, Basaco, Batalha, Leira wohl eines Besuches werth; im Allgemeinen aber ist die Landschaft eine mono- tone. In den Niederungen wohlcultivirtes Ackerland, hier und dort wie durch Flecken von Buschwerk und kleinem Gehölz unterbrochen. Nur an den Flüssen nimmt die Scenerie einen anderen Charakter an; auf saftigem Wiesengrunde zieht sich die Ufer entlang kräftiger Baumschlag. Der Sonnenuntergang an

der atlantischen Küste ist von wunderbarer Schönheit und es lebt im Volke die Sage, Noah sei nach der Sintfluth nach Portugal gekommen, nur um sich an diesem unvergleichlichen Sonnenuntergang zu erfreuen, und sei darüber in Entzücken gerathen.

Jagdfreunden bietet Portugal keine besonderen Freuden, so uncultivirt auch ein erheblicher Theil des Landes ist. In den einsamen Gebirgspartien finden sich einige Wölfe, wilde Ziegen, Luchse und etwas Rothwild, und in den dünner bevölkerten Landstrichen ist auch das rothbeinige Rebhuhn heimisch. Im Winter fallen auch die Waldschneppen ziemlich reichlich ein, doch vertheilen sie sich so auf die Wäldungen, daß man nicht vieler habhaft wird. Auch der Becassinen gibt es viele, doch sind sie gleichfalls nur schwer zu erlangen, denn eine Sumpfsgegend, die heute von ihnen reich bevölkert, ist nächste Woche schon wieder gänzlich von ihnen verlassen.

Gegen N., nämlich gegen die spanische Provinz Galizien, bildet der Fluß Minho die Grenze. Die spanische Stadt Lugo liegt beinahe nur einen Steinwurf entfernt von Valença auf dem portugiesischen Ufer. Allein die Bewohner der beiden Städte sind in ihrer Tracht, ihren Sitten und Gebräuchen nicht weniger verschieden als jene von Dover und Calais. Von der einen zur anderen findet kaum irgend welcher Verkehr statt. Scharfe Zollwacht und Passiraltäten bilden häufig unübersteiglichere Hindernisse als eine imposante Gebirgskette, und nirgends sind Zwischenheirathen seltener als hier. Auch befeißigen sich die Spanier den Portugiesen gegenüber großen Hochmuths; sie blicken auf dieselben wie auf eine niedrigere Race herab. Ein moderner Reisender, John Latouche, aber reicht unbedingt den Portugiesen die Palme. Ihm erscheinen sie als ein schönerer Menschenschlag, von angenehmeren Manieren und auch hübscherer Tracht; er gesteht jedoch zu, daß dieser Contrast wohl nirgends so auffällig sei, als wenn man das Land von N. aus betrete. Die Galizianer zählen eben zu der rohesten Bevölkerung Spaniens und diese Provinz versteht das gesammte Königreich mit Wasserträgern; dagegen ist „Entre Douro e Minho“ der blühendste Theil Portugals.

Latouche versichert uns, daß man, durch einen großen Theil Portugals reitend, in Arkadien zu sein glauben könne. Nicht allein die malerische Wiesenscenerie an den Ufern der Flüsse, die großen, im schattigen Laubwerk versteckten Weintrüge, welche die Ackerbauer fleißig an die Lippen setzen, sondern vor allem ihre Gesangsweise, ganz auf der Höhe der Stimme, der Eine das Couplet des Anderen beantwortend, bringen so idyllischen Eindruck hervor. Ihre Ackerwerkzeuge sind noch von der rohesten Primitivität. So sind ihre Ochsenkarren noch ein Erbtheil der römischen Occupation und seither kaum verändert, und der Pflug ist nichts anderes als ein gekrümmter Ast, der den Boden eben nur aufkratzt und zumeist ganz bequem auf der Schulter getragen werden kann. Andererseits aber wieder haben die Mauren in Ornamentik und Töpferwaaren Spuren ihres so ausgebildeten Kunst- und Schönheitssinnes zurückgelassen. Die Joche der Ochsen sind mit Zeichnungen zweifellos maurischen Ursprungs geziert. Ebenso tragen die goldenen Schmuckgegenstände und — die Pantoffel unverkennbar orientalisches Gepräge.

Was die Menschen anbelangt, so hebt sich der Mittelstand in den Städten unvortheilhaft von den berben Pächtern und fleißigen Bauern ab. Die größeren Landstädte haben ganze Straßen voller Herrenhäuser, in denen Jahr aus Jahr ein Familien fortvegetiren, welche gerade Geld genug haben, um ohne Arbeit leben zu können. Solches Leben kostet aber nur wenig. Ein großes Haus mit einem Rohlgarten dahinter, mit weißgetünchten Wänden, teppichlosen Fußböden, einem Duzend hölzerner Stühle und ein oder zwei Brettertischen: das ist Alles. Kein Herd, kein Ofen weder im Wohn- noch im Schlafzimmer, keine Vorhänge an den

Fenstern, keine Tischtücher, keine Bilder an den Wänden, kein Spiegel, kein Tisch, der in bunter Unordnung Bücher, Zeitungen, Zeitschriften und Handarbeiten trägt, keine Blumenvase, kein Porcellan, keine Uhr, keine Bronze — nichts, nichts von den hundert kleinen Sächelchen, welche bei uns den Geschmack, resp. das Fehlen desselben bei dem Hausbesitzer documentiren und unseren Wohnungen ihren individuellen Charakter und ihren Reiz verleihen. Das Fehlen aller dieser Dinge kennzeichnet die äußerst traurigen Behausungen der Mittelklasse in Portugal. Als Beschäftigungen der Frauen wäre nur Nähen, Plaudern, Mefsehören und stundenlanges Aus-dem-Fenster-Gucken zu nennen. Von dem kurzen Kirchgange abgesehen, zeigt sich die portugiesische Frau fast nie auf der Straße. Die Männer bummeln zwischen den Verkaufsläden herum, rauchen zahllose Papiercigarretten und halten in der Mittagshize ihre Siesta. Scheint die Sonne, so stehen sie gruppenweise an den Straßenecken, mit aufgespannten Sonnenschirmen in der Hand; im Winter hängen sie sich einen Shawl um die Schultern, der genau so dreieckig zusammengelegt ist, wie ihn unsere Damen tragen. So will es die Mode, und sie wird beibehalten, so viel auch die Spanier, ihre Nachbarn, sie deßhalb verspotten. In diesen Städten gibt es nie eine Neuigkeit — und sieht man einmal zwei Männer in eifriger Unterhaltung anscheinend über einen Gegenstand von immenser Wichtigkeit begriffen, und gelingt es Einem, den Gegenstand des Gespräches zu erhorchen, so ist es sicher, daß das, was den Einen zur Verzweiflung brachte, oder ihn in Begeisterung versetzte, weiter nichts war, als daß der Preis eines Pfundes Tabak um ein paar Pfennige gestiegen oder gefallen ist. Sie haben nicht einmal Moden, über welche sie nachdenken könnten; denn Jung und Alt kleidet sich ganz gleich, nur daß die jungen Männer furchtbar enge Schuhe tragen, welche ihnen ihre Spaziergänge und Wanderungen sehr unbequem machen müssen. Indessen haben die jungen Männer noch eine wichtigere Beschäftigung als die ist, enge Stiefel zu tragen, nämlich die zahmste Form der Liebe in der ganzen Welt auszuüben. Das geschieht mit so viel Anstandsgefühl und in so platonischer Weise, daß selbst die strengste Gouvernante nichts dawider haben könnte. Denn die jungen Herren beweisen ihre Zuneigung nur dadurch, daß sie vor dem Hause der Angebeteten sich aufpflanzen, während diese beifällig aus dem Fenster schauen. Und damit hat die Sache ein Ende. Dem indolenten Ladenbesitzer ist es scheinbar ganz gleichgültig, ob er etwas verkauft oder nicht, zugleich aber betrachtet er es als ein Compliment, wenn man ihn *«muy fino»* nennt, worunter er ein Talent zum Beschwindeln versteht. Höflichkeit und Gutmüthigkeit zeichnen zwar die Landesbewohner überall in Portugal aus, doch sind sie dabei ungemein schlaue Geschäftsleute. Dennoch läßt sich nicht läugnen, daß Ritterlichkeit ein hervorstechender Zug der Portugiesen sei. Obwohl stets nicht allein fromm, sondern auch abergläubisch, stehen sie nicht mehr so absolut unter dem priesterlichen Einflusse, wie ehemals, nur das Bettlerwesen wuchert immer noch nach wie vor, und scheint beinahe eine Art Nationalleidenschaft geworden zu sein. Dagegen gibt es eine Unzahl von Höflichkeitsformen, die auf das Stricteste beobachtet sein wollen, soll man die Einwohner nicht auf das Empfindlichste verletzen. Da geht es nicht wie in Spanien, wo das Größere das Kleinere in sich einschließt und wo mit der Bezeichnung „Guer Gnaden“ — V. Usted — jedermann als wohl erzogener Mensch durch das Land kommt. In Portugal sagen sich nun wohl auch die rausenden Straßensjungen „Guer Gnaden“ und „Guer Ehren“ neben den ärgsten Grobheiten her, allein es gibt vier besondere Bezeichnungen, welche vom Edelmann herunter bis zum Bauer präcise standesgemäß angepaßt werden müssen. (John Latouche. Travels in Portugal. London 1875. 8°. und Catherine Charl. Jackson. Fair Lusitania. London 1875. 8°.)

Sowohl der Glanz der Priesterschaft wie der Aufwand königlicher Palastbauten und Gartenculturen in der wüsten Marfa hatten Portugal gründlich ausgezogen, in den letzten Jahren aber hat es, Dank einigen erfolgreichen Anstrengungen, wieder etwas Aufschwung genommen. Eisenbahnen sind gezogen worden, doch fehlen zum Theile noch die Straßen, die ihren Verkehr speisen sollen. Die Industrie hat sich entwickelt, und in den Städten sind



Die sanitäre und sanitäre Verbesserungen getroffen worden. Dabei hat sich Portugal den Unabhängigkeitsinn erhalten, der es davor bewahrt, zu einer allzu intimen Verbindung mit seinem unglücklichen Nachbarstaate verlockt oder eingeschüchtert zu werden und so seine eigenthümliche Entfaltung zu gefährden.

## §. 10. Das Königreich Spanien.

Der größte Theil der iberischen Halbinsel bildet das Königreich Spanien, welches etwa  $5\frac{1}{2}$ mal so groß und mehr denn 4mal so bevölkert ist, wie das benachbarte Portugal. Man schätzt Spaniens Flächenraum auf 495,000 □ Km., seine Einwohnerzahl auf etwa 16,300,000 Köpfe. Auch hier ist die christkatholische Religion die fast ausschließlich herrschende, doch bestehen an verschiedenen Orten auch protestantische Gemeinden, welche freilich viel zu unbedeutend sind, um dem spanischen Volke einen besonderen Stempel aufzudrücken. Wie in Portugal ist auch in Spanien die Regierungsform constitutionell-monarchisch, doch erst seit Kurzem ist das Königthum wieder aufgerichtet, nachdem dasselbe 1868 gestürzt worden und Spanien seither das kläglichste Bild politischer Verfahrtheit und Unreife der Mitwelt gegeben hatte. Eine sehr bedeutende Rolle spielte in diesen Wirren die bewaffnete Macht, welche 80,000 Mann beträgt, aber durch Reserven und Milizen auf 216,000 Mann gebracht werden kann, ohne die in den Colonien verwendeten Truppen. Die Flotte zählt 182 Dampfer mit nahezu 14,000 Köpfen Besatzung. Den Spaniern ist mit ihren nördlichen Nachbarn, den Franzosen, ein Charakterzug gemeinsam, nach welchem beide Völker dem Fremden stets als unberechenbar erscheinen. Aus gegebenen Prämissen können wir nicht beurtheilen, was Franzosen oder Spanier z. B. im politischen Verhalten thun werden, weil ihre Denk- und Urtheilsweise eine durchaus andere ist als die unsrige. Eine andere Aehnlichkeit, die zwischen Spanien und Frankreich obwaltet, ist die große Mannigfaltigkeit der Völkerrassen, die ihre Territorien bewohnen, und die Anzahl der Dialecte, welche sie reden. Wie der Nordfranzose, der Provençale, der Bretoner sich unter einander nicht verstehen, so geht es auch den Catalaniern, Castilianern und Basken. Nur hat sich die Idee einer französischen Staatsidee bis zu einem allen Völkern Frankreichs gemeinsamen nationalen Gultus gehoben, während in Spanien eine separatistische

Tendenz bei manchen Volksstämmen wohl nicht abgeläugnet werden kann. Es bietet also die pyrenäische Halbinsel, von Portugal noch ganz abgesehen, eine Musterkarte der verschiedensten Volkscharaktere. Danach erklärt man sich leicht, warum die Consolidirung der spanischen Zustände auf so ernstliche Hindernisse stößt, sobald man die verschiedenen Landestheile nach einem und demselben absoluten Zuschnitt behandelt. Spanien verlangt für jeden Landestheil eine besondere Regierungsweise und nur diejenigen Herrscher hatten Glück und Ruhm, welche solches genau wahrzunehmen wußten.

Das glücklichste Naturell unter allen spanischen Völkerschaften, sagt Dr. Nicolaus von Gerbel, dem wir im Nachstehenden folgen, besitzen unstreitig die Andalusier. Sie sind auch am meisten geeignet, alle Gerüchte, die man im übrigen Europa über Tücke, Fanatismus und Rachsucht der Spanier herumträgt, zu widerlegen. Der Andalusier ist viel zu fröhlich um tückisch, viel zu gutmüthig um rachsüchtig, viel zu glücklich und selbstzufrieden um fanatisch zu sein. Was läßt sich mit dem ewig heiteren Himmel, mit der warmen Luft, mit dem fruchtbaren Boden vergleichen, den man zwischen der Sierra Morena und der S.-Küste Spaniens findet? Diese Atmosphäre fordert unbedingt zum Lebensgenuß auf, und die heitere Stimmung wird weder durch fühlbare Kälte im Winter, noch durch empfindliche Hitze im Sommer beeinträchtigt. Von der Sierra Nevada weht beständig angenehme Kühlung nach den Thälern herunter, und es lebt sich in klimatischer Beziehung nirgends so angenehm als am Guadalquivir. Der Andalusier ist mit sich, mit seinem Gott und mit seiner Umgebung mehr zufrieden als jeder andere, und das zeigt sich in seinem ganzen Wesen. Offenbar ist er auf's innigste von seinen persönlichen Vorzügen überzeugt. Er präsentiert seine Gestalt gern in prächtiger Kleidung, er coiffirt mit den Frauen, aber seine Selbstliebe ist so naiv, daß man ihm darob nicht zürnt. Das Bewußtsein seiner Vorzüge macht ihn weder aufgeblasen, noch verleitet es ihn zur Hegelei. Im Gegentheil ist er bemüht, sich schon deßhalb stets von der angenehmsten Seite zu zeigen, weil er sich mit Ueberzeugung selbst für das angenehmste Geschöpf unter der Sonne hält. Er ist daher gefällig, zuvorkommend, dienstfertig, plaudert mit Anmuth und Liebenswürdigkeit, und übertrifft in artigem Benehmen gegen die Frauen selbst die Franzosen. Es ist ein rein sanguinisches Naturell, eine Leichtblütigkeit in ihrer anziehendsten Erscheinung, die ihn belebt, und selbst der Charakter seiner Städte führt uns die andalusische Heiterkeit allenthalben gleich vor die Augen. Besuchen wir die Stadt Sevilla, den Hauptort Andalusiens, fällt uns sofort die ungemeine Lebensfreudigkeit angenehm in die Augen. Sevilla ist eine höchst bescheidene Stadt, die nicht einmal die hervorragenden „Prachtgebäude“ besitzt, von denen Brentano in seinem Liede „Nach Sevilla, nach Sevilla“ singt. Aber in Sevilla, merkt man, ist jeder mit seinem Loos zufrieden, es ist eine freundige Sonntagsstimmung in den Gemüthern, welche sich auch dem Fremden, dem Ankommenden mittheilt. Schon die Bauart der Häuser ist eigenthümlich, und trägt vielmehr dazu bei, der Stadt ihren anmuthigen Charakter zu geben, als wenn an ihrer Stelle wirklich die erwähnten „Prachtgebäude“ ständen. Die Orientalen verwenden bekanntlich ihr ganzes Genie auf die Ausschmückung der Hofräume: sie suchen sie durch reichen Blumenflor, durch Springbrunnen zu einem kleinen Paradiese umzuschaffen, und umgeben sie mit schattigen Säulengängen. Als die Christen Herren zu Sevilla wurden, behagte ihnen die Pracht der blumengeschmückten Hofräume, der „Pacios“, gar wohl. Sie behielten diese Einrichtung bei, obwohl der Blick der christlichen Spanier sich sonst mehr nach außen als nach innenkehrte. Ihre Gewohnheit war es, an jedem Fenster einen Balcon zu errichten. Sie fuhren fort ebenso viele Balcons als Fenster zu haben, aber sie cultivirten dahinter auch die maurische Einrichtung. Das geschah meist in solcher Weise, daß die Durchgänge und die Fenster nach dem Garten mit den Fenstern nach außen correspondirten. Bei jedem Sevillaner von echtem Schrot und Korn schaut der Vorübergehende daher von außen wie durch eine Art Laterne bis in die tiefste Innerlichkeit. Es ist klar, daß man sich vor





der süßen Gewohnheit des Daseins zu trennen. Diese elegante, zierliche Gestalt, die ihm die Natur zu vielen anderen Vorzügen gab, bekommt doppelten Reiz auf dem weltberühmten feurigen, seidenhaarigen andalusischen Roß; von beiden ist es aber nur das Roß, welches sich zum Kriegsdienste eignet und in der Schlacht willig seine Haut zu Markte trägt. Dazu kommt noch ein Anderes. Der Andalusier hat das mit dem Neapolitaner gemein, daß beide bei aller Regelmäßigkeit des Körperbaues, bei aller Eleganz der Bewegungen geringe positive Stärke besitzen. Wenn schon einer oder der andere Geschmack am Kriegsdienst finden würde, vermag er doch in den aller seltensten Fällen die damit verbundenen Strapazen zu ertragen.

Die übrigen Spanier sind am leichtesten zu beurtheilen, indem man sie in einzelnen Charakterzügen zu den Andalusiern in Gegensatz bringt. Der bekannteste Stamm ist wohl der der Castilianer, doch ist selbiger bedeutend weniger liebenswürdig als der der Andalusier. Der steife und doch etikettenreiche Hidalgo, der ceremoniöse und doch träge Caballero, der ahnenstolze und doch sich in der größten Armuth nicht aufräufende Manudo de Colibrados sind bekannte spanische Typen, die uns aber immer nur Castilianer aus verschiedenen Lebensverhältnissen vorführen. Der Castilianer hat, wie der Andalusier, eine hohe Meinung von sich, aber während das diesen liebenswürdig macht, sucht ersterer vorwiegend bloß zu imponiren. Es kommt ihm nicht auf den möglichst besten Eindruck an, sondern auf das größte Gewicht. Der Castilianer erfand darum die „Grandeza“, damit das, was der Person an wirklichem Gehalte fehlt, durch complicirte Ceremonien ersetzt würde. Das Endziel seines Strebens ist dabei Ruhe, absolute Ruhe und Unthätigkeit. Der Andalusier liebt auch nicht zu arbeiten, aber er strebt desto eifriger nach den Annehmlichkeiten des Lebens. Der Castilianer jedoch vermeidet die Arbeit nicht aus epicuräischen Rücksichten, wie der heitere Andalusier, sondern aus stoischem Bedürfniß nach einer unerschütterlichen Gemüthsstimmung, nach ungestörter Bequemlichkeit. Wie die meisten Romanen, wünscht der Castilianer, wenn er ja um seines Lebensunterhalts willen arbeiten muß, baldigst so viel zu erwerben, daß er ruhig von seinen Zinsen leben kann. Er setzt sich gern eine Summe vor, die er zu erreichen entschlossen ist, bevor er sich dem ernsthaftesten Nichtsthun ergibt. Diese Summe wird jedoch selten erreicht, weil der Castilianer im Kampfe des Lebens seine schon von Hause aus bescheidenen Ansprüche immer tiefer herabsetzt. Die großartige Tugend der Genügsamkeit wird von ihm leicht übertrieben, und schließlich rührt er keinen Finger, wenn er ohne eine Anstrengung kümmerlich auskommt.

Bedeutend größere Fähigkeit im Erwerben haben dafür die Bewohner der spanischen N.-Küste, die Galizier, Asturier und Basken. Sie genießen alle drei eines vorzüglichen Rufes in Bezug auf ihre persönliche Tüchtigkeit — nur in verschiedenen Sphären. Die Galizier verdingen sich zu allen erdenklichen Sorten von Diensten als Tagelöhner, Arbeiter, Maulthiertreiber, Diener und Handwerker; die Asturier lassen sich am liebsten als Diener gebrauchen, während die Basken (die ganz so, wie die Castilianer, zu Dienstleistungen für andere zu stolz sind) als Pächter und Bauern sich fortzuhelfen suchen. Die Basken sind äußerst zuverlässig, aber starrsinnig, darum schwer zu behandeln; die Asturier sind dagegen die fügsamsten Kinder Spaniens, und von bewährter Treue, wo sie in ein Hauswesen sich einleben. Am erwerbungslustigsten sind dagegen die Galizier (die „Gallegos“): sie haben etwas von einem Italiener und etwas von einem Schweizer. Die Aehnlichkeit mit dem Italiener zeigt sich, indem der „Gallego“, welcher einmal auf Erwerb ausgeht, gewöhnlich über die Summe, deren Erlangung er sich gewünscht hat, weiter fortarbeitet, so lange die Anhänglichkeit an sein langes Heimathland, sein Galizien, es ihm gestattet. Mit dem Schweizer läßt er sich vergleichen, weil er ebenso, wie dieser, ein Sohn der Berge ist, sein Brot gewöhnlich in der Fremde suchen muß, und mit rührender Anhänglichkeit wieder in seine Berge zurückkehrt, sobald er nach seinem Ermessen genug in der Fremde erworben.

Die Bewohner des ehemaligen Königreichs Aragonien zeichneten sich durchweg als die unternehmendsten, aber auch als die unbotmäßigsten Kinder der pyrenäischen Halbinsel aus. Die eigentlichen Aragonier, die Catalanier (oder Catalanen) und die Valencier bewährten den Ruf der Unbotmäßigkeit und der Unternehmungslust in gleichem Grade, wenn auch nicht immer in derselben Richtung. Den übelsten Ruf in Spanien haben übrigens die Valencier, indem bei ihnen die zahlreichsten Scenen von Rachsucht und Gewaltthat vorkamen. Die Aragonier waren

ehemals, besonders für die Sicherung ihrer politischen Rechte gegen etwaige Eingriffe des Königs, besorgt. Ungern fügten sich auch die Catalanen der Gewalt der aragonischen und später der spanischen Könige. Bei jedem Thronstreit, bei jeder Staatsumwälzung, haben die Catalanen einen schroffen Gegensatz zu der Madrider Regierung gebildet. Bloss die Basken machten ihnen während des Carlistenkrieges den Ruhm der Unbotmäßigkeit streitig; zu allen andern Zeiten bildeten gerade die Catalanier das hauptsächlichste Hinderniß für die Herstellung eines dauernden einmüthigen Einverständnisses. Auffällig ist dabei, daß im Uebrigen das Fürstenthum Catalonien, wie auch die Stadt Barcelona, verhältnißmäßig weniger Verbrechen aufweist, als die anderen Theile Spaniens; besonders erfreulich ist dieser Umstand gerade im Vergleich mit der benachbarten Provinz Valencia.

Tapfer und kriegstüchtig sind vor allem die Castilianer, die Galizier und die eigentlichen Aragonier, da sie sich noch am meisten discipliniren lassen. Die Basken und die Catalanier sind freilich nicht weniger muthig, und die letzteren sogar noch (wie schon gesagt) bei weitem unternehmender als die übrigen Kinder Spaniens. Aber man vermag weder die Catalanier, noch die Basken, noch auch die Navarresen auf die Dauer zu discipliniren, daher bei der modernen Strategie ihre Tapferkeit außer dem Guerilla-Kriege keinen ersprießlichen Nutzen bringt. Am großartigsten zeigen sich die Spanier bei der Vertheidigung von Festungen, und namentlich dann, wenn die Belagerung mit Nachdruck schon begonnen hat. (Dr. Nicolaus von Gerbel. Spanische Volkscharaktere, im: Ausland 1872, Nr. 1, S. 18—22.)

Die von verschiedenen Nationen abstammenden Bewohner der Balearen und Pitrujen haben eine entschiedene Abneigung gegen die Castilianer, dagegen Aehnlichkeit mit den Bewohnern Valencia's und Cataloniens. Ihre Sprache ist, gleich dem Catalan, valencianisch und provençalisch, ein Zweig der im Mittelalter weit verbreiteten limosinischen Mundart: sie hat eine ziemlich reichhaltige, vorzugsweise poetische Literatur aufzuweisen, wird noch gegenwärtig sorgsam gepflegt und fortgebildet und ist die gewöhnliche Umgang- und Verkehrssprache, selbst unter den höhern Ständen; in ihr wird in den Elementarschulen gelehrt und in den Landkirchen gepredigt. Officielle Sprache der Gerichte u. s. w. ist das Castilianische. Das Aussehen der Hauptstadt Mahon ist zwar südlich, doch keineswegs spanisch; die mit grünen Jalousien verschließbaren Fenster, das Fehlen der Balcons u. a. erinnert vielmehr an die Herrschaft der Engländer. Die Bewohner werden als artig, zuvorkommend, freundlich, gutmüthig und ehrlich bezeichnet, nie werden die Häuser verschlossen, Diebstähle gehören zu den äußersten Seltenheiten. Nur der ausgebildete Particularismus, der Menorca nicht allein für das schönste, gebildetste und vollkommenste Stück der Welt hält, sondern am liebsten auch ein unabhängiges politisches Ganzes aus der Insel formen möchte, berührt unangenehm.

Die verschiedenen Stämme Spaniens, deren Charakter und Anlagen wir hier musterten, gehören alle bis auf einen dem arischen oder indogermanischen Völkerkreise an; diese eine Ausnahme wird von dem eigenthümlichen Volksstamme der Basken gebildet, welche dies- und jenseits der Pyrenäen, also in Spanien und in Frankreich sitzend, zu den ethnologisch interessantesten Völkern unseres Erdtheiles gehören, weil wir in ihnen, nach jetzt allgemeiner Annahme, wohl Ueberreste der alten Iberer erblicken dürfen, nämlich jenes nicht-arischen Stammes, der in den frühesten historischen Zeiten W.-Europa bewohnte und den die Kelten, als der Vortrab der arischen Wanderung, verdrängten. Für die vorhistorischen Zeiten ist es nicht unwahrscheinlich gemacht worden, daß das Volk, als dessen Repräsentanten wir die Basken kennen, sich noch weit über Spanien und Gallien hinaus erstreckte; daß die Liguier Italiens und Galliens, die Eitanier Siciliens und selbst die eingebornen

THE  
JOURNAL  
OF  
THE  
ROYAL  
ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE



VOL. LXXV. PART I. 1945





den Pengefisch mitbrachten. Die Vasken sind in der Regel aber stark, nervig und von kräftigem Körperbau. Sie haben eine etwas dunkle Gesichtsfarbe. Ihre Leibeskraft wird durch ihre Behendigkeit und Biegsamkeit erreicht; ihr Gang ist leicht, und den geringsten Schwindel springen sie von einem Felsen auf die höchsten Zinnen der Gebirge. Außerdem sind sie geschickte Reiter, unermüdlche Tänzer und vortreffliche Kämpfer. Die spanischen Frauen sind im Allgemeinen schön, zart gebaut, anmuthig, und haben einen bezaubernden Teint, schöngeformte Glieder, einen seltlichen Gang, feurige Augen und ein an das griechische Ideal anknüpfendes Lächeln. Dabei sind sie lebhaft, lustig und schalkhaft. Mit allen diesen Eigenschaften verbinden sie eine staunenswerthe Leibeskraft, die sie nicht nur die Strapazen theilen, sondern häufig noch mit mehr Ausdauer vertragen, wie die Männer selber. Was ihre moralischen Eigenschaften betrifft, so sind die Vasken durch Muth, Freiheitsliebe, Ehrlichkeit, Gastfreundschaft ausgezeichnet an dem gegebenen Worte aus. Dagegen sind sie stolz und höchst eitel, äußerst abergläubig und große Hazardspieler. Ihr Hochmuth geht so weit, daß jeder aus rechtmäßiger Ehe geborne Vaske sich als adelig betrachtet. Unterthänig unterscheiden sich die Vasken von den umliegenden Völkern durch ihre besondere Reinlichkeit, sowohl im Innern wie im Außern ihrer Häuser, welche beinahe mit der holländischen wetteifern kann. Im spanischen Vaskenland findet man beinahe keine eigentlichen Dörfer, sondern blos eine große Menge einzelnstehender, inmitten der Ländereien zerstreuter Häuser, die bald dichter beisammen, bald weiter von einander liegen. Eine gewisse Anzahl solcher Bauernwohnungen bildet mit der dazu gehörenden Kirche eine sogenannte Republik. An einzelnen Stellen des Landes trifft man auch alte, halb verfallene Burgen, die seit undenklicher Zeit denselben Familien angehören und deren Besitzer, mit dem spanischen Namen *Parientes mayores* bezeichnet, in großem Ansehen beim Volke stehen. (Nach Dr. H. Hartoghs *Reis van Zouteveen: De Basken, eene ethnologische Studie*. im: *Album der Natur*.)

Unsere Schilderung spanischer Volkstypen würde unvollständig bleiben, gedächten wir nicht wenigstens mit einigen Worten der Zigeuner, der „*Gitanos*“, welche sich schon in grauer Vorzeit in den südspanischen Städten, und namentlich in der alten Hispalis, dem heutigen Sevilla, eingenistet haben.

Wer das Leben und Treiben der Zigeuner beobachten will — erzählt Wilh. Laufer (*Aus Spaniens Gegenwart. Culturskizzen*. Leipzig 1872. 8<sup>o</sup>.) — hat dazu vollauf Gelegenheit, wenn er sich gegen Abend nach der jenseits des Guadalquivir gelegenen Vorstadt Triana begibt. Noch besser freilich würde sich ein Ausflug nach dem etwa eine Stunde entfernten Alcala verlohnen, wo dieselben heute noch wie seit Jahrhunderten ihr Troglothenleben in einem riesigen Schmutz- und Scherichtberge führen. Eine vorläuthliche Behausung ähnlicher Art ist in Triana von der Obrigkeit im Jahre 1856 beseitigt worden, als die Cholera wüthete und die Zigeuner wie Fliegen wegraffte. Aber heute noch kann sich das Völkchen daselbst nicht an die Enge der Häuser gewöhnen, und bringt den größern Theil seiner Zeit auf den offenen Straßen zu. Hier arbeiten die Einen an dem Ambos, dort handeln Andere um ein Stück Vieh; die Weiber breiten die Tücher und alten Kleider aus, mit denen sie am andern Tage hausiren oder einen benachbarten Jahrmarkt besuchen wollen; dort singt ein Mädchen zur Guitarre eines jener schwermüthigen Liedchen, die mit einem so fremdartigen Reiz das Herz bewältigen; Andere zeigen sich mit Wohlgefallen ein neues buntfarbiges Kleid oder einen blinkenden Schmuck aus falschen Steinen; und hier führt ein munteres Pärchen im Kreise der Freunde, unter der Begleitung von Gesang und Händeklatschen, einen phantastischen Tanz aus. Alle scheinen nur eine einzige Familie zu bilden, leicht kenntlich an der dunkelbraunen Hautfarbe, den schwarzen Haaren und Augen, dem festen, durchdringenden Blick, dem hübschen, schlanken Bau des Leibes; man rühmt ihnen auch nach, daß sie einander aufrichtig wie Angehörige einer und derselben Familie lieben. Frem-

... sie weit zusammen und machen leicht Mißbrauch von ihrem Wissen und ihrer Kenntniß des menschlichen Herzens; man wirft ihnen das kühnste und kriechendes Wesen vor, und namentlich ihre Neugier mit Wartenanschlägen und Provokation abgeben, flößen dem Volke abergläubische Scheu ein. Die Zigeuner suchen, da sie einmal gewohnt sind, mit andern Menschen zusammenzuwohnen, mit Vorliebe die äußersten Theile der Städte auf. Eine Art Adel unter ihnen bilden die „*Grandes*“ (Landsstreicher), die, wie ihre Vorfahren, noch in Wald und Gebirge leben; dieselben sehen auf ihre städtischen Genossen mit Verachtung an, werden von diesen wiederum mit einer gewissen abergläubischen Angst betrachtet. Die Zigeuner genießen jetzt die Rechte spanischer Staatsbürger und sind zum Kriegsdienst verpflichtet. Schon Carl III. hatte ihnen als Neucastriern dieselben Rechte mit den Spaniern gegeben und sie der Nation ganz einverleibt zu wollen, aber seine Bemühungen waren ziemlich erfolglos geblieben. Die Königin Isabella hatte keine Gewaltmittel gescheut, um dieselben zu einem christlichen Leben zu zwingen, und zu diesem Zwecke ihre Zelte verbrannt, und die Verurtheilungen der Zigeuner sind bis auf Philipp III. zurückzuführen, der eine große Zahl derselben mit den Moristen aus dem Lande trieb. Viele bekannten sich denn auch damals, wenigstens äußerlich, zum Christenthum, aber manche ihrer noch heute gebräuchlichen Gebräuche unterstützen den Argwohn, daß es mit ihrem Christenthum nicht sehr schief stehe.

Auf noch tieferer Gesittungsstufe als die Zigeuner stehen wohl die wenig bekannten wilden Menschen in dem hochromantischen Gurdas-Thale, welche Charles von Vincenti besucht und geschildert hat (im: Globus. XIV. Bd. S. 329—331). Dieses verödete einsame Thal liegt in der Sierra de Aranco, welche sich im SW. des alten hochberühmten Königreichs Leon an das portugiesische „Sterngebirge“ (Serra da Estrelha) anschließt.

Nach dem was wir über die Verschiedenartigkeit des spanischen Volkes erfahren haben, bedarf es kaum der Erwähnung, daß fast jede der bedeutenderen Städte des Landes ihren eigenen bestimmten Charakter besitzt, welchem die historische Vergangenheit zur Seite steht. In der That sind die wichtigsten Plätze die Hauptstädte der früheren 16 Königreiche und Fürstenthümer, aus deren Vereinigung das Königreich Spanien hervorging, und die sich bis zur Gegenwart als Provinzen forterhielten. Nunmehr hat man freilich, mit Vermeidung aller historischen Benennungen, das Land in 49 Provinzen (einschließlich die Balearen und die zu Europa gerechneten Canarischen Inseln) getheilt, deren jede nach ihrer Hauptstadt benannt wird; die alte historische Eintheilung ist jedoch eine zu tief gewurzelte und natürlich begründete, daß die alten Hauptstädte immer noch in dem Glanze ihrer früheren Bedeutung strahlen. Da der Raum verbietet, jede einzeln zu schildern, so müssen wir uns begnügen, an ein paar Beispielen bloß die verschiedenartige Charakteristik der spanischen Städte aufzuzeigen. Wir beginnen mit dem seit mehreren Jahren sichtlich aufblühenden Madrid. (Siehe über dieses: J. G. Kohl. Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's. S. 82 bis 100.)

„Madrid hat sich in den letzten Jahren nicht allein sehr bedeutend vergrößert, sondern auch verändert und zwar zu seinem Vortheile. Die „Puerta del Sol“, früher ein unregelmäßiger, von Häusern sehr verschiedener Größe und Bauart umgebener Raum, hat sich in einen großen, regelmäßig viereckigen Platz mit Reihen hoher prächtiger Gebäude verwandelt, unter denen sich mehrere große elegante Hotels befinden, an denen es früher in Madrid gänzlich gebrach. Die Puerta del Sol, in deren Mitte ein geschmackvoller monumentaler Brunnen starke Wasserstrahlen ausgießt, ist gegenwärtig mit ihren acht von ihr strahlenförmig auslaufenden Straßen unstreitig einer der prächtigsten Stadtplätze Europa's. In allen Hauptstraßen sind neue Prachtbauten entstanden, und luxuriös eingerichtete Kaffeehäuser, namentlich aber Waarenlager, welche des Abends im Scheine von hunderten von Gasflammen strahlen, zieren die Hauptverkehrsadern. Viel großartiger sind aber die Umgestaltungen, welche die Umgebungen der Hauptstadt Spaniens erfahren haben. Die Thore stehen zwar wohl alle noch, aber die Ringmauer ist größtentheils verschwunden. Noch im Jahre 1844 gab es kaum eine Vorstadt; jetzt existiren deren acht, unter denen drei, an der N.O., O. und N.W.-Seite der inneren Stadt gelegen, die Barrios de Salamanca, de los Pozos und de Arguelles, große neue Stadttheile sind, welche breite, mit Alleen gezielte Boulevards, moderne, drei bis vier Stock hohe Häuser mit eben so vielen eleganten Balconreihen und mit platten Dächern und geschmackvolle, mit Blumenbouquets und Brunnen geschmückte Squares besitzen. Außerdem sind hier und anderwärts um Madrid viele Gärten, Villen, Vergnügungsorte u. s. w. entstanden, nur keine neue Kirchen! Diesen gewaltigen Umschwung verdankt Madrid nicht allein den Eisenbahnen — obwohl diese gewiß sehr viele Neubauten (besonders in der Nähe der Bahnhöfe, deren es drei gibt) veranlaßt und einen großen umgestaltenden Einfluß auf die ganze Lebensweise der Madrileños und auf das Verkehrswesen im Innern der Stadt gehabt haben — sondern auch, vielleicht noch mehr, der Vollendung des Isabellen-Canals, welcher Madrid in ausgiebigster Weise mit reinem, frischen, ja ganz vorzüglichem Wasser versieht, so daß die früher wegen ihres Wassermangels und ihres schlechten, mangelhaften Trinkwassers berühmte Hauptstadt Spaniens zu den mit Wasser am besten versorgten Großstädten Europa's gehört und unter den größeren Städten der Halbinsel, bezüglich der Güte des Trinkwassers, höchstens noch von Granada übertroffen wird. Der nach der vertriebenen Königin benannte Canal ist die großartigste aller in neuerer Zeit in Spanien hergestellten Wasserleitungen. Er wurde im Jahre 1859 vollendet und hat 96,527,925 M. gekostet. Der Isabellen-Canal ist nicht allein dazu bestimmt, Madrid mit Trinkwasser zu versehen, sondern auch dessen Umgebungen zu bewässern. Er beginnt am Fuße des Guadarrama-Gebirges und am Ausgange des Pozona-Thales, wo er den größten Theil des krystallhellen Wassers des schönen Pozona-Flusses aufnimmt, ist ungefähr 93,6 Km. lang und endet am nordwestlichen, höchstgelegenen Rande von Madrid (auf der Montaña del Principe Pio) mit einem großen Bassin und Reservoir, von wo aus sich das Wasser in unzähligen Röhrenleitungen über die ganze Stadt und deren Umgebungen verbreitet. Das erklärt die vielen Fontainen, die man jetzt in den Gärten des „Ensanche de Madrid“ (Erweiterung von Madrid), mit welchem Namen die Gesamtheit der neuen Stadttheile bezeichnet zu werden pflegt, sieht, und überhaupt die Existenz der wie durch einen Zauberschlag in den früher so sterilen und sonnenverbrannten Umgebungen Madrids entstandenen Gärten, Alleen und Promenaden. Auch viele Häuser der inneren Stadt besitzen bereits Wasserleitung bis in die höchsten Stockwerke hinauf und in allen Stadttheilen sind neue öffentliche Brunnen entstanden. Die große Wassermasse, welche der Canal, der vom Gebirge aus bald über, bald unter der Erde, zum Theile in mächtigen gußeisernen Cylindern fortgeführt ist und mehrere Flüsse und Thäler auf großartigen Brücken und Aquäducten überschreitet, nach Madrid bringt, hat sogar eine merkliche Verbesserung des localen Klima's veranlaßt, denn die Luft ist in der Stadt und ihren Umgebungen lange nicht mehr so trocken wie früher und in Folge der vielen neu entstandenen Gärten und Baumpflanzungen auch ozonreicher geworden. Daß hiedurch auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung ein besserer geworden ist, bedarf keiner Erörterung. In Folge der Vergrößerung von Madrid und des Eisenbahnnetzes, dessen Mittelpunkt diese Stadt ist, hat sich natürlich auch deren Einwohnerzahl bedeutend vermehrt. Denn während Madrid im Jahre 1844 nur 206,000 Bewohner zählte, beträgt die Seelen-



zahl gegenwärtig über 300,000. Und während noch im Jahre 1850 das innere Verkehrsweisen in den Kinderchuhen steckte, ist die Stadt sammt dem Einsatze in mehreren Richtungen von Tramways durchzogen und verkehren zahlreiche Omnibusse regelmäßig auf vielen Linien, so daß auch bezüglich der Verkehrsmittel die Hauptstadt Spaniens den anderen Großstädten Europa's nicht mehr nachsteht." (Moriz Willkomm. Spanien und die Balearen. S. 208—210.)

Das südlich von Madrid gelegene Toledo schildert uns der Franzose Imbert ausführlich. Die Stadt ist auf einem ungeheuren Felsen erbaut, welcher sieben Hügel von ungleicher Höhe bildet. Auf dem höchsten erheben sich die stolzen, von Flammen geschwärzten Mauern des vierten und letzten Alcazar. Die engen Gassen führen bergauf und bergab, bilden in ihren Kreuzungen ein wahres Labyrinth; die Häuser stehen in engen Gruppen neben und wieder terrassenförmig über einander. Gothen, Mauren, Juden und Spanier mußten sich dem Baugrunde anbequemen und haben nach seinen Böschungen und Einschnitten dieses Durcheinander von prächtigen Palästen und düsteren Klöstern erbaut, an welchen Ziegel und Holz die merkwürdigsten Arten decorativer Kunst, die schönsten Muster alter und moderner Baukunst aufweisen. In einem tiefen Einschnitte fließt der Tajo bald in tragem Laufe, bald in hohen Bogen dahin, da und dort unter den Ruinen arabischer Brückenbogen hinweg. Gegen die castilische Ebene hin erheben sich die vom Westgothen-Könige Wamba errichteten Wälle und monumentalen Thore. Das Toledo-Gebirge und die Sierra von Guadalupe umrahmen majestätisch das landschaftliche Bild. In der Stadt Toledo selbst entdeckt man bei jedem Schritte neue Schönheiten; die Kunst tritt einem überall entgegen. Ueberall sieht man Patios (geschlossene Hofräume mit Arcaden), arabische Hallen; wappengeschmückte Thore, Eisengitter von ausgezeichnete Arbeit; alterthümliche Thürklopfer, ciselirte Thierköpfe, gothische und arabische Erker, Fresken, Statuen und Basreliefs. (*L'Espagne; splendeurs et misères. Voyage artistique et pittoresque par P. S. Imbert, illustrations d'Alexandre Prévost. Paris 1875. 8<sup>o</sup>.*)

Unter den Städten des Südens ragt Granada mit seiner weltberühmten Alhambra, seinem Generalife (bereinst Sommerpalast der maurischen Könige), der Kathedrale mit der Capilla real, in welcher Kaiser Karl V. seine Eltern und mütterlichen Großeltern beisetzen ließ und durch herrliche Monumente ehrte, hervor. Die Stadt mit ihren Thürmen, dem Dome, der auf hohem Felsenplateau Stadt und Landschaft überragenden Alhambra, inmitten der blühenden Ebene, mit den unzähligen Landhäusern und von einem weiten Ringe herrlicher Berge umschlossen, gemahnt im Gesamtbilde, trotz der südlichen Eigenthümlichkeit, an Salzburg. An der Meeresküste treffen wir Cadix, eine reizende Stadt, reich und doch heimlich, freundlich und sauber gehalten; es besitzt schöne, nicht zu enge Straßen mit vorzüglichem Pflaster, Plätze mit Bäumen und Pflanzen geziert und eine poetische Alameda (Promenade) am Ufer des Meeres. Die hellen Häuser mit grünen Fensterläden zeigen schon hier, besonders in ihrem Inneren, den andalusisch-orientalischen Charakter und sind ganz verschieden von den valencianischen. Im Aeußeren tragen sie mit ihrer reichen Anwendung von Marmor und ihren fensterdurchbrochenen Erkerbauten mehr architektonische Gliederung und sonstigen Schmuck zur Schau als die sevillanischen, welche, ziemlich gleichförmig im Aussehen, bloß mit den regelmäßigen, leichteren Balconen geziert, echt orientalisches ihren ganzen Zauber nach innen entfalten; doch herrscht auch in Cadix schon die flache Bedachung vor.

Nächst Madrid und Barcelona hat sich keine der größeren Städte Spaniens so bedeutend verändert, wie Sevilla. Die Kathedrale mit der Giralda (dem im Jahre 1000 von den Mauren bis zu beträchtlicher Höhe geführten, 1560 vollendeten Thurme), der kostbaren Columbus-Bibliothek von 20,000 Bänden, der Alcazar, die prächtige Residenz des Herzogs von Montpensier San Telmo, das Museo de la Merced mit seinen berühmtesten Gemälden von Murillo und Anderen, die Universität, einige berühmte Stiftungen, die Promenade Las Delicias am Guadalquivir sind zwar auch heute noch die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt; aber nicht nur in der Nähe des Bahnhofes sind große Fabriken und ganz neue Straßen und Promenaden entstanden, auch das Innere der alten Stadt hat durchgreifende Veränderungen erfahren. So sehr nun Sevilla durch diese Umgestaltungen und Neubauten an Größe und Schönheit gewonnen und einen so großen Aufschwung diese jetzt gegen 120,000 Einwohner zählende Stadt in commercieller und industrieller

Beziehung genommen hat, so hat sie doch auf der anderen Seite einen ihrer früheren Reize beinahe ganz eingebüßt: das poetische Volksleben! „Schon unterwegs und in Cordoba hatte ich vergeblich nach den bunten, malerischen Volkstrachten ausgeschaut, welche früher die Landbewohner Andalusien durchgehends, in den Städten wenigstens die jungen Leute und zwar aller Stände trugen. Ich hoffte bestimmt, wenigstens in Sevilla, diese Costüme wieder zu finden, doch auch hier schienen sie den französischen Allerweltsmoden oder wenigstens der in ganz Spanien gebräuchlichen, aus einer kurzen Tuchjacke und langen, schmucklosen Pantalons bestehenden Tracht gewichen zu sein. Selbst in der Triana, dem ehemaligen Sammelplatze der Majos und Majas, wohin ich am nächsten Abende mit meiner Tochter ging, um ihr, wie ich hoffte, Scenen echt andalusischen Volkslebens vorzuführen, sieht man jene bunten Costüme nicht mehr, oder wenigstens nur noch sehr vereinzelt, und von Majos, die sonst auf stolzen, reich angeschirrten Rossen in herausfordernder Haltung durch die lange Hauptstraße ritten, war keine Spur zu entdecken. Auch hörten wir weder Guitarrenspiel und Gesang, noch bemerkten wir irgendwo eine tanzende Gruppe, während früher in der Triana nach Sonnenuntergang vor fast jeder Taberna auf offener Straße getanzt wurde. Zugleich schienen die niederen Volksclassen habüchtlig und betrügerisch geworden zu sein. Daß ein Sevillaner einem Fremden, der sich nach einem Punkte der Stadt erkundigt, viele Gassen weit das Geleite gibt und dann ein dargebotenes Trinkgeld stolz und verächtlich zurückweist, wie ich das früher mehrmals erlebt habe, kommt wohl nicht mehr vor; im Gegentheil wollen die Leute jetzt für den kleinsten Dienst belohnt sein. Alle Welt will Geld verdienen, und zwar möglichst viel, auf möglichst bequeme Weise. Ebenso und fast noch schlimmer ist es in Granada. Ich muß gestehen, daß mir diejer Materialismus des Volkes diesmal den Aufenthalt in Sevilla und Granada verleidete, und ich oft verstimmt dem so nüchtern und prosaisch gewordenen Volke den Rückenehrte.“ (Willkomm. N. a. D. S. 221—222.)

Spaniens natürliche Hülfquellen werden häufig überschätzt. Wie wir wissen, stellt ein großer Theil des Landes eine trostlose Hochebene vor, auf welcher nur spärliche Vegetation gedeiht. Letztere entspricht natürlich auch den sehr verschiedenen Einflüssen des Klima's, das sehr scharf in ein feuchtes Küstenklima und ein mehr trockenes Continentalklima im Inneren sich scheidet. Bei günstigen Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnissen gedeihen Getreide und Reis, Südfrüchte, im E. auch Baumwolle, selbst Zuckerrohr, immergrüne Hölzer, Wein und Tabak, im E. endlich die Dattelpalme. Zwischen Barcelona und Tarragona fällt die ausgedehnte Cultur des Haselstrauches auf, welcher sich neben den Oliven- und Johannisbrot-Plantagen und den Orangen-Gärten seltsam genug ausnimmt, dessen Früchte aber als Export-Artikel einen wichtigen Erwerbszweig der Provinz bilden. „Das ganze Land prangte im Schmuck des Frühlings. Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäume standen in voller Blüthe, die Mandelbäume dagegen hatten theilweise abgeblüht, die Feigen- und Granatapfel-Bäume waren ausgeschlagen, in den Gärten drohten Apfelsinen- und Citronen-Bäume unter der Last der goldnen Früchte, welche die dunkelbelaubten Zweige tief hinabzog, zu brechen, dazwischen hellgrüne Weizenstaaten, welche schon in die Halme zu schießen begannen, graue Oliven-, dunkelgrüne Johannisbrot-Bäume und schwarze Cypressen.“ Im Gegensatz zu dieser gartenähnlichen Cultur stehen die ausgedehnten, strauchbedeckten



Heidesflächen des Inneren, wo stellenweise auf viele □ Km. keine Quelle und kein Brunnen zu finden ist. Nach den Untersuchungen englischer Ingenieure unterläge es jedoch keinem Zweifel, daß mindestens zwei Drittel der jetzt trocken liegenden Gegenden in Castilien, Leon, Estremadura u. s. w. anhaltend und regelmäßig bewässert werden könnten, in welchem Falle Spanien ein ganz anderes Ansehen gewänne und doppelt so viel Getreide liefern würde, wie gegenwärtig; noch mehr, es wäre dann wieder zur Anpflanzung von Wäldern geeignet, an welchen das Land so empfindlichen Mangel leidet. Den Hauptreichthum Spaniens bilden seine Mineralschätze, denn wir finden hier Quecksilber, Eisen, Blei, Silber, Steinkohlen und Salz in großer Menge. In den nördlichen Provinzen ist in der That viel englisches Capital im Bergbau angelegt worden. Nebst dem Bergbau bieten Landwirthschaft und Viehzucht die Hauptnahrungsquellen des Volkes; im S. beschäftigt man sich mit der Cultur des Del- und Maulbeer-Baumes, sowie mit dem auch im N. betriebenen Weinbau, am Quadalquivir und auf dem mittleren Hochlande baut man Cerealien, im nördlichen Küstengebiet gedeiht die Obstbaumzucht. Die Heidesflächen ernähren Herden feintwolliger Schafe (Merinos oder Trashumanos, Wanderschafe), doch ist dieser einst so glänzende Zweig der Viehzucht in Verfall gerathen. Spanien kann sich außerdem ausgezeichnete Pferderacen rühmen; nicht unwichtig sind nebstbei die Seidenraupe und die Fischerei. Die geistige Cultur der Spanier ist noch eine ziemlich niedrige, obwohl lobenswerthe Anstrengungen zu deren Hebung gemacht werden.

Zu Spanien gehören noch die sogenannten Presidios (España presidial), vier befestigte Hafenstädte an der N.-Küste von Marokko, darunter Ceuta (spr. Se-úta) die bedeutendste ist; die übrigen drei heißen Peñon (spr. Penjon) de Velez de la Gomera, Peñon de Alhucemas und Melilla (spr. Melilja); die drei kleinen Chafarinas-Inseln östlich von Melilla sind gleichfalls spanisch.

An auswärtigen Colonien oder Niederlassungen besitzt das Königreich außer den genannten: in Afrika die Canaren und von den Guinea-Inseln Fernando Po und Annobom; in Amerika die großen Antillen Cuba und Puertorico, in Asien die Philippinen und in Oceanien die Marianen oder Ladroneen, die Carolinen- und Palaoß- (Pelew-) Inseln. Dagegen ist die hochwichtige spanische Stadt und Festung Gibraltar (17,500 Einwohner), welche die gleichnamige Meerenge beherrscht, ein 460 M. hoher, nur von der W.-Seite ersteigbarer, mit dem Festlande bloß durch einen schmalen Isthmus verbundener Felsen, in welchem noch geschüßt der Affe der Verberei lebt, in den Händen der Engländer.

## §. 11. Frankreich.

Durch den natürlichen Reichthum seines Bodens, den hohen, alle Schichten der Bevölkerung weit gleichmäßiger denn irgendwo durchdringenden Wohlstand, die geistige Elasticität seiner Bewohner nimmt Frankreich unbestritten die erste Stelle unter den europäischen Staaten ein. Nicht so sehr die räumliche Ausdehnung seines Gebietes, welches an 529,000 □Km. beträgt, und die starke Ziffer von 36 Millionen (1872 genau 36,102,921) Einwohner machen Frankreich zur Großmacht, als die geistige Thätigkeit und der wunderbare Schaffensdrang, welche diese Nation seit Jahrhunderten erfüllten und sie oft in der Geschichte zum leuchtenden Vorbilde ihrer Nachbarn erhoben. Deshalb erheischt der Nationalcharakter nirgends so eindringliches Studium wie in Frankreich, wollen wir uns vor schiefen, mißleitenden Urtheilen bewahren.

Carus, welcher die Franzosen zum Theile durch eine von Vorurtheilen sehr stark gefärbte, dicke Brille gesehen zu haben scheint, beurtheilt dieselben nur theilweise richtig, und was er über sie sagt ist ein Gemisch von ein Fünftheil Wahrheit und vier Fünftheilen Irrthum: „Als Grundzug des Charakters dieser Nation finden wir Kindlichkeit, die sich in ihrer Abartung kindisch zeigt. Ihr Gefühl besitzt die Lebhaftigkeit und Empfindsamkeit des Kindes und Sanguinischen. Der Franzose hegt leichte Entzündbarkeit ohne Tiefe, entzündbaren Enthusiasmus und darum Frohsinn, der ihn bei Wenigem heiter und selbst im Unglücke zufrieden macht. Daher rührt seine Singlust, welche von jeher zwischen den Pyrenäen und dem Rheine herrschte; daher seine Tanzlust und frühe Gewandtheit im Tanze. Ihm erscheint die Welt wie eine Schaulust; er steht unter der abwechselnden Herrschaft der Blaisanterie und des Scherzes. Mit dem Kinde theilt er die Unruhe im Gefühle, wie er aufbrausend und leicht aufrührerisch wird. In ihm lebt Gefühl für das Schöne, besonders das Zierliche und Niedliche — als Glänzendes doch meistens im Buge. Geschmack hat er als sinnliche Vollkommenheit, dabei Anmuth und Gefühl für das Schädliche, welches als schneller Ton eine Leichtigkeit der Anschmiegung und Gefügigkeit hervorbringt. Das Gefühl des Graziösen hat oft das ärmste, wie das üppig erzogene Kind; so auch der Franzose. Seine Sache ist: Artigkeit des guten Tons, Unverlegenheit in den Sitten; höflich zeigt er sich nicht aus Eigennuz, sondern aus Geschmacksbedürfnis, daher er Muster des Conversationsgeschmackes wird. Auch im Begehrungsvermögen zeigen die Franzosen die leichte entzündbare Thätigkeit des Kindes; daher alle Veränderlichkeit der Bestrebungen, durch die sie meistens für den Augenblick leben. Mit ihrer Kindlichkeit hängt ihre Liebhaberei für Haus- und Schoosthiere zusammen. In ihnen finden wir den Leichtsinn, welcher vergeßlich ist, die Flatterhaftigkeit, welche von einem Extrem zum andern leicht übergeht und wichtige Dinge als Scherz behandelt. Muth wird ihnen als Herzhaftigkeit zu Theil, Genie für den Angriff als Redlichkeit und Dreistigkeit. Liebe zum Wechsel und zum Neuen sticht in ihnen hervor, daher auch Modesucht, Sinn für Neuigkeiten und Anekdoten. Wie sie allerdings Muth als Kühnheit, ja Tollkühnheit, gleich den unwissenden Kindern, und das Talent des Angriffs besitzen, so halten sie auch nur am Anfangen und Beginnen, am Unternehmen und Erfinden; die Vollendung und gründlich erschöpfende Ausführung überlassen sie Anderen. Es wird der Franzose mehr durch den Stoff bewegt, und darum ist er entzündbar für Leidenschaften, leicht zu electrifiziren durch Phantasieproducte. Zorn und Rache zeigen sich in ihm nur in einem heftigen Anfalle, der Stolz in einem



der süßen Gewohnheit des Daseins zu trennen. Diese elegante, zierliche Gestalt, die ihm die Natur zu vielen anderen Vorzügen gab, bekommt doppelten Reiz auf dem weltberühmten feurigen, seidenhaarigen andalusischen Roß; von beiden ist es aber nur das Roß, welches sich zum Kriegsdienste eignet und in der Schlacht willig seine Haut zu Markte trägt. Dazu kommt noch ein Anderes. Der Andalusier hat das mit dem Neapolitaner gemein, daß beide bei aller Regelmäßigkeit des Körperbaues, bei aller Eleganz der Bewegungen geringe positive Stärke besitzen. Wenn schon einer oder der andere Geschmack am Kriegsdienst finden würde, vermag er doch in den allersehrsten Fällen die damit verbundenen Strapazen zu ertragen.

Die übrigen Spanier sind am leichtesten zu beurtheilen, indem man sie in einzelnen Charakterzügen zu den Andalusiern in Gegensatz bringt. Der bekannteste Stamm ist wohl der der Castilianer, doch ist selbiger bedeutend weniger lebenswürdig als der der Andalusier. Der steife und doch etikettenreiche Hidalgo, der ceremoniöse und doch träge Caballero, der ahnenstolze und doch sich in der größten Armuth nicht aufraffende Manudo de Colibrados sind bekannte spanische Typen, die uns aber immer nur Castilianer aus verschiedenen Lebensverhältnissen vorführen. Der Castilianer hat, wie der Andalusier, eine hohe Meinung von sich, aber während das diesen lebenswürdig macht, sucht ersterer vorwiegend bloß zu imponiren. Es kommt ihm nicht auf den möglichst besten Eindruck an, sondern auf das größte Gewicht. Der Castilianer ersand darum die „Grandeza“, damit das, was der Person an wirklichem Gehalte fehlt, durch complicirte Ceremonien ersetzt würde. Das Endziel seines Strebens ist dabei Ruhe, absolute Ruhe und Unthätigkeit. Der Andalusier liebt auch nicht zu arbeiten, aber er strebt desto eifriger nach den Annehmlichkeiten des Lebens. Der Castilianer jedoch vermeidet die Arbeit nicht aus epicuräischen Rücksichten, wie der heitere Andalusier, sondern aus stoischem Bedürfniß nach einer unerschütterlichen Gemüthsstimmung, nach ungestörter Bequemlichkeit. Wie die meisten Romanen, wünscht der Castilianer, wenn er ja um seines Lebensunterhalts willen arbeiten muß, baldigst so viel zu erwerben, daß er ruhig von seinen Zinsen leben kann. Er setzt sich gern eine Summe vor, die er zu erreichen entschlossen ist, bevor er sich dem ernsthaftesten Nichtsthun ergibt. Diese Summe wird jedoch selten erreicht, weil der Castilianer im Kampfe des Lebens seine schon von Hause aus bescheidenen Ansprüche immer tiefer herabsetzt. Die großartige Tugend der Genügsamkeit wird von ihm leicht übertrieben, und schließlich rührt er keinen Finger, wenn er ohne eine Anstrengung kümmerlich auskommt.

Bedeutend größere Fähigkeit im Erwerben haben dafür die Bewohner der spanischen N.-Küste, die Galizier, Asturier und Basken. Sie genießen alle drei eines vorzüglichen Rufes in Bezug auf ihre persönliche Tüchtigkeit — nur in verschiedenen Sphären. Die Galizier verbinden sich zu allen erdenklichen Sorten von Diensten als Tagelöhner, Arbeiter, Maulthiertreiber, Diener und Handwerker; die Asturier lassen sich am liebsten als Diener gebrauchen, während die Basken (die ganz so, wie die Castilianer, zu Dienstleistungen für andere zu stolz sind) als Pächter und Bauern sich fortzuhelfen suchen. Die Basken sind äußerst zuverlässig, aber starrsinnig, darum schwer zu behandeln; die Asturier sind dagegen die fügsamsten Kinder Spaniens, und von bewährter Treue, wo sie in ein Hauswesen sich einleben. Am erwerbungslustigsten sind dagegen die Galizier (die „Gallegos“): sie haben etwas von einem Italiener und etwas von einem Schweizer. Die Ähnlichkeit mit dem Italiener zeigt sich, indem der „Gallego“, welcher einmal auf Erwerb ausgeht, gewöhnlich über die Summe, deren Erlangung er sich gewünscht hat, weiter fortarbeitet, so lange die Anhänglichkeit an sein langes Heimathland, sein Galizien, es ihm gestattet. Mit dem Schweizer läßt er sich vergleichen, weil er ebenso, wie dieser, ein Sohn der Berge ist, sein Brod gewöhnlich in der Fremde suchen muß, und mit rührender Anhänglichkeit wieder in seine Berge zurückkehrt, sobald er nach seinem Ermessen genug in der Fremde erworben.

Die Bewohner des ehemaligen Königreichs Aragonien zeichneten sich durchweg als die unternehmendsten, aber auch als die unbotmäßigsten Kinder der pyrenäischen Halbinsel aus. Die eigentlichen Aragonier, die Catalanier (oder Catalanen) und die Valencier bewährten den Ruf der Unbotmäßigkeit und der Unternehmungslust in gleichem Grade, wenn auch nicht immer in derselben Richtung. Den übelsten Ruf in Spanien haben übrigens die Valencier, indem bei ihnen die zahlreichsten Scenen von Rachsucht und Gewaltthat vorkamen. Die Aragonier waren





der süßen Gewohnheit des Daseins zu trennen. Diese elegante, zierliche Gestalt, die ihm die Natur zu vielen anderen Vorzügen gab, bekommt doppelten Reiz auf dem weltberühmten feurigen, seidenhaarigen andalusischen Roß; von beiden ist es aber nur das Roß, welches sich zum Kriegsdienste eignet und in der Schlacht willig seine Haut zu Markte trägt. Dazu kommt noch ein Anderes. Der Andalusier hat das mit dem Neapolitaner gemein, daß beide bei aller Regelmäßigkeit des Körperbaues, bei aller Eleganz der Bewegungen geringe positive Stärke besitzen. Wenn schon einer oder der andere Geschmack am Kriegsdienst finden würde, vermag er doch in den allersehrsten Fällen die damit verbundenen Strapazen zu ertragen.

Die übrigen Spanier sind am leichtesten zu beurtheilen, indem man sie in einzelnen Charakterzügen zu den Andalusiern in Gegensatz bringt. Der bekannteste Stamm ist wohl der der Castilianer, doch ist selbiger bedeutend weniger liebenswürdig als der der Andalusier. Der steife und doch etikettenreiche Hidalgo, der ceremoniöse und doch träge Caballero, der ahnenstolze und doch sich in der größten Armuth nicht aufraffende Manudo de Colibrados sind bekannte spanische Typen, die uns aber immer nur Castilianer aus verschiedenen Lebensverhältnissen vorführen. Der Castilianer hat, wie der Andalusier, eine hohe Meinung von sich, aber während das diesen liebenswürdig macht, sucht ersterer vorwiegend bloß zu imponiren. Es kommt ihm nicht auf den möglichst besten Eindruck an, sondern auf das größte Gewicht. Der Castilianer erfand darum die „Grandeza“, damit das, was der Person an wirklichem Gehalte fehlt, durch complicirte Ceremonien ersetzt würde. Das Endziel seines Strebens ist dabei Ruhe, absolute Ruhe und Unthätigkeit. Der Andalusier liebt auch nicht zu arbeiten, aber er strebt desto eifriger nach den Annehmlichkeiten des Lebens. Der Castilianer jedoch vermeidet die Arbeit nicht aus epicuräischen Rücksichten, wie der heitere Andalusier, sondern aus stoischem Bedürfniß nach einer unerschütterlichen Gemüthsstimmung, nach unge störter Bequemlichkeit. Wie die meisten Romanen, wünscht der Castilianer, wenn er ja um seines Lebensunterhalts willen arbeiten muß, baldigst so viel zu erwerben, daß er ruhig von seinen Zinsen leben kann. Er setzt sich gern eine Summe vor, die er zu erreichen entschlossen ist, bevor er sich dem ernsthaftesten Nichtsthun ergibt. Diese Summe wird jedoch selten erreicht, weil der Castilianer im Kampfe des Lebens seine schon von Hause aus bescheidenen Ansprüche immer tiefer herabsetzt. Die großartige Tugend der Genügsamkeit wird von ihm leicht übertrieben, und schließlich rührt er seinen Finger, wenn er ohne eine Anstrengung kümmerlich auskommt.

Bedeutend größere Fähigkeit im Erwerben haben dafür die Bewohner der spanischen N.-Küste, die Galizier, Asturier und Basken. Sie genießen alle drei eines vorzüglichen Rufes in Bezug auf ihre persönliche Tüchtigkeit — nur in verschiedenen Sphären. Die Galizier verdingen sich zu allen erdenklichen Sorten von Diensten als Tagelöhner, Arbeiter, Maulthiertreiber, Diener und Handwerker; die Asturier lassen sich am liebsten als Diener gebrauchen, während die Basken (die ganz so, wie die Castilianer, zu Dienstleistungen für andere zu stolz sind) als Pächter und Bauern sich fortzuhelfen suchen. Die Basken sind äußerst zuverlässig, aber starrsinnig, darum schwer zu behandeln; die Asturier sind dagegen die fügsamsten Kinder Spaniens, und von bewährter Treue, wo sie in ein Hauswesen sich einleben. Am erwerbungslustigsten sind dagegen die Galizier (die „Gallegos“): sie haben etwas von einem Italiener und etwas von einem Schweizer. Die Aehnlichkeit mit dem Italiener zeigt sich, indem der „Gallego“, welcher einmal auf Erwerb ausgeht, gewöhnlich über die Summe, deren Erlangung er sich gewünscht hat, weiter fortarbeitet, so lange die Anhänglichkeit an sein farges Heimathland, sein Galizien, es ihm gestattet. Mit dem Schweizer läßt er sich vergleichen, weil er ebenso, wie dieser, ein Sohn der Berge ist, sein Brot gewöhnlich in der Fremde suchen muß, und mit rührender Anhänglichkeit wieder in seine Berge zurückkehrt, sobald er nach seinem Ermessen genug in der Fremde erworben.

Die Bewohner des ehemaligen Königreichs Aragonien zeichneten sich durchweg als die unternehmendsten, aber auch als die unbotmäßigsten Kinder der pyrenäischen Halbinsel aus. Die eigentlichen Aragonier, die Catalanier (oder Catalanen) und die Valencier bewährten den Ruf der Unbotmäßigkeit und der Unternehmungslust in gleichem Grade, wenn auch nicht immer in derselben Richtung. Den übelsten Ruf in Spanien haben übrigens die Valencier, indem bei ihnen die zahlreichsten Scenen von Rachsucht und Gewaltthat vorkamen. Die Aragonier waren



der süßen Gewohnheit des Daseins zu trennen. Diese elegante, zierliche Gestalt, die ihm die Natur zu vielen anderen Vorzügen gab, bekommt doppelten Reiz auf dem weltberühmten feurigen, seidenhaarigen andalusischen Roß; von beiden ist es aber nur das Roß, welches sich zum Kriegsdienste eignet und in der Schlacht willig seine Haut zu Markte trägt. Dazu kommt noch ein Anderes. Der Andalusier hat das mit dem Neapolitaner gemein, daß beide bei aller Regelmäßigkeit des Körperbaues, bei aller Eleganz der Bewegungen geringe positive Stärke besitzen. Wenn schon einer oder der andere Geschmack am Kriegsdienst finden würde, vermag er doch in den aller seltensten Fällen die damit verbundenen Strapazen zu ertragen.

Die übrigen Spanier sind am leichtesten zu beurtheilen, indem man sie in einzelnen Charakterzügen zu den Andalusiern in Gegensatz bringt. Der bekannteste Stamm ist wohl der der Castilianer, doch ist selbiger bedeutend weniger lebenswürdig als der der Andalusier. Der steife und doch etikettenreiche Hidalgo, der ceremoniöse und doch träge Caballero, der ahnenstolze und doch sich in der größten Armuth nicht aufraffende Ranudo de Colibrados sind bekannte spanische Typen, die uns aber immer nur Castilianer aus verschiedenen Lebensverhältnissen vorführen. Der Castilianer hat, wie der Andalusier, eine hohe Meinung von sich, aber während das diesen lebenswürdig macht, sucht ersterer vorwiegend bloß zu imponiren. Es kommt ihm nicht auf den möglichst besten Eindruck an, sondern auf das größte Gewicht. Der Castilianer erfand darum die „Grandeza“, damit das, was der Person an wirklichem Gehalte fehlt, durch complicirte Ceremonien ersetzt würde. Das Endziel seines Strebens ist dabei Ruhe, absolute Ruhe und Unthätigkeit. Der Andalusier liebt auch nicht zu arbeiten, aber er strebt desto eifriger nach den Annehmlichkeiten des Lebens. Der Castilianer jedoch vermeidet die Arbeit nicht aus epicuräischen Rücksichten, wie der heitere Andalusier, sondern aus stoischem Bedürfniß nach einer unerschütterlichen Gemüthsstimmung, nach ungestörter Bequemlichkeit. Wie die meisten Romanen, wünscht der Castilianer, wenn er ja um seines Lebensunterhalts willen arbeiten muß, baldigst so viel zu erwerben, daß er ruhig von seinen Zinsen leben kann. Er setzt sich gern eine Summe vor, die er zu erreichen entschlossen ist, bevor er sich dem ernsthaftesten Nichtsthun ergibt. Diese Summe wird jedoch selten erreicht, weil der Castilianer im Kampfe des Lebens seine schon von Hause aus bescheidenen Ansprüche immer tiefer herabsetzt. Die großartige Tugend der Genügsamkeit wird von ihm leicht übertrieben, und schließlich rührt er keinen Finger, wenn er ohne eine Anstrengung kümmerlich auskommt.

Bedeutend größere Fähigkeit im Erwerben haben dafür die Bewohner der spanischen N.-Küste, die Galizier, Asturier und Basken. Sie genießen alle drei eines vorzüglichen Rufes in Bezug auf ihre persönliche Tüchtigkeit — nur in verschiedenen Sphären. Die Galizier verdingen sich zu allen erdenklichen Sorten von Diensten als Tagelöhner, Arbeiter, Maulthiertreiber, Diener und Handwerker; die Asturier lassen sich am liebsten als Diener gebrauchen, während die Basken (die ganz so, wie die Castilianer, zu Dienstleistungen für andere zu stolz sind) als Pächter und Bauern sich fortzuhelfen suchen. Die Basken sind äußerst zuverlässig, aber starrsinnig, darum schwer zu behandeln; die Asturier sind dagegen die fügsamsten Kinder Spaniens, und von bewährter Treue, wo sie in ein Hauswesen sich einleben. Am erwerbungslustigsten sind dagegen die Galizier (die „Gallegos“): sie haben etwas von einem Italiener und etwas von einem Schweizer. Die Ähnlichkeit mit dem Italiener zeigt sich, indem der „Gallego“, welcher einmal auf Erwerb ausgeht, gewöhnlich über die Summe, deren Erlangung er sich gewünscht hat, weiter fortarbeitet, so lange die Anhänglichkeit an sein farges Heimathland, sein Galizien, es ihm gestattet. Mit dem Schweizer läßt er sich vergleichen, weil er ebenso, wie dieser, ein Sohn der Berge ist, sein Brod gewöhnlich in der Fremde suchen muß, und mit rührender Anhänglichkeit wieder in seine Berge zurückkehrt, sobald er nach seinem Ermessen genug in der Fremde erworben.

Die Bewohner des ehemaligen Königreichs Aragonien zeichneten sich durchweg als die unternehmendsten, aber auch als die unbotmäßigsten Kinder der pyrenäischen Halbinsel aus. Die eigentlichen Aragonier, die Catalanier (oder Catalanen) und die Valencier bewährten den Ruf der Unbotmäßigkeit und der Unternehmungslust in gleichem Grade, wenn auch nicht immer in derselben Richtung. Den übelsten Ruf in Spanien haben übrigens die Valencier, indem bei ihnen die zahlreichsten Scenen von Rachsucht und Gewaltthat vorkamen. Die Aragonier waren

ehemals, besonders für die Sicherung ihrer politischen Rechte gegen etwaige Eingriffe des Königs, besorgt. Ungern fügten sich auch die Catalanen der Gewalt der aragonischen und später der der spanischen Könige. Bei jedem Thronstreit, bei jeder Staatsumwälzung, haben die Catalanen einen schroffen Gegensatz zu der Madrider Regierung gebildet. Bloss die Basken machten ihnen während des Carlistenkrieges den Ruhm der Unbotmäßigkeit streitig; zu allen andern Zeiten bildeten gerade die Catalanier das hauptsächlichste Hinderniß für die Herstellung eines dauernden einmüthigen Einverständnisses. Auffällig ist dabei, daß im Uebrigen das Fürstenthum Catalonien, wie auch die Stadt Barcelona, verhältnißmäßig weniger Verbrechen aufweist, als die anderen Theile Spaniens; besonders erfreulich ist dieser Umstand gerade im Vergleich mit der benachbarten Provinz Valencia.

Tapfer und kriegstüchtig sind vor allem die Castilianer, die Galizier und die eigentlichen Aragonier, da sie sich noch am meisten discipliniren lassen. Die Basken und die Catalanier sind freilich nicht weniger muthig, und die letzteren sogar noch (wie schon gesagt) bei weitem unternehmender als die übrigen Kinder Spaniens. Aber man vermag weder die Catalanier, noch die Basken, noch auch die Navarresen auf die Dauer zu discipliniren, daher bei der modernen Strategie ihre Tapferkeit außer dem Guerilla-Kriege keinen ersprießlichen Nutzen bringt. Am großartigsten zeigen sich die Spanier bei der Vertheidigung von Festungen, und namentlich dann, wenn die Verrennung mit Nachdruck schon begonnen hat. (Dr. Nicolaus von Gerbel. Spanische Volkscharaktere, im: Ausland 1872, Nr. 1, S. 18—22.)

Die von verschiedenen Nationen abstammenden Bewohner der Balearen und Pitiusen haben eine entschiedene Abneigung gegen die Castilianer, dagegen Aehnlichkeit mit den Bewohnern Valencia's und Cataloniens. Ihre Sprache ist, gleich dem Catalan, valencianisch und provencalisch, ein Zweig der im Mittelalter weit verbreiteten limosinischen Mundart: sie hat eine ziemlich reichhaltige, vorzugsweise poetische Literatur aufzuweisen, wird noch gegenwärtig sorgsam gepflegt und fortgebildet und ist die gewöhnliche Umgang- und Verkehrssprache, selbst unter den höhern Ständen; in ihr wird in den Elementarschulen gelehrt und in den Landkirchen gepredigt. Officielle Sprache der Gerichte u. s. w. ist das Castilianische. Das Aussehen der Hauptstadt Mahon ist zwar südlich, doch keineswegs spanisch; die mit grünen Jalousien verschließbaren Fenster, das Fehlen der Balcons u. a. erinnert vielmehr an die Herrschaft der Engländer. Die Bewohner werden als artig, zuvorkommend, freundlich, gutmüthig und ehrlich bezeichnet, nie werden die Häuser verschlossen, Diebstähle gehören zu den äußersten Seltenheiten. Nur der ausgebildete Particularismus, der Menorca nicht allein für das schönste, gebildetste und vollkommenste Stück der Welt hält, sondern am liebsten auch ein unabhängiges politisches Ganzes aus der Insel formen möchte, berührt unangenehm.

Die verschiedenen Stämme Spaniens, deren Charakter und Anlagen wir hier musterten, gehören alle bis auf einen dem arischen oder indogermanischen Völkerkreise an; diese eine Ausnahme wird von dem eigenthümlichen Volksstamme der Basken gebildet, welche dies- und jenseits der Pyrenäen, also in Spanien und in Frankreich sitzend, zu den ethnologisch interessantesten Völkern unseres Erdtheiles gehören, weil wir in ihnen, nach jezt allgemeiner Annahme, wohl Ueberreste der alten Iberer erblicken dürfen, nämlich jenes nicht-arischen Stammes, der in den frühesten historischen Zeiten W.-Europa bewohnte und den die Kelten, als der Vortrab der arischen Wanderung, verdrängten. Für die vorhistorischen Zeiten ist es nicht unwahrscheinlich gemacht worden, daß das Volk, als dessen Repräsentanten wir die Basken kennen, sich noch weit über Spanien und Gallien hinaus erstreckte; daß die Liguurer Italiens und Galliens, die Eitanier Siciliens und selbst die eingebornen





zen, wo Basken vorkommen, und selbst innerhalb dieses Gebietes wird nicht überall Baskisch gesprochen; dafür findet man diese Sprache außerhalb des genannten Territoriums bloß in zwei französischen Grenzdörfern und an einigen Stellen Mexico's, Montevideo's und von La Plata, wo sie von amerikanischen Kindern baskischer Eltern gesprochen wird. Im Ganzen zählt man 660,000 spanische und 140,000 französische Basken. Die Mehrzahl derselben versteht außer ihrer Muttersprache auch die jeweilige Landessprache. Man unterscheidet hauptsächlich die vier Dialecte von Guipuscoa, Biscaya, Laburdin und Gule. Wenigstens sind es die einzigen, die eine literarische Bedeutung haben, denn die übrigen, nämlich das nördliche und südliche Hochnavarresische, dann das westliche und östliche Niedernavarresische, wurden höchst wahrscheinlich niemals geschrieben. Unter sich unterscheiden sich die einzelnen Dialecte nicht bloß in Aussprache und grammatischer Construction, sondern selbst durch die Verschiedenheit der Wörter, und dies geht so weit, daß manche baskische Dialecte selbst für Angehörige desselben Stammes unverständlich sind. Was endlich die Einreihung des Baskischen in eine bestimmte Sprachenfamilie betrifft, so geht das Ergebnis von Bonaparte's Untersuchungen dahin, daß die Analogien des Baskischen mit anderen Sprachen nicht hinreichend sind, um ersterem irgend einen bestimmten Platz anzuweisen, — wohl aber, um es von allen übrigen zu unterscheiden. (Siehe: *Londoner Athenaeum*, Nr. 2381, vom 14. Juni 1873, S. 765.) Die spanischen Basken nennen ihre Sprache Euskara, und sich selber Euskaldunak, d. h. Menschen, die die Euskara-Sprache sprechen. Ihr Land nennen sie Euskalearia. Die französischen Basken nennen sich Bask, von Basot, Mann, ihre Sprache Basgunse, und ihr Land Heskualherriak, d. i. das baskische Reich. Alle Völker, die sich einer anderen Sprache als der baskischen bedienen, nennen die Basken Erdalbunak, ein von Erdu, ankommen, abgeleitetes Wort; es bezeichnet Menschen, die neu angekommen, folglich Leute, die nach Spanien und Frankreich eingewandert sind, als die Euskaldunak bereits daselbst angesiedelt waren. In diesem Wort lebt also die historische Erinnerung von der Ankunft der indoeuropäischen Völker in Europa fort, eine Begebenheit, die so weit in die Nacht der Zeiten zurückgreift, daß bei den indoeuropäischen Völkern selbst die Erinnerung daran verloren gegangen ist, und erst in neuerer Zeit die vergleichende Sprachforschung auf die Spur derselben geführt hat.

Die Basken bekehrten sich schon frühzeitig zum Christenthum, wodurch gewiß manche wichtige Ueberlieferung, mancher bedeutungsvolle religiöse Gebrauch für die Wissenschaft verloren gegangen ist, der sonst vielleicht über mehr denn einen dunkeln Punkt Licht verbreiten hätte können. Man weiß jedoch, daß sie ehemals einen großen Geist, Jainkoa oder der Herr der Höhen genannt, verehrten. Das Grab nannten sie das „Bett der großen Ruhe“, der Tod war für sie ein zeitlicher Schlaf, aus dem man zu einem neuen Leben erwachte, in dem dann die guten Thaten belohnt, die bösen bestraft werden sollten. Die Ueberlieferungen der Basken sprechen auch von einem bösen Gott, Bassajaon oder der wilde Herr, der jetzt noch im Volksmunde fortlebt und in seiner äußeren Gestalt beiläufig wie ein Waldmensch geschildert wird.

Der Pflug, bei den alten Griechen und Römern schon in den frühesten Zeiten im Gebrauch, scheint den Voreltern der Basken unbekannt gewesen zu sein; und selbst heutzutage noch bedient man sich in Guipuzcoa keines Pfluges, sondern verrichtet alle Landarbeit mittelst einer Haue und eines eigenthümlichen Werkzeuges, welches ungefähr die Form einer Heugabel hat. Sonst erfreut sich der Landbau unter den Basken einer großen Pflege, was um so anerkennenswerther ist, als der Boden nicht nur mühsam zu bearbeiten, sondern von der Natur aus unfruchtbar ist, und nur mittelst Kalkdüngung einigermaßen verbessert werden kann. Deshalb findet man auch bei jedem Häuschen einen Kalkofen, zur Bereitung des erforderlichen Düngers. Eines der gewöhnlichsten Producte ist der Mais. Nebst dem Landbau sind Fischerei und Jagd, namentlich auf Wildtauben, die Haupterwerbsmittel der Basken. Auch Handel und Industrie blühen im Lande der Basken. In Biscaya findet man hauptsächlich Eisenfabriken. Die vornehmsten Ausfuhrartikel, nebst Eisen, sind Zimmerholz, Obst, Chocolate und Wein. Auch die großen Bayonner geräucherten Schinken sind berühmt. Seit uralter Zeit sind die Basken als kühne und unternehmende Seelente bekannt. Sie waren die ersten, die den Walfisch bis in's Polarmeer verfolgten, die ersten, die Neufundland entdeckten und von dort

den Kabeljau und den Lengerisch mitbrachten. Die Basken sind in der Regel schlank und mager, dabei aber stark, nervig und von kräftigem Körperbau. Sie haben graue Augen und eine etwas dunkle Gesichtsfarbe. Ihre Leibeskraft wird bloß von ihrer außerordentlichen Gelenkigkeit und Biegsamkeit erreicht; ihr Gang ist rasch, ihr Blick sicher; ohne den geringsten Schwindel springen sie von einem Felsen zum anderen, und klettern auf die höchsten Zinnen der Gebirge. Außerdem sind sie gute Schützen, gewandte Reiter, unermüdlische Tänzer und vortreffliche Schwimmer. Die baskischen Frauen sind im Allgemeinen schön, zart gebaut, anmuthig in ihren Bewegungen, und haben einen bezaubernden Teint, schöngeformte Hände und Füße, einen zierlichen Gang, feurige Augen und ein an das griechische erinnerndes Profil. Dabei sind sie lebhaft, lustig und schalkhaft. Mit allen diesen Eigenschaften verbinden sie eine staunenswerthe Leibeskraft, die sie nicht nur die männlichen Beschäftigungen theilen, sondern häufig noch mit mehr Ausdauer verrichten läßt, wie die Männer selber. Was ihre moralischen Eigenschaften betrifft, zeichnen sich die Basken durch Muth, Freiheitsliebe, Ehrlichkeit, Gastfreundschaft und Festhalten an dem gegebenen Worte aus. Dagegen sind sie stolz und höchst reizbar, äußerst abergläubig und große Hazardspieler. Ihr Hochmuth geht so weit, daß jeder aus rechtmäßiger Ehe geborne Basken sich als adelig betrachtet. Vortheilhaft unterscheiden sich die Basken von den umliegenden Völkern durch ihre besondere Reinlichkeit, sowohl im Innern wie im Außern ihrer Häuser, welche beinahe mit der holländischen wetteifern kann. Im spanischen Baskenland findet man beinahe keine eigentlichen Dörfer, sondern bloß eine große Menge einzelnstehender, inmitten der Ländereien zerstreuter Häuser, die bald dichter beisammen, bald weiter von einander liegen. Eine gewisse Anzahl solcher Bauernwohnungen bildet mit der dazu gehörenden Kirche eine sogenannte Republik. An einzelnen Stellen des Landes trifft man auch alte, halb verfallene Burgen, die seit undenklicher Zeit denselben Familien angehören und deren Besitzer, mit dem spanischen Namen *Parientes mayores* bezeichnet, in großem Ansehen beim Volke stehen. (Nach Dr. H. Hartogh Hens van Jouteveen: *De Basken, eene ethnologische Studie*, im: *Album der Natur*.)

Unsere Schilderung spanischer Volkstypen würde unvollständig bleiben, gedächten wir nicht wenigstens mit einigen Worten der Zigeuner, der „*Gitanos*“, welche sich schon in grauer Vorzeit in den südspanischen Städten, und namentlich in der alten Hispalis, dem heutigen Sevilla, eingenistet haben.

Wer das Leben und Treiben der Zigeuner beobachten will — erzählt Wilh. Laufer (*Aus Spaniens Gegenwart. Culturskizzen*. Leipzig 1872. 8°.) — hat dazu vollauf Gelegenheit, wenn er sich gegen Abend nach der jenseits des Guadalquivir gelegenen Vorstadt Triana begibt. Noch besser freilich würde sich ein Ausflug nach dem etwa eine Stunde entfernten Alcala verlohnen, wo dieselben heute noch wie seit Jahrhunderten ihr Troglothenleben in einem riesigen Schmutz- und Scherichtberge führen. Eine vorjüngluthliche Behausung ähnlicher Art ist in Triana von der Obrigkeit im Jahre 1856 beseitigt worden, als die Cholera wüthete und die Zigeuner wie Fliegen wegraffte. Aber heute noch kann sich das Völkchen daselbst nicht an die Enge der Häuser gewöhnen, und bringt den größern Theil seiner Zeit auf den offenen Straßen zu. Hier arbeiten die Einen an dem *Ambo*, dort handeln Andere um ein Stück Vieh; die Weiber breiten die Tücher und alten Kleider aus, mit denen sie am andern Tage hausiren oder einen benachbarten Jahrmarkt besuchen wollen; dort singt ein Mädchen zur Guitarre eines jener schwermüthigen Liedchen, die mit einem so fremdartigen Reiz das Herz bewältigen; Andere zeigen sich mit Wohlgefallen ein neues buntfarbiges Kleid oder einen blinkenden Schmuck aus falschen Steinen; und hier führt ein munteres Pärchen im Kreise der Freunde, unter der Begleitung von Gesang und Händeklatschen, einen phantastischen Tanz aus. Alle scheinen nur eine einzige Familie zu bilden, leicht kenntlich an der dunkelbraunen Hautfarbe, den schwarzen Haaren und Augen, dem festen, durchdringenden Blick, dem hübschen, schlanken Bau des Leibes; man rühmt ihnen auch nach, daß sie einander aufrichtig wie Angehörige einer und derselben Familie lieben. Frem-

zen, wo Basken vorkommen, und selbst innerhalb dieses Gebietes wird nicht überall Baskisch gesprochen; dafür findet man diese Sprache außerhalb des genannten Territoriums bloß in zwei französischen Grenzdörfern und an einigen Stellen Mexico's, Montevideo's und von La Plata, wo sie von amerikanischen Kindern baskischer Eltern gesprochen wird. Im Ganzen zählt man 660,000 spanische und 140,000 französische Basken. Die Mehrzahl derselben versteht außer ihrer Muttersprache auch die jeweilige Landessprache. Man unterscheidet hauptsächlich die vier Dialecte von Guipuscoa, Biscaya, Laburdin und Sule. Wenigstens sind es die einzigen, die eine literarische Bedeutung haben, denn die übrigen, nämlich das nördliche und südliche Hochnavarresische, dann das westliche und östliche Niedernavarresische, wurden höchst wahrscheinlich niemals geschrieben. Unter sich unterscheiden sich die einzelnen Dialecte nicht bloß in Aussprache und grammatischer Construction, sondern selbst durch die Verschiedenheit der Wörter, und dies geht so weit, daß manche baskische Dialecte selbst für Angehörige desselben Stammes unverständlich sind. Was endlich die Einreihung des Baskischen in eine bestimmte Sprachenfamilie betrifft, so geht das Ergebnis von Bonaparte's Untersuchungen dahin, daß die Analogien des Baskischen mit anderen Sprachen nicht hinreichend sind, um ersterem irgend einen bestimmten Platz anzuweisen, — wohl aber, um es von allen übrigen zu unterscheiden. (Siehe: *Londoner Athenaeum*, Nr. 2381, vom 14. Juni 1873, S. 765.) Die spanischen Basken nennen ihre Sprache Euskara, und sich selber Euskaldunak, d. h. Menschen, die die Euskara-Sprache sprechen. Ihr Land nennen sie Euskalearia. Die französischen Basken nennen sich Bask, von Basot, Mann, ihre Sprache Basconge, und ihr Land Hestualherriak, d. i. das baskische Reich. Alle Völker, die sich einer anderen Sprache als der baskischen bedienen, nennen die Basken Erdaldunak, ein von Erdu, ankommen, abgeleitetes Wort; es bezeichnet Menschen, die neu angekommen, folglich Leute, die nach Spanien und Frankreich eingewandert sind, als die Euskaldunak bereits daselbst angesiedelt waren. In diesem Wort lebt also die historische Erinnerung von der Ankunft der indoeuropäischen Völker in Europa fort, eine Begebenheit, die so weit in die Nacht der Zeiten zurückgreift, daß bei den indoeuropäischen Völkern selbst die Erinnerung daran verloren gegangen ist, und erst in neuerer Zeit die vergleichende Sprachforschung auf die Spur derselben geführt hat.

Die Basken bekehrten sich schon frühzeitig zum Christenthum, wodurch gewiß manche wichtige Ueberlieferung, mancher bedeutungsvolle religiöse Gebrauch für die Wissenschaft verloren gegangen ist, der sonst vielleicht über mehr denn einen dunkeln Punkt Licht verbreiten hätte können. Man weiß jedoch, daß sie ehemals einen großen Geist, Jaïnkoa oder der Herr der Höhen genannt, verehrten. Das Grab nannten sie das „Bett der großen Ruhe“, der Tod war für sie ein zeitlicher Schlaf, aus dem man zu einem neuen Leben erwachte, in dem dann die guten Thaten belohnt, die bösen bestraft werden sollten. Die Ueberlieferungen der Basken sprechen auch von einem bösen Gott, Bassajaon oder der wilde Herr, der jetzt noch im Volksmunde fortlebt und in seiner äußeren Gestalt beiläufig wie ein Waldmensch geschildert wird.

Der Pflug, bei den alten Griechen und Römern schon in den frühesten Zeiten im Gebrauch, scheint den Voreltern der Basken unbekannt gewesen zu sein; und selbst heutzutage noch bedient man sich in Guipuzcoa keines Pfluges, sondern verrichtet alle Landarbeit mittelst einer Haue und eines eigenthümlichen Werkzeuges, welches ungefähr die Form einer Heugabel hat. Sonst erfreut sich der Landbau unter den Basken einer großen Pflege, was um so anerkennenswerther ist, als der Boden nicht nur mühsam zu bearbeiten, sondern von der Natur aus unfruchtbar ist, und nur mittelst Stalldüngung einigermaßen verbessert werden kann. Deshalb findet man auch bei jedem Häuschen einen Stallhof, zur Vereitung des erforderlichen Düngers. Eines der gewöhnlichsten Producte ist der Mais. Nebst dem Landbau sind Fischerei und Jagd, namentlich auf Wildtauben, die Haupterwerbsmittel der Basken. Auch Handel und Industrie blühen im Lande der Basken. In Biscaya findet man hauptsächlich Eisensabrikeu. Die vornehmsten Ausfuhrartikel, nebst Eisen, sind Zimmerholz, Obst, Chocolate und Wein. Auch die großen Bayonner geräucherten Schinken sind berühmt. Seit uralter Zeit sind die Basken als kühne und unternehmende Seelente bekannt. Sie waren die ersten, die den Walfisch bis in's Polarmeer verfolgten, die ersten, die Neufundland entdeckten und von dort



den Kabeljau und den Lengerfisch mitbrachten. Die Basken sind in der Regel schlank und mager, dabei aber stark, nervig und von kräftigem Körperbau. Sie haben graue Augen und eine etwas dunkle Gesichtsfarbe. Ihre Leibeskraft wird bloß von ihrer außerordentlichen Gelenkigkeit und Biegsamkeit erreicht; ihr Gang ist rasch, ihr Blick sicher; ohne den geringsten Schwindel springen sie von einem Felsen zum anderen, und klettern auf die höchsten Zinnen der Gebirge. Außerdem sind sie gute Schützen, gewandte Reiter, unermüdlche Tänzer und vortreffliche Schwimmer. Die baskischen Frauen sind im Allgemeinen schön, zart gebaut, anmuthig in ihren Bewegungen, und haben einen bezaubernden Teint, schöngeformte Hände und Füße, einen zierlichen Gang, feurige Augen und ein an das griechische erinnerndes Profil. Dabei sind sie lebhaft, lustig und schalkhaft. Mit allen diesen Eigenschaften verbinden sie eine staunenswerthe Leibeskraft, die sie nicht nur die männlichen Beschäftigungen theilen, sondern häufig noch mit mehr Ausdauer verrichten läßt, wie die Männer selber. Was ihre moralischen Eigenschaften betrifft, zeichnen sich die Basken durch Muth, Freiheitsliebe, Ehrlichkeit, Gastfreundschaft und Festhalten an dem gegebenen Worte aus. Dagegen sind sie stolz und höchst reizbar, äußerst abergläubig und große Hazardspieler. Ihr Hochmuth geht so weit, daß jeder aus rechtmäßiger Ehe geborne Baskte sich als adelig betrachtet. Vortheilhaft unterscheiden sich die Basken von den umliegenden Völkern durch ihre beiondere Reinlichkeit, sowohl im Innern wie im Aeußern ihrer Häuser, welche beinahe mit der holländischen wetzeifern kann. Im spanischen Baskenland findet man beinahe keine eigentlichen Dörfer, sondern bloß eine große Menge einzelnstehender, inmitten der Ländereien zerstreuter Häuser, die bald dichter beisammen, bald weiter von einander liegen. Eine gewisse Anzahl solcher Bauernwohnungen bildet mit der dazu gehörenden Kirche eine sogenannte Republik. An einzelnen Stellen des Landes trifft man auch alte, halb verfallene Burgen, die seit undenklicher Zeit denselben Familien angehören und deren Besitzer, mit dem spanischen Namen *Parientes mayores* bezeichnet, in großem Ansehen beim Volke stehen. (Nach Dr. H. Hartogh Hens van Bouteveen: *De Basken, eene ethnologische Studie*, im: *Album der Natur*.)

Unsere Schilderung spanischer Volkstypen würde unvollständig bleiben, gedächten wir nicht wenigstens mit einigen Worten der Zigeuner, der „*Gitanos*“, welche sich schon in grauer Vorzeit in den südspanischen Städten, und namentlich in der alten Hispalis, dem heutigen Sevilla, eingenistet haben.

Wer das Leben und Treiben der Zigeuner beobachten will — erzählt Wilh. Laufer (Aus Spaniens Gegenwart. Culturskizzen. Leipzig 1872. 8<sup>o</sup>.) — hat dazu vollauf Gelegenheit, wenn er sich gegen Abend nach der jenseits des Guadalquivir gelegenen Vorstadt Triana begibt. Noch besser freilich würde sich ein Ausflug nach dem etwa eine Stunde entfernten Alcala verlohnen, wo dieselben heute noch wie seit Jahrhunderten ihr Troglodytenleben in einem riesigen Schmutz- und Scherichtberge führen. Eine vorurtheilthliche Behausung ähnlicher Art ist in Triana von der Obrigkeit im Jahre 1856 beseitigt worden, als die Cholera wüthete und die Zigeuner wie Fliegen wegraffte. Aber heute noch kann sich das Völkchen daselbst nicht an die Enge der Häuser gewöhnen, und bringt den größern Theil seiner Zeit auf den offenen Straßen zu. Hier arbeiten die Einen an dem Amboss, dort handeln Andere um ein Stück Vieh; die Weiber breiten die Tücher und alten Kleider aus, mit denen sie am andern Tage hausiren oder einen benachbarten Jahrmarkt besuchen wollen; dort singt ein Mädchen zur Guitarre eines jener schwermüthigen Liedchen, die mit einem so fremdbartigen Reiz das Herz bewältigen; Andere zeigen sich mit Wohlgefallen ein neues buntfarbiges Kleid oder einen blinkenden Schmuck aus falschen Steinen; und hier führt ein munteres Pärchen im Kreise der Freunde, unter der Begleitung von Gesang und Händeklatschen, einen phantastischen Tanz aus. Alle scheinen nur eine einzige Familie zu bilden, leicht kenntlich an der dunkelbraunen Hautfarbe, den schwarzen Haaren und Augen, dem festen, durchdringenden Blick, dem hübschen, schlanken Bau des Leibes; man rühmt ihnen auch nach, daß sie einander aufrichtig wie Angehörige einer und derselben Familie lieben. Frem-

den gegenüber halten sie fest zusammen und machen leicht Mißbrauch von ihrem durchdringenden Verstande und ihrer Kenntniß des menschlichen Herzens; man wirft ihnen argwöhnisches, lügenerisches und kriechendes Wesen vor, und namentlich ihre Weiber, die sich mit Kartenaufschlagen und Prophezeiung abgeben, flößen dem gemeinen Volke abergläubische Scheu ein. Die Zigeuner suchen, da sie einmal genöthigt sind, mit andern Menschen zusammenzuwohnen, mit Vorliebe die äußersten und abgelegensten Theile der Städte auf. Eine Art Adel unter ihnen bilden die sogenannten „Viandantes“ (Landsstreicher), die, wie ihre Vorfahren, noch in Wald und Heide leben; dieselben sehen auf ihre städtischen Genossen mit Verachtung herab, und werden von diesen wiederum mit einer gewissen abergläubischen Angst betrachtet. Die Zigeuner genießen jetzt die Rechte spanischer Staatsbürger und sind auch zum Kriegsdienst verpflichtet. Schon Carl III. hatte ihnen als Neucastilianern gleiche Rechte mit den Spaniern gegeben und sie der Nation ganz einverleiben wollen, aber seine Bemühungen waren ziemlich erfolglos geblieben. Die heilige Hermandad hatte keine Gewaltmittel gescheut, um dieselben zu einem christlichen Leben zu zwingen, und zu diesem Zwecke ihre Zelte verbrannt, und die Verfolgungen der Zigeuner sind bis auf Philipp III. zurückzuführen, der eine große Zahl derselben mit den Morisken aus dem Lande trieb. Viele bekannten sich denn auch damals, wenigstens äußerlich, zum Christenthume, aber manche ihrer noch heute erhaltenen Gebräuche unterstützen den Argwohn, daß es mit ihrem Christenthum ziemlich schief stehe.

Auf noch tieferer Gesittungsstufe als die Zigeuner stehen wohl die wenig bekannten wilden Menschen in dem hochromantischen Hurdes-Thale, welche Charles von Vincenti besucht und geschildert hat (im: Globus. XIV. Bd. S. 329—331). Dieses verödete einsame Thal liegt in der Sierra de Francos, welche sich im SW. des alten hochberühmten Königreichs Leon an das portugiesische „Sterngebirge“ (Serra da Estrelha) anschließt.

Nach dem was wir über die Verschiedenartigkeit des spanischen Volkes erfahren haben, bedarf es kaum der Erwähnung, daß fast jede der bedeutenderen Städte des Landes ihren eigenen bestimmten Charakter besitzt, welchem die historische Vergangenheit zur Seite steht. In der That sind die wichtigsten Plätze die Hauptstädte der früheren 16 Königreiche und Fürstenthümer, aus deren Vereinigung das Königreich Spanien hervorging, und die sich bis zur Gegenwart als Provinzen forterhielten. Nunmehr hat man freilich, mit Vermeidung aller historischen Benennungen, das Land in 49 Provinzen (einschließlich die Balearen und die zu Europa gerechneten Canarischen Inseln) getheilt, deren jede nach ihrer Hauptstadt benannt wird; die alte historische Eintheilung ist jedoch eine zu tief gewurzelte und natürlich begründete, daß die alten Hauptstädte immer noch in dem Glanze ihrer früheren Bedeutung strahlen. Da der Raum verbietet, jede einzeln zu schildern, so müssen wir uns begnügen, an ein paar Beispielen bloß die verschiedenartige Charakteristik der spanischen Städte aufzuzeigen. Wir beginnen mit dem seit mehreren Jahren sichtlich aufblühenden Madrid. (Siehe über dieses: J. G. Kohn. Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's. S. 82 bis 100.)



„Madrid hat sich in den letzten Jahren nicht allein sehr bedeutend vergrößert, sondern auch verändert und zwar zu seinem Vortheile. Die „Puerta del Sol“, früher ein unregelmäßiger, von Häusern sehr verschiedener Größe und Bauart umgebener Raum, hat sich in einen großen, regelmäßig viereckigen Platz mit Reihen hoher prächtiger Gebäude verwandelt, unter denen sich mehrere große elegante Hotels befinden, an denen es früher in Madrid gänzlich gebrach. Die Puerta del Sol, in deren Mitte ein geschmackvoller monumentaler Brunnen starke Wasserstrahlen ausgießt, ist gegenwärtig mit ihren acht von ihr strahlenförmig auslaufenden Straßen unstreitig einer der prächtigsten Stadtplätze Europa's. In allen Hauptstraßen sind neue Prachtbauten entstanden, und luxuriös eingerichtete Kaffeehäuser, namentlich aber Waarenlager, welche des Abends im Scheine von hunderten von Gasflammen strahlen, zieren die Hauptverkehrsadern. Viel großartiger sind aber die Umgestaltungen, welche die Umgebungen der Hauptstadt Spaniens erfahren haben. Die Thore stehen zwar wohl alle noch, aber die Ringmauer ist größtentheils verschwunden. Noch im Jahre 1844 gab es kaum eine Vorstadt; jetzt existiren deren acht, unter denen drei, an der N.-, O.- und W.-Seite der inneren Stadt gelegen, die Barrios de Salamanca, de los Pozos und de Arguelles, große neue Stadttheile sind, welche breite, mit Alleen gezielte Boulevards, moderne, drei bis vier Stock hohe Häuser mit eben so vielen eleganten Balconreihen und mit platten Dächern und geschmackvolle, mit Blumenbouquets und Brunnen geschmückte Squares besizen. Außerdem sind hier und anderwärts um Madrid viele Gärten, Villen, Vergnügungsorte u. s. w. entstanden, nur keine neue Kirchen! Diesen gewaltigen Umschwung verdankt Madrid nicht allein den Eisenbahnen — obwohl diese gewiß sehr viele Neubauten (besonders in der Nähe der Bahnhöfe, deren es drei gibt) veranlaßt und einen großen umgestaltenden Einfluß auf die ganze Lebensweise der Madrileños und auf das Verkehrsweisen im Innern der Stadt gehabt haben — sondern auch, vielleicht noch mehr, der Vollendung des Isabellen-Canals, welcher Madrid in ausgiebigster Weise mit reinem, frischen, ja ganz vorzüglichem Wasser versieht, so daß die früher wegen ihres Wassermangels und ihres schlechten, mangelhaften Trinkwassers berühmte Hauptstadt Spaniens zu den mit Wasser am besten versorgten Großstädten Europa's gehört und unter den größeren Städten der Halbinsel, bezüglich der Güte des Trinkwassers, höchstens noch von Granada übertroffen wird. Der nach der vertriebenen Königin benannte Canal ist die großartigste aller in neuerer Zeit in Spanien hergestellten Wasserleitungen. Er wurde im Jahre 1859 vollendet und hat 96,527,925 Mk. gekostet. Der Isabellen-Canal ist nicht allein dazu bestimmt, Madrid mit Trinkwasser zu versehen, sondern auch dessen Umgebungen zu bewässern. Er beginnt am Fuße des Guadarrama-Gebirges und am Ausgange des Pozona-Thales, wo er den größten Theil des krystallhellen Wassers des schönen Pozona-Flusses aufnimmt, ist ungefähr 93,6 Km. lang und endet am nordwestlichen, höchstgelegenen Rande von Madrid (auf der Montaña del Principe Pio) mit einem großen Bassin und Reservoir, von wo aus sich das Wasser in unzähligen Röhrenleitungen über die ganze Stadt und deren Umgebungen verbreitet. Das erklärt die vielen Fontainen, die man jetzt in den Gärten des „Ensanche de Madrid“ (Erweiterung von Madrid), mit welchem Namen die Gesamtheit der neuen Stadttheile bezeichnet zu werden pflegt, sieht, und überhaupt die Existenz der wie durch einen Zauberschlag in den früher so sterilen und sonnenverbrannten Umgebungen Madrids entstandenen Gärten, Alleen und Promenaden. Auch viele Häuser der inneren Stadt besizen bereits Wasserleitung bis in die höchsten Stockwerke hinauf und in allen Stadttheilen sind neue öffentliche Brunnen entstanden. Die große Wassermasse, welche der Canal, der vom Gebirge aus bald über, bald unter der Erde, zum Theile in mächtigen gußeisernen Cylindern fortgeführt ist und mehrere Flüsse und Thäler auf großartigen Brücken und Aquäducten überschreitet, nach Madrid bringt, hat sogar eine merkliche Verbesserung des localen Klima's veranlaßt, denn die Luft ist in der Stadt und ihren Umgebungen lange nicht mehr so trocken wie früher und in Folge der vielen neu entstandenen Gärten und Baumpflanzungen auch ozonreicher geworden. Daß hiedurch auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung ein besserer geworden ist, bedarf keiner Erörterung. In Folge der Vergrößerung von Madrid und des Eisenbahnnetzes, dessen Mittelpunkt diese Stadt ist, hat sich natürlich auch deren Einwohnerzahl bedeutend vermehrt. Denn während Madrid im Jahre 1844 nur 206,000 Bewohner zählte, beträgt die Seelen-

zahl gegenwärtig über 300,000. Und während noch im Jahre 1850 das innere Verkehrsweisen in den Kinderschuhen steckte, ist die Stadt sammt dem Enlanché in mehreren Richtungen von Tramways durchzogen und verkehren zahlreiche Omnibusse regelmäßig auf vielen Linien, so daß auch bezüglich der Verkehrsmittel die Hauptstadt Spaniens den anderen Großstädten Europa's nicht mehr nachsteht." (Moriz Willkomm. Spanien und die Balearen. S. 208—210.)

Das südlich von Madrid gelegene Toledo schildert uns der Franzose Imbert ausführlich. Die Stadt ist auf einem ungeheuren Felsen erbaut, welcher sieben Hügel von ungleicher Höhe bildet. Auf dem höchsten erheben sich die stolzen, von Flammen geschwärzten Mauern des vierten und letzten Alcazar. Die engen Gassen führen bergauf und bergab, bilden in ihren Kreuzungen ein wahres Labyrinth; die Häuser stehen in engen Gruppen neben und wieder terrassenförmig über einander. Gothen, Mauren, Juden und Spanier mußtén sich dem Baugrunde anbequemen und haben nach seinen Böschungen und Einschnitten dieses Durcheinander von prächtigen Palästen und düsteren Klöstern erbaut, an welchen Ziegel und Holz die merkwürdigsten Arten decorativer Kunst, die schönsten Muster alter und moderner Baukunst aufweisen. In einem tiefen Einschnitte fließt der Tajo bald in tragem Laufe, bald in hohen Bogen dahin, da und dort unter den Ruinen arabischer Brückenbogen hinweg. Gegen die castilische Ebene hin erheben sich die vom Westgothen-Könige Wamba errichteten Wälle und monumentalen Thore. Das Toledo-Gebirge und die Sierra von Guadalupe umrahmen majestätisch das landschaftliche Bild. In der Stadt Toledo selbst entdeckt man bei jedem Schritte neue Schönheiten; die Kunst tritt einem überall entgegen. Ueberall sieht man Patios (geschlossene Hofräume mit Arcaden), arabische Hallen; wappengeschmückte Thore, Eisengitter von ausgezeichneter Arbeit; alterthümliche Thürklopfer, ciselirte Thierköpfe, gothische und arabische Erker, Fresken, Statuen und Basreliefs. (*L'Espagne; splendeurs et misères. Voyage artistique et pittoresque par P. S. Imbert, illustrations d'Alexandre Prévost. Paris 1875. 8°.*)

Unter den Städten des Südens ragt Granada mit seiner weltberühmten Alhambra, seinem Generalife (bereinst Sommerpalast der maurischen Könige), der Kathedrale mit der Capilla real, in welcher Kaiser Karl V. seine Eltern und mütterlichen Großeltern beisetzen ließ und durch herrliche Monumente ehrte, hervor. Die Stadt mit ihren Thürmen, dem Dome, der auf hohem Felsenplateau Stadt und Landschaft überragenden Alhambra, inmitten der blühenden Ebene, mit den unzähligen Landhäusern und von einem weiten Ringe herrlicher Berge umschlossen, gemahnt im Gesamtbilde, trotz der südlichen Eigenthümlichkeit, an Salzburg. An der Meeresküste treffen wir Cádiz, eine reizende Stadt, reich und doch heimlich, freundlich und sauber gehalten; es besitzt schöne, nicht zu enge Straßen mit vorzüglichem Pflaster, Plätze mit Bäumen und Pflanzen geziert und eine poetische Alameda (Promenade) am Ufer des Meeres. Die hellen Häuser mit grünen Fensterläden zeigen schon hier, besonders in ihrem Inneren, den andalusisch-orientalischen Charakter und sind ganz verschieden von den valencianischen. Im Aeußeren tragen sie mit ihrer reichen Anwendung von Marmor und ihren fensterdurchbrochenen Erkerbauten mehr architektonische Gliederung und sonstigen Schmuck zur Schau als die sevillanischen, welche, ziemlich gleichförmig im Aussehen, bloß mit den regelmäßigen, leichtén Balconen geziert, echt orientalisches ihren ganzen Zauber nach innen entfalten; doch herrscht auch in Cádiz schon die flache Bedachung vor.

Nächst Madrid und Barcelona hat sich keine der größeren Städte Spaniens so bedeutend verändert, wie Sevilla. Die Kathedrale mit der Giralda (dem im Jahre 1000 von den Mauren bis zu beträchtlicher Höhe geführten, 1560 vollendeten Thurme), der kostbaren Columbus-Bibliothek von 20,000 Bänden, der Alcazar, die prächtige Residenz des Herzogs von Montpensier San Telmo, das Museo de la Merced mit seinen berühmtesten Gemälden von Murillo und Anderen, die Universität, einige berühmte Stiftungen, die Promenade Las Delicias am Guadalquivir sind zwar auch heute noch die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt; aber nicht nur in der Nähe des Bahnhofes sind große Fabriken und ganz neue Straßen und Promenaden entstanden, auch das Innere der alten Stadt hat durchgreifende Veränderungen erfahren. So sehr nun Sevilla durch diese Umgestaltungen und Neubauten an Größe und Schönheit gewonnen und einen so großen Aufschwung diese jetzt gegen 120,000 Einwohner zählende Stadt in commercieller und industrieller

Beziehung genommen hat, so hat sie doch auf der anderen Seite einen ihrer früheren Reize beinahe ganz eingebüßt: das poetische Volksleben! „Schon unterwegs und in Cordova hatte ich vergeblich nach den bunten, malerischen Volkstrachten ausgeschaut, welche früher die Landbewohner Andalusiens durchgehends, in den Städten wenigstens die jungen Leute und zwar aller Stände trugen. Ich hoffte bestimmt, wenigstens in Sevilla, diese Costüme wieder zu finden, doch auch hier schienen sie den französischen Allerweltsmoden oder wenigstens der in ganz Spanien gebräuchlichen, aus einer kurzen Tuchjacke und langen, schmucklosen Pantalons bestehenden Tracht gewichen zu sein. Selbst in der Triana, dem ehemaligen Sammelplatze der Majos und Majas, wohin ich am nächsten Abende mit meiner Tochter ging, um ihr, wie ich hoffte, Scenen echt andalusischen Volkslebens vorzuführen, sieht man jene bunten Costüme nicht mehr, oder wenigstens nur noch sehr vereinzelt, und von Majos, die sonst auf stolzen, reich angeschirrten Rossen in herausfordernder Haltung durch die lange Hauptstraße ritten, war keine Spur zu entdecken. Auch hörten wir weder Guitarrenspiel und Gesang, noch bemerkten wir irgendwo eine tanzende Gruppe, während früher in der Triana nach Sonnenuntergang vor fast jeder Taberna auf offener Straße getanzt wurde. Zugleich schienen die niederen Volksklassen habüchlich und betrügerisch geworden zu sein. Daß ein Sevillaner einem Fremden, der sich nach einem Punkte der Stadt erkundigt, viele Gassen weit das Geleite gibt und dann ein dargebotenes Trinkgeld stolz und verächtlich zurückweist, wie ich das früher mehrmals erlebt habe, kommt wohl nicht mehr vor; im Gegentheil wollen die Leute jetzt für den kleinsten Dienst belohnt sein. Alle Welt will Geld verdienen, und zwar möglichst viel, auf möglichst bequeme Weise. Ebenso und fast noch schlimmer ist es in Granada. Ich muß gestehen, daß mir dieser Materialismus des Volkes diesmal den Aufenthalt in Sevilla und Granada verleibete, und ich oft verstimmt dem so nüchtern und prosaisch gewordenen Volke den Rücken lehrte.“ (Willkomm. N. a. D. S. 221—222.)

Spaniens natürliche Hülfquellen werden häufig überschätzt. Wie wir wissen, stellt ein großer Theil des Landes eine trostlose Hochebene vor, auf welcher nur spärliche Vegetation gedeiht. Letztere entspricht natürlich auch den sehr verschiedenen Einflüssen des Klima's, das sehr scharf in ein feuchtes Küstenklima und ein mehr trockenes Continentalklima im Inneren sich scheidet. Bei günstigen Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnissen gedeihen Getreide und Reis, Südfrüchte, im E. auch Baumwolle, selbst Zuckerrohr, immergrüne Hölzer, Wein und Tabak, im S. endlich die Dattelpalme. Zwischen Barcelona und Tarragona fällt die ausgedehnte Cultur des Haselstrauches auf, welcher sich neben den Oliven- und Johannisbrot-Plantagen und den Cran-gen-Gärten seltsam genug ausnimmt, dessen Früchte aber als Export-Artikel einen wichtigen Erwerbszweig der Provinz bilden. „Das ganze Land prangte im Schmuck des Frühlings. Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäume standen in voller Blüthe, die Mandelbäume dagegen hatten theilweise abgeblüht, die Feigen- und Granatäpfel-Bäume waren ausgeschlagen, in den Gärten drohten Apfelsinen- und Citronen-Bäume unter der Last der goldnen Früchte, welche die dunkelbelaubten Zweige tief hinabzog, zu brechen, dazwischen hellgrüne Weizenstaaten, welche schon in die Halme zu schießen begannen, graue Oliven-, dunkelgrüne Johannisbrot-Bäume und schwarze Cypressen.“ Im Gegensatz zu dieser gartenähnlichen Cultur stehen die ausgedehnten, strauchbedeckten



Heidesflächen des Inneren, wo stellenweise auf viele □ Km. keine Quelle und kein Brunnen zu finden ist. Nach den Untersuchungen englischer Ingenieure unterläge es jedoch keinem Zweifel, daß mindestens zwei Drittel der jetzt trocken liegenden Gegenden in Castilien, Leon, Estremadura u. f. w. anhaltend und regelmäßig bewässert werden könnten, in welchem Falle Spanien ein ganz anderes Ansehen gewänne und doppelt so viel Getreide liefern würde, wie gegenwärtig; noch mehr, es wäre dann wieder zur Anpflanzung von Wäldern geeignet, an welchen das Land so empfindlichen Mangel leidet. Den Hauptreichtum Spaniens bilden seine Mineralschätze, denn wir finden hier Quecksilber, Eisen, Blei, Silber, Steinkohlen und Salz in großer Menge. In den nördlichen Provinzen ist in der That viel englisches Capital im Bergbau angelegt worden. Nebst dem Bergbau bieten Landwirthschaft und Viehzucht die Hauptnahrungsquellen des Volkes; im S. beschäftigt man sich mit der Cultur des Del- und Maulbeer-Baumes, sowie mit dem auch im N. betriebenen Weinbau, am Quadalquivir und auf dem mittleren Hochlande baut man Cerealien, im nördlichen Küstengebiet gedeiht die Obstbaumzucht. Die Heidesflächen ernähren Heerden feinwolliger Schafe (Merinos oder Trashumanos, Wanderschafe), doch ist dieser einst so glänzende Zweig der Viehzucht in Verfall gerathen. Spanien kann sich außerdem ausgezeichnete Pferderacen rühmen; nicht unwichtig sind nebstbei die Seidenraupe und die Fischerei. Die geistige Cultur der Spanier ist noch eine ziemlich niedrige, obwohl lobenswerthe Anstrengungen zu deren Hebung gemacht werden.

Zu Spanien gehören noch die sogenannten Presidios (España presidial), vier befestigte Hafenstädte an der N.-Küste von Marokko, darunter Ceuta (spr. Se-úta) die bedeutendste ist; die übrigen drei heißen Peñon (spr. Benjon) de Velez de la Gomera, Peñon de Alhucemas und Melilla (spr. Melilja); die drei kleinen Chafarinas-Inseln östlich von Melilla sind gleichfalls spanisch.

An auswärtigen Colonien oder Niederlassungen besitzt das Königreich außer den genannten: in Afrika die Canaren und von den Guinea-Inseln Fernando Po und Annobom; in Amerika die großen Antillen Cuba und Puertorico, in Asien die Philippinen und in Oceanien die Marianen oder Ladronen, die Carolinen- und Palaoos- (Pelew-) Inseln. Dagegen ist die hochwichtige spanische Stadt und Festung Gibraltar (17,500 Einwohner), welche die gleichnamige Meerenge beherrscht, ein 460 M. hoher, nur von der W.-Seite ersteigbarer, mit dem Festlande bloß durch einen schmalen Isthmus verbundener Felsen, in welchem noch geschützt der Affe der Verberei lebt, in den Händen der Engländer.

## §. 11. Frankreich.

Durch den natürlichen Reichthum seines Bodens, den hohen, alle Schichten der Bevölkerung weit gleichmäßiger denn irgendwo durchdringenden Wohlstand, die geistige Elasticität seiner Bewohner nimmt Frankreich unbestritten die erste Stelle unter den europäischen Staaten ein. Nicht so sehr die räumliche Ausdehnung seines Gebietes, welches an 529,000 □Km. beträgt, und die starke Ziffer von 36 Millionen (1872 genau 36,102,921) Einwohner machen Frankreich zur Großmacht, als die geistige Thätigkeit und der wunderbare Schaffensdrang, welche diese Nation seit Jahrhunderten erfüllten und sie oft in der Geschichte zum leuchtenden Vorbilde ihrer Nachbarn erhoben. Deshalb erheischt der Nationalcharakter nirgends so eindringliches Studium wie in Frankreich, wollen wir uns vor schiefen, mißleitenden Urtheilen bewahren.

Carus, welcher die Franzosen zum Theile durch eine von Vorurtheilen sehr stark gefärbte, dicke Brille gesehen zu haben scheint, beurtheilt dieselben nur theilweise richtig, und was er über sie sagt ist ein Gemisch von ein Fünftheil Wahrheit und vier Fünftheilen Irrthum: „Als Grundzug des Charakters dieser Nation finden wir Kindlichkeit, die sich in ihrer Abartung kindisch zeigt. Ihr Gefühl besitzt die Lebhaftigkeit und Empfindsamkeit des Kindes und Sanguinischen. Der Franzose hegt leichte Entzündbarkeit ohne Tiefe, entzündbaren Enthusiasmus und darum Frohsinn, der ihn bei Wenigem heiter und selbst im Unglücke zufrieden macht. Daher rührt seine Singlust, welche von jeher zwischen den Pyrenäen und dem Rheine herrschte; daher seine Tanzlust und frühe Gewandtheit im Tanze. Ihm erscheint die Welt wie eine Schaukel; er steht unter der abwechselnden Herrschaft der Plaisanterie und des Scherzes. Mit dem Kinde theilt er die Unruhe im Gefühle, wie er aufbrausend und leicht aufrührerisch wird. In ihm lebt Gefühl für das Schöne, besonders das Zierliche und Niedliche — als Glänzendes doch meistens im Buge. Geschmack hat er als sinnliche Vollkommenheit, dabei Anmuth und Gefühl für das Schickliche, welches als schneller Ton eine Leichtigkeit der Anschmiegung und Gefügigkeit hervorbringt. Das Gefühl des Graziosen hat oft das ärmste, wie das üppig erzogene Kind; so auch der Franzose. Seine Sache ist: Artigkeit des guten Tons, Unverlegenheit in den Sitten; höflich zeigt er sich nicht aus Eigennutz, sondern aus Geschmacksbedürfnis, daher er Muster des Conversationsschmackes wird. Auch im Begehrungsvermögen zeigen die Franzosen die leichte entzündbare Thätigkeit des Kindes; daher alle Veränderlichkeit der Bestrebungen, durch die sie meistens für den Augenblick leben. Mit ihrer Kindlichkeit hängt ihre Liebhaberei für Haus- und Schoosthiere zusammen. In ihnen finden wir den Leichtsinn, welcher vergeßlich ist, die Flatterhaftigkeit, welche von einem Extrem zum andern leicht übergeht und wichtige Dinge als Scherz behandelt. Muth wird ihnen als Herzhaftigkeit zu Theil, Genie für den Angriff als Steckheit und Dreistigkeit. Liebe zum Wechsel und zum Neuen sticht in ihnen hervor, daher auch Modesucht, Sinn für Neuigkeiten und Anekdoten. Wie sie allerdings Muth als Kühnheit, ja Tollkühnheit, gleich den unwissenden Kindern, und das Talent des Angriffs besitzen, so halten sie auch nur am Anfangen und Beginnen, am Unternehmen und Erfinden; die Vollendung und gründlich erschöpfende Ausführung überlassen sie Anderen. Es wird der Franzose mehr durch den Stoff bewegt, und darum ist er entzündbar für Leidenschaften, leicht zu electrifiziren durch Phantasieproducte. Zorn und Rache zeigen sich in ihm nur in einem heftigen Anfalle, der Stolz in einem



augenblicklichen point d'honneur, welches romantisch heißen kann. Leichtgläubigkeit hat der Franzose mit dem Kinde gemein neben seiner Naivetät, und jene zeigt er in dem Glauben, daß sein Volk in der Cultur am höchsten stehe. Aus seiner Naivetät und seiner Oberflächlichkeit entsteht Wis, durch den leicht Erfindungen gewonnen werden. Seine Leichtigkeit offenbart sich in allen Geistesäußerungen, wie seine Nachsicht zur leichtesten der Satyre oder des bon mot wird. Stets wird man an ihm Gegenwart des Geistes in äußerer Hinsicht entdecken, und ihn gemeinlich an Wissen und Gelehrsamkeit den Kindern gleichstellen, da er oft das selbst sein will. Franzosen haben nicht eigentliche Geistesbildung, wohl aber belles lettres und savoir faire; und wollen sie einmal gründlich verfahren, so paßt dies nicht für sie, da sie absprechend oder pedantisch werden. In ihnen zeichnet sich aber lebhaft Phantasie aus, welche sich mit ihrer fröhlichen Laune und dem Sinne für den Schein, wie in Kindern, vereint."

Im Großen und Ganzen nimmt der Franzose — nennen wir den Bewohner von Frankreich, lateinischer Race, so — in der That das sanguinische Temperament für sich in Anspruch, oder doch ein Temperament, welches mit dem sogenannten sanguinischen am meisten Aehnlichkeit hat. Nun verfallen aber die Beschreiber der Temperamente in den groben Fehler, dem Sanguiniker, den sie schon an sich als eine wahre Caricatur schildern, eine Unmasse tadelhafter, unsolider u. dgl. Eigenschaften aufzubürden, und verfahren in dieser unpassenden, linkischen und unwissenschaftlichen Weise, indem sie meinen, das ganze große Volk der Franzosen sei so, wie ihre grobe Phantasie den Sanguiniker malte, — nein, nicht malte: tünchte. Sanguinischen Temperamentes sein, heißt aber noch nicht oberflächlich, leichtsinnig, unsittlich, kindisch, flatterhaft sein. Wer sich die Mühe nimmt den rothen Faden des hohen geistigen Interesses bei den Franzosen von den untersten Arbeiterschichten bis hinauf zu den Spitzen der ausgewählten Gesellschaft zu verfolgen, tief in die ernste Literatur Frankreichs einzubringen, den sittlichen Ernst kennen zu lernen, welcher dessen wissenschaftliches und sociales Leben erfüllt, wird für das Gerede von der Oberflächlichkeit, dem Leichtsinne u. s. w. der Franzosen nur ein mitleidiges Lächeln haben. (Die gelungenste, unpartheischste Schilderung der Schatten- wie der Lichtseiten des französischen Nationalcharakters siehe bei C. Hillebrand. Frankreich und die Franzosen, in der „Allgem. Zeitg.“ 1872; vgl. auch: Schmidt-Weissenfels. Frankreich und die Franzosen. Berlin 1868. 8<sup>o</sup>.) Trotz der Parallelisirung des Franzosen mit dem Kinde haben die Greise schon so viel Gutes von dem Kinde profitirt, daß man dieses wenigstens ein sehr praktisches Kind nennen müßte. (C. Reich. Mensch und Seele. Berlin 1872. 8<sup>o</sup>. S. 309—310.) Ueberdies trifft diese Parallelisirung gar nicht zu, denn nicht nur sind die Franzosen bekanntlich seit dem Mittelalter, namentlich aber seit der Renaissanceperiode den übrigen Völkern Europa's an Gesittung vorangegangen, also die Lehrmeister ihrer Nebenvölker gewesen, sondern gehören sie auch ethnisch den ältesten Stämmen unseres Erdtheiles an, so daß in Wahrheit ihnen die auch manche Züge ihres Nationallebens trefflich erklärende Rolle der Greise, den Andern jene der Kinder zufällt.

Da zur Beurtheilung des Volkscharakters — in Frankreich wie überall ein wichtiger Factor zum Verständniß der Landesgeschichte — nähere Prüfung der einzelnen Bestandtheile nöthig ist, woraus sich die gegenwärtige französische Nation gebildet hat, so sei vorerst daran erinnert, daß namentlich gallische, d. h. keltische Stämme das Land bewohnten zur Zeit als Cäsar's Legionen die ersten Romanisirungsversuche begannen. In einzelnen Theilen, besonders in den nordwestlichen Provinzen, hat sich diese Urbevölkerung noch ziemlich erhalten; in den übrigen ließ sie sich in größerem oder geringerem Grade den Romanismus aufpfropfen; auch an germanischer Einmischung, vorwiegend in den östlichen Landstrichen, fehlt es nicht, und Proudhon steht nicht an,

zu sagen, „das gegenwärtige Frankreich bestehe aus mindestens 20 verschiedenen Nationen, deren Charakter beim Volke, namentlich beim Bauer, noch sehr scharf markirt ist. Es gibt Flämänder, Deutsche, Allobroger, Ligurier, Corsen, Basken, Normannen oder Scandinavier, die zusammen allein 9—10 Millionen Einwohner, d. i. ungefähr das Viertel der Totalbevölkerung ausmachen. Die übrigen mehr centralen Provinzen sind nicht weniger verschieden unter sich, zuerst durch die Scheidung in *Langue d'oc* und *Langue d'oïl*. Die erstere theilt sich wieder in *Languedoker* und *Provençalen*; dann braucht man nur Lothringer, Burgunder, Picarden, Hochburgunder, Dauphinesen, Auvergnaten, Limousier u. s. w. zu nennen.“ Wohl geht der geistreiche Philosoph hierin zu weit, indem die Namensverschiedenheit der einzelnen Heimathsgebiete doch in vielen Fällen keine tieferen ethnischen Unterschiede der Bewohner begründet, wenigstens keine so tief gehenden, als daß sie wesentlichen Einfluß auf die Gesamtentwicklung des Volkes hätten nehmen können. Viele der citirten Stämme verhalten sich ja zu einander wie der Coburger zum Meininger oder Gothaer, wie der Niederösterreicher zum Oberösterreicher oder Salzburger. Dagegen besteht allerdings, nach M. Bloch, mögen nun Abstammung oder Klima und sonstige Verhältnisse ihren Einfluß ausüben, ein größerer Unterschied zwischen dem Blamen aus der Umgebung von Dünkirk und dem Provençalen am Mittelmeere oder dem Bearnesen, der am Fuße der Pyrenäen haßt, als zwischen dem Pomeraner und dem Bayer oder Oesterreicher.

Die Eigenschaften, welche die Bewohner jeder Provinz charakterisiren, sind so beständig, daß sie sprichwörtlich geworden. Die Blamen sind oder gelten z. B. für langsam und phlegmatisch, aber auch für fleißig und reich. Der Picarde ist ehrlich und freimüthig, *franc Picard*, aber etwas barsch. Die Normannen sind fleißig aber proceßlüchtig; sie sagen, wenn sie es vermeiden können, weder Ja noch Nein. Die Bretagner ehrlich, treu, aber hartnäckig. Dagegen wird dem Lothringer, wahrscheinlich bloß des Reimes wegen (*lorrain, larron*) eine zu große Verschmißtheit vorgeworfen, er ist aber anständig und der Wissenschaft zugänglich. Die Auvergnaten sind sparsam, vielleicht zu sehr, sie halten in einem hohen Grade zusammen: „es war kein Mensch da, lauter Auvergnaten“, läßt sie eine berühmte Bosse sagen. Dem Poitevin gibt man Subtilität, dem Berrichon schreibt man wohl mit Unrecht Schüchternheit zu. Die Provençalen sind lebhaft, leicht zu beleidigen, aber auch leicht zu versöhnen. Die Gascogner sind geistreich, schneiden aber gerne auf, daher: *une gasconade*. (M. Bloch. Bevölkerung des französischen Kaiserreichs. Gotha 1861. 8<sup>o</sup>. S. 4—5.)

Die Ethnologie Frankreichs liegt noch sehr im Dunkel, indeß kann nach der heutigen Forschung als ausgemacht gelten, daß in Frankreich sich zwei Racen gegenüberstehen, eine, welche sich nördlich von der Seine ausbreitet, und eine andere südlich der Loire wohnende, während die zwischenliegenden Landschaften von einer gemischten Bevölkerung bewohnt werden. Die S.-Race ist von verhältnißmäßig kleiner Statur, hat dunkle Augen und Haare und runden

Kopf; sie bewohnt drei Fünftel der Bodenfläche und beläuft sich auf nahezu 19 Mill. Bewohner. Die Race des N., hochgewachsen, mit lichten Augen, blonden Haaren und länglichem Kopfe, beziffert sich nur auf 9 Millionen und bewohnt etwa ein Viertel des Landes.

Letztere sind die Nachkommen der alten Gallier, welche, wie Baron Roget de Belloguet (*Ethnogenie gauloise*. Paris 1858—1873. 8°. 4 Bde.) siegreich nachgewiesen, sämmtlich echte Kelten waren, die hohen Fähigkeiten der hochgewachsenen blonden Race besaßen und in Frankreich nur eine einzige gemeinsame Sprache redeten, wie sie sich auch zu einer und derselben Religion bekannten und ein und dasselbe politische und religiöse Ideal mit sich brachten. Aber diese Kelten hatten auf dem Boden Frankreichs eine bereits dort angesiedelte ältere Bevölkerung, jene der nicht-arischen Ligurer vorgefunden, welche nach Herrn Leo van der Kindere heutzutage die größere Mehrzahl der französischen Bevölkerung ausmacht. (Betrachtungen über die Ethnologie Frankreichs, im: *Globus*. XXI. Bd. S. 237.) Der Gegensatz zwischen dem keltischen N. und dem ligurischen S. zieht sich auch nachweislich die ganze französische Geschichte bis auf die Sonderbestrebungen des S. während des deutsch-französischen Krieges 1870—71 hindurch. (Siehe: *Globus* XXV. Bd., Nr. 3, S. 42—44. Vgl. auch: Eugène Garcin. *Les Français du Nord et du Midi*. Paris 1868. 8°.) Jedenfalls aber sind die Franzosen, als zum Theil sogar noch auf vor-arischen Elementen beruhend, eine der ältesten Nationen Europa's und recht eigentlich das Product einer vielfachen Racenmischung, deren Stempel sie in ihren hervorstechend glänzenden Eigenschaften neben nicht minder großen Fehlern an sich tragen.

Unter allen europäischen Nationen ist die französische diejenige, welche sich am langsamsten vermehrt, ja in der Gegenwart einen kleinen Rückgang in der Volksziffer aufweist, was Manche, jedoch gewiß irriger Weise, als ein Merkmal beginnenden Verfalles deuten, während es vielmehr als ein Zeichen hochgestiegener Gefittung zu betrachten ist, indem das Volk schon ziemlich nahe an jener Grenze angelangt ist, wo das Gleichgewicht zwischen der Bevölkerungszahl und den Subsistenzmitteln des Landes hergestellt ist, ein Zustand, dem alle Culturnationen desto rascher zustreben, je höher sie in der Gefittung hinaufsteigen. Es ist nämlich Thatsache, daß in allen Staaten die Bevölkerung zwar wächst, dieses Wachsthum selbst aber überall im Sinken begriffen ist:

Der Bevölkerungsstand in Frankreich hatte jederzeit nur langsam zugenommen, von 1851—1856 war er ganz in's Stocken gerathen, dann hatte sich bis 1870 das Verhältniß zwischen Geburten und Todesfällen wieder günstiger gestaltet. Unmittelbar nach dem Kriege 1870—71 ergab sich — abgesehen von dem Verluste von Elsaß-Lothringen — eine Abnahme von 550,000 Seelen; das Jahr 1872 wies eine unverhoffte Zunahme von 172,936 Geburten auf, aber dieses Verhältniß bewährte sich in der Folge nicht. Schon 1873 betrug der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle (946,364 gegen 844,588) nur noch 101,776. Während dieses Jahrganges überstieg in 25 Departements die Zahl der Todesfälle diejenige der Geburten, und sonderbarer Weise steht unter den Gegenden, die sich dermaßen auszeichneten, die reiche und fruchtbare Normandie (Calvados mit 2071, Seine-Inferieure mit 1823 die Geburten übersteigenden Todesfällen) voran, indeß die armen Pyrenäen-Departements und die Bretagne sich durch das Gegentheil hervorthun. Dem gegenüber nehmen z. B. Deutschland und England beständig



stark zu und senden außerdem einen starken Strom von Auswanderern nach weniger überfüllten Ländern; Frankreich versendet deren nur eine geringe Zahl. Es hat das am wenigsten auswanderungslustige Volk Europa's. Man hat auch berechnen wollen, daß die Bevölkerung Frankreichs sich erst in 334 Jahren verdoppeln würde, diejenige Deutschlands aber schon in 98 und die Englands in 63 Jahren. M. Bloch setzt aber für Frankreich nur 198 Jahre und weicht auch in den anderen Ziffern von diesen Angaben beträchtlich ab, wie sich denn unter den Statistikern auf diesem Felde solch starke Discrepanzen ergeben, daß fast gar keine der aufgestellten Berechnungen einen wissenschaftlichen Werth besitzt. Neben der Bevölkerungsabnahme geht übrigens in Frankreich eine Zunahme der mittleren Lebensdauer des Einzelnen einher; diese ist dort sehr hoch und, dank den klugen sanitären Maßregeln, in stetigem Wachsen begriffen. Zur Zeit Ludwigs XIV. starben in Paris 8 Menschen von 28, 1760 nur mehr 1 von 30, 1830 einer von 36, 1847 einer von 37, 1851 einer von 38, 1856 einer von 39 und jetzt gar nur mehr 1 von 41 Einwohnern. Die Länge der mittleren Lebensdauer ist aber in ganz Frankreich seit Anfang dieses Jahrhunderts um nahezu drei Jahre gewachsen (siehe: Ausland 1865, S. 264). Trotz der großen Sterblichkeit der Kinder dürfte also die Zahl der thatkräftigen Männer in Frankreich jener keines anderen Landes nachstehen. Nur so läßt sich die räthselhafte Thatsache erklären, daß in Frankreich jede Volkszählung fast immer einen Rückgang in der Bevölkerung und trotzdem eine Vermehrung der materiellen, moralischen und geistigen Güter aufweist. Die Ziffern des letzten Census (1872) belehren uns, daß 52% der Bevölkerung vom Ackerbau, 24% vom Handwerk, 8% vom Handel und, was überraschend ist, 6% oder mehr denn zwei Millionen Franzosen ausschließlich von ihrem Einkommen leben, ein schlagender Beweis von dem herrschenden Wohlstande. Die eigentliche Schaar der Sparer, der ernsten Sparer, wozu auch die in den Sparcassen starke Einlagen machenden Arbeiter und ganz kleine Rentiers zu rechnen sind, umfaßt aber über 10 Millionen Personen oder: jeder dritte Franzose ist, bis zu unterschiedlichen Graden natürlich, „Capitalist“.

Sind wir hiermit an die Erörterung der wirthschaftlichen Verhältnisse Frankreichs angelangt, so können wir nicht laut genug verkündigen, daß die Franzosen in den zwei Decennien von 1850 bis 1870 unerhört reich geworden sind. „Kein Land, selbst Großbritannien nicht, hat seinen Reichthum in gleichem Maße wachsen sehen als Frankreich in den zwanzig bonapartistischen Jahren. Es hat nicht nur in dieser Zeit Geld aufgebracht um seine Staatsschuld um 6 Milliarden zu vermehren, sondern es hat auch nutzbringende Capitalanlehen geschaffen, nämlich beinahe sein ganzes Eisenbahnnetz in dieser Zeit ausgeführt, die Landstraßen beträchtlich vervielfältigt, seine Seehäfen verbessert, alle großen Städte eingerissen, frisch aufgebaut und mit Trinkwasser versehen, die Werthe seines Handelsumsatzes mit hohen Factoren multiplicirt, den Ackerboden ameliorirt, große Einöden in tragbares Land verwandelt, seine Gewerbe mit hohen Kunstkräften ausgestattet, ein ganzes Geschwader von Actienunternehmungen und Creditinstituten in's Leben gerufen. Man hat die Summe der Capitalien, welche durch Ersparnisse alljährlich in Frankreich aufgebracht werden, auf 500 Millionen Francs geschätzt, und wenn diese Ziffer trügen sollte, so geschieht es nur darin, daß sie zu niedrig, nicht daß sie zu hoch gegriffen wäre.“ (Peschel im: Ausland 1870, Nr. 38, S. 907.) Seither haben die Franzosen durch die binnen 28 Monaten bewirkte Tilgung ihrer

Alles in Allem nahe an  $5\frac{1}{2}$  Milliarden Francs betragenden Kriegsschuld eine finanzielle Leistung vollbracht, wie die Welt zuvor noch keine gleiche gesehen; ja noch mehr, der Reichtum des Landes ist trotz der Zahlung dieser fabelhaften Summe, welche in geprägtem Gelde auf Erden gar nicht existirt, noch in beständigem Wachsen begriffen, wie dies die Ueberzeichnungen der seitdem aufgenommenen Anlehen beweisen. Im Jahre 1871 wurden für 3 Milliarden, welche die Regierung verlangte, ihrer 42 angeboten; im Jahre 1875 beehrte die Stadt Paris 220 Millionen, und diese wurden gar mehr als 40mal überzeichnet; diese letzte Anleihe verhält sich zu jener wie 40 : 14. Das jüngste Anlehen der Stadt Marseille von 89 Millionen (1877) ward endlich gar 65mal überzeichnet! Ein Zeitgenosse macht zu dem 1875er Anlehen folgende Bemerkungen: „Ohne Zweifel hat an diesem Ergebniss die Speculation großen Antheil. Aber es beweist doch zugleich das unerschütterliche Vertrauen, welches das Land in seine Zukunft und die unerschöpflichen Hilfsquellen seiner Arbeit setzt. Vor 5 Jahren schrieb ich, daß die jährliche Ersparniß Frankreichs 1 Milliarde beträgt. Auf genaue Angaben gestützt kann ich versichern, daß sie sich heute auf mehr als 1,200,000 Millionen beläuft. Diese Vermehrung rührt jedenfalls zum Theil von der Abwendung von dem zügellosen Luxus her, der unter dem Kaiserreich in die Gesellschaft eingedrungen war, und von den sparsamen Gewohnheiten, welche sich seit dem Kriege eingebürgert haben.“

Julius von Wiedede entwirft uns ein Bild von dem gegenwärtigen Culturleben in Frankreich, in welchem uns folgende Sätze, welche sich auf die wirthschaftlichen Momente beziehen, besonders wichtig und auch charakteristisch bedünken: „Die Franzosen haben in jeder Hinsicht im letzten Kriege sehr viel gelernt. Ernst und Entschlossenheit, Abneigung vor den Uebertreibungen des Luxus, angestrenzte und mit Nachdenken gepaarte Thätigkeit ist in die Mehrheit der Bevölkerung eingekehrt, und überall machen sich auch die Folgen dieser intelligenten Arbeitsamkeit bemerkbar. Begünstigt durch den seltenen Reichtum des Bodens, die größtentheils sehr guten Erfolge der letzten fünf Jahre und die vielen natürlichen Hilfsmittel des Landes sind die Spuren des Krieges von 1870, selbst in den Theilen Frankreichs, welche am meisten leiden mußten, bei Dijon, Orléans, Paris, an der Loire und Seine, in der Perche, auch bei Sedan und in den östlichen Departements, so gänzlich wieder verwischt, daß man kaum noch die Spuren davon entdecken wird. Man findet fast nirgends gesunde Menschen als Bettler, sieht keine zerlumpten, von Elend abgezehrten Gestalten, dagegen im Ackerbau, bei Bergwerken und in allen Fabriken und Werkstätten und Kaufläden emsigen Fleiß, und kann sich überall davon überzeugen, wie sehr Handel und Wandel gedeihen müssen. Daher die bedeutenden Zunahmen der Einlagen in die Sparcassen, die wenigen Bankerotte, die sich seit 1871 alljährlich mindernden Verbrechen gegen das Eigenthum und die stets leerer werdenden Gefängnisse, Arbeitshäuser und Zuchthäuser, der geringere Besuch der Wirthshäuser, Cafés, Theater und besonders der so frivolten Concerte. Der Franzose fast aller Stände führt jetzt ein häusliches Leben. Es ist daher in den meisten französischen Provinzialstädten jetzt für einen Fremden ziemlich öde und langweilig. Selbst Städte, wie Lyon, Bordeaux und das so mächtig anwachsende Marseille, entschieden jetzt weitaus die bedeutendste Handelsstadt des ganzen Mittelmeeres, sind am Abend verhältnißmäßig todt, und wenn man die Vergnügungs-Anzeiger dieser Stadt mit denen z. B. von Hamburg ver-



gleich, wird letzteres jeden Abend gewiß die doppelte Zahl von Theatern, Concerten, Schauführungen aller Art und besonders von Tingeltangeln haben. Diese strenge Arbeitsamkeit, verbunden mit der sparsamen und wirthschaftlichen Lebensweise, bewirkt auch, daß man die hohen Steuern jetzt allgemein leichter trägt, als man dies hätte erwarten sollen. Der Franzose bezahlt besonders an indirecten Steuern jetzt über das Doppelte dessen, was der Deutsche gleicher Vermögensklasse zahlt, thut dies aber willig und ohne Murren, und Steuerhinterziehungen kommen verhältnißmäßig nur selten vor, daher die Steuererträgnisse stets im Steigen begriffen sind. So lebt jetzt der Fremde auch nicht theurer, ja zum Theil sogar wohlfeiler in Frankreich als in Deutschland. Besonders alle Erzeugnisse der Industrie, dann auch Wohnungen, Wein und auch theilweise manche Lebensmittel sind jetzt in Frankreich wohlfeiler als in den meisten deutschen Städten. Während die deutsche Ausfuhr auf bedenkliche Weise zurückgeht, ist die französische im Steigen begriffen. Besonders in Nord- und Südamerika, im Orient und auch in Scandinavien und Rußland verdrängen die französischen Waaren in den letzten Jahren immer mehr die deutschen Erzeugnisse. Selbst in Wollenwaaren und in der Eisenindustrie arbeiten die Franzosen sich alljährlich immer mehr hervor und erobern sich weite Märkte.“

In der Industrie nimmt Frankreich von jeher eine hohe Stufe der Vollkommenheit ein, und hat diese ihren Hauptsitz im N., besonders im französischen Flandern, aber auch um Lyon. Ihre Hauptvorzüge sind Wohlfeilheit, Eleganz, sowohl in Bezug auf Form und Farbe, verfeinerter Geschmack und große Solidität.

Die wichtigsten Zweige der französischen Industrie sind: die Baumwollen-Industrie, welche nur von der englischen übertroffen wird, hauptsächlich in der Normandie (Rouen), Picardie und in den Vogesen vertreten; die Leinen-Industrie, namentlich in Flandern, der Normandie, Picardie und Bretagne; die ausgebreitete Schafwollen-Industrie, gleichfalls vorwiegend im N.; die Seiden-Industrie, welche zu den besten der Welt zählt, namentlich in Lyon, Paris, Nîmes, Valence und St. Etienne vertreten; die Spitzen, worunter jene von Valenciennes, Alençon, Bayeux und Caen berühmt sind; die sehr bedeutende Leder-Fabrikation, besonders jene der lackirten Leder und der Handschuhe. Die jährliche Production an Handschuhen von verschiedenen Sorten Leder in Frankreich wird auf 2,500,000 Dugend Paar 1., 2. und 3. Qualität geschätzt. Der durchschnittliche Preis beträgt 35—40 Fr. per Dugend, der Werth der Gesamtproduction ungefähr 100 Mill. Fr. Drei Vierteltheile dieser Production gehen in's Ausland, und die Herstellung beschäftigt 90,000 Personen. Zu Handschuhen wird auch Hundeleder, sowie Rattenleder viel verwendet, und zwar ist das letztere wegen seiner Weichheit und Feinheit besonders gesucht. Auch Pariser Sattler- und Riemen-Waaren sind berühmt. Sehr wichtig ist ferner die Papier-Fabrikation, welche unter andern die weltberühmten französischen Spielfarten erzeugt. Ausgezeichnete Waaren in Terracotta, Fayence und Porcellan liefern die Fabriken von Paris, Sèvres, Limoges und Rouen. Die Glas-Industrie befindet sich auf der höchsten Stufe der Entwicklung hinsichtlich der Fabrikation farbiger Glastafeln, von Gussspiegeln, künstlichen Edelsteinen und neuerdings Hartglas. Ferner liefert Frankreich Möbel, Seife, Parfümerien, Uhren, Gold-, Silber- und Bronze-Waaren, die sogenannten Pariser-Artikel (Luxusgegenstände aller Art), zahlreiche Eisen-, Stahl-, Kupfer-, Messing-, Zinn-, Holz-, chemische und andere Waaren. Von Bedeutung ist auch die Zucker-Industrie und in neuerer Zeit die Bier-Production, neben welcher treffliche Liqueure und Weinbranntwein erzeugt werden. In der Essenzbereitung übertrifft Frankreich alle anderen Staaten, und in der Fabrikation künstlicher Augen steht Paris bis jetzt ohne Concurrenz da.

Wie die Industrie ist auch der Handel Frankreichs von großer Bedeutung und steht nur hinter jenem Großbritanniens und Deutschlands zurück;

er wird in den inneren, durch Flüsse, Canäle und Eisenbahnen sehr begünstigten, und in den äußeren geschieden, wozu letzterer über 16 % des gesamten europäischen Handels umfaßt. Von der über halb Europa in jüngster Zeit hereingebrochenen Handels-Krise ist Frankreich kaum berührt worden; doch hat auch dort die Einfuhr zu- und die Ausfuhr abgenommen.

Die gegenwärtige Lage des französischen Handels erörtert sehr vernünftig und lehrreich der französische Nationalöconom Paul Leroy-Beaulieu: „Der britische Handel befindet sich in einer schweren Krise, der französische höchstens in einer leichten Ermattung. Wie in England, so hat auch bei uns die Einfuhr zu- und die Ausfuhr abgenommen; aber diese rückgängige Bewegung ist bei uns eine minder fühlbare als jenseits des Canals. Was aber die Erscheinung betrifft, daß die Einfuhren die Ausfuhren übersteigen, so lassen wir uns von derselben wenig beunruhigen. Im Gegensatz zu dem allgemeinen Vorurtheile huldigen wir nämlich der Ansicht, daß ein leichter Ueberschuß der Einfuhren über die Ausfuhren kein Gutes hat; er beweist, daß wir, statt Gold und Silber anzuhäufen, viel nützlichere Artikel, Rohstoffe, Maschinen, Vorräthe zur Entfaltung unserer Production bei uns einführen. Die Zunahme unserer Importe entfällt hauptsächlich auf die zwei Kategorien: Nahrungsmittel und Rohstoffe. Wir hatten im ersten Halbjahr 1876 einen größeren Getreidebedarf als im ersten Halbjahr 1875. Was die Rohstoffe betrifft, so benützten unsere Industriellen und Kaufleute die niedrigen Preise zu größeren Einkäufen. Allerdings ist auch die Einfuhr von verarbeiteten Gegenständen, jedoch nur von 224 auf 254 Millionen gestiegen; wir verkaufen an das Ausland viermal so viel Fabrikate als wir ihm abkaufen. Sämmtliche große Kategorien unserer Ausfuhr sind in einem gewissen, jedoch noch ziemlich leichten Verhältnisse zurückgegangen. Wir haben in den ersten sechs Monaten dieses Jahres Fabrikate für 968 Millionen im Auslande untergebracht gegen 1 Milliarde 29 Millionen im ersten Halbjahr 1875; unsere Ausfuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln betrug nur 715<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Mill. gegen 758 Mill. Trotz dieser Abnahme sind wir noch immer viel leichter getroffen, als alle anderen großen Staaten. Woran liegt diese Gunst des Schicksals, und darf man hoffen, daß sie von Dauer sein werde? Die Immunität, deren sich Frankreich erfreut, beruht auf mancherlei Ursachen, von denen die einen natürlich, die anderen, wir wollen nicht sagen künstlich, aber national, den Franzosen eigenthümlich sind. Erstlich hatten wir in den letzten Jahren gute Ernten, was für Handelsoperationen immer eine große Hülfe ist. Dann erfreuen wir uns in wirthschaftlicher Hinsicht eines besseren Gleichgewichts als irgend ein anderes Land. Wir sind nicht besonders auf diesen oder jenen Productionszweig angewiesen. Ackerbau und Gewerbe theilen sich beinahe zu gleichen Theilen in unseren Fleiß, und Frankreich ist es, dessen Ackerbau die feinsten Erzeugnisse liefert. Die Industrien, welche in der letzten Zeit am schwersten betroffen worden sind, z. B. die Eisen-Industrie und der Schiffsbau, sind gerade diejenigen, in denen wir uns von jeher am wenigsten hervorgethan und die bei uns den geringsten Aufschwung genommen haben. Endlich haben wir für eine Menge von Artikeln in dem Geschmac unserer Arbeiter eine Art von Monopol, welches man ein halb natürliches und ein halb künstliches nennen kann. Dies sind einige der Gründe, die uns vor der Krise bewahrt haben; zu ihnen treten aber noch andere. Die französischen Kaufleute und Industriellen haben einen großen Fehler, der aber in gewissen Fällen zu einem Vorzug wird. Sie sind von einer Vorsicht, welche an Kleinmuth grenzt; sie dehnen ihre Geschäfte nicht so weit aus, als sie es könnten und sollten; aus diesem Grunde laufen sie aber auch weniger Gefahr sich mißbraucht oder in Mitleidenschaft gezogen zu sehen. Es gibt kein Land, welches so wenig zur Speculation geneigt ist, wie das unserige, kein Volk, das in Privatgeschäften einen kälteren Kopf und ein umsichtigeres Urtheil bewahrte, als das französische Volk.“ (Allgem. Zeitg. vom 17. August 1876.)

Verkehrsanstalten sind in Frankreich in reicher Menge vorhanden; insbesondere besitzt das Land das vollkommste Canalnetz aller europäischen

Staaten, dessen Gesammtlänge 1870 4754 Km. betrug, darunter einige Kunstbauten ersten Ranges; gegenwärtig beschäftigt man sich lebhaft mit der Frage, für einzelne Flußgebiete eine größere Schiffbarkeit herbeizuführen, um hierdurch den Transport schwerer Kaufmannsgüter thunlichst zu erleichtern. Zunächst handelt es sich hierbei um Herstellung einer guten Wasserstraße zwischen dem Aermelcanale und dem Mittelmeere. Ganz gewaltig ist die Entwicklung des Eisenbahnnetzes, welches seinen Knotenpunkt in Paris besitzt.

Der Krieg von 1870 überraschte das französische Eisenbahnsystem inmitten einer nicht unbedeutenden Umwälzung. Die große Eisenbahnvorlage von 1868 war überall im Lande in der Ausführung begriffen, nur wenige Abschnitte ganz vollendet. Nach dem Kriege galt es zuvörderst, das Bauprogramm von 1868 ganz auszuführen. Erst in der zweiten Hälfte von 1871 konnten die durch den Krieg unterbrochenen Arbeiten wieder aufgenommen werden. Bis Ende 1871 waren bereits 2000 Km. neu eröffneter Linien dem Verkehr übergeben. Im Jahre 1874 traten hierzu weitere 800 Km., und 1875 sind fast 900 Km. in Betrieb gesetzt worden. Das französische Eisenbahnnetz, welches zu Anfang 1870 eine Ausdehnung von 17,000 Km. hatte, umfaßte Ende 1875 21,484 Km., nur 4500 weniger als das englische. Die Leistungen der nächsten Zukunft werden die bisherigen, wie man annehmen darf, noch überbieten. Der große Eisenbahnplan, welcher in einer zahlreichen Masse von Einzelvorlagen mit der Nationalversammlung entweder schon festgestellt worden ist oder noch zur Erörterung steht, nimmt eine Ausdehnung der Linien um 11,500 Km. an, von denen 8000 bereits im Bau begriffen oder concessionirt sind. Das ganze System soll binnen 8—10 Jahren ausgebaut sein, und Frankreich dann mit den vorhandenen 21,500 Km., deren 33,000 an Streckenlänge besitzen.

Die Telegraphenlinien betrugen Ende 1875 51,700 Km. gegen 10,502 Km. Ende 1855, und die Telegraphenleitungen besaßen Ende 1875 eine Ausdehnung von 143,234 Km. (darunter 5234 unterirdisch geführt), so daß auf jeden Km. Linie eine Leitungslänge von 2,77 Km. traf, während in Deutschland (Ende 1874) das Verhältniß zwischen Linien- und Leitungslänge 1:3,63 war. Noch rascher als die Ausdehnung der Telegraphenlinien vergrößerte sich die Zahl der Stationen; sie betrug Ende 1855 bloß 149, zwanzig Jahre später jedoch 2576, so daß gegenwärtig schon auf 20 Km. Telegraphenlinie je eine Station entfällt. (Wiener Abendpost vom 22. August 1876.)

Von den wirthschaftlichen wenden wir uns zu den socialen Zuständen in Frankreich, über welche im Auslande noch immer die größten Irrthümer im Schwange gehen und die zu zerstören eine Aufgabe der Völkerkunde ist. „Was dem ruhigen Beobachter französischer Geschichte und französischer Zustände mehr als alles andere auffällt, sagt Carl Hillebrand, ein feiner Beurtheiler, ist die Fülle der Widersprüche, denen er darin begegnet. Wie die Stimmung der Nation bald „himmelhoch jauchzend“, bald „zum Tode betrübt“, so ihre Schicksale bald glanzvoll blendend, bald elend bemitleidenswerth. Leidenschaftliche Theilnahme am Staatswesen und trostlose Gleichgültigkeit, Begeisterung und Skepticismus, Routine und Neuerungs sucht, Schwung-

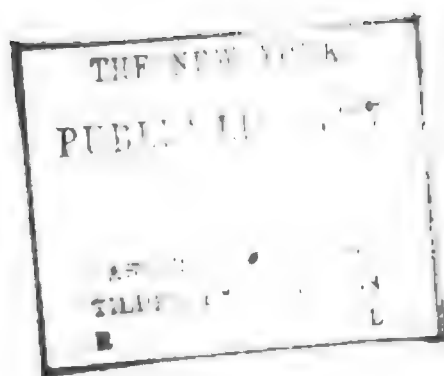


Das egoistische Sichaußsichselbstzurückziehen, Drängen nach  
 Begnügen im Absolutismus folgen sich im öffentlichen Leben  
 unvermittelt. Aberglaube und Unglaube, Unfittlichkeit und  
 kühnster und nüchternster Geschmaç grenzen hart an einander,  
 vertragen sich im religiösen, im sittlichen, im geistigen Leben.  
 Auffallend ist der Gegensatz zwischen dem Privatcharakter und dem  
 öffentlichen Charakter des Franzosen. Leichtsinnnig, verschwenderisch, nur seinen  
 Befehlen gehorchend, wenn sich's um den Staat handelt, ist er vorsichtig,  
 stets besonnen in seinen persönlichen Lebensverhältnissen. Es gibt  
 keinen Weg, diesen Widerspruch zu erklären, die beiden Extreme auf gemein-  
 samen Wurzeln zurückzuführen, und darzuthun, wie es kommt, daß unser Nach-  
 bar, dem die Natur die Gaben eines „politischen Wesens“ so absolut ver-  
 schenkt zu haben scheint, als geselliges Wesen das Höchste leistet, sittlich,  
 geistig und künstlerisch den anderen Nationen Europa's, wenn auch nicht  
 überlegen, doch in beinahe allen Beziehungen ebenbürtig ist. Irren wir  
 nicht, so liegt das Geheimniß im unvermittelten Gegensatze der Charakteranlage  
 und der Geistesrichtung. Der Rationalismus — die Verständigkeit — ist der  
 Grundzug des französischen Geistes. Erst im 18. Jahrhundert zu seiner voll-  
 sten Entwicklung und zu seinem bestimmtesten Ausdruck gelangt, ist er in der  
 Revolution und dem Kaiserreich zu seiner absolutesten Herrschaft gekommen,  
 und offenbart er erst in unseren Tagen ganz deutlich seinen bald heilsamen,  
 bald tödtlichen Einfluß auf das öffentliche und das Privatleben.“

Das französische Familienleben ist auf die Vernunftstheorie gegründet, doch pflegt  
 man im Auslande das Verhältniß oft viel zu roh aufzufassen; die meisten fran-  
 zösischen Ehen sind glücklich — glücklicher oft als unsere Neigungsheirathen; Un-  
 treue und Ehebruch in den Mittelständen äußerst selten. (Vgl. auch das treffliche  
 Werk von Fred. Marshall, deutsch unter dem Titel: Häusliches Leben in Frank-  
 reich. Aus dem Engl. von H. Scheube. Berlin 1877. 8<sup>o</sup>.) Die Zahl der Kinder  
 ist meist auf drei beschränkt, denn eine rationalistische Moral erheischt, daß nicht  
 mehr Kinder in die Welt gesetzt werden, als man sicher ist, bequem und im Wohl-  
 stand aufziehen zu können. Dagegen erscheint die Erziehungsmethode, die meist im  
 Goldge vor sich geht, im Allgemeinen verwerflich. Wie das Familienleben, so ist  
 auch die Sitte der Franzosen ganz von der rationalistischen Lebensanschauung  
 durchdrungen und ihr gemäß geordnet. Nirgends ist die Redlichkeit (*probité*) mehr  
 zu Hause als in Frankreich; sie ist aller Orten, in der Stadt wie im Dorfe, in  
 jedem Stande, vom Millionär bis zum letzten Proletarier zu finden. Ordnungs-  
 liebe ist ein hervorragender Zug des Franzosen, sein Haus wie seine Kleidung  
 sind immer trefflich gehalten. Seiner Sparsamkeit haben wir schon gedacht; wir  
 fügen hinzu, daß, wenn er kein Verschwender ist, er dafür auch nicht generös ist.  
 Viele halten den Franzosen für jeder anstrengenden, regelmäßig fortgesetzten Arbeit  
 unfähig. Dies ist ein großer Irrthum. Nirgends wird mehr gearbeitet als in  
 Frankreich, zumal in einem gewissen Alter. Ein delikater Punkt ist die Laxität in  
 den geschlechtlichen Beziehungen; Hillebrand erinnert daran, daß eben die Begriffe  
 von Sitte und Sittlichkeit von Land zu Land, wie von Jahrhundert zu Jahrhun-  
 dert sich gar gewaltig ändern, eine nur gar zu gern verkannte Wahrheit, welche  
 Völkerkunde und Culturgeschichte doch eindringlich genug predigen. Der Franzose







ist im höchsten Grade sinnlich aber dabei wüthig in der Liebe. Diese Laster hält er indeß meist in den Schranken, die in seinen Augen die Grenzlinie bezeichnen, wo es gefährlich für die gesellschaftliche Ordnung wird. Auch in der Religiosität offenbart sich der Grundzug des französischen Wesens. Das Land, das schon seit geraumer Zeit zum Hauptlager des Katholicismus geworden, ist im Allgemeinen nicht religiös im deutlichen Sinne. Die Religion des Franzosen ist aber wie seine Sittlichkeit eine Verstandessache, die äußere Observanz ist das Kriterium des einen, wie ein correcter Lebenswandel das des andern. Natur und Bildung haben aus dem Franzosen das vollendetste Gesellschaftswesen geschaffen, das die Menschheit kennt. Die Natur hat ihm Heiterkeit und Witz, Leichtlebigkeit und Feinheit, den Wunsch zu gefallen und diejenige Dosis von Egoismus gegeben, ohne welche das Gesellschaftsleben nothwendig roh, lästig oder mürrisch werden muß. Mit ungemeinem Scharfsinn hat er dann die Verhältnisse der Gesellschaft so geordnet, daß alle diese Eigenschaften freien Spielraum darin haben, ohne gegenseitig auf einander zu prallen. Unter allen Dingen, welche das Gesellschaftsleben der Franzosen besonders begünstigen, wäre auch die schöne Tugend der gegenseitigen Hülfsbereitschaft hervorzuheben; doch streben alle Tugenden der Franzosen das Nützliche, nicht das Gute an sich an. (Nach C. Hillebrand.)

Sehen wir uns nach der geistigen Cultur der so gearteten Gesellschaft um, so nimmt das Unterrichtswesen zuerst unser Interesse in Anspruch. Der Volksunterricht war bisher weder obligatorisch noch unentgeltlich, weßhalb nach den Daten des Censuz von 1872 ein Drittel der Nation vollständig illiterat ist. Natürlich gilt diese Ziffer nicht gleichmäßig von allen Landestheilen und kann man im Allgemeinen sagen, daß sie steige fortschreitend von O. nach W., d. h. der O. ist der bildungsreichste, der W. der bildungsärmste Theil.

Zum größten Theile wird der Volksunterricht von den frères de la doctrine chrétienne, den wohlbekannten ignorantins, und von frommen Schwestern erteilt, zum geringeren Theil von Laien; doch läßt sich nicht behaupten, daß die vorwiegend clerikalen Gebiete allein durch Unwissenheit hervorleuchten. Sehr schlimm steht es um den Unterricht in den niederen Mittelclassen, am besten bestellt ist der mittlere, obgleich auch dieser vieles zu wünschen übrig läßt. Die höheren Unterrichtsanstalten, die Collèges, Lycées u. dgl. stehen fast ausschließlich unter geistlichem Einflusse, und in jeder Diöcese hat der Clerus eigene Schulen, welche alle den vom Staate gegründeten Anstalten in fast triumphirender Weise Concurrenz machen. Seit jüngster Zeit ist man sogar zur Errichtung katholischer Universitäten geschritten; sonst besitzt Frankreich eine einzige Staatsuniversität, jene von Paris. Trotz aller Mängel des französischen Unterrichtswesens muß erwähnt werden, daß es Institute und gelehrte Körperschaften für jeglichen Zweig menschlichen Wissens gibt, ja, es ist Vorsorge getroffen, daß man in Paris unentgeltlich sich in jedem denkbaren Fache unter der Leitung der berühmtesten wissenschaftlichen Stornphäen unterrichten kann, so daß kaum irgend ein Platz zum Selbststudium geeigneter ist als Paris. Auch wäre es unbillig, zu verkennen, daß seit 1871 die Nothwendigkeit der Volksbildung allgemein erkannt wird und diese auch schon thatsächlich in allen Schichten an Ausdehnung gewonnen hat.

Im Jahre 1865 gab es erst 4833 Schulbibliotheken in Frankreich mit einer Gesamtzahl von 183,854 Bänden, am 1. Januar 1874 aber schon 15,592 Schulbibliotheken mit 1,471,037 Bänden, das Seine-Departement mit Paris nicht ein gerechnet. In derselben Zeit stieg die Zahl der ausgeliehenen Bücher dieser Bibliotheken von 179,267 auf 925,358. Was die Schulen betrifft, so besaß Paris im Jahre 1874 247 öffentliche und 1056 Privatschulen, darunter 114 Klosterschulen. Die Zahl der Geistlichkeit ist noch immer eine sehr große; diese beziffert sich nämlich auf 52,148 Weltpriester, 13,102 Mönche und 84,300 Nonnen, also zusammen etwa 150,000 Menschen geistlichen Standes.



Invalidenhausess krönt, in der Mitte die beiden hohen aber stumpfen Thürme der Hauptkirche Unserer Lieben Frauen (Notre-Dame), und an allen Enden und Ecken Thürme, Spitzen, Giebel schöner Gebäude. Wir wollen in Gedanken unsern Einzug von W. her halten, wo die Seine, nachdem sie die Stadt durchflossen hat, einen großen Bogen nach N. macht. Da ist zwischen Strom und Stadt das angenehme Boulogner Wäldchen, bei gutem Wetter der Tummelplatz der vornehmen und reichen Pariser Welt. Wir bewegen uns eine Weile in all dem Glanz und Getümmel und richten dann unsern Weg gegen O. Da haben wir vor uns eine gerade, breite, prachtvolle Straße, deren Ende wir nicht absehen können. Sie führt uns durch einen prächtigen Triumphbogen (arc de l'Etoile), den der erste Napoleon hat erbauen lassen. Wir folgen ihr und kommen durch die „ehsfäischen Felder“, einen schönen, von Menschen wimmelnden Park, zu dessen Rechten die Seine fließt. Weiter, immer derselben Straße folgend, kommen wir durch den Tuileriengarten und haben nun das weit ausgedehnte Tuilerienloß vor uns, in welchem die Könige und Kaiser der neuesten Zeit wohnten. Lang zieht es sich mit seinen Flügeln an der Seine hin und verbindet sich hier mit dem Louvre, einem älteren Königsschloße, dessen Säle die berühmten Sammlungen von Bildern, Bildsäulen und anderen Herrlichkeiten enthalten. Stadteinwärts nicht weit davon ist das Palais Royal, längst schon kein königliches Schloß mehr, wohl aber in seinen unzähligen prächtigen Sälen und Läden und Restaurants der Ort, wo Tausende Einheimischer und Fremder das Köstlichste einkaufen, das Ausgesuchteste genießen, in allen ersinnlichen Vergnügungen ihr Geld verschwenden. Wenn die eiteln Franzosen sagen, Paris sei die Hauptstadt der Welt, so ist das allerdings in dem Sinne wahr, daß es wohl keine Stadt weiter gibt, wo der Mensch so sehr Gelegenheit hat, sich allen nur ersinnlichen Lebensgenüssen zu ergeben, womit seit nun fast zweihundert Jahren Paris die Welt vergiftet hat. Weiter, immer ostwärts, gehen wir am Ufer der Seine, zur Linken die prächtigsten Häuserreihen, dann wenden wir uns rechts über eine der vielen schönen Brücken, und sind nun auf der Seine-Zufiel, wo vor bald zweitausend Jahren, zur Römerzeit, der Anfang der Stadt, damals Lutetia genannt, stand. Hier ist mit ihren beiden schönen aber nicht bis zur Spitze vollendeten Thürmen die Kirche Unserer Lieben Frau. Wir gehen weiter auf die andere südliche Seite der Seine, da dehnt sich die kleinere Hälfte der schönen Stadt aus, da finden wir die Prachtgebäude, wo sich die Abgeordneten des Landes versammelten, wo die Invaliden so stattlich wohnen, wo der ungeheure Paradeplatz, Marsfeld genannt, an der unteren Seine sich ausdehnt. Wenden wir uns aber von der Kirche Notre-Dame wieder auf die N.-Seite zurück, so mögen wir das Rathhaus (Stadthaus, Hôtel de ville genannt) besuchen, von wo so manche Revolution, auch die allerneueste, ausgegangen ist, dann den Bastilleplatz, wo einst die alte Zwingburg der Könige stand, dann den Vendômeplatz, welcher auf hoher eherner Säule das ehernen Standbild des alten Napoleon trägt; im Innern der Säule führt eine Treppe hinauf und oben hat man eine Rundschau über die prächtige Stadt; rings um die Säule sind in Erz in halb erhabener Arbeit die Siege des großen Eroberers abgebildet. Alle diese Wanderungen haben uns auch über die Boulevards geführt, das sind breite schöne Alleen, auf beiden Seiten mit stattlichen Häusern besetzt, welche, theils an Stelle alter Wälle, theils vom letzten Napoleon neu angelegt, Paris nach allen Seiten durchschneiden und umziehen. Ist dies nun das Schöne, das uns überall entgegentritt, ist namentlich durch Napoleon III. Paris von einer Menge enger, schmutziger Gassen vollständig geäubert, an deren Stelle gerade, breite und lustige Straßen getreten sind, so treten uns nach außen die Zeugnisse entgegen, daß auch das Kriegerische nicht fehlt. Die ganze Stadt, in doppelter Ausdehnung im Verhältniß zu ihrer früheren Größe, ist von Mauer, Wall und Graben umgeben, damit ist die ganze ungeheure Stadt eine Festung; querdurch in allen Richtungen eine gute Meile breit und außerhalb dieser Befestigung liegen in einer Entfernung von einer halben bis zu einer ganzen Stunde von der Stadt 16—20 kleine selbständige Festungen (Forts), von denen Mont Valérien das bedeutendste und höchstgelegene ist, welche jetzt, in dem letzten Kriege, gezeigt haben, daß sie doch nicht im Stande waren, die Stadt Paris vor dem Einzuge des Feindes zu bewahren. Wenn wir Lust haben, dann können wir auch noch eine unterirdische Wanderung unter den Straßen machen, in den Katafomben, das sind alte Steinbrüche, aus denen seit länger als einem





räthen gewählten Senate (Oberhaus). Ein verantwortliches Ministerium leitet die Geschäfte des Staates, der politisch in 86 Departements (einschließlich der Insel Corsica) eingetheilt ist. Präfecten stehen an der Spitze der Departements, deren Namen, Hauptstädte (chef-lieux) und sonstige wichtige Plätze aus unserer Tabelle zu ersehen sind. In militärischer Beziehung ist das Land in 18 General-Commanden eingetheilt.

Die Armee zerfällt in eine active und eine Territorialarmee. Jeder taugliche Franzose gehört 5 Jahre der activen Armee, 4 Jahre der Reserve, 5 Jahre der Territorialarmee und 6 Jahre deren Reserve an. Nach dem Cadregesetz vom 13. März 1875 hat das französische Heer eine Friedensstärke von 490,322 Mann mit 120,894 Pferden, davon 281,601 Mann Infanterie, 68,617 Mann Cavallerie, 66,331 Mann Artillerie. Im Kriegsfall soll diese Armee auf 705,000 Mann active Truppen und 510,000 Mann Reserve gebracht werden, wozu noch die Territorialarmee von 583,000 Mann mit 626,000 Mann Reserve kommen soll, so daß Frankreich von nahe 2½ Millionen Bewaffneter vertheidigt werden kann. Da dieses ganze unermessliche Heer aber erst in der Organisation begriffen ist, so läßt sich noch kein Urtheil über dessen Werth fällen. Dem Aufschwunge, der sich in dem französischen Officierscorps seit dem letzten Kriege sowohl in wissenschaftlicher wie auch in dienstlicher Beziehung zu erkennen gibt, spenden indeß militärische Sachverständige unbedingtes Lob.

Die Kriegsflotte hat eine Stärke von 469 Fahrzeugen, mit 7075 Geschützen; darunter sind 369 Dampfer und 57 Panzerschiffe. Die Bemannung beträgt 28,431 Mann.

Die Handelsflotte zählt 4800 Segelschiffe und 316 Dampfer, ungerechnet 152 Segelschiffe, welche Algerien angehören.

An Colonien in anderen Welttheilen besitzt Frankreich in Afrika: Algerien, Senegambien, die Niederlassungen am Gabun, die Inseln Ste. Marie und Nossi-Bé bei Madagascar, Mahotte und Réunion; in Asien die ostindischen Colonien Pondichéry, Chandernagor, Carical, Mahé, Yannon, und die große hinterindische Niederlassung in Cochinchina, das Gouvernement Saigon. In Oceanien gehört Neu-Caledonien zu Frankreich, dessen Protectorat auch von Tahiti und den Marquesas anerkannt wird. Die amerikanischen Besitzungen endlich sind die Inseln Martinique und Guadeloupe in Westindien, die Fischerinseln St. Pierre und Miquelon bei Neufundland und Französisch-Guyana am südamerikanischen Festlande.

In den Pyrenäen bildet das Thal von Andorra eine selbständige Republik (385 □ Km. mit 6 catalonischen Gemeinden), welche unter der Oberherrschaft Frankreichs und des Bischofs von Urgel in Spanien steht. Das souveraine Fürstenthum Monaco im Departement der Seeralpen steht gleichfalls unter französischer Herrschaft.

er wird in den inneren, durch Flüsse, Canäle und Eisenbahnen sehr begünstigten, und in den äußeren geschieden, welch letzterer über 16 % des gesamten europäischen Handels umfaßt. Von der über halb Europa in jüngster Zeit hereingebrochenen Handels-Krises ist Frankreich kaum berührt worden; doch hat auch dort die Einfuhr zu- und die Ausfuhr abgenommen.

Die gegenwärtige Lage des französischen Handels erörtert sehr vernünftig und lehrreich der französische Nationalöconom Paul Leroy-Beaulieu: „Der britische Handel befindet sich in einer schweren Krise, der französische höchstens in einer leichten Ermattung. Wie in England, so hat auch bei uns die Einfuhr zu- und die Ausfuhr abgenommen; aber diese rückgängige Bewegung ist bei uns eine minder fühlbare als jenseits des Canals. Was aber die Erscheinung betrifft, daß die Einfuhren die Ausfuhren übersteigen, so lassen wir uns von derselben wenig beunruhigen. Im Gegensatz zu dem allgemeinen Vorurtheile huldigen wir nämlich der Ansicht, daß ein leichter Ueberschuß der Einfuhren über die Ausfuhren sein Gutes hat; er beweist, daß wir, statt Gold und Silber anzuhäufen, viel nützlichere Artikel, Rohstoffe, Maschinen, Vorräthe zur Entfaltung unserer Production bei uns einführen. Die Zunahme unserer Importe entfällt hauptsächlich auf die zwei Kategorien: Nahrungsmittel und Rohstoffe. Wir hatten im ersten Halbjahr 1876 einen größeren Getreidebedarf als im ersten Halbjahr 1875. Was die Rohstoffe betrifft, so benützten unsere Industriellen und Kaufleute die niedrigen Preise zu größeren Einkäufen. Allerdings ist auch die Einfuhr von verarbeiteten Gegenständen, jedoch nur von 224 auf 254 Millionen gestiegen; wir verkaufen an das Ausland viermal so viel Fabrikate als wir ihm ablaufen. Sämmtliche große Kategorien unserer Ausfuhr sind in einem gewissen, jedoch noch ziemlich leichten Verhältniß zurückgegangen. Wir haben in den ersten sechs Monaten dieses Jahres Fabrikate für 968 Millionen im Auslande untergebracht gegen 1 Milliarde 29 Millionen im ersten Halbjahr 1875; unsere Ausfuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln betrug nur 715<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Mill. gegen 758 Mill. Trotz dieser Abnahme sind wir noch immer viel leichter getroffen, als alle anderen großen Staaten. Woran liegt diese Gunst des Schicksals, und darf man hoffen, daß sie von Dauer sein werde? Die Immunität, deren sich Frankreich erfreut, beruht auf mancherlei Ursachen, von denen die einen natürlich, die anderen, wir wollen nicht sagen künstlich, aber national, den Franzosen eigenthümlich sind. Erstlich hatten wir in den letzten Jahren gute Ernten, was für Handelsoperationen immer eine große Hülfe ist. Dann erfreuen wir uns in wirtschaftlicher Hinsicht eines besseren Gleichgewichts als irgend ein anderes Land. Wir sind nicht besonders auf diesen oder jenen Produktionszweig angewiesen. Ackerbau und Gewerbe theilen sich beinahe zu gleichen Theilen in unseren Fleiß, und Frankreich ist es, dessen Ackerbau die feinsten Erzeugnisse liefert. Die Industrien, welche in der letzten Zeit am schwersten betroffen worden sind, z. B. die Eisen-Industrie und der Schiffsbau, sind gerade diejenigen, in denen wir uns von jeher am wenigsten hervorgethan und die bei uns den geringsten Aufschwung genommen haben. Endlich haben wir für eine Menge von Artikeln in dem Geschmac unserer Arbeiter eine Art von Monopol, welches man ein halb natürliches und ein halb künstliches nennen kann. Dies sind einige der Gründe, die uns vor der Krise bewahrt haben; zu ihnen treten aber noch andere. Die französischen Kaufleute und Industriellen haben einen großen Fehler, der aber in gewissen Fällen zu einem Vorzug wird. Sie sind von einer Vorsicht, welche an Kleinmuth grenzt; sie dehnen ihre Geschäfte nicht so weit aus, als sie es könnten und sollten; aus diesem Grunde laufen sie aber auch weniger Gefahr sich mißbraucht oder in Mitleidenschaft gezogen zu sehen. Es gibt kein Land, welches so wenig zur Speculation geneigt ist, wie das unserige, kein Volk, das in Privatgeschäften einen kälteren Kopf und ein umsichtigeres Urtheil bewahrte, als das französische Volk.“ (Allgem. Zeitg. vom 17. August 1876.)

Verkehrsanstalten sind in Frankreich in reicher Menge vorhanden; insbesondere besitzt das Land das vollkommste Canalnetz aller europäischen

Staaten, dessen Gesamtlänge 1870 4754 Km. betrug, darunter einige Kunstbauten ersten Ranges; gegenwärtig beschäftigt man sich lebhaft mit der Frage, für einzelne Flußgebiete eine größere Schiffbarkeit herbeizuführen, um hierdurch den Transport schwerer Kaufmannsgüter thunlichst zu erleichtern. Zunächst handelt es sich hierbei um Herstellung einer guten Wasserstraße zwischen dem Narmelcanale und dem Mittelmeere. Ganz gewaltig ist die Entwicklung des Eisenbahnnetzes, welches seinen Knotenpunkt in Paris besitzt.

Der Krieg von 1870 überraschte das französische Eisenbahnsystem inmitten einer nicht unbedeutenden Umwälzung. Die große Eisenbahnvorlage von 1868 war überall im Lande in der Ausführung begriffen, nur wenige Abschnitte ganz vollendet. Nach dem Kriege galt es zuvörderst, das Bauprogramm von 1868 ganz auszuführen. Erst in der zweiten Hälfte von 1871 konnten die durch den Krieg unterbrochenen Arbeiten wieder aufgenommen werden. Bis Ende 1871 waren bereits 2000 Km. neu eröffnete Linien dem Verkehr übergeben. Im Jahre 1874 traten hierzu weitere 800 Km., und 1875 sind fast 900 Km. in Betrieb gesetzt worden. Das französische Eisenbahnnetz, welches zu Anfang 1870 eine Ausdehnung von 17,000 Km. hatte, umfaßte Ende 1875 21,484 Km., nur 4500 weniger als das englische. Die Leistungen der nächsten Zukunft werden die bisherigen, wie man annehmen darf, noch überbieten. Der große Eisenbahnplan, welcher in einer zahlreichen Masse von Einzelvorlagen mit der Nationalversammlung entweder schon festgestellt worden ist oder noch zur Erörterung steht, nimmt eine Ausdehnung der Linien um 11,500 Km. an, von denen 8000 bereits im Bau begriffen oder concessionirt sind. Das ganze System soll binnen 8—10 Jahren ausgebaut sein, und Frankreich dann mit den vorhandenen 21,500 Km., deren 33,000 an Streckenlänge besitzen.

Die Telegraphenlinien betrugen Ende 1875 51,700 Km. gegen 10,502 Km. Ende 1855, und die Telegraphenleitungen besaßen Ende 1875 eine Ausdehnung von 143,234 Km. (darunter 5234 unterirdisch geführt), so daß auf jeden Km. Linie eine Leitungslänge von 2,77 Km. traf, während in Deutschland (Ende 1874) das Verhältniß zwischen Linien- und Leitungslänge 1 : 3,63 war. Noch rascher als die Ausdehnung der Telegraphenlinien vergrößerte sich die Zahl der Stationen; sie betrug Ende 1855 bloß 149, zwanzig Jahre später jedoch 2576, so daß gegenwärtig schon auf 20 Km. Telegraphenlinie je eine Station entfällt. (Wiener Abendpost vom 22. August 1876.)

Von den wirthschaftlichen wenden wir uns zu den socialen Zuständen in Frankreich, über welche im Auslande noch immer die größten Irrthümer im Schwange gehen und die zu zerstören eine Aufgabe der Völkerkunde ist. „Was dem ruhigen Beobachter französischer Geschichte und französischer Zustände mehr als alles andere auffällt, sagt Carl Hillebrand, ein feiner Beurtheiler, ist die Fülle der Widersprüche, denen er darin begegnet. Wie die Stimmung der Nation bald „himmelhoch jauchzend“, bald „zum Tode betrübt“, so ihre Schicksale bald glanzvoll blendend, bald elend bemitleidenswerth. Leidenschaftliche Theilnahme am Staatswesen und trostlose Gleichgültigkeit, Begeisterung und Skepticismus, Routine und Neuerungsucht, Schwung-



er wird in den inneren, durch Flüsse, Canäle und Eisenbahnen sehr begünstigten, und in den äußeren geschieden, wovon letzterer über 16 % des gesamten europäischen Handels umfaßt. Von der über halb Europa in jüngster Zeit hereingebrochenen Handels-Krise ist Frankreich kaum berührt worden; doch hat auch dort die Einfuhr zu- und die Ausfuhr abgenommen.

Die gegenwärtige Lage des französischen Handels erörtert sehr vernünftig und lehrreich der französische Nationalöconom Paul Veron-Beaulieu: „Der britische Handel befindet sich in einer schweren Krise, der französische höchstens in einer leichten Ermattung. Wie in England, so hat auch bei uns die Einfuhr zu- und die Ausfuhr abgenommen; aber diese rückgängige Bewegung ist bei uns eine minder fühlbare als jenseits des Canals. Was aber die Erscheinung betrifft, daß die Einfuhren die Ausfuhren übersteigen, so lassen wir uns von derselben wenig beunruhigen. Im Gegensatz zu dem allgemeinen Vorurtheile huldigen wir nämlich der Ansicht, daß ein leichter Ueberschuß der Einfuhren über die Ausfuhren sein Gutes hat; er beweist, daß wir, statt Gold und Silber anzuhäufen, viel nützlichere Artikel, Rohstoffe, Maschinen, Vorräthe zur Entfaltung unserer Production bei uns einführen. Die Zunahme unserer Importe entfällt hauptsächlich auf die zwei Kategorien: Nahrungsmittel und Rohstoffe. Wir hatten im ersten Halbjahr 1876 einen größeren Getreidebedarf als im ersten Halbjahr 1875. Was die Rohstoffe betrifft, so benützten unsere Industriellen und Kaufleute die niedrigen Preise zu größeren Einkäufen. Allerdings ist auch die Einfuhr von verarbeiteten Gegenständen, jedoch nur von 224 auf 254 Millionen gestiegen; wir verkaufen an das Ausland viermal so viel Fabrikate als wir ihm abkaufen. Sämmtliche große Kategorien unserer Ausfuhr sind in einem gewissen, jedoch noch ziemlich leichten Verhältnisse zurückgegangen. Wir haben in den ersten sechs Monaten dieses Jahres Fabrikate für 968 Millionen im Auslande untergebracht gegen 1 Milliarde 29 Millionen im ersten Halbjahr 1875; unsere Ausfuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln betrug nur 715<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Mill. gegen 758 Mill. Trotz dieser Abnahme sind wir noch immer viel leichter getroffen, als alle anderen großen Staaten. Woran liegt diese Gunst des Schicksals, und darf man hoffen, daß sie von Dauer sein werde? Die Immunität, deren sich Frankreich erfreut, beruht auf mancherlei Ursachen, von denen die einen natürlich, die anderen, wir wollen nicht sagen künstlich, aber national, den Franzosen eigenthümlich sind. Erstlich hatten wir in den letzten Jahren gute Ernten, was für Handelsoperationen immer eine große Hülfe ist. Dann erfreuen wir uns in wirthschaftlicher Hinsicht eines besseren Gleichgewichts als irgend ein anderes Land. Wir sind nicht besonders auf diesen oder jenen Productionszweig angewiesen. Ackerbau und Gewerbe theilen sich beinahe zu gleichen Theilen in unseren Fleiß, und Frankreich ist es, dessen Ackerbau die feinsten Erzeugnisse liefert. Die Industrien, welche in der letzten Zeit am schwersten betroffen worden sind, z. B. die Eisen-Industrie und der Schiffsbau, sind gerade diejenigen, in denen wir uns von jeher am wenigsten hervorgethan und die bei uns den geringsten Aufschwung genommen haben. Endlich haben wir für eine Menge von Artikeln in dem Geschmac unserer Arbeiter eine Art von Monopol, welches man ein halb natürliches und ein halb künstliches nennen kann. Dies sind einige der Gründe, die uns vor der Krise bewahrt haben; zu ihnen treten aber noch andere. Die französischen Kaufleute und Industriellen haben einen großen Fehler, der aber in gewissen Fällen zu einem Vorzug wird. Sie sind von einer Vorsicht, welche an Kleinmuth grenzt; sie dehnen ihre Geschäfte nicht so weit aus, als sie es könnten und sollten; aus diesem Grunde laufen sie aber auch weniger Gefahr sich mißbraucht oder in Mitleidenchaft gezogen zu sehen. Es gibt kein Land, welches so wenig zur Speculation geneigt ist, wie das unserige, kein Volk, das in Privatgeschäften einen kälteren Kopf und ein umsichtigeres Urtheil bewahrte, als das französische Volk.“ (Allgem. Zeitg. vom 17. August 1876.)

Verkehrsanstalten sind in Frankreich in reicher Menge vorhanden; insbesondere besitzt das Land das vollkommene Canalnetz aller europäischen

Staaten, dessen Gesammtlänge 1870 4754 Km. betrug, darunter einige Kunstbauten ersten Ranges; gegenwärtig beschäftigt man sich lebhaft mit der Frage, für einzelne Flußgebiete eine größere Schiffbarkeit herbeizuführen, um hierdurch den Transport schwerer Kaufmannsgüter thunlichst zu erleichtern. Zunächst handelt es sich hierbei um Herstellung einer guten Wasserstraße zwischen dem Aermelcanale und dem Mittelmeere. Ganz gewaltig ist die Entwicklung des Eisenbahnnetzes, welches seinen Knotenpunkt in Paris besitzt.

Der Krieg von 1870 überraschte das französische Eisenbahnsystem inmitten einer nicht unbedeutenden Umwälzung. Die große Eisenbahnvorlage von 1868 war überall im Lande in der Ausführung begriffen, nur wenige Abschnitte ganz vollendet. Nach dem Kriege galt es zunächst, das Bauprogramm von 1868 ganz auszuführen. Erst in der zweiten Hälfte von 1871 konnten die durch den Krieg unterbrochenen Arbeiten wieder aufgenommen werden. Bis Ende 1871 waren bereits 2000 Km. neu eröffneter Linien dem Verkehr übergeben. Im Jahre 1874 traten hierzu weitere 800 Km., und 1875 sind fast 900 Km. in Betrieb gesetzt worden. Das französische Eisenbahnnetz, welches zu Anfang 1870 eine Ausdehnung von 17,000 Km. hatte, umfaßte Ende 1875 21,484 Km., nur 4500 weniger als das englische. Die Leistungen der nächsten Zukunft werden die bisherigen, wie man annehmen darf, noch überbieten. Der große Eisenbahnplan, welcher in einer zahlreichen Masse von Einzelvorlagen mit der Nationalversammlung entweder schon festgestellt worden ist oder noch zur Erörterung steht, nimmt eine Ausdehnung der Linien um 11,500 Km. an, von denen 8000 bereits im Bau begriffen oder concessionirt sind. Das ganze System soll binnen 8—10 Jahren ausgebaut sein, und Frankreich dann mit den vorhandenen 21,500 Km., deren 33,000 an Streckenlänge besitzen.

Die Telegraphenlinien betrugen Ende 1875 51,700 Km. gegen 10,502 Km. Ende 1855, und die Telegraphenleitungen besaßen Ende 1875 eine Ausdehnung von 143,234 Km. (darunter 5234 unterirdisch geführt), so daß auf jeden Km. Linie eine Leitungslänge von 2,77 Km. traf, während in Deutschland (Ende 1874) das Verhältniß zwischen Linien- und Leitungslänge 1 : 3,63 war. Noch rascher als die Ausdehnung der Telegraphenlinien vergrößerte sich die Zahl der Stationen; sie betrug Ende 1855 bloß 149, zwanzig Jahre später jedoch 2576, so daß gegenwärtig schon auf 20 Km. Telegraphenlinie je eine Station entfällt. (Wiener Abendpost vom 22. August 1876.)

Von den wirthschaftlichen wenden wir uns zu den socialen Zuständen in Frankreich, über welche im Auslande noch immer die größten Irrthümer im Schwange gehen und die zu zerstören eine Aufgabe der Völkerkunde ist. „Was dem ruhigen Beobachter französischer Geschichte und französischer Zustände mehr als alles andere auffällt, sagt Carl Hillebrand, ein feiner Beurtheiler, ist die Fülle der Widersprüche, denen er darin begegnet. Wie die Stimmung der Nation bald „himmelhoch jauchzend“, bald „zum Tode betrübt“, so ihre Schicksale bald glanzvoll blendend, bald elend bemitleidenswerth. Leidenschaftliche Theilnahme am Staatswesen und trostlose Gleichgiltigkeit, Begeisterung und Skepticismus, Routine und Neuerungsucht, schwung-



er wird in den inneren, durch Flüsse, Canäle und Eisenbahnen sehr begünstigten, und in den äußeren geschieden, welch letzterer über 16 % des gesamten europäischen Handels umfaßt. Von der über halb Europa in jüngster Zeit hereingebrochenen Handels-Krisis ist Frankreich kaum berührt worden; doch hat auch dort die Einfuhr zu- und die Ausfuhr abgenommen.

Die gegenwärtige Lage des französischen Handels erörtert sehr vernünftig und lehrreich der französische Nationalöconom Paul Leroy-Beaulieu: „Der britische Handel befindet sich in einer schweren Krisis, der französische höchstens in einer leichten Ermattung. Wie in England, so hat auch bei uns die Einfuhr zu- und die Ausfuhr abgenommen; aber diese rückgängige Bewegung ist bei uns eine minder fühlbare als jenseits des Canals. Was aber die Erscheinung betrifft, daß die Einfuhren die Ausfuhren übersteigen, so lassen wir uns von derselben wenig beunruhigen. Im Gegensatz zu dem allgemeinen Vorurtheile huldigen wir nämlich der Ansicht, daß ein leichter Ueberschuß der Einfuhren über die Ausfuhren sein Gutes hat; er beweist, daß wir, statt Gold und Silber anzuhäufen, viel nützlichere Artikel, Rohstoffe, Maschinen, Vorräthe zur Entfaltung unserer Production bei uns einführen. Die Zunahme unserer Importe entfällt hauptsächlich auf die zwei Kategorien: Nahrungsmittel und Rohstoffe. Wir hatten im ersten Halbjahr 1876 einen größeren Getreidebedarf als im ersten Halbjahr 1875. Was die Rohstoffe betrifft, so benützten unsere Industriellen und Kaufleute die niedrigen Preise zu größeren Einkäufen. Allerdings ist auch die Einfuhr von verarbeiteten Gegenständen, jedoch nur von 224 auf 254 Millionen gestiegen; wir verkaufen an das Ausland viermal so viel Fabrikate als wir ihm abkaufen. Sämmtliche große Kategorien unserer Ausfuhr sind in einem gewissen, jedoch noch ziemlich leichten Verhältniße zurückgegangen. Wir haben in den ersten sechs Monaten dieses Jahres Fabrikate für 968 Millionen im Auslande untergebracht gegen 1 Milliarde 29 Millionen im ersten Halbjahr 1875; unsere Ausfuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln betrug nur 715<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Mill. gegen 758 Mill. Trotz dieser Abnahme sind wir noch immer viel leichter getroffen, als alle anderen großen Staaten. Woran liegt diese Gunst des Schicksals, und darf man hoffen, daß sie von Dauer sein werde? Die Immunität, deren sich Frankreich erfreut, beruht auf mancherlei Ursachen, von denen die einen natürlich, die anderen, wir wollen nicht sagen künstlich, aber national, den Franzosen eigenthümlich sind. Erstlich hatten wir in den letzten Jahren gute Ernten, was für Handelsoperationen immer eine große Hülfe ist. Dann erfreuen wir uns in wirthschaftlicher Hinsicht eines besseren Gleichgewichts als irgend ein anderes Land. Wir sind nicht besonders auf diesen oder jenen Produktionszweig angewiesen. Ackerbau und Gewerbe theilen sich beinahe zu gleichen Theilen in unseren Fleiß, und Frankreich ist es, dessen Ackerbau die feinsten Erzeugnisse liefert. Die Industrien, welche in der letzten Zeit am schwersten betroffen worden sind, z. B. die Eisen-Industrie und der Schiffsbau, sind gerade diejenigen, in denen wir uns von jeher am wenigsten hervorgethan und die bei uns den geringsten Aufschwung genommen haben. Endlich haben wir für eine Menge von Artikeln in dem Geichmack unserer Arbeiter eine Art von Monopol, welches man ein halb natürliches und ein halb künstliches nennen kann. Dies sind einige der Gründe, die uns vor der Krisis bewahrt haben; zu ihnen treten aber noch andere. Die französischen Kaufleute und Industriellen haben einen großen Fehler, der aber in gewissen Fällen zu einem Vorzug wird. Sie sind von einer Vorsicht, welche an Kleinmuth grenzt; sie dehnen ihre Geschäfte nicht so weit aus, als sie es könnten und sollten; aus diesem Grunde laufen sie aber auch weniger Gefahr sich mißbraucht oder in Mitleidenchaft gezogen zu sehen. Es gibt kein Land, welches so wenig zur Speculation geneigt ist, wie das unserige, kein Volk, das in Privatgeschäften einen kälteren Kopf und ein umsichtigeres Urtheil bewahrte, als das französische Volk.“ (Allgem. Zeitg. vom 17. August 1876.)

Verkehrsanstalten sind in Frankreich in reicher Menge vorhanden; insbesondere besitzt das Land das vollkommste Canalnetz aller europäischen

Staaten, dessen Gesamtlänge 1870 4754 Km. betrug, darunter einige Kunstbauten ersten Ranges; gegenwärtig beschäftigt man sich lebhaft mit der Frage, für einzelne Flußgebiete eine größere Schiffbarkeit herbeizuführen, um hierdurch den Transport schwerer Kaufmannsgüter thunlichst zu erleichtern. Zunächst handelt es sich hierbei um Herstellung einer guten Wasserstraße zwischen dem Aermelcanale und dem Mittelmeere. Ganz gewaltig ist die Entwicklung des Eisenbahnnetzes, welches seinen Knotenpunkt in Paris besitzt.

Der Krieg von 1870 überraschte das französische Eisenbahnsystem inmitten einer nicht unbedeutenden Umwälzung. Die große Eisenbahnvorlage von 1868 war überall im Lande in der Ausführung begriffen, nur wenige Abschnitte ganz vollendet. Nach dem Kriege galt es zuvörderst, das Bauprogramm von 1868 ganz auszuführen. Erst in der zweiten Hälfte von 1871 konnten die durch den Krieg unterbrochenen Arbeiten wieder aufgenommen werden. Bis Ende 1871 waren bereits 2000 Km. neu eröffneten Linien dem Verkehr übergeben. Im Jahre 1874 traten hierzu weitere 800 Km., und 1875 sind fast 900 Km. in Betrieb gesetzt worden. Das französische Eisenbahnnetz, welches zu Anfang 1870 eine Ausdehnung von 17,000 Km. hatte, umfaßte Ende 1875 21,484 Km., nur 4500 weniger als das englische. Die Leistungen der nächsten Zukunft werden die bisherigen, wie man annehmen darf, noch überbieten. Der große Eisenbahnplan, welcher in einer zahlreichen Masse von Einzelvorlagen mit der Nationalversammlung entweder schon festgestellt worden ist oder noch zur Erörterung steht, nimmt eine Ausdehnung der Linien um 11,500 Km. an, von denen 8000 bereits im Bau begriffen oder concessionirt sind. Das ganze System soll binnen 8—10 Jahren ausgebaut sein, und Frankreich dann mit den vorhandenen 21,500 Km., deren 33,000 an Streckenlänge besitzen.

Die Telegraphenlinien betrugen Ende 1875 51,700 Km. gegen 10,502 Km. Ende 1855, und die Telegraphenleitungen besaßen Ende 1875 eine Ausdehnung von 143,234 Km. (darunter 5234 unterirdisch geführt), so daß auf jeden Km. Linie eine Leitungslänge von 2,77 Km. traf, während in Deutschland (Ende 1874) das Verhältniß zwischen Linien- und Leitungslänge 1 : 3,63 war. Noch rascher als die Ausdehnung der Telegraphenlinien vergrößerte sich die Zahl der Stationen; sie betrug Ende 1855 bloß 149, zwanzig Jahre später jedoch 2576, so daß gegenwärtig schon auf 20 Km. Telegraphenlinie je eine Station entfällt. (Wiener Abendpost vom 22. August 1876.)

Von den wirthschaftlichen wenden wir uns zu den socialen Zuständen in Frankreich, über welche im Auslande noch immer die größten Irrthümer im Schwange gehen und die zu zerstören eine Aufgabe der Völkerkunde ist. „Was dem ruhigen Beobachter französischer Geschichte und französischer Zustände mehr als alles andere auffällt, sagt Carl Hillebrand, ein feiner Beurtheiler, ist die Fülle der Widersprüche, denen er darin begegnet. Wie die Stimmung der Nation bald „himmelhoch jauchzend“, bald „zum Tode betrübt“, so ihre Schicksale bald glanzvoll blendend, bald elend barmitleidenswerth. Leidenschaftliche Theilnahme am Staatswesen und trostlose Gleichgültigkeit, Begeisterung und Skepticismus, Routine und Neuerungsſucht, Schwung-

volle Aufopferung und egoistisches Sichaußsichselbstzurückziehen, Drängen nach Freiheit und Sichbegnügen im Absolutismus folgen sich im öffentlichen Leben rasch und beinahe unvermittelt. Aberglaube und Unglaube, Unfittlichkeit und Familiensinn, Rhetorik und nüchternster Geschmack grenzen hart an einander, begegnen sich, vertragen sich im religiösen, im sittlichen, im geistigen Leben. Und noch frappanter ist der Gegensatz zwischen dem Privatcharakter und dem öffentlichen Charakter des Franzosen. Leichtsinnnig, verschwenderisch, nur seinen Impulsen gehorchend, wenn sich's um den Staat handelt, ist er vorsichtig, sparsam, stets besonnen in seinen persönlichen Lebensverhältnissen. Es gibt einen Weg, diesen Widerspruch zu erklären, die beiden Extreme auf gemeinsame Wurzeln zurückzuführen, und darzuthun, wie es kommt, daß unser Nachbar, dem die Natur die Gaben eines „politischen Wesens“ so absolut verweigert zu haben scheint, als geselliges Wesen das Höchste leistet, sittlich, geistig und künstlerisch den anderen Nationen Europa's, wenn auch nicht überlegen, doch in beinahe allen Beziehungen ebenbürtig ist. Irren wir nicht, so liegt das Geheimniß im unvermittelten Gegensatze der Charakteranlage und der Geistesrichtung. Der Rationalismus — die Verständigkeit — ist der Grundzug des französischen Geistes. Erst im 18. Jahrhundert zu seiner vollsten Entwicklung und zu seinem bestimmtesten Ausdruck gelangt, ist er in der Revolution und dem Kaiserreich zu seiner absolutesten Herrschaft gekommen, und offenbart er erst in unseren Tagen ganz deutlich seinen bald heilsamen, bald tödtlichen Einfluß auf das öffentliche und das Privatleben.“

Das französische Familienleben ist auf die Vernunftehe gegründet, doch pflegt man im Auslande das Verhältniß oft viel zu roh aufzufassen; die meisten französischen Ehen sind glücklich — glücklicher oft als unsere Neigungsheirathen; Untreue und Ehebruch in den Mittelständen äußerst selten. (Vgl. auch das treffliche Werk von Fred. Marshall, deutsch unter dem Titel: Häusliches Leben in Frankreich. Aus dem Engl. von H. Scheube. Berlin 1877. 8<sup>o</sup>.) Die Zahl der Kinder ist meist auf drei beschränkt, denn eine rationalistische Moral erheischt, daß nicht mehr Kinder in die Welt gesetzt werden, als man sicher ist, bequem und im Wohlstand aufziehen zu können. Dagegen erscheint die Erziehungsmethode, die meist im Collège vor sich geht, im Allgemeinen verwerflich. Wie das Familienleben, so ist auch die Sitte der Franzosen ganz von der rationalistischen Lebensanschauung durchdrungen und ihr gemäß geordnet. Nirgends ist die Redlichkeit (*probité*) mehr zu Hause als in Frankreich; sie ist aller Orten, in der Stadt wie im Dorf, in jedem Stande, vom Millionär bis zum letzten Proletarier zu finden. Ordnungsliebe ist ein hervorstechender Zug des Franzosen, sein Haus wie seine Kleidung sind immer trefflich gehalten. Seiner Sparsamkeit haben wir schon gedacht; wir fügen hinzu, daß, wenn er kein Verschwender ist, er dafür auch nicht generös ist. Viele halten den Franzosen für jeder anstrengenden, regelmäßig fortgesetzten Arbeit unfähig. Dies ist ein großer Irrthum. Nirgends wird mehr gearbeitet als in Frankreich, zumal in einem gewissen Alter. Ein delikater Punkt ist die Varität in den geschlechtlichen Beziehungen; Hillebrand erinnert daran, daß eben die Begriffe von Sitte und Sittlichkeit von Land zu Land, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert sich gar gewaltig ändern, eine nur gar zu gern verkannte Wahrheit, welche Völkerkunde und Culturgeschichte doch eindringlich genug predigen. Der Franzose







ist im höchsten Grade sinnlich aber dabei wüthig in der Liebe. Diese Laster hält er indeß meist in den Schranken, die in seinen Augen die Grenzlinie bezeichnen, wo es gefährlich für die gesellschaftliche Ordnung wird. Auch in der Religiosität offenbart sich der Grundzug des französischen Wesens. Das Land, das schon seit geraumer Zeit zum Hauptlager des Katholicismus geworden, ist im Allgemeinen nicht religiös im deutschen Sinne. Die Religion des Franzosen ist aber wie seine Sittlichkeit eine Verstandessache, die äußere Observanz ist das Kriterium des einen, wie ein correcter Lebenswandel das des andern. Natur und Bildung haben aus dem Franzosen das vollendetste Gesellschaftswesen geschaffen, das die Menschheit kennt. Die Natur hat ihm Heiterkeit und Witz, Leichtlebigkeit und Feinheit, den Wunsch zu gefallen und diejenige Dosis von Egoismus gegeben, ohne welche das Gesellschaftsleben nothwendig roh, lästig oder mürrisch werden muß. Mit ungemeinem Scharfsinn hat er dann die Verhältnisse der Gesellschaft so geordnet, daß alle diese Eigenschaften freien Spielraum darin haben, ohne gegenseitig auf einander zu prallen. Unter allen Dingen, welche das Gesellschaftsleben der Franzosen besonders begünstigen, wäre auch die schöne Tugend der gegenseitigen Hülfsbereitschaft hervorzuheben; doch streben alle Tugenden der Franzosen das Nützliche, nicht das Gute an sich an. (Nach C. Hillebrand.)

Sehen wir uns nach der geistigen Cultur der so gearteten Gesellschaft um, so nimmt das Unterrichtswesen zuerst unser Interesse in Anspruch. Der Volksunterricht war bisher weder obligatorisch noch unentgeltlich, weshalb nach den Daten des Censüs von 1872 ein Drittel der Nation vollständig illiterat ist. Natürlich gilt diese Ziffer nicht gleichmäßig von allen Landestheilen und kann man im Allgemeinen sagen, daß sie steige fortschreitend von O. nach W., d. h. der O. ist der bildungsreichste, der W. der bildungsärmste Theil.

Zum größten Theile wird der Volksunterricht von den frères de la doctrine chrétienne, den wohlbekannten ignorantins, und von frommen Schwestern erteilt, zum geringeren Theil von Laien; doch läßt sich nicht behaupten, daß die vorwiegend clerikalen Gebiete allein durch Unwissenheit hervorleuchten. Sehr schlimm steht es um den Unterricht in den niederen Mittelclassen, am besten bestellt ist der mittlere, obgleich auch dieser vieles zu wünschen übrig läßt. Die höheren Unterrichtsanstalten, die Collèges, Lycées u. dgl. stehen fast ausschließlich unter geistlichem Einflusse, und in jeder Diöcese hat der Clerus eigene Schulen, welche alle den vom Staate gegründeten Anstalten in fast triumphirender Weise Concurrenz machen. Seit jüngster Zeit ist man sogar zur Errichtung katholischer Universitäten geschritten; sonst besitzt Frankreich eine einzige Staatsuniversität, jene von Paris. Trotz aller Mängel des französischen Unterrichtswesens muß erwähnt werden, daß es Institute und gelehrte Körperschaften für jeglichen Zweig menschlichen Wissens gibt, ja, es ist Vorsee getroffen, daß man in Paris unentgeltlich sich in jedem denkbaren Fache unter der Leitung der berühmtesten wissenschaftlichen Koryphäen unterrichten kann, so daß kaum irgend ein Platz zum Selbststudium geeigneter ist als Paris. Auch wäre es unbillig, zu verkennen, daß seit 1871 die Nothwendigkeit der Volksbildung allgemein erkannt wird und diese auch schon thatsächlich in allen Schichten an Ausdehnung gewonnen hat.

Im Jahre 1865 gab es erst 4833 Schulbibliotheken in Frankreich mit einer Gesamtzahl von 183,854 Bänden, am 1. Januar 1874 aber schon 15,592 Schulbibliotheken mit 1,471,037 Bänden, das Seine-Departement mit Paris nicht eingerechnet. In derselben Zeit stieg die Zahl der ausgeliehenen Bücher dieser Bibliotheken von 179,267 auf 925,358. Was die Schulen betrifft, so besaß Paris im Jahre 1874 247 öffentliche und 1056 Privatschulen, darunter 114 Klosterschulen. Die Zahl der Geistlichkeit ist noch immer eine sehr große; diese bezieht sich nämlich auf 52,148 Weltpriester, 13,102 Mönche und 84,300 Nonnen, also zusammen etwa 150,000 Menschen geistlichen Standes.



Invalidenhausess krönt, in der Mitte die beiden hohen aber stumpfen Thürme der Hauptkirche Unserer Lieben Frauen (Notre-Dame), und an allen Enden und Ecken Thürme, Spizen, Giebel schöner Gebäude. Wir wollen in Gedanken unsern Einzug von W. her halten, wo die Seine, nachdem sie die Stadt durchflossen hat, einen großen Bogen nach N. macht. Da ist zwischen Strom und Stadt das angenehme Boulogner Wäldchen, bei gutem Wetter der Tummelplatz der vornehmen und reichen Pariser Welt. Wir bewegen uns eine Weile in all dem Glanz und Getümmel und richten dann unsern Weg gegen O. Da haben wir vor uns eine gerade, breite, prachtvolle Straße, deren Ende wir nicht absehen können. Sie führt uns durch einen prächtigen Triumphbogen (arc de l'Etoile), den der erste Napoleon hat erbauen lassen. Wir folgen ihr und kommen durch die „elysäischen Felder“, einen schönen, von Menschen wimmelnden Park, zu dessen Rechten die Seine fließt. Weiter, immer derselben Straße folgend, kommen wir durch den Tuileriengarten und haben nun das weit ausgedehnte Tuilerienischloß vor uns, in welchem die Könige und Kaiser der neuesten Zeit wohnten. Lang zieht es sich mit seinen Flügeln an der Seine hin und verbindet sich hier mit dem Louvre, einem älteren Königsschlosse, dessen Säle die berühmten Sammlungen von Bildern, Bildsäulen und anderen Herrlichkeiten enthalten. Stadteinwärts nicht weit davon ist das Palais Royal, längst schon kein königliches Schloß mehr, wohl aber in seinen unzähligen prächtigen Sälen und Läden und Restaurants der Ort, wo Tausende Einheimischer und Fremder das Köstlichste eintauschen, das Ausgesuchteste genießen, in allen ersinnlichen Vergnügungen ihr Geld verschwenden. Wenn die eiteln Franzosen sagen, Paris sei die Hauptstadt der Welt, so ist das allerdings in dem Sinne wahr, daß es wohl keine Stadt weiter gibt, wo der Mensch so sehr Gelegenheit hat, sich allen nur ersinnlichen Lebensgenüssen zu ergeben, womit seit nun fast zweihundert Jahren Paris die Welt vergiftet hat. Weiter, immer ostwärts, gehen wir am Ufer der Seine, zur Linken die prächtigsten Häuserreihen, dann wenden wir uns rechts über eine der vielen schönen Brücken, und sind nun auf der Seine-Insel, wo vor bald zweitausend Jahren, zur Römerzeit, der Anfang der Stadt, damals Lutetia genannt, stand. Hier ist mit ihren beiden schönen aber nicht bis zur Spitze vollendeten Thürmen die Kirche Unserer Lieben Frau. Wir gehen weiter auf die andere südliche Seite der Seine, da dehnt sich die kleinere Hälfte der schönen Stadt aus, da finden wir die Prachtgebäude, wo sich die Abgeordneten des Landes versammelten, wo die Invaliden so stattlich wohnen, wo der ungeheure Paradeplatz, Marsfeld genannt, an der unteren Seine sich ausdehnt. Wenden wir uns aber von der Kirche Notre-Dame wieder auf die N.-Seite zurück, so mögen wir das Rathhaus (Stadthaus, Hôtel de ville genannt) besuchen, von wo so manche Revolution, auch die allerneueste, ausgegangen ist, dann den Bastilleplatz, wo einst die alte Zwingburg der Könige stand, dann den Vendômeplatz, welcher auf hoher eherner Säule das eiserne Standbild des alten Napoleon trägt; im Innern der Säule führt eine Treppe hinauf und oben hat man eine Rundschau über die prächtige Stadt; rings um die Säule sind in Erz in halb erhabener Arbeit die Siege des großen Eroberers abgebildet. Alle diese Wanderungen haben uns auch über die Boulevards geführt, das sind breite schöne Alleen, auf beiden Seiten mit stattlichen Häusern besetzt, welche, theils an Stelle alter Wälle, theils vom letzten Napoleon neu angelegt, Paris nach allen Seiten durchschneiden und umziehen. Ist dies nun das Schöne, das uns überall entgegentritt, ist namentlich durch Napoleon III. Paris von einer Menge enger, schmutziger Gassen vollständig gesäubert, an deren Stelle gerade, breite und lustige Straßen getreten sind, so treten uns nach außen die Zeugnisse entgegen, daß auch das Kriegerische nicht fehlt. Die ganze Stadt, in doppelter Ausdehnung im Verhältniß zu ihrer früheren Größe, ist von Mauer, Wall und Graben umgeben, damit ist die ganze ungeheure Stadt eine Festung; querdurch in allen Richtungen eine gute Meile breit und außerhalb dieser Befestigung liegen in einer Entfernung von einer halben bis zu einer ganzen Stunde von der Stadt 16—20 kleine selbständige Festungen (Forts), von denen Mont Valérien das bedeutendste und höchstgelegene ist, welche jetzt, in dem letzten Kriege, gezeigt haben, daß sie doch nicht im Stande waren, die Stadt Paris vor dem Einzuge des Feindes zu bewahren. Wenn wir Lust haben, dann können wir auch noch eine unterirdische Wanderung unter den Straßen machen, in den Katakomben, das sind alte Steinbrüche, aus denen seit länger als einem



räthen gewählten Senate (Oberhaus). Ein verantwortliches Ministerium leitet die Geschäfte des Staates, der politisch in 86 Departements (einschließlich der Insel Corsica) eingetheilt ist. Präfecten stehen an der Spitze der Departements, deren Namen, Hauptstädte (chef-lieux) und sonstige wichtige Plätze aus unserer Tabelle zu ersehen sind. In militärischer Beziehung ist das Land in 18 General-Commanden eingetheilt.

Die Armee zerfällt in eine active und eine Territorialarmee. Jeder taugliche Franzose gehört 5 Jahre der activen Armee, 4 Jahre der Reserve, 5 Jahre der Territorialarmee und 6 Jahre deren Reserve an. Nach dem Cadregesetz vom 13. März 1875 hat das französische Heer eine Friedensstärke von 490,322 Mann mit 120,894 Pferden, davon 281,601 Mann Infanterie, 68,617 Mann Cavallerie, 66,331 Mann Artillerie. Im Kriegsfall soll diese Armee auf 705,000 Mann active Truppen und 510,000 Mann Reserve gebracht werden, wozu noch die Territorialarmee von 583,000 Mann mit 626,000 Mann Reserve kommen soll, so daß Frankreich von nahe 2½ Millionen Bewaffneter vertheidigt werden kann. Da dieses ganze unermessliche Heer aber erst in der Organisation begriffen ist, so läßt sich noch kein Urtheil über dessen Werth fällen. Dem Aufschwunge, der sich in dem französischen Officierscorps seit dem letzten Kriege sowohl in wissenschaftlicher wie auch in dienstlicher Beziehung zu erkennen gibt, spenden indeß militärische Sachverständige unbedingtes Lob.

Die Kriegsflotte hat eine Stärke von 469 Fahrzeugen, mit 7075 Geschützen; darunter sind 369 Dampfer und 57 Panzerschiffe. Die Besatzung beträgt 28,431 Mann.

Die Handelsflotte zählt 4800 Segelschiffe und 316 Dampfer, ungerechnet 152 Segelschiffe, welche Algerien angehören.

An Colonien in anderen Welttheilen besitzt Frankreich in Afrika: Algerien, Senegambien, die Niederlassungen am Gabun, die Inseln Ste. Marie und Nosfi-Bé bei Madagascar, Mahotte und Réunion; in Asien die ostindischen Colonien Pondichérh, Chandernagor, Carical, Mahé, Yannon, und die große hinterindische Niederlassung in Cochinchina, das Gouvernement Saigon. In Oceanien gehört Neu-Caledonien zu Frankreich, dessen Protectorat auch von Tahiti und den Marquesas anerkannt wird. Die amerikanischen Besitzungen endlich sind die Inseln Martinique und Guadeloupe in Westindien, die Fischerinseln St. Pierre und Miquelon bei Neufundland und Französisch-Guyana am südamerikanischen Festlande.

In den Pyrenäen bildet das Thal von Andorra eine selbständige Republik (385 □ Km. mit 6 catalonischen Gemeinden), welche unter der Oberherrschaft Frankreichs und des Bischofs von Urgel in Spanien steht. Das souveraine Fürstenthum Monaco im Departement der Seealpen steht gleichfalls unter französischer Herrschaft.



## §. 12. Das Königreich Italien.

Die ganze italienische Halbinsel bildet in der Gegenwart ein einziges Königreich, welches mit seinem Areal von 296,014 □Km. und 27 Millionen Einwohnern in politischer Hinsicht den europäischen Großmächten beizugehört werden kann, und jedenfalls, wenn dies heute noch nicht thatsächlich geschieht, in der Zukunft diesen Rang sich nicht streitig machen lassen wird. Die Regierungsform ist die constitutionelle Monarchie, deren Regent die gesetzgebende Macht mit einem Senate, dessen Mitglieder er ernennt, und einer von der Nation gewählten Deputirtenkammer theilt. Außer den Ministerien besteht noch ein Staatsrath. Die Heeresmacht beziffert sich im Frieden auf 230,000 Mann, kann aber im Kriegsfall auf 800,000 Mann und darüber gebracht werden, die Flotte umfaßt 80 Kriegsdampfer mit 20,000 Mann Besatzung. Die Staatsreligion ist die römisch-katholische, doch besteht daneben Cultusfreiheit; indeß erfreut sich Italien des Glückes auch in religiöser Hinsicht eine Einheit zu bilden, da die Zahl der Nichtkatholiken nur 2 1/2 % (43500 Juden und 36,000 Protestanten, darunter 20,000 Waldesier in den cottiſchen Alpen in der Gegend von Pinerolo, nebst einigen Anhängern der griechischen und armenischen Kirche) beträgt. Sprachlich ist das Volk, ungeachtet einer sehr großen Menge verschiedener Mundarten, durch eine gemeinsame Schriftsprache gleichfalls zu einer einheitlichen Nation verbunden.

Die italienischen Dialecte, nicht allein unter dem historischen, sondern zumal unter dem philologischen Gesichtspunkt, lassen sich in sechs Familien unterscheiden, wobei hier die Unterdialecte von fremdem Ursprunge und das Venetianische, Friaulische und Corsische nicht mitgerechnet werden. 1) Familie der italienisch-keltischen Dialecte, welche gesprochen werden in der Provinz Turin (mit Ausnahme des Bezirks von Aosta und einiger Thäler der grajischen Alpen) und in den Provinzen von Cuneo, Alessandria (ausgenommen den Bezirk von Novi), Novara, Mailand, Pavia, Bergamo, Brescia, Cremona, Piacenza, Parma, Modena, Reggio, Bologna, Ferrara, Ravenna, Forlì bis zum Foglia und gegen Pesaro hin, — ein Landstrich, dem noch zuzufügen sind der Canton Tessin, der einen mailändischen Unterdialect spricht, die östlichen Thäler des Tridenticum, wo ein brescianischer Unterdialect gesprochen wird, und die Provinz Mantova, im Ganzen mit mehr als 8 Millionen Einwohnern. 2) Familie der ligurischen Dialecte, welche mit zahlreichen Verschiedenheiten der Aussprache herrscht längs der ganzen genuesischen Küste von Mentone bis Sarzana, d. h. in den Provinzen Genua und Porto Maurizio und außerdem in dem Bezirk von Novi, im Ganzen mit 800,000 Einwohnern. 3) Familie der tuskanisch-römischen Dialecte, die sich in die drei Typen des toscanischen, des umbrischen und des marchipianischen unterscheidet, und gesprochen wird in den Provinzen Florenz, Pisa, Arezzo, Siena, Grosseto, Umbrien und in dem größeren Theile der früheren Mark von Ancona; diese Gegenden enthalten etwa 4 Mill. Einwohner. 4) Familie der neapolitanischen Dia-

lecte, unter denen besonders hervortreten der Dialect der Abruzzzen, derjenige der Puglien und das eigentliche Neapolitanische oder Campanische. Diese Dialecte herrschen in den drei Abruzzzen, der Terra di Lavoro, den beiden Principati, den Provinzen Neapel, Benevent, Molise, Capitanata, Terra di Bari, Terra d'Otranto und der Basilicata mit zusammen 6 Mill. Einwohnern. 5) Familie der sicilischen Dialecte, überaus reich an Verschiedenheiten, doch mit zwei Haupttypen, dem calabresischen und dem sicilischen im eigentlichen Sicilien, gesprochen von mehr als 3 Mill. Einwohnern. 6) Familie der sardinischen Dialecte, die in die beiden Zweige des Campidanese und des Logudunese zerfallen und von mehr als einer halben Million Einwohner gesprochen werden. Betrachtet man bloß die Anzahl der Redenden, so würden bei weitem die keltischen Dialecte, welche fremden Ursprung oder Verwandtschaft haben, den übrigen Gruppen voranstehen. Aber um so größer ist die Ueberlegenheit der tuskisch-römischen Dialecte, sowohl insofern in ihnen das gemeinsame Leben der Nation wurzelt, aus ihnen seine Nahrung zieht, als auch insofern die übrigen italienischen Mundarten, wie das Venetianische, das Neapolitanische und Sicilische, bei weitem mehr Verwandtschaft mit dem tuskisch-römischen als mit dem keltischen Typus haben.

In politischer Beziehung zerfällt Italien in 69 Provinzen, welche durchwegs nach ihren Hauptstädten benannt sind; an der Spitze jeder Provinz steht ein Präfect und jede Provinz setzt sich aus mehreren Unterabtheilungen zusammen; im Durchschnitt umfaßt jede Provinz etwa 4400 □Km., auf welchen 356,000 Menschen wohnen. Die relative Bevölkerung ist am stärksten in jenen Provinzen, wo große Haupt- oder Handelsstädte liegen; sie erreicht in der Provinz Neapel 817 Köpfe auf 1 □Km., sinkt dagegen in den Gebirgsgegenden und weniger cultivirten Districten sehr herab. Diese 69 Provinzen bilden 16 historische Divisionen oder Regionen (Compartimenti), welchen indeß heute gar kein administrativer Werth mehr zukommt, die sich indeß als geographische Begriffe wohl niemals austilgen lassen werden. Unsere Tabelle berücksichtigt beide Eintheilungen des Landes.

Die «Annali del Ministero d'Agricoltura, industria e Commercio» geben über die Resultate der italienischen Volkszählung von 1871, verglichen mit der von 1861, folgende Nachweisungen, wobei indeß die Vergrößerung des Königreichs um Venetien und Latium, welche in das genannte Jahrzehnt fällt, nicht außer Acht zu lassen ist. Die obenerwähnten 16 Regionen sind: Piemont, Ligurien, Lombardei, Venedig, Emilia, Umbria, die Marken, Toscana mit Massa, Latium, Abruzzzen mit Molise, Campanien, Apulien, Basilicata, beide Calabrien, Sicilien, Sardinien. Im ganzen Königreiche wurden 1874 registrirt 207,997 Heirathen, 951,658 Geburten, 827,253 Sterbefälle und 26,991 Todtgeburten. Die Zahl der Heirathen hatte gegen das Vorjahr um 6909 oder 3,21%, die Zahl der Geburten um 33,530 oder 3,40% abgenommen, die Zahl der Todesfälle aber war um 13,280 oder 1,61% gestiegen. So hat sich die italienische Bevölkerung, von der Ein- und Auswanderung abgesehen, im Jahre 1874 nur um 124,405 Köpfe oder 0,46% vermehrt; während in den Jahren 1873 und 1872 die Zunahme 193,184 und 171,215 Köpfe betrug. Von den 207,997 im Jahre 1874 abgechlossenen Ehen fielen 63,145 auf Stadtgemeinden, 144,852 auf Landgemeinden. Die italienische Bevölkerung stieg im Jahre 1874 durch den Ueberschuß der Geburten allein von 27,165,533 Köpfen auf 27,289,958. Von den Todesfällen kommt, wie überall, die größte Zahl auf das Kindesalter; 52,81% der Verstorbenen waren in Italien weniger als 15 Jahre alt, ein Viertel aller Verstorbenen (25,73%) starb im ersten Lebensjahre, ein Zehntel schon im ersten Monate, 4% der Verstorbenen hatten dagegen das 80. Lebensjahr überschritten. Auf je 10,000 Todesfälle kamen 116 gewalttame, darunter 73,94%

durch Unglücksfälle, 10,74 % durch Selbstmord und 15,25 % durch Todtschlag. (Wiener Abendpost vom 22. April 1876.)

Nicht ganz eine halbe Million Italiener lebt, meist dem Handel ergeben, aber auch zum großen Theil als Tagelöhner in den übrigen Ländern Europa's, die Mehrzahl in Frankreich und Oesterreich, oder in anderen Welttheilen, besonders in Amerika. Ein Theil der Bevölkerung wandert, gleichwie die „Hollandgänger“ in Westfalen oder die Montafuner Krautschneider, im Sommer aus, um Arbeit zu suchen, und kehrt im Winter mit den gemachten Ersparnissen zurück.

Gerade so verhält es sich auch mit der transatlantischen Auswanderung Italiens, welche keineswegs von demselben Standpunkte beurtheilt werden darf, wie jene der meisten europäischen Länder: der italienische Volkscharakter spielt dabei eine bedeutende Rolle und hat der Emigration selber ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt; kein Italiener wandert aus, um sich eine neue Heimath zu gründen, sondern jeder kommt früher oder später mit dem in der Fremde Erworbenen in sein Vaterland zurück, welches also im Gegensatz zu Deutschland aus der Auswanderung nicht nur keinen Schaden, sondern sogar Nutzen zieht. Mit Einem Worte: der Italiener wandert aus, aber expatriirt nicht. (Marchese Cosentino. *Uno sguardo alla emigrazione italiana ed estera*. Roma 1873. S. 41—45. Vgl. noch über diese Frage: Cosentino. *La questione ardente. L'emigrazione italiana, risolta dalla scienza e dal buon senso*. Genova 1874. 8<sup>o</sup>. und: Jacopo Virgilio. *La questione della emigrazione*. Genova 1874. 8<sup>o</sup>.) Die einheimischen Auswanderungshäfen sind Genua, Savona, Livorno, Neapel und Palermo; aber wohl  $\frac{19}{20}$  der gesammten Auswandererzahl entfallen auf Genua allein. Wirft man einen Blick auf die Gegenden Italiens, welche das Contingent zur jährlichen Auswanderung liefern, so stellt sich überraschenderweise heraus, daß das reiche Oberitalien mit 75 $\frac{1}{2}$ , Mittelitalien mit 11, die neapolitanischen Provinzen mit 9 $\frac{1}{2}$  und Sardinien nebst Sicilien mit nur 4 % daran theilhaftig sind. Verfolgen wir sodann die Ziele der italienischen Auswanderung, so entfallen von den 263,007 italienischen Unterthanen, welche sich 1874 in außereuropäischen Ländern befanden, 83 % auf die Neue Welt, während in Afrika und der Levante bloß 44,360, in Australien gar nur beiläufig 1100 Italiener leben. In Amerika selber sind es aber ganz besonders wieder S. und Central-Amerika, speciell Brasilien, Uruguay und die argentinische Republik, welche das Ziel der italienischen Auswanderer bilden, indem auf jene Gebiete 147,547 Emigranten kommen, während in den Vereinigten Staaten bloß ungefähr 70,000, also kaum die Hälfte jener Ziffer, ihren Aufenthalt haben.

Von der hohen Stufe der geistigen Cultur gibt die italienische Literatur Zeugniß und so viele Erzeugnisse der Kunst, die eine Zierde der Städte, der Museen und Gallerien sind. Italien ist das Land der Kunstschätze nach jeder Richtung, in Baukunst, Malerei und Sculptur, und insbesondere reich an großartigen Baudenkmalen des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit. Zwanzig Universitäten und gegen 70 Lyceen haben für den höheren Unterricht zu sorgen; dagegen werfen auf die niedere Volksbildung die statistischen Ausweise ein schlechtes Licht.

Der Elementar-Unterricht läßt noch viel zu wünschen übrig. Obgleich seit 1863 die Zahl dieser Schulen von 31,675 auf 38,300, die Zahl der Schüler von 1,437,063 auf 1,577,654 gestiegen ist, gibt es noch 2371 Gemeinden, die keine Ele-



mentarschulen für Knaben, und 4130, welche keine für Mädchen haben. Der Personalstand der Lehrerinnen beziffert sich gegenwärtig auf 2092. Die Verhältnisse des Elementarunterrichtes gestalten sich immer ungünstiger nach dem S. zu. Während die Provinz Turin 2968 Elementarschulen besitzt, sind deren in der Provinz Galtanissetta nur 141. Diese ungünstige Lage des Schulwesens in den südlichen Provinzen — von der von Neapel abgesehen — steht im geraden Verhältniß zu derjenigen der Verbindungswege, mit denen der S. ebenfalls am stiefmütterlichsten bedacht ist. Während der Procentiaß der des Lesens und Schreibens unkundigen preussischen Rekruten der Aushebung 1869—70 sich auf 3,37 stellt, ergab in Italien die Aushebung von 1868 noch im Durchschnitt 64 % „Analfabeti“. Von je 100 Rekruten aus Calabria Citra waren 88, aus der Provinz von Trapani 89 und aus der von Catania 90 ohne alle Schulbildung. Bei der Zählung von 1861 ergaben sich 17 Mill. oder 78,29 % Analphabeten; dieser Procentiaß ist 1871 auf 73,27 % herabgegangen. Am bedeutendsten war die Zunahme der Schulbildung in Ligurien und Piemont (über 7 %), am geringsten in der Basilicata, Apulien, Campanien und Latium (1—3 %). In Piemont sind die Analphabeten auf die Hälfte der Bevölkerung herabgekommen, während ihre Zahl in der Basilicata fast noch  $\frac{2}{10}$  ist.

Mit der Unbildung der unteren Classen hängen wohl auch zunächst die sittlichen Zustände zusammen. Das Verhältniß der ehelichen zu den unehelichen Geburten ist allerdings in Italien im Ganzen sehr günstig, denn im Durchschnitt der acht Jahre von 1863—1870 beträgt die Ziffer nur 5,49 % der Geburten, während beispielsweise (1872) Bayern 14,4 %, (1873) Oesterreich 12,3 % aufweisen. Dagegen bietet die Uebersicht der durchschnittlich im Jahre verübten Verbrechen wenig Erfreuliches. Wir zählen jährlich an 3000 Mordthaten, an 30,000 schwere Verletzungen, an 4000 Raubanfälle, an 5000 Einbrüche und Diebstähle. Aus einer officiellen vergleichenden Uebersicht der Verbrechen, welche in den ersten Semestern der Jahre 1875 und 1876 verübt worden, läßt sich schließen, daß der Zustand der öffentlichen Sicherheit eher schlimmer als besser geworden ist. Das heiße Blut des Italieners entschuldigt allerdings in etwas die zahlreichen Mordthaten und die überaus häufigen schweren Verletzungen, doch wird die Justiz in ihrem Gange vielfach durch die geheimen Verbindungen von Verbrechern behindert. Man kann annehmen, daß über 200,000 Personen der Mafia und der Camorra angehören, die, nebenbei bemerkt, ihre eigene Sprache hat.

„Was im Sicilianischen die Mafia, das ist im Neapolitanischen die Camorra, in Ravenna und Bologna die Squadraccia, in Turin die Cucca. Abarten davon sollen nach dem Urtheile der Kenner die Bugnolatori von Parma und die Sicarii von Rom sein. Der Name ändert sich je nach der Localität, weil jede Certlichkeit neben der speciellen Localfarbe auch neue Formen erzeugt, die zwar den Grundzusammenhang, sozusagen die ideale Einheit der Sache nicht erschüttern, aber doch verschiedene Benennungen bedingen. Wer auf die Frage: was ist denn nun eigentlich die Mafia? eine schulgerechte Definition verlangt, der fordert Unmögliches. Wir gelangen rascher zur Verständigung, wenn wir uns vergegenwärtigen, was die Mafia nicht ist. Sie ist zunächst keine Association von geschlossenen, stabilen Formen mit speciellen Organen; sie hat keine Statuten, keine bestimmten Versammlungen, keine anerkannten Häupter. Nur möge man nicht gleich an die Lichtenbergische Definition vom Messer ohne Stiel,

dem die Stellung fehlt, denken; die Mafia hat sich zu einem sehr fühlbaren Ding, dem es weder an Ausfahbarkeit noch an Schneide mangelt, heraufgearbeitet. In ihr kommt die Entwicklung und Vervollkommnung jedweder Präpotenz, die auf schlechte, gemeinschädliche Zwecke ausgeht, zur Erscheinung. In ihr spricht sich die instinctive, rohe Solidarität der Interessen jener Individuen fast aller Gesellschaftsschichten aus, welche zum Schaden des Staates und der gesetzmäßigen Organisation des socialen Körpers nicht durch die stetige Arbeit, sondern durch die Täuschung, die Furcht, das Mißtrauen und die Gewalt ihren Unterhalt und ein relatives Wohlleben zu erringen trachten. Sie sind geschworene Feinde des Staats, obwohl sie oft seine bezahlten Diener, seine Angestellten sind. Alle begegnen und erkennen sich in dem gemeinsamen Streben, die Autorität der Gesetze zu schwächen, den Arm der Rechtspflege zu lähmen, die Macht des Staates zu brechen. Zu diesem Zwecke suchen sie in Stadt und Land die Solidarität der ehrlichen bürgerlichen Interessen zu vernichten, indem sie zwischen Staat und Volk, zwischen Regierung und Regierten nicht allein, sondern auch zwischen den einzelnen Classen der Bevölkerung die trennenden Unterschiede vergrößern und Mißtrauen, Furcht und Haß von allen Seiten schüren. Die öffentliche Sicherheit — pfeift aus dem letzten Loch.“ (Dr. M. G. Conrad im: Ausland 1876, Nr. 46, S. 919.)

Im Allgemeinen kann man sagen, daß nicht nur die öffentliche Sicherheit, sondern auch Volksbildung, Bodencultur, Industrie, Handel, Straßen, Canäle, kurz Alles, was die Gefittung ausmacht, sich im mittäglichen Italien und auf den Inseln auf einem erheblich niedrigeren Niveau befindet, als im Centrum und im N., welche in vielen Beziehungen mit den fortgeschrittensten Ländern Europa's auf gleicher Stufe stehen. Dennoch muß man einräumen, daß die einstens so großartige Gewerbtätigkeit der Italiener im Ganzen bedeutend gesunken ist.

Die jetzt blühendsten Industriezweige sind auch die einfachsten und die nothwendigsten, solche, wobei die Natur mehr thut, als der Mensch: so z. B. die allerdings sehr gewinnbringende, aber auf die nördlichen Provinzen beschränkte Seidenindustrie, die Cultur des vegetabilischen Oeles (worunter jenes von Lucca besonders geschätzt ist), des Weines, des Leines und Hanfes, die Fabrication der Butter und der Käse. Was hingegen die eigentlichen Manufacturen anbelangt, so stehen sie, obwohl es fast keinen Zweig geben mag, der nicht in dem einen oder dem anderen Theil der Halbinsel mit mehr oder weniger Geschick betrieben wird, kaum in N.-Italien in erheblicher Blüthe, und sind nur wenige Dinge, in welchen das Land der fremden Industrie völlig entzathen kann. Außer einigen Industriezweigen, welche zwar wenig Gewinn abwerfen, worin aber Italien jedes andere Land übertrifft, z. B. Strohgeflechte, Aeroplastik, Mosaiken, Mameen, Korallenarbeiten, besitzt es allerdings einige große Fabriken, worin schwierigere Industrieproducte in wahrer Vollendung hergestellt werden. Hierher gehören die Tuchfabriken in Piemont und der Lombardei, die Baumwollspinnereien, die Eisen- und Gußwerke von Genua und Neapel, die Thonwaarenfabriken bei Mailand; aber alle diese Industrien sind im Staate noch wenig verbreitet und in wenigen Hauptsitzen, vorwiegend im N. concentrirt. Innig hängt mit der Industrie der Handel zusammen. Dieser ist seit dem Mittelalter gleichfalls erheblich gesunken, woran hauptsächlich die Entdeckung neuer Seewege Schuld trug, welche dem Handel neue Bahnen wiesen; erst mit der Eröffnung des Suezcanals, der dem Mittelmeere einen Theil seiner ehemaligen Bedeutung wieder zurückgab, vermochte sich der Handel Italiens wieder etwas zu heben, doch übersteigt die Einfuhr noch immer sehr ansehnlich die Ausfuhr. Die wichtigsten der vom Auslande bezogenen Erzeugnisse sind: Kaffee, officinelle Pflanzen, Tabak, Zucker u. dgl. aus den heißen Erdstrichen, Dorsch und andere Fische aus den kalten Meeren; endlich Rinder, Häute und Leder, Baum- und Schafwolle, roh und verarbeitet, Seidenstoffe, Korn und andere Cerealien, Mehl, Hölzer, roh und verarbeitet, Klingewaaren, Luxusartikel, Maschinen, Metalle, besonders Eisen,



Glas, Krystalle und Geschirre. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus: Olivenöl, Wein, Rohseide, gedörrtem Obst und Gemüse, Reis, Käse, Hanf und Lein, Schwefel, Marmor und Holzwaaren. (Nach G. Branca. Geografia elementare. Terza edizione. Torino 1874. 8°. S. 93.)

„Kaum ein Land in Europa,“ sagt Hobirk, „wird mehr hereist und geschildert als Italien, und doch gibt es kaum ein Volk, über dessen Charakter im Ganzen bei uns so grundfalsche und oft geradezu abgeschmackte Ansichten herrschen, als das Volk jenes Landes. Es ist noch gar nicht lange her, als der deutsche Spießbürger den Italiener, d. h. den aus dem niederen Volke, sich nur als einen Kerl vorstellte, der seinen dunklen Mantel bis dicht unter die kleinen, vom Spizhut beschatteten und tückisch funkelnden Augen gezogen hat und mit verborgenem blühenden Stilet lauernd und schleichend sich durch die übrige Menschheit windet. Wenn nun auch solche Auffassung wohl nirgends mehr vorkommen dürfte, so gibt es doch noch Tausende, die mit dem Worte Italiener sofort auch den Begriff von Falschheit, Wortbrüchigkeit, Rachsucht, Faulheit, Schmutz und Gott weiß wovon sonst noch verbinden. Für den aber, der unbefangen und ohne Vorurtheil, doch mit Menschenkenntniß und klarem Blicke begabt, den hesperischen Süden besucht, genügen wenige Tage, um ihn auf's deutlichste zu überzeugen, daß es kaum ein harmloseres und liebenswürdigeres Volk geben kann, als dieses.“

Der Franzose hat die Licht- und die Schattenseite im Allgemeinen des sanguinischen, der Italiener die Licht- und die Schattenseite des cholerischen Temperaments; aber keine der beiden Nationen bekundet sich als Caricatur, sondern eine jede derselben nimmt das Recht für sich in Anspruch, gleich anderen aufgeklärten Nationen an der Spitze abendländischer Gesittung zu stehen. (Dr. Eduard Reich. Der Mensch und die Seele. Studien zur physiologischen und philosophischen Anthropologie und zur Physik des täglichen Lebens. Berlin 1872. 8°. S. 311—313.) Damit soll natürlich nicht geläugnet werden, daß Manches in Italien, was Ausfluß des Volkscharakters ist, den Fremden unangenehm berührt, wie denn mit den Reizen des S. überhaupt sich auch Widerwärtigkeiten, Mängel und Plagen paaren. Der erstickende Staub, die blendende Sonne des Sommers, die Unwirthlichkeit der Häuser im Winter, die entsetzliche Armuth und das Elend der Bewohner mit ihrer moralischen Verkommenheit und ihrer Unreinlichkeit, sind gewiß Dinge, die manchem Touristen den Genuß einer italienischen Reise trüben werden. Wenn z. B. Freiherr du Prel (Unter Tannen und Vinien. Wanderungen in den Alpen, Italien, Dalmatien und Montenegro. Berlin 1875. 8°), über die Zudringlichkeit der Bettler klagend, meint: „Es gibt keine Aussichtslosigkeit für den italienischen Bettler; der Anblick eines Fremden wirkt reflectorisch auf seinen Arm, der die Hand ausstreckt, und auf seinen Mund, der die Bitte um eine Kupfermünze ausspricht“, so drückt er damit bloß eine Wahrheit aus, die jedermann, der Italien bereist hat, gewiß selber erfahren haben wird. Auch was der nämliche Autor über den Mangel an Reinlichkeitsinn in Italien sagt, hat cum grano salis seine Richtigkeit. „In illustrierten Reisewerken und hinter den Schaufenstern haben wir die appetitlichen, reinlichen Kupferstiche vor Augen, die uns ein Eden in einer italienischen Landschaft erwarten lassen. Lernen wir aber die Wirklichkeit kennen, so sehen wir erst, wie sehr in jenen Bildern der Reinigung der Wirklichkeit durch Hingewerfung aller Zufälligkeiten von Unrath jeder Art Rechnung getragen wurde. Es ist die Regel für alle italienischen Ortschaften, daß sie von Schmutz förmlich

starren, ja selbst von größeren Städten sind nur die vornehmeren Viertel hievon auszunehmen. Die Straßen scheinen niemals die Bekanntheit eineskehrbesens zu machen, Küchenabfälle werden zu den Fenstern, der Kehrriht zu den Hausthüren hinausgeworfen und bleibt sodann auf der Straße liegen. Nimmt sich jemand die Mühe, damit aufzuräumen und die Straßen zusammenzupfehren, so läßt er es doch in einem Winkel beisammen, bis der nächste Regen die Sache wieder hübsch auseinanderbreitet. Im Winter läßt sich solches noch einigermaßen ertragen, an heißen Sommertagen aber finden wir die Luft solcher Orte förmlich verpestet. Hiezu kommt noch ein Anderes, was nichts weniger zum Ideengehalt der Wirklichkeit gehört, aber seiner Natur nach der Besprechung sich entzieht. Gewisse Gewohnheiten der Italiener sind um so empörender für unser Reinlichkeitsgefühl, als sie ausnahmslos überall gepflogen werden, und nicht Jeder mag den Humor aufbringen, mit welchem Goethe in seiner Italienischen Reise sein bezügliches Erlebniß aus Torbole berichtet.“ Berichtend ist dem beizufügen, daß neuestens in den größeren Städten die Straßenreinigung sich einer Pflege erfreut, woran sich manche nichtitalienische Gemeinde ein wohlthätiges Beispiel nehmen könnte.

„Eine völlig haltlose Meinung ist es, der Italiener sei durchweg grundfaul und zu jeder Arbeit unlustig. Um zu sehen, welchen Fleiß das Volk zeigen kann, muß man nur von der Stadt Neapel auf das Land gehen, namentlich die Gegend des glücklichen Campaniens um Capua herum durchwandern, und man wird

Die piemontesischen Straßenpflasterer, Steinarbeiter und Felsensprenger setzten mich durch ihre Ausdauer und Meisterschaft wahrhaft in Erstaunen.“ (Hobirk. Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde. Italien. S. 13.) Daß die außerordentliche Mäßigkeit und Genügsamkeit den Italiener zu einem auch im Auslande sehr geschätzten Arbeiter macht, geht wohl am besten daraus hervor, daß die meisten Eisenbahnarbeiten in Mitteleuropa oder ähnliche Werke (z. B. die Donauregulirung bei Wien) von Italienern hergestellt werden.

Im Verhältniß zu seiner Bevölkerung ist Italien eines der Länder, welche am meisten Großstädte besitzen; man zählt ihrer 24, in denen etwa 3 Millionen Menschen wohnen, also über 10 % der Gesamtbevölkerung des Reiches. Die wichtigsten dieser Städte werden wir kennen lernen, wenn wir durch die verschiedenen Landestheile einen wenn auch nur flüchtigen Streifzug ausführen.

Am östlichen Fuße der Alpen und durch diese von Frankreich und der



Pifferari.

über die Pflege der Felder stauen. Es hört auf, Ackerbau zu sein, es wird die sauberste Gartencultur, in welcher die ameisenartige Emsigkeit der Bewohner auch nicht das kleinste Unkraut auf den kunstvoll bewässerten, schnurgeraden Beeten duldet. Und wenn die Mittagsgluth nachdrücklich Halt gebietet, sieht man dafür auch schon früh, wie tief in die Nacht hinein oft Alles voll fleißiger Menschen. Ebenso fand ich es in Toscana, Umbrien, den Marken und in der Lombardei.

Schweiz getrennt breitet sich, fast ringsum von Gebirgen umgeben, da die Berge von Monferrato von Genua aus nördlich bis an das Knie des Po reichen, die größte Provinz Italiens, das ehemalige Fürstenthum Piemont (Pedemontium, Pie de'Monti „Fuß der Berge“) aus, dessen wilde Alpenthäler in die überaus fruchtbare Poebene übergehen. Diese Provinz ist mit einem engmaschigen Eisenbahnnetz überzogen, wie es dichter in Italien nirgends vorkommt. Die Einwohner sprechen eine aus Französisch und Italienisch gemischte Sprache; in der Gegend von Aosta im Thale der Dora Baltea sind große Köpfe sehr häufig bei Menschen und Thieren und der Cretinismus besonders verbreitet. Der vom rechten Pouser bis zum ligurischen Apennin sich hinziehende bergige Landstrich ist die ehemalige Grafschaft Monferrato (Montferrat), während das Gebiet am linken Pouser zwischen Sesia und Ticino, welches letzterer die Grenze gegen die Lombardei macht, unter den Namen der Lomellina bekannt ist. Der vorzüglichste Handel wird mit Seide, Hanf und Vieh getrieben. Seidenmanufacturen sind fast die einzigen im Lande.

Die Hauptstadt Piemonts, welches mit Ligurien und der Insel Sardinien das frühere Königreich Sardinien bildete, ist Turin am Po in 231 M. Seehöhe, früher zugleich die Hauptstadt des Königreichs Sardinien und von 1861—1865 auch Hauptstadt des neu gegründeten Königreiches Italien. Turin, ital.: Torino (Augusta Taurinorum), ist eine der schönsten Städte Italiens mit 213,000 Einw., reinlich und freundlich, sehr regelmäßig gebaut, so daß die Straßen sich meistens im rechten Winkel schneiden; der Hauptverkehr concentrirt sich in die nach dem prachtvollen Bahnhofe führende Via Roma, Piazza Castello und den oberen Theil der Via di Po; die Häuser sind vielfach mit Laubengängen ausgestattet. Turin ist ausgezeichnet durch mehrere wissenschaftliche Anstalten, Museen und eine Universität, dann durch seine Seidenfabriken. Von dem nahen Hügel Monte de Capucini genießt man ein herrliches Bild der Stadt und des weiten Kranzes der Alpenkette; noch großartiger ist das Panorama von der auf einem der östlichen Hügel gelegenen Superga, der königlichen Begräbnisstätte.

Die übrigen wichtigsten Plätze und Städte dieser Region sind: Aosta (Augusta Pretoria) an der Oeffnung der beiden Thäler des Großen und Kleinen St. Bernhard; die Festungen Vinerolo (15,800 Einw.) am Ausgange der Waldeiser-Thäler, und Alessandria (57,000 Einw.) in der Ebene; das Kastanienbauntreibende Saluzzo am Fuße der Alpen und Susa (Segusio) an der Dora Riparia und dem Schienenstrange, welcher durch den Montcenis (richtiger unter dem Col de Fréjus) die Verbindung zwischen Frankreich und Italien herstellt; Asti (30,800 Einw.) mit berühmten Weinen; Vercelli (vr. Vercheil) mit 27,000 Einw. an der Sesia, umgeben von den raubischen Feldern (Raudii Campi); Novara (30,000 Einw.) mit einem schönen Dom, einem romanischen Bau auf altchristlicher Anlage.

Südlich vom Apennin liegt Ligurien, ein langes, schmales, sehr gebirgiges Küstenland, im S. vom Meer, im N. vom Apennin begrenzt, über den durch den Bocchetta-Paß die Eisenbahn nach Genua führt. Das Land ist felsig und ziemlich unfruchtbar, aber von den fleißigen Bewohnern doch möglichst gut angebaut. Die Manufacturen bestehen in seidenen Zeugen und Stoffen, Sammt, Plüsch, Damast, Handschuhen, Seifen und Papier. Der







von der Adde durchströmten Beltin oder Val Tellina finden wir Sonderso und die warmen Bäder von Bormio.

In Venetien fesselt uns natürlich zunächst der gewaltige Pfahlbau der Jetztzeit, die Lagunenstadt Venedig, Venezia (spr. *Venedsia*) la bella „die schöne“ der Malcaner. Die einstige Beherrscherin der Adria. „Mit ihren 130,000 Einwohnern liegt sie fast 4 km. vom Festlande ab und breitet sich in der Form eines Dreiecks auf 113 Inseln mit über 15,000 Häusern aus, deren Fagaden in den 157 Canälen sich spiegeln, welche die eigentlichen Verkehrsstraßen bilden, mit dem breiten, 17 km. langen Canal grande als Corso, der in malerischer Doppelwindung die Stadt durchzieht und durch seine köstliche Einrahmung mit gothischen und Renaissance Palästen aus der glänzendsten Zeit, sowie durch die allezeit regen Gondeln und Marken das originelle Bild der Stadt einleitet.“ Die große Marmorbrücke (Ponte Rialto), der herrliche Marcusplatz mit der Marcus-Kirche, der ehemalige Dogen-, jetzt königliche Palast mit den Staatsgefängnissen und der reichen Marcus-Bibliothek, das große Arsenal mit der Kanonengießerei sind die bedeutendsten Denkmäler dieser Inselstadt. Die Lagunen (Strandseen) sind bei Venedig durch sandige Dünen (Vidi), auf deren größeren Malamocco liegt, und durch längs derselben 15 km. lang hinziehende Steindämme (Murazzi) vor dem Eindringen des Meeres und durch Ableitungscanäle (Tagli) vor der Versandung durch Flüsse geschützt.

Unter den sonstigen Städten Venetiens nennen wir: die Fischerstadt Chioggia (spr. *Stobbschia*) mit 26,000 Einw. gegen die Pomündungen hin, auf Pfahlwerk, gleichfalls aus den Lagunen sich erhebend; Rovigo (10,000 Einw.) und den einstigen römischen Seehafen Adria (13,000 Einw.). Nördlich das sehr fabriktätige Treviso (Tarvisium) mit 28,000 Einw.; westlich die Universitätsstadt Padua (ital. Padova mit dem Beinamen la dotta „die Gelehrte“) an der Brenta, mit der schönen Kirche des h. Antonius und 66,500 Einw., dann das durch Palladio's Kunst geschmückte Vercenza (spr. *Witschenza*, 38,000 Einw.). An der Etich und am Mincio findet man das berühmte Festungsviereck: Verona (67,000 Einw.) mit einem sehr wohl erhaltenen römischen Amphitheater, Legnago (spr. *Lenjago*) mit 10,300 und Peschiera (spr. *Pestiera*) am Ausflusse des Mincio aus dem Gardasee mit 2000 Einw., endlich Mantua, ital. Mantova, 30,000 Einw. auf einer Insel des Mincio. Im N. des Landes sind nennenswerth: Belluno (14,200 Einw.) und Udine (30,000 Einw.) in dem Friaul genannten Landstriche.

Zwischen dem Apennin und dem Po, also im S. der Lombardei und Venetiens erstreckt sich nach der altrömischen Via Aemilia (die von Ariminum, jetzt Rimini am adriatischen Meere über Bononia (Bologna), Mutina (Modena), Parma nach Placentia (Piacenza) am Po führte) benannte Region Emilia, welche die früheren Herzogthümer von Parma und Modena sowie die Romagna, nämlich die einst päpstlichen Legationen Bologna, Ferrara, Forli und Ravenna umfaßt. Der Boden ist im südlichen Theile Gebirgsland, im nördlichen Tiefebene, und zwar so, daß im W. das Gebirg, im O. die Ebene überwiegt. Letztere ist sehr fruchtbar und bringt viel Cel, große Erdäpfel und Kastanien hervor. Um Piacenza sind die Weiden vortrefflich. Modena ist an Getreide, Gartenfrüchten und schönem Wein sehr reich. Eine besondere Merkwürdigkeit des Bodens ist in den westlichen Theilen der Emilia die Menge von Pergöl, welches in gegrabenen Brunnen gesammelt wird.

In diesem Gebiete finden wir von W. gegen O. folgend: die Festung Piacenza (spr. *Piasenza*) am Po mit 40,000 Einw., Parma (48,000 Einw.), die ehemalige Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, mit vielen herrlichen Bauten, schönen Kirchen und einem berühmten Schauspielhause; Parma treibt viel Handel mit Seide und Käse; in der Nähe Reggio (spr. *Reggio*, 51,000 Einw. mit der

Umgebung); Modena (57,000 Einw.), ebenfalls frühere Hauptstadt eines gleichnamigen Herzogthums, mit einer Bildergallerie; Bologna (spr. Bolónja) mit 116,000 Einw., die älteste Universität Europa's und eine der ältesten Städte überhaupt, wahrscheinlich älter als Rom, mit einem berühmten Friedhofe, der eine etruskische Necropole birgt. Dann Ferrara (72,000 Einw.), Festung an einem Poarme; Ravenna (60,000 Einw.) in den Sümpfen, mit sehr bemerkenswerthen altchristlichen Bauwerken und einst römischer Seehafen, und Rimini (34,000 Einw.) an der Adria, sämmtlich Orte, deren Blüthezeit lange vorüber ist.

Jenseits, d. h. südlich vom Apennin steigen wir nach einem der lachendsten Striche Italiens, nach Toscana hinab, vor der Einigung Italiens ein besonderes Großherzogthum. Das Land wird im N. vom etruskischen Apennin durchzogen, der mit seinen mancherlei Verzweigungen den dritten Theil desselben bedeckt, während das übrige Gebiet theils aus fruchtbarem, reizendem Hügelland, theils aus einem sumpfigen Küstenstriche, den durch ihre ungesunde Lage berücktigten, sich von Pisa bis hinab nach Latium und landeinwärts bis an den Fuß des Apennin erstreckenden Maremmen, besteht. Der Boden ist sehr fruchtbar und reich an Getreide, Reis, Wein, Oel, edlen Früchten; auch findet man in mehreren Gegenden warme Quellen. Die Fabriken bestehen hauptsächlich in Seide, Strohgeflecht, Leder, Papier, Hüten und Mosaik. Der Gewerbesleiß, sowie der Volksunterricht stehen in ganz Italien auf keiner so hohen Stufe wie hier.

Die toscanische Hauptstadt Florenz, ital. Firenze, von 1865 bis Anfang 1871 Hauptstadt des Königreiches Italien, am Arno, mit 167,000 Einw., in einem fruchtbaren, überaus herrlichen Thale, wird so wie Venedig *la bella* genannt, wozu die schöne Lage, das gesunde Klima und die Pracht der Gebäude berechtigen. „In ihrem Schatze an Gemälden steht sie in der ganzen Welt weit oben an, und auch in ihren Bildhauerwerken hat sie, soweit es die Antike betrifft, nur Rom und Neapel neben sich, und soweit es die Bildhauerei des XVI. und XVII. Jahrhunderts betrifft, wiederum keine andere Stadt in der Welt. In der Baukunst aber hat sie den Ruhm, den außerdem nur noch Athen hat, Alles, was in ihr geschaffen worden, aus eigenem Geiste geschaffen zu haben und darin das Muster für die ganze europäische Cultur gewesen zu sein. Auf diesem Gebiete kann höchstens noch Venedig einen verwandten Anspruch erheben, mit welchem es sich aber nur weit hinter Florenz aufstellen darf.“ (Julius Faucher. Ein Winter in Italien, Griechenland und Constantinopel. Magdeburg 1876. 8°. I. Bd. S. 79—80.) Am ausgezeichnetsten ist die Mitte der Stadt um den Platz Santa Croce, mit der Gallerie der Uffizien (Ufficij), dem Palazzo vecchio mit der Loggia de' Lanci, dem riesenhaften Meisterwerke des Domes und seinem wunderbaren schlanken Thurme, der im Festschmucke aller Farben prangt, endlich mit der Kreuzkirche, dem toscanischen Pantheon. Jenseits des Arno, über den hier der mit Goldschmiedebuden bedeckte Ponte vecchio führt, treffen wir den prachtvoll-einfachen Palazzo Pitti, hinter dem sich der Bobolizgarten dehnt und erhebt, wo die schöne Welt von Florenz das Pflanzenrad ihrer Eitelkeit schlägt. Unter den Gesichtern der Frauen findet man meist keine blendende Schönheit, aber oft feine Züge, aus denen ein feiner Geist lächelt. Auf den Höhen, welche am rechten Arnoufer Florenz wie Gold ein Juwel einfassen, zieht nunmehr eine großartige Promenade, die Via de' Colli, und mit dieser neuen Straße über die Hügel läßt sich nicht einmal der Pincio in Rom vergleichen.

Im Mündungsgebiete des Arno liegt das einst so mächtige, groß und wohlgebaute, nunmehr trotz seiner Universität kläglich verödete Pisa mit 50,300 Einw. Zeugen seiner einstigen Größe besitzt es in dem stillen Plage, der wohl einzig in der Welt dasteht und vier der herrlichsten Kunstwerke vereinigt: den Dom, den

dem von der Adda durchströmten Beltlin ober Val Tellina finden wir Sondrio und die warmen Bäder von Bormio.

In Venetien fesselt uns natürlich zunächst der gewaltige Pfahlbau der Jetztzeit, die Lagunenstadt Venedig, Venezia (spr. Benedña) la bella „die schöne“ der Italiener, die einstige Beherrscherin der Adria. „Mit ihren 130,000 Einwohnern liegt sie fast 4 Km. vom Festlande ab und breitet sich in der Form eines Dreiecks auf 118 Inseln mit über 15,000 Häusern aus, deren Fagaden in den 157 Canälen sich spiegeln, welche die eigentlichen Verkehrsstraßen bilden, mit dem breiten,  $3\frac{1}{2}$  Km. langen Canal grande als Corso, der in malerischer Doppelwindung die Stadt durchzieht und durch seine köstliche Einrahmung mit gothischen und Renaissance-Palästen aus der glänzendsten Zeit, sowie durch die allezeit regen Gondeln und Barken das originelle Bild der Stadt einleitet.“ Die große Marmorbrücke (Ponte Rialto), der herrliche Marcusplatz mit der Marcus-Kirche, der ehemalige Dogen-, jetzt königliche Palast mit den Staatsgefängnissen und der reichen Marcus-Bibliothek, das große Arsenal mit der Kanonengießerei sind die bedeutendsten Denkmäler dieser Inselstadt. Die Lagunen (Strandseen) sind bei Venedig durch sandige Dünen (Vidi), auf deren größeren Malamocco liegt, und durch längs derselben 15 Km. lang hinziehende Steindämme (Murazzi) vor dem Eindringen des Meeres und durch Ableitungscanäle (Tagli) vor der Versandung durch Flüsse geschützt.

Unter den sonstigen Städten Venetiens nennen wir: die Fischerstadt Chioggia (spr. Klobbschia) mit 26,000 Einw. gegen die Pomündungen hin, auf Pfahlwerk, gleichfalls aus den Lagunen sich erhebend; Rovigo (10,000 Einw.) und den einstigen römischen Seehafen Adria (13,000 Einw.). Nördlich das sehr fabrikthätige Treviso (Tarvisium) mit 28,000 Einw.; westlich die Universitätsstadt Padua (ital. Padova mit dem Beinamen la dotta „die Gelehrte“) an der Brenta, mit der schönen Kirche des h. Antonius und 66,500 Einw., dann das durch Palladio's Kunst geschmückte Vicenza (spr. Witszenza, 38,000 Einw.). An der Etich und am Mincio findet man das berühmte Festungsviereck: Verona (67,000 Einw.) mit einem sehr wohl erhaltenen römischen Amphitheater, Legnago (spr. Lenjago) mit 10,300 und Peschiera (spr. Pestiera) am Ausflusse des Mincio aus dem Gardasee mit 2000 Einw., endlich Mantua, ital. Mantova, 30,000 Einw. auf einer Insel des Mincio. Im N. des Landes sind nennenswerth: Belluno (14,200 Einw.) und Udine (30,000 Einw.) in dem Friaul genannten Landstriche.

Zwischen dem Apennin und dem Po, also im S. der Lombardei und Venetiens erstreckt sich nach der altrömischen Via Aemilia (die von Ariminum, jetzt Rimini am adriatischen Meere über Bononia (Bologna), Mutina (Modena), Parma nach Placentia (Piacenza) am Po führte) benannte Region Emilia, welche die früheren Herzogthümer von Parma und Modena sowie die Romagna, nämlich die einst päpstlichen Legationen Bologna, Ferrara, Forli und Ravenna umfaßt. Der Boden ist im südlichen Theile Gebirgsland, im nördlichen Tiefebene, und zwar so, daß im W. das Gebirg, im O. die Ebene überwiegt. Letztere ist sehr fruchtbar und bringt viel Cel, große Erdäpfel und Kastanien hervor. Um Piacenza sind die Weiden vortrefflich. Modena ist an Getreide, Gartenfrüchten und schönem Wein sehr reich. Eine besondere Merkwürdigkeit des Bodens ist in den westlichen Theilen der Emilia die Menge von Bergöl, welches in gegrabenen Brunnen gesammelt wird.

In diesem Gebiete finden wir von W. gegen O. folgend: die Festung Piacenza (spr. Piattszenza) am Po mit 40,000 Einw., Parma (48,000 Einw.), die ehemalige Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, mit vielen herrlichen Bauten, schönen Kirchen und einem berühmten Schauspielhause; Parma treibt viel Handel mit Seide und Käse; in der Nähe Reggio (spr. Reddschio, 51,000 Einw. mit der



Umgebung); Modena (57,000 Einw.), ebenfalls frühere Hauptstadt eines gleichnamigen Herzogthums, mit einer Bildergallerie; Bologna (spr. Bolonja) mit 116,000 Einw., die älteste Universität Europa's und eine der ältesten Städte überhaupt, wahrscheinlich älter als Rom, mit einem berühmten Friedhofe, der eine etruskische Necropole birgt. Dann Ferrara (72,000 Einw.), Festung an einem Poarme; Ravenna (60,000 Einw.) in den Sümpfen, mit sehr bemerkenswerthen altchristlichen Bauwerken und einst römischer Seehafen, und Rimini (34,000 Einw.) an der Adria, sämmtlich Orte, deren Blüthezeit lange vorüber ist.

Jenseits, d. h. südlich vom Apennin steigen wir nach einem der lachendsten Striche Italiens, nach Toscana hinab, vor der Einigung Italiens ein besonderes Großherzogthum. Das Land wird im N. vom etruskischen Apennin durchzogen, der mit seinen mancherlei Verzweigungen den dritten Theil desselben bedeckt, während das übrige Gebiet theils aus fruchtbarem, reizendem Hügel land, theils aus einem sumpfigen Küstenstriche, den durch ihre ungesunde Lage berücktigten, sich von Pisa bis hinab nach Latium und landeinwärts bis an den Fuß des Apennin erstreckenden Maremmen, besteht. Der Boden ist sehr fruchtbar und reich an Getreide, Reis, Wein, Cel, edlen Früchten; auch findet man in mehreren Gegenden warme Quellen. Die Fabriken bestehen hauptsächlich in Seide, Strohgeflecht, Leder, Papier, Hüten und Mosaik. Der Gewerbesleiß, sowie der Volksunterricht stehen in ganz Italien auf keiner so hohen Stufe wie hier.

Die toscanische Hauptstadt Florenz, ital. Firenze, von 1865 bis Anfang 1871 Hauptstadt des Königreiches Italien, am Arno, mit 167,000 Einw., in einem fruchtbaren, überaus herrlichen Thale, wird so wie Venedig la bella genannt, wozu die schöne Lage, das gesunde Klima und die Pracht der Gebäude berechtigen. „In ihrem Schatze an Gemälden steht sie in der ganzen Welt weit oben an, und auch in ihren Bildhauerwerken hat sie, soweit es die Antike betrifft, nur Rom und Neapel neben sich, und soweit es die Bildhauerei des XVI. und XVII. Jahrhunderts betrifft, wiederum keine andere Stadt in der Welt. In der Baukunst aber hat sie den Ruhm, den außerdem nur noch Athen hat, Alles, was in ihr geschaffen worden, aus eigenem Geiste geschaffen zu haben und darin das Muster für die ganze europäische Cultur gewesen zu sein. Auf diesem Gebiete kann höchstens noch Venedig einen verwandten Anspruch erheben, mit welchem es sich aber nur weit hinter Florenz aufstellen darf.“ (Julius Faucher. Ein Winter in Italien, Griechenland und Constantinopel. Magdeburg 1876. 8°. I. Bd. S. 79—80.) Am ausgezeichnetsten ist die Mitte der Stadt um den Platz Santa Croce, mit der Gallerie der Uffizien (Uffici), dem Palazzo vecchio mit der Loggia de' Lanci, dem riesenhaften Meisterwerke des Domes und seinem wunderbaren schlanken Thurme, der im Festschmucke aller Farben prangt, endlich mit der Kreuzkirche, dem toscanischen Pantheon. Jenseits des Arno, über den hier der mit Goldschmiedebuden bedeckte Ponte vecchio führt, treffen wir den prachtvoll-einfachen Palazzo Pitti, hinter dem sich der Boboli-Garten dehnt und erhebt, wo die schöne Welt von Florenz das Pflaumenrad ihrer Eitelkeit schlägt. Unter den Gesichtern der Frauen findet man meist keine blendende Schönheit, aber oft feine Züge, aus denen ein feiner Geist lächelt. Auf den Höhen, welche am rechten Arnoufer Florenz wie Gold ein Juwel einfassen, zieht nunmehr eine großartige Promenade, die Via de' Colli, und mit dieser neuen Straße über die Hügel läßt sich nicht einmal der Pincio in Rom vergleichen.

Im Mündungsgebiete des Arno liegt das einst so mächtige, groß und wohlgebaute, nunmehr trotz seiner Universität kläglich verödete Pisa mit 50,300 Einw. Zeugen seiner einstigen Größe besitzt es in dem stillen Plaze, der wohl einzig in der Welt dasteht und vier der herrlichsten Kunstwerke vereinigt: den Dom, den

schiefen Thurm von 54 M. Höhe, mit seiner Spitze über 3 M. von der Lothlinie abweichend, das Baptisterium und den Campo Santo (Friedhof). Zur Oede Pisa's steht das lebhafteste Treiben in dem nahen Hafenplaz Livorno in starkem Contraste. Es ist dies eine wichtige See- und Handelsstadt mit fast 100,000 Einw. und zwei Häfen, ein Hauptsitz des Levantehandels, aber ohne jegliche sonstige Merkwürdigkeit. Wahrhaft reizend ist das gleichfalls stille, aber doch 70,000 Einw. zählende Lucca, dessen Kirchen zu den schönsten und sehenswertheften Italiens gehören. Warme Quellen zeichnen seine Umgebung aus. Im Inneren Toscana's liegen: Arezzo mit 39,000 Einw. (das alte Aretium), Siena (32,000 Einw.) mit wundervollem Marmor-Dom und anderen architektonischen Denkmälern, auch eine gefallene Größe, und Chiusi (spr. Aiusi), das alte Clusium, in der Nähe des Trasimener-See's.

Wir betreten nunmehr Umbrien, welches der Tiber durchströmt und die von Florenz nach Rom führende Eisenbahn der Länge nach durchzieht. Letztere berührt auch die wichtigsten Plätze des Landes: Perugia (spr. Peruschja), eine Stadt von 50,000 Einwohnern mit herrlichen Kunstschätzen, zwischen dem Tiber und dem Trasimener-See, welcher letzterer schon gänzlich auf umbrischem Gebiete liegt; ferner Assisi mit dem Grabe des Stifters der Franciscaner, südlich das alte Spoleto in den Apenninen, mit vielen römischen Alterthümern (20,000 Einw.), Terni mit 12,000 Einwohnern, in dessen Nähe die Cascata delle Marmore, wo der Velino über eine Höhe von 65 M. herabstürzt. Weiter gegen W. liegt Narni und schon auf Latium's Boden Orte, wo ein von Chiusi über Orvieto kommender Schienenweg sich mit dem ersterwähnten vereinigt.

Charakteristisch für diesen Theil Italiens ist, daß fast alle Städte auf die Höhe der Vorberge erbaut sind, wie Perugia, Assisi, Orvieto, ja selbst das toscanische Siena, so daß von der im Thale ziehenden Eisenbahn noch ein weiter, oft beschwerlicher Weg in die Stadt ist. Gesundheitsrücksichten mochten theilweise maßgebend bei dieser Anlage wirken; die Thalsohlen sind meist von der Malaria heimgesucht, auf den Höhen jedoch weht gesunde Luft. Ein eigenthümlicher Styl zeichnet in Italien auch die ländlichen Bauten aus. Man kann sich eines gewissen Gefühles der Ehrerbietung kaum erwehren, wenn man in Italien den massiven Steinbau der über das Land zerstreuten Gehöfte in's Auge faßt. Mit ihren meist sehr flachen Dächern, ihren Veranden, Treppen, thurmartigen An- und Aufsätzen ein architektonisches, wohlgegliedertes Bild bietend, gleichen sie fast festen Zwingburgen, denen gegenüber die plumpen, ungegliederten und formlosen Bauernhäuser Deutschlands mit ihren Spizdächern, oft nur aus Holz gezimmert, sich überaus ärmlich und langweilig ausnehmen.

Die östliche Abdachung des römischen Apennin, dessen Zug beiläufig die umbrische Grenze bezeichnet, nehmen die sogenannten Marken ein, in welchen die Festung Ancona mit 40,000 Einwohnern und zugleich der beste Hafenplatz an der italienischen O.-Küste der ansehnlichste Ort ist. Seestädte dieses Gebietes sind außerdem noch das handeltreibende Sinigaglia (spr. Sinigaglia) mit 24,000 Einw., Pesaro (20,000 Einw.), im Innern liegen Ascoli (23,000 Einw.), der Küste unfern der berühmte Wallfahrtsort Loreto (etwa 9000 Einw.). Eine Eisenbahn zieht durch die Marken der ganzen Meeres-







küste entlang, eine andere zweigt sich von Falconara nach dem Innern ab und schließt sich nach Uebersteigung des hochromantischen römischen Apennin in Foligno an die umbrische Bahn an, so daß eine ziemlich gerade Linie Ancona mit Rom verknüpft. Italiens einstige und jetzige Metropole liegt in Latium, welches früher auch den Namen Patrimonium des h. Petrus führte. Außer Rom besitzt Latium keine Stadt von erheblicher Bedeutung; erwähnenswerth sind höchstens Viterbo (spr. Witerbo) mit 21,000 Einw. im N. des Landes, die Festung und Hafen von Civitá-Vecchia (spr. Tschiwitá-Vecchia) am tyrrhenischen Meere (12,000 Einw.), Velletri (16,000 Einw.) am Eingange der Volsker-Gebirge und Terracina (spr. Terratschina), ein Hafenplatz am Ende der pontinischen Sümpfe. Alle Aufmerksamkeit concentrirt sich naturgemäß auf Rom. (Siehe über dieses: J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's. S. 39—81.)

Rom, die ewige Stadt, la città eterna, urbs aeterna, von den alten Römern kurzweg urbs genannt, ist seit 1871 wieder die Hauptstadt von ganz Italien; nach der letzten Zählung (1874) betrug ihre Bevölkerung 256,153 Einw., welche Ziffer jedoch beständig im Steigen begriffen ist. Die Stadt ruht auf mehreren Hügeln, wovon der Palatin, capitolinische, und Aventin, der Coelius, Esquilin, Viminal und Quirinal jene sieben historischen sind, nach welchen Rom häufig auch die Siebenhügelstadt genannt wird. Gegenwärtig breitet sich dieselbe auch über den Monte Pincio mit seiner herrlichen Promenade und jener einzigen Terrasse, welche eine unvergleichliche Ueberschau der Stadt gestattet, dann jenseits des Tiber, welcher in S-förmigem Laufe Rom durchzieht, über den Monte Gianicolo (Mons Janiculus) und den Monte Vaticano aus. Das Häusermeer des jetzigen Rom mit einem Gewirre enger und frummer Straßen, welche jedoch der berühmte Corso von der Piazza del popolo am N.-Ende der Stadt bis nach Piazza Venezia im Herzen derselben in schnurgerader Linie durchschneidet, liegt in der Ebene des alten Campus Martii, welche am nördlichen und östlichen Abhänge des Capitols, Esquilins, Viminals, Quirinals und Pincio sich ausdehnt. Palatin, Aventin und Coelius gehören heute jener Region an, welche man als das „alte Rom“ bezeichnet, weil dort die Hauptüberreste aus dem Alterthume zusammengedrängt sind. Unmittelbar hinter dem Capitol und angelehnt an das mächtige Tabularium, welches heute noch die Bureauz der Stadtbehörde beherbergt, schauen wir hinab in das durch die jährlich veranstalteten Ausgrabungen immer weiter aufgedeckte ehrwürdige Trümmerfeld des antiken Forum mit dem Triumphbogen des Septimius Severus, weiterhin den Bogen des Titus, während die immergrünen Eichen am Palatin mit seinen Kaiserpalästen zu uns herüberrauschen und die dräuende Masse des Amphitheaters der Flavier (Colosseo) vor uns aufragt. Daneben so zu sagen die drei gewaltigen Bogen der Conitantin's-Basilica und der dreithorige Triumphbogen dieses Kaisers. Wohl sind auch sonst in der Stadt noch herrliche Reste der alten Zeit zerstreut, darunter am schönsten das jetzt umgestaltete Pantheon, nirgends aber wirken sie so überwältigend wie hier im alten Rom, wo aus ihrer Mitte nur vereinzelte Villen, Kirchen oder alte Klöster an spätere Epochen mahnen. Dieses alte, verlassene und sogar der Malaria ausgelegte Rom dehnt sich also im S. der modernen Stadt aus, welche nur einen kleinen Theil des von den jetzigen Mauern umfangenen Gebietes einnimmt. Diese Mauern, mit einem Umfang von 23 Km., umschließen einen Raum von 14,160,898 □ M., wovon die Häuser mit ihren Dependenzen aber nur 4,000,000 □ M. decken, die Straßen und Plätze 2,000,000, Gärten und Vignen (Weingärten) das Uebrige. Gegenwärtig ist die Stadt in einem großartigen Erweiterungsproceß begriffen, der viele Gärten und Vignen zu Bauplätzen umwandelt. Am esquilinischen Hügel, dem größten Roms, dann am Viminal und jenseits der Diocletians-Thermen sind

in den letzten Jahren ganz neue Stadttheile pilzartig aufgeschossen, deren Häuserinseln in dem charakterlosen Style der Zinskafernen moderner Großstädte wie eine Entweihung des Bodens sich ausnehmen, dessen Schooße gerade hier die werthvollsten Schätze entsteigen. Mit den Ergebnissen der Ausgrabungen am Esquilin hat man schon ein neues Museum gefüllt. Fünf Tiberbrücken, wovon die stattlichste älteste, jetzt Ponte S. Angelo, und Quattro capi aus dem Alterthum stammen, verbinden den östlichen linksufrigen mit dem kleineren rechtsufrigen Stadttheile. Dieser führt im S. den Namen Trastevere und hier wohnen Menschen der untersten Volksschichten, aber vom Stolz erfüllt, daß in ihren Adern noch das reinste Römerblut fließe. Maler und Künstler rühmen die classische Schönheit besonders der Trasteverinerinnen. Eine lange gerade Straße, am Fuße des Janiculus längs des Tiber hinziehend, verbindet Trastevere mit der leoninischen Stadt, wo am äußersten Ende Roms der Petersdom mit dem daran stoßenden Niesenpalaste des Vatican emporsteigt. Vom Petersplog, den die herrliche Ellipse der einfach großartigen Colonnade Bernini's umringt, führt eine gerade Straße zum Castell San Angelo, der Engelsburg (moles Hadriani), dem Grabmale Kaiser Hadrian's, mit einem sehr dicken runden Thurme. (Siehe: Ueber die Engelsburg. Ausland 1876, Nr. 18, S. 341.) Im Tiber liegt die kleine Insel S. Bartolomeo, meist Isola tiberina genannt, und ihr gegenüber, am linken Ufer das von etwa 6000 Menschen bewohnte Judenviertel, der berühmte Ghetto, welcher indeß von seinem abschreckenden Schmutze schon viel eingebüßt hat. Rom ist, wie keine andere der Welt, eine Stadt der Kunst und der Künstler. Die Zahl der Museen und Sehenswürdigkeiten auf dem Gebiete der Kunst aller Zeiten ist Legion; neben den antiken Ruinen mag man in den zahlreichen Gallerien die Meisterwerke der italienischen Malerei und Sculptur bewundern. Außerordentliches in jeglicher Hinsicht leisten die Kirchen und Kapellen, welche in allen Dimensionen und aus allen Epochen seit dem Entstehen des Christenthums, sowie von den einfachsten bis zu den glänzenden, hier in Menge vorhanden sind. Von der früheren kirchlichen Pracht, welche Rom als Hauptstadt der katholischen Christenheit auszeichnete, ist aber unter den veränderten Zeitverhältnissen wenig mehr zu merken. Rom ist die Hauptstadt eines großen Reiches geworden und als solche der Sitz aller Ministerien, Behörden und Aemter, einer Universität und zahlreicher Institute; Rom aber hat zugleich ein Werktagsgewand angelegt und wird täglich immer bürgerlicher, anderen Großstädten immer ähnlicher in ihren Licht-, aber auch in ihren Schattenseiten. Die große Zauberin ist selbst entzaubert, und nicht ohne stille Wehmuth gedenkt der Besucher der Möglichkeit, es könnte die Zeit kommen, wo nichts oder wenig mehr in Rom daran erinnert, daß kein Fleck der Erde vielleicht von höherem geschichtlichen Interesse beseelt wird als die Stadt, welche wir in ahnungsvoller Ehrfurcht die ewige nennen.

Oestlich vom südlichen Latium erheben sich die zerklüfteten Abruzzen und (die Grafschaft) Molise, die gebirgigste und rauheste Landschaft Italiens, wegen ihrer hohen Lage wenig zum Ackerbau, mehr zur Viehzucht geeignet. Ein ziemlicher Theil der Bevölkerung wandert jährlich zur Erntezeit in die südlicheren Gegenden oder nach Mittelitalien aus. Unter den wenigen Städten möge der geneigte Leser etwa das befestigte Aquila (16,000 Einw.), Chieti (20,000 Einw.), ehemals Theate und Teramo, eine uralte Stadt mit vielen Alterthümern, im Gedächtnisse behalten. Wir treten hier in das eigentliche Unter- oder S.-Italien ein, dem die Landschaften Terra di Lavoro oder Campanien, Apulien und Calabrien angehören. Die Luft ist hier sehr warm, aber Seewinde und Gebirge, auf welchen auch mitunter Schnee liegt, mildern das Klima. Schnee bildet für die Stadt Neapel einen bedeutenden Handelsartikel. Bei einem kurzen Regenwinter gibt es stets grüne Bäume

und Wiesen; schon im Januar beginnt die Baumbllüthe. Ein Plage für das Land ist der heiße Scirocco (spr. Schirokko), welcher eine erstickende Hitze aus Afrika herüberbringt. Der Boden ist sehr fruchtbar, aber durchaus vulcanisch; seit Anfang der christlichen Aera zählt man allein 70 bedeutende Ausbrüche des Vesuv. Auch ist das Land sehr häufigen und oft furchtbar verheerenden Erdbeben unterworfen. Der Garten S.-Italiens ist das glückliche Campanien, Campagna felice, mit den vielbesungenen Gestaden des Golfs von Neapel.

„Neapel, vom nördlichen Capodimonte bis zum südlichen Castello dell' Uovo 4 Km., von dem W.-Ende der Mergellina bis zum O.-Ende der Graniti am Meeresgestade 7 Km. sich ausdehnend, mit 18 Km. Umfang und 450,000 Einw. in seinem Bezirke, erhebt sich am Ufer des tyrrhenischen Meeres amphitheatralisch längs eines kraterförmigen Golfes, der vom misenischen Vorgebirge bis zum Cap della Campanella einen zauberisch schönen, malerisch abgeschlossenen See von 120 Km. bildet, mit den reizendsten Perspectiven des Vesuv, des Monte San Angelo, der Küstenberge und der Inseln Capri, Ischia und Procida (vor. Prostackida), zwischen denen die Ausgangsthore in's sicilische Meer sich öffnen. In der Ferne tauchen gegen N. und NO. die Apenninen auf, während hart an der Stadt der Posilipshügel mit dem Grabe Virgils im W., und nördlich von diesem die landschaftlich entzückendste Stelle der Erde, die Höhe von Camaldoli, über die Stadt hinragt, die an den Hügeln des Vomero, Capodimonte und S. Maria del Pianto sich von S. nach O. hinanzieht. Vom Meere oder vom Vesuv herab gesehen, scheint der gesammte Halbkreis des Golfes von dem altclassischen Pajä bis zur Wiege Tasso's in Sorrent nur Eine große Stadtkrone zu bilden, als deren reichster Edelstein Neapel in der Mitte aufleuchtet und als deren mahnendes Kreuz der Vesuv mit seinen Lavaströmen emporragt. Mit der Schönheit einer Bergstadt hingelagert, ist die Stadt ringsum von der üppigsten südlichen Pflanzenwelt, Cactus und Agave, Pinie, Orange, Limone und Palme umgürtet, während vorn an dem vom heitern Himmel durchglänzten Meer seine östlichen Nachbarn, Portici, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata sich spiegeln, die interessanteste Stätte des Alterthums, Pompeji, die hochaufgehäuften modernen Erdwälle statt der antiken Mauern zeigt, und dann, der südöstlichen Begrenzung zulenkend, die Vorberge des Ralkoloffes Monte S. Angelo mitten aus dem lachenden Ufergesilde jäh zum Meere abfallen.“ (Gsell-Fels. Unteritalien. Leipzig 1877. 8°. I. Bd. S. 65—67.) Neapel ist die größte Stadt Italiens und ein lebhafter großer Hafen, der durch den Molo die Gestalt eines L erhalten hat. An Werken der Kunst kann es sich Rom, Florenz oder anderen Städten Italiens allerdings nicht gleichstellen und auch in architektonischer Hinsicht weist die im Allgemeinen schön gebaute Stadt wenig Sehenswerthes auf; viele ehemalige Klöster, Arbeitshäuser, Hospitäler, weniger prächtige als reiche Kirchen sind ihr Hauptbesitz. Zierden der inneren Stadt sind die schnurgerade, mit herrlichen Palästen besetzte Via Roma, früher als Toledostraße bekannt, und das in derselben stehende Museo Nazionale mit einer großen Bibliothek und den zu Herculaneum und Pompeji gefundenen Alterthümern. Neapel kann sich außerdem zahlreicher wissenschaftlicher Anstalten, wie einer Universität, eines botanischen Gartens und einer Sternwarte rühmen, und ist auch an der Industrie theilhaftig, ja, es ist der Hauptsitz der süditalienischen Manufacturen und des Handels. Die für Neapel in früheren Zeiten charakteristische Figur des Lazzaroni, einer ganz eigenen Volksclasse, die man auf 80,000 Köpfe schätzte, ist völlig verschwunden.

Die sonstigen wichtigeren Orte Campaniens sind die Meeresfestung Gaeta (15,000 Einw.), das älteste Benedictiner-Kloster Monte Cassino, in entzückender Lage einen Berggipfel bei S. Germano krönend, Capua (14,300 Einw.) am Volturno mit einem wohlerhaltenen römischen Amphitheater, Caserta (27,000 Einw.) mit einem großen königlichen Lustschlosse, Pozzuoli am gleichnamigen Golfe mit zahlreichen antiken Resten, Sorrento, Amalfi (7000 Einw.) und Salerno (30,000 Einw.) paradiesisch, am Meere gelegen; endlich in öder, fieberschwangerer





300 M. zu Tage, und Esel tragen dann den gewonnenen Schwefel fort. Wie viel Arbeit ließe sich da ersparen und erleichtern! Der große Reichthum auf der O.-Seite der Insel in und bei Catania, Aci-Reale und Messina ist wesentlich den guten Verkehrsmitteln zu verdanken. Die drei genannten Städte gehören zu den wichtigsten Siciliens; Messina an der Meerenge hat einen vielbesuchten Freihafen und 112,000 Einw., das von Erdbeben und vom Aetna schwer heimgesuchte Catania zählt ihrer 85,000. Die schöne und regelmäßige Hauptstadt Palermo (Panormus) mit einem berühmten gothischen Dome liegt am Fuße des Monte Pellegrino auf der N.-Seite der Insel und hat 220,000 Einw. Im S. liegt Siracusa (20,000 Einw.), ein kleiner Rest der im Alterthum berühmten Stadt gleichen Namens, Girgenti (spr. Dsirbsgenti) mit dem benachbarten Schlammvulcane Macaluba, und Terranova, der Hauptexportplatz für den Schwefel. Am sicilischen W.-Horne treffen wir das weinberühmte Marsala (34,000 Einw.) und Trapani (31,000 Einw.) mit großen Meersalinen.

Der sicilianiſche Volkscharakter ist ein sehr eigenartiger und stark ausgeprägter, die Stammesmischung aber auch eine ganz eigenthümliche. Sicaner, Griechen, Phöniker und Carthager, Römer, Byzantiner, Araber, Normannen, Franzosen, Deutsche, Spanier, Neapolitaner bewohnten und beherrschten nacheinander die Insel und nirgends war die Vermischung der Stämme vollständiger als hier. Der Adel ist seinen Stammäbtern nach normannischer, schwäbischer und spanischer Herkunft, er ist aber jetzt ganz sicilianiſch und repräsentirt eben nur eine höhere Gesellschaftsclasse und den großen Grundbesitz. In der Racenmischung schlägt das arabische oder vielmehr Berber-Element und das griechisch-byzantinische vor, das erstere im W., das letztere im O. der Insel. Durchwandert man die Dörfer der W.-Spitze gegen Alcamo hin, so meint man manchmal in der Verberei zu sein. Die Frauen leben da in halber Abgeschlossenheit und das Unabhängigkeitsgefühl der Männer artet leicht in Banditenthum aus. In Syracus wiederum ist man in Griechenland; man findet hier viel mehr Heiterkeit und Frohsinn. Wenn man überhaupt das griechische Leben noch in unsere Zeit hineinragen sehen will, muß man nach Sicilien und an den Meerbusen von Neapel gehen; das eigentliche Griechenland ist dafür zu entvölkert und es sind dort auch zu viele Völkerrämme aufeinander gefolgt. Im Allgemeinen ist der Sicilianer leicht erregbar, leidenschaftlich, großmüthig, für das Edle und Schöne begeistert; in seinem Temperament überwiegen die Regungen des Herzens die Reflexion. Er hat viel Selbstgefühl und es fällt ihm gar nicht ein, daß er weniger sei als ein Anderer; daher kommt auch die Sicherheit seines Auftretens. (Ernest Renan. *Vingt jours en Sicile*. in der: *Revue des deux Mondes* vom 15. November 1875. S. 247—248.)

Auf der großen Insel Sardinien, deren Bewohner noch wenig Bildung besitzen, ihren eigenen Dialect reden und keine Manufacturen und einen nur unbedeutenden Handel treiben, sind blos zwei Orte erwähnenswerth: Cagliari (spr. Käljari), die Hauptstadt an der S.-Küste. mit 33,000 Einw., hat einen sicheren Kriegshafen, eine Universität und noch den meisten Handel; an der N.-Seite liegt Sassari mit 25,000 Einwohner. (Siehe über Sardinien: H. von Malhan. *Reise auf der Insel Sardinien*. Leipzig 1869. 8<sup>o</sup>.)

Zum Schluſſe ſei noch die kleine, vom Königreiche Italien unabhängige, aber von diesem rings umschlossene Republik San Marino genannt, die wahrscheinlich eine der glücklichsten Staaten der Erde ist.

Sie liegt zwischen den italienischen Provinzen Forlì und Pesaro an einem Ausläufer der Apenninen, dem Mont Titano, und zählt auf ihrem kleinen Gebiete von 62 □ Km. 7080 Einw., von denen gegen 1600 außerhalb der Republik geboren sind. Die Einwohner zerfallen in Grundbesitzer mit 3041, Colonen mit 2622 und Pächter mit 1417 Personen. An der Spitze der Staatsverwaltung steht ein gesetzgebender Rath von 60 Mitgliedern, die zu gleichen Theilen aus dem Adel, den

Bürgern der Hauptstadt und den übrigen Bewohnern des Ländchens gewählt werden. Die vollziehende Gewalt üben zwei Capitani aus, von denen der eine aus dem adeligen, der andere aus dem Bürgerstand genommen wird und deren Amtsdauer 6 Monate beträgt. Die Justiz-Verwaltung in erster und zweiter Instanz ist in den Händen von zwei auswärtigen Rechtsgelehrten, die auf 3 Jahre gewählt werden und nach Ablauf dieser Zeit nur noch einmal wieder gewählt werden können. Die Staatsausgaben beziffern sich gegenwärtig auf 40,000, die Staatseinnahmen auf 42,000 Lire, so daß Deficit und Staatsschulden dort unbekannte Dinge sind. Die bewaffnete Macht der Republik besteht aus der Wache des souveränen Rathes mit 24 Mann und 3 Offizieren, der Festungswache oder Artillerie mit 97 Mann und 4 Offizieren und der Legion der Füsiliere von 8 Compagnien mit 32 Offizieren und 961 Mann, zusammen 1189 Mann. Das Städtchen San Marino selbst auf dem Gipfel des Monte Titano zählt nur 1000 Einw., 3 Castelle, 1 Mönchs- und ein Nonnenkloster, 7 Kirchen, in deren einer die Gebeine des h. Marinus ruhen, ein Theater für 600 Zuschauer und einen tiefen Brunnen auf der Piazza Pianella. Die angesehensten und reichsten Bürger des Ländchens wohnen am Fuße des Monte Titano im Dorfe Borgo di San Marino. Blutige Revolutionen kommen in dem kleinen Freistaat nie vor, vielmehr ging bei den fleißigen Menschen immer alles friedlich und ruhig ab, und weder die Päpste, in deren Gebiet derselbe lag, noch Napoleon I., noch das neuerstandene Königreich Italien haben seine Unabhängigkeit dauernd gefährdet. Die Schulen sind in gutem Zustande und auch von den Erzeugnissen des Ländchens geht manches über die Grenze, wie z. B. Vieh, Wein, Getreide.

### §. 13. Großbritannien und Irland.

„Die maritime Lage von England, sein milder Himmel, seine feuchte Atmosphäre, sein Quellenreichthum, die fruchtbare Natur seiner Bodenfläche, die Direction seiner Stromgebiete und der glückliche Bau seiner havenreichen Gestade sind die erste physikalische Bedingung der selbständigen und universellen Entwicklung seiner Bewohner und ihrer politischen, ja kosmopolitischen Verhältnisse geworden. Durch den Aufschwung seiner Marine, der nur unter solchen Bedingungen stattfinden konnte, durch die Ausbreitung seiner Colonisation in allen Erdtheilen, in allen Meeren und unter allen Zonen des Planeten, hat das kleine England die ursprünglich sehr engen Grenzen seiner Herrschaft und seines Einflusses weit hinausgerückt. Das Centrum von allen Gliedern oder Colonien bildet der Mutterstaat England; er rafft alle Producte seiner Glieder zusammen, nicht um sie stationär aufzusammeln, sondern um sie zu verarbeiten durch seine Industrie und mit zehnfach erhöhtem Werthe wieder nach allen Seiten auszufließen. In ihn fließt die Macht, die Fülle, der Reichthum der vertausendfachen Verhältnisse wie in eine gemeinsame Quelle zurück.“ Mit diesen Worten charakterisirt E. Ritter das vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland, welches in der Gegenwart die



erste Handels-, See- und Colonialmacht der Erde ist. Fügen wir hinzu, daß wir mit England in das Gebiet des germanischen Sprachkreises eintreten, nachdem die früheren Abschnitte uns ausschließlich die romanische Welt vor Augen geführt. Mit gutem Vorbedacht sagen wir indeß: in das Gebiet des germanischen Sprachkreises, statt in jenes der germanischen Nationen, denn die lange und allgemein gehegte Annahme, daß die heutigen Engländer die directen Nachkömmlinge der anglosächsischen Eroberer Britanniens, also rein germanischen Stammes seien, ist durch die neuesten ethnologischen Untersuchungen stark erschüttert worden.

Es scheint uns dies der passendste Ort, um behufs besseren Verständnisses des Nachfolgenden das Wissenswerthe über den Volksstamm der Kelten mitzutheilen, welcher heute zwar auf geringe Ueberbleibsel beschränkt, in der Ethnologie Westeuropa's einer der wichtigsten Factoren ist. Kelten und Gallier waren vor etwa 2000 Jahren gleichwerthige Benennungen für die Bevölkerung des alten Gallien (Frankreich) mit Ausschluß der Lande im S. der Garonne. Das keltische Gebiet erstreckte sich bis an den Rhein; 2—3 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung umfaßte es auch das rechte Rheinufer; der Name Böhmen bewahrt bis in die Gegenwart die Erinnerung der keltischen Bojer. Die Kelten Centraleuropa's wurden nach W. zurückgedrängt durch die Germanen und die diese selbst vorwärts-treibenden Slaven. Die ältesten historisch bekannten Einwohner der britischen Inseln waren ihrer Sprache nach mit den Galliern oder Kelten verwandt, weshalb man sie diesen anzureihen pflegt. Gegenwärtig leben noch von dieser einst so ausgebreiteten Völkerfamilie: die Bretoner (Bretons) in der französischen Bretagne, die Walliser im englischen Wales, die Schotten in den schottischen Hochlanden, die Irländer im S. und W. ihrer Insel und die Manxer auf der Insel Man im irländischen Meere. Vor einem bis zwei Jahrhunderten hätte man noch die seither ausgestorbenen Bewohner von Cornwallis hinzufügen dürfen. Die keltischen Idiome zerfallen in zwei Gruppen, den gälischen (gadhelischen, gaidelischen) und den britonischen Zweig; ersterer umfaßt die Dialecte Irlands, Schottlands und Man's, alle drei unter einander sehr nahe verwandt, nur in der Orthographie und Aussprache ein wenig abweichend; in der That sind die schottischen und manxischen Kelten irische Colonien aus historischer Zeit; der zweite, britonische Zweig umfaßt das alte Gallische, das erloschene Cornische (Cornwallische) und das Bretonische Armorica's, welches letzteres wieder in verschiedene Dialecte zerfällt. Einige nennen diesen Zweig auch den kymrischen. Die Bretonen Frankreichs sind so wie die Schotten und Manxer eine irische Colonie; von diesen Irländern erhielt das alte Armorica den Namen Klein-Britannien (*Britannia minor*), als Jüten, Angeln und Sachsen Großbritannien überschwemmten und die keltischen Einwohner in die Gebirge von Wales, Cornwallis und sogar über's Meer, nach dem gegenüberliegenden Armorica verdrängten. Es ist also ein grober Fehler, die heutigen Bretonen für Nachkommen der alten Gallier und ihre Sprache als eine Fortsetzung des gallischen Idioms zu halten. Dieses ist schon seit 15—16 Jahrhunderten ausgestorben, da die Gallier, deren Blut zum guten Theile noch in den heutigen Franzosen steckt, bekanntlich die Sprache ihrer römischen Eroberer allmählig annahmen, was um so leichter war, als das Keltische dem Lateinischen sehr nahe stand. Im Uebrigen sind auch die heute noch gesprochenen keltischen Idiome mehr oder weniger im Aussterben begriffen.

In jüngster Zeit haben nun Luke Owen Pike (*The English and their origin, a prologue to authentic english history. London 1866. 8°.*) und Dr. Thomas Nichols (*The pedigree of the english people; an argument, historic and scientific, on english ethnology, showing the progress of Race amalgamation in Britain from the earliest times with especial reference to the incorporation of the celtic aborigines. London 1866. 8°.*) zu beweisen gesucht, daß das britannische, nämlich keltische Element, welches der anglosächsischen Eroberung voranging, der Hauptbestandtheil des englischen Volkes sei. Sicherlich, so urtheilt der in diesen

Fragen sehr competente Henri Gaidoz in Paris, ist die allgemeine Annahme einer vollständigen Ausrottung der Kelten durch die Anglosachsen des Beweises sehr bedürftig, ja sogar wenig wahrscheinlich; bei den über's Meer gekommenen Sachsenzügen war das weibliche Geschlecht wohl wenig vertreten und fand sicherlich eine Mischung mit den keltischen Weibern statt; zudem pflegen in ähnlichen Fällen die Sieger die einheimische Bevölkerung nicht zu vertilgen, sondern zu unterjochen und sie zur Verrichtung schwerer Arbeit zu verwenden. Daß keltisches Blut noch in den Adern der Engländer rollt, bezeugt selbst ihre Sprache (das hierauf bezügliche Buch von Otto v. Arnoldsdorff: Die keltischen Bestandtheile in der englischen Sprache. Berlin 1870. 8<sup>o</sup>, ist ganz unkritisch); dieser keltische Blutantheil ist in der Gegenwart keineswegs im Verschwinden begriffen; im Gegentheil; durch die in neuerer Zeit stärker vor sich gehende Absorption der Irländer, Schotten und Walliser ist England im Begriffe, sich neu zu keltisieren. Werden die Engländer schon durch das Vorwalten keltischen Blutes ihres germanischen Charakters zum guten Theile entkleidet, so geschieht dies noch mehr durch den von dem berühmten Anthropologen Prof. Dr. Thomas Huxley erbrachten Nachweis von dem Vorhandensein zweier scharf geschiedener ethnischer Typen auf den britischen Inseln, wo es gerade wie in Frankreich einen blonden und einen dunklen gibt. (Siehe: Huxley. On the Ethnology of Britain, im: Journ. of the ethnol. Soc. 1870 S. 382). Huxley erklärt den ersten für arisch, den anderen für „iberisch“, wofür aber richtiger, da die Akten über das uralte dunkelhaarige Element Europa's noch nicht geschlossen sind, vorkeltisch oder vorarisch zu sagen ist. Thatsächlich wird Jeder, welcher zum ersten Male z. B. nach London kommt, durch das auffallende Vorwalten dunkler Augen und schwarzer Haare in den niederen Volksclassen, besonders beim weiblichen Geschlechte, welches bekanntlich die Rassenmerkmale mit größerer Zähigkeit festhält als das männliche, in seinen Illusionen von den blonden, gold- oder rothhaarigen Engländern enttäuscht. So wenig wie Frankreich als ein Repräsentant des reinen romanischen Elementes, ist England ein Vertreter des rein germanischen Volksthumes. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die Engländer, deren ethnologische Stellung wir hier untersuchten, nur ein Bruchtheil der Bevölkerung des gesamten Großbritanniens bilden, daß der Rest aber in Wales wie in Schottland und Irland unbezweifelt noch rein keltisch ist.

Die Gesamtzahl der Bevölkerung Großbritanniens beträgt 32,737,405 Einwohner und hat sich in dem Zeitraum von 1801—1871 verdoppelt; die von England allein hat sich verdreifacht, die von Schottland verdoppelt, während Irland auf derselben Stufe geblieben ist, wie vor 70 Jahren. Ein großer Irrthum wäre es jedoch, aus diesem letzteren Umstande den Schluß ziehen zu wollen, daß die Irländer sich in dem gedachten Zeitraume nicht vermehrt hätten, denn wir erinnern uns, schon vernommen zu haben (I. Bd. S. 107), welch colossale Menschenmengen aus Irland nach den Vereinigten Staaten ausgewandert sind; 1851—1875 betrug bloß dort die Zahl irischer Einwanderer 2,377,391, in den Jahren 1820—1851 aber 1,031,436, zusammen also fast 3½ Millionen und in den ganzen 70 Jahren gewiß 4 Millionen, um welche Irland volkreicher sein könnte, wenn die Herrschaft der Engländer es nicht verstanden hätte, den Iren die Heimath nach Kräften zu verleiden. Nun fand und findet noch alljährlich zwar eine beträchtliche Auswanderung auch aus England und Schottland statt, deren Ziffern sich aber niemals mit jenen der irländischen messen konnten. Seit einigen Jahren ist indeß überall eine Verminderung der Auswanderung eingetreten.



Eine interessante Erscheinung ist die stetige Abnahme der Sterblichkeit in England in den letzten Jahren, trotz der raschen Vermehrung der Bevölkerung. Das Gesundheitsbureau (Board of Health), eine höchst praktische Einrichtung, welche in den meisten Continentalstaaten fehlt, beweist deutlich, daß die Sterblichkeit in den Städten weniger mit der geographischen Lage oder dem Klima zusammenhängt als mit den besseren oder schlechteren sanitären Maßregeln von Seiten der Gemeinden. Bemerkenswerth ist, daß London, diese Weltstadt, die geringste Sterblichkeit unter allen Großstädten Europa's besitzt. In der Regel ist die Sterblichkeit in den Industriep lägen, wie Sheffield, Manchester, Leeds und Liverpool am stärksten, sehr bedeutend aber auch in den beiden rivalisirenden Universitätsstädten Cambridge und Oxford, die selbst auf dem Acheron noch ein charontisches Wett rudern zu halten scheinen. Unter der Landbevölkerung ist die Lebensdauer sehr lang; so erreichten 1874 von den 526,632 mit Tode Abgegangenen 69 Personen ein Alter von 100 Jahren und darüber; diese Hundertjährigen umfaßten 16 Männer und 53 Frauen. Dagegen ist berechnet worden, daß stets 78,000 Menschen in England an Krankheiten wegen ungenügender Nahrung leiden, und davon ungefähr die Hälfte mit Tod abgeht; in London allein sterben alljährlich 7500 Menschen an Erschöpfung in Folge ungenügender Nahrung. Selbstmorde sind im weiten Umkreise des heutigen London nur zu häufig. Im Ganzen jedoch ist das Wachsthum der Bevölkerung Großbritanniens ein überraschend schnelles, und einzelne Beispiele beweisen, daß nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in England manche Städte eine ungemein rasche Vergrößerung erfahren. So ist die Stadt Barrow, die 1871 nur 18,200 Einwohner zählte, bis Ende 1874 auf 41,000 gestiegen; die Zahl der bewohnten Häuser hob sich in derselben Zeit von 2719 auf 5600, und 920 waren noch im Bau begriffen.

Kein Reich der Erde gebietet übrigens über eine gleich colossale Zahl von Unterthanen, wie Großbritannien, dessen Königin außer den oben erwähnten Bewohnern des vereinigten Königreiches noch über 234,762,593 Menschen herrscht, die in 44,172,651 auf 20,122,053 □ Km. zerstreuten Häusern wohnen. In Europa hat England nur wenige Besitzungen, nämlich: Helgoland mit 13 □ Km. und 1513 Einwohnern; Gibraltar 5 □ Km. und 26,216 Einwohnern, und Malta mit 300 □ Km. und 149,084 Bewohnern. Auf der andern Seite des atlantischen Oceans beherrscht England 3,787,670 Bewohner Canada's, doch sind Manitoba und Britisch-Columbien nicht mitgerechnet, da ein Census dort nicht hat aufgenommen werden können. Die von England beherrschten westindischen Inseln etc. werden von mehr als 1 Million Menschen bewohnt. Britisch-Honduras hat eine Bevölkerung von 28,710 und Britisch-Guyana eine von 183,481 Seelen. Auf dem afrikanischen Festlande und den dazu gehörigen Inseln besitzen die Engländer 236,860 □ Km., welche von 1,813,450 Menschen bewohnt sind. Gehen wir zu Australien über, so belehrt uns das Werk, aus dem wir schöpfen, daß in Westaustralien 84,735 Einwohner, in Südastralien dagegen 165,526 Weiße und 3362 Eingeborene, und in Victoria 731,528, darunter 17,235 Chinesen und 1300 Eingeborene, wohnen. Neu-Süd-Wales zählt 503,881 Einwohner, und hat sich in dieser Colonie in einem halben Jahrhundert die Bevölkerung versiebenfacht. Das England der südlichen Halbkugel, Neuseeland, hat in 20 Jahren seine Bevölkerung verzehnfacht und zählte 256,389 Einwohner im Jahre 1871. Die großartigste und glänzendste Besitzung Englands ist Indien mit seinen 497,061 Dörfern mit einer Bevölkerung von 181,307,070 Bewohnern. Es ist in 12 Provinzen eingetheilt, von denen 2 von Gouverneuren, 3 von Vicegouverneuren und 7 von Commissären regiert werden, über die als Haupt ein Vicekönig gesetzt ist. Der Religion nach sind von den Bewohnern Indiens 197,800 Christen, 35,963,000 Muhammedaner, 97,351,000 Hindus, 2,319,151 Buddhisten, und 2,135,000 gehören anderen Secten an.

Das britische Reich besitzt zwei anerkannte Staatskirchen (established churches), die beide das Product nationaler Lossagung von der religiös-politischen Herrschaft der römischen Kirche sind: in England und Wales die bischöflich-anglicanische, in Schottland die presbyterianische. Irland ist dagegen in seinem keltischen Bevölkerungsstamme der katholischen Religion treu geblieben

und besitzt keine Staatskirche mehr. Die Kirchen des englischen Protestantismus sind sowohl in ihren Einrichtungen wie Principien verschieden und lassen unter sich nicht immer jene Toleranz und Nachsicht walten, die jede einzelne ihren Angehörigen predigt.

Die anglicanische Kirche oder Church of England nimmt den ersten Platz ein; es ist dies die National- oder vielmehr Staatskirche. Ihre Doctrin findet man so ziemlich in den 39 Glaubensartikeln des Prayer Book zusammengefaßt; im Wesentlichen ist sie jene Calvin's. Indes hat sich hinsichtlich der Auslegung jener Artikel eine namhafte Meinungsverschiedenheit unter den englischen Theologen geltend gemacht, welche zur Bildung zweier Hauptströmungen führte. Die eine derselben, welche sich dem Katholicismus zu nähern scheint, bezeichnet man als Hochkirche (High Church) oder Ritualist, während die andere, Low Church genannt, sich in den vom Genfer Reformator vorgezeichneten Grenzen bewegt. Die gegenüber des „papistischen“ Ceremoniels der Hochkirche beobachtete Toleranz hat bereits eine größere Anzahl von Dienern der niederen Kirche veranlaßt, mit der Staatskirche völlig zu brechen. Die Basis der Established Church zu erweitern und der persönlichen Meinung ihrer Mitglieder mehr Spielraum zu geben, mag als Zweck der Broad Church bezeichnet werden. Deren Eclecticismus gilt in den Augen der Strenggläubigen für Nationalismus. Die anglicanische Kirche wird heute vom Erzbischof von Canterbury als Primas und erstem Peer des Reiches, der den Souverän bei seiner Thronbesteigung krönt und dem auch alle Colonialbischümer untergeben sind, vom Erzbischof von York als Primas von England und von 24 Bischöfen, die sämtlich Mitglieder des Oberhauses sind, sowie von dem Bischof von Sodor und Man, der es nicht ist, regiert. Die Bischöfe, obwohl nominell von den Geistlichen ihrer Diocese erwählt, werden doch, wie die beiden Erzbischöfe, factisch von dem jeweiligen Premierminister ernannt. Sie alle beziehen bedeutende, ja mitunter enorme Pfründen. Die niedere Geistlichkeit zählt 30 Deans (Decane), 71 Archdeacons (Erzdiacone), 610 Rural Deans, mehr als 13,000 fundirte Pfarrstellen, und beträgt die Zahl aller „Clergymen“ der anglicanischen Kirche, die Erzbischöfe und Hilfsgeistlichen (Curates) miteingerechnet, gegen 23,000. So ziemlich die Hälfte der Bevölkerung von England und Wales bekennt sich zu dieser Kirche.

Die andere Hälfte der englischen Bevölkerung vertheilt sich auf eine bedeutende Anzahl von Secten, von denen, als die hauptsächlichsten, blos angeführt werden mögen: die Congregationalisten oder Unabhängigen; die Wesleyanischen Methodisten oder Anhänger Wesley's; die Baptisten, die blos die Taufe bei Erwachsenen zulassen; die Presbyterianer; die Unitarier; die Swedenborger; die Mährischen Brüder; die Irvingianer; die free Christian Union; die Sandermanianer; die Campbellianer; die Secularier; endlich die so bekannte Gemeinschaft der Quäker, die sich unter einander dugen und eine gleichförmige einfache Gewandung tragen. Jede dieser Secten theilt sich wieder in verschiedene Unterabtheilungen ein; so zählen die Wesleyaner allein sechs Untersecten oder Congregationen. Eine gewisse Anzahl von Zweigsecten erkennen eine Mutterkirche an, die meisten jedoch nicht. Sie sind alle völlig unabhängig vom Staate, leben von ihren eigenen Mitteln, und gibt es keine geistige Tollheit groß genug, um nicht Anhänger zu finden. Alle diese protestantischen Secten stecken bis über die Ohren im allerdicksten Aberglauben und verhalten sich durchaus culturfeindlich gegen die moderne Wissenschaft und deren Resultate. Hier findet der Spiritismus oder die Geisterbeschwörung, eine der niedrigsten Cultformen der Menschheit, einen gedeihlichen Boden; hier feiert auch der verrückte „Revivalismus“ herrliche Orgien. Auch die Mormonen sind in London vertreten. Im Jahr 1870 betrug deren Anzahl beiläufig 2000. Unter den sogenannten advanced religionists unterscheidet man die „independant religious reformers“, die Deisten u. s. w. Die „Peculiar people“ bedienen sich niemals, selbst nicht bei den ernstesten Krankheiten, des ärztlichen Beistands ebenso wenig wie von Arzneien; das Gebet allein muß sie genesen lassen. Für die „Spiritualisten“ ist der Geist alles, die Materie nichts. Die Secte der Shakers ist den Schwarzen der neuen Welt entlehnt. Jede dieser Secten hat ihren eigenen Ver-

sammlungsort und außerdem Werbeagenten. Es gibt die »Bible mission«, die »Open air Preachers« und andere; die »Bible mission« verwendet eine große Anzahl Weiber zur Colportage ihrer gedruckten Tractätlein und Bibeln, die sie an die Passanten unentgeltlich vertheilen läßt. Man begegnet diesen »Pforten des Paradieses« auf der Straße, im Omnibus, auf Eisenbahnen, dann in vielen öffentlichen Belustigungsorten und häufig sogar im Theater.

Zu den seltsamsten Erscheinungen der Gegenwart auf religiösem Gebiete zählt unstreitig das stetige Umsichgreifen des Katholicismus in England; wir haben das Nämlche auch in den Vereinigten Staaten Nordamerika's beobachtet, deren religiöse Zustände mit jenen Großbritanniens eine starke Aehnlichkeit besitzen. Die römisch-katholische Kirche in England und Wales zählte — ohne staatliche Anerkennung derselben — bis 1851 acht Districte mit je einem vom Papste ernannten apostolischen Vicar an der Spitze; 1851 wurde ohne gesetzliche Erlaubniß eine Hierarchie eingeführt, die zur Zeit aus dem Erzbischof von Westminster und 12 Bischöfen besteht. In Schottland gibt es 3 Districte mit einem Erzbischofe und 2 Bischöfen in partibus infidelium an der Spitze. Irland hat 4 katholische Erzbischöfe und 24 Territorialbischöfe. Es zeigt sich überall das Bestreben, der anglicanischen Kirche und Hierarchie eine römisch-katholische Organisation an die Seite zu stellen, und obwohl die dafür verwendbaren Geldmittel lange nicht an die für Missionszwecke von den protestantischen Confessionen aufgebrachten Summen hinanreichen, so scheint dieses Bestreben doch von Erfolg gekrönt zu sein. Es gibt dermalen 126 katholische Würdenträger im Bereiche der britischen Herrschaft. Katholische Peers sind 36 vorhanden und von diesen haben 26 Sitz im Oberhause. Es gibt ferner 47 katholische Barone, 7 katholische Mitglieder des Geheimrathes und 50 katholische Mitglieder des Unterhauses, die sämmtlich Wahlkreise Irlands vertreten. Die Zahl der Priester in England, Wales und Schottland beträgt 2088, die der öffentlichen Gotteshäuser 1315. Das Jahr 1876 zeigt gegen das vorige eine Verstärkung um 64 Priester und 21 Kirchen oder Capellen. Der Gang der gegenwärtigen katholischen Bewegung in England besitzt übrigens seine geschichtliche Begründung. Die Reformation nahm dort ihren Ursprung nicht in den unteren Schichten der Gesellschaft, zunächst im Bürgerthume, sondern in den vornehmen Classen, ja, die Krone selber mag als die Urheberin des Reformationswerkes im 16. Jahrhundert in England bezeichnet werden, und sowie dazumal die Losreißung ein Werk des Adels war, so sehen wir heutzutage die rückwärtslaufende katholische Bewegung jenseits des Canals gleichfalls wieder von den höheren Schichten der Gesellschaft ihren Ausgang nehmen, um allmählig auch die unteren Volksclassen zu durchdringen. (Siehe die lehrreiche Abhandlung E. Ravenstein's: *Statistics of roman catholicism in Great Britain*, im: *Geographical Magazine* 1874, S. 102—106.)

Die geistige Cultur der britischen Nation ist je nach den verschiedenen Gesellschaftsclassen eine sehr verschiedene. England hat noch lange nicht das, was ein nationales Schulsystem genannt wird, und der Schulzwang ist an vielen Orten nicht eingeführt, weil dort gar keine Schulbehörden existiren; man würde es kaum glaublich finden, und doch ist dem so: in England gibt es  $1\frac{1}{2}$  Millionen Kinder, die gar keine Schule besuchen, und von denjenigen, welche sie besuchen, sind durchschnittlich nur 50 % beim Unterricht anwesend. Daher rührt es, daß von je 1000 angeworbenen Mannschaften 222 weder lesen noch schreiben, 107 nur lesen und bloß 671 sowohl lesen als schreiben können. Aber auch das höhere Schulwesen mit den beiden Universitäten von Oxford und Cambridge an der Spitze läßt noch sehr viel zu wünschen übrig, legt das Hauptgewicht auf die classischen Studien und steht, wie in den Vereinigten Staaten, stark unter dem Einflusse des protestantischen Clerus und



Sectengeistes, welche beide mit Gewalt gegen die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung sich stemmen. Hohe, aufgeklärte Geister, an welchen die englische Gelehrtenwelt reich ist, sind indeß bemüht, einen heilsamen Umschwung der Dinge anzubahnen. Wie aber überall, wo die Volksbildung allgemein ist, der Stand der Wissenschaften ihr nicht entspricht, so nehmen meist umgekehrt letztere in den Ländern mangelhafter Volksbildung, also auch in England, eine sehr hohe Stufe ein.

Mit der Volksbildung steht die Sittlichkeit der Nation in gewissem Zusammenhange; nicht minder mit dem Pauperismus, wie er sich in den großen Culturcentren der Gegenwart, London obenan, entwickelt. Dort hält das Verbrechen mit der Noth gleichen Schritt. Sonst aber stellt sich die erfreuliche Thatsache heraus, daß seit 1870 jährlich eine nicht unerhebliche Verminderung der Verbrechen stattfindet.

Faßt man die Verbrecherzahl von 1854 an in je fünf Jahren zusammen, so ergeben sich für 1854—1859: 15,212 Verbrecher, von 1859—1864: 15,549; von 1864—1869: 10,741, und von 1869—1874: 8852 Verbrecher. Es sind diese günstigen Resultate zum Theile der allgemeinen Hebung der öffentlichen Moral, zum Theile auch der bessern Gefängnisdisciplin zuzuschreiben. Bei der letzteren spielt die zweckmäßige Verwendung der Gefangenen eine Hauptrolle; es werden dadurch ihre Fähigkeiten sowohl für den Staat nutzbar gemacht, als auch für sie ein Fond geschaffen, der ihnen nach Abbüßung der Strafzeit weiter helfen soll. Einer sehr ansehnlichen und erfolgreichen Entwicklung erfreuen sich auch die meist aus Privatmitteln errichteten Besserungsanstalten für jugendliche Verbrecher, sowie der „Hülfsverein für entlassene Sträflinge“. Nur die Bestrafungen wegen Trunkenheit haben sich in den letzten Jahren sehr ansehnlich gemehrt, und ganz auffallend ist es, daß dieses Laster besonders unter den Frauen immer mehr überhand nimmt; es wurden 1875 in der Grafschaft Middlesex (zu welcher auch der größere Theil Londons gehört) im Ganzen nicht weniger als 5131 Personen weiblichen Geschlechtes wegen Trunkenheit mit Gefängnis bestraft, darunter 3811 rückfällige. Ein eigenthümliches Moment bildet die Untersuchung nach dem Herkommen der Verbrecher. Während die Nichtengländer in England und Wales nur  $\frac{1}{25}$  der Bevölkerung ausmachen, liefern sie doch  $\frac{1}{5}$  aller Verbrecher, und unter diesen stehen die Iren obenan. Die Schotten sind nur mit  $2\frac{3}{10}\%$  vertreten, die Iren aber mit  $14\frac{2}{3}\%$ , und irische Weibsbilder bilden sogar  $\frac{1}{5}$  der gesammten weiblichen Gefängnisbevölkerung von England und Wales. Nach dem letzten Census waren unter den 22 Mill. Einwohnern der eben genannten Länder 566,540 irischen Ursprungs, und hätten diese somit unter gleichen Verhältnissen nur 3—4000 Gefängnisinsassen stellen müssen, während ihr wirkliches Contingent 22,100 beträgt. In Hinsicht auf die relative Verbrecheranzahl steht London am günstigsten mit 1 Verbrecher auf 1111 Köpfe der Bevölkerung; nach ihm kommen die Hafen-, Fabrik- und Vergnügungsstädte und zuletzt die Landdistricte, besonders in den südlichen und südwestlichen Grafschaften, wo unter 256 Mann 1 Verbrecher sich findet. Da umgekehrt in dem hauptstädtischen District mehr als  $\frac{1}{3}$  aller Verbrechen begangen werden, obgleich seine Einwohnerzahl  $\frac{1}{5}$  der Gesammtheit ausmacht, so muß wohl die größere Leichtigkeit, im Gewühle der Millionenstadt den Augen der Gerechtigkeit zu entfliehen, als Ursache hievon angesehen werden.

Wenn irgendwo, so darf man in England die Früchte einer langsam aber ununterbrochen und sicher heranreifenden Entwicklung bewundern. Diese von jeder überstürzenden Hast absehende gedeihliche Entwicklung findet ihre natur-

gemäße Erklärung in dem streng conservativen Sinne, welcher am Urgrunde des britischen Volkes ruht und selbst die fortgeschrittensten, extremsten Köpfe beherrscht. Dieser spricht sich auch in der Zähigkeit aus, womit die Engländer an alten Sitten und Gebräuchen hängen, so daß dieses am meisten von allen Nationen Europa's fortgeschrittene Reich in vielen Stücken noch die meisten Ueberbleibsel aus dem Mittelalter bewahrt. (Vgl. T. F. Thiselton Dyer. *British popular customs, past and present. Arranged according to the calendar of the year.* London 1876. 8<sup>o</sup>.) So kommt es, daß in diesem Lande der politischen Freiheit mehr Sinecuren bestehen, denn irgendwo, nirgends der hohe Adel eine solche Macht und gleichzeitig Verehrung genießt, nirgends dem religiösen Elemente eine ausgedehntere Herrschaft eingeräumt wird. So kommt es, daß in England ein freier Bauernstand fast zu den unbekannten Dingen gehört, daß die Zahl der Grundeigenthümer in England, Wales und Schottland 1871 schon auf 26,000 herabgeschmolzen war, die Masse des Volkes als Pächter den fremden Boden bearbeiten muß und Großbritannien unter den jetzigen Agrargesetzen immer mehr in die Latifundien-Wirthschaft hineingetrieben wird. Neben diesem ländlichen Farmerthume zieht die großartig wie nirgends entwickelte Industrie, deren sämtliche Zweige hier aufzuzählen wir mit dem Beifügen unterlassen, daß sie sich eben auf alle Gebiete menschlichen Bedarfes erstreckt, ein zu wahren Heeren anschwellendes Arbeiterproletariat in den Fabriken, Bergwerken u. dergl. groß, welche oft in den drückendsten Verhältnissen ihr Brod verdienen und nicht mit Unrecht „weiße Sklaven“ genannt worden sind. Frauen und Kinder müssen in zunehmender Menge die schwere Arbeit in den dumpfigen, gesundheitschädlichen Fabrikräumen verrichten, und die heillosen Einflüsse dieser Zustände geben sich in Lastern aller Art, besonders der Trunksucht, endlich aber in einer körperlichen Verkümmernng des Menschenschlages kund. Durch Arbeitseinstellungen (Strikes) und die Trade-Unions suchten die rechtlosen Massen zwar, aber mit wenig Erfolg, die Uebel zu bekämpfen, welche nicht ihre Brodherren, sondern der gesetzmäßige Entwicklungsgang der Gesittung in England über sie verhängt hat. Kurz, das britische Volk, politisch das freieste unter der Sonne durch seine Gesetze, ist das geknechtetste durch seine Sitten und Einrichtungen, d. h. durch einen Zwang, den es sich freiwillig auferlegt.

„Weil England stets eine Welt für sich war, so trägt auch jeder Sohn Großbritanniens in Gesichtszügen wie im Charakter etwas Entchiedenes, Racenartiges an sich, und der Engländer läßt sich unter allen Nationalitäten am ersten erkennen. In keinem europäischen Lande fühlt der Bürger den Staat so in sich, wie der Engländer; darum schreibt er auch das Wort „I“, das aus einem einzigen Buchstaben besteht und „ich“ bedeutet, groß; in ihm ist gleichsam das Gefühl mächtig:



ich bin der Staat. Jedem Engländer ist Gemeinſinn eigen im ſtrengſten Sinne des Wortes, der ſich in der treuen Erfüllung der Pflichten gegen den Staat zeigt. Dieſer Gemeinſinn, der ſich oft im äußeren Benehmen hart und abſtoßend zeigt, bildet jenen klaren politiſchen Verſtand aus, durch welchen eine ſo allmächtige öffentliche Meinung in England möglich wird. Männlichkeit, Geſezmäßigkeit, Liebe zum Familienleben, Scharfblick, Unternehmungsgeiſt, Fleiß, Ausdauer, Freiheitsliebe und Hingebung an das Vaterland, — wer will dieſe großartigen bürgerlichen Tugenden den Engländern im Angeſichte der Geſchichte abſprechen? . . . . . Sehr beziehungsreich iſt das Motto an der Londoner Börſe, Pl. 24, 1: „Die Erde iſt des Herrn und Alles, was darinnen iſt, der Erdboden und was darauf wohnt.“ Darin ſpricht ſich der großartige engliſche Unternehmungsgeiſt, der Geiſt friedlicher Eroberung der fernſten Länder mit Hülfe der Waffen der Humanität, der Religion und der freien Inſtitutionen aus, wodurch es dem Engländer möglich geworden iſt, auf der einen Seite durch dieſe einzige wahre Colonialpolitik ihre Herrſchaft und ihre Handelsinteressen auf der ganzen Erde zu verbreiten, wodurch ſie zugleich auf der anderen Seite auch die Werkzeuge der Vorſehung für die Verbreitung des Chriſtenthumes und der Civilisation geworden ſind. Man ſchilt den Engländer kalt und ungeſellig; ja, er iſt kalt und ungeſellig, ſo lange er im Comptoir arbeitet; da iſt er ganz Geſchäftsmann; aber laßt ihn ſeine Geſchäfte vollendet haben, und folgt ihm in ſein Haus, in den Kreis ſeiner Familie, wie er am Kamine gleichſam aufthaut, geſellig und liebenswürdig wird und einen Humor entwickelt, daß er auf einmal ganz verwandelt ſcheint; — man ſchilt den Engländer mißtrauiſch; Mißtrauen iſt aber in einem ſo großen Weltverkehre eine ſo nothwendige Tugend, wo Vertrauen tauſendmal getäuſcht wurde; ſeid bei den Engländern einmal eingeführt, dann iſt für euch ſein Herz, ſein Haus, ſeine Familie, ſeine Freundschaft und ſein Vertrauen geöffnet und ihr könnt in allen Beziehungen auf ihn rechnen. Ihr nennt den Engländer äußerlich fromm, ja orthodox: aber ſeht euch um, in welchem Lande zeigt ſich in den Familien ſo viel ſittliche Kraft und Tüchtigkeit, ſo viele Glaubensſubſtanz in dem Einzelnen, ohne Grübeleien? Zu den großen Seefiegen, die Nelson und andere große Admirale davongetragen, hat neben der ſtrengen Tactik und Kriegszucht nichts mehr dazu beigetragen, als ihr unmittelbar religiöſer Glaube. Und als vor mehreren Jahren der Vorſchlag gemacht wurde, die ſtrenge Sonntagsfeier dadurch zu ſtören, daß auch an dieſem Tage Briefe ausgeheilt werden ſollten, erhob ſich gerade der Sturm dagegen von der City und dem Handelsſtande aus, und die Neuerung unterblieb. Wir Deutſche ſchlagen den Engländer in Künſten und Wiſſenſchaften und ſelbſt in der Mechanik der großartigen Erfindungsgabe. Der kühnere Entwurf, die mächtigere Idee, welche wunderbar und überwältigend aus der Tiefe des deutſchen Gemüthes, wie aus dem Meere der Wunder emporſteigt, — dieſe flöht in der Muſik, in der Malerei, in der ſtrengen Wiſſenſchaft, ſelbſt in den mechanischen Künſten dem Engländer die hohe Bewunderung und Verehrung für den deutſchen Genius ein; nicht freiwillig thut er es, er iſt dazu gezwungen. In der practiſchen Ausfühung und Verbeſſerung aber, in der Anwendung einer Erfindung auf's Leben zur Gewinnung von Geldmitteln ſteht der Deutſche dem Engländer nach, ja dieſer beutet ihn aus und lacht heimlich in's Fäuſtchen, daß John Bull flüger iſt, wie ſein alter Vetter Michel.“ (Hobirk. Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde. IX. Bd. S. 10—12.)

Von den gewaltigen Eigenſchaften des engliſchen Volkes legt die britiſche Metropole, London, die größte Stadt des Erdballs, das beredteſte Zeugniß ab. Es beläuft ſich die Einwohnerzahl der Rieſenſtadt auf 3,356,073, alſo faſt auf 3½ Millionen, und bedeckt der Umfang derſelben einen Flächenraum von 290 □Km.

Sie erſtreckt ſich an der 180—275 M. breiten Themſe entlang von Fulham bis nach Woolwich, erklettert im N. die Hügel von Hampstead Heath und dehnt ſich im S. bis nach Norwood. Mitten durch läuft die Themſe, überſpannt von 17 Brücken, welche den ſüdlichen und nördlichen Stadttheil mit einander verbinden.





Ein noch mittelalterlicherer Geist als in England weht in Schottland, dessen Bevölkerung in zwei scharf geschiedene Elemente zerfällt. In den Lowlands, wo die gewerb- und industriereichen Städte liegen, wohnen dormalen englische Ansiedler, welche die einstigen keltischen Besitzer des Bodens in die Berge zurückdrängten. Der ganze S. und N. Schottlands ist rein germanisch, nur der NW. gälisch oder keltisch. (Siehe: James A. H. Murray. *The dialect of the southern Counties of Scotland. With an appendix on the present limits of the gaelic and lowland scotch and the dialectical divisions of the lowland tongue and a linguistical map of Scotland.* London und Berlin 1873. 8<sup>o</sup>.) In diesem germanischen Gebiete Schottlands liegen die Sitze der Intelligenz, die Universitäten Edinburgh, Glasgow und Aberdeen, die wichtigsten Häfen des Landes: Glasgow, Greenock, Leith, Dundee, Perth, Aberdeen, hier die Hauptplätze der Industrie und die am dichtesten bevölkerten Landstriche.

Die Hügelstadt Edinburgh bietet einen mannigfachen Reichthum landschaftlicher und künstlerischer Schönheit. Sie nennt sich stolz das nordische Athen und hat den Ruf, eine der schönsten Städte Europa's zu sein. Den beherrschenden Mittelpunkt der Stadt bildet das Schloß auf Castle Hill (Schloßberg), einem steilen Felsen, an dessen Fuß Holyrood Palace liegt. Früher umgab tiefer Sumpf den Fels auf den drei offenen Seiten. Jetzt hat sich der Sumpf in einen blühenden Garten verwandelt, welcher mit Fontänen und Monumenten geschmückt ist. In ihm steht das großartige Denkmal Sir Walter Scott's, eine sitzende Statue unter hohem gothischen Baldachin. Stellen wir uns auf die Spitze des Castle Hill und schauen nach N. dem Holyrood Palace zu, so haben wir tief unter uns die Stadt, zur Rechten die Altstadt und im Rücken wie zur Linken die Neustadt. Aus der großen Häusermasse ragen da und dort Thürme von Kirchen, deren Edinburgh allein etwa 145 zählt, sowie einige Denksäulen hervor. Im NO. ist der Blick begrenzt durch Calton Hill. Auf dessen Spitze hebt sich das unvollendete Waterloo-Denkmal der gefallenen Schotten vom Himmel ab, ein Denkmal schottischen Stolzes und schottischer Armut. Rund um den Hügel zieht sich eine Terrasse von Häusern mit prächtiger Aussicht, Royal Terrace genannt, und an seinem Fuße liegt die High School, eines der Gymnasien der Stadt, ein einstodiges, lang hingestrecktes Gebäude, im classischen Style erbaut. Im SO. fesselt Arthurs Seat, 250 M. hoch, der höchste Hügel in der Umgebung Edinburghs, den Blick. Wenden wir uns nach S., so zeigt sich in der Ferne ein sanfter Hügelzug. Nach W. liegt das Land offen vor den Blicken des Beschauers und im N. sehen wir in majestätischer Ruhe die ewige See. — Das alte Edinburgh bis zum letzten Jahrh. bestand vorzüglich aus zwei Straßen: High Street (Hohe Straße), welche auf dem Abhang des Castle Hill zu Holyrood Palace führt, und Cowgate (Ruh-Thorweg), ihrer südlichen Parallelstraße, welche entlang dem Fuße von Castle Hill sich hinzieht. Wir wandern die High Street hinab und kommen an den beiden Hallen, an welchen sich die General Assembly der Church of Scotland, wie der Free Church (Freie Kirche) versammelt, sowie an St. Giles Church, der ältesten Kirche der Stadt, in welcher John Knox predigte, vorüber. High Street, früher die Hauptstraße der Stadt, ist jetzt nur noch von Kaufläden zweiten Rangs und Bierchenken gefüllt. In ihr ist auch das Haus des schottischen Reformators noch erhalten und wird dem Besucher gezeigt. Wir kommen zu Holyrood Palace, welcher im Anfang des 16. Jahrh. erbaut wurde und zur Residenz der schottischen Könige diente. Auch jetzt noch nimmt die Königin bei einem Aufenthalt in Edinburgh immer ihr Absteigequartier in diesem Palaste. Rund um den Fuß des im Hintergrunde frei sich erhebenden Arthurs Seat führt ein wunderschöner Weg, Queens Drive genannt, zum Andenken an die schöne Königin Maria, welche oft diesen Pfad zu reiten pflegte. Wir wenden uns dem Fuße des Castle Hill entlang durch Cowgate zurück. Hier, so-

wie in den anstoßenden Gassen, wohnen die unteren Classen der Bevölkerung, Arbeiter, sowie Müßiggänger aller Art, besonders Irländer. Und schon der Name Irländer klingt in den Ohren des Schotten wie Taugenichts. Die Bewohner sind verkommen. Die Wohnhäuser sind hoch und dunkel, und die Gasse macht Abends einen wüsten, unordentlichen, beinahe unheimlichen Eindruck, doch bietet die Straße mit ihren grotesken Häusern für den Liebhaber der alten Zeiten, sowie mit ihrer grotesken Bevölkerung für den Beobachter des Volkslebens manche interessante Seite dar. Ich sah einst in der Abenddämmerung nach vollbrachtem Tagewerk ein altes, ergrautes irisches Ehepaar vor ihrer Hausthüre stehen, sich abwechselnd einer Pfeife Tabak erfreuend, das Weib gab immer dem Ehegespons verschämt durch einen sanften Rippenstoß zu verstehen, daß nunmehr wieder die Reihe an sie gekommen sei. Und derselbe versäumte nicht, vorher galant die Mundspitze der Pfeife mit seinen Händen abzuwischen und zu trocknen, ehe er sie seiner bessern Hälfte anbot; Tabak, Bier und Whisky spielten in diesen Quartieren eine große Rolle. Gegen Trunkenheit wird besonders in Meetings, an welchen der Schotte eine besondere Freude hat, angekämpft. Noch besser wird armen verkommenen Familien aufgeholfen durch Errichtung von Armen- und Industrieschulen für die Kinder. In neuester Zeit wurde auch ein weiteres Heilmittel, die Errichtung von gesunden, einladenden, hellen und lustigen Wohnhäusern für Arbeiter mit Erfolg versucht, doch ist hier noch ein weites Feld offen. Im letzten Jahrhundert zog sich die Noblesse der Bevölkerung mehr nach S., und erst neuerdings erstehen dort wieder in überraschender Anzahl neue Villen, doch gegenwärtig ist der fashionable Theil der Bevölkerung im N., in der Neustadt zu suchen. Wir wenden uns nun zu dieser. Wir sind am W.-Ende von Cowgate und münden in den Graßmarket ein, den großen öffentlichen Platz des alten Edinburgh. Wir ersteigen den Castle Hill von S. und haben, auf der Spitze angelangt, im N. Princes Streetgarden zu unsern Füßen. Ein breiter Damm, Mound genannt, überbrückt den tiefliegenden Garten. Auf ihm stehen zwei der schönsten Gebäude der Stadt: Royal Institution mit antiquarischem Museum und die National Gallery. Beide Gebäude sind in dorischem Style gebaut und theilweise Nachbildung des athenischen Parthenon. Der Mound führt uns hinab zu Princes Street, unbedingt der schönsten Straße Edinburghs. Die Straße erstreckt sich parallel dem Castle Hill von O. nach W. Verfolgen wir diese Richtung, so haben wir zur Linken über uns das stolze Castle und unter uns den blühenden Garten. Zur Rechten sind die großen Kaufläden und Hôtels der Stadt, die Neustadt ist im N. dieser Straße. Breite, prächtige, verhältnismäßig ruhige Straßen und Plätze verleihen ihr einen etwas langweiligen, einförmigen Charakter. Edinburgh ist eine Stadt der schroffsten Gegensätze. Neben dem hohen Adel in der Neustadt wohnt die verkommenste Bevölkerung in der Altstadt, doch werden von Seiten der höheren Classen alle Anstrengungen gemacht, die niederen zu heben. Die Universität verbreitet Licht und Anregung und gibt der Stadt, sowie den socialen Verhältnissen einen edleren Ton und höheren Schwung. Die Kirchen haben hier an der Stätte Knox's, wie kaum an einem anderen Orte, einen hervorragenden Einfluß auf das Volksleben. Die einflußreichsten Kirchengemeinschaften sind die presbyterianischen. Doch wird viel Kraft unnöthig verschwendet im kirchlichen Streit und Zank, denn der Schotte ist eigensinnig bis zum Extrem. Endlich in populären Vorträgen von Geistlichen und andern Gebildeten wird Licht und Aufklärung unter alle verbreitet, welche darnach suchen. Der schottische Charakter bietet eine eigenthümliche Mischung. Der Schotte ist vorsichtig und verschlossen, aber zuverlässig, kalt und doch leidenschaftlich, vor allem über die Maßen stolz. Er ist erfüllt mit unendlicher Selbstachtung und sieht herab auf alles Fremde, wozu in seinen Augen auch alles Englische gehört. Schottland ist das gelobte Land, dessen Glanz leuchtet in alle Welt. Es ist Abend geworden über unseren Wanderungen. Beschließen wir dieselben mit einem nochmaligen Gange durch Princes Street, die Schaufenster sind prächtig erleuchtet. An ihnen vorüber stößt und drängt sich eine unaufhörlich fluthende Masse. Ueber dem dunkeln Garten auf der anderen Seite erheben sich die Formen des Castle Hill, umkränzt von den Lichtern der Häuser, welche auf der Spitze stehen. Da und dort stockt die Masse, um auf den Gesang eines armen Knaben, oder auf das Geigenspiel eines alten Mannes zu lauschen. Ein Straßenprediger verkündigt am einen Ende unter den Lampen mit lauter Stimme seine Predigt, und rund um ihn steht



eine bald neugierig lauschende, bald kritische Bemerkungen murmelnde Menge. Am anderen Ende der Straße hat sich eine der in der Fremde überall gegenwärtigen deutschen Musikbanden aufgestellt. (Schwäb. Merk. vom 5. August 1875.)

Im Gegensatz zu den geschilderten, entbehrt der gälische Theil Schottlands aller der erwähnten Vortheile und gehört zu den ärmsten und culturell zurückgebliebensten Gebieten Europa's. Jagd, Viehzucht und Fischfang bilden die Hauptbeschäftigung der Bergschotten, welche sich durch ihre beinkleidlose Tracht auszeichnen. Aus Kilt (Oberkleid) und Plaid bestehend, schwindet dieselbe indeß immer mehr. Die eifrig betriebene Fischerei beschäftigt sich mit Lachs- und Forellenfang in den Flüssen, noch weit wichtiger ist aber die namentlich an der O.-Küste sehr schwunghaft betriebene Seefischerei: der Haring- und der Stockfischfang. Die Haringe sind launenhaft und erscheinen nicht immer zu derselben Zeit, noch an denselben Küsten; und zwischen ihnen und den Heirathen besteht in Schottland ein unbestreitbarer, wenn auch nicht immer auf den ersten Blick erkennbarer Zusammenhang; die relative Ergiebigkeit des Haringfanges spielt dort nämlich die gleiche Rolle wie in anderen Ländern die jeweilige Höhe der Kornpreise. Die Bergschotten gehören der presbyterianischen, ein nicht geringer Theil auch der katholischen Kirche an, sind übrigens intelligent und unterrichtet, andererseits aber von dickem Aberglauben umnachtet. An das „zweite Gesicht“ wird allgemein geglaubt. Uebrigens sind nicht bloß die Hochlande, sondern ganz Schottland wegen des dort herrschenden Aberglaubens berüchtigt.

Auf weit tieferer Gesittungsstufe noch als Schottland steht Irland, das grüne Erin, jene unglückliche Insel, an welcher die Briten wie es scheint ein Exempel statuiren wollten von dem, was sie an Mißverwaltung zu leisten verstehen. Der Stock der Bevölkerung ist keltisch, doch sitzen im O. und N., in Ulster und im östlichen Leinster germanische Engländer; die von England kommenden Eroberer erreichten natürlich zuerst die ihnen am nächsten liegende O.-Küste der Insel, setzten sich daselbst fest und drängten die eingeborene keltische Bevölkerung, die allmählig aller Rechte beraubt ward, immer mehr gegen W. zurück. Dieser Proceß dauert nun seit 1171, als die Briten zum ersten Male den Fuß auf Irland setzten, und was sich dort seitdem zugegetragen, ist Gewähr genug, um die östliche Bevölkerung der Insel einer Vermischung mit den keltischen Eingebornen nicht zu verdächtigen. Hier waltet vielmehr englisches Blut und damit auch der Protestantismus, während der keltische Ire ein treuer Sohn der katholischen Kirche geblieben. Kräftig und wohlgestaltet, lebt er in elenden Hütten, kaum menschlichen Wohnungen ähnlich, in grenzenloser Armuth, Unwissenheit und Rohheit, durch den Druck der

Verhältnisse seit Jahren in colossalen Mengen zur Auswanderung aus seiner heimatlichen Insel gezwungen, welche, eben in Folge dieser Auswanderung, in ihrer Volkszahl zwar stationär geblieben, immerhin noch an bedenklicher Uebervölkerung leidet. (Gustave de Beaumont. *L'Irlande sociale, politique et religieuse*. Paris 1863. 8°. 7te Aufl. 2 Bde.) Die Gerechtigkeit erfordert indeß, hinzuzufügen, daß an den traurigen Zuständen Irlands die Iren selbst einen Theil der Schuld tragen.

Schon in der Jugend macht sich beim Iren der Hang zu Verschwörungen verbunden mit strengen Gelübden der Verschwiegenheit geltend. Letztere wäre gewiß ein ehrenhafter Zug des irischen Charakters, wenn nicht gar zu oft die kameradschaftliche Treue beim Eintritt ganz gemeiner Versuchungen erschüttert würde. Dieser Charakterneigung entspringen die geheimen Gesellschaften der Fenier, welche die Befreiung der Insel vom britischen Joch und die Herstellung einer irischen Republik anstreben, dann aber der social viel wichtigere Bandmännerbund (Rib-bonmen) mit dem Zwecke den Pächter im Genuße seiner Pacht gegen den Grundeigenthümer zu schützen, natürlich wenn er mit dem Pachtschilling im Rückstande war und ausgetrieben werden sollte. Daher verfiel auch ein Pächter der Behme, der eine Pacht antrat, von welcher ein Landmann entfernt worden war. Diese Behme äußerte sich in einer Reihe von Morden, theils an den Pächtern, theils und zwar meistens an den Grundbesitzern oder richtiger an deren Gutsverwaltern verübt. Diese agrarischen Verbrechen steigerten sich so maßlos, daß der Aufenthalt auf der Insel für die englischen Gutsherren nahezu unerträglich ward, diese das Land verließen, wo sie ihr Leben täglich und stündlich bedroht sahen, und ihre Güter durch gewissenlose Landagenten oder Verwalter besorgen lassen. Einen freien Bauernstand gibt es nämlich auch in Irland nicht; aller Grundbesitz ist in den Händen der englischen Aristokratie; der Ire ist nur Pächter (Farmer) und befindet sich kaum in einer anderen Lage, als der Muschik, der russische Leibeigene, weshalb auch beide dem Großgrundbesitzer seit alter Zeit feindlich gegenüberstehen. Die irischen Pächter kommen zwar dem Stande des einfachen Bauers weit näher als ihre Genossen in Schottland oder gar in England. Während die Zahl der Farmen in Schottland eine durchschnittliche Größe von 74 Morgen Landes hat und in England von 111 Morgen, fällt dieselbe in Irland auf 34 Morgen. In England gibt es eine beträchtliche Anzahl Pachtgüter von 1000 Morgen, in Irland eine solche von 15, 10, 3, ja 1 Morgen. Nicht wenige irische Pächter sind daher kaum mehr als einfache Adersleute. Gleichwohl findet sich neben der Pächterclasse eine Tagelöhnerclasse, die auch befriedigt sein will. Der Ursprung des irischen Elends ist nach dem Gesagten so sonnenklar, daß über ihn eine Meinungsverschiedenheit nicht aufkommen kann. Die Eingebornen jammern zunächst über die Abwesenheit ihrer Gutsherren, allein welcher Gentleman wird wohl in einem Lande bleiben, wo er hinter jeder Hecke ein gegen ihn geladenes Feuerrohr suchen muß? Aus dem gleichen Grunde ist es rein unmöglich, daß Fabriken entstehen, denn welcher Capitalist würde es wagen, mit einer irischen Arbeiterbevölkerung irgend ein Unternehmen zu beginnen. Da also eine große Industrie in Irland nicht denkbar ist, die kleinen Gewerbe aber in unseren Zeiten vollständig beseitigt sind, so bleibt der Bevölkerung kein anderer Erwerbszweig als die Landwirthschaft. Leider vernachlässigt der Ire die Viehzucht, wozu sein Land sich so trefflich eignet, und stemmt sich gegen die Natur, indem er Weizen baut. Ueberwiegend ist jedoch der Anbau der Kartoffel, und diese Frucht liefert, wenn sie nicht fault, immer noch leidliche Erträge. Ein Land also, welches gegen seine natürlichen Satzungen sich auflehnt, muß von vornherein mit Armuth gestraft werden. In der That wird Irland bei Miskrathen der Kartoffelernte meistens von schrecklicher Hungernoth heimgesucht. Die Theilung und Zerstückelung der Ackerfläche ist an sich zwar kein Nachtheil, aber alles richtet sich nach den Verhältnissen. Eine intensive Bewirthschaftung ist nur auf zerstückelten Flächen denkbar und trägt ihre Gewinne in unmittelbare Nähe großer Märkte, vorzüglich in geringen Abständen von Großstädten. Auf dem flachen Lande aber wird sie ein Fluch. Die

Pachtzerstückelungen, wie sie in Irland üblich, führen mit Schnellzugsgeschwindigkeit in das Elend. Wenn die Kinder heranwachsen, theilt der Pächter seine Pacht in Kopftheile; die elenden Hütten bauen sich die Leute gewöhnlich selbst, da sie fast noch weniger Ansprüche an Bequemlichkeit erheben, als die Schweizer zur Pfahlbautenzeit. Geheirathet wird bereits im 17. oder 18. Jahre bei beiden Geschlechtern, und die Ehen sind — in diesem Falle zum Entsetzen — fruchtbar. Daß sich eine Familie in die Pachtflur theilt, ist zwar traurig, aber immer noch verzeihlich. Hat indessen irgend ein Ire eine größere Pacht inne, so will er sogleich den Grundherrn spielen, er zerstückelt ihn in Afterspachte, treibt von den Afterspächtern den Zins ein und lebt dann von dem Ueberschusse des Afterspachtshillings. Oder er läßt auch seine Felder von Conacre-Leuten bestellen. Im S. Irlands ist nämlich das sogenannte „Conacre-System“ im Schwange, wonach der Kleinpächter an den Tagelöhner etwa einen Achtelmorgen Landes zum Zweck des Kartoffel- und Gemüsebaues für des Tagelöhners eigenen Verbrauch, aber nur für eine Ernte, in Aftermiethe gibt. Der Kleinpächter macht damit oft den sechsfachen Betrag dessen, was er an Pachtzins zahlt. (Ausland 1869, Nr. 12, S. 268—269.)

In neuerer Zeit hat die englische Regierung langsam andere und gerechtere Zustände herbeizuführen und zunächst mit der Besitzausweisung der Hochkirche aus irischen Gemeinden begonnen, die ja als Katholiken nichts mit ihr zu schaffen haben. Auch hat sich seit der Hungersnoth in dem Jahre 1841 ein großer Umschwung in den Landpachtgütern vollzogen. Nach den statistischen Tafeln des Jahres 1875 hat sich die Zahl der Pachtgüter dadurch vermindert, daß die sehr kleinen in die größeren aufgegangen sind. Im Jahr 1841 gab es 310,436, im Jahr 1875 nur 69,068 von 1—5 Acres. Die von 5—15 Acres gingen von 252,790 auf 166,595 herunter. Die aber von 15—30 Acres vermehrten sich von 79,342 bis 137,639; die über 30 Acres gar von 48,625 bis 160,292. In der Gesamtzahl der Pachtgüter zeigt sich eine Abnahme von  $22\frac{7}{10}\%$ . Die große Mehrzahl, nämlich 373,626, übrigens ist jetzt noch unter 30 Acres. (Allgem. Zeitg. vom 14. September 1876.) Trotz der seither in Fluß gerathenen und bis zu gewissem Grade sehr berechtigten Home-Rule-Bewegung scheint Irland jetzt besser zu gedeihen. Besonders erfreulich ist es, daß das Loos der ärmeren Classen ein besseres wird. Der Aufschwung Englands scheint auch die Nachbarinsel beeinflusst zu haben, wie aus dem jüngsten General-Ausweis (Registrar General) sich zeigt. Es ergibt sich aus demselben endlich eine Abnahme gewisser Culturländereien, besonders solcher mit Kornfrüchten bebauten; dagegen hat der Flachsbaue zugenommen, und das beweist, daß die Hauptindustrie des Landes verhältnismäßig im Aufblühen begriffen. Ebenso hat sich auch der Rübenbau vermehrt, und damit gewinnt die Viehzucht, für welche Irland besonders geeignet ist, mehr Boden. Der Rindviehbestand ist zwar wesentlich derselbe geblieben, gewachsen nur die Zahl der Pferde, Maulesel und Esel. Ungünstig ist bloß die Verminderung der Schafe um  $\frac{1}{4}$  Million und der stetige Rückgang der Küsten- wie der Flußfischerei. Das erfreulichste Zeichen der Besserung finden wir indeß in der Abnahme der Auswanderung. Diejenige der ersten 6 Monate des Jahres 1875 war geringer als im entsprechenden Zeitraum des Jahres 1874, aber in der ersten Hälfte dieses Jahres ist eine weitere Abnahme von einem vollen Drittel zu bemerken, nur 20,604 Personen verließen das Land. (Allgem. Ztg. vom 13. August 1876.)

Wir haben nunmehr die Zustände der einzelnen Theile des vereinigten Königreiches im Allgemeinen kennen gelernt; es erübrigt uns nur noch einen Blick auf dasselbe in staatlicher Beziehung zu werfen. Großbritannien ist bloß das Mutterland eines gewaltigen, über alle Zonen der Erde sich erstreckenden Staatswesens, welches der Engländer mit Stolz das „Britische Reich“ (British Empire) nennen darf. An der Spitze desselben steht ein Monarch mit dem Königstitel, dormalen eine Königin, die aber als Beherrscherin von Indien sich auch „Kaiserin von Indien“ nennt. Das britische Reich ist eine streng constitutionelle Monarchie, in welcher die Macht des königlichen Oberhauptes



durch die Verfassung beinahe bloß auf äußerliche Prerogative beschränkt ist. London ist der Sitz der Regierung und des Parlaments, bestehend aus einem Unterhause von 655 Mitgliedern, wovon 497 in England und Wales, 53 in Schottland und 105 in Irland gewählt werden, und einem Oberhause, worin nur die Prinzen und der hohe Majoratsadel des Landes sitzen. Unter hohem Adel ist alles zu verstehen, was den Lord- (Herr) Titel führen darf, d. h. die Nobility, welche mit dem Baron anfängt. Die Lordschaft umfaßt den Baron, Viscount, Earl (Graf), Marquis und Duke (Herzog), und erbt in derselben nur der Erstgeborene Besitz und Titel. Der niedere Adel heißt Gentry und bildet mit dem Volke (Commonalty) den zweiten Stand. Dem Regenten stehen zur Seite die Mitglieder des Cabinets einschließlich der Staatssecretäre; in Schottland fungiren besondere Ober-Staatsbeamte, und Irland sowie Indien werden durch „Viceröy“ regiert. Seit uralter Zeit wird Großbritannien in Grafschaften (Shire's) eingetheilt, von welchen England 42, Wales 12, Schottland 33 und Irland 32 enthält. Ihre Namen und sonstigen bemerkenswerthen Besonderheiten zeigt unsere diesbezügliche Tabelle. Auf einer anderen findet der Leser eine Uebersicht aller auswärtigen Besitzungen und Colonien des britischen Reiches.

Die durch Werbung gesammelte Kriegsmacht besteht aus 105,000 Mann in den vereinigten Königreichen (darunter 24,000 Mann Cavallerie) und 62,900 Mann in den Colonien (mit 26,000 Mann Cavallerie) ohne die bewaffnete irische Sicherheitswache von 13,000 Mann. Außerdem gibt es zur Vertheidigung im Inneren eine Miliz, die bis auf 150,000 Mann verstärkt werden kann, und für den Fall eines Angriffes ein organisirtes Corps von Freiwilligen (Volunteers, 113,000 Mann) und eine berittene Truppe kleiner Grundbesitzer (Yeomanry) zur Unterstützung der Behörden bei Unruhen.

In früherer Zeit war die britische Armee ausgezeichnet durch die innere Tüchtigkeit ihrer Truppen und glich dadurch in mancher Hinsicht das Mißverhältniß ihrer Zahl gegenüber der anderer Heere aus. Dies ist jetzt nicht mehr der Fall. Während sich allenthalben eine gewaltige Entwicklung auf organisatorischem, technischem und taktischem Gebiete in den Heeren vollzog, conservirte England, von Neußerlichkeiten abgesehen, die Einrichtungen, mit welchen der eiserne Herzog einst im Halbinsel-Kriege gesiegt hatte, und steht deßhalb an Quantität und Qualität seiner Truppen, sowie in Bezug auf deren Taktik, Bewaffnung und Verwaltung längst nicht mehr in vorderster Reihe unter den Culturstaaten.

Die englische Flotte ist dagegen jeder anderen überlegen, sowohl die Kriegsflotte als die Handelsflotte. Erstere ist vertheilt und wird deren größere Hälfte außerhalb des Mutterlandes verwendet.

Nach einer amtlichen Uebersicht bestand die englische Kriegsflotte am 21. März 1876 aus folgenden Schiffen: a. Gepanzerte Schraubenschiffe: 31 Panzerfregatten,

14 Thurnschiffe, 1 Wibberschiff, 3 Corvetten, 1 Schaluppe, 3 Kanonenboote, 3 schwimmende Batterien; b. hölzerne Schraubenschiffe: 30 Linienschiffe, 3 Blockschiffe, 2 Mörserfregatten, 18 Fregatten, 29 Corvetten, 33 Schaluppen, 43 größere und 76 kleinere Kanonenboote, 9 Transportschiffe, 5 Vorrathsschiffe, 1 Schiff zu arktischen Expeditionen, 1 Torpedoschiff, 4 Schleppschiffe, 5 andere Dienstschiffe; c. Radschiffe: 5 Avisos, 1 Dampfschiff, 3 Nachts, 14 Schleppschiffe; d. Segelschiffe: 2 Kanonenboote, 2 Briggs, 5 Schooner, 1 Küstenwachschiff. Im Ganzen somit 348 Schiffe. Seit 1855 wurden vom Stapel gelassen 573 Schiffe, angekauft 44, verkauft 110, abgebrochen 128, es gingen verloren 31 Schiffe. Von den am 31. März 1876 vorhandenen Schiffen befanden sich 174 im activen Dienste, 176 in der Reserve.

#### §. 14. Schweden und Norwegen.

Die Königreiche Schweden und Norwegen sind bloß durch sogenannte Personalunion mit einander verbunden, d. h. die Kronen beider Reiche werden von dem nämlichen Fürsten getragen und nach außen hin diplomatisch gemeinsam vertreten. Im Uebrigen sind es zwei vollkommen getrennte Staaten, und es gibt daher eine schwedische und eine norwegische Armee und Flotte, eine schwedische und eine norwegische Regierung u. s. w. Jedes der beiden Länder besitzt seine eigenen Einrichtungen und Gesetze, und bis vor Kurzem auch seine eigene Münze; seither hat man sich glücklicherweise zur scandinavischen Münzconvention geeinigt, wonach sich Schweden und Norwegen und auch Dänemark eines gemeinschaftlichen Zahlungsmittels bedienen. In Schweden steht dem Könige ein Staatsrath zur Seite, dann ein Reichsrath mit zwei Kammern; in Norwegen ebenfalls ein Staatsrath und das Storting (großer Rath) der Volksabgeordneten, das sich in das Lagthing (gesetzgebende Versammlung) und Odelsthing (Versammlung der Grundbesitzer) theilt. Das Lagthing besteht aus dem vom Storting gewählten vierten Theil der Beisitzer des Odelsthing. Einen mit Titeln geschmückten Adel gibt es in Schweden, nicht aber in Norwegen, wo indeß die größeren Grundbesitzer factisch dennoch eine Art Aristokratie bilden. Officiell wird Schweden, 444,800 □Km. und 4,342,000 Einwohner zählend, in 24 Läne oder Landeshauptmannschaften getheilt, die an die Stelle der alten historischen Provinzen getreten sind, deren Namen sich jedoch noch im Gebrauche erhalten; in Norwegen mit 316,700 □Km. und 1,817,000 Köpfen ist noch die alte kirchliche Eintheilung in sechs Stifter üblich, welche in 20 Aemter zerfallen. Sitten und Einrichtungen in diesem vom großen allgemeinen Verkehrsstrom nur wenig berührten Lande haben noch eine gewisse Einfachheit bewahrt, welche an dahingeschwundene Jahrhunderte erinnert.



Mächtig trägt dazu allerdings auch der scharf ausgeprägte Charakter des Scandinaviers bei.

Dieser Menschenschlag, abgehärtet, strogend von Kraft, tapfer, unternehmend, voll Liebe zu seinem Vaterlande und stolz auf dasselbe, verdankt diese Eigenschaften der Natur, welche ihn umgibt, und den Beschäftigungen, auf welche sie ihn hinweist. Das Meer, welches er gern seine zweite Heimath nennt neben dem „hehren Norden“, seiner ersten, hat ihn erzogen. Mit Stolz gedenkt er der Visinger, jener kühnen Seefahrer, welche einst auf kleinen, aber sehr tüchtig und zweckmäßig gebauten Schiffen auszogen, die Welt zu erobern. Er ehrt das Andenken der alten Seekönige, auf deren Grabhügeln noch jetzt vielfach runenbeschriebene „Bautasteine“ stehen. Das Land selbst gibt ihm bloß kärgliche Nahrung; und ebenso mühsam holt er, nur selten durch die Fortschritte der modernen Technologie unterstützt, die Metallschätze aus den Bergen. Seine Genüsse sind daher sehr einfacher Art. Das Fleisch von Landthieren ist eine seltene Speise, sein Brod ist eine Art Zwiebad, unter den in schlechten Jahren beim Backen Wirtentrinde gemischt wird; von geistigen Getränken kommt fast nur Branntwein vor. Daß die bessere Gesellschaft in den Städten anders lebt, ist natürlich. Von Einfluß ist es jedenfalls, daß der Scandinavier ziemlich einsam lebt. Mit dem Gesinde lebt er auf seinem Gehöfte „gaard“ mitten in seinem ganzen Besigthum. Nur des Sonntags beim Kirchengang kommt er mit Bekannten zusammen, und deren sind nicht viele. Eine „Bygde“ (entfernt einem Dorfe vergleichbar) liegt meilenweit ab von der andern. Es liegt ein gewisses gesundes, conservatives Element in den Scandinaviern. Sie haben keine der Erinnerungen ihrer großen Vergangenheit vergessen. Ja mehr als das; die altgermanische Götterwelt lebt in Liedern und Sagen noch allenthalben fort. Riesen und Elfen sind noch nicht gestorben und verkehren mit den Menschen.

Der Scandinavier ist tief-religiös. Sein Protestantismus ist so streng, daß er an die Zeit des dreißigjährigen Krieges erinnert. Die Rehrseite davon ist Unbuldsamkeit gegen andere Religionsgenossenschaften. Der Jude war bisher in Norwegen gar nicht, der Katholik nur ungern geduldet. Gemeinsam ist allen Scandinaviern die Liebe zu ihrem Vaterlande. Sie blicken stolz auf das, was dasselbe im Laufe der Jahrhunderte geleistet hat; vor allem erinnern sie sich gern ihrer einstigen Großmachtstellung. Ebensowohl erkennen sie den Werth ihrer neueren Literatur, welche durch das Zurückgreifen auf die alten Stammestraditionen (gothische Schule) erst bedeutend geworden ist. Wenn früher die drei Glieder des Stammes sich anfeindeten, so reichen sie sich jetzt nur desto inniger die Hände, in der richtigen Erkenntniß, daß sie sich am nächsten stehen und auf einander angewiesen sind. Die einzelnen Glieder des Stammes unterscheiden sich dem Charakter nach nicht unbedeutend. Der Schwede ist der Franzose des N., der Mann der feinen Lebensart und des feinen Lebensgenusses. Sein Land ist auch ganz geeignet dazu. Namentlich im S. ist es fruchtbar; „Säter“ (Sennereien) Schwedens können daher mehr Ertrag liefern als die norwegischen; die Regentage sind nicht so häufig, das Land auch nur zum Theile gebirgig. Die Sprache des Schweden ist unter den scandinavischen Dialecten die klangvollste. Eine Meisterhand wie die Tegnér's konnte daher so effectvoll schon mit den bloßen Lauten malen. Zum dichterischen Ausdruck in allen ihren Formen ist sie vorzüglich geeignet. Es ist nicht lange her, seit der norwegische Dialect des Dänischen schriftstellerisch benützt wird; die Sprache der Gebildeten in Norwegen ist das Dänische. Aber mit diesem Dialecte hat der geniale Björnstjerna Björnson Meisterwerke von Novellen geschrieben. Mehrere davon sind in's Deutsche übersetzt worden und können dem Leser Gelegenheit geben, einen Einblick in das nordische Volksleben zu thun. Der Norweger ist exclusiv. Er hat diese Exclusivität auch in seiner Verfassung ausgedrückt. Diese gibt thatsächlich außer dem Beamten nur noch dem Grundbesitzer politische Rechte. Seine Eigenholde, deren auf jedem der zerstreut liegenden Gehöfte eine Anzahl sind, würden sehr zu bedauern sein, wenn nicht durch guten, unentgeltlichen Unterricht auch für sie die Möglichkeit gegeben wäre, sich emporzuheben. Im Ganzen genommen: der Scandinavier ist bieder, gewissenhaft, religiös, verschlossen, kräftig und tapfer. Er sucht sich für die untergeordnete Rolle, die er in der Politik spielt, durch die Erinnerung an die Größe seiner



Zündhölzchenfabrikation, welche jedoch nur, insoferne sie die Hölzchen betrifft, eine specifisch schwedische ist; denn die Zündmassenstoffe werden aus England bezogen. Das Holz ist auch die Grundlage einer ausgebreiteten Hausindustrie in Schweden, und Drechselarbeit und Holzsculptur tragen im ganzen Lande mächtig zur Herstellung des Hausrathes bei. Von dem Holze in seinem Zustande als Kohle ist aber auch die ganze höchst wichtige Eisenproduction Schwedens abhängig. Nun sind aber die in der Nähe der Eisenwerke gelegenen Wälder fast erschöpft, andererseits liegen die meisten Eisenwerke so ferne von den Eisenbahnen, daß eine wirkliche Calamität entstanden ist. Steinkohle besitzt Schweden sehr wenig. Dagegen kann der Qualität nach das schwedische Eisen und der Stahl mit den Producten aller anderen Länder, auch mit England concurriren. Auf dem vortrefflichen Guß-Schmiede-Eisen und Stahl basiert eine ausgezeichnete Maschinenindustrie, Werkzeug- und Waffenfabrikation, welche eine für Schweden imposante Ausdehnung genommen hat und auch absolut betrachtet von Belang ist. Das Verkehrsweisen ist in Schweden recht gut entwickelt. Die Dampfschiff-Fahrt ist dort sehr alt, dagegen das Eisenbahnwesen noch verhältnißmäßig jung. Dennoch hat sich dasselbe mächtig ausgebildet. Die Hauptlinien im mittleren und südlichen Theile sind vollendet, bieten jeden Comfort und bewältigen große Aufgaben in der Frachtenbewegung; auch das Wasserwesen wird sehr gerühmt. (Nach Prof. W. F. Erner. Das nördliche Grenzgebiet des europäischen Gewerbewesens in: Wiener Abendpost vom 11., 12. und 13. Februar 1875.)

Die Natur seiner geographischen Lage bringt es mit sich, daß Scandinavien meist von S. her, und zwar in Malmö betreten wird. Von hier führt die Eisenbahn über Christianstad nach Jönköping und der Reichshauptstadt Stockholm.

Jönköping mit seinen langen, breiten und geraden Straßen ist eine hübsche Stadt von 12–13,000 Einwohnern. Eine besondere Zierde verleihen ihr ein Hôtel, das jeder Residenzstadt Ehre machen würde, und eine „höhere Elementarschule“, worunter ein Gymnasium zu verstehen ist, in welchem 500 Schüler bis zum Bezug der Universität unterrichtet werden, ein Prachtgebäude, vor welchem eine bedeutende Fontaine springt und eine anmuthige Promenade sich ausdehnt. Unter den Fabriken zeichnet sich die colossale Zündholzfabrik aus, deren Umzäunung kaum in 12 Minuten umgangen werden dürfte. Im Hofe liegen ganze Berge von Eipenstämmen, 1000 und noch mehr auf einem Haufen, die einen eigenen Contrast bilden zu den zierlichen Zündhölzchen. Jönköping liegt zwischen dem Munksee und Rodsee einerseits im S. und dem Wettersee andererseits im N. Die kleine Entfernung zwischen dem Munk- und Wettersee machte die Anlage eines Canals, der diese beiden Seen verbindet und die Stadt der Breite nach durchschneidet, sehr leicht. Schiffe, die bei Jönköping anlaufen, ankern nicht in dem trügerischen Wettersee, der sehr oft ganz plötzlich von der größten Ruhe in stürmische Bewegung übergeht, sondern passiren den Canal, dessen drei Brücken zurückgezogen werden, und benützen den vortrefflichen Hafen des Munksee's. Besucher von Jönköping mögen ja nicht einen Abstecher nach dem etwa 1½ Stunden entfernten Husquarna versäumen. Nicht nur ist der Weg dorthin ein sehr entsprechender durch ein üppiges Culturland, an Gärten und Landhäusern, dann auch an einfachen Holzhäusern mit rothem Anstrich und blendend weißen Fensterrahmen vorüber, vor welchen Hunderte der uns wohl bekannten Zündholzschachteln der Jönköpinger Fabrik zum Trocknen ausgebreitet liegen, sondern insbesondere Husquarna, ein unbedeutender Flecken mit einer kleinen Gewehrfabrik, liegt so traulich halb versteckt am Fuß einer Waldhöhe, daß schon dieser Anblick dem Besucher lohnend erscheint. Doch sind es hauptsächlich 8 Wasserfälle, welche hier der Husquarnafluß bildet, die das Interesse in Anspruch nehmen. Neben einer romantischen Waldschlucht steigt man auf Fußpfaden in die Höhe und sieht nun der Reihe nach die Fälle, die sich in hübscher Mannigfaltigkeit darstellen: bald ist der Sturz ein jäher im rechten Winkel, bald braust das Wasser über gewaltige Felsen in sehr stumpfem Winkel, bald verengt, bald erweitert sich der Fall.



fallender; denn während jene fast überall Vegetation zeigen, liegen diese als kahle und nackte Felsenmassen beim Gedanken an einen Sturm wirklich Grauen erregend vor uns. Bei Södertelge gelangten wir durch den Södertelgecanal in den Mälarsee, der reichlich für die während der Schleusenpassirung erduldeten Entbehrungen entschädigt: überall Inseln in allen Variationen, Schlösser, Bauernhäuser und Fischerhütten darauf, lebhaftes Schifffahrt. Man merkt mehr und mehr, daß man der Königin des Mälar, dem schönen Stockholm, sich nähert. Nach dreistündiger Fahrt auf dem Mälarsee landeten wir denn auch am Riddarholm, und Stockholm, diese durch Verbindung der größten Gegensätze wirklich einzige Stadt, nahm uns gastlich auf.“ (Schwäb. Merkur vom 25. November 1875.)

Stockholm mit 148,000 Einwohnern liegt auf 7 Inseln an der Vereinigung des Mälarsee's mit der Ostsee; die Stadt ist unter allen nordischen Städten die schönste, und hinsichtlich der Schönheit und Einzigkeit ihrer Lage wird sie neben Constantinopel und Neapel genannt. (Siehe über Stockholm: J. G. Kohl. Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, S. 368 bis 383; und W. Wattenbach. Stockholm. Ein Blick auf Schwedens Hauptstadt und Schwedens Geschichte. Berlin 1875. 8<sup>o</sup>.) Stockholm heißt oft auch das nordische Venedig, aber — bemerkt Albert Vandal (*En karriole à travers la Suède et la Norvège*. Paris 1876. 8<sup>o</sup>.), dem wir im Nachstehenden folgen — es ist keine Copie, sondern ein Original“.

Steht die nordische Hauptstadt an Pracht und Menge der Paläste hinter der Lagunenstadt zurück, so vereinigt sie dagegen Alles, was die Natur Venedig versagt hat: Berge, Felsen und Waldlandschaft; die Canäle, welche in Venedig die Kunst gezogen, werden in Stockholm von natürlichen Meeresarmen gebildet. Den schönsten Ueberblick über die Stadt hat man von der Terrasse Mosebacke aus, die auf der Höhe von Södermalm, der südlichen Vorstadt Stockholms, liegt. Södermalm selbst, ursprünglich ein wildes Gebirge, hebt sich dem See und der Stadt gegenüber steil und schroff empor; nur eine Straße führt vom Mälarsee hinauf, die anderen Wege sind Treppen. Auf Mosebacke nun hat man ein prachtvolles Panorama vor sich, eine aus mehreren Inseln gebildete Stadt, welche auf dem Meere zu schwimmen scheint, und einen Wald von Masten. Im O. der Stadt liegt der Djurgården (Thiergarten), eine Insel für sich, einst ein wirklicher königlicher Thiergarten, jetzt ein Lustort mit zahlreichen Restaurationen, Cafés u. s. w., ein Sammel- und Schauplatz für allerlei städtische und ländliche Vergnügungen. Mit jedem Frühjahr erhebt sich da am Ufer der See eine hölzerne Stadt, die mit dem Fallen der Blätter wieder verschwindet. Sie gleicht einer wandernden Messe: es gibt da Ringelspiele, Theater im Freien, Seiltänzerbuden u. dgl. Weiter landeinwärts erheben sich Pavillons jedweder Stylart auf Terrassen, mit der Aussicht auf den Meeresarm; es sind Restaurants. Diese bleiben auch den Winter über stehen und geöffnet, und wenn dann eine dicke Eisdecke die Gewässer des Mälar und der Ostsee, Schnee die Granitquais bedeckt und Stockholm von ferne wie in einen Hermelinpelz gehüllt erscheint, da wimmeln flinke Schlitten im Djurgården und man vergnügt sich und tafelt unter den reißbedeckten Bäumen und Gebüsch. Während des Sommers strömt die vornehme und bürgerliche Welt hier zusammen; man trinkt Eispunsch, bewundert die Schönheit der nordischen Dämmerung bei den Klängen von einem halben Duzend Orchestern. In den Djurgården muß man auch kommen, um die Schönheit der Stockholmerinnen zu bewundern, wie man in Sevilla am Abend an den Ufern des Guadalquivir auf- und abwandeln muß, um die in ihre Mantillen gehüllten andalusischen Manolas vorüberziehen zu sehen.

Im Mälarsee liegen etwa dreizehnhundert Inseln, seine Engen, Landzungen, Vorgebirge und Buchten sind kaum zu zählen; bald gleicht er einem Zu-



iammenflüsse von Strömen, die sich nach allen Seiten verzweigen, bald einem majestätischen Wasserbecken, das den Sommerschlössern des schwedischen Königshauses zur Perspective dient; in seinen Fluten spiegeln sich die Thürme von Gripsholm, die großen Freitreppen von Drottningholm und die Terrassen von Ulriksdal. Gripsholm ist eine Ritterburg; seine ernsten Säle, in denen jetzt Rüstungen in langen Reihen Wache stehen, haben mehr als eine Revolution erlebt und seine Thürme mehr als einem entthronten Fürsten zum Gefängnisse gebient. Drottningholm, ein prachtvoller Bau, ist der Lieblingsaufenthalt des gegenwärtigen Königshauses; Ulriksdal, an einer der reizendsten Buchten des See's gelegen, ist die Residenz der kunst sinnigen Könige.

Nördlich von Stockholm liegt die Universitätsstadt Uppsala mit 12,000 Einw. in sehr einförmiger aber fruchtbarer Gegend, dort wo der Mäler-See sich zuletzt zu einer Flußmündung verengt. Uppsala hat enge, schnurgerade Straßen, aber keine anderen Baudenkmäler als Kirchen, Collegien und Bibliotheken; das Schloß, die zur Universität gehörigen Gebäude und der Dom stehen auf einer kleinen Anhöhe. Uppsala hat wohl einen alten Namen, aber die gegenwärtige Stadt ist neueren Datums; die Holzbauten der schwedischen Städte werden zu oft von Feuer vernichtet, um alt zu werden. Ein solcher Brand zerstörte auch 1869 das seither großentheils neugebaute und schöngelegene Gefle, eine Stadt von 16,000 Einw., die dritte Handelsstadt Schwedens. Dieselbe besitzt zwei Schiffswerften, eine Navigationschule, und treibt bedeutenden Handel in Holz und Eisen. Westlich von Gefle, am buchtenreichen Runn-See vorbei, fährt uns der Schienentweg nach Falun, einem Städtchen von 6300 Einw. und Hauptstadt der früheren Provinz Dalarne (Dalekarlien), welche sich nicht nur hinsichtlich der Natur, die hier mehr und mehr gebirgig und großartig wird, sondern auch hinsichtlich der Bevölkerung von den südlicheren Theilen Schwedens unterscheidet. Die Bewohner Dalarne's sind ein kräftiger Menschengeschlag, mit viel Mutterwitz und Geschicklichkeit begabt, welche letztere sie in Uhrenfabrikation, Haarflechtereien u. dgl. beweisen. Den Winter bringen sie meist zu Hause zu, während sie im Sommer ihre Fabrikate in Schweden, Dänemark und England verkaufen oder durch Arbeit, besonders in Stockholm, Verdienst suchen. Die in die heimatlichen Thäler Zurückkehrenden bringen aber mehr und mehr fremde Sitten mit, worunter die Sitteneinfalt, die Jahrhunderte lang Dalarne ausgezeichnet hat, nothzuleiden beginnt. Unter sich sprechen die Dalekarlar einen eigenthümlichen Dialect. Auch findet man noch in Dalarne eine fleidsame Nationaltracht, während im südlichen und mittleren Schweden dieselbe verschwunden ist. Seine Hauptbedeutung hat Falun durch sein Kupferbergwerk, das jedoch lange nicht mehr ist, was es vor zwei und drei Jahrhunderten gewesen. (Schwäb. Mercur vom 17. Februar 1876.)

Im südlichen Schweden besitzen noch Karlskrona, eine Stadt von 17,000 Einwohnern, die auf einigen Felseninseln im Baltischen Meere liegt, und Göteborg mit 61,700 Einwohnern, am Eingange des Kattegat, als zweitwichtigster Handelsplatz Schwedens besondere Wichtigkeit. Auf der Insel Gotland, d. h. gutes Land, liegt Wisby mit 6000 Einwohnern, einst ein Hauptsitz des Ostseehandels.

Einigermassen verschiedenere Verhältnisse als in Schweden treffen wir in dem Nachbarreiche Norwegen, dessen Gefittungsstufe im Allgemeinen eine tiefere ist als jene Schwedens. (Siehe Dr. C. J. Broch. *Le Royaume de Norvège et le peuple norvégien, ses rapports sociaux, hygiène, moyens d'existence, sauvetage, moyens de communication et économie*. Christiania 1876. 8°. und Emil J. Jonas. *Norwegen und seine Entwicklung*. Berlin 1876. 8°.)



Interesse am meisten in Anspruch. Gegenwärtig befinden sich 493 Km. Eisenbahnen in Betrieb, weitere 859 Km. sind im Bau begriffen und 215 projectirt, so daß bis zu Ende des Jahres 1881, wo alle diese Bauten vollendet und ausgeführt sein sollen, das norwegische Eisenbahnnetz 1567 Km. umfassen wird. Die Hauptlinie, deren Herstellung man im Auge hat, ist jene von Christiania nach Throndhjem in einer Ausdehnung von beiläufig 500 Km., während eine 115 Km. lange Zweigbahn diese mit dem schwedischen Bahnnetz verbinden soll.

Norwegens wichtigste Städte sind Christiania, Christiansand, Stavanger, Bergen, Throndhjem (Drontheim), Ramsø, Bodø und Tromsø, von denen wir einige näher kennen lernen wollen.

Christiania mit dem Fort Agerhuus, ausgezeichnet als Regierungssitz, als Universitäts- und Handelsstadt, kann sich in keiner Hinsicht mit Stockholm messen, weder was die Schönheit der Lage, noch die Großartigkeit und Pracht der öffentlichen Etablissemments, noch endlich den Werth seiner Museen anbetrifft. (Ueber die Lage von Christiania siehe J. G. Kohl. N. a. D. S. 349—368.) Diese letzteren Verhältnisse mögen wohl zum Theil daraus entspringen, daß Christiania erst in relativ neuer Zeit einen raschen Aufschwung genommen hat; noch im Jahr 1814 zählte seine Bevölkerung kaum mehr wie 10,000 Seelen, und gegenwärtig beträgt sie nahezu 90,000 Einw. Auch sonst besitzt Christiania wenig Merkwürdigkeiten; daß es ein königliches Schloß und ein Zuchthaus, ein Theater und eine Börse, eine Universität und ein Zollhaus, ein Regierungsgebäude und eine freie Presse nebst sonstigen öffentlichen Anstalten, Gebäuden und Vereinen besitzt, ist nichts Besonderes für die Stadt, welche in vier Stadtviertel (Quartiere) und 12 Vorstädte eingetheilt ist, wovon die letzteren, weithin zerstreut, förmlich durch Berg und Thal von einander getrennt sind. Die Stadt selbst steht auf Felsgrund, das Gestein reckt seine knochigen Geschiebe überall hervor, ja dicht neben dem neuen und ziemlich ansehnlichsten Storthing-Gebäude, in welchem sich die Vertreter des Landes versammeln und die Staatsarchive befinden, erhebt sich ein förmlicher Bergbuckel. Die westliche Küste Norwegens ist den regenbringenden Winden direct ausgesetzt, nämlich dem SW.- und W.-Winde. Der Regenfall ist daher namentlich im südlichen Theile ein ziemlich erheblicher. Zu Bergen ist er sogar durchschnittlich 1,00 M. im Jahre und es genießt mehr Regen= als schöne Tage. Wenigen Reisenden ist es noch geglückt, Bergen, unter früherer dänischer Herrschaft die alte Hauptstadt Norwegens, heute ein wichtiger Platz mit 30,000 Einw. für den Handel mit dem W. und N., bei trockenem Wetter zu sehen. Es ist zwischen einer weiten Bucht und sieben Bergen in den Bergfalten eingenistet und besteht eigentlich aus vier oder fünf durch jähe Abhänge von einander geschiedenen Städtchen. Bergen ist der Haupthandelsplatz Norwegens und ein Hauptstapelplatz für die Fischerei. Es erhält alljährlich von den Lofoden-Inseln circa 600,000 Stockfische und versendet an 200,000 Tonnen Thran und eingesalzene Fische. Die Stadt liegt am inneren Ende des tief in das Land einschneidenden Meerbusens Waag, hat enge, krumme, unebene Straßen, meist hölzerne Häuser in dem eigenthümlichen norwegischen Style, nur zwei Thore, aber sechs öffentliche Plätze und ein königliches Schloß. Bergen hat auch seine Börse, die nach Dandal ein Palast ist, und ein Theater, welches einem schlecht geschlossenen Wagenschupfen gleicht. Die Gebiete nördlich von Bergen, die Gegend von Sognefjord, Romsdal, Drontheim und die arktische Region, scheinen nicht besonders von Regen heimgesucht zu sein. Der Juli namentlich, zugleich der günstigste Reisemonat, ist zumeist schön. Die nördlichsten Punkte sind jetzt mit vollem Comfort erreichbar, da alle Wochen Dampfer von Drontheim die Küste entlang gehen bis nach Vadoe, nahe der russischen Grenze. Im Winter verkehren diese Dampfschiffe seltener und auch langsamer, da die Schifffahrt durch so enge und felsenumsäumte Canäle in den dunklen Winternächten unmöglich. Die Schiffe sind groß und bequem und legen beinahe alle zwei bis drei Stunden an einer Station an. Die westliche Küste Norwegens ist durch Inseln oder mindestens niedere Felsriffe im W. so wohl geschützt, daß von Christiansand bis Hammerfest keine schwere See und somit auch den Empfindlichsten keine Seerkrankheit droht. Oft dampft das Schiff stundenlang durch eine Art Engpaß. In einem solchen

und im sogenannten „Garten Norwegens“ liegt auch Thronhjelm (21,000 Einw.), die alte befestigte Krönungsstadt, an der Mündung des Nid in den Thronhjemsfjord, einem tief in das Land eindringenden Meerbusen. Sie ist eine der interessantesten und ältesten Städte Norwegens und dehnt sich über welliges Terrain gegen N. zu. Kommt man von der See, so bildet die Stadt einen schönen Halbkreis, die blanken Holzhäuser steigen terrassenförmig an und die ehrwürdige St. Olafs-Kathedrale hat die grüne Hüggelkette zum Hintergrunde. Es ist ganz merkwürdig, hier in dem Breitengrade der Hudsons- und Beringstraße die vornehmsten Früchte der Civilisation zu finden: ausgezeichnete Schulen, auch für den höheren Unterricht, splendid ausgestattete Hospitäler, eine alte Kathedrale und ein Theater, in dem gewöhnlich das Drama, mitunter auch die Oper gepflegt wird. Es gibt auch noch nördlich von Drontheim einige bedeutendere Plätze, wenn auch dieses selbst als das nördlichste Centrum der Civilisation in Norwegen, ja, machte ihm nicht Archangel diesen Rang streitig, als der Welt selbst gilt. Diese bedeutenderen Orte sind: Romsø, Bobø und Tromsø. Romsø liegt zu Häupten des Romsenfjord und am Ausflusse des Romsen, eines breiten, schiffbaren Stromes, der durch einen wohlbevölkerten Landstrich fließt, welcher Getreide, Graswuchs und Waldungen aufweist. Bobø liegt an der Mündung des Salten Fjord, innerhalb des Polarkreises, 67° 20' gegenüber der südlichsten der Lofoden-Inseln, die nahezu ein Viertel des Horizontes einnehmen und eine nackte Felsenkette von der kühnsten und phantastischsten Formation bilden. Scharf eingezackt, gemahnt sie an das Gehiß eines Haifisches; von Bobø aus, das nur 100 km. entfernt, heben sie sich bei klarem Wetter scharf von ihrem atmosphärischen Hintergrunde ab. Von wunderbarer Schönheit ist es, wenn diese Inselreihe von Schnee bedeckt ist. Einige dieser Felsipitzen erheben sich bis 1520 M. Höhe. Die Inseln sind ziemlich dicht von einem abgehärteten Fischervölkchen bewohnt, das hauptsächlich das Material zum Leberthran beschafft. Bobø gilt als Stadt und rühmt sich eines vollen Tausends von Einwohnern; es ist hübsch gelegen, hat in seinem Thale Getreide und Grasplätze aufzuweisen und eine anmuthige, wenn auch nicht hohe Hüggelkette, sowohl im Hintergrunde als die Küste entlang. Auf diesen Hüggeln finden sich eine Menge alpiner und subalpiner Pflanzen, Saxifragen, Dryas, Anemonen, Azaleen, Heidelkraut und Beerensträucher. Die Flora der arktischen Region scheint reichhaltiger an verschiedenen Pflanzengattungen als jene des mittleren Norwegens, allein die letztere ist so üppig, so reich an individuellen Pflanzen, daß sie den Eindruck größerer Profusion hervorbringt. An Bedeutung zunächst Bobø kommt die Stadt Tromsø. Sie befindet sich auf einer kleinen Insel, die nur durch einen schmalen Canal von einer größeren im N. getrennt und so vor dem Winde geschützt ist. Im Hafen von Tromsø gibt es stets eine Menge Schiffe, norwegische, russische, deutsche und andere. Allüberall ist Stodfish aufgeschichtet, zum Trocknungsproceß in der Sonne. Schiffe werden im Hafen gebaut und ausgebessert. Die Stadt weist eine Menge Läden auf; zwei davon prangen sogar mit Spiegelscheiben, und angestellte, lebensgroße Gliederpuppen der Firma G. Moses u. Sohn gewähren diesem nördlichen Erdwinkel großstädtisches Relief. Hinter der Stadt erheben sich Birken und Fichten, bewaldete Hüggel mit einigen hübschen Landhäusern, die eine schöne Aussicht auf die imposantere Hüggelkette der gegenüberliegenden Insel gewähren. Doch geräth man außerhalb der Stadt, im Juni noch, alsbald in Schnee. Der Stolz Tromsø's ist seine Kathedrale; sie ist aus Holz erbaut, sehr schön und noch in erster Farbenfrische, groß und kreuzförmig erbaut. Das Innere ist von peinlicher Reinlichkeit und alles Gitterwerk schön geschnitten. Auch besißt die Kathedrale eine schöne Orgel. (Wiener Abendpost vom 11. Sept. 1875.)

In Tromsø finden wir im Contacte mit der Civilisation die ersten Spuren der Barbarei. Es leben eine Menge Lappen in seiner Umgegend, und obwohl die Missionäre an ihnen wahre Wunder auf pädagogischem Gebiete gewirkt, erweisen sie sich doch immer noch als eine untergeordnete Race. Ihre Fähigkeiten erscheinen nur sehr beschränkt und sie bilden, wie bei uns die Zigeuner, eine aparte Race.





ganzer Reichthum überhaupt, besteht in Renthierheerden; 400 dieser nützlichen Thiere (norm. Menore, lapppl. Sarvis) haben den Lappen, sein Weib und seine Kinder von ihrem Ertragnisse zu ernähren. (Heinrich Frauberger. Der Besitz der Nomadenlappen, im: Ausland 1872, Nr. 13, S. 303.) Die Arbeitstheilung ist lange noch nicht ideal: die Männer kochen, die Frauen nähen, beide manipuliren mit den Renthierern. Die Zucht derselben ist, von volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten aus betrachtet, noch in der Kindheit; wäre sie rationell ausgebildet, sie müßte die einträglichste Viehzucht der Erde sein. In der ökonomischen Benützung von Zeit und Kraft haben es die Lappen gleichfalls nicht weit gebracht. Die besten unter ihnen, Lehrer und Beamte, gehen noch am wirthschaftlichsten damit um. Die ökonomische Ausbildung der Seefinnen läßt aber am meisten zu wünschen übrig. Daß die Lappen auch von den Einflüssen der Mode nicht frei sind, lehrt ihr unmäßiger Gebrauch von Kaffee, die gegenwärtige Revolution der weiblichen Kopftracht, der Gintausch der norwegischen Begrüßungsform gegenüber der lappischen, der finnländischen Schuenschuhformen gegenüber der eigenen u. s. w. Dies liefert zugleich einen Beweis davon, daß sie bereit sind, vom Althergebrachten abzugehen, wenn sie Besseres und Brauchbareres annehmen können. Sie können dies auch leichter, da ihnen der historische Sinn fehlt; über den Großvater hinaus weiß sich keiner an etwas zu erinnern, die Tradition ist eine unbedeutende, ihre Märchen sind weniger Dichtungen der Vergangenheit, als Geschichten von Ereignissen, die zu allen Zeiten stattfinden konnten und können, in denen es Nomaden mit Renthierern gibt. Wenn sie auch äußerlich die Gebräuche des protestantischen Glaubens angenommen haben, geben sie sich doch, kaum Einen ausgenommen, mit dem Nachdenken über die christlichen Lehren keine Mühe. Mit Rücksicht auf die Ehe huldigen sie gleichfalls der modernen Idee, und die Schönheit und Bedeutung eines Lappenmädchens wächst mit der Zahl der Renthiere, die sie zur Aussteuer erhält. Dem Geiste und dem Gelde zollen sie Verehrung, jedoch keineswegs in feiler, knechtischer Form; sie wissen, daß sie frei sind, wie Jedermann in Norwegen. Unsere Gismänner haben lebhaftes Interesse für die Geschäfte der Schule, der Kirche, der Gemeinde, der Provinz; für Minister sind sie so wenig interessirt, wie in der Regel auch unsere Bauern, aber von der Existenz eines Königs wissen sie. Die Steuern zahlen sie mit einer Regelmäßigkeit, die Ordnungssinn und Pflichtgefühl verräth, unterlassen jedoch so wenig als unsere Bauern die Bemerkung an den Steuereinnehmer, daß sie sehr hoch seien. Da sie sich manchmal im Schnee baden, gewöhnlich am Abend reine Füße zum Vorschein kommen und Einige einen schneeigen Hals haben, so darf ihnen Reinlichkeit nicht abgesprochen werden, obgleich sich in ihrer Suppe Renthierhaare in Menge vorfinden, und sie sich bei den eigenthümlichen klimatischen Verhältnissen des Geschirreinsens begeben haben. Die Nomaden sind sehr gutmüthig, wenn sie richtig behandelt werden, beugen sich aber auch vor dem Gebietenden, wenn er Energie und eine die Wildheit des Klima's überwindende Willenskraft hat. Außer dem Renthierdiebstahl, den sie übrigens selbst für keinen Diebstahl erklären, sind sie ehrlich und bei jedem Transporte verläßlich. Sie sind die einzig verwendbaren Führer über die öden Schneeregionen ihres unendlichen Plateau's und leisten Staunenswerthes im Pfadfinden. (Nach H. Frauberger.)

### §. 15. Das Königreich Dänemark.

Dieses kleine Reich besteht aus dem nördlichen Theile der cimbrischen Halbinsel, nämlich dem flachen ebenen Jylland oder Jütland (25,220 Qkm.) und vielen Inseln, die in der Ostsee und dem atlantischen Océane zerstreut liegen. Zu den letzteren gehört Island und die Faröer-Gruppe; die Gilande

der Ostsee aber, welche eigentlich den Hauptbestandtheil des Königreichs bilden, sind: Fyen oder Fünen (3080 □Km.), Arrø und Langeland, ferner Saaland oder Lolland, d. i. niedriges Land, (1210 □Km.), Falster, der Obstgarten Dänemarks, das mit hohen Kreideuern umgürtete Moen und das trefflich ausgebaute Sjælland (Seeland), 7048 □Km. umfassend, also die größte der dänischen Inseln, mit den kleinen Gilanderø Amager und Saltholm, endlich das wegen seiner felsigen Küsten an den meisten Orten unzugängliche, im Innern aber fruchtbare Bornholm. Im Kattegat liegen die Inseln Anholt und Laesø. Ohne die Nebenländer umfaßt das Königreich Dänemark 38,200 □Km., auf welchen 1,874,000 fast ausschließlich lutherische Einwohner unter einer streng constitutionellen Regierungsform leben. Die Eintheilung des Landes zerfällt in 13 Aemter, wovon 4 auf die Inseln und 9 auf die Halbinsel Jütland kommen. Island, welches sich einer besondern Verfassung und einer eigenen gesetzgebenden Versammlung (Althing) erfreut, ist in 4 Aemter getheilt, die Farðer bilden 1 Amt. Außerdem besitzt Dänemark Colonien in Grönland, welche in ein nördliches und ein südliches Inspectorat zerfallen, und in Westindien, wo ihm die Inseln St. Thomas, St. John und Sta. Cruz gehören. Die Armee des kleinen Königreiches zählt 52,000 Mann, die Kriegsflotte im Ganzen 63 Fahrzeuge. Das Volk der Dänen hat für die Cultur Bedeutendes geleistet. Ihre Sprache, etwas bäuerisch und holprig klingend, paßt sehr gut zum Ausdruck kindlicher Gedanken. Anderseits in seinen wunderschönen Märchen, welche auch in Deutschland wohl gekannt sind, schließt sich in mancher Hinsicht an den Norweger Björnson an. Auch zur Tragödie, welche der Anmuth doch leichter entbehren kann, ist sie geeignet. Ebenso ist auch der Däne ein ganz annehmbarer Nachbar, sobald man sein sehr reizbares Nationalgefühl nicht antastet. Hierin ist er, wie Schwede und Norweger, sehr empfindlich und sieht aus diesem Grunde mit mißtrauischem Blicke auf Deutschland.

Das Land ist flach und eben mit alleiniger Ausnahme von Jütland, welches längs der O.-Küste von einem unbedeutenden Hügelzuge durchzogen wird, und, einige Haidestriche ausgenommen, fruchtbar. Die Luft ist feucht, die Witterung wegen der Lage zwischen zwei Meeren sehr veränderlich. Bedeutende Flüsse und Seen gibt es in Dänemark nicht; ebensowenig, von der Hauptstadt abgesehen, nennenswerthe Städte.

Die Eisenbahn quer durch die Insel Seeland von Korsør (an der SW.-Küste) nach Kopenhagen ist sehr öd und bietet des Sehenswürdigen so gut wie Nichts — gleichsam eine Eindruckspause zwischen der Seefahrt und den zu erwartenden Merkwürdigkeiten der Hauptstadt. Fläche, aber wohlbebaute Felder, Weiden, wie in



außerdem fahren fortwährend die Stadtomnibusse und Legionen von Droschken, bei welcher letzteren (sowie überhaupt in dieser Stadt) eine stramme Aufsicht der Polizei und nachahmungswürdige Ordnung des ganzen Verkehrs anzuerkennen ist. Nach diesen ersten Eindrücken wird sich jeder Fremde möglichst bald der Perle der Stadt, dem Museum des großen Thorwaldsen zuwenden. Auch an sonstigen Sammlungen ist die Stadt sehr reich; als specifisch heben wir nur die „Sammlung nordischer Alterthümer“ hervor, welche Kopenhagen für seine Aufgabe hält, da es sich mit Recht als geistigen Vorort des scandinavischen Nordens und berufenen Hüter von dessen großer, geistvoller Vergangenheit betrachtet. Zur Erholung von der Anstrengung des Sehens und der Fülle bedeutender Eindrücke mögen wir uns einem der vielen reizenden Spaziergänge zuwenden, unter denen man reiche Auswahl hat, vor Allem dem vielgerühmten Tivoli. Es ist ein großer, zweifellos künstlerisch angelegter Garten oder Park, den besonders die wiederholt mögliche Vereinzigung und Verwerthung tiefer Wasserarme reizend macht. Zahlreiche Restaurationen, Cafés und Conditoreien bieten allenthalben Erfrischung; derberer Geschmack findet auch die Schaubuden und Locale theils unserer Volksfeste, theils des Pariser Stils — man könnte sagen, es seien hier die belustigenden Anhängel der Messen in Permanenz erklärt und finden um sehr geringen Eintrittspreis für alle diese Kostbarkeiten zusammen ein überaus großes, buntgemischtes Publikum. Ruhe und Schönheit zugleich bieten in hohem Maß die prächtigen Spaziergänge auf dem hohen Meerdamm, der den Sund entlang nordwärts führt, die „lange Linie“. Von hier aus präsentirt sich in richtiger Entfernung das höchst interessante Schiffsleben in dem schmalen Meerarm zwischen dem Hauptheil Kopenhagens und der gleichfalls noch zur Stadt gezogenen Insel Amager, ein zwar nicht geschlossener, aber wegen der Enge des Durchgangs doch sehr bequemer, natürlicher Hafen, in welchem besonders die große Masse der überall hinlaufenden Dampfschiffe verschiedenster Größe den Einblick in die bedeutende Handels- und Verkehrsthätigkeit der Stadt gewährt.

Von den übrigen Städten Dänemarks fesselt keine die Aufmerksamkeit; wir bemerken deßhalb als behaltenswerth bloß das den Sund mit der Festung Kronenborg sperrende Helsingör (10,000 Einwohner) auf Seeland, Nyborg (2800 Einwohner) und Odense (14,300 Einwohner) auf Fünen, Ryslöbing auf Falster und Rønne (5400 Einwohner) auf Bornholm. Am jütischen Festlande liegen die ansehnlicheren Orte Aalborg (spr. Olborg, 10,000 Einwohner), Aarhus (spr. Orhus) mit 15,000 Einwohnern und Fredericia (6300 Einwohner), wo der kleine Belt bis auf  $1\frac{7}{8}$  Nm. zusammengeschnürt ist.

Ueber die wirthschaftlichen Verhältnisse Dänemarks verbreiten die neuesten amtlichen Berichte der Engländer einiges Licht. Danach zeigt die Ausfuhr landwirthschaftlicher Erzeugnisse während des Jahres 1875 eine sehr befriedigende Zunahme. Die Ausfuhr von Rindvieh überstieg die Zahl von 88,000, was die doppelte Durchschnittszahl der acht Jahre vor 1874 ist und die Ausfuhr von 1874 um mehr als ein Drittel übersteigt. Die Ausfuhr von Schafen und Lämmern (65,000) ist dreifach so groß wie in irgend einem Jahre vorher. Die von Schweinen (über 156,000) zeigt eine Abnahme, desgleichen die von Cerealien, aber noch betragen diese 1,860,000 Barrels. Vor zehn Jahren gab es im Wesentlichen keine Butterausfuhr, jetzt beträgt dieselbe dort jährlich 120,000 Fässer. Die Ernte des Jahres 1875 übertraf die Durchschnittsernte. Da aber die Maschinen verbessert sind, die Arten der Bebauung desgleichen und viel Capital angewendet worden ist, so betrug der Werth des verwendbaren Mehrertrages an Bodenerzeugnissen im Jahre 1874 über 64,800,000 RM. gegen 36,600,000 im Jahre 1869. Die vortreffliche und sich vergrößernde Handelsflotte ist 225,545 Tons groß und umfaßt 2882 Segelschiffe, 135 Dampfer und etwa 11,000 Boote. Der Werth der Einfuhr



betrug im Jahre 1874 140,000,000 RM., der Ausfuhr 108,000,000. Die erste Stelle unter den mit Dänemark handelnden Ländern nimmt Deutschland ein, die zweite Großbritannien, ein sehr beträchtlicher Theil aber des nach Deutschland gehenden oder von dort kommenden Stoffes ist nur Durchgangswaare von Großbritannien, dem Hauptabnehmer Dänemarks. Das Budget Dänemarks für 1876/77 zeigt 30,005,400 RM. Einkünfte gegen 28,131,000 Ausgaben. Die Nationalschuld betrug im März 1875: 111,501,373 RM. Im Jahre 1875 wurde die Goldwährung eingeführt und Goldstücke im Werthe von 20 und 10 Kronen (1 Krone = 60 Pfennige) in Umlauf gesetzt. (Wiener Abendpost vom 3. October 1876.)

Unter den dänischen Nebenländern, welche an dieser Stelle eine Erwähnung finden müssen, gedenken wir zunächst der Farøer (1320 □Km.). Es sind kahle, steile, durchaus baumlose Felsengruppen, von Stürmen umbraust, rauh und feucht. Ihre Fauna ist ebenso bescheiden wie ihre Vegetation. (Siehe: Ausland 1873, Nr. 4, S. 80.) Halbwilde Schafe, von welchen die Inseln den Namen haben, und Pferde sind die hervorragendsten Vertreter der Thierwelt. Unter den großen Wassersäugethieren ist der Grindwal (*Delphinus globiceps*), der alljährlich hier in großen Mengen gefangen wird, von hoher Bedeutung. Die 1000 Einwohner der Farøer beschäftigen sich mit dem Sammeln von Eiderdunen, mit Fisch- und Seehundfang, und besitzen in dem 900 Köpfe zählenden Städtchen Thorshavn auf Stromø einen Marktplatz nicht ohne Bedeutung. Noch viel interessanter als die Farøer ist ob der dort herrschenden eigenthümlichen Verhältnisse die nordische Insel Island.

Die Bevölkerung Islands beträgt etwa 70,000 lutherische Menschen, welche sich mit Recht als das jüngste und zugleich unvermischteste der europäischen Völker betrachten dürfen. Der Isländer ist heute noch der reinste Germane und seine Sprache ist gegenwärtig noch genau so, wie sie von dem ersten Ansiedler 874 n. Chr. gesprochen wurde, weicht also nur wenig vom Altnordischen ab. Die Isländer, hoch gewachsen und kräftig, ruhig, ernst, vorsichtig, einfach in ihren Sitten, reden jeden mit Du an, sind gastfrei, freiheitsliebend, streitsüchtig und halten mit unendlicher Zähigkeit an ihrer Meinung. Ackerbau ist zwar in Island nicht unmöglich, aber die Reife des Kornes hängt von so vielen Zufälligkeiten ab, daß es theurer ist, Korn zu bauen, als zu kaufen. Für den Graswuchs ist die Insel dagegen ganz geeignet. Bei jedem Hofe findet man ein mit Steinen eingegrenztes Stück Land, Tun, auf welchem kräftiges Gras wächst. Von Mitte Juli bis September dauert die Heumacht, und dann geht alles was kann in's Innere des Landes, um das Gras auf den Hochebenen zu schneiden. Die W.- und S.-Küsten sind fischreich und dort ist die Fischerei bedeutend für die Bewohner; von geringerer Wichtigkeit ist der Vogelfang längs der Küsten; nur der der Eidergänse verdient Beachtung. Die Industrie der Isländer ist sehr gering, der Hausfleiß leistet nur Mäßiges, und schwerlich kann man ein unreinlicheres Volk finden als diese Inselaner. Seifen, Waschen, Kämmen und Baden liebt Niemand; der Schmutz gehört daher mit zur Charakteristik der Isländer. Handwerk existirt hier gleichfalls nicht; jeder ist sein eigener Handwerker und zu jedem Hofe gehört daher eine Schmiedestelle, wo man wenigstens die Pferde beschlägt. Die Wohnungen liegen meist allein, ohne Ortschaften zu bilden, oft weit von einander entfernt. Die Wände baut man aus Steinen und Grastorf, das Dach bildet gleichfalls Grastorf; aus Holz bestehen nur Sparren, Giebel und Thüren. In der Regel besteht ein Hof (Vaer) aus mehreren Häusern, deren jedes ein Gemach bildet. Der eigentliche Aufenthaltsort der Familie ist der Boden, die sogenannte „Badstofa“, zu welchem man durch eine kleine Fallthüre gelangt. Die Feuerstätte ist





Prediger des Evangeliums und Spender der Sacramente, sondern auch Zehntenempfänger, Kirchenvorsteher, geistlicher Commissionär, Vorsitzender des Friedensgerichtes seines Sprengels, Kirchenbuchführer, Schulinspector und zu Allem Bewirthschafter seines Grund und Bodens. Der Pfarrer hat auch, da sich der Staat um die Verbreitung der Elementarkenntnisse nicht im Geringsten kümmert, darauf ein wachsames Auge; so kommt es, daß in der That unter den Erwachsenen fast alle Männer und die meisten Frauen einen gewissen Grad von Fertigkeit im Schreiben und auch im Rechnen besizen. Im Uebrigen führten diese Zustände zur Verdummung des Volkes und zu dessen absoluter Beherrschung durch die Priesterschaft. Nirgends ist den Geistlichen dermalen ein größerer Einfluß auf das Privatleben des Einzelnen eingeräumt, nirgends spielt die Religion im Alltagsleben eine größere Rolle, als im strengprotestantischen Island.

Die Insel besizt in ihrer kleinen Hauptstadt Reykjavik im SW. mit 2000 Einwohnern einen Mittelpunkt nicht nur der weltlichen und kirchlichen Administration — sie ist Siz des Stiftsamtmannes und Bischofs — sondern auch der Wissenschaften und Literatur, des Handels und Verkehrs für ganz Island. Das Leben in der isländischen Hauptstadt ist auch keineswegs so ungesellig, wie man glauben möchte. Im Winter werden oft genug Bälle und Abendgesellschaften gegeben, und Privattheater, zu denen das Publikum gegen ein kleines Entrée Zutritt hat, gehören zu den gesuchtesten Zerstreuungen.

## §. 16. Das Königreich der Niederlande.

„Es gibt ein Land, wo die Flüsse sozusagen über den Köpfen der Einwohner hinwegfließen, wo mächtige Städte sich unter dem Spiegel des Meeres erheben, das sie beherrscht und nahezu erdrückt, wo weite Strecken bebauten Landes abwechselnd vom Wasser erobert und verloren wurden, wo der natürliche Lauf der Ströme alte Inseln durch Sandbänke mit dem Festlande verbunden hat, wo alte Theile des Continentes, abgerissen und zerbröckelt, neue Inseln gebildet haben.“ (Alphonse Esquiros. *La Néerlande et la vie hollandaise*. Paris 1859. 8°. I. Bd. S. 1.) Dieses seltsame Stück Europa's sind die Niederlande. Bekanntlich ist der Name „Niederlande“ nur eine politische Bezeichnung des Königreichs, das man gewöhnlich auch Holland nennt. In geographischem Sinne versteht man unter den Niederlanden all' das Flachland von dem wallonischen Berglande, den Ardennen, bis zur Zuydersee. Dieses Gebiet ist das große Delta des Rheins, der Maas und der Schelde, eine Anschwemmung, erzeugt durch diese Flüsse, erhalten durch den Zwiespalt des süßen und salzigen Wassers. Der Haupterzeuger und Bildner dieses Landes ist der Rhein mit seinem Bündel von Armen. Indem er seine mächtigen Wasserstränge von O. nach W. zum Meere hinzieht, theilt er sein Delta-land auf eine sehr markirte Weise in zwei Hälften, eine nördliche und südliche.

Die Scheidung der Niederlande in N. und S. wird auch auf andere Weise ausgeprägt. Längs der S.-Seite des Rheines schiebt sich nämlich ein minder fruchtbarer Landstrich, wie ein Keil, zwischen dem S. und N. der Niederlande, parallel mit der untern Maas und dem Rheine hin. Dieser Strich — Nordbrabant — ist eine Fortsetzung der großen sandigen Heide, die von der Ostsee her durch Brandenburg, Lüneburg und Westfalen bis an die Schelde geht. In ihm befinden sich große Sümpfe und Moore, weshalb auch Nordbrabant weit weniger bevölkert ist als die übrigen holländischen Provinzen, wie denn auch die größten Städte keineswegs in diesem Mittelstriche des Delta's liegen. Rotterdam ist die einzige Stadt ersten Ranges, welche unmittelbar am Rheine gelegen ist, den die Holländer freilich hier als Maas bezeichnen. Aber nördlich und südlich vom Rheine und dem unfruchtbaren Nordbrabant fallen fruchtbare Tiefländer ab, und dort liegen zwei herrliche Kränze der reichsten und größten Städte, nördlich die holländische Gruppe Amsterdam, Haarlem, Leiden, Utrecht, Haag etc., südlich die flandrischen (belgischen) Städte Brügge, Gent, Antwerpen, Mecheln, Brüssel, Löwen. Beide Gruppen sind durch den an Städten und Menschen ärmeren Mittelstrich Nordbrabant getrennt. Ein drittes Moment ist die Schelde, welche sich trotz ihres kurzen Laufes, aber Dank der herrlichen Beschaffenheit ihrer zu einem Meerbusen erweiterten Mündung im S. als eine besondere Verkehrs- und Lebensader mit einem eigenen Flußsysteme darstellt. Der niederdeutsche Volksstamm der Vlamen hat die Schelde zu seinem Hauptstrome gemacht und die Scheldelandschaften mit der schönsten Bodencultur und mit einer dichten Bevölkerung bedeckt. Nebst den Vlamen, welche auf holländischem Gebiete 13 % der Gesamtbevölkerung ausmachen und in Nordbrabant und Limburg wohnen, lebt noch eine geringe Anzahl Niederdeutsche, 2 %, in niederländisch Limburg. Das Gros bilden die eigentlichen Holländer, die Nachkommen der alten germanischen Bataver, in den Provinzen Holland, Zeeland, Utrecht und Geldern, im Ganzen 71 %. Die restlichen 14 % entfallen auf den gleichfalls germanischen Stamm der Friesen, welche Friesland, Groningen, Drenthe und Over-Yssel bewohnen, in früherer Zeit aber, ehe noch der Durchbruch der Zundersee stattgefunden, sich ganz zweifellos auch über das gegenwärtige Nordholland erstreckt haben. Die Affinität in manchen Sitten, selbst in der Tracht, zwischen Nordholland und Friesland ist dem beobachtenden Reisenden selbst heutigen Tages noch auffällig. Aus dem oben Angeführten läßt sich die natürliche Trennung der nördlichen und südlichen Niederlande zur Genüge erkennen. Und gleichwie die Natur das Land in zwei verschiedene Theile zerlegt hat, so auch die Bevölkerung. Die im S. der Niederlande Wohnenden verfielen den Einflüssen und der Herrschaft der fremden, südlichen Mächte; die nördlichen Niederländer waren dagegen von Haus aus ein freiheitsliebendes Inselvolk, und das Fischer- und Schifferleben war bei ihnen überwiegend, während die Vlamen mehr binnenwärts saßen. Darum ist es ganz natürlich, daß sie ihren Einfluß auch über die zeeländischen Inseln oder den Schelde-Archipel ausdehnten. Die Zeeländer, die „Reews“, wie sie der Holländer nennt, sind ein Brudervolk der eigentlichen Holländer und ein Inselvolk wie diese, und schlossen sich diesen in den politischen Bewegungen an, obwohl der Schelde-Archipel als das natürliche Zubehör zur Schelde von den Vlamen angesprochen werden kann und auch angesprochen wird. Der N. ist überall der rauhere und jüngere Bruder des S., beider Sitten und Sprache, Charakter und Gewohnheiten, erhielten nach und nach ein selbständiges, von einander abweichendes Gepräge. Auf diese Weise entstand die große Spaltung des belgisch-batavischen Stammes in die holländische oder nördliche und in die vlamische oder südliche Völkersfamilie. Der Unterschied zwischen N. und S. in den Niederlanden spiegelt sich genau in den klimatischen Verschiedenheiten, in allen Zuständen des Landes und seiner Bevölkerung, in der Pflanzenwelt, im Ackerbau, im Charakter der Landschaft, in der Kleidung, in den Sitten und Eigenthümlichkeiten der Bewohner. Der natürliche Riß zwischen beiden Ländern hat kaum je eine Aussicht dauernd überkleistert zu werden.

In ethnischer Hinsicht sind Holländer und Vlamen Ein Volk, mit seinen eigenthümlichen Sitten und socialen Erscheinungen zu seinen deutschen Nachbarn einen tiefen Contrast bildend. Keine merkliche Naturgrenze scheidet den

...; wo immer man aber den holländischen Boden  
 ... wie in ein Hunderte von Meilen entferntes Land  
 ... mentalen Auge alles fremd, alles seltsam erscheint.  
 ... wenn auch natürlich mit viel Uebertreibung, hat man  
 ... die „Chinesen Europa's“ genannt.

... war man bemüht die Nationalität der Niederländer über-  
 ... stellen und dieselben bloß in sprachlicher Hinsicht von den  
 ... verschieden gelten zu lassen. Die totale Irrigkeit dieser  
 ... ist, wenn wir über die verwandtschaftlichen Verhältnisse der  
 ... Stamme Klarheit zu gewinnen suchen. Aus der uns unbekannten  
 ... Sprache entsprangen die drei Zweige des Gothischen, Scandina-  
 ... Germanischen, von welchen hier bloß der letztere zu berücksichtigen ist.  
 ... in den althochdeutschen und den altniederdeutschen Zweig; aus  
 ... entwickelten sich die drei Mundarten: fränkisch, bayrisch und alemannisch,  
 ... bedeutend mit dem Mittelhochdeutschen, das sich später in das jetzt  
 ... Neuhochdeutsche verwandelte. Der nicht auf uns gekommene altniederdeutsche  
 ... hatte zwei sehr genau bekannte Sprossen: das Altsächsisches und das Frie-  
 ... letzteres in verschiedenen Mundarten noch in W.- und N.-Friesland,  
 ... Vriesland, Wangeroog und im Eaterlande blüht. Dem Altsächsischen entspran-  
 ... das Angelsächsische, das Altniederländische und das Altniederdeutsche,  
 ... beiden letzteren keine oder fast gar keine Sprachdenkmale übrig ge-  
 ... sind. Alle drei gingen aber im Laufe der Zeit gewisse Modificationen  
 ... daß aus dem Angelsächsischen sich das Englische, aus dem Altniederländi-  
 ... das Mittelniederländische und aus dem Mittelniederdeutschen das Plattdeutsche  
 ... entwickelte. Aus dem an Denkmälern der Literatur reichen Mittelniederländischen  
 ... das Neuniederländische, gewöhnlich Holländische genannt, mit dem  
 ... identischen Flämischen ab. Wir sehen also, daß Holländisch und Flä-  
 ... weder Dialecte noch Mundarten, also in keinem Falle Töchter Sprachen des  
 ... Deutschen sind, sondern demselben genau ebenso ferne stehen, wie das Englische,  
 ... jedes von ihnen hat sich aus einem anderen Stamme entwickelt. Und was  
 ... noch mehr ist, ebenso ferne wie das Englische und Holländische vom Neuhochdeutschen  
 ... auch das Platt- oder Niederdeutsche. Nicht einmal von Schwester Sprachen  
 ... dabel die Rede sein; das verwandtschaftliche Verhältniß ist noch looser, hö-  
 ... gleich jenem zwischen Vetter und Base. Was von den Sprachen gilt, trifft  
 ... auch bei den Völkern selbst zu. Es kann für den Kenner kaum dem leisesten  
 ... Zweifel unterliegen, daß, wenn irgend ein Volk als eine eigene Nationalität zu  
 ... berechtigt ist, dies eben die Holländer sind. Kein germanisches Volk — die  
 ... stark gemischten Engländer ausgenommen — hat einen so ausgeprägten  
 ... Volkscharakter. Ihre Sprache, ihre physische und psychische Entwicklung, ihre  
 ... Sitten und Gebräuche stellen sie ebenso vollkommen auf ihre eigenen Füße, als  
 ... ihre großartige Geschichte und staatliche Vergangenheit. Die Holländer, so sagt  
 ... deutscher Schriftsteller (Krusse, Excurse über holländische und flämische Art,  
 ... Sprache und Literatur. Elberfeld 1854. 8°. S. 3) sind ein Volk aus einem Guß.  
 ... In Sitten und Treiben zeigt dasselbe viel größere Verwandtschaft mit dem Eng-  
 ... ländischen als mit dem Deutschen, und ist sich dieses Unterschiedes auch wohl bewußt.  
 ... Deshalb will der Holländer in der Regel vom Deutschen nichts wissen, und würde  
 ... jede Gelüste nach seinen nassen Wiesen Gründen energisch zurückweisen, wobei ihm  
 ... sein herrliches, großartiges Inundationssystem noch eben so trefflich zu Statten  
 ... käme, als in den Zeiten Wilhelm des Schweigers.

Der holländische Volkscharakter ist im Auslande nur wenig gekannt, zu-  
 ... meist verkannt. Wohl zeichnet er sich durch unlängbare Verschlossenheit gegen-  
 ... über dem Fremden aus, und sticht dadurch grell von der mittheilsamen Ge-  
 ... müthlichkeit des Deutschen ab, dennoch ist doch der Eintritt in holländische



Familien leichter als behauptet wird; man merkt dann auch nichts von Kälte und der Empfang ist selbst seitens der Frauen des Landes ein herzlicher, gemüthlicher. Wesentlich mag hierzu der Comfort der holländischen Wohnhäuser beitragen, deren Einrichtung den Stolz der Hausfrau bildet.

Ganz im Sinne des englischen Cottage-Systems bewohnt jede Familie ein ganzes, meist ihr eigenes Haus allein. Das Zusammenwohnen mit fremden Leuten unter einem Dache dünkt dem Holländer unbegreiflich, unerträglich. Möglichste Bequemlichkeit und Luxus herrschen selbstverständlich im eigenen Hause, und heissen den eintretenden Fremden an, nicht nur in den Hauptorten des Landes, wie Amsterdam, Haag, Rotterdam, sondern auch in den kleineren Städten des von den Holländern selbst nur wenig besuchten O., in Zwolle, Leeuwarden, Groningen u. s. w. Für arme Leute, so ward dem Verfasser dieses Buches in Zwolle berichtet, erbauen Privatgesellschaften meist außerhalb der Städte, doch an irgend einer Gracht (Canal) kleine Häuschen, welche sie nebst einem dazu gehörigen Stückchen Gartenlandes gegen billigen Zins an dieselben vermiethen, so daß jede Familie, wäre sie noch so unbemittelt, ein eigenes Haus bewohnt. Durch Entrichtung einer etwas höheren Wochenmiethe gehen dann solche Häuschen allmählig in den Besitz des Bewohners selbst über. Aus dieser stark ausgeprägten Vorliebe der Holländer für die trauten Reize eines sweet home erklärt sich mancher Zug ihrer Geschichte, vor allem ihre Liebe zur Unabhängigkeit, worin sie von ihren Nachbarn niemals erreicht werden. Dem sorgfältigen Beobachter kann es auch keinesfalls entgehen, wie in Holland alles einen großartigen Standpunkt einnimmt. Der Holländer, wäre er auch nicht in dem Kampfe mit dem nassen Element, welchem er sein Land frühzeitig abringen muß, gestählt, ist der Engländer des Continents. In den Straßen liest man die Aufschriften von Läden, welche Gegenstände zur Ausrüstung für O.- und W.-Indien (uitrusting voor Oost- en West-Indië) enthalten, hier kündigt sich eine Dampfschiffahrts-Gesellschaft nach Amerika an, dort übernimmt ein Commissionsgeschäft (kantoor) Aufträge nach Brasilien, endlich bietet eine Buchhandlung speciell nur Werke über See- und Colonialwesen feil. Bei einer Parade im Haag decorirt der Oberst einen Officier, der im fernen Borneo gefochten, und die fremd klingenden Namen des malayischen Archipels sind hier in jedermanns Munde; ja, in den eleganten Salons kann man junge Damen und Herren sich mit einander in den weichen Lauten der javaischen Sprache unterhalten hören; beinahe niemand aus den höheren Ständen ist nicht wenigstens einmal in Indien gewesen; die Söhne bemittelter Familien des Handelsstandes gehen nach Java oder wohl auch nach Brasilien, um die Geschäfte zu lernen, und keine Mutter entsetzt sich bei dem Gedanken an die beschwerliche Seereise, an die große Entfernung und lange Trennung. Nach einigen in den Tropen verlebten Jahren kommen die jungen 24jährigen Leute zurück mit gereiften Ansichten und nachdem sie schon ein schönes Stück Welt gesehen. Gehören sie nicht dem Handelsstand an, so führt sie wohl ihr Beruf als Staatsbeamter oder Soldat hinüber in die ostasiatische Inselwelt.

Nächst England die größte Colonialmacht der Welt, bildet das Königreich der Niederlande — in Holland spricht man stets von den Niederlanden; mit dem Namen Holland werden nur die beiden Provinzen N.- und S.-Holland bezeichnet — einen erblichen constitutionellen Staat von circa 33,000 □Km. Flächenraum, auf welchem nicht ganz 4 Millionen Menschen germanischen Stammes wohnen. Das völlig davon abgetrennte Großherzogthum Luxemburg (mit 2600 □Km. und etwa 200,000 Einwohnern) hängt bloß durch Personalunion mit der Krone zusammen und wird im Uebrigen ganz unabhängig verwaltet; zwischen beiden Staaten besteht das nämliche Verhältniß wie zwischen Schweden und Norwegen. Dem Könige der Niederlande stehen



die aus zwei Kammern gebildeten Generalstaaten als gesetzgebende Versammlungen zur Seite; in Luxemburg waltet ein Statthalter mit einer Ständeversammlung. Drei Fünftel der Bevölkerung gehören der protestantischen Confession, fast zwei Fünftel der katholischen Kirche an. Juden gibt es ihrer 69,000 (davon 30,000 allein in Amsterdam) und gehören die Niederlande zu den judenreichsten Gebieten des germanischen Europa.

Die Wehrkraft des hauptsächlich dem Handel gewidmeten Landes zerfällt in eine europäische und eine asiatische Armee (62,000 und 28,000 Mann stark) nebst der sogenannten Schutterij, comunalen Schützencorps, deren Organisation jedoch nur geringes Vertrauen erweckt. Imponirender sind die Seekräfte des kleinen Reiches; die Kriegsflotte zählt 115 Fahrzeuge mit 670 Kanonen und 6000 Mann Bemannung, die Handelsmarine 73 Dampfer und 1730 Segelschiffe.

Nebst der großartigen Handelsthätigkeit beschäftigt die hauptsächlich von der Bevölkerung der Dünenstriche mit seltener Kühnheit und Geschick betriebene Seefischerei, dann in den östlichen Provinzen ausgedehnte Viehzucht die meisten Hände. Die geistige Cultur der Holländer steht auf hoher Stufe; obwohl Schulzwang nicht gesetzlich existirt, wenden sie doch der Schule die höchste Aufmerksamkeit zu; jedes noch so geringe Dorf erfreut sich eines stattlichen Schulhauses. Ebenso musterhaft ist das Armenwesen organisiert; Straßenbettel gehört in diesem glücklichen und reichen Ländchen zu den unbekannten Dingen. Jedermann arbeitet; wo die Umstände es gestatten blüht eine schön entwickelte Industrie, und ganz Holland liefert den Beweis, daß hier seit vier Jahrhunderten emsig gearbeitet worden ist. Man legt aber nicht die Hände in den Schooß, sondern arbeitet fort, mit Benützung des mühsam aber reichlich verdienten Capitals. Wer immer aus Holland scheidet, gedenkt des Spruches: *beati possidentes*.

Die Niederlande umfassen dormalen 11 Provinzen, welchen sich, wenn mit der beabsichtigten Austrocknung der Zuydersee Ernst gemacht wird, eine zwölfte anreihen dürfte.

Sitz der Regierung und des Königs ist der Haag ('s Gravenhage) mit 100,000 Einw., eine der zierlichsten und schönsten Städte Europa's, die wahre Hauptstadt des Landes aber, wenigstens in commercieller Beziehung, ist Amsterdam (300,000 Einw.), das großartigste Handelsemporium der Nordsee, dessen Hafen het Ij nunmehr durch den Canal Amuiden mit dem Meere in directer Verbindung steht. Ihm reiht sich als zweite Handelsstadt der für die See- und Flußschifffahrt gleich wichtige Kriegshafen Rotterdam (130,000 Einw.) an der Maas an. Daneben finden wir auf engem Raume dicht an einander gedrängt zahlreiche Städte sehr verschiedener Bedeutung, wie Delft, Haarlem, Schiedam, die beiden Universitäten Leiden und Utrecht, Dordrecht u. s. w. In den östlichen Provinzen liegen Zwolle, Leeuwarden und Groningen, welchen eine gewisse Bedeutung nicht abzuspochen ist; an der äußersten N.-Spitze der Halbinsel N.-Holland erhebt sich der stattliche Kriegshafen Helder, rings um die Zuydersee lagern sich aber eine Unzahl einst sehr glanzvoller, üppiger und reicher, jetzt indeß sehr still gewordener Plätze, die man mit Recht „die todtten Städte der Zuydersee“ nennen darf. (Henry Havard. *La Hollande pittoresque; Voyage aux villes mortes du Zuyderzée*. Paris 1875. 8°.) So düster die Gegenwart diesen „todtten Städten“, wie Hindeloopen, Molkwerum, Edam, Hoorn, Enkhuizen, Medemblik, Stavoren, leuchtet, so ist es doch kein unberechtigtes Ahnen, daß eine nicht allzu ferne Zukunft bessere Zeiten für sie bringen werde. Wie bereits Nieuwe Diep und Harlingen zu neuem Leben sich emporgerafft, werden dereinst auch Hoorn, Enkhuizen, Stavoren und alle die anderen zweifelsohne aus ihrem todesähnlichen Hinbrüten erwachen, sobald die Lösung jenes großen Problems gelungen sein wird, an welchem der holländische Volksgeist seit Jahrzehnten unablässig arbeitet und sinnt. „Austrocknung der Zuyderzee“ heißt die Zauberformel, welche Inseln ver-



bern, Antwerpen (Anvers), Hennegau (Hainaut), Namur, Lüttich (Liège), Limburg und Luxemburg. Belgien hat unter allen Staaten Europa's die relativ stärkste Bevölkerung (183 E. auf 1 □ Km.) und ist eines der ersten Industrieländer der Erde. Die Dichtigkeit des Beisammenvohnens ist am geringsten auf dem kleinen Gebiete, wo die deutsche Sprache die herrschende ist, am größten da, wo das flämische Element überwiegt; sie nähert sich dem mittleren Betrage am meisten in den Gegenden mit einer überwiegend wallonischen Bevölkerung. Der belgische Staat ist ein aus zwei gründlich verschiedenen ethnischen Elementen künstlich zusammengeschweißter; es gibt kein belgisches Volk, nur eine belgische Nation, und diese wird aus den zwei Stämmen der romanischen, zum Theile französisch sprechenden Wallonen und der germanischen, holländisch sprechenden Flamen gebildet. Nach der Zählung vom 31. December 1869 bekannten sich 2,041,784 zur wallonischen, und 2,406,491 zur flämischen Sprache; 308,366 gaben an, beide Idiome zu reden, so daß die Flamen die Mehrzahl bilden; gleichwohl ist das Französische die officiële Sprache des Landes und der Regierung.

Die dermalige Bevölkerung Belgiens ist theils keltischen, theils germanischen Ursprungs, doch bestehen unter dieser zuletzt in's Land gekommenen arischen Volkschichte, wie in Frankreich, zahlreiche allophyle Elemente, die im Typus der heutigen Belgier noch erkennbar sind. (Leo van der Kindere. *Recherches sur l'éthnologie de la Belgique*. Bruxelles 1872. 8°.) Von politischer Bedeutung sind aber bloß die Flamen und die Wallonen. So weit die Geschichte deutet, haben nördlich von den Ardennen stets zwei Sprachen geherrscht und zwei Volksstämme, der germanische der Bataver und Friesen, und der gallische oder keltische der Belgier, sich berührt und durcheinandergelebt. Die Nachkommen dieser Belgier sind die Wallonen, die ihre Ursprache beibehielten, auf welche das spätere Romanische fast weniger Einfluß hatte als das Germanische. Wallonisch ist also keineswegs ein verdorbenes Französisch, obwohl es seit der Burgunder Herrschaft mit dieser Sprache vermischt ist, noch weniger verdorbenes Deutsch, hat vielmehr die meiste Aehnlichkeit mit dem Walisch mancher Schweizer Cantone und dem Rumänischen. An einigen Punkten Belgiens ist die aus Wallonen und Flamen gebildete ländliche Bevölkerung so unter einander gemischt, daß oft ein wallonisches an ein flämisches, ein flämisches an ein wallonisches Dorf sich anreihet oder auch beide nur durch die hindurchführende Chaussee getrennt werden. Jahrhunderte hindurch wohnen so Flamen und Wallonen neben einander, Jahrhunderte hindurch haben sie das gleiche Schicksal getragen, aber nie hat eine innige Verschmelzung, nie ein vertrauter Verkehr der Einzelnen im Großen und Ganzen je stattgefunden bis auf den heutigen Tag. Dieser tiefe Gegensatz in Sprache und Sitte ist geblieben trotz des 1830 errungenen freien Vaterlandes, trotz aller gemeinsamen Einrichtungen und Interessen, und der Glaube ist allgemein, daß nur diese und die gemeinsame Freiheit sie zusammenhielten. (Adolph Heerklotz. *Wallonisch und Flämisches*. Brüssel und Ostende 1862. 8°. S. 5—6.) Zieht man von Dünkirchen eine Linie, welche südlich von Tournai (Doornik) auf Ath und von dort nördlich auf Tongern läuft, so theilt man ungefähr das belgische Gebiet nach der Sprache der Bewohner ein; doch gibt es, wie aus Obigem erhellt, nördlich von dieser Linie wallonische, wie südöstlich flämische Sprachinseln. Im N. sprechen etwa 2¼ Millionen flämisches, im S. etwas über 1½ Millionen wallonisch, der Rest, über eine halbe Million, nur französisch. In Brüssel treffen beide Idiome dergestalt zusammen, daß die obere Stadt ausgesprochen französisch, die untere hingegen entschieden flämisches ist.

Obwohl überwiegend, gilt doch in Brüssel selbst das Flämische als Patois, während die gebildeten Stände ausschließlich französisch sprechen. In den eigentlich flämischen Provinzen des Landes, in O.- und W.-Flandern und Brabant ist dies natürlich nicht der Fall, besonders seitdem die sogenannte „flämische Bewegung“ die Geister beunruhigt. Um die Zustände in Belgien richtig beurtheilen zu können, müssen wir die ethnische Identität der Flamen oder Flämänder mit den Holländern im Auge behalten. Auf dem Wiener Congresse hatte man bei Errichtung des Königreiches der Niederlande, welches damals das gegenwärtige Belgien in sich begriff, leider den wallonischen Landestheil, anstatt denselben an Frankreich zu überlassen, wohin er naturgemäß gehört, in die Grenzen des neuen Staates eingeschlossen, und damit zugleich die Keime des Verderbens gesät. Die Verschiedenheit der Sitten, Gewohnheiten und namentlich der Religion enthielten unzählige Keime der Zwietracht. Wie fast überall war auch in den Niederlanden der S. katholisch, der N. protestantisch. Der katholischen Confession hängen sowohl die germanischen Flamen als die gallischen Wallonen an; noch jetzt ist das Königreich Belgien eines der katholischsten Länder der Welt; es gehört diesem Bekenntnisse buchstäblich die Gesamtheit der Bevölkerung unbekümmert um die Nationalität an. Die gegenseitige Abneigung von N. und S. äußerte sich daher mit größter Erbitterung zunächst in der Kirche, dann aber auch in der Armee und den Generalstaaten, und 1830 erfolgte endlich die Losreißung Belgiens vom protestantischen Holland. Kaum aber war das neue Königreich flügge geworden, als die nationalen Antipathien zum Vorschein kamen. Die katholische Geistlichkeit hatte sich der Wallonen und Franzosen, aus deren Reihen die Aufgeklärtesten und Thätigsten des Volkes hervorgegangen waren, zwar geschickt bedient, stellte sich aber nach erreichter Unabhängigkeit entschieden auf Seite der die Mehrzahl bildenden Flamen, welche verlangten, daß die neue Nationalität sich auf ihre Sprache gründen solle. In der That wäre ohne die Bemühung der niederen Geistlichkeit in früherer Zeit das Flämische längst zu einem bloßen Patois herabgesunken. Indes vermochten bis auf unsere Tage die Flamen, trotzdem sie seither ihre Literatur ansehnlich gehoben, die französische Sprache in Belgien, das Idiom aller Gebildeten, weder zu verdrängen, noch diejenige politische Stellung zu erringen, welche ihnen ihrer Ueberzahl zufolge gebühren würde. Zweifelsohne ist der Grund hierzu in der geistigen Ueberlegenheit der Wallonen zu suchen. Die neuesten Erhebungen über den im Allgemeinen ein recht erfreuliches Bild gewährenden Stand der Volksbildung in Belgien haben dargethan, daß, wenn in der Gegenwart die flämischen Provinzen im Lichte einer erhöhten Schulthätigkeit erscheinen, sich dies daraus erklärt, daß jene Theile des Landes noch am meisten nachzuholen hatten, während die wallonischen Provinzen schon früher auf einer höheren Bildungsstufe standen. Dagegen hat sich in ganz Belgien in dem Zeitraum 1830—1870 die Zahl der Klöster von 251 mit 3645 auf 1500 mit 25,000 Bewohnern vermehrt. (Siehe: *De Zweep* 1871, Nr. 9, und *Toekomst* 1871, S. 139.) So haben sich denn vorwiegend auf nationaler Basis die beiden Gegensätze der Flamen und Wallonen zugespitzt, heute ärger wüthend denn je. Die Flamen, der Mehrzahl nach in den Händen der Geistlichkeit, haben längst begonnen, ihre muthwillige Trennung von dem holländischen Bruderstamme zu bedauern, und ist die sogenannte „flämische Bewegung“ seit Jahren bemüht, die dialectischen Verschiedenheiten zwischen beiden Idiomen möglichst zu verwischen. Dem in verschiedenen Städten Hollands und Belgiens jährlich abwechselnd tagenden Sprachcongreß (*Nederlandsch Taal-en Letterkundig Congres*) ist es auch gelungen, eine orthographische Identität beider Mundarten herzustellen. Je deutlicher aber das Streben nach einer Wiedervereinigung mit den holländischen Brüdern sichtbar wird, desto kühler verhalten diese sich gegenüber den flämischen Annäherungsversuchen.

Wer in Belgien und im benachbarten Holland längere Zeit gelebt hat, wird unwillkürlich und jeden Moment zu einem Vergleiche zwischen beiden herausgefordert.

Macht man sich das Vergnügen, an einem und demselben Tage z. B. in Rotterdam und in Antwerpen zu verweilen, was leicht möglich ist, da nur eine



bern, Antwerpen (Anvers), Lüttich (Liège), Limburg und Luxemburg. Europa's die relativ stärkste Industrie eines der ersten Industriewohnens ist am geringsten die herrschende ist sie nähert sich überwiegend gründlich es gibt den

ase trennt, so kann man recht wohl begreifen beobachten. Während Rotterdam der holländischen Städte trägt, kann Antwerpen (140,000 Einw.) als charakteristisch gelten dürfte; die holländischen Häuser der Holländer gegen die alten, die Antwerpen. Und obwohl beide Städte auf gleicher Stufe stehen, und Antwerpen der erste Rang in Belgien ist, so ist doch Rotterdam ungleich, was aus dem ganzen Leben und Treiben in der Stadt ersichtlich ist. Verglichen mit Rotterdam ist in Antwerpen die vielfältige Bewegung zu Wasser und Land ein eigenthümlichen Reiz verleiht. Ohne dem regen Leben und Thätigkeit der Belgier, besonders der Wallonen, die gegenwärtig, wird doch Jeder, der aus Holland nach Belgien kommt, als ob er aus dem Saale des Reiches in die Armut des Arbeiters trete. In Belgien arbeitet man fleißig, aber erst an, wo Holland so zu sagen schon auf-

Der Belgien zu gewinnen, folgen wir einem modernen Belgier, auf seinen Fahrten durch dieses westliche Cultur- und Handelsland. Die Stadt Verviers (40,000 Einw.), der erste größere belgische Ort, der aus Deutschland kommt, bietet dem Beschauer ein ungemein glänzendes Bild. Es ist eine Stadt mit eleganten breiten Straßen, fast ausschließlich aus hellgrauen Stein modern und geschmackvoll gebaut, und geschnittenen Dächern und seinen zahlreichen Villen einen sehr angenehmen Eindruck. Von hier nach Lüttich zieht die Vesdre, ein Nebenfluß der Maas, das Thal dieses Gebirgsflüßchens, sowie die zahlreich einmündenden Flüsse, von denen einer der ob seiner eisenhaltigen Quellen berühmte Badeort Verviers (40,000 Einw.), das Baden-Baden Belgiens, liegt, sind von ungemeiner Thätigkeit an der Vesdre pocht und hämmert und faust es in allerhand Anlagen. Das Thal des Sambre oder Saar nördlich von dieser Stadt, eine nicht unbedeutenden ganz localen Industrie von Strohgeflechten. Die Landschaft zeichnet sich durch besonderen Wohlstand, sowie durch ein gewandtes, annehmliches Aussehen aus. Die Landschaft westlich davon, ein ebenfalls anmuthiges Bild, ist in einen dichten, feinen Graswuchs gekleidet, von zahllosen Quellen durchsetzt und fast ausschließlich für die Viehzucht nutzbar gemacht. Wieder ein ganz anderes Bild in landschaftlicher und landwirthschaftlicher wie in ethnischer Beziehung bietet das rauhe Condroz östlich von den Maasstädten Namur, Dinant und Verviers im N. von der Durthe, im S. von der Sambre, die von allen belgischen Flüssen, begrenzt. Die gegenwärtige Bevölkerung der Gegend des gesammten Striches an der preussischen Grenze und im gebirgigen Condroz ist hauptsächlich wallonisch. Dieser einförmige, traurige Landstrich bildet breite baumlose Höhenzüge, welche sich gleich erstarrten Riesenhügeln längs der Maas hinziehen. In jeder Bodensenkung fließt ein kleiner Bach, von Wiesen eingefasst. Das nördliche Ufer der Sambre gehört schon den eigentlichen Ardennen an; nicht leicht findet man in unseren Nachbarländern eine Gegend, zu finden sein, welche noch so wenig von Menschen dienstbar gemacht ist und noch in ihren urwaldähnlichen Beständen die wilden Formationen in so hohem Grade den primitiven Anblick einer ungezähmten Natur darbietet, wie die belgischen Ardennen, wo noch wie in alter Zeit die Wälder und Gärten in Menge haufen. Weiter ziehend gelangen wir nach dem düsteren Condroz zu Lüttich (Liège, 116,000 Einw.), dem Centralpunkte der belgischen Kohlen- und Eisenindustrie. Ueber 600 M. tief bringt der Bergmann hier in die reichen Braunkohlenlager hinab, welche in 61 Flözen von unererschöpflicher Mächtigkeit sich unter der Gegend hinziehen. Der Bergbau und die Eisenindustrie — ganz nahe bei der Stadt liegt Seraing, das großartigste Eisenwerk Belgiens — beschäftigen einen großen Bruchtheil der Bevölkerung, Männer und Weiber, und nicht mit Unrecht hat man deshalb Lüttich die Hölle der Frauen genannt. Aber nur der erste Eindruck von Lüttich wirkt abstoßend. Ein Wald von Essen erhebt sich in







Die Scheidung der Niederlande in N. und S. wird auch auf andere Weise ausgeprägt. Längs der S.-Seite des Rheines schiebt sich nämlich ein minder fruchtbarer Landstrich, wie ein Keil, zwischen dem S. und N. der Niederlande, parallel mit der untern Maas und dem Rheine hin. Dieser Strich — Nordbrabant — ist eine Fortsetzung der großen sandigen Heide, die von der Ostsee her durch Brandenburg, Lüneburg und Westfalen bis an die Schelde geht. In ihm befinden sich große Sümpfe und Moore, weßhalb auch Nordbrabant weit weniger bevölkert ist als die übrigen holländischen Provinzen, wie denn auch die größten Städte keineswegs in diesem Mittelstriche des Delta's liegen. Rotterdam ist die einzige Stadt ersten Ranges, welche unmittelbar am Rheine gelegen ist, den die Holländer freilich hier als Maas bezeichnen. Aber nördlich und südlich vom Rheine und dem unfruchtbaren Nordbrabant fallen fruchtbare Tiefländer ab, und dort liegen zwei herrliche Kränze der reichsten und größten Städte, nördlich die holländische Gruppe Amsterdam, Haarlem, Leiden, Utrecht, Haag etc., südlich die flandrischen (belgischen) Städte Brügge, Gent, Antwerpen, Mecheln, Brüssel, Löwen. Beide Gruppen sind durch den an Städten und Menschen ärmeren Mittelstrich Nordbrabant getrennt. Ein drittes Moment ist die Schelde, welche sich trotz ihres kurzen Laufes, aber Dank der herrlichen Beschaffenheit ihrer zu einem Meerbusen erweiterten Mündung im S. als eine besondere Verkehrs- und Lebensader mit einem eigenen Flußsysteme darstellt. Der niederdeutsche Volksstamm der Vlamen hat die Schelde zu seinem Hauptstrome gemacht und die Scheldelandschaften mit der schönsten Bodencultur und mit einer dichten Bevölkerung bedeckt. Nebst den Vlamen, welche auf holländischem Gebiete 13 % der Gesamtbevölkerung ausmachen und in Nordbrabant und Limburg wohnen, lebt noch eine geringe Anzahl Niederdeutsche, 2%, in niederländisch Limburg. Das Gros bilden die eigentlichen Holländer, die Nachkommen der alten germanischen Bataver, in den Provinzen Holland, Zeeland, Utrecht und Geldern, im Ganzen 71%. Die restlichen 14% entfallen auf den gleichfalls germanischen Stamm der Friesen, welche Friesland, Groningen, Drenthe und Over-Zissel bewohnen, in früherer Zeit aber, ehe noch der Durchbruch der Zuydersee stattgefunden, sich ganz zweifellos auch über das gegenwärtige Nordholland erstreckt haben. Die Affinität in manchen Sitten, selbst in der Tracht, zwischen Nordholland und Friesland ist dem beobachtenden Reisenden selbst heutigen Tages noch auffällig. Aus dem oben Angeführten läßt sich die natürliche Trennung der nördlichen und südlichen Niederlande zur Genüge erkennen. Und gleichwie die Natur das Land in zwei verschiedene Theile zerlegt hat, so auch die Bevölkerung. Die im S. der Niederlande Wohnenden verfielen den Einflüssen und der Herrschaft der fremden, südlichen Mächte; die nördlichen Niederländer waren dagegen von Haus aus ein freiheitliebendes Inselvolf, und das Fischer- und Schifferleben war bei ihnen überwiegend, während die Vlamen mehr binnenwärts saßen. Darum ist es ganz natürlich, daß sie ihren Einfluß auch über die zeeländischen Inseln oder den Schelde-Archipel ausdehnten. Die Zeeländer, die „Zeewo“, wie sie der Holländer nennt, sind ein Brudervolf der eigentlichen Holländer und ein Inselvolf wie diese, und schlossen sich diesen in den politischen Bewegungen an, obwohl der Schelde-Archipel als das natürliche Zubehör zur Schelde von den Vlamen angesprochen werden kann und auch angesprochen wird. Der N. ist überall der rauhere und jüngere Bruder des S., beider Sitten und Sprache, Charakter und Gewohnheiten, erhielten nach und nach ein selbständiges, von einander abweichendes Gepräge. Auf diese Weise entstand die große Spaltung des belgisch-batavischen Stammes in die holländische oder nördliche und in die vlamische oder südliche Völkerfamilie. Der Unterschied zwischen N. und S. in den Niederlanden spiegelt sich genau in den klimatischen Verschiedenheiten, in allen Zuständen des Landes und seiner Bevölkerung, in der Pflanzenwelt, im Ackerbau, im Charakter der Landschaft, in der Kleidung, in den Sitten und Eigenthümlichkeiten der Bewohner. Der natürliche Riß zwischen beiden Ländern hat kaum je eine Aussicht dauernd überkleistert zu werden.

In ethnischer Hinsicht sind Holländer und Vlamen Ein Volk, mit seinen eigenthümlichen Sitten und socialen Erscheinungen zu seinen deutschen Nachbarn einen tiefen Contrast bildend. Keine merkliche Naturgrenze scheidet den



Die Scheidung der Niederlande in N. und S. wird auch auf andere Weise ausgeprägt. Längs der S.-Seite des Rheines schiebt sich nämlich ein minder fruchtbarer Landstrich, wie ein Keil, zwischen dem S. und N. der Niederlande, parallel mit der untern Maas und dem Rheine hin. Dieser Strich — Nordbrabant — ist eine Fortsetzung der großen sandigen Haide, die von der Ostsee her durch Brandenburg, Lüneburg und Westfalen bis an die Schelde geht. In ihm befinden sich große Sümpfe und Moore, weshalb auch Nordbrabant weit weniger bevölkert ist als die übrigen holländischen Provinzen, wie denn auch die größten Städte keineswegs in diesem Mittelstriche des Delta's liegen. Rotterdam ist die einzige Stadt ersten Ranges, welche unmittelbar am Rheine gelegen ist, den die Holländer freilich hier als Maas bezeichnen. Aber nördlich und südlich vom Rheine und dem unfruchtbaren Nordbrabant fallen fruchtbare Tiefländer ab, und dort liegen zwei herrliche Kränze der reichsten und größten Städte, nördlich die holländische Gruppe Amsterdam, Haarlem, Leiden, Utrecht, Haag etc., südlich die flandrischen (belgischen) Städte Brügge, Gent, Antwerpen, Mecheln, Brüssel, Löwen. Beide Gruppen sind durch den an Städten und Menschen ärmeren Mittelstrich Nordbrabant getrennt. Ein drittes Moment ist die Schelde, welche sich trotz ihres kurzen Laufes, aber Dank der herrlichen Beschaffenheit ihrer zu einem Meerbusen erweiterten Mündung im S. als eine besondere Verkehrs- und Lebensader mit einem eigenen Flußsysteme darstellt. Der niederdeutsche Volksstamm der Vlamen hat die Schelde zu seinem Hauptstrome gemacht und die Scheldelandchaften mit der schönsten Bodencultur und mit einer dichten Bevölkerung bedeckt. Nebst den Vlamen, welche auf holländischem Gebiete 13 % der Gesamtbevölkerung ausmachen und in Nordbrabant und Limburg wohnen, lebt noch eine geringe Anzahl Niederdeutsche, 2 %, in niederländisch Limburg. Das Gros bilden die eigentlichen Holländer, die Nachkommen der alten germanischen Bataver, in den Provinzen Holland, Zeeland, Utrecht und Geldern, im Ganzen 71 %. Die restlichen 14 % entfallen auf den gleichfalls germanischen Stamm der Friesen, welche Friesland, Groningen, Drenthe und Over-*Zijss*el bewohnen, in früherer Zeit aber, ehe noch der Durchbruch der Junydersee stattgefunden, sich ganz zweifellos auch über das gegenwärtige Nordholland erstreckt haben. Die Affinität in manchen Sitten, selbst in der Tracht, zwischen Nordholland und Friesland ist dem beobachtenden Reisenden selbst heutigen Tages noch auffällig. Aus dem oben Angeführten läßt sich die natürliche Trennung der nördlichen und südlichen Niederlande zur Genüge erkennen. Und gleichwie die Natur das Land in zwei verschiedene Theile zerlegt hat, so auch die Bevölkerung. Die im S. der Niederlande Wohnenden verfielen den Einflüssen und der Herrschaft der fremden, südlichen Mächte; die nördlichen Niederländer waren dagegen von Haus aus ein freiheitliebendes Inselvolk, und das Fischer- und Schifferleben war bei ihnen überwiegend, während die Vlamen mehr binnenwärts saßen. Darum ist es ganz natürlich, daß sie ihren Einfluß auch über die zeeländischen Inseln oder den Schelde-Archipel ausdehnten. Die Zeeländer, die „*Zeewo*“, wie sie der Holländer nennt, sind ein Brudervolk der eigentlichen Holländer und ein Inselvolk wie diese, und schlossen sich diesen in den politischen Bewegungen an, obwohl der Schelde-Archipel als das natürliche Zubehör zur Schelde von den Vlamen angesprochen werden kann und auch angesprochen wird. Der N. ist überall der rauhere und jüngere Bruder des S., beider Sitten und Sprache, Charakter und Gewohnheiten, erhielten nach und nach ein selbständiges, von einander abweichendes Gepräge. Auf diese Weise entstand die große Spaltung des belgisch-batavischen Stammes in die holländische oder nördliche und in die vlamische oder südliche Völkerfamilie. Der Unterschied zwischen N. und S. in den Niederlanden spiegelt sich genau in den klimatischen Verschiedenheiten, in allen Zuständen des Landes und seiner Bevölkerung, in der Pflanzenwelt, im Ackerbau, im Charakter der Landschaft, in der Kleidung, in den Sitten und Eigenthümlichkeiten der Bewohner. Der natürliche Riß zwischen beiden Ländern hat kaum je eine Aussicht dauernd überkleistert zu werden.

In ethnischer Hinsicht sind Holländer und Vlamen Ein Volk, mit seinen eigenthümlichen Sitten und socialen Erscheinungen zu seinen deutschen Nachbarn einen tiefen Contrast bildend. Keine merkliche Naturgrenze scheidet den



Prediger des Evangeliums und Spender der Sacramente, sondern auch Zehntenempfänger, Kirchenvorsteher, geistlicher Commissionär, Vorsitzender des Friedensgerichtes seines Sprengels, Kirchenbuchführer, Schulinspector und zu Allem Bewirthschafter seines Grund und Bodens. Der Pfarrer hat auch, da sich der Staat um die Verbreitung der Elementarkenntnisse nicht im Geringsten kümmert, darauf ein wachsames Auge; so kommt es, daß in der That unter den Erwachsenen fast alle Männer und die meisten Frauen einen gewissen Grad von Fertigkeit im Schreiben und auch im Rechnen besitzen. Im Uebrigen führten diese Zustände zur Verdummung des Volkes und zu dessen absoluter Beherrschung durch die Priesterschaft. Nirgends ist den Geistlichen dermalen ein größerer Einfluß auf das Privatleben des Einzelnen eingeräumt, nirgends spielt die Religion im Alltagsleben eine größere Rolle, als im strengprotestantischen Island.

Die Insel besitz in ihrer kleinen Hauptstadt Reykjavik im SW. mit 2000 Einwohnern einen Mittelpunkt nicht nur der weltlichen und kirchlichen Administration — sie ist Sitz des Stiftsamtmannes und Bischofs — sondern auch der Wissenschaften und Literatur, des Handels und Verkehrs für ganz Island. Das Leben in der isländischen Hauptstadt ist auch keineswegs so ungesellig, wie man glauben möchte. Im Winter werden oft genug Bälle und Abendgesellschaften gegeben, und Privattheater, zu denen das Publikum gegen ein kleines Entrée Zutritt hat, gehören zu den gesuchtesten Zerstreuungen.

## §. 16. Das Königreich der Niederlande.

„Es gibt ein Land, wo die Flüsse sozusagen über den Köpfen der Einwohner hinwegfließen, wo mächtige Städte sich unter dem Spiegel des Meeres erheben, das sie beherrscht und nahezu erdrückt, wo weite Strecken bebauten Landes abwechselnd vom Wasser erobert und verloren wurden, wo der natürliche Lauf der Ströme alte Inseln durch Sandbänke mit dem Festlande verbunden hat, wo alte Theile des Continentes, abgerissen und zerbröckelt, neue Inseln gebildet haben.“ (Alphonse Esquiros. *La Néerlande et la vie hollandaise*. Paris 1859. 8°. I. Bd. S. 1.) Dieses seltsame Stück Europa's sind die Niederlande. Bekanntlich ist der Name „Niederlande“ nur eine politische Bezeichnung des Königreichs, das man gewöhnlich auch Holland nennt. In geographischem Sinne versteht man unter den Niederlanden all' das Flachland von dem wallonischen Berglande, den Ardennen, bis zur Zuydersee. Dieses Gebiet ist das große Delta des Rheins, der Maas und der Schelde, eine Anschwellung, erzeugt durch diese Flüsse, erhalten durch den Zwiespalt des süßen und salzigen Wassers. Der Haupterzeuger und Bildner dieses Landes ist der Rhein mit seinem Bündel von Armen. Indem er seine mächtigen Wasserstränge von O. nach W. zum Meere hinzieht, theilt er sein Delta-land auf eine sehr markirte Weise in zwei Hälften, eine nördliche und südliche.

Die Scheidung der Niederlande in N. und S. wird auch auf andere Weise ausgeprägt. Längs der S.-Seite des Rheines schiebt sich nämlich ein minder fruchtbarer Landstrich, wie ein Keil, zwischen dem S. und N. der Niederlande, parallel mit der untern Maas und dem Rheine hin. Dieser Strich — Nordbrabant — ist eine Fortsetzung der großen sandigen Haide, die von der Ostsee her durch Brandenburg, Lüneburg und Westfalen bis an die Schelde geht. In ihm befinden sich große Sümpfe und Moore, weshalb auch Nordbrabant weit weniger bevölkert ist als die übrigen holländischen Provinzen, wie denn auch die größten Städte keineswegs in diesem Mittelstriche des Delta's liegen. Rotterdam ist die einzige Stadt ersten Ranges, welche unmittelbar am Rheine gelegen ist, den die Holländer freilich hier als Maas bezeichnen. Aber nördlich und südlich vom Rheine und dem unfruchtbaren Nordbrabant fallen fruchtbare Tiefländer ab, und dort liegen zwei herrliche Kränze der reichsten und größten Städte, nördlich die holländische Gruppe Amsterdam, Haarlem, Leiden, Utrecht, Haag etc., südlich die flandrischen (belgischen) Städte Brügge, Gent, Antwerpen, Mecheln, Brüssel, Löwen. Beide Gruppen sind durch den an Städten und Menschen ärmeren Mittelstrich Nordbrabant getrennt. Ein drittes Moment ist die Schelde, welche sich trotz ihres kurzen Laufes, aber Dank der herrlichen Beschaffenheit ihrer zu einem Meerbusen erweiterten Mündung im S. als eine besondere Verkehrs- und Lebensader mit einem eigenen Flußsysteme darstellt. Der niederdeutsche Volksstamm der Vlamen hat die Schelde zu seinem Hauptstrome gemacht und die Scheldelandschaften mit der schönsten Bodencultur und mit einer dichten Bevölkerung bedeckt. Nebst den Vlamen, welche auf holländischem Gebiete 13 % der Gesamtbevölkerung ausmachen und in Nordbrabant und Limburg wohnen, lebt noch eine geringe Anzahl Niederdeutsche, 2 %, in niederländisch Limburg. Das Gros bilden die eigentlichen Holländer, die Nachkommen der alten germanischen Bataver, in den Provinzen Holland, Zeeland, Utrecht und Geldern, im Ganzen 71 %. Die restlichen 14 % entfallen auf den gleichfalls germanischen Stamm der Friesen, welche Friesland, Groningen, Drenthe und Over-Isseel bewohnen, in früherer Zeit aber, ehe noch der Durchbruch der Zundersee stattgefunden, sich ganz zweifellos auch über das gegenwärtige Nordholland erstreckt haben. Die Affinität in manchen Sitten, selbst in der Tracht, zwischen Nordholland und Friesland ist dem beobachtenden Reisenden selbst heutigen Tages noch auffällig. Aus dem oben Angeführten läßt sich die natürliche Trennung der nördlichen und südlichen Niederlande zur Genüge erkennen. Und gleichwie die Natur das Land in zwei verschiedene Theile zerlegt hat, so auch die Bevölkerung. Die im S. der Niederlande Wohnenden verfielen den Einflüssen und der Herrschaft der fremden, südlichen Mächte; die nördlichen Niederländer waren dagegen von Haus aus ein freiheitsliebendes Inselvolf, und das Fischer- und Schifferleben war bei ihnen überwiegend, während die Vlamen mehr binnentwärts saßen. Darum ist es ganz natürlich, daß sie ihren Einfluß auch über die zeeländischen Inseln oder den Schelde-Archipel ausdehnten. Die Zeeländer, die „Zeewo“, wie sie der Holländer nennt, sind ein Brudervolf der eigentlichen Holländer und ein Inselvolf wie diese, und schlossen sich diesen in den politischen Bewegungen an, obwohl der Schelde-Archipel als das natürliche Zubehör zur Schelde von den Vlamen angesprochen werden kann und auch angesprochen wird. Der N. ist überall der rauhere und jüngere Bruder des S., beider Sitten und Sprache, Charakter und Gewohnheiten, erhielten nach und nach ein selbständiges, von einander abweichendes Gepräge. Auf diese Weise entstand die große Spaltung des belgisch-batavischen Stammes in die holländische oder nördliche und in die vlamische oder südliche Völkersfamilie. Der Unterschied zwischen N. und S. in den Niederlanden spiegelt sich genau in den klimatischen Verschiedenheiten, in allen Zuständen des Landes und seiner Bevölkerung, in der Pflanzenwelt, im Ackerbau, im Charakter der Landschaft, in der Kleidung, in den Sitten und Eigenthümlichkeiten der Bewohner. Der natürliche Riß zwischen beiden Ländern hat kaum je eine Aussicht dauernd überkleistert zu werden.

In ethnischer Hinsicht sind Holländer und Vlamen Ein Volk, mit seinen eigenthümlichen Sitten und socialen Erscheinungen zu seinen deutschen Nachbarn einen tiefen Contrast bildend. Keine merkliche Naturgrenze scheidet den



Die Scheidung der Niederlande in N. und S. wird auch auf andere Weise ausgeprägt. Längs der S.-Seite des Rheines schiebt sich nämlich ein minder fruchtbarer Landstrich, wie ein Keil, zwischen dem S. und N. der Niederlande, parallel mit der untern Maas und dem Rheine hin. Dieser Strich — Nordbrabant — ist eine Fortsetzung der großen sandigen Haide, die von der Ostsee her durch Brandenburg, Lüneburg und Westfalen bis an die Schelde geht. In ihm befinden sich große Sümpfe und Moore, weshalb auch Nordbrabant weit weniger bevölkert ist als die übrigen holländischen Provinzen, wie denn auch die größten Städte keineswegs in diesem Mittelstriche des Delta's liegen. Rotterdam ist die einzige Stadt ersten Ranges, welche unmittelbar am Rheine gelegen ist, den die Holländer freilich hier als Maas bezeichnen. Aber nördlich und südlich vom Rheine und dem unfruchtbaren Nordbrabant fallen fruchtbare Tiefländer ab, und dort liegen zwei herrliche Kränze der reichsten und größten Städte, nördlich die holländische Gruppe Amsterdam, Haarlem, Leiden, Utrecht, Haag etc., südlich die flandrischen (belgischen) Städte Brügge, Gent, Antwerpen, Mecheln, Brüssel, Löwen. Beide Gruppen sind durch den an Städten und Menschen ärmeren Mittelstrich Nordbrabant getrennt. Ein drittes Moment ist die Schelde, welche sich trotz ihres kurzen Laufes, aber Dank der herrlichen Beschaffenheit ihrer zu einem Meerbusen erweiterten Mündung im S. als eine besondere Verkehrs- und Lebensader mit einem eigenen Flußsysteme darstellt. Der niederdeutsche Volksstamm der Vlamen hat die Schelde zu seinem Hauptstrome gemacht und die Scheldelandschaften mit der schönsten Bodencultur und mit einer dichten Bevölkerung bedeckt. Nebst den Vlamen, welche auf holländischem Gebiete 13 % der Gesamtbevölkerung ausmachen und in Nordbrabant und Limburg wohnen, lebt noch eine geringe Anzahl Niederdeutsche, 2 %, in niederländisch Limburg. Das Gros bilden die eigentlichen Holländer, die Nachkommen der alten germanischen Bataver, in den Provinzen Holland, Zeeland, Utrecht und Geldern, im Ganzen 71 %. Die restlichen 14 % entfallen auf den gleichfalls germanischen Stamm der Friesen, welche Friesland, Groningen, Drenthe und Over-*Zijss*el bewohnen, in früherer Zeit aber, ehe noch der Durchbruch der Zundersee stattgefunden, sich ganz zweifellos auch über das gegenwärtige Nordholland erstreckt haben. Die Affinität in manchen Sitten, selbst in der Tracht, zwischen Nordholland und Friesland ist dem beobachtenden Reisenden selbst heutigen Tages noch auffällig. Aus dem oben Angeführten läßt sich die natürliche Trennung der nördlichen und südlichen Niederlande zur Genüge erkennen. Und gleichwie die Natur das Land in zwei verschiedene Theile zerlegt hat, so auch die Bevölkerung. Die im S. der Niederlande Wohnenden versielen den Einflüssen und der Herrschaft der fremden, südlichen Mächte; die nördlichen Niederländer waren dagegen von Haus aus ein freiheitsliebendes Inselvolk, und das Fischer- und Schifferleben war bei ihnen überwiegend, während die Vlamen mehr binnenwärts saßen. Darum ist es ganz natürlich, daß sie ihren Einfluß auch über die zeeländischen Inseln oder den Schelde-Archipel ausdehnten. Die Zeeländer, die „*Beewo*“, wie sie der Holländer nennt, sind ein Brudervolk der eigentlichen Holländer und ein Inselvolk wie diese, und schlossen sich diesen in den politischen Bewegungen an, obwohl der Schelde-Archipel als das natürliche Zubehör zur Schelde von den Vlamen angesprochen werden kann und auch angesprochen wird. Der N. ist überall der rauhere und jüngere Bruder des S., beider Sitten und Sprache, Charakter und Gewohnheiten, erhielten nach und nach ein selbständiges, von einander abweichendes Gepräge. Auf diese Weise entstand die große Spaltung des belgisch-batavischen Stammes in die holländische oder nördliche und in die vlamische oder südliche Völkersfamilie. Der Unterschied zwischen N. und S. in den Niederlanden spiegelt sich genau in den klimatischen Verschiedenheiten, in allen Zuständen des Landes und seiner Bevölkerung, in der Pflanzenwelt, im Ackerbau, im Charakter der Landschaft, in der Kleidung, in den Sitten und Eigenthümlichkeiten der Bewohner. Der natürliche Riß zwischen beiden Ländern hat kaum je eine Aussicht dauernd überkleistert zu werden.

In ethnischer Hinsicht sind Holländer und Vlamen Ein Volk, mit seinen eigenthümlichen Sitten und socialen Erscheinungen zu seinen deutschen Nachbarn einen tiefen Contrast bildend. Keine merkliche Naturgrenze scheidet den



Holländer von dem Deutschen; wo immer man aber den holländischen Boden betritt, sofort fühlt man sich wie in ein Hunderte von Meilen entferntes Land versetzt, wo unserem continentalen Auge alles fremd, alles seltsam erscheint. Nicht ganz ohne Recht, wenn auch natürlich mit viel Uebertreibung, hat man deshalb die Holländer die „Chinesen Europa's“ genannt.

Noch vor Kurzem war man bemüht die Nationalität der Niederländer überhaupt in Abrede zu stellen und dieselben bloß in sprachlicher Hinsicht von den Deutschen als dialectisch verschieden gelten zu lassen. Die totale Irrigkeit dieser Ansicht tritt an's Licht, wenn wir über die verwandtschaftlichen Verhältnisse der germanischen Stämme Klarheit zu gewinnen suchen. Aus der uns unbekannten urgermanischen Sprache entsprangen die drei Zweige des Gothischen, Scandinavischen und Germanischen, von welchen hier bloß der letztere zu berücksichtigen ist. Dieser spaltete sich in den althochdeutschen und den altniederdeutschen Zweig; aus ersterem entwickelten sich die drei Mundarten: fränkisch, bayrisch und alemannisch, letzteres gleichbedeutend mit dem Mittelhochdeutsch, das sich später in das jetzt übliche Neuhochdeutsch verwandelte. Der nicht auf uns gekommene altniederdeutsche Stamm zeugte zwei sehr genau bekannte Sprossen: das Altsächsishe und das Friesische, welches letzteres in verschiedenen Mundarten noch in W. = und N. = Friesland, auf Helgoland, Wangeroog und im Saterlande blüht. Dem Altsächsischen entsprangen wiederum das Angelsächsische, das Altniederländische und das Altniederdeutsche, von welchen beiden letzteren keine oder fast gar keine Sprachdenkmale übrig geblieben sind. Alle drei gingen aber im Laufe der Zeit gewisse Modificationen ein, so daß aus dem Angelsächsisch sich das Englische, aus dem Altniederländischen das Mittelniederländisch und aus dem Mittelniederdeutsch das Plattdeutsch entwickelte. Aus dem an Denkmälern der Literatur reichen Mittelniederländischen leitet sich das Neuniederländische, gewöhnlich Holländische genannt, mit dem völlig identischen Vlämischen ab. Wir sehen also, daß Holländisch und Vlämisch weder Dialecte noch Mundarten, also in keinem Falle Töchter Sprachen des Deutschen sind, sondern demselben genau ebenso ferne stehen, wie das Englische, denn jedes von ihnen hat sich aus einem anderen Stamme entwickelt. Und was noch mehr ist, ebenso ferne wie das Englische und Holländische vom Neuhochdeutschen steht auch das Platt- oder Niederdeutsche. Nicht einmal von Schwestersprachen darf dabei die Rede sein; das verwandtschaftliche Verhältniß ist noch looser, höchstens gleich jenem zwischen Vetter und Base. Was von den Sprachen gilt, trifft hier auch bei den Völkern selbst zu. Es kann für den Kenner kaum dem leisesten Zweifel unterliegen, daß, wenn irgend ein Volk als eine eigene Nationalität zu gelten berechtigt ist, dies eben die Holländer sind. Kein germanisches Volk — die ethnisch stark gemischten Engländer ausgenommen — hat einen so ausgeprägten Volkscharakter. Ihre Sprache, ihre physische und psychische Entwicklung, ihre Sitten und Gebräuche stellen sie ebenso vollkommen auf ihre eigenen Füße, als ihre großartige Geschichte und staatliche Vergangenheit. Die Holländer, so sagt ein deutscher Schriftsteller (Kruse. Excursus über holländische und vlämische Art, Sprache und Literatur. Elberfeld 1854. 8°. S. 3) sind ein Volk aus einem Guß. In Sitten und Treiben zeigt dasselbe viel größere Verwandtschaft mit dem Engländer als mit dem Deutschen, und ist sich dieses Unterschiedes auch wohl bewußt. Deshalb will der Holländer in der Regel vom Deutschen nichts wissen, und würde jede Gelüste nach seinen nassen Wiesen Gründen energisch zurückweisen, wobei ihm sein herrliches, großartiges Inundationssystem noch eben so trefflich zu Statte käme, als in den Zeiten Wilhelm des Schweigers.

Der holländische Volkscharakter ist im Auslande nur wenig gekannt, zum meist verkannt. Wohl zeichnet er sich durch unlängbare Verschlossenheit gegenüber dem Fremden aus, und sticht dadurch grell von der mittheilsamen Gemüthlichkeit des Deutschen ab, dennoch ist doch der Eintritt in holländische



Familien leichter als behauptet wird; man merkt dann auch nichts von Kälte und der Empfang ist selbst seitens der Frauen des Landes ein herzlicher, gemüthlicher. Wesentlich mag hierzu der Comfort der holländischen Wohnhäuser beitragen, deren Einrichtung den Stolz der Hausfrau bildet.

Ganz im Sinne des englischen Cottage-Systems bewohnt jede Familie ein ganzes, meist ihr eigenes Haus allein. Das Zusammenwohnen mit fremden Leuten unter einem Dache dünkt dem Holländer unbegreiflich, unerträglich. Möglichste Bequemlichkeit und Luxus herrschen selbstverständlich im eigenen Hause, und heißen den eintretenden Fremden an, nicht nur in den Hauptorten des Landes, wie Amsterdam, Haag, Rotterdam, sondern auch in den kleineren Städten des von den Holländern selbst nur wenig besuchten O., in Zwolle, Leeuwarden, Groningen u. s. w. Für arme Leute, so ward dem Verfasser dieses Buches in Zwolle berichtet, erbauen Privatgesellschaften meist außerhalb der Städte, doch an irgend einer Gracht (Canal) kleine Häuschen, welche sie nebst einem dazu gehörigen Stückchen Gartenlandes gegen billigen Zins an dieselben vermiethen, so daß jede Familie, wäre sie noch so unbemittelt, ein eigenes Haus bewohnt. Durch Entrichtung einer etwas höheren Wochenmiethe gehen dann solche Häuschen allmählig in den Besitz des Bewohners selbst über. Aus dieser stark ausgeprägten Vorliebe der Holländer für die trauten Reize eines sweet home erklärt sich mancher Zug ihrer Geschichte, vor allem ihre Liebe zur Unabhängigkeit, worin sie von ihren Nachbarn niemals erreicht werden. Dem sorgfältigen Beobachter kann es auch keinesfalls entgehen, wie in Holland alles einen großartigen Standpunkt einnimmt. Der Holländer, wäre er auch nicht in dem Kampfe mit dem nassen Element, welchem er sein Land stückweise abringen muß, gestählt, ist der Engländer des Continents. In den Straßen liest man die Aufschriften von Läden, welche Gegenstände zur Ausrüstung für O.- und W.-Indien (uitrusting voor Oost- en West-Indië) enthalten, hier kündigt sich eine Dampfschiffahrts-Gesellschaft nach Amerika an, dort übernimmt ein Commissionsgeschäft (kantoor) Aufträge nach Brasilien, endlich bietet eine Buchhandlung speciell nur Werke über See- und Colonialwesen feil. Bei einer Parade im Haag decorirt der Oberst einen Officier, der im fernen Borneo gefochten, und die fremd klingenden Namen des malayischen Archipels sind hier in jedermanns Munde; ja, in den eleganten Salons kann man junge Damen und Herren sich mit einander in den weichen Lauten der javaischen Sprache unterhalten hören; beinahe niemand aus den höheren Ständen ist nicht wenigstens einmal in Indien gewesen; die Söhne bemittelter Familien des Handelsstandes gehen nach Java oder wohl auch nach Brasilien, um die Geschäfte zu lernen, und keine Mutter entsetzt sich bei dem Gedanken an die beschwerliche Seereise, an die große Entfernung und lange Trennung. Nach einigen in den Tropen verlebten Jahren kommen die jungen 24jährigen Leute zurück mit gereiften Ansichten und nachdem sie schon ein schönes Stück Welt gesehen. Gehören sie nicht dem Handelsstand an, so führt sie wohl ihr Beruf als Staatsbeamter oder Soldat hinüber in die ostasiatische Inselwelt.

Nächst England die größte Colonialmacht der Welt, bildet das Königreich der Niederlande — in Holland spricht man stets von den Niederlanden; mit dem Namen Holland werden nur die beiden Provinzen N.- und S.-Holland bezeichnet — einen erblichen constitutionellen Staat von circa 33,000 □Km. Flächenraum, auf welchem nicht ganz 4 Millionen Menschen germanischen Stammes wohnen. Das völlig davon abgetrennte Großherzogthum Luxemburg (mit 2600 □Km. und etwa 200,000 Einwohnern) hängt bloß durch Personalunion mit der Krone zusammen und wird im Uebrigen ganz unabhängig verwaltet; zwischen beiden Staaten besteht das nämliche Verhältniß wie zwischen Schweden und Norwegen. Dem Könige der Niederlande stehen

die aus zwei Kammern gebildeten Generalstaaten als gesetzgebende Versammlungen zur Seite; in Luxemburg waltet ein Statthalter mit einer Ständeversammlung. Drei Fünftel der Bevölkerung gehören der protestantischen Confession, fast zwei Fünftel der katholischen Kirche an. Juden gibt es ihrer 69,000 (davon 30,000 allein in Amsterdam) und gehören die Niederlande zu den judenreichsten Gebieten des germanischen Europa.

Die Wehrkraft des hauptsächlich dem Handel gewidmeten Landes zerfällt in eine europäische und eine asiatische Armee (62,000 und 28,000 Mann stark) nebst der sogenannten Schutterij, comunalen Schützencorps, deren Organisation jedoch nur geringes Vertrauen erweckt. Imponirender sind die Seekräfte des kleinen Reiches; die Kriegsflotte zählt 115 Fahrzeuge mit 670 Kanonen und 6000 Mann Bemannung, die Handelsmarine 73 Dampfer und 1730 Segelschiffe.

Nebst der großartigen Handelsthätigkeit beschäftigt die hauptsächlich von der Bevölkerung der Dünenstriche mit seltener Kühnheit und Geschick betriebene Seefischerei, dann in den östlichen Provinzen ausgedehnte Viehzucht die meisten Hände. Die geistige Cultur der Holländer steht auf hoher Stufe; obwohl Schulzwang nicht gesetzlich existirt, wenden sie doch der Schule die höchste Aufmerksamkeit zu; jedes noch so geringe Dorf erfreut sich eines stattlichen Schulhauses. Ebenso musterhaft ist das Armenwesen organisiert; Straßenbettel gehört in diesem glücklichen und reichen Ländchen zu den unbekannten Dingen. Jedermann arbeitet; wo die Umstände es gestatten blüht eine schön entwickelte Industrie, und ganz Holland liefert den Beweis, daß hier seit vier Jahrhunderten emsig gearbeitet worden ist. Man legt aber nicht die Hände in den Schooß, sondern arbeitet fort, mit Benützung des mühsam aber reichlich verdienten Capitaless. Wer immer aus Holland scheidet, gedenkt des Spruches: *beati possidentes*.

Die Niederlande umfassen dermalen 11 Provinzen, welchen sich, wenn mit der beabsichtigten Austrochnung der Zundersee Ernst gemacht wird, eine zwölfte anreihen dürfte.

Sitz der Regierung und des Königs ist der Haag ('s Gravenhage) mit 100,000 Einw., eine der zierlichsten und schönsten Städte Europa's, die wahre Hauptstadt des Landes aber, wenigstens in commercieller Beziehung, ist Amsterdam (300,000 Einw.), das großartigste Handelsemporium der Nordsee, dessen Hafen het Ij nunmehr durch den Canal Amuiden mit dem Meere in directer Verbindung steht. Ihm reiht sich als zweite Handelsstadt der für die See- und Flußschifffahrt gleich wichtige Kriegshafen Rotterdam (130,000 Einw.) an der Maas an. Daneben finden wir auf engem Raume dicht an einander gedrängt zahlreiche Städte sehr verschiedener Bedeutung, wie Delft, Haarlem, Schiedam, die beiden Universitäten Leiden und Utrecht, Dordrecht u. s. w. In den östlichen Provinzen liegen Zwolle, Leeuwarden und Groningen, welchen eine gewisse Bedeutung nicht abzuspochen ist; an der äußersten N.-Spitze der Halbinsel N.-Holland erhebt sich der stattliche Kriegshafen Helder, rings um die Zundersee lagern sich aber eine Unzahl einst sehr glanzvoller, üppiger und reicher, jetzt indeß sehr still gewordener Plätze, die man mit Recht „die todten Städte der Zundersee“ nennen darf. (Henry Havard. *La Hollande pittoresque; Voyage aux villes mortes du Zuyderzée*. Paris 1875. 8°.) So düster die Gegenwart diesen „todten Städten“, wie Hindeloopen, Molkwerum, Edam, Hoorn, Enkhuizen, Medemblik, Stavoren, leuchtet, so ist es doch kein unberechtigtes Ahnen, daß eine nicht allzu ferne Zukunft bessere Zeiten für sie bringen werde. Wie bereits Nieuwe Diep und Harlingen zu neuem Leben sich emporgerafft, werden dereinst auch Hoorn, Enkhuizen, Stavoren und alle die anderen zweifelsohne aus ihrem todesähnlichen Hinbrüten erwachen, sobald die Lösung jenes großen Problems gelungen sein wird, an welchem der holländische Volksgeist seit Jahrzehnten unablässig arbeitet und sinnt. „Austrochnung der Zundersee“ heißt die Zauberformel, welche Inseln ver-



Antwerpen (Anvers), Hennegau (Hainaut), Namur, Lüttich, Brüssel, Luxemburg und Luxemburg. Belgien hat unter allen Staaten Europas die relativ stärkste Bevölkerung (183 E. auf 1 □ Km.) und ist eines der ersten Industrieländer der Erde. Die Dichtigkeit des Beisammensiedens ist am geringsten auf dem kleinen Gebiete, wo die deutsche Sprache vorherrschend ist, am größten da, wo das flamische Element überwiegt; sie nähert sich dem mittleren Betrage am meisten in den Gegenden mit einer überwiegend wallonischen Bevölkerung. Der belgische Staat ist ein aus zwei gründlich verschiedenen ethnischen Elementen künstlich zusammengeschweißter; es gibt kein belgisches Volk, nur eine belgische Nation, und diese wird aus den zwei Stämmen der romanischen, zum Theile französisch sprechenden Wallonen und der germanischen, holländisch sprechenden Flamen gebildet. Nach der Zählung vom 31. December 1869 bekannten sich 2,041,784 zur wallonischen, und 2,406,491 zur flamischen Sprache; 308,366 gaben an, beide Idiome zu reden, so daß die Flamen die Mehrzahl bilden; gleichwohl ist das Französische die officiële Sprache des Landes und der Regierung.

Die dermalige Bevölkerung Belgiens ist theils keltischen, theils germanischen Ursprungs, doch bestehen unter dieser zuletzt in's Land gekommenen arischen Volksschichte, wie in Frankreich, zahlreiche allophyle Elemente, die im Typus der heutigen Belgier noch erkennbar sind. (Leo van der Kindere. (Recherches sur l'éthnologie de la Belgique. Bruxelles 1872. 8°.) Von politischer Bedeutung sind aber bloß die Flamen und die Wallonen. So weit die Geschichte deutet, haben nördlich von den Ardennen stets zwei Sprachen geherrscht und zwei Volksstämme, der germanische der Bataver und Friesen, und der gallische oder keltische der Belgier, sich berührt und durcheinandergeliebt. Die Nachkommen dieser Belgier sind die Wallonen, die ihre Ursprache beibehielten, auf welche das spätere Romanische fast weniger Einfluß hatte als das Germanische. Wallonisch ist also keineswegs ein verdorbenes Französisch, obwohl es seit der Burgunder Herrschaft mit dieser Sprache vermischt ist, noch weniger verdorbenes Deutsch, hat vielmehr die meiste Ähnlichkeit mit dem Walisch mancher Schweizer Cantone und dem Rumänischen. An einigen Punkten Belgiens ist die aus Wallonen und Flamen gebildete ländliche Bevölkerung so unter einander gemischt, daß oft ein wallonisches an ein flamisches, ein flamisches an ein wallonisches Dorf sich anreihet oder auch beide nur durch die hindurchführende Eisenbahn getrennt werden. Jahrhunderte hindurch wohnen so Flamen und Wallonen neben einander, Jahrhunderte hindurch haben sie das gleiche Schicksal getragen, aber nie hat eine innige Vermischung, nie ein vertrauter Verkehr der Einzelnen im Großen und Ganzen je stattgefunden bis auf den heutigen Tag. Dieser tiefe Gegensatz in Sprache und Sitte ist geblieben trotz des 1830 errungenen freien Vaterlandes, trotz aller gemeinsamen Einrichtungen und Interessen, und der Glaube ist allgemein, daß nur diese und die gemeinsame Freiheit sie zusammenfesten. (Adolph Deerploeg. Wallonisch und Flämisch. Brüssel und Tübingen 1882. 8°. S. 3—6.) Zieht man von Tournai eine Linie, welche südlich von Tournai (Doornik) auf Aid und von dort nördlich auf Tongern läuft, so theilt man ungefähr das belgische Gebiet nach der Sprache der Bewohner ein; doch gibt es, wie aus Obigem erhellt, nördlich von dieser Linie wallonische, wie südlich flamische Sprachinseln. Im N. sprechen etwa 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen flämisch, im S. etwas über 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen wallonisch, der Rest, über eine halbe Million, nur französisch. Im Brüssel treffen beide Idiome dergestalt zusammen, daß die obere Stadt ausgeprochen französisch, die untere hingegen entschieden flämisch ist.



Obwohl überwiegend, gilt doch in Brüssel selbst das Flämische als Patois, während die gebildeten Stände ausschließlich französisch sprechen. In den eigentlich flämischen Provinzen des Landes, in O.- und W.-Flandern und Brabant ist dies natürlich nicht der Fall, besonders seitdem die sogenannte „flämische Bewegung“ die Geister beunruhigt. Um die Zustände in Belgien richtig beurtheilen zu können, müssen wir die ethnische Identität der Flamen oder Flämänder mit den Holländern im Auge behalten. Auf dem Wiener Congresse hatte man bei Errichtung des Königreiches der Niederlande, welches damals das gegenwärtige Belgien in sich begriff, leider den wallonischen Landestheil, anstatt denselben an Frankreich zu überlassen, wohin er naturgemäß gehört, in die Grenzen des neuen Staates eingeschlossen, und damit zugleich die Keime des Verderbens gesät. Die Verschiedenheit der Sitten, Gewohnheiten und namentlich der Religion enthielten unzählige Keime der Zwietracht. Wie fast überall war auch in den Niederlanden der S. katholisch, der N. protestantisch. Der katholischen Confession hängen sowohl die germanischen Flamen als die gallischen Wallonen an; noch jezt ist das Königreich Belgien eines der katholischsten Länder der Welt; es gehört diesem Bekenntnisse buchstäblich die Gesamtheit der Bevölkerung unbekümmert um die Nationalität an. Die gegenseitige Abneigung von N. und S. äußerte sich daher mit größter Erbitterung zunächst in der Kirche, dann aber auch in der Armee und den Generalstaaten, und 1830 erfolgte endlich die Losreißung Belgiens vom protestantischen Holland. Kaum aber war das neue Königreich flügge geworden, als die nationalen Antipathien zum Vorscheine kamen. Die katholische Geistlichkeit hatte sich der Wallonen und Franzosen, aus deren Reihen die Aufgeklärtesten und Thätigsten des Volkes hervorgegangen waren, zwar geschickt bedient, stellte sich aber nach erreichter Unabhängigkeit entschieden auf Seite der die Mehrzahl bildenden Flamen, welche verlangten, daß die neue Nationalität sich auf ihre Sprache gründen solle. In der That wäre ohne die Bemühung der niederen Geistlichkeit in früherer Zeit das Flämische längst zu einem bloßen Patois herabgesunken. Indes vermochten bis auf unsere Tage die Flamen, trotzdem sie seither ihre Literatur ansehnlich gehoben, die französische Sprache in Belgien, das Idiom aller Gebildeten, weder zu verdrängen, noch diejenige politische Stellung zu erringen, welche ihnen ihrer Ueberzahl zufolge gebühren würde. Zweifelsohne ist der Grund hierzu in der geistigen Ueberlegenheit der Wallonen zu suchen. Die neuesten Erhebungen über den im Allgemeinen ein recht erfreuliches Bild gewährenden Stand der Volksbildung in Belgien haben dargethan, daß, wenn in der Gegenwart die flämischen Provinzen im Lichte einer erhöhten Schulthätigkeit erscheinen, sich dies daraus erklärt, daß jene Theile des Landes noch am meisten nachzuholen hatten, während die wallonischen Provinzen schon früher auf einer höheren Bildungsstufe standen. Dagegen hat sich in ganz Belgien in dem Zeitraum 1830–1870 die Zahl der Klöster von 251 mit 3645 auf 1500 mit 25,000 Bewohnern vermehrt. (Siehe: *De Zweep* 1871, Nr. 9, und *Toekomst* 1871, S. 139.) So haben sich denn vorwiegend auf nationaler Basis die beiden Gegensätze der Flamen und Wallonen zugespitzt, heute ärger wüthend denn je. Die Flamen, der Mehrzahl nach in den Händen der Geistlichkeit, haben längst begonnen, ihre muthwillige Trennung von dem holländischen Bruderstamme zu bedauern, und ist die sogenannte „flämische Bewegung“ seit Jahren bemüht, die dialectischen Verschiedenheiten zwischen beiden Idiomen möglichst zu verwischen. Dem in verschiedenen Städten Hollands und Belgiens jährlich abwechselnd tagenden Sprachcongreß (*Nederlandsch Taal-en Letterkundig Congres*) ist es auch gelungen, eine orthographische Identität beider Mundarten herzustellen. Je deutlicher aber das Streben nach einer Wiedervereinigung mit den holländischen Brüdern sichtbar wird, desto kühler verhalten diese sich gegenüber den flämischen Annäherungsversuchen.

Wer in Belgien und im benachbarten Holland längere Zeit gelebt hat, wird unwillkürlich und jeden Moment zu einem Vergleiche zwischen beiden herausgefordert.

Macht man sich das Vergnügen, an einem und demselben Tage z. B. in Rotterdam und in Antwerpen zu verweilen, was leicht möglich ist, da nur eine



etwa fünfstündige Reise diese beiden Handelsplätze trennt, so kann man recht wohl die Verschiedenheit zwischen Holländern und Belgiern beobachten. Während Rotterdam, vielleicht mehr als irgend eine, den Typus der holländischen Städte trägt, ist alles wie verwischt, sobald man die Mauern Antwerpens (140,000 Einw.) betreten hat. Nichts ist hier mehr, was als charakteristisch gelten dürfte; die holländische Kleinlichkeit vermisst man nur zu sehr, und ungern vertauscht man die schmalen, höchstens dreifenstrigen aber hohen Häuser der Holländer gegen die alten, wenn auch vielleicht stattlicheren Gebäude Antwerpens. Und obwohl beide Städte an Größe und Einwohnerzahl auf gleicher Stufe stehen, und Antwerpen der erste und einzige Hafenplatz von Bedeutung in Belgien ist, so ist doch Rotterdam unendlich wichtiger als Handelsstadt, was aus dem ganzen Leben und Treiben in beiden Orten auf den ersten Blick ersichtlich ist. Verglichen mit Rotterdam ist Antwerpen öde, still und todt; ihm fehlt die vielfältige Bewegung zu Wasser und zu Land, welche Rotterdam einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Ohne dem regen Eifer und der großartigen Thätigkeit der Belgier, besonders der Wallonen, die gebührende Anerkennung zu versagen, wird doch Jeder, der aus Holland nach Belgien gelangt, den Eindruck empfangen, als ob er aus dem Saale des Reichen in das Stübchen des fleißigen Arbeiters trete. In Belgien arbeitet man fleißig und rastlos, das Land fängt aber erst an, wo Holland so zu sagen schon aufhören könnte.

Einen Ueberblick über Belgien zu gewinnen, folgen wir einem modernen Beobachter, Dr. Gustav Dannehl, auf seinen Fahrten durch dieses weithliche Cultur-land. Das gewerbreiche Verviers (40,000 Einw.), der erste größere belgische Ort, wenn man aus Deutschland kommt, bietet dem Beschauer ein ungemein glänzendes Stadtbild dar. Es ist eine Stadt mit eleganten breiten Straßen, fast durchweg aus einem hellgrauen Stein modern und geschmackvoll gebaut, und gewährt mit seinen abgeplatteten Dächern und seinen zahlreichen Villen einen sehr heiteren Anblick. Von hier nach Lüttich zieht die Vesdre, ein Nebenfluß der Ourthe. Das Thal dieses Gebirgsflüßchens, sowie die zahlreich einmündenden Quertbäler, in deren einem der ob seiner eisenhaltigen Quellen berühmte Badeort Spaa (6000 Einw.), das Baden-Baden Belgiens, liegt, sind von ungemeiner Viehlichkeit. Unten an der Vesdre pocht und hammert und saust es in allerhand industriellen Anlagen. Das Thal des Rœder oder Jaar nördlich von dieser Linie ist der Sitz einer nicht unbedeutenden ganz localen Industrie von Strohgeflechten. Die Bewohner zeichnen sich durch besonderen Wohlstand, sowie durch ein gewandtes, feines Benehmen aus. Die Landschaft weithlich davon, ein ebenfalls anmuthiges Hügel-land, ist in einen dichten, feinen Graswuchs gekleidet, von zahllosen Quellen reich bewässert und fast ausschließlich für die Viehzucht nutzbar gemacht. Wieder ein durchaus anderes Bild in landschaftlicher und landwirthschaftlicher wie in ethnologischer Beziehung bietet das raube Condroz östlich von den Maasstädten Lüttich, Huy, Namur und Dinant im N. von der Ourthe, im S. von der Vesdre, dem reizendsten aller belgischen Flüsse, begrenzt. Die gegenwärtige Bevölkerung ist wie die des gesamten Striches an der preussischen Grenze und im gebirgigen S. überhaupt wallonisch. Dieser einörmige, traurige Landschaft bildet breite baumlose Wellenzüge, welche sich gleich erstarrenen Mienenwogen längs der Maas hinziehen. In jeder Bodenlentung liegt ein kleiner Bach, von Weiden eingefast. Das weithliche Ufer der Vesdre gehört schon den eigentlichen Ardennen an; nicht leicht dürfte in unseren Nachbarländern eine Gegend zu finden sein, welche noch so wenig dem Menschen dienlich gemacht ist und noch in ihren urwaldähnlichen Beständen und wilden Formationen in so hohem Grade den primitiven Anblick einer ungehändigten Natur darbietet, wie die belgischen Ardennen, wo noch wie in alter Zeit Wolfe und Eber in Menge hausten. Weiter stehend gelangen wir nach dem düsternen Schwarzen Lüttich (Lüttich, 116,000 Einw.), dem Centralpunkte der belgischen Kohlen- und Eisenindustrie. Ueber 600 M. tief dringt der Bergmann hier in die reichen Steinkohlenlager hinab, welche in 61 Flözen von unergründlicher Mächtigkeit sich unter der Gegend befinden. Der Bergbau und die Eisenindustrie — ganz nahe bei der Stadt liegt Seraing, das großartigste Eisenwerk Belgiens — beschäftigen einen großen Theil der Bevölkerung. Hammer und Hammer, und nicht mit Hammer, das man deshalb Lüttich die Stadt der Hämmer genannt. Aber nur der erste Eindruck von Lüttich wirkt abstoßend. Von Lüttich nach Lüttich erhebt sich in



Es fehlt der belgischen Hauptstadt ein wesentliches Moment, wenn auch nur relativen Vergleich mit Paris auszuhalten: der Canal, die Seine, in welchem sich all die Pracht spiegeln könnte, mit dem sich die Hauptstadt des so wasserreichen Landes begnügen, verschwindet vollständig in dem Häusermeer, und an manchen Stellen überwölbt lebhafteste Verkehrsstraßen und Passagen. Bedeutender ist der Canal, welcher nach dem Rupel, einem wasserreichen Nebenfluß der Schelde, führt. Was Brüssel so anziehend macht, ist die Sauberkeit, die Glätte, die bei aller Lebendigkeit des Verkehrs. Das Leben in Brüssel hat nicht das Aufregende, für den Kleinstädter geradezu Verwirrende des gewaltigen Paris. An regelmäßigen Lustbarkeiten bietet wohl kaum eine gleich große Stadt so wenig wie Brüssel.

Die nahe Stadt Mecheln (Malines, 40,000 Einw.), Sitz des Erzbischofs von Belgien, im Mittelpunkte des engmaschigen belgischen Eisenbahnnetzes, liegt schön in der frischgrünen zwar flachen aber überaus fruchtbaren Tiefebene Flanderns, deren Anblick mit den althistorischen Städten Gent, Brügge, Mecheln, Antwerpen und den Seebädern Ostende und Blankenberghe nicht weniger Reiz und Genuß bietet als der gebirgige S. Das ganze Land von Brüssel bis dahin, wo die Nordsee ihre Wogen majestätisch an die hohen Dünen und die mächtigen Deiche rollt, mit denen Natur und Menschenhand diese lachenden Fluren geformt haben, gleicht einem einzigen großen Garten. Eine uralte, sorgliche, überaus rationelle Bodencultur geht hier Hand in Hand mit der natürlichen Fruchtbarkeit des fetten Alluviallandes. Zwar sieht man nirgends weit ausgedehnte Ackerbreiten, wie in den güttereichen Districten N.- und Mittel-Deutschlands, denn die ungemein dichte Bevölkerung hat den Grundbesitz in unzählige kleine Parzellen zerrissen, aber dennoch nährt der Boden Flanderns einen äußerst wohlhabenden Bauernstand. Nicht wenig trägt zur Belebung der Landschaft das Zerstreutliegen der Pachthöfe bei, die das schöne saftige Grün angenehm unterbrechen. Der Ackerbauer wohnt hier inmitten seines Areal's, das er so peinlich sorgfältig bewirtschaftet, und das eigentliche flämische Dorf wird nicht durch Ackerhöfe gebildet wie bei uns, vielmehr ist es der Sitz der Gewerbe, welche dem Bedürfnisse der zahlreichen über das Land zerstreuten Bevölkerung dienen. Fast jedes Handwerk findet man in diesen schmucken Dörfern Flanderns vertreten, die bis zu 8,000 Seelen zählen. Die meisten der 2000 Ortschaften Flanderns hatten übrigens einst eine vierfach stärkere Bevölkerung als heute; was den Städten, wie Brügge (Bruges, 30,000 Einw.) und Gent (Gand, 130,000 Einw.), das Gepräge des Verfalles aufdrückt. Aber wie sehr auch die commercielle Bedeutung dieser Plätze geschwunden ist, dem Reisenden, dem Alterthumsfreunde bieten sie auf Schritt und Tritt genug Bemerkenswerthes dar. Brügge (M. Weale. Bruges et ses environs. Bruges 1873. 8°.), für Leinwand, Damast und Spitzen eine der ersten Städte, ist das niederländische Nürnberg; hier, wie in dem größeren Gent, der wichtigsten Manufakturstadt für Baumwollenspinnereien, Trudereien und Webereien, zugleich der Stadt der Canäle, dem belgischen Venedig, wie man es im Hinblick auf seine 300 Brücken genannt hat, kann man sich in's Mittelalter zurückversetzt glauben, wenn man sich von so herrlichen gotischen Kirchen, Rathhäusern, Belrieden und Patricierhäusern umgeben sieht. Die malerische und reiche Tracht der Gegend, die langen dunklen Mäntel mit der Capuze, welche den Weibern aus dem Volk ein nonnenartiges Aussehen geben, bestärken uns in dieser Vorstellung. Selten sieht man hier eine Bäuerin, welche nicht Ohrgehänge und Brosche von echten Brillanten trüge, alte Erbschüßel von ganz seltsamer durchaus gleichmäßiger Form. Jede dieser Städte hat ihren Park (jardin botanique), eine Maler-Academie, ein Conservatorium, wie überbaupt die schönen Gärten in Belgien die sorgsamste Pflege finden und ein Ansehen genießen wie zur Renaisancezeit, welche die Kirchen und Paläste mit so reichen Gebilden geschmückt hat, daß man in ihnen wie in Museen wandelt. (Allgem. Zeitg. vom 17. und 18. October. 3. und 9. November 1876. — Treßliches über Belgien enthält auch: Dr. Fried. Tietzer. Belgische Studien. Schilderungen und Erzählungen. Stuttgart 1876. 8°.)

## §. 18. Das Deutsche Reich.

Das deutsche Reich nimmt den mittleren Theil von Europa ein und steht deshalb in unmittelbarer Verührung mit den bedeutendsten Ländern unseres Erdtheiles. Diese Weltlage schließt eben so große Vorthelle als schwere Nachtheile für das Volk in sich, welches Centraleuropa bewohnt. Vermag es einerseits von allen Seiten die wirksamsten Anregungen zu empfangen, aber auch Dank der jedem Kerne naturgemäß innewohnenden Expansivkraft seine Angriffsfront nach jeder Seite zu richten und kräftige Schläge zu führen, so bildet es doch andererseits wieder gleichsam den Amboss in der Völkerecke Europa's; mitten zwischen die drei europäischen Racen eingeklemt, umringt von mißtrauischen Nachbarn, die insgesammt — die stammverwandten germanischen nicht ausgenommen — dem deutschen Kernlande bloß Achtung, keine Sympathie entgegenbringen, muß es stets einer Coalition seiner Gegner gewärtig sein, hat es einen schweren Druck auszuhalten, der niemals abläßt, einen Gesamtdruck, politischer, geistiger und sittlicher Art. „Beständig ist es der Gefahr ausgesetzt, urtheilt Franz von Löhner über Deutschlands Weltstellung, entweder von Fremden kriegerisch bedrängt zu werden, indem sie fort und fort und ringsum Stücke abreißen, oder bei der leisen unaufhörlichen Einsirömung fremder Cultur sein Eigenstreben, sein nationales Recht, seine Literatur und Sprache einzubüßen. Die weiten offenen Grenzen, der Umstand, daß seine Hauptflüsse europäischen, nicht bloß deutschen Charakter tragen, und daß die Zwiung des Welttheils sein Gebiet durchschneidet, erschwert die Stellung ungemein. Nur die hohe Alpenmauer gewährt einen Rückhalt und wenigstens eine freie Seite.“

Eine große Scheidung zieht durch Europa, die von Gebirgsland und Tiefebene. Dieser europäische Dualismus zweiet auch das deutsche Reich in N.- und S.-Deutschland, und wird weniger durch die verbindende Mitte des Mainlandes als durch die Fluß- und Bergzüge gemildert, welche vom oberdeutschen Gebirgslande gleich ebenso vielen starken Ketten in die niederdeutschen Ebenen auslaufen. Mit dieser plastischen Zweiseitigkeit des deutschen Bodens geht auch die Zweiseitigkeit seiner Bewohner Hand in Hand, soweit dieselben der deutschen Zunge angehören, was bei eilf Zwölftel der Gesamtbevölkerung des deutschen Reiches der Fall ist. Die Deutschen zerfallen nämlich in zwei



den Anschauungen, der Sprache, und höchst wahrscheinlich auch der ethnischen Herkunft nach verschiedene Stämme, in die Ober- und die Niederdeutschen; vergleichen wir nun eine Bodent Relief- mit einer Sprach- und Volkskarte Deutschlands (z. B. in: Richard Andree's und Oscar Peschel's physisch-statistischer Atlas des deutschen Reichs. Bielefeld und Leipzig 1890, Vol., Blatt I und X), so gewahren wir sofort, wie die Grenze zwischen Ober- und Niederdeutschland mit ziemlicher Genauigkeit zusammenfällt mit jener zwischen Hoch- und Tiefland. Das niederdeutsche Element sitzt vorwiegend in den norddeutschen Niederungen bis zu 200 M. Seehöhe, und bloß der Harz und die Höhen des Sauerlandes ragen in dasselbe hinein.

Schon die alten Germanen zerfielen in zwei große Zweige, den hoch- und niederdeutschen, jeder wieder mit verschiedenen Unter-Abtheilungen. Die niederdeutschen Stämme waren zwar unter sich verwandt, aber von dem oberdeutschen Zweig ethnisch verschieden in Gemüth, Geistesanlagen, Charakter und selbst im Habitus der äußeren Erscheinung, Denkweise, Sitten und Gebräuchen, was sich auch in der Folge allenthalben geltend gemacht hat. (Diese Verschiedenheit ist sehr



Schwäbischer Bauer.

gemeinschaftlichen Bezeichnung aller Völker in Niederdeutschland und des Gegengesages dienen, in welchem diese Völker in ihrer ganzen Lebensweise zu den Sueven standen. Die Sachsen ursprünglich im deutschen O. als Grenznachbarn der Gothen und Slaven. Die Sachsen hingegen hatten schon damals beiläufig ihre späteren Siege in der Nähe der unteren Elbe, nur wahrscheinlich etwas mehr gegen N. inne. Zu unbestimmbarer Zeit verließen die Sueven die sandigen Ebenen N.O.-Deutschlands und zogen nach dem damals keltischen S.W.-Deutschland, wohin schon in Cäsar's Tagen solche suevische Stämme gelangt sein müssen und den ansässigen Kelten gegenübertraten. Diese Völkerverchiebung ging sehr langsam und wahrscheinlich die ganze Zeit der Römerherrschaft in den Alpen hindurch vor sich; doch ist die Einwanderung der suevischen Vorden nicht mit totaler Vernichtung oder Ausrottung der älteren keltischen Einwohner gleichbedeutend; vielmehr fand eine ausgiebige Mischung mit letzteren statt, deren Resultate sich noch in der Gegenwart nachweisen lassen. Auch unter den Deutschen unterscheidet man nämlich einen blonden und einen dunklen Typus, von welchen jedoch nur der erstere, das blonde Paar mit dem blauen Auge, den allgemeinen Vorstellungen vom Germanenthume entspricht. Wenn man die hellen Complexionen als das Kriterium des reinen Germanenthums aufstellt, so haben die neuesten Untersuchungen dargethan, daß dasselbe mit überwiegender Mehrheit im N. d. d. unter den niederdeutschen Stämmen zu finden ist, welche seit Alters die Ebene bewohnen, auf der sie heute noch

gut betont bei Prof. Wachsmuth, Niedersächsische Geschichte. Berlin v. J. 8°. Siehe auch: H. P. a. Die Nieder- und Angelsachsen, im: Mag. f. d. Lit. d. Ausl. 1873, Nr. 6, S. 81 bis 83.) Man darf die Vertreter des Alt-hochdeutschen vielleicht in den suevischen Stämmen suchen und für die Nicht-sueven, das niederdeutsche Element, die Bezeichnung Sachsen wählen, obwohl dieser Name erst im 2. Jahrh. n. Chr. auftaucht; er kann indeß auch für früher zur



figen. Im Durchschnitt aber gibt es in ganz Deutschland nur 32,20 % reinen Typus; davon fallen auf Preußen 35,47 %, auf Bayern 20,36 %, so daß sich für beide Länder eine diesbezügliche Differenz von 15,11 % ergibt. Mit anderen Worten auf 1000 helläugige, blondhaarige, weishäutige Preußen kommen nur 574 Bayern mit denselben Eigenschaften. Die dunkelsten Districte weisen die Grenzländer im S., Elsaß-Lothringen und Niederbayern auf. Im N. sitzt an beiden Seiten der Elbe die hellste Bevölkerung, ebenso in Hinterpommern; auch hier jedoch zeigen die Grenzländer, die Rheinprovinz und Schlesien, eine Zunahme der Schattirung. Die Grenze zwischen Hell und Dunkel macht im Allgemeinen der Stamm des deutschen Mittelgebirges; ob diese deshalb mit der Grenze der Cheruskier zusammenfalle, bezweifeln wir. Auch die Chatten im Maingebiete waren reingermanisch, und doch sitzt hier eine dunklere Bevölkerung. Was die Reihenfolge der verschiedenen preussischen Provinzen anbelangt, so folgen sich nach dem Maximum der Helligkeit: Schleswig-Holstein, Pommern, Hannover, Preußen, Westfalen, Sachsen, Posen, Brandenburg, Hessen, Rheinprovinz und Schlesien. Im Allgemeinen sind die drei Grenzströme Rhein, Donau, Oder Leiter für die dunkle Bevölkerung. Längs ihrer Ufern gingen die großen Emigrationen vor sich, hier fand im SW. die Mischung mit dunklen Elementen, den Römern, statt und den noch unbekannten im SO.

Bekanntlich hat ein berühmter französischer Gelehrter, Hr. von Quatrefages, vor mehreren Jahren die Behauptung aufgestellt, die heutigen Preußen wären gar keine Deutschen, sondern Abkömmlinge einer allophynen, wahrscheinlich finnischen Race, die später vielfache slavische Beimengungen erhalten hätte. Die oben er-



Mädchen aus Oberbayern.

wähnten Thatsachen Langköpfe (Dolichokephalen). So sind denn die Kurzschädel der Hügelgräber oder allgemeiner die der vorrömischen Zeit jene der nächsten Verwandten der jetzigen S.-Deutschen. (J. Kollmann. Altgermanische Gräber in der Umgebung des Starnberger See's. München 1874. 8°. S. 314). Auch Dr. H. von Hölder (Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen. Stuttgart 1876. 4°.) führt den Nachweis, daß heute noch turanische und sarmatische Schädeltypen in Württemberg vorhanden sind. „Leicht kann sich Jedermann überzeugen, daß im Allgemeinen die brachykephalen Schädelformen unter den niederen Volksclassen überall im Lande vorkommen.“ In ganz S.-Deutschland und Helvetien hatte eine gründliche Romanisirung der Bevölkerung, sowohl der ursprünglich angefahrenen Kelten als der später eingedrungenen germanischen Stämme, und damit eine starke Blutvermischung mit den römischen Provincialen stattgefunden; letztere aber stammten oft aus den entlegensten Theilen des römischen Reiches; 368 n. Chr. kamen z. B. Sarmaten- d. h. Slavencolonien in die Gifel und die Ardennen, von denen ohne Zweifel die noch jetzt dort vorkommenden Brachykephalen abstammen. In den westlich der römischen Grenze gelegenen Gebieten wurde die germanische Bevölkerung nach der Eroberung mit römischen, wahrscheinlich größtentheils brachykephalen, aus allen Ländern Europa's und Kleinasien stammenden Elementen gemengt. Später brachten dann die Römerkriege den Germanen eine große Menge Gefangener fremder Nationalität zu, und mit der Völkerwanderung wuchs die Zahl der Knechte fremder Abstam-

stellen nun fest, daß der Germanismus gerade im N. weit eher zu Hause ist denn im S. Nach den neuesten Untersuchungen in den vorgermanischen Hügelgräbern und den germanischen Reihengräbern S.-Deutschlands, hat hier die vorgermanische Bevölkerung seit dem 7. oder 9. Jahrh. n. Chr. wieder die Oberhand erlangt, wie die heute in S.-Deutschland herrschende Brachykephalie (Kurzköpfigkeit) zeigt. Die germanischen Alemannen und Franken waren nämlich blonde

mung so sehr, daß sie z. B. in der Rheingegend und in anderen Theilen S.-Deutschlands die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachte. Eine noch weit größere Zersetzung des Germanenthums erfolgte in der ersten Hälfte des Mittelalters. Hunnische Elemente blieben, wenn auch in geringem Maße, in Deutschland zurück, dergleichen Bulgaren und Bayern. Ebenso ist es nachgewiesen, daß die Alemannen viele kriegsgefangene Avarn und Slaven als Knechte in ihr Land brachten. Nach den siegreichen Feldzügen Karls des Großen wider die Avarn vertheilte man die Gefangenen in Bayern, besonders in der Gegend zwischen der Leitha und dem Rahlensberge, ferner in Schwaben, Thüringen und anderen Gegenden Deutschlands. Durch die Ungarkriege kamen endlich gewiß mongolische Volkselemente nach S.-Deutschland. Die größte Zufuhr fremden Blutes veranlaßten jedoch die Kämpfe gegen die Slaven. Noch im siebenten Jahrhunderte erfolgten slavische Einwanderungen in die österreichischen Donauländer, und die ganzen östlichen Alpengebiete waren durchaus im Besitze der Slaven, welche sogar im Inneren Bayerns bis Landshut angesiedelt waren; doch mögen sie dahin als Kriegsgefangene gekommen sein. Dagegen war alles Land im N. der Elbe slavisch, das holsteinische Wagrien, Mecklenburg, Rügen, die Mark Brandenburg und Pommern alter Slavenboden, von dem noch die heute in der Lausitz ansässigen aber dem nationalen Untergange geweihten Wenden Zeugniß geben. Weiter gegen N. saßen die heidnischen Preußen, ein nunmehr ausgelilgtes lettisches, den Slaven nahe verwandtes Volk, welches dem Schwerte der erobernden Deutschordensritter den hartnäckigsten, verzweifeltsten Widerstand entgegensetzte. Erst im zwölften Jahrhunderte ward die Vernichtung oder Austreibung des größten Theiles der wendischen Bevölkerung im N. Deutschlands vollendet und der größte Theil der Gefangenen zu Knechten gemacht, als Gesinde verwendet, auf dem Lande angesiedelt oder in den verschiedensten Theilen Deutschlands bis an den Rhein, Württemberg und Bayern vertheilt. Vom neunten Jahrhunderte an waren überhaupt die Knechte slavischer Abkunft so häufig in Deutschland, daß der Name Sklave allmählig statt des Wortes Knecht (*servus*), Leibeigener gebraucht wurde. *Sclavi* wurden aber zu gleicher Zeit auch die slavischen Völker genannt. Da nun den Slaven schon früher finnische Bestandtheile beigemischt waren, so wird man einerseits das Vorhandensein von finnischen und tatarischen, überhaupt ural-altaischen Volkselementen in allen Theilen Deutschlands, ja Europa's nicht in Abrede ziehen, andererseits auch den reineren Germanismus des deutschen N. von ausgiebigen Mischungen mit anderen, besonders slavischen Elementen nicht freisprechen können. Die heutigen Deutschen sind das Ergebnis einer Mischung der germanischen Stämme mit einer bedeutenderen allophylen Bevölkerung, und sind also mit den alten Germanen ebensowenig identisch wie die Italiener mit den Römern. Während des Mittelalters erfolgte diese ethnische Umwandlung der germanischen Bevölkerung Deutschlands. „Das deutsche Volk, so wie es seit der Völkerwanderung sich gestaltet hat, gleicht einer großartigen Völkerruine, deren zerfallene Theile mit Bausteinen fremder Art wieder in wohllichen Zustand gebracht worden sind. Immer weiter sind diese fremden Elemente in das germanische hereingewachsen; ob sie es überwuchern und ersticken werden, wird davon abhängen, ob sie neuen Zufluß von außen erhalten. Bis jetzt ist es noch nicht geschehen, denn so schwer sie auch dem germanischen Typus in den Gliedern liegen, so langsam und mühevoll er sich aus der fremden Beimischung herauswindet, so ist er doch in dieser langen Ueberflutung noch nicht zu Grunde gegangen.“ (Hölder. N. a. D. S. 35.)

Nach der neuesten am 1. December 1875 veranstalteten Volkszählung ergab sich für die Gesamtbevölkerung des deutschen Reiches die Ziffer von 42,727,260, wozu noch 2710 männliche Personen kommen, die auf Kriegsfahrzeugen der deutschen Marine abwesend waren. Die Zahl der männlichen ortsanwesenden Personen betrug 20,986,842, die der weiblichen 21,740,417, was einen Ueberschuß der letzteren über die ersteren von 753,575 ergibt. Die meisten Länder Deutschlands haben eine nicht unansehnliche Zunahme der Bevölkerung aufzuweisen; abgenommen haben seit der vier Jahre früher

(1. December 1871) vorgenommenen Zählung nur Mecklenburg, Waldeck, Lauenburg und Elsaß-Lothringen. Im ganzen Reiche stellt sich eine durchschnittliche Vermehrung von jährlich 1% heraus. Die großartige Auswanderung, welche früher alljährlich aus Deutschland mehr denn aus irgend einem Staate Europa's stattfand, — eine Erscheinung, in der wir eine beklagenswerthe sociale Krankheit erblicken — ist glücklicherweise seit 1874 in der Abnahme begriffen.

Nach den diesseitigen Auswanderungs-Verzeichnissen wurden über Hamburg und Bremen nach den Vereinigten Staaten 1871 73,816, 1872 119,105, 1873 94,274 und 1874 42,006 deutsche Auswanderer befördert. Im Jahre 1874 betrug die Zahl sämmtlicher deutscher Auswanderer (nach allen transatlantischen Ländern) über die Häfen Bremen, Hamburg, Antwerpen und Havre 46,359, im Jahre 1875 32,204. Die Zahl der deutschen Auswanderer nach überseeischen Ländern ist also um 14,155 gegen das Jahr 1874 zurückgegangen. Diese Abnahme trifft besonders die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, wo die ungünstigen wirthschaftlichen Verhältnisse sogar eine beträchtliche Rückwanderung nach Deutschland (im Jahre 1875 nach amtlichen Ermittlungen in Hamburg und Bremen 22,081 Personen) veranlaßt haben. Nächst den Vereinigten Staaten sind die meistbegünstigten Reiseziele der deutschen Auswanderer Brasilien und Australien. Nach beiden Ländern hat die Auswanderung im Jahre 1875 zugenommen, ohne jedoch die Höhe früherer Jahre zu erreichen. Während im Jahre 1874 nach Brasilien nur 1019 Deutsche sich eingeschifft haben, beträgt die Zahl derselben im Jahre 1875 1387. Nach Australien gingen im Jahre 1874 900, im Jahre 1875 1026 Deutsche. Andere überseeische Länder kommen für die deutsche Auswanderung wenig in Betracht. Nach den central- und südamerikanischen Staaten, mit Ausnahme von Brasilien, fand im Ganzen ein Rückgang statt, wenngleich bei Peru und den Argentinischen Staaten eine geringe Zunahme bemerkbar ist. Die deutsche Auswanderung nach dem Orient bewegt sich, soweit sie über Bremen und Hamburg geht, noch immer in sehr becheidenen Grenzen und ist gegen das Jahr 1874 ganz unverändert geblieben. Es wurden in beiden Jahren je 38 Personen nach Asien und Afrika befördert.

Weitaus die Mehrzahl der Gesamtbevölkerung des deutschen Reiches gehört auch dem deutschen Volksstamme an. Von der oben angeführten Volkszahl sind höchstens 3 1/2 Millionen als Nichtdeutsche auszuscheiden.

Der Nationalcharakter der Deutschen ist kein einheitlicher; ethnische, historische und culturelle Gründe haben die Bildung eines einheitlichen Nationalcharakters verhindert. So ist z. B. der Weintrinkende Rheinländer der schnurgerade Gegensatz des Biertrinkenden und Tabakqualmenden Bayern, und geradezu sanguinischen Temperamentes. Im Großen und Ganzen aber, und so wie die Dinge heute liegen, wird man berechtigt sein, die deutsche Nation eine phlegmatische zu nennen, und zum Theile eine phlegmatisch-melancholische. Im Uebrigen zeichnet sich der Deutsche im Allgemeinen durch eine stattliche Reihe glänzender Eigenschaften aus, wobei jedoch nicht verschwiegen werden soll, daß deutsche Urtheile über das eigene Volk in eine Selbstverherrlichung zu verfallen pflegen, die besonders seit den letzten Jahren zur Mode geworden und von Wohlmeinenden kaum stark genug bekämpft werden kann. Des Deutschen Fleiß, seine Ausdauer, sein Muth und seine Tapferkeit, seine Treue und Frömmigkeit, sein Freiheitsinn, seine Gemüthlichkeit und seine Liebe zum Familienleben sind allbekannt und anerkannt; es zeigt jedoch von geringer Bescheidenheit, all' diese trefflichen Eigenschaften dadurch zu potenziren, daß man sie durch Vorsehung des Beiwortes „deutsch“ (deutscher Fleiß, deutscher Muth u. s. w.) für sich allein in Anspruch nimmt. Der Deutsche ist ein fleißiger Arbeiter, aber der Engländer und Italiener auch, und der Franzose übertrifft ihn sogar; der Deutsche hat mancherlei erfunden, aber jede der anderen Nationen nicht minder; der Deutsche



ist gut und redlich, aber die anderen Nationen sind dergleichen; Schurken gibt es aber unter allen Völkern. Muth und Tapferkeit sind das gemeinsame Eigenthum aller arischen und auch vieler nichtarischen Stämme; die Liebe zur Familie und zum Familienleben ist bei den Slaven noch hochgradiger als bei dem Deutschen, und obenan mit dieser Tugend stehen die semitischen Juden aller Länder. Der Deutsche ist fromm, aber zugleich, wie auch der Engländer und alle germanischen Nationen, vielfach der Theologie verfallen, während die Romanen sich längst von den Fesseln der Theologie befreit haben. In der Wissenschaft feiert der deutsche Geist seine höchsten Triumphe, im Allgemeinen aber lehrt der Deutsche meistens Doctrinen und lernt, anstatt der Tugenden, die Laster anderer Völker. Carus, der im Uebrigen eine Lobeshymne auf den deutschen Nationalcharakter anstimmt, hebt als Schwächen desselben hervor: „Bedanterie, Alleinheitsgeist, Hang zur Nachahmung, die geringe Meinung von sich, das Mißtrauen je Original sein zu können, und es schließen sich dann Neid, namentlich Protneid, Verleumdung und Verkleinerungssucht an. Die Methodensucht geht über zur peinlichen Classification in Rangordnung und unerschöpfliche Bestimmungen von Titeln. Weniger als Franzosen und Engländer fetten sich Deutsche aneinander und unterstützen sich gegenseitig.“ Abgesehen von alledem ist der Deutsche nicht besser und nicht schlechter als andere Culturvölker auch, und darf auf die reichen Vorzüge seiner Charakteranlagen mit nicht geringerem Rechte rufen, wie jene. Wirft man ihm Schwerfälligkeit und Streitsucht vor, so muß man ihm andererseits das Zeugniß ausstellen, daß sein Selbstgefühl im Hinblick auf die glorreichen Thaten des deutschen Volkes in den jüngsten Jahren sich bedeutend gehoben hat und an Intensität nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Die nichtdeutschen Elemente des deutschen Reiches gehören theils dem romanischen, theils dem slavischen Stamme an; nur in Schleswig leben auch 150,000 Dänen im Reichsverbande. Das romanische Element wird vertreten durch Franzosen und Wallonen, erstere hauptsächlich in Elsaß-Lothringen, dann aber auch colonienweise in Preußen zerstreut. Wir finden solche französische Colonien in Wesel, in Friedrichsdorf (Hessen), Halle, Halberstadt, Magdeburg, Burg, Stendal, Brandenburg, Berlin, Frankfurt a. d. Oder, Angermünde, Prenzlau, Straßburg i. N. Auch im württembergischen Schwarzwalde gab es französische Hugenottendörfer, doch sind dieselben schon seit geraumer Zeit verdeutscht. In Lothringen bilden die Franzosen wohl die Hälfte der Bevölkerung; im Elsaß sind sie dagegen in bedeutender Minderzahl. Zu den slavischen Stämmen gehören die Tschechen, Wenden und Polen. Erstere ragen mit einem nur unbedeutenden Bruchtheil (50,000) in Schlesiens über die deutsche Grenze hinein, die zweiten bilden eine jetzt zwar noch beträchtliche aber dem sichern Untergange geweihte Sprachinsel (140,000) in der von der Spree durchflossenen Lausitz, deren oberer Theil dem Königreiche Sachsen angehört, während die Niederlausitz sich in die preussische Provinz Brandenburg hinüberzieht. „Es ist bekannt, daß die Lausitzer Wenden stark in der Germanisirung begriffen sind und wie diese ohne Anwendung von gewaltthätigen Mitteln stattgefundenen Germanisirung namentlich in der letzten Zeit rascher und rascher vorwärts schreitet. Fast sämtliche Wenden sind heute — wenige alte Leute abgerechnet — zweisprachig und des

Deutschen mächtig; der Jugend wird das Deutsche immer geläufiger, so daß schon jetzt mit ziemlicher Bestimmtheit ein völliges Aussterben der wendischen Sprache in der Lausitz vorausgesehen werden kann, gerade so wie dieses auch in anderen ehemals slavischen Gegenden N.-Deutschlands der Fall war.“ (M. Andree. Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden. Prag 1873. 8°. S. 3; siehe auch desselben Verfassers: Wendische Wanderstudien. Zur Kunde der Lausitz und der Sorbenwenden. Stuttgart 1874. 8°.) Verwandt mit den Wenden, aber eine polnische Mundart sprechend, sind die im westlichen Theile des preussischen Regierungsbezirks Danzig lebenden Kasuben oder Kaschuben (ca. 90,000), ein kleiner unvermischter Rest der slavischen Pommeren, welche einst das Land besetzt hatten, seither aber gleichfalls germanisirt worden sind. Den Hauptstock der slavischen Bevölkerung im deutschen Reiche bilden die Polen (etwa 2 1/2 Millionen), die hauptsächlich in der preussischen Provinz Posen, dann aber im südöstlichen Schlesien zu beiden Seiten der Oder sitzen. Sowohl hier wie in Posen hat die Verdeutschung gleichfalls schon sehr ansehnliche Fortschritte gemacht. Zu den Polen rechnen wir auch den Volksstamm der Masuren, welche im südöstlichen Theile O.-Preußens leben.

Die Masuren sind Nachkommen der den Polen stammverwandten Masovier, deren Herzog Konrad 1228 den deutschen Ritterorden nach Preußen rief, um sich gegen die Einfälle der heidnischen Bewohner dieses Landes zu schützen. Ihre Sprache ist eine verdorbene Mundart der hochpolnischen und wird von gebildeten Polen sehr verachtet. Das deutsche Element ist bereits überall in Masuren sehr mächtig; die meisten Deutschen findet man, wie leicht erklärlich, in dem nördlicheren Theile des Landstriches; die 18 kleinen Städte werden von Deutschen bewohnt, welche außerdem auch in kleinen Dörfern zerstreut leben. Die Masuren gewinnen allmählig nach S., namentlich nach S.O. hin, die Oberhand, so daß dort in kleineren Dörfern nur der Lehrer und der Ortschulze der deutschen Sprache kundig sind. Die Masuren haben kein Gefühl einer eigenen Nationalität. Es gibt keinen, der es sich zur Ehre schätze ein Masur zu sein. Sie wollen als Preußen oder als Deutsche betrachtet werden. Gegen die stammverwandten Polen zeigen sie große Verachtung, dagegen achten sie die Deutschen sehr hoch. Gebildete Masuren existiren nicht. Jeder gebildete Mensch in diesem Landstriche spricht und denkt deutsch, und betrachtet sich als Deutschen, wenn er auch einen polnischen Namen trägt, von masurischen Eltern abstammt und in masurischen Sitten aufgewachsen ist. Dieser Vorliebe für deutsches Wesen ist es wohl auch zuzuschreiben, daß Masuren durchweg evangelisch ist, während die eigentlichen Polen überall in Deutschland dem römisch-katholischen Glauben anhängen. (Globe. XV. Bd. S. 22—23.)

Den Reigen der nichtdeutschen Elemente im deutschen Reiche beschließen die Lithauer, 150,000 an der Zahl, im äußersten nordöstlichen Winkel des Reiches. Das deutsche Lithauen ist ein Ländchen mit üppigen lachenden Fluren, Wiesen und holzreichen Wäldern. Aber Berge, wechselnde Thäler, laut rieselnde Bäche, fischreiche Seen, Tannen und dunkle Fichtenwälder, wie Masuren dergleichen in Fülle zeigt, hat Lithauen nicht. Den Hauptsitz der Lithauer bilden in unserer Zeit der nordöstliche Theil des Kreises Labiau,



# Lithauen, Preußen, die Umgegend von Memel, Tilsit, Ragnit

und meistens kräftigen Körperbaues und im Stande die größten Strapazen. Wegen die Einflüsse der Witterung werden sie schon von Jugend an abgehärtet; ihre Gesichtsfarbe ist frisch und blühend; die Körperbau ist vor; rüstige Greise von 70—80 Jahren sind keine Seltenheit. Die Fähigkeiten der Lithauer sind gut; geweckten Geistes begreifen sie leicht, bewegen sich doch selbst mit dem „guten Neuen“ sehr langsam. Eine gewisse Einseitigkeit ist allerdings eigen; dieselbe hat wohl darin ihren Grund, daß sie durch ihre Sprache und Lebensweise abgeschlossen sind und ihr Verkehr mit den anderen Völkern des Staates ein sehr beschränkter ist. Das Fest- und Werthhalten des Alten hindern den Fortschritt allgemein. Die Lithauer sind Protestanten und sehr fromm. Kein schlechtes Wetter, kein noch so langer Weg kann sie von dem Besuche des Gotteshauses zurückhalten. Die Geistlichen werden in hohen Ehren gehalten; im Unglück und Leiden trösten sich die Lithauer mit dem Glauben an die Vorherbestimmung. Doch auch die Rehrseite wollen wir nicht unbeachtet lassen. Von der Wahrheit im gewöhnlichen Leben, im Handel und Wandel, sollen sie es nicht immer genau nehmen. Leider hat auch das Laster der Trunksucht mit seinen bösen Folgen große Verbreitung gefunden. (Globus. XVI. Bd. S. 25—26.) Wie überall an der Grenze des Slaventhums, macht auch in Lithauen die Verdeutschung des Volkes Fortschritte, wozu namentlich der Bau der Eisenbahn bis an die russische Grenze einen merklichen Einfluß übte. Südlich von der Eisenbahn ist jetzt alles deutsch geworden; zwar verstehen einzelne alte Leute hier und da noch die schöne, klangreiche lithauische Sprache, aber ihre Kinder kennen nur wenige Wörter oder Sätze, und schämen sich nicht selten dies zu gestehen.

Die hier in allgemeinen Umrissen geschilderten Volksstämme bewohnen einen Flächenraum von 540,610,33 QKm., der sich sehr verschieden auf die einzelnen Staaten des deutschen Reiches vertheilt. In seinem gegenwärtigen Umfange ist letzteres gegründet auf die Verträge zwischen den Staaten des ehemaligen norddeutschen Bundes und den süddeutschen Staaten (15., 23. und 25. November 1870, ratificirt 19. Januar 1871), und auf das Gesetz über die Vereinigung von Elsaß und Lothringen mit dem deutschen Reiche vom 9. Juni 1871, nachdem diese beiden Landschaften durch den Friedensschluß zu Frankfurt am Main, 10. Mai 1871, von Frankreich dem deutschen Reiche abgetreten worden. Demnach besteht dieses aus 22 monarchischen, 3 republikanisch organisirten Einzelstaaten und 1 reichsunmittelbaren Lande, in welchem der Kaiser die Staatsgewalt ausübt. Das reichsunmittelbare Land, kurzweg „Reichsland“ genannt, ist das Gebiet von Elsaß-Lothringen, die drei republikanischen Staaten sind die freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen, die 22 Monarchien zerfallen aber in 4 Königreiche, 6 Großherzogthümer, 3 Herzogthümer und 7 Fürstenthümer, deren Namen mit den sonst nöthigen Beigaben eine unserer Tabellen auführt. Die größten und wichtigsten deutschen Staaten sind natürlich die vier Königreiche Preußen, Bayern, Württemberg und Sachsen, unter welchen wiederum Preußen sowohl mit Rücksicht auf die Gebietgröße und Bevölkerungszahl als auf den geschicht-

lichen Werdeproceß des deutschen Reiches die erste Stelle behauptet. Preußens König ist auch zugleich als deutscher Kaiser das Oberhaupt des Reiches, welches seiner Verfassung nach ein Bundesstaat mit constitutionellen Formen. Nach dem Willen der verfassungsgebenden Factoren ist das deutsche Reich also eine Monarchie, das Haupt seiner Regierung ein Monarch, der aber die dem Bunde oder Reiche innewohnende souveräne Bundes- (Reichs-) Gewalt nicht unbeschränkt ausübt, sondern es bestimmt vielmehr die Verfassung als Träger der Reichsgewalt „das Präsidium des Bundes, welches dem König von Preußen zusieht, welcher den Namen deutscher Kaiser führt,“ d. i. also den Kaiser, dann einen aus Bevollmächtigten aller Einzelstaaten bestehenden Bundesrath und endlich den aus directen Wahlen hervorgegangenen Reichsrath als Vertreter des ganzen Volkes. Die Reichsgesetze, zu welchen die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse der beiden genannten Versammlungen erforderlich und ausreichend ist, erhalten ihre verbindliche Kraft durch ihre Verkündigung von Reichswegen. Die Verwaltung des Reiches steht unter dem vom Kaiser ernannten Reichskanzler, der verfassungsmäßig verantwortlich ist, den Vorsitz im Bundesrathe hat und die Leitung der Geschäfte führt. Obwohl die Reichsverfassung die Hoheitsrechte der einzelnen Bundesmitglieder nicht antastet, so erstreckt sich doch im Interesse der Gleichförmigkeit gewisser Einrichtungen die Reichsgewalt über eine Reihe von Angelegenheiten, welche sonst Kronrechte der Einzelstaaten zu sein pflegen; hierher gehören: die diplomatische Vertretung im Auslande, das Kriegswesen, d. h. die Land- und Seemacht, das Finanz-, Eisenbahn- und Post- und Telegraphenwesen. Auch liegt es in der Natur der Dinge, daß das colossale Uebergewicht Preußens, welches an Areal und Kopfszahl fünfmal so groß ist wie der nächstgrößte Bundesstaat Bayern, die Selbständigkeit der einzelnen kleinen und schwachen Bundesmitglieder auf ein immer bescheideneres Maß herabdrückt, und dieselben mit Belassung der äußeren Zeichen von Unabhängigkeit doch im Wesentlichen auf die Ordnung innerer Angelegenheiten einschränkt. So erfreut sich jeder deutsche Staat seiner eigenen Verfassung, zum Theile auch seiner besonderen Gesetze, soweit nicht im gemeinsamen Interesse aller deutschen Staatsbürger Reichsgesetze Platz greifen. Der centralisirende Zug aber, welcher unverkennbar die Entwicklung des deutschen Staatswesens beherrscht und dem Königreiche Preußen eine stets wachsende Machtfülle sichern wird, ist kein etwa Deutschland allein eigenthümlicher, sondern stellt sich mit geschichtlicher Nothwendigkeit in allen Bundesstaaten ein, wie die Geschichte der Vereinigten Staaten Nordamerika's und selbst der





1.3te Enthüllung. Es fehlte ein Standbild Schiller's. Jetzt hat er seinen Platz vor dem Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkt glücklich eingenommen. Der Name des Platzes ist wohl viel prosaischer als sein Aussehen, denn er präsentiert sich mit seinen zwei völlig gleichgebauten Kirchen und dem schönen Theater griechischen Stils dazwischen sehr stattlich. Nur diese Zusammenstellung ist allerdings etwas barock und erinnert völlig an Goethe's Wort: Propheten rechts, Propheten links, das Weltkind in der Mitte. Die Büste eines anderen geistigen Heros, der in Berlin selbst gewirkt hat, Hegel's, steht seit ein paar Jahren bei dem stillen Kastanienwäldchen hinter der Universität. Vergessen wir endlich nicht das Standbild eines Vindeglieds von militärischer und geistiger Leistung, das von Jahn auf dem Turnplatz der Hasenheide, enthüllt im Jahre 1872. Sehen wir uns von den Denkmälern nach den neueren Bauten um, so ist wohl in erster Linie die prächtige Kaiser-Gallerie zu nennen, welche als hochgewölbter, glasbedeckter Bazar die schönsten Läden von den Linden quer durch zur parallelen Behrenstraße führt. Andere Städte hatten schon länger etwas dergartiges, was sie namentlich Abends bei Gasbeleuchtung sehr schön macht. Jetzt kann sich ihnen Berlin ruhig vergleichen, wenn auch das im Geschmack unvergleichliche Paris mehr bieten mag. Ganz besonders auffallend ist der Fortschritt der Stadt in quantitativer und qualitativer Beziehung an dem südwestlichen Theil hinter dem Thiergarten. Nächstens ist letzterer als nöthige, ob auch oft und viel bemängelte „Lunge der Stadt“ von ganz neuen Straßen völlig in die Mitte genommen und bildet nur noch den Vorpark für das bald vollends erreichte Charlottenburg. Diese Straßen aber, wie Lenné-, Victoria-, Lützower-, Magdeburger-Straße, Schöneberger Ufer u. s. w. sind nicht nur neu, sondern auch ungewöhnlich schön und großstädtisch angelegt. Häufig können sich ihre reichen Bewohner noch den in einer großen Stadt so wohlthätigen Luxus eines Vor- und Hausgärtchens erlauben, oder es sind wenigstens die lustigen Veranden mit schönen Schlinggewächsen geschmückt. Ein idealerer Styl mit allerlei Säulen und Sculpturen ist den meisten dieser vielfach villenartigen Häuser eigen und thut ästhetisch sehr wohl, wenn man sich auch prosaisch sagt, daß die Zierrathen wohl alle „Stuck“ und nicht massiv sind. Die Nähe, welche bei Wanderungen in einer so langgestreckten Stadt sehr in's Gewicht fällt, rechtfertigt wohl den etwas kühnen Abstieg von dem „Geheimerathviertel“ und den Straßen der Rentiers oder hohen Beamten zu dem aufstrebenden zoologischen Garten, der endlich reell bietet, was der viel größere Thiergarten daneben nur dem Namen nach verheißt. Die Behausung der Thiere an des letzteren südwestlicher Ecke verdient, als anerkannt hohes Bildungsmittel für Alt und Jung, wohl eine besondere Erwähnung. Denn auch sie hat in den letzten zehn Jahren ganz bedeutend gewonnen und sich der Hauptstadt erst würdig gemacht, welche vorher von Frankfurt, Köln, Hamburg, Dresden u. a. D. hierin entschieden übertroffen wurde. Mit dem zoologischen Garten nahe verwandt, nur als größere Seltenheit noch viel interessanter und vielleicht das Fikanteste unter den neuen Lebenswürdigkeiten Berlins ist endlich das prächtige Aquarium, eröffnet seit 1869 und wohl in seiner Art unübertroffen, obwohl es z. B. gegenüber von dem Hamburger vermöge seiner Lage viel weiter im Binnenland mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Die vorstehend angedeuteten Neubauten, Verschönerungen, gehen in Berlin mit dem ungemein raschen Wachsthum der Bevölkerung Hand in Hand; so betrug deren Zunahme zwischen den Zählungen von 1871—75 nicht weniger denn 17<sup>1</sup>/<sub>2</sub> %. Bisweilen, wenn wenig Stoff vorliegt, entspinnt sich ein Streit zwischen der Presse von Wien und Berlin über die Höhe der Einwohnerzahl. Dieser Streit wird mit einer Erbitterung geführt, als ob es wirklich ein großes Gut wäre um eine Großstadt. Bei näherer Beobachtung aber ergibt sich, daß nur diejenige Größe einer Stadt vortheilhaft ist, welche das Vorleben aller höheren Schulanstalten und aller Nebel der höheren Gesellschaft (Theater, Concert, wissenschaftliche Vorlesungen) u. dergl. das Erlangen aller nöthigen und Luxusartikel an Ort und Stelle möglich macht, daß aber das Wachsthum über die halbe Million hinaus von überwiegenden Nachtheilen gesundheitlicher wie sozialer Natur begleitet ist. Das „Städtische Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik“ herausgegeben vom statistischen Amte der Stadt Berlin 1874 zeigt deutlich, daß bei einer weiteren Zunahme der Volkszahl weder in wirtschaftlicher noch in geistiger Beziehung Berlin etwas zu gewinnen



hat, und deckt mit rücksichtsloser aber höchst dankenswerther Offenherzigkeit die herrschenden socialen Uebel auf. Wahrlich, die allzu großen Städte beherbergen nur zu oft drei Dinge, die gerade nicht liebens- und begehrenswerth sind: erstens Nothheit des unteren Volkes, das dort viel roher ist als das verborgenste Landvolf in seinen Dörfern und Weilern; ferner grobe Sinnlichkeit, Gelegenheit und Gang zu Völlerei, Verderben an Leib und Seele; endlich geistige Flachheit, Herrschaft der Schwäger und des Scheines. Diese Erfahrungen sind bisher noch in jedem Babylon gemacht worden. Die erwähnten ungünstigen Verhältnisse liegen in Berlin zunächst in der rapiden Steigerung der Bevölkerung. Während im Jahre 1858 von dem ganzen Zuwachs die Geborenen erheblich über ein Drittel (16,588 von 42,698) einnahmen, ist deren Verhältniß in 1871 zum ganzen Zuwachs nur wenig über ein Sechstel (28,805 zu 162,401). 1858 waren 26,110 Eingewanderte, 1871 aber 132,871! Die Geburten haben sich noch nicht einmal verdoppelt (1858: 16,588, 1871: 28,805), dagegen die Sterbefälle beinahe verdreifacht (1858: 12,726, 1871: 31,816). Diesem Zuwachs konnte die Bauhätigkeit nicht folgen; mit der Steigerung der Miethpreise ging die Verschlechterung der Wohnungen Hand in Hand. Für 1868—72 ergibt sich für die Häuser eine Vermehrung von jährlich 0,97 ‰, für die Wohnungen von 2,43 ‰, für die Bevölkerung von 4,55 ‰. Der Miethertrag stieg in Berlin von 1860—70 um jährlich 9,3 ‰. Die dadurch hervorgerufene übermäßige Bebauung des Bodens ist von um so mehr gesundheitschädlicher Wirkung in Berlin, als der Bauplan der Stadt die früheren Befestigungen nicht, wie in den meisten deutschen Städten geschehen ist, zu unveränderlichen Anlagen und Spaziergängen verwendet hat und dadurch die Gefahr nahe liegt, daß alle in der Stadt befindlichen Gärten, diese „Lungen der Städte“, allmählig verbaut werden. Dieser Bebauungsplan, welcher einen Stadttheil ohne Zwischenraum an den andern geschoben hat, hat auch den socialen Nachtheil, daß die durch die Freizügigkeit herbeigezogenen „catilinariischen Cristenzen, welche Berlin als ein Eldorado betrachten, dessen Besuch selbst die weiteste und aufstrengendste Pilgerreise lohnt“, sich über die ganze Stadt verbreitet haben. „Berlin hat vor seinen weststädtischen Collegen eine Eigenthümlichkeit voraus: daß das verrufenste Gesindel, der jeder Schandthat fähige Auswurf der Menschheit, die Zuchthausentlassenen oder Zuchthausreifen, sich nicht in entlegenen Stadttheilen zusammenrotten, sondern in die Mitte der Hauptstadt, in die Straßen, welche zwischen den Ministerien und dem Palast des Kaisers und seiner Familie liegen, also zwischen den Schloßplatz und die Wilhelmstraße, den Schauplatz ihrer Thaten verlegen. Außerdem wird der Pöbel, welcher hier die belebteste Gegend der Hauptstadt unsicher macht, an Gemeinheit und Nothheit von dem Pöbel der andern großen Städte kaum erreicht werden. Im Vergleich zu den wilden Gesellen, denen man allabendlich in der Friedrichstraße der Haupt- und Residenzstadt Berlin begegnet, sind die Londoner und Pariser Nichtsnuse wahre Musterknaben.“ Es sei nicht verjäumt, andererseits zu betonen, daß solchen Schattenseiten, die in größerem oder geringerem Maße jeder Großstadt als solcher anhaften, auch zahlreiche Lichtpunkte entgegenstehen; wir finden letztere hauptsächlich in dem alle Kreise beherrschenden Bildungsdrang, dem ausgebreiteten literarischen und wissenschaftlichen Leben der Residenz, dem Ernste des dort waltenden Urtheiles, sowie in dem seit jüngster Zeit bemerkbaren Streben auf dem Gebiete der musikalischen Leistungen mit der musikalischen und gesangliebenden Donaumetropole zu wetteifern.

Nebst Berlin, welches freilich an Ausdehnung und Volkszahl alle andern Orte des Reiches gewaltig überragt, ist dieses reich an schönen, großen und wohlbevölkerten Städten. Da Vollständigkeit im Sinne der geographischen Hand- und Lehrbücher nicht der Zweck dieses Buches ist, wir vielmehr nur darnach streben, dem geneigten Leser in allgemeinen Umrissen und mit Berücksichtigung des Allerwichtigsten ein lebenswahres Bild der einzelnen Völker vorzuführen, so können wir auf eine Schilderung der übrigen merkwürdigen Plätze Deutschlands nicht eingehen, und begnügen uns zu bemerken, daß die-







der Landwirthschaft wird die Viehzucht mit bestem Erfolge betrieben; in der Pferde- und Schafzucht leisten besonders die norddeutschen Staaten, aber auch Württemberg, Vorzügliches. Alle deutschen Länder, sehr wenige ausgenommen, treiben eifrig Bergbau, der werthvolle Mineralien, namentlich Silber, Kupfer und Zink, Blei, etwas Quecksilber, dann aber ausgezeichnetes Eisen, Steinkohlen und Salz liefert. Eisen wird hauptsächlich in Schlesien, Rheinpreußen, Thüringen, Sachsen und Nassau, im Schwarzwald, Jura, in der bayerischen Oberpfalz und in Oberfranken gewonnen. Unter den Kohlenproducirenden Ländern der Welt nimmt das deutsche Reich vorläufig die zweite Stelle ein; vor ihm steht England, nach ihm folgen die Vereinigten Staaten von Amerika, welche es wohl bald hierin überholen dürften. Einstweilen erzeugt es aber die meisten Kohlen auf dem europäischen Continent. Das westphälische Steinkohlenrevier, kürzer wenn auch minder gut „Ruhrbecken“ genannt, ist das bedeutendste Kohlenlager des Reiches, das oberschlesische das zweitwichtigste. Daneben gibt es ausgedehnte Braunkohlenlager und in NW.-Deutschland wie auch in Bayern weite Moorflächen, welch' letztere jedoch, da wo sie in großer Ausdehnung auftreten, eine auffallende Auflockerung der Bevölkerung und eine bedeutende Minderung des Nationalwohlstandes im Gefolge haben, so lange sie nicht durch Entwässerung in Ackerboden umgewandelt sind. An Salzreichthum kann es kein Land Europa's mit Deutschland aufnehmen, seitdem die colossale Ausdehnung der Salzlager zu Staßfurt in der Provinz Sachsen und von Sperenberg in Brandenburg genauer bekannt ist. Auch die zahlreichen Mineralquellen stellen einen nicht zu unterschätzenden nationalöconomischen Factor dar.

Der Gewerbebetrieb ist in Deutschland zwar sehr bedeutend, denn es werden von einzelnen Industriezweigen namhafte Massen von Waaren ausgeführt, doch haben die Handelsbilanzen der letzten Jahre gelehrt, daß nur für zwei Dritttheile seiner Bedürfnisse Deutschland aufzukommen vermag; ein volles Drittel bezieht es vom Auslande.

Zu den wichtigsten Industriezweigen des deutschen Reiches gehören: die Wollenindustrie in den Rheinlanden, Schlesien, im Königreiche Sachsen und Württemberg; die Leinenindustrie der Lausitz, Schlesiens, Westphalens und des Ermenlandes; die Eisenfabrikation, in welcher Preußen die übrige deutsche Industrie weit überragt und die in Westfalen ihren Hauptsitz hat; dort befinden sich in Essen die Krupp'schen Stahlwerke, das großartigste Etablissement der Erde. Auch in Holzwaaren wird, besonders in Süddeutschland, Außerordentliches geleistet; dagegen vermag die Glasfabrikation sich weder mit der französischen noch mit der böhmischen zu messen. Im Allgemeinen hat die in Philadelphia 1876 veranstaltete Weltausstellung die schon 1873 auf der Weltausstellung zu Wien erkennbare Thatsache an's Licht gezogen, daß die deutsche Industrie dem Wettbewerbe mit den übrigen Nationen nicht gewachsen ist. „Denn es darf nicht verhehlt, es muß sogar

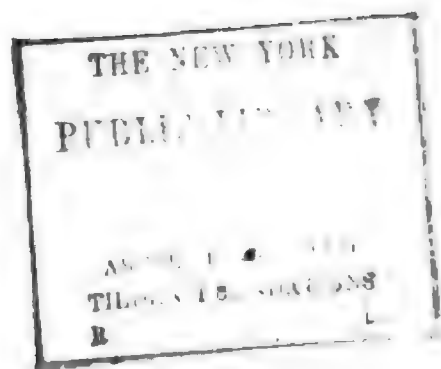


Deutschland eine schwere Niederlage auf der Philadelphia. Unsere Leistungen stehen in der weitaus größten ... runde hinter denen anderer Nationen zurück, nur in ... derer Prüfung ihnen gleich, in einem Minimum von ... Reuleaux. Briefe aus Philadelphia. Braunschweig ... amerikanische Urtheil über dieselben: „billig und schlecht“ ... wari, doch konnte ihm in dem darüber entstandenen hef- ... bis zu großem Umfange die Berechtigung nicht bestritten ... Mangel an Solidität macht jener an Geschmack sich geltend, ... auch an dem tiefen Stande des deutschen Kunstgewerbes ... die 1876 in München veranstaltete kunstindustrielle Ausstellung ... dasselbe in Folge der aus dem benachbarten Oesterreich em- ... noch am meisten in Bayern, während Geschmack und Kunst- ... mehr sie dem N. sich nähern. Indes darf man, da die be- ... stehenden Uebelstände durch ein muthiges und patriotisches Man- ... mentlichen und allgemeinen Kenntniß gekommen sind, sich wohl der ... geben, daß von allen Seiten Hand an die Besserung gelegt werde.

Ein weit erfreulicheres Bild gewährt die Entwicklung des deutschen ... Nicht nur wird derselbe im Innern des Reiches durch ein treff- ... umwachsen und in steter Verdichtung begriffenes Eisenbahnnetz unter- ... sondern es steht demselben, obgleich weder Deutschlands Lage noch die ... seiner Küsten den Seehandel besonders begünstigen, eine Handelsflotte ... Verfügung, die schon jetzt mit ihrem Tonnengehalte die Marinen aller ... Staaten der Erde, ausgenommen England und die Vereinigten Staaten, über- ... Auch die im Uebrigen krankhafte Neigung des Deutschen zur Auswan- ... rung in fremde Länder, wo er sich und seinen Nachkommen eine neue Hei- ... math gründet, in der Regel aber rascher denn irgend ein Volk Europa's ... seine eigene Nationalität aufgibt und von den fremden ethnischen Elementen ... aufgeschluckt wird, hat doch den Vortheil, daß auch deutsche Handelshäuser ... über den ganzen Erdball zerstreut sind, ja, daß oft in den entferntesten Ge- ... bieten der Handel fast ausschließlich in den Händen der Deutschen liegt oder ... diese wenigstens die hervorragendste Stelle darin einnehmen und das Mutter- ... land mit den Erzeugnissen aller Zonen versorgen.

Zum Schutze dieses großartigen auswärtigen Handels ist eine zwar noch ... kleine aber im Ausblühen begriffene Kriegsmarine vorhanden, welche auf ... 55 Kriegsschiffe, davon 11 Panzerschiffe, mit 380 Geschützen berechnet ist. ... Eines dieser Fahrzeuge, der „Kaiser Wilhelm“, war sogar eine Zeitlang das ... größte Panzerschiff der Welt, doch ist es seither durch den „Duilio“ der ... königlich italienischen Flotte überflügelt worden. Weit imposanter als zur See ... sind indes die Streitkräfte des deutschen Reiches zu Lande, und darf man, ohne ... den Heeren anderer Staaten im Geringsten nahe zu treten, wohl sagen, daß ... im gegenwärtigen Augenblicke Deutschland über die beste Armee der Welt ... verfügt.





Ihre Stärke beruht nicht allein in den numerischen Verhältnissen, welche dem deutschen Reiche gestatten 1,315,000 Soldaten auf die Beine zu bringen, sondern mehr noch in ihrer trefflichen bis in die geringfügigsten Einzelheiten ausgearbeiteten Organisation, in ihrer vollendeten Ausbildung, in dem militärischen Geiste, welcher das deutsche Volk beseelt, vor allem aber in der strammen Disciplin, welche allein das gewaltige Heer zu einem gefügigen Werkzeuge in der Hand des Befehlhabers gestaltet. Die Vereinigung aller dieser seltenen Vorzüge hat die deutschen Heeres-einrichtungen mustergültig für die meisten europäischen Staaten gemacht. So ist denn das deutsche Reich unter Preußens Führung dormalen der größte und auch gefürchtetste Militärstaat der Erde.

Nicht wenig trug zu den errungenen Erfolgen der letzten Jahre die Höhe der geistigen Cultur bei, deren das deutsche Volk sich erfreut. So wie die Armee genießt auch das deutsche Schulwesen allseitige Anerkennung; Deutschlands Universitäten, 21 an der Zahl, stehen einzig da in ihrer Art, und nur Oesterreich und die Schweiz haben Aehnliches aufzuweisen. Die Gesamtsumme der höheren Unterrichtsanstalten für die männliche Jugend betrug Anfang 1876 nahe an 1000 (971) mit 1800 Lehrenden und fast 17,000 Studirenden. Das Volksschulwesen endlich nimmt in Deutschland unter allen Ländern den ersten Rang ein, obwohl es in Bezug auf den Fortschritt hierin in letzter Zeit hinter manchen Staaten zurückgeblieben war. Es bestehen an 60,000 Volksschulen mit etwa 6 Millionen Schülern, die von beiläufig 80,000 Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet werden. Man rechnet auf eine Lehrkraft etwa 75 Schüler und auf 1000 Bewohner deren 150, welche alle gesetzlich zum Besuche der Schule gezwungen sind. Hervorgehoben verdient zu werden, daß von jeher gerade der preußische Staat der geistigen Bildung besondere Pflege angedeihen ließ, und es gibt dort wohl kaum ein Dörfchen mehr, das nicht seine Volksschule hätte. In neuester Zeit lassen sich indeß gewichtige kritische Stimmen vernehmen, welche an dem deutschen Schulwesen im Allgemeinen vielleicht nicht ganz mit Unrecht aussetzen, daß es die geistigen Kräfte der Kinder zu sehr überspanne, daß mehr auf Gelehrsamkeit denn — was sehr zweierlei — auf Bildung, namentlich für's praktische Leben, abziele und den Geist entschieden auf Kosten des Körpers bevorzuge.

In religiöser Hinsicht bietet das deutsche Reich kein so befriedigendes Gemälde. Der Grundzug des deutschen Nationalcharakters ist ein tief religiöser, dem Mysticismus ergebener, und hat zu der Glaubensspaltung geführt, welche das heutige deutsche Reich der Wohlthat der confessionellen Einheit beraubt. Bedauerlicher Weise ist dasselbe in Protestanten, welche zwar die Majorität bilden, und in Katholiken gespalten, deren Anzahl jedoch groß genug ist, um die confessionelle Einheit wesentlich zu beeinträchtigen. Ueberwiegend protestantisch ist der Norden, während in Süddeutschland die Ka-

tholiken die Mehrzahl bilden, doch keineswegs im nämlichen Verhältnisse. Man rechnet im N. 70,93 %, im S. 37,35 % Protestanten, unter welchem Namen Lutheraner, Reformirte und Unirte begriffen sind. Der sogenannte Ultrakatholicismus, eine nur dem deutschen Volksgeiste eigenthümliche und bloß deshalb erwähnenswerthe Erscheinung, ist zu unbedeutend, um die religiöse Physiognomie des Reiches zu alteriren. Viel kräftiger besorgen dies die in stärkerer Zunahme denn sonst ein Volkselement begriffenen Juden, bei welchen die Tendenz vorkommt, das platte Land zu verlassen und sich den großen Städten zuzuwenden. Unter den europäischen Staaten wird in Hinsicht auf die Verbreitung der Juden erst die sechste Stelle vom deutschen Reiche eingenommen, und in diesem ist wiederum Elsaß-Lothringen eines der stärksten Judenländer; sonst aber läßt sich ein Zusammenhang zwischen dem Vorkommen der Juden und der Ausbreitung der Slaven im Reiche erkennen, und zwar liegt im O. das Maximum ihrer Verbreitung über das flache Land genau da, wo die polnische Bevölkerung wohnt. Es stimmt dies überein mit der Thatfache, daß in Europa die Juden überhaupt unter den Slaven die größte Verbreitung haben.

### §. 19. Die Schweiz.

• Unter allen Staatsgebilden Europa's ist die als neutral erklärte Schweiz das einzige, welches den Begriff einer Föderativ-Republik verwirklicht; denn sie besteht aus einem Bunde von 25 selbständigen kleinen Staaten, Cantone genannt, die meistens den Namen ihrer Hauptorte führen und jeder sich nach der ihm passenden Verfassung regieren. In diesen Verfassungen der Cantone gibt es Abstufungen von der vollständigsten Demokratie bis zu reiner Repräsentativ-Verfassung, wobei zu bemerken, daß nur einige der kleineren Cantone der rein demokratischen Regierungsform huldigen, welche in der That auch nur bei geringen Volksmengen zur praktischen Durchführung gelangen kann. Die allgemeinen Angelegenheiten der „Eidgenossenschaft“, wie sich die Schweizer Föderativ-Republik amtlich nennt, werden durch eine gesetzgebende Behörde, die aus National- und Ständerath bestehende Bundesversammlung, und eine Executivbehörde, den Bundesrath, besorgt, neben welchen noch eine Bundeskanzlei und ein Bundesgericht bestehen. Der Sitz der Bun-











der Landwirthschaft wird die Viehzucht mit bestem Erfolge betrieben; in der Pferde- und Schafzucht leisten besonders die norddeutschen Staaten, aber auch Württemberg, Vorzügliches. Alle deutschen Länder, sehr wenige ausgenommen, treiben eifrig Bergbau, der werthvolle Mineralien, namentlich Silber, Kupfer und Zink, Blei, etwas Quecksilber, dann aber ausgezeichnetes Eisen, Steinkohlen und Salz liefert. Eisen wird hauptsächlich in Schlesien, Rheinpreußen, Thüringen, Sachsen und Nassau, im Schwarzwald, Jura, in der bayerischen Oberpfalz und in Oberfranken gewonnen. Unter den Kohlenproducirenden Ländern der Welt nimmt das deutsche Reich vorläufig die zweite Stelle ein; vor ihm steht England, nach ihm folgen die Vereinigten Staaten von Amerika, welche es wohl bald hierin überholen dürften. Einstweilen erzeugt es aber die meisten Kohlen auf dem europäischen Continent. Das westphälische Steinkohlenrevier, kürzer wenn auch minder gut „Ruhrbecken“ genannt, ist das bedeutendste Kohlenlager des Reiches, das oberschlesische das zweitwichtigste. Daneben gibt es ausgedehnte Braunkohlenlager und in NW.-Deutschland wie auch in Bayern weite Moorflächen, welch' letztere jedoch, da wo sie in großer Ausdehnung auftreten, eine auffallende Auslöcherung der Bevölkerung und eine bedeutende Minderung des Nationalwohlstandes im Gefolge haben, so lange sie nicht durch Entwässerung in Ackerboden umgewandelt sind. In Salzreichthum kann es kein Land Europa's mit Deutschland aufnehmen, seitdem die colossale Ausdehnung der Salzlager zu Staßfurt in der Provinz Sachsen und von Sperenberg in Brandenburg genauer bekannt ist. Auch die zahlreichen Mineralquellen stellen einen nicht zu unterschätzenden nationalöconomischen Factor dar.

Der Gewerbebetrieb ist in Deutschland zwar sehr bedeutend, denn es werden von einzelnen Industriezweigen namhafte Massen von Waaren ausgeführt, doch haben die Handelsbilanzen der letzten Jahre gelehrt, daß nur für zwei Dritttheile seiner Bedürfnisse Deutschland aufzukommen vermag; ein volles Drittel bezieht es vom Auslande.

Zu den wichtigsten Industriezweigen des deutschen Reiches gehören: die Wollen-Industrie in den Rheinlanden, Schlesien, im Königreiche Sachsen und Württemberg; die Leinen-Industrie der Lausitz, Schlesiens, Westphalens und des Ermland; die Eisenfabrikation, in welcher Preußen die übrige deutsche Industrie weit überragt und die in Westfalen ihren Hauptsitz hat; dort befinden sich in Essen die Krupp'schen Stahlwerke, das großartigste Etablissement der Erde. Auch in Holzwaaren wird, besonders in Süddeutschland, Außerordentliches geleistet; dagegen vermag die Glasfabrikation sich weder mit der französischen noch mit der böhmischen zu messen. Im Allgemeinen hat die in Philadelphia 1876 veranstaltete Weltausstellung die schon 1873 auf der Weltausstellung zu Wien erkennbare Thatsache an's Licht gezogen, daß die deutsche Industrie dem Wettbewerbe mit den übrigen Nationen nicht gewachsen ist. „Denn es darf nicht verhehlt, es muß sogar





der Landwirthschaft wird die Viehzucht mit bestem Erfolge betrieben; in der Pferde- und Schafzucht leisten besonders die norddeutschen Staaten, aber auch Württemberg, Vorzügliches. Alle deutschen Länder, sehr wenige ausgenommen, treiben eifrig Bergbau, der werthvolle Mineralien, namentlich Silber, Kupfer und Zink, Blei, etwas Quecksilber, dann aber ausgezeichnetes Eisen, Steinkohlen und Salz liefert. Eisen wird hauptsächlich in Schlesien, Rheinpreußen, Thüringen, Sachsen und Nassau, im Schwarzwald, Jura, in der bayerischen Oberpfalz und in Oberfranken gewonnen. Unter den Kohlenproducirenden Ländern der Welt nimmt das deutsche Reich vorläufig die zweite Stelle ein; vor ihm steht England, nach ihm folgen die Vereinigten Staaten von Amerika, welche es wohl bald hierin überholen dürften. Einstweilen erzeugt es aber die meisten Kohlen auf dem europäischen Continent. Das westphälische Steinkohlenrevier, kürzer wenn auch minder gut „Ruhrbecken“ genannt, ist das bedeutendste Kohlenlager des Reiches, das oberschlesische das zweitwichtigste. Daneben gibt es ausgedehnte Braunkohlenlager und in NW.-Deutschland wie auch in Bayern weite Moorflächen, welch' letztere jedoch, da wo sie in großer Ausdehnung auftreten, eine auffallende Auflockerung der Bevölkerung und eine bedeutende Minderung des Nationalwohlstandes im Gefolge haben, so lange sie nicht durch Entwässerung in Ackerboden umgewandelt sind. An Salzreichthum kann es kein Land Europa's mit Deutschland aufnehmen, seitdem die colossale Ausdehnung der Salzlager zu Staßfurt in der Provinz Sachsen und von Sperenberg in Brandenburg genauer bekannt ist. Auch die zahlreichen Mineralquellen stellen einen nicht zu unterschätzenden nationalöconomischen Factor dar.

Der Gewerbebetrieb ist in Deutschland zwar sehr bedeutend, denn es werden von einzelnen Industriezweigen namhafte Massen von Waaren ausgeführt, doch haben die Handelsbilanzen der letzten Jahre gelehrt, daß nur für zwei Dritttheile seiner Bedürfnisse Deutschland aufzukommen vermag; ein volles Drittel bezieht es vom Auslande.

Zu den wichtigsten Industriezweigen des deutschen Reiches gehören: die Wollenindustrie in den Rheinlanden, Schlesien, im Königreiche Sachsen und Württemberg; die Leinen-Industrie der Lausitz, Schlesiens, Westphalens und des Ermland; die Eisenfabrikation, in welcher Preußen die übrige deutsche Industrie weit überragt und die in Westfalen ihren Hauptsitz hat; dort befinden sich in Essen die Krupp'schen Stahlwerke, das großartigste Etablissement der Erde. Auch in Holzwaaren wird, besonders in Süddeutschland, Außerordentliches geleistet; dagegen vermag die Glasfabrikation sich weder mit der französischen noch mit der böhmischen zu messen. Im Allgemeinen hat die in Philadelphia 1876 veranstaltete Weltausstellung die schon 1873 auf der Weltausstellung zu Wien erkennbare Thatsache an's Licht gezogen, daß die deutsche Industrie dem Wettbewerbe mit den übrigen Nationen nicht gewachsen ist. „Denn es darf nicht verhehlt, es muß sogar



der Landwirthschaft wird die Viehzucht mit bestem Erfolge betrieben; in der Pferde- und Schafzucht leisten besonders die norddeutschen Staaten, aber auch Württemberg, Vorzügliches. Alle deutschen Länder, sehr wenige ausgenommen, treiben eifrig Bergbau, der werthvolle Mineralien, namentlich Silber, Kupfer und Zink, Blei, etwas Quecksilber, dann aber ausgezeichnetes Eisen, Steinkohlen und Salz liefert. Eisen wird hauptsächlich in Schlesien, Rheinpreußen, Thüringen, Sachsen und Nassau, im Schwarzwald, Jura, in der bayerischen Oberpfalz und in Oberfranken gewonnen. Unter den Kohlenproducirenden Ländern der Welt nimmt das deutsche Reich vorläufig die zweite Stelle ein; vor ihm steht England, nach ihm folgen die Vereinigten Staaten von Amerika, welche es wohl bald hierin überholen dürften. Einstweilen erzeugt es aber die meisten Kohlen auf dem europäischen Continent. Das westphälische Steinkohlenrevier, kürzer wenn auch minder gut „Ruhrbecken“ genannt, ist das bedeutendste Kohlenlager des Reiches, das oberschlesische das zweitwichtigste. Daneben gibt es ausgedehnte Braunkohlenlager und in NW.-Deutschland wie auch in Bayern weite Moorflächen, welch' letztere jedoch, da wo sie in großer Ausdehnung auftreten, eine auffallende Auslockerung der Bevölkerung und eine bedeutende Minderung des Nationalwohlstandes im Gefolge haben, so lange sie nicht durch Entwässerung in Alderboden umgewandelt sind. An Salzreichtum kann es kein Land Europa's mit Deutschland aufnehmen, seitdem die colossale Ausdehnung der Salzlager zu Staßfurt in der Provinz Sachsen und von Sperenberg in Brandenburg genauer bekannt ist. Auch die zahlreichen Mineralquellen stellen einen nicht zu unterschätzenden nationalöconomischen Factor dar.

Der Gewerbebetrieb ist in Deutschland zwar sehr bedeutend, denn es werden von einzelnen Industriezweigen namhafte Massen von Waaren ausgeführt, doch haben die Handelsbilanzen der letzten Jahre gelehrt, daß nur für zwei Dritttheile seiner Bedürfnisse Deutschland aufzukommen vermag; ein volles Drittel bezieht es vom Auslande.

Zu den wichtigsten Industriezweigen des deutschen Reiches gehören: die Wollen-Industrie in den Rheinlanden, Schlesien, im Königreiche Sachsen und Württemberg; die Leinen-Industrie der Lausitz, Schlesiens, Westphalens und des Ermland; die Eisenfabrikation, in welcher Preußen die übrige deutsche Industrie weit überragt und die in Westfalen ihren Hauptsitz hat; dort befinden sich in Essen die Krupp'schen Stahlwerke, das großartigste Etablissement der Erde. Auch in Holzwaaren wird, besonders in Süddeutschland, Außerordentliches geleistet; dagegen vermag die Glasfabrikation sich weder mit der französischen noch mit der böhmischen zu messen. Im Allgemeinen hat die in Philadelphia 1876 veranstaltete Weltausstellung die schon 1873 auf der Weltausstellung zu Wien erkennbare Thatsache an's Licht gezogen, daß die deutsche Industrie dem Wettbewerbe mit den übrigen Nationen nicht gewachsen ist. „Denn es darf nicht verhehlt, es muß sogar





der Landwirthschaft wird die Viehzucht mit bestem Erfolge betrieben; in der Pferde- und Schafzucht leisten besonders die norddeutschen Staaten, aber auch Württemberg, Vorzügliches. Alle deutschen Länder, sehr wenige ausgenommen, treiben eifrig Bergbau, der werthvolle Mineralien, namentlich Silber, Kupfer und Zink, Blei, etwas Quecksilber, dann aber ausgezeichnetes Eisen, Steinkohlen und Salz liefert. Eisen wird hauptsächlich in Schlesien, Rheinpreußen, Thüringen, Sachsen und Nassau, im Schwarzwald, Jura, in der bayerischen Oberpfalz und in Oberfranken gewonnen. Unter den Kohlenproducirenden Ländern der Welt nimmt das deutsche Reich vorläufig die zweite Stelle ein; vor ihm steht England, nach ihm folgen die Vereinigten Staaten von Amerika, welche es wohl bald hierin überholen dürften. Einstweilen erzeugt es aber die meisten Kohlen auf dem europäischen Continent. Das westphälische Steinkohlenrevier, kürzer wenn auch minder gut „Ruhrbecken“ genannt, ist das bedeutendste Kohlenlager des Reiches, das obereschlesische das zweitwichtigste. Daneben gibt es ausgedehnte Braunkohlenlager und in NW.-Deutschland wie auch in Bayern weite Moorflächen, welch' letztere jedoch, da wo sie in großer Ausdehnung auftreten, eine auffallende Auslöcherung der Bevölkerung und eine bedeutende Minderung des Nationalwohlstandes im Gefolge haben, so lange sie nicht durch Entwässerung in Ackerboden umgewandelt sind. An Salzreichtum kann es kein Land Europa's mit Deutschland aufnehmen, seitdem die colossale Ausdehnung der Salzlager zu Staßfurt in der Provinz Sachsen und von Spereenberg in Brandenburg genauer bekannt ist. Auch die zahlreichen Mineralquellen stellen einen nicht zu unterschätzenden nationalöconomischen Factor dar.

Der Gewerbebetrieb ist in Deutschland zwar sehr bedeutend, denn es werden von einzelnen Industriezweigen namhafte Massen von Waaren ausgeführt, doch haben die Handelsbilanzen der letzten Jahre gelehrt, daß nur für zwei Dritttheile seiner Bedürfnisse Deutschland aufzukommen vermag; ein volles Drittel bezieht es vom Auslande.

Zu den wichtigsten Industriezweigen des deutschen Reiches gehören: die Wollen-Industrie in den Rheinlanden, Schlesien, im Königreiche Sachsen und Württemberg; die Leinen-Industrie der Lausitz, Schlesiens, Westphalens und des Ermland; die Eisenfabrikation, in welcher Preußen die übrige deutsche Industrie weit überragt und die in Westfalen ihren Hauptsitz hat; dort befinden sich in Essen die Krupp'schen Stahlwerke, das großartigste Etablissement der Erde. Auch in Holzwaaren wird, besonders in Süddeutschland, Außerordentliches geleistet; dagegen vermag die Glasfabrikation sich weder mit der französischen noch mit der böhmischen zu messen. Im Allgemeinen hat die in Philadelphia 1876 veranstaltete Weltausstellung die schon 1873 auf der Weltausstellung zu Wien erkennbare Thatsache an's Licht gezogen, daß die deutsche Industrie dem Wettbewerbe mit den übrigen Nationen nicht gewachsen ist. „Denn es darf nicht verhehlt, es muß sogar

laut ausgesprochen werden, daß Deutschland eine schwere Niederlage auf der Philadelphia Ausstellung erlitten hat. Unsere Leistungen stehen in der weitaus größten Zahl der ausgestellten Gegenstände hinter denen anderer Nationen zurück, nur in wenigen erscheinen wir bei näherer Prüfung ihnen gleich, in einem Minimum von Fällen nur überlegen.“ (F. Reuleaux. Briefe aus Philadelphia. Braunschweig 1877. 8°. S. 3—4.) Das amerikanische Urtheil über dieselben: „billig und schlecht“ ist allerdings hart und scharf, doch konnte ihm in dem darüber entstandenen heftigen Meinungsaustausch bis zu großem Umfange die Berechtigung nicht bestritten werden. Neben dem Mangel an Solidität macht jener an Geschmack sich geltend, welcher wohl hauptsächlich auch an dem tiefen Stande des deutschen Kunstgewerbes Schuld trägt. Wie die 1876 in München veranstaltete kunstindustrielle Ausstellung erkennen ließ, blüht dasselbe in Folge der aus dem benachbarten Oesterreich empfangenen Anregungen noch am meisten in Bayern, während Geschmack und Kunstindustrie sinken, je mehr sie dem N. sich nähern. Indes darf man, da die bestehenden und bestehenden Uebelstände durch ein muthiges und patriotisches Mannedwort zur öffentlichen und allgemeinen Kenntniß gekommen sind, sich wohl der Hoffnung hingeben, daß von allen Seiten Hand an die Besserung gelegt werde.

Ein weit erfreulicheres Bild gewährt die Entwicklung des deutschen Handels. Nicht nur wird derselbe im Innern des Reiches durch ein treffliches engmaschiges und in steter Verdichtung begriffenes Eisenbahnnetz unterstützt, sondern es steht demselben, obgleich weder Deutschlands Lage noch die Natur seiner Küsten den Seehandel besonders begünstigen, eine Handelsflotte zur Verfügung, die schon jetzt mit ihrem Tonnengehalte die Marinen aller Staaten der Erde, ausgenommen England und die Vereinigten Staaten, übertrifft. Und die im Uebrigen fränkische Neigung des Deutschen zur Auswanderung in fremde Länder, wo er sich und seinen Nachkommen eine neue Heimath gründet, in der Regel aber rascher denn irgend ein Volk Europa's seine eigene Nationalität aufgibt und von den fremden ethnischen Elementen aufgeschluckt wird, hat doch den Vortheil, daß auch deutsche Handelshäuser über den ganzen Erdball zerstreut sind, ja, daß oft in den entferntesten Gebieten der Handel fast ausschließlich in den Händen der Deutschen liegt oder diese wenigstens die hervorragende Stelle darin einnehmen und das Mutterland mit den Erzeugnissen aller Zonen versorgen.

Zum Schutze dieses großartigen auswärtigen Handels ist eine zwar noch kleine aber im Aufblühen begriffene Kriegsmarine vorhanden, welche auf 55 Kriegsschiffe, davon 11 Panzerschiffe, mit 380 Geschützen berechnet ist. Eines dieser Fahrzeuge, der „Kaiser Wilhelm“, war sogar eine Zeitlang das größte Panzerschiff der Welt, doch ist es seither durch den „Duilio“ der königlich italienischen Flotte überflügelt worden. Weit imposanter als zur See sind indes die Streitkräfte des deutschen Reiches zu Lande, und darf man, ohne den Heeren anderer Staaten im Geringsten nahe zu treten, wohl sagen, daß im gegenwärtigen Augenblicke Deutschland über die beste Armee der Welt verfüge.





Ihre Stärke beruht nicht allein in den numerischen Verhältnissen, welche dem deutschen Reiche gestatten 1,315,000 Soldaten auf die Beine zu bringen, sondern mehr noch in ihrer trefflichen bis in die geringfügigsten Einzelheiten ausgearbeiteten Organisation, in ihrer vollendeten Ausbildung, in dem militärischen Geiste, welcher das deutsche Volk beseelt, vor allem aber in der strammen Disciplin, welche allein das gewaltige Heer zu einem gefügigen Werkzeuge in der Hand des Befehlhabers gestaltet. Die Vereinigung aller dieser seltenen Vorzüge hat die deutschen Heeres-einrichtungen musterträchtig für die meisten europäischen Staaten gemacht. So ist denn das deutsche Reich unter Preußens Führung dormalen der größte und auch gefürchtetste Militärstaat der Erde.

Nicht wenig trug zu den errungenen Erfolgen der letzten Jahre die Höhe der geistigen Cultur bei, deren das deutsche Volk sich erfreut. So wie die Armee genießt auch das deutsche Schulwesen allseitige Anerkennung; Deutschlands Universitäten, 21 an der Zahl, stehen einzig da in ihrer Art, und nur Oesterreich und die Schweiz haben Aehnliches aufzuweisen. Die Gesamtsumme der höheren Unterrichtsanstalten für die männliche Jugend betrug Anfang 1876 nahe an 1000 (971) mit 1800 Lehrenden und fast 17,000 Studirenden. Das Volksschulwesen endlich nimmt in Deutschland unter allen Ländern den ersten Rang ein, obwohl es in Bezug auf den Fortschritt hierin in letzter Zeit hinter manchen Staaten zurückgeblieben war. Es bestehen an 60,000 Volksschulen mit etwa 6 Millionen Schülern, die von beiläufig 80,000 Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet werden. Man rechnet auf eine Lehrkraft etwa 75 Schüler und auf 1000 Bewohner deren 150, welche alle gesetzlich zum Besuche der Schule gezwungen sind. Hervorgehoben verdient zu werden, daß von jeher gerade der preußische Staat der geistigen Bildung besondere Pflege angedeihen ließ, und es gibt dort wohl kaum ein Dörfchen mehr, das nicht seine Volksschule hätte. In neuester Zeit lassen sich indeß gewichtige kritische Stimmen vernehmen, welche an dem deutschen Schulwesen im Allgemeinen vielleicht nicht ganz mit Unrecht aussetzen, daß es die geistigen Kräfte der Kinder zu sehr überspanne, daß mehr auf Gelehrsamkeit denn — was sehr zweierlei — auf Bildung, namentlich für's praktische Leben, abziele und den Geist entschieden auf Kosten des Körpers bevorzuge.

In religiöser Hinsicht bietet das deutsche Reich kein so befriedigendes Gemälde. Der Grundzug des deutschen Nationalcharakters ist ein tief religiöser, dem Mysticismus ergebener, und hat zu der Glaubensspaltung geführt, welche das heutige deutsche Reich der Wohlthat der confessionellen Einheit beraubt. Bedauerlicher Weise ist dasselbe in Protestanten, welche zwar die Majorität bilden, und in Katholiken gespalten, deren Anzahl jedoch groß genug ist, um die confessionelle Einheit wesentlich zu beeinträchtigen. Ueberwiegend protestantisch ist der Norden, während in Süddeutschland die Ka-



tholiken die Mehrzahl bilden, doch keineswegs im nämlichen Verhältnisse. Man rechnet im N. 70,93 %, im S. 37,35 % Protestanten, unter welchem Namen Lutheraner, Reformirte und Unirte begriffen sind. Der sogenannte Ultrakatholicismus, eine nur dem deutschen Volksgeiste eigenthümliche und bloß deshalb erwähnenswerthe Erscheinung, ist zu unbedeutend, um die religiöse Physiognomie des Reiches zu alteriren. Viel kräftiger besorgen dies die in stärkerer Zunahme denn sonst ein Volkselement begriffenen Juden, bei welchen die Tendenz vorwaltet, das platte Land zu verlassen und sich den großen Städten zuzuwenden. Unter den europäischen Staaten wird in Hinsicht auf die Verbreitung der Juden erst die sechste Stelle vom deutschen Reiche eingenommen, und in diesem ist wiederum Elsaß-Lothringen eines der stärksten Judenländer; sonst aber läßt sich ein Zusammenhang zwischen dem Vorkommen der Juden und der Ausbreitung der Slaven im Reiche erkennen, und zwar liegt im O. das Maximum ihrer Verbreitung über das flache Land genau da, wo die polnische Bevölkerung wohnt. Es stimmt dies überein mit der Thatfache, daß in Europa die Juden überhaupt unter den Slaven die größte Verbreitung haben.

## §. 19. Die Schweiz.

• Unter allen Staatsgebilden Europa's ist die als neutral erklärte Schweiz das einzige, welches den Begriff einer Föderativ-Republik verwirklicht; denn sie besteht aus einem Bunde von 25 selbständigen kleinen Staaten, Cantone genannt, die meistens den Namen ihrer Hauptorte führen und jeder sich nach der ihm passenden Verfassung regieren. In diesen Verfassungen der Cantone gibt es Abstufungen von der vollständigsten Demokratie bis zu reiner Repräsentativ-Verfassung, wobei zu bemerken, daß nur einige der kleineren Cantone der rein demokratischen Regierungsform huldigen, welche in der That auch nur bei geringen Volksmengen zur praktischen Durchführung gelangen kann. Die allgemeinen Angelegenheiten der „Eidgenossenschaft“, wie sich die Schweizer Föderativ-Republik amtlich nennt, werden durch eine gesetzgebende Behörde, die aus National- und Ständerath bestehende Bundesversammlung, und eine Executivbehörde, den Bundesrath, besorgt, neben welchen noch eine Bundeskanzlei und ein Bundesgericht bestehen. Der Sitz der Bun-











welcher mit dem NO. der Hauptsitz der Industrie ist. In den nördlichen Cantonen Zürich, Zug, Glarus und Thurgau blüht vornehmlich die Baumwollenindustrie, in Appenzell und St. Gallen die Musselin-Fabrikation. Das Verkehrscentrum des NO. ist die Stadt Zürich am gleichnamigen See, deren Einwohnerzahl (21,000) durch die umliegenden Vororte auf 58,000 geschwellt wird. Die Production der großartigen Uhren-Industrie hat dagegen ihre Centralpunkte im französischen W., hauptsächlich in Genf und in den großen Jura-Dörfern La Chaux de Fonds (20,000 Einw.) und Le Locle (10,000 Einw.). Im Hochgebirge gibt es natürlich keine Fabriken, keine Industrie, sondern fast bloß ein Hirtenleben mit nothdürftigem Feldbau, besonders aber mit Benützung hochgelegener Weiden zu Viehzucht, Butter- und Käseproduction. Es ist dies die sogenannte „Alpenwirthschaft“, welche sehr rationell betrieben wird. Endlich verdient eine besondere Erwähnung die ausgebreitete Hôtellerie, welche nirgends eine solche Durchbildung erfahren hat wie in der Schweiz. Sie gründet sich auf den enormen Fremdenverkehr, den die landschaftlichen Reize der Alpen in den Sommermonaten alljährlich heranlocken. Die bei allem gebotenen Comfort systematisch betriebene Ausbeutung der Fremden bildet in der Schweiz überhaupt einen für das im Uebrigen arme Land hochwichtigen nationalöconomischen Factor, dem sehr viele Einrichtungen, z. B. das Verkehrsweisen, untergeordnet sind. Die Schweiz verfügt über ein nur zu überreiches Eisenbahnnetz, welchem jedoch zum großen Theile die materiellen Bedingungen des Gedeihens fehlen. Es endet überall am Fuße des mächtigen Alpenwalles, den man jedoch im St. Gotthard durch einen Riesentunnel zu durchbrechen im Begriffe steht. Vorläufig vermittelt den Verkehr über die zahlreichen Paßübergänge die trefflich, ja geradezu musterhaft eingerichtete Fahrpost.

Die geistige Cultur erfreut sich in der Schweiz einer eifrigen Pflege. Universitäten sind in Basel, Bern und Zürich vorhanden, in letzterer Stadt auch ein weithin berühmtes polytechnisches Institut, während Genf andere bedeutende wissenschaftliche Anstalten besitzt. Der Volksunterricht ist nur in den gebirgigen Arcantonen theilweise vernachlässigt, alle übrigen wenden demselben die vollste Aufmerksamkeit zu.

## §. 20. Die österreichisch-ungarische Monarchie.

Vielleicht der merkwürdigste, jedenfalls aber einer der merkwürdigsten Staaten unseres Erdtheiles ist die österreichisch-ungarische Monarchie, welche mit einem Flächenraum von 624,000 □ Km. das südöstliche Gebiet Mittel-Europa's einnimmt. Dem benachbarten deutschen Reiche an Areal um etwa 84,000 □ Km., dann an natürlichen Hilfsmitteln aller Art weitaus überlegen, zählt seine Bevölkerung, die der Statistiker Adolf Ficker 1876 auf 37 1/2 Millionen Köpfe schätzt, um mehr denn 5 Millionen weniger als dieses und ist überdies buntschediger zusammengesetzt denn jene von irgend einem der bisher gemusterten Reiche. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die westlichsten Länder Europa's auch die homogenste Bevölkerung besitzen, während diese Erscheinung sichtlich mit dem Fortschreiten gegen O. abnimmt. Im deutschen Reiche konnten wir schon einen gewissen Bruchtheil fremder ethnischer Bestandtheile beobachten, in Oesterreich-Ungarn, Rußland und der Türkei wächst die Complication der ethnographischen Verhältnisse in's Unglaubliche.

Obwohl geographisch zu Mittel-Europa gehörig, muß Oesterreich-Ungarn in ethnographischer Hinsicht — und diese ist für die staatliche Stellung die maßgebende — sowohl wegen der erwähnten Eigenthümlichkeit als aus vielen anderen Gründen zu Ost-Europa gezählt werden, nämlich zu jenem größten Gebiete unseres Welttheiles, dem, im Gegensatz zu dem von den Romanen charakterisirten W. und S. wie zu dem vorwiegend germanischen N. und Centrum, das Slaventhum sein Gepräge aufdrückt. Das Völkeraleskop Ost-Europa's bringt es freilich mit sich, daß das Slaventhum nirgends so ausschließlich und rein zur Geltung gelangt, wie im Centrum und W. das Germanen- und Romanenthum, sondern überall mit anderen Völkern, oft sogar anderen Racen untermischt lebt, oft inselartig zerrissen ist, in seinem Fleische fremde Sprach- und Völkerinseln einschließt, und der große slavische Stern, besonders an seinem Rande, vielfach aufgesprengt ist. Ueberall aber — und dies ist das Charakteristische — bildet in den osteuropäischen Staaten das slavische Volksthum die überwiegende Majorität gegenüber jedem einzelnen der übrigen Volksbestandtheile. So ist es in Oesterreich-Ungarn, so in Rußland und so in der europäischen Türkei, und sind wir deshalb, trotz der übrigen, meist numerisch schwachen Nationen, die als Bewohner des osteuropäischen Bodens auftreten, wie Rumänen, Albanesen, Griechen, Juden, Zigeuner, Magnaren, Finnen und Türken, Tataren, Paschkiren u. s. w., wohl berechtigt, von einem slavischen O. zu sprechen, wenngleich nicht immer das slavische Element auch zugleich das politisch herrschende ist. Als solches tritt es bloß in Rußland auf, in Oesterreich-Ungarn wie in der europäischen Türkei ruht die politische Herrschaft in den Händen eines in der Minorität sich befindenden Stammes, hier der Osmanen, dort der Deutschen und der Magnaren. Die Deutschen, welche allerdings die Leitung des Staates in Händen haben und deren Sprache auch die Amtssprache in Heer und Flotte, sowie in der Verwaltung der westlichen Reichshälfte ist, machen in Oesterreich-Ungarn bloß ein Viertel, die Magnaren gar nur etwas mehr denn ein Siebtel der Gesamtbevölkerung des Reiches aus, denn man rechnet höchstens 9,600,000 Deutsche, 5,700,000 Magnaren, aber mindestens 17,200,000, nach anderen Statistiken gegen 19,000,000 Slaven, 3,000,000 Rumänen, 1,226,000 Juden, 633,000 Ita-

liener mit ihren Verwandten Friauler und Ladinern, 160,000 Zigeuner, während der Rest auf Albanesen, Griechen und Zinzaren, Armenier u. s. w. entfällt. Oesterreich-Ungarn ist also seiner Bevölkerung nach keinesfalls eine germanische, weit eher eine slavische Großmacht und umfaßt, im Gegensatze zu Rußland, hauptsächlich das katholische Slaventhum, wie denn der Katholicismus überhaupt die vorherrschende Religion des Staates ist. Daß aber in politischer Hinsicht die Slaven das Uebergewicht nicht erlangt haben, findet seine Erklärung darin, daß sie selbst wieder in verschiedene und auch räumlich getrennte Stämme zersplittert sind, wodurch das Völkergemisch der Monarchie noch beträchtlich vermehrt wird. Es gibt nämlich Tschechoslawen (7,000,000), Polen (2,500,000), Ruthenen und Großrussen (3,200,000), Slovenen (1,300,000), Croaten (1,500,000) und Serben (1,600,000), endlich Bulgaren (30,000). Alle diese Stämme zerfallen in die beiden großen Gruppen der N.- und S.-Slaven; zu ersterer gehören die Tschechen in Böhmen und Mähren mit ihren Verwandten, den Slovaken in N.-Ungarn, die Polen in Schlesien und Galizien und die Ruthenen und Großrussen in Galizien und der Bukowina. Alle Anderen sind S.-Slaven. Zwischen diesen beiden großen Gruppen eingestreut, sitzen die Magyaren in der ungarischen Tiefebene, mit den Rumänen in S.-Ungarn, Siebenbürgen und Bukowina als Nachbarn im O. und den Deutschen im W. Letztere nehmen in compacten Massen die beiden Provinzen des österreichischen Donaulandes, das an Bayern grenzende Salzburg, dann den N. von Tyrol, Kärnten und Steiermark ein; auch rings um das böhmische Becken bilden sie einen weiten Kranz; außerdem sind deutsche Sprachinseln über die ganze Monarchie bis in den fernsten O. zerstreut; die ansehnlichsten darunter sind die Gottschee in Krain, die Bergstädte und die Zipser in N.-Ungarn, die deutschen Colonien im Banat und die Sachsen in Siebenbürgen. Nimmt man eine gute ethnographische Karte der Monarchie (z. B. jene von Carl Baron Ezoernig) zur Hand, so gewahrt man bald, daß es kaum eine einzige Provinz — hier Kronland heißen — mit völlig ungemischter Bevölkerung gibt. Oesterreich-Ungarn ist der polyglotteste Staat Europa's, und liegt es demnach auf der Hand, daß die Verhältnisse von Kronland zu Kronland wechseln müssen. Wir werden daher im Nachstehenden kurz zusammenfassen, was auf die Gesamtmonarchie Bezug hat, sodann aber nicht umhin können, jeder einzelnen Provinz eine wenn auch flüchtige Betrachtung zu widmen.

Das Kaiserthum Oesterreich-Ungarn ist eine erblich-constitutionelle Monarchie, die in zwei sehr unnatürlich und ungleich vertheilte Hälften gespalten ist, deren eine „die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder“, die andere „die Länder der ungarischen Krone“ umfaßt. Statt der ersteren sehr ungeschickten Bezeichnung bedient man sich im gewöhnlichen Leben der ebenso unpassenden Benennung „Cisleithanien“, und heißt dann im Gegensatze die Länder der Stephanskronen „Transleithanien“. Beide Reichshälften bilden eigentlich zwei besondere Staaten mit völlig getrennten Regierungen, staatlichen Einrichtungen und, was beklagenswerther ist, mit ganz divergirenden Interessen, Ideenrichtungen und Sympathien; die Trennung beider erstreckt sich bis auf die Briefmarken und das Gepräge der Münzen; in Cisleithanien gibt es ein Herren- und ein Abgeordnetenhaus, in Ungarn eine „Magnatentafel“ und eine „Tafel“ der Abgeordneten. Gemeinsame Angelegenheiten beschließen die aus den genannten vier Körperschaften gewählten „Delegationen“, deren es wieder eine cisleithanische und eine ungarische gibt; sie wechseln mit ihrem Sitze zwischen den Hauptstädten der beiden Reichshälften, Wien und Budapest, ab. Innerhalb Cisleithaniens besteht in jedem Kronlande ein Landtag für



die besonderen Angelegenheiten; in der östlichen Reichshälfte gibt es einen solchen nur für Croatien und Slavonien. Ganz eigenthümlich ist die Stellung des Kronlands Dalmatien, welches 1868 als zu dem Gebiete von Croatien-Slavonien-Dalmatien gehörig — man nennt dieses deshalb das „dreieinige Königreich“ — anerkannt, nichtsdestoweniger zu den „im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern“ gezählt wird und auch in der That seine Volksvertreter in das Abgeordnetenhaus nach Wien entsendet und auch von der cisleithanischen Regierung verwaltet wird. Die Zweitheilung des Reiches — der „Dualismus“ — und damit verbunden die Verwaltung bedingt natürlich auch den Bestand besonderer Ministerien für jede Reichshälfte. Daneben aber sind drei Ministerien, welche beiden Hälften gemeinsam sind; sie vertreten diejenigen Angelegenheiten, in welchen eine Zweitheilung noch nicht Platz gegriffen hat, in denen also die Monarchie noch als einheitlicher Staat auftritt; es sind dies das Ministerium des kaiserlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, das Reichs-Finanzministerium, welches die gemeinsamen Auslagen, zu welchen Cisleithanien 70, Transleithanien 30% beisteuert, zu besorgen hat, und das Reichs-Kriegsministerium, dem die Armee untersteht, deren oberster Kriegsherr der Kaiser ist.

Die Kriegsmacht des Reiches, welcher gleichwie in Deutschland die allgemeine Wehrpflicht zu Grunde liegt, besteht im Frieden aus 267,332 Mann mit 46,731 Pferden, die im Kriege jedoch auf 771,556 Mann und 139,699 Pferde erhöht werden können. Es ist dies das stehende Heer, neben welchem jedoch noch jede Reichshälfte eine Landwehr-Armee, in Ungarn Honved geheißen, beistellt. Diese beträgt im Frieden je 35,000 und 11,300 Mann, im Kriege aber 145,000 und 207,000 Mann, so daß die gesammte Wehrkraft sich auf 1,124,000 Mann erhebt, womit dieselbe jener der Nachbarstaaten ziemlich nahe kommt. Auch besitzt das österreichisch-ungarische Heer einige nationale Truppengattungen, wie keine andere Armee in gleicher Vorzüglichkeit, nämlich die vorwiegend aus den Alpenländern recrutirten Felsjäger (33 Bataillone und das nur von Tyrol beige stellte Kaiserjägerregiment mit 7 Bataillons, zusammen 65,777 Mann), dann die auf stinken ungarischen Pferden berittenen Husaren, die Reiterei der Magyaren (16 Regimenter). Auch die österreichischen Uhlanen (13 Regimenter, darunter 11 galizische) dürften höchstens in der russischen und zum Theile in der preussischen Armee ebenbürtige Rivalen haben. Die durch glänzende Heldenthaten ausgezeichnete Kriegsmarine ist der Küstenentwicklung der Monarchie entsprechend klein, übertrifft jedoch an Zahl der Fahrzeuge jene des deutschen Reiches; sie zählt 68 Kriegsschiffe mit 117,980 Tonnen, darunter 11 Panzerschiffe, 47 Dampfer, 17 Segelschiffe, 2 Donaumonitors, und wird im Frieden mit 5800, im Kriege aber mit 11,500 Matrosen bemannt. Die Handelsmarine beschäftigt 7100 Segler, gegen 80 Dampfer langer Fahrt und eine große Zahl von Küstenfahrern (2000) und Fischerbarken. Eine hervorragende Rolle spielt der österreichische „Lloyd“ in Triest, dessen 70 Dampfschiffe — anerkannt die best-eingerichteten im Oriente — auf 18 Linien 9686 Seemeilen und die wichtigsten Routen der Levante befahren.

Wenden wir uns nun zunächst den Ländern der westlichen Reichshälfte zu, so besteht dieselbe aus 18 Kronländern, welche alle ihre verschiedenen historischen Titel (Herzogthum, Grafschaft u. s. w.) fortführen, und in weitem

Kranze die compact beisammen liegenden Staaten der ungarischen Krone umgeben. So liegt das Herzogthum Bukowina der „westlichen“ Reichshälfte im äußersten O. der Monarchie, und das Königreich Dalmatien ist von ersterer gar durch ungarisches Gebiet völlig abgetrennt.

Diese 18 Kronländer, mit deren Aufzählung wir diesmal den freundlichen Leser nicht verschonen können, sind: 1) das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns; 2) das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns; 3) das Herzogthum Salzburg; 4) das Herzogthum Steiermark; 5) das Herzogthum Kärnten; 6) das Herzogthum Krain; 7) die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska; 8) das Gebiet der reichsunmittelbaren Stadt Triest; 9) die Markgrafschaft Istrien; diese drei letzteren werden zusammen als das „Küstenland“ bezeichnet und bilden mit Kärnten und Krain die illyrischen Provinzen oder Illyrien; 10) die gefürstete Grafschaft Tyrol mit 11) dem Lande Vorarlberg; 12) das Königreich Böhmen; 13) die Markgrafschaft Mähren; 14) das Herzogthum Schlesien; 15) das Königreich Galizien und Lodomerien; 16) das Großherzogthum Krakau; 17) das Herzogthum Bukowina; 18) das Königreich Dalmatien. Nur den Kern dieser Länder bewohnen Deutsche, deren Zahl höchstens  $7\frac{1}{2}$  Millionen, also bloß ein Drittel von der auf 22,500,000 Köpfe zu beziffernden Gesamtbevölkerung Cisleithaniens beträgt; die anderen zwei Drittel sind fast ausschließlich Slaven, denn das bloß in S. Tyrol compact auftretende und sonst in Triest und Dalmatien zerstreut lebende italienische Element mit seinen 560,000 und einschließlich der Ladinen und Friauler 630,000 Köpfen fällt bei der imposanten Ziffer von über 14 Millionen Slaven kaum in's Gewicht. Wir werden nunmehr die oben aufgezählten Provinzen gruppenweise betrachten und beginnen mit dem

Erzherzogthum Oesterreich, welches in das Land ob und unter der Enns, oder wie man kurz zu sagen pflegt, in Ober- und Unterösterreich geschieden wird und das Donauthal vom Inn bis zur March umfaßt. Es ist einer der fruchtbarsten Landstriche der Monarchie mit blühendem Acker- und Weinbau und in Oberösterreich auch ausgedehnter Obstkultur. In den durch herrliche Gebirgs-Scenerien ausgezeichneten Theilen der Alpen, welche den S. des Landes einnehmen, darunter das von Fremden vielbesuchte seenreiche Salzkammergut in Oberösterreich, herrscht Viehzucht und Alpenwirthschaft; im Donauthale liegen eine Reihe industriereicher Städte, und zahlreiche Fabriken tragen zum Wohlstande des unter allen Kronländern der westlichen Reichshälfte am dichtesten bevölkerten Erzherzogthums bei. Der vorwiegend katholische österreichische Volksstamm ist zwar ein deutscher, wenigstens der Sprache nach, und wohl verwandt mit den benachbarten Bayern, doch ist das Land südlich vom Donaulaufe lange von Slaven bewohnt gewesen und haben hier sehr ausgiebige Blutmischungen stattgefunden, wie auch die deutsche Sprache des Oesterreichers zahlreiche Slavismen aufgenommen hat. Außerdem sind in Unterösterreich, wenngleich in geringer Anzahl, noch thatsächlich tschechoslavische und croatische Elemente vorhanden. Der Oesterreicher ist also im eigentlichen Sinne ein Mischling, dessen deutsche Hülle von sehr jungem Datum; er unterscheidet sich auch von seinem deutschen Nachbar gründlich in

















wie die Italiener S.-Tyrol nennen, von der österreichischen Monarchie und auf Vereinigung mit Italien abzielen. Obwohl das Wälschthum der S.-Tyroler vielfach kein ursprüngliches ist und blaue Augen mit blonden Haaren oft die germanische Abkunft verrathen, so läßt sich nicht läugnen, daß der Wälsch-Tyroler den Deutsch-Tyroler in natürlichen Anlagen, an Geistesstärke, an Beweglichkeit und Regsamkeit, auch an Fleiß und Thätigkeit übertrifft. Jedenfalls hat er mehr mit dem südlichen Wesen als mit jenem der Deutsch-Tyroler gemein.

Wie Tyrol und Salzburg ist auch das Herzogthum Steiermark vorwiegend Alpenland; nur gegen O. hin verschlachen sich die Berge allmählig in die ungarische Ebene. Die Bevölkerung, etwa doppelt so dicht als in den beiden genannten Kronländern, und mit Ausnahme von 7200 Protestanten fast ausschließlich katholisch, ist im N. deutsch, im S. jedoch wendisch oder slovenisch mit einigen kleineren eingesprengten deutschen Sprachinseln. Im deutschen Theile liegt die schöne stattliche Landeshauptstadt Graz mit 90,000 Einwohnern und einer Universität am Fuße rebenbepflanzter Hügel, von der Mur durchflossen, ferner die Städte Bruck a. d. Mur (3000 Einw.), Leoben (5000 Einw.) und Judenburg (3200 Einw.); in S.- oder Untersteiermark, wohl auch die wendische Mark genannt, liegt hart an der Sprachgrenze Marburg, ein Bischofssitz mit 13,000 Einw., Eilth (4000 Einw.) mit seiner Bäder-reichen Umgebung, meist warme Schwefelquellen, und an der croatischen Grenze der vielbesuchte Sauerbrunnen Rohitsch.

Mit dem Königreiche Illyrien, welches die Herzogthümer Kärnten und Krain, die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska, die reichsunmittelbare Stadt Triest mit ihrem Gebiete, dann die Markgrafschaft Istrien bilden, betreten wir eine schon vorwiegend slavische Provinz des Kaiserstaates. Nur das noch durchaus zum Alpengebiete gehörende Kärnten, ein das Drauthal einschließendes Hochgebirgsland, ist vorherrschend deutsch. Slaven wendischen Stammes finden sich hier, mit einigen Deutschen vermengt, bloß in dem südöstlich von der romantisch gelegenen Landeshauptstadt Klagenfurt (16,000 Einw.) sich zur Krainer Grenze erstreckenden Gebiete. Dagegen ist das zum großen Theile vom Karstgebirge erfüllte Krain fast durchaus von Wenden oder Slovenen bewohnt. Deutsche Sprachinseln kommen hier nur sehr sporadisch vor, doch zählt hierzu die ziemlich ausgedehnte Landschaft Gottschee an der croatischen Grenze. In der Hauptstadt Laibach (23,000 Einw.), so wie in einigen anderen Plätzen herrschen beide Idiome. Im Küstenlande finden sich gar nur mehr zwei ganz geringe deutsche Colonien in Görz am Monzo (16,000 Einw.) und in Triest (70,000 Einw.), der schönen, zum Theil sehr regelmäßig gebauten Hafenstadt an der Adria, welche nicht bloß die bedeutendste Stadt von Illyrien, sondern auch der durch den Suezcanal

sehr an Wichtigkeit gewachsene, namhafteste Handelsplatz der Monarchie, der siegreiche Rivale des italienischen Venedig ist.

In Triest, dessen Gebiet durchaus slovenisch ist, treten an die Stelle der Slaven die Italiener, welchen wir auch sonst noch im Küstenlande begegnen. Sie bewohnen mit Vorliebe die adriatische Küste Istriens, sind aber auch in fast allen Plätzen des Inneren zu treffen; in den Niederungen am rechten Sonzo-Ufer endlich haufen Friulaner. Italienisch ist in Istrien und Triest auch die allgemeine Umgangssprache der Gebildeten. Der Rest der ländlichen Bevölkerung ist wie gesagt slavisch, zum Theile slovenisch, in Istrien aber croato-serbischen Stammes. Zu letzterem gehören auch die hinter den Italienern der Küste im W. der Halbinsel lebenden Morlaken und im NO. die armen begnüglichen Tschitschen.

Als Hauptmasse des Volksthum in Mährien haben die Slovenen Anspruch auf eine kurze Erwähnung. Die Gesamtzahl der Slovenen dürfte etwa 1,356,000 Köpfe betragen, und zwar leben (in runden Zahlen) im venetianischen Gebiete 26,000, in Ungarn 50,000, im Küstenlande 350,000, in Kärnten 100,000, in Steiermark 380,000 und in Krain 430,000. Sie bilden somit den Berührungspunkt der drei Hauptelemente unseres Welttheiles, des slavischen mit dem germanischen und dem romanischen; sie sind dem Einflusse des Germanismus und des Italianismus ausgesetzt, haben sich aber nicht zerlegen oder umbilden lassen, sondern streben naturgemäß den slavischen Keil immer weiter hineinzutreiben. Der Slovene ist gewöhnlich von hoher kräftiger Gestalt, und auch die Frauen, welche im Allgemeinen als hübsch gelten, sind meist hochgewachsene, schlanke Gestalten mit frischem, freundlichem Gesichtsausdruck. Seinen von Natur aus begünstigten Wuchs versteht der Slovene noch durch seine Tracht in das vortheilhafteste Licht zu bringen. Es gibt in Oesterreich wohl kein Land, das in Beziehung auf die Volkstrachten so reich wäre als Krain, und kaum dürfte auf einer verhältnißmäßig so geringen Landesstrecke irgendwo eine größere Mannigfaltigkeit von Trachten vorkommen, als unter den Slovenen. Allerdings beginnt auch die kleidsame Nationaltracht, sowie manche andere Volkseigenthümlichkeit, der nivellirenden Cultur zu weichen. Besonnen und ruhig ist der Bewohner Oberkrains, namentlich in einiger Entfernung von der Landeshauptstadt Laibach. Hier wird der nationale „Kampf um's Dasein“ am heftigsten gekämpft; nur nach NW. gegen die Grenze Kärntens nimmt er an Lebhaftigkeit ab. Nebst rationeller Bodenbewirthschaftung sind es auch verschiedene industrielle Beschäftigungen, insbesondere die Eisenverarbeitung, welche der Bevölkerung dieses Landestheiles hinreichenden Erwerb sichern. Der Oberkrainer ist stolz, betriebsam, intelligent; fast alle Männer von Bedeutung unter den Slovenen waren Oberkrainer. Das Leben in dieser herrlichen Natur, unter diesem geistig und körperlich gesunden Volke, ist ein frisches, erheiterndes. Der weinbauende Unterkrainer lebt in fröhlicher Genügsamkeit, mitunter leichtfertig, dahin, genießt sorglos das sichere Heute, unbekümmert um das ungewisse Morgen. Unterkrain ist die Wiege der lieblichsten Volkslieder und Märchen, doch auch dem Freunde klassischer Forschung öffnet sich ein fruchtbarer Boden für römische Archäologie. Ist hierlands der Wein gerathen, so herrscht allerorts lustiges Leben; im Gegentheile aber, klopft die Hungersnoth mit ihrer dürren Hand an die Hütten der sonst so fröhlichen Bewohner. (B. Klun. Die Slovenen, im: Ausland 1872, Nr. 11, S. 257. Nr. 12, S. 282. Nr. 14, S. 332. Nr. 20, S. 468. Nr. 23, S. 542.)

Um nicht aus dem Rahmen des südslavischen Volkskreises herauszutreten, gedenken wir an dieser Stelle des von den übrigen cisleithanischen Kronländern abgetrennten Königreiches Dalmatien, jenes schmalen, nackten und unfruchtbaren Küstenstriches an der Adria, an dessen cultureller und commerciemer Hebung Oesterreich vergeblich arbeitet, so lange es sich nicht entschließt, der Türkei die für Dalmatien unerläßlichen Hinterlande Bosnien und Herzegowina abzunehmen. Deutsche gibt es hier gar nicht mehr, sondern als Vertreter der

die besonderen Angelegenheiten; in der östlichen Reichshälfte gibt es einen solchen nur für Croatien und Slavonien. Ganz eigenthümlich ist die Stellung des Kronlands Dalmatien, welches 1868 als zu dem Gebiete von Croatien-Slavonien-Dalmatien gehörig — man nennt dieses deshalb das „dreieinige Königreich“ — anerkannt, nichtsdestoweniger zu den „im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern“ gezählt wird und auch in der That seine Volksvertreter in das Abgeordnetenhaus nach Wien entsendet und auch von der cisleithanischen Regierung verwaltet wird. Die Zweitheilung des Reiches — der „Dualismus“ — und damit verbunden die Verwaltung bedingt natürlich auch den Bestand besonderer Ministerien für jede Reichshälfte. Daneben aber sind drei Ministerien, welche beiden Hälften gemeinsam sind; sie vertreten diejenigen Angelegenheiten, in welchen eine Zweitheilung noch nicht Platz gegriffen hat, in denen also die Monarchie noch als einheitlicher Staat auftritt; es sind dies das Ministerium des kaiserlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, das Reichs-Finanzministerium, welches die gemeinsamen Auslagen, zu welchen Cisleithanien 70, Transleithanien 30% beisteuert, zu besorgen hat, und das Reichs-Kriegsministerium, dem die Armee untersteht, deren oberster Kriegsherr der Kaiser ist.

Die Kriegsmacht des Reiches, welcher gleichwie in Deutschland die allgemeine Wehrpflicht zu Grunde liegt, besteht im Frieden aus 267,332 Mann mit 46,731 Pferden, die im Kriege jedoch auf 771,556 Mann und 139,699 Pferde erhöht werden können. Es ist dies das stehende Heer, neben welchem jedoch noch jede Reichshälfte eine Landwehr-Armee, in Ungarn *Konved* geheißen, beistellt. Diese beträgt im Frieden je 35,000 und 11,300 Mann, im Kriege aber 145,000 und 207,000 Mann, so daß die gesammte Wehrkraft sich auf 1,124,000 Mann erhebt, womit dieselbe jener der Nachbarstaaten ziemlich nahe kommt. Auch besitzt das österreichisch-ungarische Heer einige nationale Truppengattungen, wie keine andere Armee in gleicher Vorzüglichkeit, nämlich die vorwiegend aus den Alpenländern recrutirten Feldjäger (33 Bataillone und das nur von Tyrol beige stellte Kaiserjägerregiment mit 7 Bataillons, zusammen 65,777 Mann), dann die auf flinken ungarischen Pferden berittenen Husaren, die Reiterei der Magnaren (16 Regimenter). Auch die österreichischen Uhlanen (13 Regimenter, darunter 11 galizische) dürften höchstens in der russischen und zum Theile in der preussischen Armee ebenbürtige Rivalen haben. Die durch glänzende Heldenthaten ausgezeichnete Kriegsmarine ist der Küstenentwicklung der Monarchie entsprechend klein, übertrifft jedoch an Zahl der Fahrzeuge jene des deutschen Reiches; sie zählt 68 Kriegsschiffe mit 117,980 Tonnen, darunter 11 Panzerschiffe, 47 Dampfer, 17 Segelschiffe, 2 Donaumonitors, und wird im Frieden mit 5800, im Kriege aber mit 11,500 Matrosen bemannt. Die Handelsmarine beschäftigt 7100 Segler, gegen 80 Dampfer langer Fahrt und eine große Zahl von Küstenfahrern (2000) und Fischerbarken. Eine hervorragende Rolle spielt der österreichische „Lloyd“ in Triest, dessen 70 Dampfschiffe — anerkannt die best-eingerichteten im Oriente — auf 18 Linien 9686 Seemeilen und die wichtigsten Routen der Levante befahren.

Wenden wir uns nun zunächst den Ländern der westlichen Reichshälfte zu, so besteht dieselbe aus 18 Kronländern, welche alle ihre verschiedenen historischen Titel (Herzogthum, Grafschaft u. s. w.) fortführen, und in weitem



Kranze die compact beisammen liegenden Staaten der ungarischen Krone umgeben. So liegt das Herzogthum Bukowina der „westlichen“ Reichshälfte im äußersten O. der Monarchie, und das Königreich Dalmatien ist von ersterer gar durch ungarisches Gebiet völlig abgetrennt.

Diese 18 Kronländer, mit deren Aufzählung wir diesmal den freundlichen Leser nicht verschonen können, sind: 1) das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns; 2) das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns; 3) das Herzogthum Salzburg; 4) das Herzogthum Steiermark; 5) das Herzogthum Kärnten; 6) das Herzogthum Krain; 7) die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska; 8) das Gebiet der reichsunmittelbaren Stadt Triest; 9) die Markgrafschaft Istrien; diese drei letzteren werden zusammen als das „Küstenland“ bezeichnet und bilden mit Kärnten und Krain die illyrischen Provinzen oder Illyrien; 10) die gefürstete Grafschaft Tyrol mit 11) dem Lande Vorarlberg; 12) das Königreich Böhmen; 13) die Markgrafschaft Mähren; 14) das Herzogthum Schlesien; 15) das Königreich Galizien und Lodomerien; 16) das Großherzogthum Krakau; 17) das Herzogthum Bukowina; 18) das Königreich Dalmatien. Nur den Kern dieser Länder bewohnen Deutsche, deren Zahl höchstens  $7\frac{1}{2}$  Millionen, also bloß ein Drittel von der auf 22,500,000 Köpfe zu beziffernden Gesamtbevölkerung Cisleithaniens beträgt; die anderen zwei Drittel sind fast ausschließlich Slaven, denn das bloß in S.-Tyrol compact auftretende und sonst in Triest und Dalmatien zerstreut lebende italienische Element mit seinen 560,000 und einschließlich der Ladinier und Friauler 630,000 Köpfen fällt bei der imposanten Ziffer von über 14 Millionen Slaven kaum in's Gewicht. Wir werden nunmehr die oben aufgezählten Provinzen gruppenweise betrachten und beginnen mit dem

Erzherzogthum Oesterreich, welches in das Land ob und unter der Enns, oder wie man kurz zu sagen pflegt, in Ober- und Unterösterreich geschieden wird und das Donauthal vom Inn bis zur March umfaßt. Es ist einer der fruchtbarsten Landstriche der Monarchie mit blühendem Acker- und Weinbau und in Oberösterreich auch ausgedehnter Obstcultur. In den durch herrliche Gebirgs-Scenerien ausgezeichneten Theilen der Alpen, welche den S. des Landes einnehmen, darunter das von Fremden vielbesuchte seenreiche Salzkammergut in Oberösterreich, herrscht Viehzucht und Alpenwirthschaft; im Donauthale liegen eine Reihe industriereicher Städte, und zahlreiche Fabriken tragen zum Wohlstande des unter allen Kronländern der westlichen Reichshälfte am dichtesten bevölkerten Erzherzogthums bei. Der vorwiegend katholische österreichische Volksstamm ist zwar ein deutscher, wenigstens der Sprache nach, und wohl verwandt mit den benachbarten Bayern, doch ist das Land südlich vom Donaulaufe lange von Slaven bewohnt gewesen und haben hier sehr ausgiebige Blutmischungen stattgefunden, wie auch die deutsche Sprache des Oesterreichers zahlreiche Slavismen aufgenommen hat. Außerdem sind in Unterösterreich, wenngleich in geringer Anzahl, noch thatsächlich tschechoslavische und croatische Elemente vorhanden. Der Oesterreicher ist also im eigentlichen Sinne ein Mischling, dessen deutsche Hülle von sehr jungem Datum; er unterscheidet sich auch von seinem deutschen Nachbar gründlich in



die besonderen Angelegenheiten; in der östlichen Reichshälfte gibt es einen solchen nur für Croatien und Slavonien. Ganz eigenthümlich ist die Stellung des Kronlands Dalmatien, welches 1868 als zu dem Gebiete von Croatien-Slavonien-Dalmatien gehörig — man nennt dieses deshalb das „dreieinige Königreich“ — anerkannt, nichtsdestoweniger zu den „im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern“ gezählt wird und auch in der That seine Volksvertreter in das Abgeordnetenhaus nach Wien entsendet und auch von der cisleithanischen Regierung verwaltet wird. Die Zweitheilung des Reiches — der „Dualismus“ — und damit verbunden die Verwaltung bedingt natürlich auch den Bestand besonderer Ministerien für jede Reichshälfte. Daneben aber sind drei Ministerien, welche beiden Hälften gemeinsam sind; sie vertreten diejenigen Angelegenheiten, in welchen eine Zweitheilung noch nicht Platz gegriffen hat, in denen also die Monarchie noch als einheitlicher Staat auftritt; es sind dies das Ministerium des kaiserlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, das Reichs-Finanzministerium, welches die gemeinsamen Auslagen, zu welchen Cisleithanien 70, Transleithanien 30% beisteuert, zu besorgen hat, und das Reichs-Kriegsministerium, dem die Armee untersteht, deren oberster Kriegsherr der Kaiser ist.

Die Kriegsmacht des Reiches, welcher gleichwie in Deutschland die allgemeine Wehrpflicht zu Grunde liegt, besteht im Frieden aus 267,332 Mann mit 46,731 Pferden, die im Kriege jedoch auf 771,556 Mann und 139,699 Pferde erhöht werden können. Es ist dies das stehende Heer, neben welchem jedoch noch jede Reichshälfte eine Landwehr-Armee, in Ungarn Honved geheißen, beistellt. Diese beträgt im Frieden je 35,000 und 11,300 Mann, im Kriege aber 145,000 und 207,000 Mann, so daß die gesammte Wehrkraft sich auf 1,124,000 Mann erhebt, womit dieselbe jener der Nachbarstaaten ziemlich nahe kommt. Auch besitzt das österreichisch-ungarische Heer einige nationale Truppengattungen, wie keine andere Armee in gleicher Vorzüglichkeit, nämlich die vorwiegend aus den Alpenländern recrutirten Feldjäger (33 Bataillone und das nur von Tyrol beigestellte Kaiserjägerregiment mit 7 Bataillons, zusammen 65,777 Mann), dann die auf flinken ungarischen Pferden berittenen Husaren, die Reiterei der Magyaren (16 Regimenter). Auch die österreichischen Uhlanen (13 Regimenter, darunter 11 galizische) dürften höchstens in der russischen und zum Theile in der preussischen Armee ebenbürtige Rivalen haben. Die durch glänzende Heldenthaten ausgezeichnete Kriegsmarine ist der Küstenentwicklung der Monarchie entsprechend klein, übertrifft jedoch an Zahl der Fahrzeuge jene des deutschen Reiches; sie zählt 68 Kriegsschiffe mit 117,980 Tonnen, darunter 11 Panzerschiffe, 47 Dampfer, 17 Segelschiffe, 2 Donaumonitors, und wird im Frieden mit 5800, im Kriege aber mit 11,500 Matrosen bemannt. Die Handelsmarine beschäftigt 7100 Segler, gegen 80 Dampfer langer Fahrt und eine große Zahl von Küstenfahrern (2000) und Fischerbarken. Eine hervorragende Rolle spielt der österreichische „König“ in Triest, dessen 70 Dampfschiffe — anerkannt die best-eingerichteten im Oriente — auf 18 Linien 9686 Seemeilen und die wichtigsten Routen der Levante befahren.

Wenden wir uns nun zunächst den Ländern der westlichen Reichshälfte zu, so besteht dieselbe aus 18 Kronländern, welche alle ihre verschiedenen historischen Titel (Herzogthum, Grafschaft u. s. w.) fortführen, und in weitem

Kranze die compact beisammen liegenden Staaten der ungarischen Krone umgeben. So liegt das Herzogthum Bukowina der „westlichen“ Reichshälfte im äußersten O. der Monarchie, und das Königreich Dalmatien ist von ersterer gar durch ungarisches Gebiet völlig abgetrennt.

Diese 18 Kronländer, mit deren Aufzählung wir diesmal den freundlichen Leser nicht verschonen können, sind: 1) das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns; 2) das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns; 3) das Herzogthum Salzburg; 4) das Herzogthum Steiermark; 5) das Herzogthum Kärnten; 6) das Herzogthum Krain; 7) die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska; 8) das Gebiet der reichsunmittelbaren Stadt Triest; 9) die Markgrafschaft Istrien; diese drei letzteren werden zusammen als das „Küstenland“ bezeichnet und bilden mit Kärnten und Krain die illyrischen Provinzen oder Illyrien; 10) die gefürstete Grafschaft Tyrol mit 11) dem Lande Vorarlberg; 12) das Königreich Böhmen; 13) die Markgrafschaft Mähren; 14) das Herzogthum Schlesien; 15) das Königreich Galizien und Lodomerien; 16) das Großherzogthum Krakau; 17) das Herzogthum Bukowina; 18) das Königreich Dalmatien. Nur den Kern dieser Länder bewohnen Deutsche, deren Zahl höchstens  $7\frac{1}{2}$  Millionen, also bloß ein Drittel von der auf 22,500,000 Köpfe zu beziffernden Gesamtbevölkerung Cisleithaniens beträgt; die anderen zwei Drittel sind fast ausschließlich Slaven, denn das bloß in S.-Tyrol compact auftretende und sonst in Triest und Dalmatien zerstreut lebende italienische Element mit seinen 560,000 und einschließlich der Ladinier und Friauler 630,000 Köpfen fällt bei der imposanten Ziffer von über 14 Millionen Slaven kaum in's Gewicht. Wir werden nunmehr die oben aufgezählten Provinzen gruppenweise betrachten und beginnen mit dem

Erzherzogthum Oesterreich, welches in das Land ob und unter der Enns, oder wie man kurz zu sagen pflegt, in Ober- und Unterösterreich geschieden wird und das Donauthal vom Inn bis zur March umfaßt. Es ist einer der fruchtbarsten Landstriche der Monarchie mit blühendem Acker- und Weinbau und in Oberösterreich auch ausgedehnter Obstcultur. In den durch herrliche Gebirgs-Scenerien ausgezeichneten Theilen der Alpen, welche den S. des Landes einnehmen, darunter das von Fremden vielbesuchte seenreiche Salzkammergut in Oberösterreich, herrscht Viehzucht und Alpenwirthschaft; im Donauthale liegen eine Reihe industriereicher Städte, und zahlreiche Fabriken tragen zum Wohlstande des unter allen Kronländern der westlichen Reichshälfte am dichtesten bevölkerten Erzherzogthums bei. Der vorwiegend katholische österreichische Volksstamm ist zwar ein deutscher, wenigstens der Sprache nach, und wohl verwandt mit den benachbarten Bayern, doch ist das Land südlich vom Donaulaufe lange von Slaven bewohnt gewesen und haben hier sehr ausgiebige Blutmischungen stattgefunden, wie auch die deutsche Sprache des Oesterreichers zahlreiche Slavismen aufgenommen hat. Außerdem sind in Unterösterreich, wenngleich in geringer Anzahl, noch thatsächlich tschecho-slavische und croatische Elemente vorhanden. Der Oesterreicher ist also im eigentlichen Sinne ein Mischling, dessen deutsche Hülle von sehr jungem Datum; er unterscheidet sich auch von seinem deutschen Nachbar gründlich in

die besonderen Angelegenheiten; in der östlichen Reichshälfte gibt es einen solchen nur für Croatien und Slavonien. Ganz eigenthümlich ist die Stellung des Kronlands Dalmatien, welches 1868 als zu dem Gebiete von Croatien-Slavonien-Dalmatien gehörig — man nennt dieses deshalb das „dreieinige Königreich“ — anerkannt, nichtsdestoweniger zu den „im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern“ gezählt wird und auch in der That seine Volksvertreter in das Abgeordnetenhaus nach Wien entsendet und auch von der cisleithanischen Regierung verwaltet wird. Die Zweitheilung des Reiches — der „Dualismus“ — und damit verbunden die Verwaltung bedingt natürlich auch den Bestand besonderer Ministerien für jede Reichshälfte. Daneben aber sind drei Ministerien, welche beiden Hälften gemeinsam sind; sie vertreten diejenigen Angelegenheiten, in welchen eine Zweitheilung noch nicht Platz gegriffen hat, in denen also die Monarchie noch als einheitlicher Staat auftritt; es sind dies das Ministerium des kaiserlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, das Reichs-Finanzministerium, welches die gemeinsamen Auslagen, zu welchen Cisleithanien 70, Transleithanien 30% beisteuert, zu besorgen hat, und das Reichs-Kriegsministerium, dem die Armee untersteht, deren oberster Kriegsherr der Kaiser ist.

Die Kriegsmacht des Reiches, welcher gleichwie in Deutschland die allgemeine Wehrpflicht zu Grunde liegt, besteht im Frieden aus 267,332 Mann mit 46,731 Pferden, die im Kriege jedoch auf 771,556 Mann und 139,699 Pferde erhöht werden können. Es ist dies das stehende Heer, neben welchem jedoch noch jede Reichshälfte eine Landwehr-Armee, in Ungarn Honved geheissen, beistellt. Diese beträgt im Frieden je 35,000 und 11,300 Mann, im Kriege aber 145,000 und 207,000 Mann, so daß die gesammte Wehrkraft sich auf 1,124,000 Mann erhebt, womit dieselbe jener der Nachbarstaaten ziemlich nahe kommt. Auch besitzt das österreichisch-ungarische Heer einige nationale Truppengattungen, wie keine andere Armee in gleicher Vorzüglichkeit, nämlich die vorwiegend aus den Alpenländern recrutirten Feldjäger (33 Bataillone und das nur von Tyrol beigestellte Kaiserjägerregiment mit 7 Bataillons, zusammen 65,777 Mann), dann die auf flinken ungarischen Pferden berittenen Husaren, die Reiterei der Magyaren (16 Regimenter). Auch die österreichischen Uhlanen (13 Regimenter, darunter 11 galizische) dürften höchstens in der russischen und zum Theile in der preussischen Armee ebenbürtige Rivalen haben. Die durch glänzende Heldenthaten ausgezeichnete Kriegsmarine ist der Stützenentwicklung der Monarchie entsprechend klein, übertrifft jedoch an Zahl der Fahrzeuge jene des deutschen Reiches; sie zählt 68 Kriegsschiffe mit 117,980 Tonnen, darunter 11 Panzerschiffe, 47 Dampfer, 17 Segelschiffe, 2 Donaumonitors, und wird im Frieden mit 5800, im Kriege aber mit 11,500 Matrosen bemannt. Die Handelsmarine beschäftigt 7100 Segler, gegen 80 Dampfer langer Fahrt und eine große Zahl von Küstenfahrern (2000) und Fischerbarken. Eine hervorragende Rolle spielt der österreichische „Lloyd“ in Triest, dessen 70 Dampfschiffe — anerkannt die best-eingerichteten im Oriente — auf 18 Linien 9686 Seemeilen und die wichtigsten Routen der Levante befahren.

Wenden wir uns nun zunächst den Ländern der westlichen Reichshälfte zu, so besteht dieselbe aus 18 Kronländern, welche alle ihre verschiedenen historischen Titel (Herzogthum, Grafschaft u. s. w.) fortführen, und in weitem



Kranze die compact beisammen liegenden Staaten der ungarischen Krone umgeben. So liegt das Herzogthum Bukowina der „westlichen“ Reichshälfte im äußersten O. der Monarchie, und das Königreich Dalmatien ist von ersterer gar durch ungarisches Gebiet völlig abgetrennt.

Diese 18 Kronländer, mit deren Aufzählung wir diesmal den freundlichen Leser nicht verschonen können, sind: 1) das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns; 2) das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns; 3) das Herzogthum Salzburg; 4) das Herzogthum Steiermark; 5) das Herzogthum Kärnten; 6) das Herzogthum Krain; 7) die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska; 8) das Gebiet der reichsunmittelbaren Stadt Triest; 9) die Markgrafschaft Istrien; diese drei letzteren werden zusammen als das „Küstenland“ bezeichnet und bilden mit Kärnten und Krain die illyrischen Provinzen oder Illyrien; 10) die gefürstete Grafschaft Tyrol mit 11) dem Lande Vorarlberg; 12) das Königreich Böhmen; 13) die Markgrafschaft Mähren; 14) das Herzogthum Schlesien; 15) das Königreich Galizien und Lodomerien; 16) das Großherzogthum Krakau; 17) das Herzogthum Bukowina; 18) das Königreich Dalmatien. Nur den Kern dieser Länder bewohnen Deutsche, deren Zahl höchstens  $7\frac{1}{2}$  Millionen, also bloß ein Drittel von der auf 22,500,000 Köpfe zu beziffernden Gesamtbevölkerung Cisleithaniens beträgt; die anderen zwei Drittel sind fast ausschließlich Slaven, denn das bloß in S.-Tyrol compact auftretende und sonst in Triest und Dalmatien zerstreut lebende italienische Element mit seinen 560,000 und einschließlich der Ladinier und Friauler 630,000 Köpfen fällt bei der imposanten Ziffer von über 14 Millionen Slaven kaum in's Gewicht. Wir werden nunmehr die oben aufgezählten Provinzen gruppenweise betrachten und beginnen mit dem

Erzherzogthum Oesterreich, welches in das Land ob und unter der Enns, oder wie man kurz zu sagen pflegt, in Ober- und Unterösterreich geschieden wird und das Donauthal vom Inn bis zur March umfaßt. Es ist einer der fruchtbarsten Landstriche der Monarchie mit blühendem Acker- und Weinbau und in Oberösterreich auch ausgedehnter Obstkultur. In den durch herrliche Gebirgs-Scenerien ausgezeichneten Theilen der Alpen, welche den S. des Landes einnehmen, darunter das von Fremden vielbesuchte seenreiche Salzkammergut in Oberösterreich, herrscht Viehzucht und Alpenwirthschaft; im Donauthale liegen eine Reihe industriereicher Städte, und zahlreiche Fabriken tragen zum Wohlstande des unter allen Kronländern der westlichen Reichshälfte am dichtesten bevölkerten Erzherzogthums bei. Der vorwiegend katholische österreichische Volksstamm ist zwar ein deutscher, wenigstens der Sprache nach, und wohl verwandt mit den benachbarten Bayern, doch ist das Land südlich vom Donaulaufe lange von Slaven bewohnt gewesen und haben hier sehr ausgiebige Blutmischungen stattgefunden, wie auch die deutsche Sprache des Oesterreichers zahlreiche Slavismen aufgenommen hat. Außerdem sind in Unterösterreich, wenngleich in geringer Anzahl, noch thatsächlich tschechoslavische und croatische Elemente vorhanden. Der Oesterreicher ist also im eigentlichen Sinne ein Mischling, dessen deutsche Hülle von sehr jungem Datum; er unterscheidet sich auch von seinem deutschen Nachbar gründlich in

















wie die Italiener S.-Tyrol nennen, von der österreichischen Monarchie und auf Vereinigung mit Italien abzielen. Obwohl das Wälschthum der S.-Tyroler vielfach kein ursprüngliches ist und blaue Augen mit blonden Haaren oft die germanische Abkunft verrathen, so läßt sich nicht läugnen, daß der Wälsch-Tyroler den Deutsch-Tyroler in natürlichen Anlagen, an Geistesstärke, an Beweglichkeit und Regsamkeit, auch an Fleiß und Thätigkeit übertrifft. Jedenfalls hat er mehr mit dem südlichen Wesen als mit jenem der Deutsch-Tyroler gemein.

Wie Tyrol und Salzburg ist auch das Herzogthum Steiermark vorwiegend Alpenland; nur gegen O. hin verflachen sich die Berge allmählig in die ungarische Ebene. Die Bevölkerung, etwa doppelt so dicht als in den beiden genannten Kronländern, und mit Ausnahme von 7200 Protestanten fast ausschließlich katholisch, ist im N. deutsch, im S. jedoch wendisch oder slovenisch mit einigen kleineren eingesprengten deutschen Sprachinseln. Im deutschen Theile liegt die schöne stattliche Landeshauptstadt Graz mit 90,000 Einwohnern und einer Universität am Fuße rebenbepflanzter Hügel, von der Mur durchflossen, ferner die Städte Bruck a. d. Mur (3000 Einw.), Leoben (5000 Einw.) und Judenburg (3200 Einw.); in S.- oder Untersteiermark, wohl auch die wendische Mark genannt, liegt hart an der Sprachgrenze Marburg, ein Bischofssitz mit 13,000 Einw., Cilly (4000 Einw.) mit seiner Bäder-reichen Umgebung, meist warme Schwefelquellen, und an der croatischen Grenze der vielbesuchte Sauerbrunnen Rohitsch.

Mit dem Königreiche Illyrien, welches die Herzogthümer Kärnten und Krain, die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska, die reichsunmittelbare Stadt Triest mit ihrem Gebiete, dann die Markgrafschaft Istrien bilden, betreten wir eine schon vorwiegend slavische Provinz des Kaiserstaates. Nur das noch durchaus zum Alpengebiete gehörende Kärnten, ein das Drauthal einschließendes Hochgebirgsland, ist vorherrschend deutsch. Slaven wendischen Stammes finden sich hier, mit einigen Deutschen vermengt, bloß in dem südöstlich von der romantisch gelegenen Landeshauptstadt Klagenfurt (16,000 Einw.) sich zur Krainer Grenze erstreckenden Gebiete. Dagegen ist das zum großen Theile vom Karstgebirge erfüllte Krain fast durchaus von Wenden oder Slovenen bewohnt. Deutsche Sprachinseln kommen hier nur sehr sporadisch vor, doch zählt hierzu die ziemlich ausgedehnte Landschaft Gottschee an der croatischen Grenze. In der Hauptstadt Laibach (23,000 Einw.), so wie in einigen anderen Plätzen herrschen beide Idiome. Im Küstenlande finden sich gar nur mehr zwei ganz geringe deutsche Colonien in Görz am Sonzo (16,000 Einw.) und in Triest (70,000 Einw.), der schönen, zum Theil sehr regelmäßig gebauten Hafenstadt an der Adria, welche nicht bloß die bedeutendste Stadt von Illyrien, sondern auch der durch den Suezcanal

sehr an Wichtigkeit gewachsene, namhafteste Handelsplatz der Monarchie, der siegreiche Rivale des italienischen Venedig ist.

In Triest, dessen Gebiet durchaus slovenisch ist, treten an die Stelle der Slaven die Italiener, welchen wir auch sonst noch im Küstenlande begegnen. Sie bewohnen mit Vorliebe die adriatische Küste Istriens, sind aber auch in fast allen Plätzen des Inneren zu treffen; in den Niederungen am rechten Sonzo-Ufer endlich haufen Friulaner. Italienisch ist in Istrien und Triest auch die allgemeine Umgangssprache der Gebildeten. Der Rest der ländlichen Bevölkerung ist wie gesagt slavisch, zum Theile slovenisch, in Istrien aber croato-serbischen Stammes. Zu letzterem gehören auch die hinter den Italienern der Küste im W. der Halbinsel lebenden Morlaken und im NO. die armen begnüglichen Tschitschen.

Als Hauptmasse des Volksthum in Illyrien haben die Slovenen Anspruch auf eine kurze Erwähnung. Die Gesamtzahl der Slovenen dürfte etwa 1,356,000 Köpfe betragen, und zwar leben (in runden Zahlen) im venetianischen Gebiete 26,000, in Ungarn 50,000, im Küstenlande 350,000, in Kärnten 100,000, in Steiermark 380,000 und in Krain 430,000. Sie bilden somit den Berührungspunkt der drei Hauptelemente unseres Welttheiles, des slavischen mit dem germanischen und dem romanischen; sie sind dem Einflusse des Germanismus und des Italianismus ausgesetzt, haben sich aber nicht zerseken oder umbilden lassen, sondern streben naturgemäß den slavischen Keil immer weiter hineinzutreiben. Der Slovene ist gewöhnlich von hoher kräftiger Gestalt, und auch die Frauen, welche im Allgemeinen als hübsch gelten, sind meist hochgewachsene, schlanke Gestalten mit frischem, freundlichem Gesichtsausdruck. Seinen von Natur aus begünstigten Wuchs versteht der Slovene noch durch seine Tracht in das vortheilhafteste Licht zu bringen. Es gibt in Oesterreich wohl kein Land, das in Beziehung auf die Volkstrachten so reich wäre als Krain, und kaum dürfte auf einer verhältnißmäßig so geringen Landesstrecke irgendwo eine größere Mannigfaltigkeit von Trachten vorkommen, als unter den Slovenen. Allerdings beginnt auch die fleidsame Nationaltracht, sowie manche andere Volkseigenthümlichkeit, der nivellirenden Cultur zu weichen. Besonnen und ruhig ist der Bewohner Oberkrains, namentlich in einiger Entfernung von der Landeshauptstadt Laibach. Hier wird der nationale „Kampf um's Dasein“ am heftigsten gekämpft; nur nach NW. gegen die Grenze Kärntens nimmt er an Lebhaftigkeit ab. Nebst rationeller Bodenbewirthschaftung sind es auch verschiedene industrielle Beschäftigungen, insbesondere die Eisenverarbeitung, welche der Bevölkerung dieses Landestheiles hinreichenden Erwerb sichern. Der Oberkrainer ist stolz, betriebsam, intelligent; fast alle Männer von Bedeutung unter den Slovenen waren Oberkrainer. Das Leben in dieser herrlichen Natur, unter diesem geistig und körperlich gesunden Volke, ist ein frisches, erheiterndes. Der weinbauende Unterkrainer lebt in fröhlicher Genügsamkeit, mitunter leichtfertig, dahin, genießt sorglos das sichere Heute, unbekümmert um das ungewisse Morgen. Unterkrain ist die Wiege der lieblichsten Volkslieder und Märchen, doch auch dem Freunde klassischer Forschung öffnet sich ein fruchtbarer Boden für römische Archäologie. Ist hierlands der Wein gerathen, so herrscht allerorts lustiges Leben; im Gegentheile aber, klopft die Hungersnoth mit ihrer dürren Hand an die Hütten der sonst so fröhlichen Bewohner. (V. Klun. Die Slovenen, im: Ausland 1872, Nr. 11, S. 257. Nr. 12, S. 282. Nr. 14, S. 332. Nr. 20, S. 468. Nr. 23, S. 542.)

Um nicht aus dem Rahmen des südslavischen Volkskreises herauszutreten, gedenken wir an dieser Stelle des von den übrigen cisleithanischen Kronländern abgetrennten Königreiches Dalmatien, jenes schmalen, nackten und unfruchtbaren Küstenstriches an der Adria, an dessen cultureller und commercieller Hebung Oesterreich vergeblich arbeitet, so lange es sich nicht entschließt, der Türkei die für Dalmatien unerläßlichen Hinterlande Bosnien und Herzegowina abzunehmen. Deutsche gibt es hier gar nicht mehr, sondern als Vertreter der

höheren Gefittung nur Italiener, welche ausschließlich in Städten leben und den gesammten Handel in Händen haben. Sie sitzen vornehmlich in Zara (10,000 Einwo.), der Hauptstadt des Königreiches, und in den Küstenplätzen Sebenico (6200 Einwo.), Trau, Spalato (12,000 Einwo.) und Ragusa (6000 Einwo.), sowie in den Hafenorten Lesina und Curzola auf den gleichnamigen Inseln. Im Innern des Landes liegen keine namhaften Städte, hier lebt vielmehr die stark verwahrloste Bevölkerung, größtentheils aus Morlaken, im S. um die berühmten Bocche di Cattaro, aus den mit den benachbarten Ernogorzen verwandten wilden Bocchesen bestehend. Der Culturzustand des schlechtbevölkerten Landes ist in jeder Hinsicht ein sehr niedriger; nur selten kann einer lesen und schreiben.

Wer Dalmatien kennen lernen will, darf sich auf keine Küstenreise beschränken, wo allerdings die Natur mit ihrer ganzen wilden Schönheit, mit ihren wunderbaren reizenden Details in der Landschaftsscenerie und mit ihrer imponirenden Harmonie der Contouren des Gesamtbildes vor des Beschauers Blicken sich entfaltet, doch das Interessantere, die Staffage, die zahlreichen Stämme des Volkes, verloren gehen. Bereits in den nördlichen Districten Dalmatiens erhält das Leben und Treiben des Volkes ein charakteristisches Gepräge, das mit den abendländischen Sitten wenig mehr gemein hat. Der Bewohner kleidet sich orientalisches, der Fez oder der rothe, bauchige Turban sitzt auf dem schön geformten Kopfe, in dessen markirtem, wettergebräuntem Gesichte dunkle feurige Augen liegen; der grellrothe Burnus flattert um seine Schultern, und in dem breiten Gürtel hält er seine Lieblinge, den scharfen Handschar (Saumesser) und die unentbehrlichen Pistolen verwahrt. So gekleidet und ausgerüstet wandert dieser unstäte Sohn der dalmatinischen Kalkgebirge gleich dem Nomaden des O. bei Tag und Nacht, bei Frühlingsslächeln und Ungemach durch die unwirthlichen Schluchten seiner Heimath, und es vergehen lange Zeiträume, wo er Nachts kein anderes Lager kennt als den Stein unter seinem Haupte und das blaue sternbesäete Firmament über sich. „Bosnische Viehhändler mit rothem Turban, von Waffen strotzend; Morlaken im Windefrierend, mit beiden Händen die Säume ihres braunen Mantels über Gesicht und Brust zusammenhaltend; Bauern, welche mit dürren Zweigen die Heerde von Trutzhühnern vor sich her nach der Stadt treiben, während ein gleich ihnen mit Handschar, Pistole und geblütem Turban ausgerüsteter Genosse vor der Heerde einhergeht und deren Wanderlust durch Maiskörner wach erhält, die er vor sie hin auf den Weg streut; zerlumppte Schafhirten mit übelwollenden Hunden; Dorfsholaden, die sogenannten Colonisten, mit blinkendem Trombongewehr, nicht selten auch ein Gendarm mit einem gefesselten Dieb oder Räuber — das sind die gewöhnlichsten Gestalten der Straße. Nimmt man dazu noch die Croaten, welche über die Bergstraße des hohen Belebit mit ihren Gemüsekarren und Erdäpfelwagen herüberkommen, und in der Nähe der Stadt die jungen Herren, welche mit der Nachteule auf Vögel jagen, so vervollständigt sich die Anzahl dieser Figuren.“ (Heinr. Moë. Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die schwarzen Berge. Wien 1870. 8°.) Die verwildertsten unter den Stämmen Dalmatiens sind zweifellos die Bocchesen, die an Muth und Entschlossenheit, besonders als Seefahrer, alle anderen übertreffen, an Kunst und Rechtlichkeit aber hinter ihnen zurückstehen. An Grausamkeit wetteifern sie mit den Türken. Das mächtigste Hemmnis in der Entwicklung der Cultur und des Wohlstandes Dalmatiens liegt wohl in der fürchterlichen Unsicherheit, die durch den Mangel an Rechtsgefühl, durch den Hang zum Müßiggange, durch die Bosheit und Rachsucht der Einwohner, durch das herrschende Räuberunwesen erzeugt wird. Hauptursache der Verwahrlosung ist aber die grenzenlose Armuth, die sich wieder durch die schlecht belohnte Bearbeitung eines wenig ergiebigen, stark verwüsteten Bodens erklärt.





striktesten Städte des Reiches. Neben der böhmischen Capitale, Prag an der majestätischen Moldau (190,000 Einw.), einer der prächtigsten Binnenstädte Europa's, glänzt Reichenberg (22,000 Einw.) als erste Fabrikstadt, der sich Rumburg, Gablonz, Schluckenau, Braunau u. s. w. anreihen. Weber-Industrie jedweder Gattung ist es vornehmlich, welche im deutschen N.-Böhmen ihren Sitz hat, im Böhmerwalde herrscht Glasfabrikation, und im tschechischen Becken haben die Rübenzuckerfabriken und Bierbrauereien einen gewaltigen Aufschwung genommen. Pilsen (24,000 Einw.), Budweis (17,000 Einw.), Jitschin, Kladno, Pisek sind nur einige aus der Menge der nennenswerthen Orte Böhmens. Im deutschen wie im tschechischen Theile wird auch ausgebehnter Bergbau getrieben. Als weltberühmte Curorte gelten Karlsbad, Marienbad und Franzensbad. In der gesegneten Markgrafschaft Mähren steht die Landeshauptstadt Brünn (75,000 Einw.), an der Spitze der Wollenindustrie, welche auch in Nikolsburg, Jglau, Prerau, Proßnitz, Sternberg, Kremsier u. s. w. eifrig betrieben wird. Das benachbarte gleichfalls sehr gewerbtätige, in zwei getrennten Landestheilen bestehende Schlesien mit seinen beiden Hauptorten Troppau (20,000 Einw.) und Teschen (11,000 Einw.) leistet besonders in Leinen Vorzügliches.

Während die Deutschen, welche etwa zwei Fünftel der fast 5½ Mill. Einwohner Böhmens ausmachen, in einem Landstreifen fast rings herum, besonders aber im N. im ganzen Gebiete der Eger sitzen, nehmen die Tschechen die Mitte des Landes ein und wohnen über die Grenze Mährens hinaus, welch' letztere Provinz noch weit slavischer ist als Böhmen selbst. Immerhin trägt auch dieses einen deutlich erkennbaren slavischen Charakter, wenn gleich die Tschechen, als die vorgeschobenen Posten des Slaventhums gegen NW., in Sitte, Lebensweise, Einrichtung, Tracht u. s. w. vielfach deutsche Einwirkungen erkennen lassen. Aber nur oberflächliche Beobachtung kann sich zu der Behauptung versteigen, daß am Tschechen nichts mehr slavisch sei als die Sprache. Richard Andree (Tschechische Gänge. Bielefeld und Leipzig 1872. 8°. S. 253—254) zeigt den tiefgreifenden Unterschied des slavischen und des deutschen Wohnhauses, und wer Böhmen bereist hat, weiß, welch' colossaler Unterschied in der Anlage eines tschechischen und eines deutschen Dorfes ist. Es ist wahr, daß vor noch nicht allzulangen Jahren in Böhmen Vieles deutsch war, Prag für eine deutsche Stadt gelten konnte, Deutsch überall verstanden wurde. Das ist in erstaunlich kurzer Zeit anders geworden. Die Marktleute konnten bald kein Deutsch mehr verstehen, und kam man in's Land hinaus, hörte man kaum noch deutsch sprechen. „Und jetzt, nur die sächsische oder bairische Grenze muß man überschreiten, um sofort auf das tschechische Sprachmeer zu stoßen, welches sich siegreich über das ganze Böhmerland ergossen hat. Pilsen ist eine stadttschechische Stadt geworden; Prag selbst macht jetzt den Eindruck einer echtslavischen Stadt; das Deutschthum hat sich förmlich in einige Winkel flüchten müssen und ist ein fremder Gast, ein Eindringling im Volke geworden. Ein tschechisches Theater bietet dem alten deutschen Landestheater siegesbewußt ein Paroli, und in jedem Laden handelt man in der Sprache, die seit so kurzer Zeit eine so wunderbare Wiederauferstehung gefeiert hat. In Böhmen gibt es heute nur noch einige Landstriche deutscher Sprachherrschaft, wie Dünen emporragend. Prag selbst ist eine Insel des Deutschthums geworden, welche die tschechische Fluth nach und nach verzehren wird, wie die See das rothe Eiland von Helgoland.“ (Schmidt-Weissenfels in der: Frankfurter Zeitung vom 1. October 1871.) Die Erklärung für diese Erscheinung



liegt aber darin, daß Oesterreich — wie Schmidt-Weissenfels sagt — kein so deutscher Staat ist, wie er sich noch bis vor etlichen Jahren darstellen wollte. Er war künstlich dazu gemacht worden, und die jetzige Auflösung in Nationalitäten ist ein Naturproceß, den man lange unterdrückt hatte. In der That ist in der Neuzeit in Böhmen nichts tschechisch geworden, was nicht einst schon tschechisch gewesen, und das rasche Umsichgreifen der tschechischen Bewegung ist der allerschlagendste Beweis für die Irrigkeit der Behauptung, daß am Tschechen nichts mehr slavisch sei als die Sprache. Das Slavische ist eben das Ursprüngliche, und das gewesene Deutschthum ein Firniß, den die Gewalt der Umstände ihm aufpinselt. Der Schein wird nun abgestreift, das wahre Volkselement gelangt zum Durchbruch. Das Deutschthum in Oesterreich, weil eben selbst kein reines, hat nirgends, weder in Böhmen noch in Steiermark, Krain, Italien, Tyrol und Ungarn die Kraft besessen, was deutsch war so zu erhalten, geschweige denn das, was es künstlich deutsch zu machen versucht hat.

Die Slaven Mährens sind ebenfalls Tschechen und deren Verwandte; man unterscheidet: Hanaken im Marchthale an beiden Ufern ihres Nebenflusses, der Hana; Croaten (2342 Individuen); Moraken, welche südlich von den Hanaken bis an die ungarische Grenze und noch weit darüber hinaus reichen; Walachen im gebirgigen S.O.; Lechen oder Wasserpolen, die auch hauptsächlich den östlichen Theil von Oesterreich-Schlesien inne haben; endlich Moraken und Bodhoraken im ganzen westlichen Theile Mährens. (Siehe über alle diese Völkerschaften Dr. Beda Dubif's überaus werthvollen: Catalog der nationalen Hausindustrie und der Volkstrachten in Mähren. Brünn 1873. 8<sup>o</sup>.) Diese Tschechoslaven, welche ursprünglich die alleinigen Besitzer Mährens waren, bilden heute noch fast drei Viertel der Bevölkerung; von 1,997,897 Einw. sind blos etwa 530,000 Deutsche und 43,000 Juden, welche letztere, obgleich sie alle deutsch verstehen, als Semiten den Deutschen nicht beigezählt werden können. Sie leben hauptsächlich in den größeren Städten und vermehren sich sehr rasch in Mähren und in Böhmen, wie in allen slavischen Gebieten. Was den Tschechen im Allgemeinen anbelangt, so weist sein Nationalcharakter viele treffliche Seiten auf; er ist arbeitsam und überaus fleißig; tschechische Arbeiter sind nebst den Italienern in der Monarchie überall gesucht; unter allen Slaven sind die Tschechen am fortgeschrittensten und nebst den Russen die begabtesten; ohne weitere Schlüsse daraus zu ziehen, sei erwähnt, daß nach Dr. Weissbach's Messungen der Tscheche unter allen Nationen Oesterreichs den größten Schädelumfang, den größten Rauminhalt des Schädels und das schwerste Gewicht besitzt. Die tschechischen Regimenter gehören zu den besten und tapfersten der österreichischen Armee, sehr viele Staatsbeamte sind Tschechen, die sich rascher denn irgend ein Volksstamm vermehren und außerhalb ihrer engeren Heimath ein Fortkommen suchen. Bekannt ist die musikalische Begabung der Tschechen.

Die letzten Provinzen der cisleithanischen Staaten, welche uns zu betrachten erübrigt, sind das Königreich Galizien mit Lodomerien, das Großherzogthum Krakau und die Herzogthümer Zator und Auschwitz, endlich das Herzogthum Bukowina. Mit Ausnahme der nördlichen Karpathengehänge ist das ganze Gebiet Flachland und fruchtbarer Ackerboden; Feldbau ist deßhalb auch der Haupterwerb der Bevölkerung, deren Industrie gering; doch gibt es nebstbei starken Bergbau, besonders auch Salz (in Wieliczka und Bochnia), verschiedene andere Minerale und Petroleum (bei Boryslaw); im Allgemeinen jedoch ist die Wirthschaft des Landes eine ungeordnete. Nur die zwei Hauptstädte: Lemberg (Lwow) im O. mit 90,000 Einw. und Krakau (50,000 Einw.), die einstige Krönungsstadt der polnischen Könige, verdienen in baulicher Hinsicht Erwähnung und nähern sich in ihrem Aussehen westeuropäischen Städten. Alle übrigen Plätze, so bedeutend

sie mitunter in commercieller Hinsicht sein mögen, sehen alle großen Dörfern gleich. Die nennenswerthesten dieser Orte sind Przemyśl (15,000 Einw.), Brody (19,000 Einw.) eine Freihandelsstadt, Brzeżan (10,000 Einw.), Tarnopol (20,000 Einw.), Sambor (11,800 Einw.), Drohobycz (11,000 Einw.), Stanisław (15,000 Einw.), Kolomea (18,000 Einw.), Tarnob (22,000 Einw.) und Rzeszów (10,000 Einw.). Im Herzogthume Bukowina besitz die Hauptstadt Czernowitz (35,000 Einw.) mit einer 1875 gegründeten Universität einige Bedeutung.

Die vorherrschend slavische Bevölkerung zerfällt in zwei Stämme, in Polen im W., im Weichselgebiete, und in Ruthenen im O., jene polnisch redend und römisch-katholisch, diese kleinrussisch sprechend und griechisch-katholisch. Eine wahre Landplage sind die zahlreichen Juden, welche in manchen Städten besondere Viertel besitzen, wenn nicht sie gar die Mehrheit der Einwohnerschaft bilden, wie z. B. in Brody, welches 60 % Juden hat. Die meisten Juden sprechen oder verstehen deutsch und stehen auf höherer Bildungsstufe als ihre nächste Umgebung. Ausschließlich in ihren Händen ruht aller Handel und Wandel, und saugen diese „Culturträger des O.“ den Bauern wie den Großgrundbesitzer mit gleicher Gründlichkeit aus.

Die Zahl der Polen in Galizien beträgt an 2½ Millionen. Nicht mit Unrecht hat man wie die Schweden auch die Polen die Franzosen des N. genannt; unter den slavischen Völkern nehmen sie in der That eine ähnliche Stelle ein, wie die Franzosen unter den romanischen. Lebhaft und geistreich wie diese, von einer gleichen Vaterlandsliebe durchglüht, Tapferkeit, Unabhängigkeit und Freiheit als die höchsten Güter betrachtend, verbinden sie mit diesen herrlichen Eigenschaften dieselbe nationale Erregbarkeit, welche auch die Franzosen auszeichnet und beiden Völkern so verderblich geworden ist. Im Uebrigen steht die Cultur des polnischen Volkes in Galizien auf tiefer Stufe; auf dem platten Lande starret es mitunter in Unwissenheit und Schmutz, und hängt in Allem und Jedem von dem Juden ab, welcher in jedem Dorfe als Schankwirth und einziger Geschäftsmann an dem öconomischen Ruin, als Gelegenheitsmacher jeglicher Art an der sittlichen Verderbnis, endlich als Branntweinverkäufer auch an der intellectuellen Verdummung des Volkes systematisch arbeitet. (Ein wahres Zerrbild der galizischen Zustände gibt das Werk von Dr. Karl Emil Franzos: *Aus Galbasien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südbukland und Rumänien.* Leipzig 1876. 8°. 2 Bde.) — Die galizischen Ruthenen gehören dem ausgebreiteten kleinrussischen Stamme an. Ihre Anzahl beträgt ebenfalls 2½ Millionen, welche in O.-Galizien die Hauptbevölkerung bilden, sich in W.-Galizien weit über den San, ihre ursprüngliche Grenze, ausdehnen und dort das polnische Element ebenso zurückdrängen, wie in der Bukowina das rumänische und in Ungarn das magyarische. Der Name „Ruthenen“ ist durchaus unzutreffend; sie sind vielmehr unbedingt dem Sprachstamme zuzuzählen, dem auch die Großrussen nach ihrem Dialecte angehören. Diese Kleinrussen nennen sich auch selbst überall „Rusy“ und ihr Land: „Zemlja rus“. Wenn man in neuerer Zeit die Bezeichnung „Russen“ für sie in Gebrauch brachte, so ist das ein philologischer Unsinn. In den Karpathen, wo die Stämme der Stojki und Huzulen wohnen, haben die Ruthenen sich am reinsten erhalten, zeigen sie in Tracht und Sitte am meisten Altslavisches, während bei den Podolen schon der Uebergang zum Großrussen stattfindet. Die Ruthenen sind ein starker, abgehärteter Menschenschlag, kräftig, wohlgeformt, strotzend von Gesundheit, und besitzen einen lebhaften Freiheitstrieb nebst viel Selbstgefühl. Seinem Grundcharakter nach ist der Ruthene ein socialistisch-demokratischer Mensch; Adel gibt es deshalb keinen bei ihm. (Globe. XVII. Bd. S. 39—42.) — Die Bukowina zeichnet sich in ethnischer Hinsicht dadurch aus, daß es wohl wenig Länder gibt, die auf relativ kleinem Raume eine so gemischte Bevölkerung aufweisen können. Hier findet man 8 Nationalitäten (Ruthenen, Rumänen, Deutsche, Polen, Magyaren, Juden, Armenier, Tschechen) und 8 Confectionen (orientalische und katholische Griechen, Katholiken, Juden, Lutheraner,

Galviner, katholische und griechische Armenier). Den Stod der Bevölkerung bilden die Rumänen und Ruthenen.

Wir wenden uns nunmehr dem Staatsgebiet von Ungarn, d. i. der östlichen Reichshälfte zu, welche ein Areal von 323,855 □ Km. einnimmt, also dem Flächenraume nach die größere Hälfte ist, da auf Cisleithanien bloß 300,193 □ Km. entfallen. Ungarn, mit dem vollen officiellen Titel: „Die Länder der ungarischen Krone“ besteht aus: dem eigentlichen Königreiche Ungarn (Magyar Ország) mit 11,530,000, dem Großfürstenthum Siebenbürgen (Erdély Ország) mit 2,115,000, der Seestadt Fiume sammt Gebiet mit 17,900 und den Königreichen Croatien (Horvát Ország) und Slavonien (Tot Ország) mit 1,846,150 Einw. Die frühere „Militär-grenze“ ist seit 1873 „provincialisirt“, d. h. in Civilverwaltung zu den angrenzenden Civildistricten, im ungarischen Staatsgebiete „Comitate“ genannt, geschlagen worden. Administrativ sind jetzt auch Ungarn und Siebenbürgen „ein ungetheiltes Land“. Von den 15 1/2 Millionen, welche das Ungarland bewohnen (nach Keleti beträgt die juridische Gesamt-Bevölkerung bloß 15,171,357 Köpfe) gehören 5,7 Millionen dem magyarischen, d. h. einem ural-altaischen Stamme an, welcher am nächsten mit den Finnen, in weiterer Linie mit den Turkvölkern verwandt ist. An Zahl zunächst stehen der moldau-walachische oder rumänische mit 2,673,000, dann der croato-serbische Stamm mit 2,430,000 Seelen. Tschechoslawen leben dort 1,800,000, Deutsche 1,780,000, ferner: Juden 554,000, Ruthenen 456,000, Slovenen 60,000, endlich Zigeuner, Bulgaren u. s. w. (Dr. B. Kun. Das Ungarland, im: Ausland 1875, Nr. 21, S. 405—407.)

In Procenten ausgedrückt, vertheilt sich dieses Völkergemisch auf: 35,7 % Magyaren, 17,6 Rumänen, 15,9 Croato-serben, 11,6 Tschechoslawen, 11,5 Deutsche, 3,6 Juden, 3,6 Ruthenen, 0,7 Slovenen, 1 % Zigeuner, 0,9 Bulgaren, 0,1 andere Stämme. Es nimmt also der dominirende Stamm der Magyaren numerisch nur wenig mehr als ein Drittel der Gesamt-Bevölkerung ein und steht in dieser Richtung in ähnlichen Zahlenverhältnissen, wie in Cisleithanien die Deutschen, zu welchen bloß 36,2 % der Gesamtbevölkerung gehören. Den 5 1/2 Millionen Magyaren stehen in Ungarn an 4 1/4 Millionen Slaven, und den 7 1/2 Millionen Deutschen in Cisleithanien über 14 Millionen Slaven gegenüber. Die ungarischen Gelehrten haben ein sehr begreifliches Interesse daran, daß die Zahl der Magyaren möglichst groß ausfalle; Paul Hunfalvy (Ethnographie von Ungarn. Mit Zustimmung des Verfassers in's Deutsche übertragen von Prof. J. H. Schwick. Budapest 1877. 8<sup>o</sup>.) nimmt deßhalb die Schätzung von Karl Keleti an, welcher die Ziffer der Magyaren auf 6,156,421 Köpfe bestimmte. Ohne an dieser Ziffer mäkeln zu wollen, steht es fest, daß in der österreichisch-ungarischen Gesamtmonarchie es dreimal so viel Slaven als Magyaren gibt. Hunfalvy macht nun freilich darauf aufmerksam, daß den 6 Millionen Magyaren in Ungarn und Siebenbürgen mehr als sechs verschiedene Nationalitäten gegenüberstehen, wobei er natürlich nebst den Deutschen und Rumänen die Slovaken, Croaten, Serben und Ruthenen für je eine Nationalität rechnet. Hat er darin vom streng ethnographischen Standpunkte auch Recht, so ist doch nicht zu übersehen, daß diese letztgenannten vier Nationalitäten



alle slavisch und zwar zum Theil einander sehr nahe stehende sind, wie z. B. Croaten und Serben, die sogar ethnographisch nur ein Volk sind. Den Magyaren gegenüber sind diese vier in ihren Bestrebungen durchaus einig und schrumpfen also die obigen sechs eigentlich auf drei Nationalitäten zusammen. Wenn die juristische Bevölkerung in den Ländern der ungarischen Krone zusammen 15,171,357 Köpfe beträgt, so bilden die 6,156,421 Magyaren immerhin nur 40 %. Dazu kommt, daß die Magyaren sich den Slaven, insbesondere aber den Juden gegenüber nur wenig vermehren, und gegenüber diesen beiden und auch den Rumänen nicht aufkommen können. Die Magyaren gehören zur Hälfte der katholischen, zur Hälfte der protestantischen Confession, besonders der calvinischen Lehre an; nur ein geringer Bruchtheil ist lutherisch und unitarisch.

Das Schicksal der Magyaren theilen auch die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen; sie bleiben unter dem Mittel der Vermehrungsziffer zurück. Es gibt im weiten Ungarlande kaum eine Stadt, die nicht ganz oder wenigstens theilweise von Deutschen bewohnt gewesen wäre. In das ganze Innere des eigentlichen Ungarn sind die Deutschen nicht etwa dünn eingesprengt, sondern sogar weit ausgebreitet. In Slavonien, Croatien und der ehemaligen Militärgrenze sind die Deutschen bedeutend stärker vertreten als die Magyaren; sie bilden fast in allen Comitaten und Stühlen mehr als 1, in 31 mehr als 10 % der Bevölkerung; dabei sitzen sie am dichtesten in Städten, wie denn eine Anzahl der bedeutendsten Handelsstädte (z. B. Temesvár) wesentlich deutsch sind. Industrie und Handel, Wissenschaft, Presse und Theater sind im Großen und Ganzen in deutschen Händen. Man würde nicht Unrecht thun, wenn man auch noch zwei Drittel der Einwohner der Landeshauptstadt Pest und die gesammte Einwohnerschaft von Ofen, sowie jene von Preßburg zur deutschen Nationalität schlug. Die Leute verbitten sich aber diese Proceßur, denn so wichtig das deutsche Element in culturhistorischer Hinsicht ist, ebenso unwichtig, viel unwichtiger jedenfalls als das slavische, ist es in politischer Rücksicht. Ueberall in Ungarn ist nämlich das deutsche Wesen moralisch und numerisch im Sinken begriffen. Einst waren fast alle Städte Oberungarns Sitze deutschen Lebens, deutschen Gewerbleißes, deutscher Bildung; jetzt sind viele derselben zu elenden Dörfern heruntergekommen, die Bewohner haben sich zerstreut oder sind verarmt, und Magyaren oder gar Slovaken geworden. Daß es auch ruthenisirte Deutsche gibt, ist gleichfalls erwähnenswerth; jene Orte, die noch als Städte bestehen, sind fast ausgeschlossen vom Weltverkehr, ohne Industrie, ohne Wohlstand, und auch hier hat sich die deutsche Nationalität in den wenigsten Fällen behauptet. Diese Zustände werden noch um so unerfreulicher, als der Deutsche nicht bloß dem Magyaren, sondern sogar dem moralisch und intellectuell noch viel tiefer unter ihm stehenden Slovaken seine Nationalität geopfert hat. Hierzu haben theils äußere Ursachen, theils aber die dem Deutschen eigene Weichheit und Zugänglichkeit für das Fremde beigetragen. Diese Slavisirung schreitet bis heute ungehemmt weiter; der slovakischen Magd zuliebe sprechen Herr und Frau slovakisch, ja die Kinder lernen auf solche Weise das Slovakische als ihre erste Sprache, und heute ist es nicht selten, daß selbst in sonst rein deutschen Familien der Zivis die Umgangssprache die slovakische ist. Leider gehen mit der Sprache bei diesen Deutschen auch die socialen Tugenden ihrer Nationalität verloren. Die slovakisirten und insbesondere die ruthenisirten Deutschen ergeben sich neben dem Laster der Trunksucht zugleich dem der Trägheit und der Unsauberkeit. Das gerade Gegentheil beobachtet man bei den südungarischen Deutschen; hier befinden sich die nichtdeutschen Elemente den Deutschen gegenüber in beständigem Rückgange. Diesen südungarischen Deutschen sind aber die 224,289 Deutschen Siebenbürgens, die sogenannten Sachsen, nicht beizuzählen; letztere sind nicht nur in keinem Aufschwunge, sondern im Gegentheil numerisch im Niedergange begriffen, woran nicht nur die an ihnen systematisch vorgenommene Magyarisirung (Das Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn. Denkschrift aus Siebenbürgen mit Vorwort von Frz. v. Löhner. München 1874. 8°.; die Zertrümmerung des ungarischen Sachsenlandes. München 1874. 8°.), sondern auch ihre eigenen Institutionen Schuld tragen. Diese Menschen, welche altverbriefte, von mittelalterlichem Geiste durchwehte Privilegien (Der Kampf der Siebenbürger Sachsen für die Ueberreste des Feudalwesens. Budapest 1874. 8°.) genießen, ersticken sozusagen in ihrem eigenen Reichthume und erliegen einem unaufhaltbaren Vermoderungsproceß. Das große

Adergebiet war ihr Unglück. Ihre Kräfte und ihr in Privilegienbegünstigung ermatteter Geist reichten nicht aus, das Feld und die Werkstätte zu bestellen. Sie halfen sich nicht mit Vermehrung in ihren Familien, damit sie in froher Arbeit hätten gedeihen können, sondern stellten sich auf eine patricische Höhe und zogen den besitzlosen Rumänen an sich, damit er gegen Meier- und Hirtenlohn und Mitgenuß an der gemeinschaftlichen Weide Dienste thue. Sie selbst zogen sich in herrischer Stellung nach den Aemtern, nach der Pachtung und Ausnützung der Gemeindemühlen, Gemeindeschenken und Gemeindeweiden zurück, gaben aber die hundertfältigen Gebiete des kleinen und fleißigen Erwerbes in Feld und Wald dem Rumänen preis. Dem Sachsen aber, auf der Höhe einer privilegierten Existenz, erstarben die Wurzeln im Erdreich des gemeinen Lebens. (Siehe: Joh. Hing. Natur- und Culturbilder aus dem Burzenlande [Siebenbürgen]. Kronstadt 1873. 8<sup>o</sup>.) Im Kampfe um's Dasein sind die Siebenbürger Sachsen auf den Aussterbeetat gesetzt. (Siehe über dieselben: Dr. W. Wattenbach. Die Siebenbürger Sachsen. Heidelberg 1870. 8<sup>o</sup>.) So liegen bloß in S.-Ungarn die Chancen einigermaßen günstig für das Gedeihen des Deutschthums.

Anders verhält es sich mit den Slaven. Das slavische Blut liefert in Ungarn die meisten Spielarten. Die ungarischen Südslaven (Serbler), von welchen die Croaten vorwiegend griechisch-katholisch, die Serben meist griechisch-orientalisch sind, sind völlig verschieden von den N.-Slaven in den westlichen Karpathen und im O. Im W. birgt fast jede Gebirgsbildung eine besondere Race; so die Goralen in der Tatra, die den Tschechen verwandten Stämme an der mährischen Grenze; im O. dagegen repräsentirt sich die Race einfacher im ruthenischen Blute. Aber von den galizischen Ruthenen sind diese wieder in mancher Beziehung verschieden. Diese ungarischen Ruthenen (Siehe über dieselben das Werk von H. J. Vidermann: Die ungarischen Ruthenen, ihr Wohngebiet, ihr Erwerb und ihre Geschichte. Innsbruck 1868. 8<sup>o</sup>. 2 Theile.) können als die nächsten Stammverwandten der sogenannten Großrussen betrachtet werden; Sprache, Lebensweise, Körperbeschaffenheit, Sinnesart unterscheiden sie — wie man schon vor einem Jahrtausend wahrnahm — von den benachbarten Polen. Die Eintheilung der Ruthenen in Lischaken und Lemaken entbehrt jeder eigentlichen Bedeutung; wichtiger ist die Unterscheidung der ungarischen Ruthenen in die Verhovinaer und Dolischnianen. Auch hier bewährt es sich, daß die ersteren, die Hochländer, den ursprünglichen Nationaltypus am reinsten bewahrt haben, während die letzteren sogar in ihre Sprache mancherlei fremde Worte aufnahmen, statt deren der Verhovinaer nationale Ausdrücke gebraucht. Nicht unbedeutlich lassen sich noch gegenwärtig von den übrigen Dolischnianen die ruthenisirten Deutschen in der Zipß und in Sáros auscheiden. Dafür gibt es aber auch völlig entnationalisirte, nämlich slovakisirte Ruthenen im N. der Magura, und Ruthenen mit starker slovakischer Beimischung, die sogenannten Sotaken (weil sie das in der ruthenischen Sprache „so“ lautende Wörtchen wie „so“ aussprechen), auch wohl Avaken (nach dem häufigen Gebrauche der Ausrufung „ava“) oder Ceperaken (von dem Gebrauche des Wortes „ceper“ statt des ruthenischen „teperj“) genannt. Die ungarischen Ruthenen sind in kirchlicher Hinsicht dreifach gespalten; da gibt es griechisch-katholische, griechisch-unirte und Schismatiker. Im W. und O. der Karpathen, in den deutschen und slavischen Landstrichen, sind hinwieder viele Ortshafte und Städte, in denen die Racen derart sich gemischt haben, daß ein Grundton nicht mehr zu erkennen ist, man müßte denn diesen im jüdischen Elemente suchen, das am zahlreichsten in solchen gemischten Orten vertreten ist. Die Verkehrssprache ist dort immer ein verdorbenes Deutsch.

Die Slovakendistricte im nördlichen Ungarn, größtentheils der katholischen, zum geringeren Theile der protestantischen Kirche angehörend, werden als die ärmsten im ganzen Lande bezeichnet. Die unter demselben Breitengrad gelegenen ruthenischen Districte sind dagegen überreich gesegnet mit Wein und Früchten aller Art. Von diesen sanfteren S.-Abhängen der Karpathen ziehen die Bauern im Herbst schaarenweise mit großen Traubenkörben nach Galizien hinüber, wo sie die dort kümmerlich gedeihende Frucht absetzen. Westlich, der mährischen Grenze zu, in den Bergorten wohnen Slaven, die ihrem Dialect nach am meisten verwandt mit den Mähren und Tschechen sind. Wie wir sahen, dauert die Slavisirung Oberungarns fort und macht stets weitere Fortschritte, gegenüber nicht nur den Deutschen, sondern auch den Magyaren.



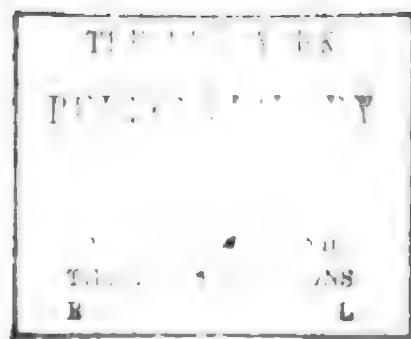
Nebst den Slaven sind die Rumänen ethnisch die gefährlichsten Feinde der Magyaren. Dieser Volksstamm besitzt in zwanzig Municipien des Landes die absolute Majorität; speciell in Siebenbürgen überwiegt er mit 7%, alle übrigen Völkerschaften des Landes. Außerhalb der Länder der ungarischen Krone wohnen die Rumänen in der Bukowina, in der Moldau und Walachei oder im heutigen Fürstenthume Rumänien und endlich auch jenseits der Donau in Serbien, Bulgarien und Makedonien, d. h. im alten Thracien und Makedonien. Es ist ein derart fruchtbares Volk, daß es mit der Abnahme der Magyaren in Siebenbürgen und in den nahen Theilen Ungarns an deren Stelle trat. Die Vermehrung der siebenbürgischen Magyaren von 1770—1850 beträgt 112,15%, die der Rumänen aber 123,12%, indeß die Deutschen nur eine Zunahme von 45% aufweisen. Die Rumänen gehören theils der griechisch-katholischen, theils der griechisch-orientalischen Religion an. Durch die allzwingende Propaganda ihrer schönen Weiber bewirken die Rumänen die Entnationalisirung vieler Slaven, während sie in S.-Ungarn, aber auch nur hier, zusehends verschwinden, wo Deutsche ihre Nachbarn sind.

Nebst den schon erwähnten Nationalitäten erscheinen in geographischen Lehrbüchern häufig noch andere Racen oder nationale Gruppen in Ungarn, deren Namen auf besondere Abstammung schließen lassen könnten. So Haiduken, Jazngier und Rumanier, Panduren, Raiken, Tschakisten, Szeller u. s. f. Die Rumanier scheinen in der That einmal eine besondere Nationalität gebildet zu haben; sie bewohnen südöstlich von Buda-Pest einen Theil der großen Beckenmeter Ebene. Im 13. Jahrhundert wanderten die Jazngier und Rumanier aus der Moldau ein, und hielten in ihrem Lebensverhältniß diese nationale Bezeichnung fest. Sie sind heute derartig magyarisirt, daß der ursprünglich slavische Kern kaum noch zu erkennen ist. Die Haiduken im Haiduken-District, mit dem Hauptorte Szoboslo, sind wieder echte Magyaren, und bildeten seinerzeit eine Art Militärverband, ähnlich den Szeklern und Grenzern im O. und S. Mit dem Namen Pandur bezeichnet man keine bestimmte Race; die Panduren sind eine überlieferte Benennung aus der Feudalzeit, etwa mit dem „Landsknecht“ zu vergleichen, und noch heute heißen die löblichen Polizeidiener der verschiedenen Comitate Panduren. Die Tschakisten an der unteren Donau sind ein slavisches Grenzvolk.

Aus dieser seltsamen Mischung von Gemüthsarten und Temperamenten der verschiedenen Nationalitäten Ungarn's ragt der eigentliche Ungar, der Vollblutmagyar, hervor mit besonderen Eigenschaften. In ihm scheinen sich die Hauptlaster und Tugenden aller Stämme seines Heimathlandes zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. In Ungarn gibt es keinen ehrlicheren Bauer als den magyarischen; alle Kaufleute, alle Geschäftsleute, Handwerker, Händler aller Art haben am liebsten mit dem Magyar zu thun; der deutsche Bauer belügt und betrügt sie zehnmal im Handumdrehen, der Slovake verspricht zehnmal etwas und hält es nie, der Rumäne überlistet mit Schmeicheln, der Serbe mit einer verdächtigen Scheinbiederkeit. Der Magyar lügt nicht und betrügt nicht. Aber der Magyar ist auch am ersten bei der Hand, wenn es gilt, fremdes Gut mit Gewalt sich anzueignen; in Ungarn gibt es keinen ausgesprocheneren Freund des Vêtharenthums als den ehrlichen, magyarischen Bauer.

Wer je etwas vom ungarischen Leben gehört hat, wird sich erinnern, das Wort „Vêthar“ vernommen zu haben. Es wird bald im eigentlichen Sinne des Wortes gebraucht, und dann bedeutet es den ein ungebundenes, räuberisches Leben führenden Sohn der Puszta, bald in figürlichem Sinne, und dann bezeichnet man damit diejenigen, die sich in ihrem Benehmen der guten Sitte ent schlagen. Auch





als „armer Bursch“ (szegény legény) ist der wirkliche Véténar bekannt. Obwohl nun das Véténarenthum abnimmt, und die Zeit der Véténarenromantik zu Ende ist, so ist doch — nach glaubwürdigen Versicherungen — das Véténarenwesen in Ungarn deshalb nicht gänzlich auszurotten, weil es seinen Rückhalt durchwegs in wohlhabenden magyarischen Bauernfamilien findet. Am Tag bearbeitet der Bauer sein Feld, am Abend schwingt er sich auf sein Pferd oder setzt sich mit seinen Genossen in den Korbwagen, nimmt seine Waffen zu sich, und geht auf Raub aus. Unter dem Galgen raucht der Magyar, verstockt in orientalischem Fatalismus, ruhig seinen Tschibuk; der deutsche Räuber ist zerknirscht, oder religiös gefaßt; der Walache gibt sich wilder Verzweiflung hin; der Serbe stimmt ein Nationallied an. Fast immer sind in Ungarn mehrere Comitate, denen das Standrecht auf ein oder mehrere Jahre verliehen ist; am meisten ist dies aber bei stöckmagyarischen Districten der Fall. Die große Rohheit und Verwilberung des Volkes ist zunächst in dem Mangel an jedweder Schulbildung zu suchen, der wieder in den geographischen Verhältnissen des Landes seine Ursache hat. Die Lage der ungarischen Ortshafte bringt es nämlich mit sich, daß ein geregelter Schulunterricht nicht recht durchführbar ist, selbst wenn die Eltern wollten ihre Kinder etwas lernen lassen. Im ungarischen Tieflande entbehrt die Natur jedweden Reizes; die Monotonie der unübersehbaren Ebene, hier und da unterbrochen durch einige Bäume oder den Thurm einer fernen Ortshafte, welcher in der glühend heißen Atmosphäre zu zittern scheint, ermüdet bald das neugierige Auge des einsamen Wanderers, und die öde, lautlose Stille der Umgebung wirkt deprimirend auf seine Stimmung ein. Die Wohnungen, die „Tanyas“, sind natürlich auf dieser eintönigen Fläche weit von einander entfernt, so daß man oft weit mehr denn eine Stunde zu gehen hat, ehe man zu einer andern gelangt; sind die Wohnungen zu einer „Fuszta“ vereinigt, so ist die Ausdehnung noch immer zu groß, um die Kinder im Winter, wo der Unterricht sonst am Lande stattzufinden pflegt, in die Schule schicken zu können. Die Marktflecken und Städte hingegen haben eine immense Einwohnerzahl von 17—70,000 Seelen; eine oder zwei schlechte Schulen vermögen sonach kaum die Hälfte der schulpflichtigen Kinder zu fassen, abgesehen davon, daß der kniehohe Straßenkoth den Schulbesuch oft unmöglich macht. Uebrigens ist das Lehrpersonal selbst derart indolent, daß die Jugend unter dessen Leitung kaum etwas Rechtes zu leisten vermag. Hebt doch der ministerielle „Bericht über den Stand des ungarischen Volksschulwesens im Jahr 1870“ selbst hervor, daß im Zempliner Comitate 17 Lehrer wirken, die nicht schreiben können. Auch bleibt bei nahe die Hälfte der schulpflichtigen Kinder ohne jeglichen Unterricht. Bei einem solchen Mangel an Bildung, der sich auch in die höheren bürgerlichen Classen der Gesellschaft erstreckt, darf es niemand Wunder nehmen, wenn bis vor ganz kurzem die Industrie arg darniederlag. Der Ungar hat bis zur Stunde wenig Sinn dafür gezeigt, weil er noch nicht genöthigt war andere Erwerbsquellen zu suchen als den Ackerbau und die Viehzucht. Ja sogar der Ackerbau, der die Hauptader des magyarischen Lebens bildet, wird nur lässig betrieben. Dies tritt so recht zu Tage, wenn der magyarische Bauer sein Getreide, statt zu dreschen, durch Pferde austreten läßt, wobei eine Menge Korn im Stroh bleibt oder in den Boden getreten wird. Seit der Judenemancipation beginnt indeß die Industrie sich zu heben und es werden dadurch unerschöpfliche Quellen des Reichthums dem Lande erschlossen; freilich sind dabei die Juden das Alpha und Omega; ihre Zahl, ihr festes Zusammenhalten, ihre Rührigkeit und Gewandtheit und, mehr als dies alles, ihre Capitalmacht, geben ihnen in dem capitalarmen Lande einen Einfluß, der sich schon in ihrem sicheren selbstbewußten Auftreten äußerlich zeigt. Auch vermehren sie sich so außerordentlich, daß die karpathischen Comitate mit Juden nahezu erfüllt sind. Von 1785—1870 haben sie sich um mehr als das Siebenfache vermehrt; gegenwärtig darf man ihre Zahl in Ungarn auf 600,000 Köpfe, d. i. ein Zehntel aller Juden in Europa, schätzen. Budapest genießt die Ehre, seit der Vereinigung mit Ofen und Altöfen wohl die judenreichste Stadt in Europa zu sein. Durch Wuchergeschäfte ruiniren sie zwar den magyarischen Edelmann und den dem Trunke ergebenen magyarischen Bauer, sie sind aber dafür fast die einzigen Träger des Verkehrs, und in den unwegsamen, armen und vernachlässigten Theilen des Landes begründen sie geradezu Handel und Wandel; sie sind die Träger der Intelligenz und der Mittelpunkt des socialen Lebens. Von letzterem kann eigentlich, mit





Erörterung der höchsten Existenzfragen zur tollsten Freude der Sinnlichkeit, wie er auch oft hinabsinkt aus den behaglichsten Verhältnissen des Lebens in das tiefste Elend. (Rußland 1872, Nr. 11, S. 229—230.)

An merkwürdigen Plätzen bietet Ungarn bloß die einzige Hauptstadt Budapest an der Donau, aus der Vereinigung zweier besonderen Städte: Pest und Ofen (ung. Buda) entstanden. Diese ungarische Metropole mit ihren 280,000 Einw. ist wirklich eine glänzende Stadt, in welcher alle Verfeinerungen der Civilisation in Fülle vorhanden sind; wer durch ihre prachtvollen Straßen, über ihre schöne Brücke oder über ihre herrlichen Quais schlendert, ahnt nicht, daß er sich eigentlich in einer wahren Oase inmitten der Culturwüste befindet, denn neben Budapest verdient eigentlich keine andere Stadt des Landes Erwähnung; sie ist wahrhaftig die urbs der Römer, ganz allein die „Stadt“. Bloß aus Gewissenhaftigkeit erinnern wir, außer den sonstigen wichtigen Städten, welche wir in unserer Tabelle verzeichnen, an die Hauptstadt Croatiens und Slavoniens: Agram (20,000 Einw.) und den Freihafen Fiume (14,000 Einw.), den Haupthandelsplatz und Industrieort der croatischen Küste. In Siebenbürgen sind Klausenburg (27,000 Einw.), Maros-Básárhely (13,000 Einw.), Hermannsstadt (19,000 Einw.) und Kronstadt (28,000 Einw.), der vorzüglichste Handelsort, die namhaftesten Städte.

## §. 21. Das Kaiserthum Rußland.

Das ganze östliche Europa ist ein Theil des russischen Reiches und dieses ist nicht nur der größte Staat Europa's, sondern der ganzen Erde überhaupt, denn außer seinem europäischen Antheile erstreckt es sich auch noch über ganz N.-Asien, einen großen Theil von Centralasien und das Kaukasus-Gebiet, welches wir seinem Charakter nach besser zu Asien als zu Europa rechnen. Wenn in Wirballen, der preussisch-russischen Grenzstation, die Gepäcksrevision erfolgt ist, so verläßt der Reisende den Saal „mit dem erhebenden Bewußtsein, nun in einem Reiche sich zu befinden, wo man wie in keinem zweiten der Erde (in östlicher Richtung von Wirballen aus) die Kleinigkeit von 95 geographischen Längengraden oder über 5800 Stunden wandern kann, ohne abermals einer Zollschranke zu begegnen, und seine Reisetasche erst wieder zu öffnen braucht, falls ein chinesischer Douanier an den Grenzen des Reiches

der Mitte, mit geschloßten Augen und dem malerischen Kopfe am Hinterhaupte, solches verlangen sollte". (Leublfing. Wanderungen im westlichen Rußland. S. 28.) In der That kommt die Gesamtoberfläche des russischen Reiches jener der uns zugekehrten Seite des Mondes an Ausdehnung gleich.

Dem in russischer Sprache erschienenen Werke „Die Berechnung der Oberfläche des gesammten russischen Reichs unter der Regierung Kaiser Alexander II.“, herausgegeben von F. A. Strelbizki, Oberst im Generalstab, entnehmen wir folgende interessante Details. Die Oberfläche des europäischen Rußland mit allen Binnengewässern, Inseln und dem Asowschen Meer, sowie mit den im Ural befindlichen Theilen der Gouvernements von Perm, Orenburg und Ufa, beträgt nach den genauesten Messungen  $4,373,263,1 \square \text{Werst} = 4,956,864,3 \square \text{Km.}$ , wovon jedoch Polen, Finnland und der Kaukasus ausgeschlossen sind. Diese Länder zählen  $833,462,2 \square \text{W.} = 948,497 \square \text{Km.}$  Flächeninhalt, und zwar entfallen auf Polen  $127,316,21$ , auf Finnland  $373,536,5$  und den Kaukasus  $447,644,3 \square \text{Km.}$  Somit nimmt das ganze europäische Rußland mit den Binnengewässern, Inseln und dem Asowschen Meer einen Flächenraum von  $5,208,724,6 \square \text{W.}$  oder  $5,927,632,7 \square \text{Km.}$  ein, in welcher Zahl die Inseln mit Nowaja Zemlja  $109,792$ , die Binnenseen mit  $118,308$  und das Asowsche Meer mit  $36,821,66 \square \text{Km.}$  inbegriffen sind. Wenn man jedoch das europäische Rußland in seinen natürlichen und nicht administrativen Grenzen auffaßt, also nach O. zu bis an das Uralgebirge und den Uralfluß, nach S. bis an den Kaukasus und das Schwarze Meer, so ändern sich die angegebenen Zahlen nachstehend: das feste Land mit den Binnengewässern und dem Asowschen Meer ergibt  $5,513,430$ , die Inseln  $54,653$  und die Seen  $113,483 \square \text{Km.}$

Das asiatische Rußland mit den Binnengewässern, Inseln, dem Aralsee und Kaspischen Meer umfaßt einen Flächeninhalt von  $14,158,320 \square \text{W.}$  oder  $16,112,467,8 \square \text{Km.}$ , wovon die Inseln  $129,971$ , der Aralsee und das Kaspische Meer  $476,086 \square \text{Km.}$  Rechnet man dagegen die russischen Besitzungen nach den natürlichen Grenzen Asiens, also mit dem Uralgebirge und dem Kaukasus, so beträgt der Flächeninhalt  $14,520,183,3 \square \text{W.}$  oder  $16,524,275,5 \square \text{Km.}$ , und zwar entfällt auf das feste Land mit den Binnengewässern und dem Aralsee  $15,953,382$ , auf die Inseln  $131,475,8$  und auf das Kaspische Meer  $439,445,3 \square \text{Km.}$  Man ersieht daraus, daß das asiatische Rußland beinahe dreimal so groß ist, wie das europäische, und daß der Flächeninhalt der von Rußland beherrschten Länder beinahe ein Sechstel der ganzen Erdfugel einnimmt. (Ausland 1874, Nr. 43, S. 980; vgl. auch Petermann's Geogr. Mitth. 1874, S. 231–232.) Das gesammte russische Reich in Europa und Asien hat demnach  $21,625,897 \square \text{Km.}$  Ein englischer Berechner, welcher dafür die der hier angegebenen ziemlich nahe kommende Ziffer von  $21,561,896 \square \text{Km.}$  annimmt, will dasselbe doch nur als das zweite der Größe nach betrachten, da er für das englische Reich einen Flächenraum von  $22,975,213 \square \text{Km.}$  herausrechnet. Darin sind natürlich sämtliche britische Colonien inbegriffen, welche zum Theile nur nominelle Bestandtheile des britischen Reiches sind, sich einer fast unbeschränkten Unabhängigkeit erfreuen und über den ganzen Erdball verzettelt sind, nimmermehr also zum Begriffe eines einheitlichen Reiches passen, wie es das russische thatsächlich ist.

In diesem Abschnitte wollen wir uns bloß auf das europäische Rußland beschränken, welches den wichtigsten Bestandtheil dieses Staatencolosses bildet, und dasselbe zunächst in staatlicher Hinsicht betrachten. Das russische Kaiserreich ist die einzige absolute Monarchie unseres Erdtheiles, d. h. der Kaiser, welcher den Titel Zar führt, regiert als Alleinherrscher ohne jegliche gesetzgebende oder verfassungsmäßige Factoren; er ist das weltliche und zugleich geistliche Oberhaupt des Reiches, dem als oberste Staatskörperschaften außer dem geheimen Cabinete der Reichsrath, zusammengesetzt aus den Mit-

gliedern der kaiserlichen Familie — den Großfürsten —, den Spitzen des Heeres und der Flotte, dann der Senat und die heilige Synode, nämlich die Versammlung der höchsten geistlichen Würdenträger, zur Seite oder richtiger unterstehen. Das Volk hat also, wie man sieht, keinen directen Einfluß auf die Regierung; doch würde man sehr irren, wenn man deshalb annähme, der Zar könne handeln nach seinem Belieben. Auch in Rußland findet der Volkswille, wie überall, genug Gelegenheit, zum Ausdruck zu gelangen, und ist der Zar unumschränkter Gebieter nur unter der Bedingung, daß er thue was der Volkswille erheischt. Handelt „Väterchen“ (Batjuschka) — so nennt der russische Bauer seinen Landesherrn — nicht nach diesem Willen, so lehrt die Geschichte, daß man um Mittel, den widerspenstigen Monarchen zu beseitigen, niemals verlegen war. Dieser Gesichtspunkt ist bei der Beurtheilung des russischen Absolutismus nie außer Acht zu lassen.

Den staatlichen Zwecken nach Außen dienen in erster Reihe das Heer und die Kriegsflotte, welche seit einigen Jahren eine sehr ansehnliche Ausbildung erfahren haben.

Das russische Heer besteht jetzt, nachdem seit 1. Januar 1874 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, aus der activen Armee, deren Reserve, den Kasaken (syr. Kosaken), Fremdvölkern und der Reichswehr. Die Dienstpflicht dauert vom 20. bis 40. Jahre, mit 15jähriger Dienstzeit im Heere (6 Jahre active Armee, 9 Jahre Reserve); hierauf Uebertritt in die Reichswehr, welche die Ausgebildeten und Freigelosten umfaßt, aber nicht im Frieden organisiert ist; ihre 4 jüngsten Jahrgänge können indeß zur Completirung des stehenden Heeres beigezogen werden, wenn dessen Reserve nicht ausreicht, während die zweite Kategorie der älteren Jahrgänge nur unter außerordentlichen Verhältnissen durch kaiserliches Manifest aufgeboden wird. Doch ist die stricte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht selbst bei einer Friedensstärke des Heeres von 780,000 Mann nicht möglich, da immer nur jährlich an 150,000—200,000 Recruten eingestellt werden können, während das gesammte Recrutencontingent 6—700,000 Mann jährlich betragen dürfte. Ausgedehnte Begünstigungen für gewisse Bildungsgrade durch sehr kurzen Freiwilligendienst sollen einen Kern von Reserve-Offizieren schaffen. Die russische Feldarmee zählt 12 Garde-, 16 Grenadier-, 164 Linieninfanterieregimenter, bei der Garde zu 4, bei den übrigen Regimentern zu 3 Bataillonen, mithin 492 Bataillone zu ca. 1000 Mann, 28 Schützenbataillone zu ca. 900 Mann, im Ganzen 517,200 Mann Infanterie. An Reiterei: 10 Garde- (4 Kürassier-, 2 Husaren-, 2 Uhlanen-, 2 Dragonerregimenter), je 14 Husaren-, Uhlanen-, Kosaken- und 18 Dragonerregimenter zu 4 Escadronen, resp. 6 Sotnien, und 2 Garde- und 4 Don'sche Kosakenregimenter zu 6 Sotnien, im Ganzen 76 Regimenter oder 224 Escadronen und 120 Sotnien mit ca. 50,000 Mann. An Artillerie: 48 Feld-Fußartilleriebrigaden zu 6 Batterien (9pfündige, 4pfündige, Mitrailleusen), d. h. 288 Fuß- zu 8 Geschützen, 34 Cavalleriebatterien (incl. 7 Kosakenbatterien) zu 6 Geschützen, in Summa 322 Batterien mit 2508 Geschützen und ca. 60,000 Mann. An Pionniere: 15 Sappeurbataillone mit ca. 9300 Mann. Besondere Trainabtheilungen gibt es nicht, der Train gehört in Rußland stets in den Etat der Truppe. Dagegen sind noch den mobilen Streitkräften hinzuzuzählen 2 Feld-Ingenieurparks zum Transporte einer Reserve an Handwerkszeug für die Sappeurbataillone, 2 Belagerungs-Ingenieurparks, welche die zur Belagerung einer Festung bestimmten Truppen mit den nöthigen Utensilien und Geräthen zu versehen haben, und 115 Feldartillerieparks (noch nicht formirt) zur Ergänzung der Infanterie-, Cavallerie- und Artilleriemunition.



Ueber den Bestand der russischen Kriegsflotte können wir nachstehende Angaben machen: Auf allen russischen Meeren sind 29 Panzerschiffe und 196 ungepanzerte Schiffe vorhanden, welche zusammen 921 Kanonen tragen. Der Personalbestand der Flotte umfaßt 1305 Flottenofficiere (81 Admirale eingerechnet), 513 Steuerleute, 210 Artillerie- und 145 Marine-Ingenieure, 545 Ingenieur-Mechaniker, 56 Marine-Bauingenieure und 24,500 Untermilitaire (Matrosen und Soldaten). Den Meeren nach vertheilt sich die Flotte, wie folgt: Im Baltischen Meere stehen 27 Panzerschiffe und 110 ungepanzerte Dampfer, von denen 70 keine Kanonen tragen. Die 40 armirten Dampfer haben etwa 200 Kanonen, ebensoviel die Panzerschiffe, von welch' letzteren 4 noch im Bau begriffen sind. Die Flotte des Schwarzen Meeres besteht aus 2 Panzerschiffen und 29 ungepanzerten Dampfern. Ein Panzerschiff und ein ungepanzelter Dampfer sind im Bau begriffen. Die Panzerschiffe sind mit 4, die gewöhnlichen Dampfer mit 45 Kanonen armirt, 4 der letzteren haben keine Kanonen. Im Kaspiischen Meere sind 20 ungepanzerte Dampfer, von denen 1 im Bau begriffen und 9 nicht armirt sind. Die übrigen haben zusammen 45 Kanonen. Die sibirische Flottille hat 28 Dampfer, von denen 7 mit zusammen 36 Kanonen armirt sind. Die Aral-Flottille zählt 6 kleine Dampfer, von denen 5 zusammen 13 Kanonen tragen. Im Weißen Meere sind 3 Schiffe mit 4 Kanonen.

In politischer Hinsicht zerfällt das europäische Rußland in administrative Bezirke mit dem Titel „Gouvernements“, und diese hinwieder in Kreise. Die Anzahl dieser Gouvernements, deren Areal sehr verschieden ist und die ihren Namen meist von den Hauptstädten haben, beträgt, von Kaukasien abgesehen, welches die Russen indeß zu Europa zählen, im europäischen Rußland 68, von denen mehrere unter Zugrundelegung geschichtlicher oder Bevölkerungs-Verhältnisse in Gruppen mit gemeinschaftlichen Namen zusammengefaßt werden. So unterscheidet man: Großrußland, welches den bedeutendsten Theil des Reiches, den ganzen N. mit Ausschluß von Finnland, und das Herz des Staates, im Ganzen 19 Gouvernements, umfaßt und fast bis an die südrussische Steppe reicht. Hier, im Dnjepr- und Donez-Gebiete liegt Kleinrußland oder die Ukraine mit 4 Gouvernements; nordwestlich davon setzt sich Westrußland aus 8 Gouvernements zusammen, wovon drei das sogenannte Weißrußland bilden. Polen ist seit 1868 mit dem russischen Reiche vollständig verschmolzen und in 10 Gouvernements eingetheilt. Die vier Gouvernements Kur-, Liv- und Estland, dann Ingermannland oder St. Petersburg, werden unter dem Namen der baltischen oder Ostsee-Provinzen zusammengefaßt, von denen die drei ersteren oft aber, wie sich später ergeben wird, fälschlich die deutschen genannt, sich gewisser politischer Prärogative erfreuen. Eine noch viel größere Selbstständigkeit genießen die 8 Gouvernements (hier wie in Schweden Län genannt) des Großfürstenthums Finnland, welches eine eigene Landesregierung mit Volksvertretung besitzt und durch einen Vertreter des Kaisers regiert wird. Es ist kein homogener Theil des Reiches, sondern ein durchaus unabhängiger Staat mit constitutionell-monarchischer Staatsform, dessen Monarch der Kaiser von Rußland ist und

dessen Selbständigkeit sich bis auf eigenes Münzsystem und eigene Postmarken erstreckt. Im S. von Großrußland treffen wir die ehemaligen Barthümer Kasan mit 5 und Astrachan mit gleichfalls 5 Gouvernements, welchen sich längs des Schwarzen Meeres die 5 Gouvernements von Neu- oder Südrußland anreihen. Kaukasien, in 6 Gouvernements, 3 Gebiete und 3 Bezirke getheilt, bildet eine besondere Statthalterschaft. Alle weiteren Einzelheiten dieser administrativen Eintheilung möge der geneigte Leser unseren diesbezüglichen Tabellen entnehmen.

Schon diese Gruppierung der einzelnen Landestheile läßt errathen, daß das weite Reich von keiner gleichartigen Bevölkerung bewohnt werde, und in der That ist in Hinsicht auf Nationalitäten kein Staat der Erde von so verschiedenen Völkerschaften bewohnt, als Rußland, das unter seinen Bevölkerungselementen mehr als hundert verschiedene Stämme zählt; in seinen Grenzen werden 40 Sprachen gesprochen. So bunt auch immer dieses Völkergemisch sein mag, so herrschen doch der Zahl nach die Slaven und besonders die Großrussen in hohem Maße vor, und dadurch erscheint Rußland in viel höherem Grade geeinigt, als z. B. Oesterreich und die Türkei. Dazu kommt noch, daß der bei weitem größte Theil der 73 Millionen übersteigenden Bevölkerung (im europäischen Rußland, fast 86 im Gesamtreiche), nämlich über drei Viertel der griechisch-katholischen Kirche angehören. „Jedenfalls verbinden Sprache, Religion und Sitten das ganze russische Volk zu einem mächtigen Ganzen, innerhalb dessen nur die dialectischen Unterschiede zwischen Groß-, Weiß- und Kleinrussen zu bemerken sind. Es bleiben aber immer noch gegen 40 Millionen Großrussen von einer so großen Gleichartigkeit des Gepräges, wie sich deren wenige andere Völker zu erfreuen haben. Von den verschiedenen Elementen, die sich dem Slavischen beigemengt haben, ist beim Großrussen das Finnische, beim Weißrussen das Lithauische und beim Kleinrussen das Tatarische vorherrschend; doch sind letztere im Allgemeinen von reinerem slavischen Blute. (Petermann's Geograph. Mitth. 1877. S. 5.)

Das europäische Rußland bewohnen 34,389,871 Großrussen, 14,201,279 Kleinrussen und 3,592,057 Weißrussen, also im Ganzen 52,183,207 russische Slaven. Auf Grund der den Russen im Laufe der Geschichte zugewachsenen Beimischungen fremder ethnischer Elemente hat man in den Großrussen ein nur slavisiertes, im Grunde aber finnisches oder mongolisches, „turanisches“, also nicht arisches Volk sehen wollen, welches auf den Namen „Russen“ überhaupt keinen Anspruch habe und als „Moskowiter“ zu bezeichnen sei, eine Benennung, welche unter dem Einflusse politischer Leidenschaft in mehreren Preßorganen vor kurzem wieder beliebt geworden. Im Gegensatz zu diesen „Moskowitern“ seien die Kleinrussen oder Ruthenen echte Slaven, die wahren „Russen“. Ein F. S. Duchinski, ein politischer Flüchtling aus Kijew, war der Entdecker oder wenigstens eifrigste Verbreiter des Märchens von dem finnischen Russenvolke. In Deutschland hat sich Gottfried



Stinkel dazu hergegeben, diese Albernheit zu verbreiten, Karl Blind bemüht sich dergleichen, und auch William Pierjon (Aus Rußlands Vergangenheit. Leipzig 1870. 8°.) neigt sich derselben zu; in Frankreich sind gar namhafte Gelehrte, wie Henri Martin, Biquésnel, Guignaut und der Belgier G. de Laveleye, diesem Irrthume gefolgt. Polnische Schriftsteller haben natürlich diese ihnen sehr gelegene Theorie nach Kräften ausgebeutet und die Russen als dem Slaventhume ganz fremd hingestellt. Abgesehen aber davon, daß die meisten Russen sich in Gestalt nicht sehr von Polen und Deutschen unterscheiden, kann Niemand über den Umstand hinaus, daß Russisch und Polnisch so nahe verwandte Sprachen sind, daß diese Verwandtschaft mit Nothwendigkeit auf einen gemeinsamen Ursprung beider Völker schließen läßt. Denn die Ansicht, daß die Russen das slavische Idiom erst angenommen hätten, wird nicht nur von keinem Beweis irgend einer Art gestützt, sondern widerspricht auch der Natur der Sache. Gewiß fließt auch finnisches Blut in den Adern der Russen, wie es ja kein Volk in Europa gibt, welches in der Gegenwart noch das reine Arierthum darstellt; allein das mongolische Moskowiterthum ist eine Fabel. Diese absurde Theorie Duchinski's ist von einem seiner eigenen Landsleute, einem Kleinrussen, Prof. Kostomarow, der ihn jedoch an Wissen, Geistesstärke, und namentlich an Unvoreingenommenheit weit überragt, auf's herbste kritisiert und widerlegt worden. Kostomarow zeigt deutlich die zwischen Groß- und Kleinrussen bestehende ethnographisch-historischen Unterschiede, zugleich aber, daß sie beide Zweige eines und des nämlichen Stammes sind. In Frankreich hat der treffliche Louis Leger, einer der gründlichsten Kenner des Slaventhums, mit dem Moskowiterthum aufgeräumt. Die in den jüngsten Jahren auf dem Gebiete der Volksliteratur angestellten Forschungen haben vollends die innige Zusammengehörigkeit der Großrussen mit den übrigen arischen Nationen Europa's und den Slaven insbesondere in's hellste Licht gestellt. (Siehe darüber die Arbeiten von Afanasiw, Stchudialow, Chudinski, Rudschenko, des Deutschen Erlennwein, dann das treffliche Buch von W. R. S. Ralston. *Russian Folk Tales*. London 1873. 8°. und Alfred Rambaud. *La Russie épique. Etude sur les chansons héroïques de la Russie*. Paris 1876. 8°.) Es ergibt sich daraus, daß das russische Volk nicht nur eines der authentischsten arischen Völker ist, sondern daß es auch seinen Schatz an Ueberlieferungen und Sagen, mit denen jedes beim Austritte aus der gemeinschaftlichen Wiege bedacht war, noch besser als die meisten Völker bewahrt hat. Wer also noch ernsthaft vom Moskowiterthume der Russen spricht, huldigt einer Marotte oder ist in einer seltsamen Geistesverirrung befangen. Den Stand der Frage hat mit ruhiger Mäßigkeit Prof. Robert Rösler mit folgenden Worten dargelegt, bei denen es wohl für alle Zeiten bleiben wird: „Wenn man alle störende Politik und die Leidenschaften derer, welchen ein Finne oder Tatar und Mongole ein verabscheuungswürdiges Wesen ist, so daß die Vermischung eines Slaven mit demselben die traurigsten Folgen nach sich ziehen muß, aus den Augen setzt, so läßt sich doch nur sagen, daß der Slavismus des russischen Volkes von N. nach S. zunimmt, in umgekehrter Richtung dagegen, sowie in der nach O. abnimmt und in dem Grade die Mischung mit fremden, meist turanischen Bestandtheilen intensiver wird. Genaue Untersuchungen der ethnischen Mischung von Gouvernement zu Gouvernement, wie sie nothwendig wären, um ein sicheres Urtheil im Einzelnen zu fällen, sind aber bisher nicht angestellt worden. Trotz mancher angestrebter Versuche derer, welche in die Ethnologie ihren Haß einfließen lassen, die Unterschiede zwischen den Kleinrussen, „den echten Slaven“, und den Großrussen, „den Turaniern und Asiaten“, recht grell zu zeichnen, ist der Unterschied zwischen den beiden Stämmen heute nicht größer, als etwa der zwischen Schwaben und Preußen. Im Volke von O.-Deutschland rollt manches Tröpfchen Slavenblut, doch hat das germanische Wesen obgesiegt, ebenso hat in Rußland das Slavische alles Fremde des Finnenthums völlig überwunden.“ (Rob. Rösler. Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau. Wien 1873. 8°. S. 52.) Zwischen Groß- und Kleinrussen besteht auch sprachlich kein großer Unterschied. „Das Russische,“ sagt ein älterer und genauer Kenner des Reiches, „zerfällt in zwei Hauptdialekte: in das Groß- und Kleinrussische. Jenes sprechen die Großrussen, die donischen und anderen Kosaken großrussischen Ursprungs, sowie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; dieses alle Kleinrussen nicht nur in dem ehemaligen Kleinrußland, sondern auch in Podolien

und in der polnischen Ukraine, die Kosaken am Schwarzen Meere, sowie alle übrigen von Kleinrussen abstammenden Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und echte Russen, in Abstammung, Sprache, Religion und Sitte; und alle Russen sind Eins durch ihre Sprache. Das Groß- und Kleinrussische ist bei weitem nicht so verschieden, wie z. B. das Ober- und Niederdeutsche. Die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes wird mächtig getragen und zusammengehalten von der Einförmigkeit des Landes, von der weit ausgedehnten, unterschiedslosen Fläche, auf welcher kein Theil sich absondern kann und Alles, Mensch und Pflanze, Thier und Boden, Wind und Wetter eine und dieselbe Uniform trägt.“ In großen Zügen sondernd, können wir also die „Russen Rußlands“ in drei Hauptfamilien theilen: die Weißrussen im N., die Kleinrussen im S. und SW. und die Großrussen in den übrigen europäischen Provinzen Rußlands. Unter diesen spielen die Großrussen die Hauptrolle; wir wollen daher mit ihnen beginnen. Der Muschik oder gemeine Mann ist gewöhnlich ein freundliches, argloses Geschöpf, absolut frei von jedem Buchwissen, abergläubisch und devot loyal. Für Generation um Generation seiner Vorväter bildete die Kirche das Bollwerk gegen jede fremde Invasion und eine Zuflucht in der

Zeit der Noth; er empfindet daher für seine Religion eine Dankbarkeit und Liebe, wie sie wohl keine andere Bevölkerung für die ihrige aufweist. Andererseits hat das Heidenthum, das vor einem Jahrtausend noch im ganzen Reiche vorherrschte, einen Einfluß zurückgelassen, der an seiner Glaubensgestaltung gar mächtig mitgemodelt und colorirt hat, ja so gewaltig, daß es manchmal nahezu unmöglich ist, die Demarcationslinie zwischen dem alten Heidenthum und dem moder-



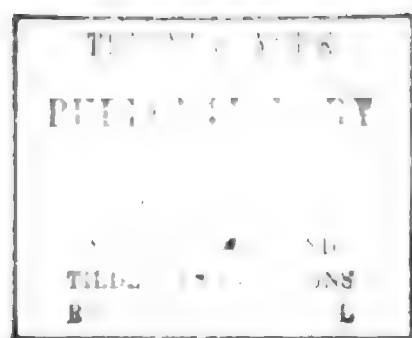
Bäuerin aus Südrussland.

nen Christenthum herauszufinden. Ebenso schwierig ist es mitunter, zwischen den guten und den schlechten Eigenschaften in der Anlage des Muschik zu unterscheiden; zu bestimmen: wo die geduldige Beharrlichkeit aufhört und der stupide Eigensinn beginnt, wo seine Tafelfröhlichkeit in widerwärtige Ausschweifung übergeht und so fort. Sein Lebenlang bleibt ihm ein gewisser kindlicher, kindischer Zug eigen; durch jede Kleinigkeit erfreut, unterhalten, selten nur ernsteren Nachdenkens fähig, schlendert er dem

Grabe zu, vielleicht niemals von einer höheren Empfindung gestachelt, niemals um persönliche Würde oder Freiheit sich bekümmern. Soll er glücklich sein, so muß er zwar freundlich, aber fest geleitet werden; er fühlt sich nur selten wohl, wenn er nicht den Einfluß seines Leitzügels empfindet. Das sind die hervorstechenden Züge des Muschik in den Städten wie auf dem flachen Lande, nur daß sich der Einfluß der Städte bei ihm zumeist noch in corumpirender Weise fühlbar macht. Da er zum Trünke geneigt und in Eigenthumsfragen gemeinhin nichts weniger als scrupulös ist, finden sich diese bösen Eigenschaften bei ihm leicht begreiflich in den Städten viel mehr entwickelt als auf dem Lande. Doch in Verbrechen sinkt er nur selten so tief, wie es bei uns ziemlich häufig vorkommt; es fehlt ihm mindestens das Raffinement. Otto Wahl (*The land of the Czar*. London 1875. 8°.), an den wir uns hier anlehnen, schildert den gebildeten Russen als „im hohen Grade intelligent und von rascher Auffassungsgabe“, doch stets in seinem Interesse launenhaft, in seinen Bestrebungen bald wieder erlahmend, zur Verschwendung geneigt. Dem Momente opfert er Alles, und ein Genuß, eine Erregung scheint ihm nie zu theuer bezahlt; abwechselnd nachsichtig und anspruchsvoll, eifrig, unentschlossen und schwankend oder auch energisch und starr, eine Mischung von Widersprüchen. Seine Fähigkeit, sich fließend in fremden Sprachen auszudrücken, entschädigt schlecht für den Mangel an Wahrhaftigkeit, den er in jeder, auch der eigenen entwickelt, so wenig als Geschmeidigkeit und ein wunderbares Adaptierungsvermögen für diesen Mangel Ersatz zu bieten vermögen. Die durch Aufhebung der Leibeigenschaft so



als „armer Burich“ (szegény legény) ist der wirkliche Bétihar bekannt. Obwohl nun das Bétiharenthum abnimmt, und die Zeit der Bétiharenromantik zu Ende ist, so ist doch — nach glaubwürdigen Versicherungen — das Bétiharenwesen in Ungarn deshalb nicht gänzlich auszurotten, weil es seinen Rückhalt durchwegs in wohlhabenden magyarischen Bauernfamilien findet. Am Tag bearbeitet der Bauer sein Feld, am Abend schwingt er sich auf sein Pferd oder setzt sich mit seinen Genossen in den Korbwagen, nimmt seine Waffen zu sich, und geht auf Raub aus. Unter dem Galgen raucht der Magyar, verstockt in orientalischem Fatalismus, ruhig seinen Tschibuk; der deutsche Räuber ist zerknirscht, oder religiös gefaßt; der Walache gibt sich wilder Verzweiflung hin; der Serbe stimmt ein Nationallied an. Fast immer sind in Ungarn mehrere Comitate, denen das Standrecht auf ein oder mehrere Jahre verliehen ist; am meisten ist dies aber bei stöckmagyarischen Districten der Fall. Die große Rohheit und Verwilderung des Volkes ist zunächst in dem Mangel an jedweder Schulbildung zu suchen, der wieder in den geographischen Verhältnissen des Landes seine Ursache hat. Die Lage der ungarischen Ortschaften bringt es nämlich mit sich, daß ein geregelter Schulunterricht nicht recht durchführbar ist, selbst wenn die Eltern wollten ihre Kinder etwas lernen lassen. Im ungarischen Tieflande entbehrt die Natur jedweden Reizes; die Monotonie der unübersehbaren Ebene, hier und da unterbrochen durch einige Bäume oder den Thurm einer fernen Ortschaft, welcher in der glühend heißen Atmosphäre zu zittern scheint, ermüdet bald das neugierige Auge des einsamen Wanderers, und die öde, lautlose Stille der Umgebung wirkt deprimirend auf seine Stimmung ein. Die Wohnungen, die „Tanyas“, sind natürlich auf dieser eintönigen Fläche weit von einander entfernt, so daß man oft weit mehr denn eine Stunde zu gehen hat, ehe man zu einer andern gelangt; sind die Wohnungen zu einer „Bulzta“ vereinigt, so ist die Ausdehnung noch immer zu groß, um die Kinder im Winter, wo der Unterricht sonst am Lande stattzufinden pflegt, in die Schule schicken zu können. Die Marktflecken und Städte hingegen haben eine immense Einwohnerzahl von 17—70,000 Seelen; eine oder zwei schlechte Schulen vermögen sonach kaum die Hälfte der schulpflichtigen Kinder zu fassen, abgesehen davon, daß der kniehohe Straßenkoth den Schulbesuch oft unmöglich macht. Uebrigens ist das Lehrpersonal selbst derart indolent, daß die Jugend unter dessen Leitung kaum etwas Rechtes zu leisten vermag. Hebt doch der ministerielle „Bericht über den Stand des ungarischen Volksschulwesens im Jahr 1870“ selbst hervor, daß im Zempliner Comitate 17 Lehrer wirken, die nicht schreiben können. Auch bleibt beinahe die Hälfte der schulpflichtigen Kinder ohne jeglichen Unterricht. Bei einem solchen Mangel an Bildung, der sich auch in die höheren bürgerlichen Classen der Gesellschaft erstreckt, darf es niemand Wunder nehmen, wenn bis vor ganz kurzem die Industrie arg darniederlag. Der Ungar hat bis zur Stunde wenig Sinn dafür gezeigt, weil er noch nicht genöthigt war andere Erwerbsquellen zu suchen als den Ackerbau und die Viehzucht. Ja sogar der Ackerbau, der die Hauptader des magyarischen Lebens bildet, wird nur läßig betrieben. Dies tritt so recht zu Tage, wenn der magyarische Bauer sein Getreide, statt zu dreschen, durch Pferde austreten läßt, wobei eine Menge Korn im Stroh bleibt oder in den Boden getreten wird. Seit der Judenemancipation beginnt indeß die Industrie sich zu heben und es werden dadurch unerschöpfliche Quellen des Reichthums dem Lande erschlossen; freilich sind dabei die Juden das Alpha und Omega; ihre Zahl, ihr festes Zusammenhalten, ihre Rührigkeit und Gewandtheit und, mehr als dies alles, ihre Capitalmacht, geben ihnen in dem capitalarmen Lande einen Einfluß, der sich schon in ihrem sicheren selbstbewußten Auftreten äußerlich zeigt. Auch vermehren sie sich so außerordentlich, daß die karpathischen Comitate mit Juden nahezu erfüllt sind. Von 1785—1870 haben sie sich um mehr als das Siebenfache vermehrt; gegenwärtig darf man ihre Zahl in Ungarn auf 600,000 Köpfe, d. i. ein Zehntel aller Juden in Europa, schätzen. Budapest genießt die Ehre, seit der Vereinigung mit Ofen und Altöfen wohl die judenreichste Stadt in Europa zu sein. Durch Wuchergeschäfte ruiniren sie zwar den magyarischen Edelmann und den dem Trunke ergebenen magyarischen Bauer, sie sind aber dafür fast die einzigen Träger des Verkehrs, und in den unwegsamen, armen und vernachlässigten Theilen des Landes begründen sie geradezu Handel und Wandel; sie sind die Träger der Intelligenz und der Mittelpunkt des socialen Lebens. Von letzterem kann eigentlich, mit





als „armer Bursch“ (szegény legény) ist der wirkliche Véténar bekannt. Obwohl nun das Véténarenthum abnimmt, und die Zeit der Véténarenromantik zu Ende ist, so ist doch — nach glaubwürdigen Versicherungen — das Véténarenwesen in Ungarn deshalb nicht gänzlich auszurotten, weil es seinen Rückhalt durchwegs in wohlhabenden magyarischen Bauernfamilien findet. Am Tag bearbeitet der Bauer sein Feld, am Abend schwingt er sich auf sein Pferd oder setzt sich mit seinen Genossen in den Korbwagen, nimmt seine Waffen zu sich, und geht auf Raub aus. Unter dem Galgen raucht der Magyar, verstockt in orientalischem Fatalismus, ruhig seinen Tschibuk; der deutsche Räuber ist zerknirscht, oder religiös gefaßt; der Walache gibt sich wilder Verzweiflung hin; der Serbe stimmt ein Nationallied an. Fast immer sind in Ungarn mehrere Comitate, denen das Standrecht auf ein oder mehrere Jahre verliehen ist; am meisten ist dies aber bei stockmagyarischen Districten der Fall. Die große Rohheit und Verwilderung des Volkes ist zunächst in dem Mangel an jedweder Schulbildung zu suchen, der wieder in den geographischen Verhältnissen des Landes seine Ursache hat. Die Lage der ungarischen Ortschaften bringt es nämlich mit sich, daß ein geregelter Schulunterricht nicht recht durchführbar ist, selbst wenn die Eltern wollten ihre Kinder etwas lernen lassen. Im ungarischen Tieflande entbehrt die Natur jedweden Reizes; die Monotonie der unübersehbaren Ebene, hier und da unterbrochen durch einige Bäume oder den Thurm einer fernen Ortschaft, welcher in der glühend heißen Atmosphäre zu zittern scheint, ermüdet bald das neugierige Auge des einsamen Wanderers, und die öde, lautlose Stille der Umgebung wirkt depressirend auf seine Stimmung ein. Die Wohnungen, die „Tanyas“, sind natürlich auf dieser eintönigen Fläche weit von einander entfernt, so daß man oft weit mehr denn eine Stunde zu gehen hat, ehe man zu einer andern gelangt; sind die Wohnungen zu einer „Buzsta“ vereinigt, so ist die Ausdehnung noch immer zu groß, um die Kinder im Winter, wo der Unterricht sonst am Lande stattzufinden pflegt, in die Schule schicken zu können. Die Marktflecken und Städte hingegen haben eine immense Einwohnerzahl von 17—70,000 Seelen; eine oder zwei schlechte Schulen vermögen sonach kaum die Hälfte der schulpflichtigen Kinder zu fassen, abgesehen davon, daß der kniehohe Strakenkoth den Schulbesuch oft unmöglich macht. Uebrigens ist das Lehrpersonal selbst derart indolent, daß die Jugend unter dessen Leitung kaum etwas Rechtes zu leisten vermag. Hebt doch der ministerielle „Bericht über den Stand des ungarischen Volksschulwesens im Jahr 1870“ selbst hervor, daß im Zempliner Comitate 17 Lehrer wirken, die nicht schreiben können. Auch bleibt beinahe die Hälfte der schulpflichtigen Kinder ohne jeglichen Unterricht. Bei einem solchen Mangel an Bildung, der sich auch in die höheren bürgerlichen Classen der Gesellschaft erstreckt, darf es niemand Wunder nehmen, wenn bis vor ganz kurzem die Industrie arg darniederlag. Der Ungar hat bis zur Stunde wenig Sinn dafür gezeigt, weil er noch nicht genöthigt war andere Erwerbsquellen zu suchen als den Ackerbau und die Viehzucht. Ja sogar der Ackerbau, der die Hauptader des magyarischen Lebens bildet, wird nur lässig betrieben. Dies tritt so recht zu Tage, wenn der magyarische Bauer sein Getreide, statt zu Dreschen, durch Pferde austreten läßt, wobei eine Menge Korn im Stroh bleibt oder in den Boden getreten wird. Seit der Judenemancipation beginnt indeß die Industrie sich zu heben und es werden dadurch unerschöpfliche Quellen des Reichthums dem Lande erschlossen; freilich sind dabei die Juden das Alpha und Omega; ihre Zahl, ihr festes Zusammenhalten, ihre Mührigkeit und Gewandtheit und, mehr als dies alles, ihre Capitalmacht, geben ihnen in dem capitalarmen Lande einen Einfluß, der sich schon in ihrem sicheren selbstbewußten Auftreten äußerlich zeigt. Auch vermehren sie sich so außerordentlich, daß die carpathischen Comitate mit Juden nahezu erfüllt sind. Von 1785—1870 haben sie sich um mehr als das Siebenfache vermehrt; gegenwärtig darf man ihre Zahl in Ungarn auf 600,000 Köpfe, d. i. ein Zehntel aller Juden in Europa, schätzen. Budapest genießt die Ehre, seit der Vereinigung mit Ofen und Altosen wohl die judenreichste Stadt in Europa zu sein. Durch Buchergeschäfte ruiniren sie zwar den magyarischen Edelmann und den dem Trunke ergebenen magyarischen Bauer, sie sind aber dafür fast die einzigen Träger des Verkehrs, und in den unwegsamen, armen und vernachlässigten Theilen des Landes begründen sie geradezu Handel und Wandel; sie sind die Träger der Intelligenz und der Mittelpunkt des socialen Lebens. Von letzterem kann eigentlich, mit



als „armer Bursch“ (szegény legény) ist der wirkliche Vétéhar bekannt. Obwohl nun das Vétéharenthum abnimmt, und die Zeit der Vétéharenromantik zu Ende ist, so ist doch — nach glaubwürdigen Versicherungen — das Vétéharenwesen in Ungarn deshalb nicht gänzlich auszurotten, weil es seinen Rückhalt durchwegs in wohlhabenden magnarischen Bauernfamilien findet. Am Tag bearbeitet der Bauer sein Feld, am Abend schwingt er sich auf sein Pferd oder setzt sich mit seinen Genossen in den Korbwagen, nimmt seine Waffen zu sich, und geht auf Raub aus. Unter dem Galgen raucht der Magnar, verstockt in orientalischem Fatalismus, ruhig seinen Tschibuk; der deutsche Räuber ist zerknirscht, oder religiös gefaßt; der Walache gibt sich wilder Verzweiflung hin; der Serbe stimmt ein Nationallied an. Fast immer sind in Ungarn mehrere Comitate, denen das Standrecht auf ein oder mehrere Jahre verliehen ist; am meisten ist dies aber bei stockmagnarischen Districten der Fall. Die große Rohheit und Verwilderung des Volkes ist zunächst in dem Mangel an jedweder Schulbildung zu suchen, der wieder in den geographischen Verhältnissen des Landes seine Ursache hat. Die Lage der ungarischen Ortschaften bringt es nämlich mit sich, daß ein geregelter Schulunterricht nicht recht durchführbar ist, selbst wenn die Eltern wollten ihre Kinder etwas lernen lassen. Im ungarischen Tieflande entbehrt die Natur jedweden Reizes; die Monotonie der unübersehbaren Ebene, hier und da unterbrochen durch einige Bäume oder den Thurm einer fernen Ortschaft, welcher in der glühend heißen Atmosphäre zu zittern scheint, ermüdet bald das neugierige Auge des einsamen Wanderers, und die öde, lautlose Stille der Umgebung wirkt deprimirend auf seine Stimmung ein. Die Wohnungen, die „Tanyas“, sind natürlich auf dieser eintönigen Fläche weit von einander entfernt, so daß man oft weit mehr denn eine Stunde zu gehen hat, ehe man zu einer andern gelangt; sind die Wohnungen zu einer „Buszta“ vereinigt, so ist die Ausdehnung noch immer zu groß, um die Kinder im Winter, wo der Unterricht sonst am Lande stattzufinden pflegt, in die Schule schicken zu können. Die Marktflecken und Städte hingegen haben eine immense Einwohnerzahl von 17—70,000 Seelen; eine oder zwei schlechte Schulen vermögen sonach kaum die Hälfte der schulpflichtigen Kinder zu fassen, abgesehen davon, daß der kniehohe Straßenkoth den Schulbesuch oft unmöglich macht. Uebrigens ist das Lehrpersonal selbst derart indolent, daß die Jugend unter dessen Leitung kaum etwas Rechtes zu leisten vermag. Hebt doch der ministerielle „Bericht über den Stand des ungarischen Volksschulwesens im Jahr 1870“ selbst hervor, daß im Zempliner Comitate 17 Lehrer wirken, die nicht schreiben können. Auch bleibt beinahe die Hälfte der schulpflichtigen Kinder ohne jeglichen Unterricht. Bei einem solchen Mangel an Bildung, der sich auch in die höheren bürgerlichen Classen der Gesellschaft erstreckt, darf es niemand Wunder nehmen, wenn bis vor ganz kurzem die Industrie arg darniederlag. Der Ungar hat bis zur Stunde wenig Sinn dafür gezeigt, weil er noch nicht genöthigt war andere Erwerbsquellen zu suchen als den Ackerbau und die Viehzucht. Ja sogar der Ackerbau, der die Hauptader des magnarischen Lebens bildet, wird nur lässig betrieben. Dies tritt so recht zu Tage, wenn der magnarische Bauer sein Getreide, statt zu dreschen, durch Pferde austreten läßt, wobei eine Menge Korn im Stroh bleibt oder in den Boden getreten wird. Seit der Judenemancipation beginnt indeß die Industrie sich zu heben und es werden dadurch unerschöpfliche Quellen des Reichthums dem Lande erschlossen; freilich sind dabei die Juden das Alpha und Omega; ihre Zahl, ihr festes Zusammenhalten, ihre Rührigkeit und Gewandtheit und, mehr als dies alles, ihre Capitalmacht, geben ihnen in dem capitalarmen Lande einen Einfluß, der sich schon in ihrem sicheren selbstbewußten Auftreten äußerlich zeigt. Auch vermehren sie sich so außerordentlich, daß die karpathischen Comitate mit Juden nahezu erfüllt sind. Von 1785—1870 haben sie sich um mehr als das Siebenfache vermehrt; gegenwärtig darf man ihre Zahl in Ungarn auf 600,000 Köpfe, d. i. ein Zehntel aller Juden in Europa, schätzen. Budapest genießt die Ehre, seit der Vereinigung mit Ofen und AltOfen wohl die judenreichste Stadt in Europa zu sein. Durch Wuchergeschäfte ruiniren sie zwar den magnarischen Edelmann und den dem Trunke ergebenen magnarischen Bauer, sie sind aber dafür fast die einzigen Träger des Verkehrs, und in den unwegsamen, armen und vernachlässigten Theilen des Landes begründen sie geradezu Handel und Wandel; sie sind die Träger der Intelligenz und der Mittelpunkt des socialen Lebens. Von letzterem kann eigentlich, mit



Erörterung der höchsten Existenzfragen zur tollsten Freude der Sinnlichkeit, wie er auch oft hinabsinkt aus den behaglichsten Verhältnissen des Lebens in das tiefste Elend. (Ausland 1872, Nr. 11, S. 229—230.)

An merkwürdigen Plätzen bietet Ungarn bloß die einzige Hauptstadt Budapest an der Donau, aus der Vereinigung zweier besonderen Städte: Pest und Ofen (ung. Buda) entstanden. Diese ungarische Metropole mit ihren 280,000 Einw. ist wirklich eine glänzende Stadt, in welcher alle Verfeinerungen der Civilisation in Fülle vorhanden sind; wer durch ihre prachtvollen Straßen, über ihre schöne Brücke oder über ihre herrlichen Quais schlendert, ahnt nicht, daß er sich eigentlich in einer wahren Oase inmitten der Culturwüste befindet, denn neben Budapest verdient eigentlich keine andere Stadt des Landes Erwähnung; sie ist wahrhaftig die urbs der Römer, ganz allein die „Stadt“. Bloß aus Gewissenhaftigkeit erinnern wir, außer den sonstigen wichtigen Städten, welche wir in unserer Tabelle verzeichnen, an die Hauptstadt Croatiens und Slavoniens: Agram (20,000 Einw.) und den Freihafen Fiume (14,000 Einw.), den Haupthandelsplatz und Industrieort der croatischen Küste. In Siebenbürgen sind Klausenburg (27,000 Einw.), Maros-Básárhely (13,000 Einw.), Hermannsstadt (19,000 Einw.) und Kronstadt (28,000 Einw.), der vorzüglichste Handelsort, die namhaftesten Städte.

## §. 21. Das Kaiserthum Rußland.

Das ganze östliche Europa ist ein Theil des russischen Reiches und dieses ist nicht nur der größte Staat Europa's, sondern der ganzen Erde überhaupt, denn außer seinem europäischen Antheile erstreckt es sich auch noch über ganz N.-Asien, einen großen Theil von Centralasien und das Kaukasus-Gebiet, welches wir seinem Charakter nach besser zu Asien als zu Europa rechnen. Wenn in Wirballen, der preußisch-russischen Grenzstation, die Gepäckrevision erfolgt ist, so verläßt der Reisende den Saal „mit dem erhebenden Bewußtsein, nun in einem Reiche sich zu befinden, wo man wie in keinem zweiten der Erde (in östlicher Richtung von Wirballen aus) die Kleinigkeit von 95 geographischen Längengraden oder über 5800 Stunden wandern kann, ohne abermals einer Zollschranke zu begegnen, und seine Reisetasche erst wieder zu öffnen braucht, falls ein chinesischer Douanier an den Grenzen des Reiches



der Mitte, mit geschlißten Augen und dem malerischen Zopfe am Hinterhaupte, solches verlangen sollte". (Leublsing. Wanderungen im westlichen Rußland. S. 28.) In der That kommt die Gesamtoberfläche des russischen Reiches jener der uns zugekehrten Seite des Mondes an Ausdehnung gleich.

Dem in russischer Sprache erschienenen Werke „Die Berechnung der Oberfläche des gesammten russischen Reichs unter der Regierung Kaiser Alexander II.“, herausgegeben von F. A. Strelbizki, Oberst im Generalstab, entnehmen wir folgende interessante Details. Die Oberfläche des europäischen Rußland mit allen Binnengewässern, Inseln und dem Asowschen Meer, sowie mit den im Ural befindlichen Theilen der Gouvernements von Perm, Orenburg und Ufa, beträgt nach den genauesten Messungen  $4,373,263,3 \square \text{Werst} = 4,956,864,3 \square \text{Km.}$ , wovon jedoch Polen, Finnland und der Kaukasus ausgeschlossen sind. Diese Länder zählen  $833,462,2 \square \text{W.} = 948,497 \square \text{Km.}$  Flächeninhalt, und zwar entfallen auf Polen  $127,316,21 \square \text{W.}$ , auf Finnland  $373,536,3 \square \text{W.}$  und den Kaukasus  $447,644,3 \square \text{W.}$ . Somit nimmt das ganze europäische Rußland mit den Binnengewässern, Inseln und dem Asowschen Meer einen Flächenraum von  $5,208,724,6 \square \text{W.}$  oder  $5,927,632,7 \square \text{Km.}$  ein, in welcher Zahl die Inseln mit Nowaja Zemlja  $109,792$ , die Binnenseen mit  $118,308$  und das Asowsche Meer mit  $36,821,66 \square \text{W.}$  inbegriffen sind. Wenn man jedoch das europäische Rußland in seinen natürlichen und nicht administrativen Grenzen auffaßt, also nach O. zu bis an das Uralgebirge und den Uralfluß, nach S. bis an den Kaukasus und das Schwarze Meer, so ändern sich die angegebenen Zahlen nachstehend: das feste Land mit den Binnengewässern und dem Asowschen Meer ergibt  $5,513,430$ , die Inseln  $54,653$  und die Seen  $113,483 \square \text{W.}$

Das asiatische Rußland mit den Binnengewässern, Inseln, dem Aralsee und Kaspischen Meer umfaßt einen Flächeninhalt von  $14,158,320 \square \text{W.}$  oder  $16,112,467,8 \square \text{Km.}$ , wovon die Inseln  $129,971$ , der Aralsee und das Kaspische Meer  $476,086 \square \text{W.}$  Rechnet man dagegen die russischen Besitzungen nach den natürlichen Grenzen Asiens, also mit dem Uralgebirge und dem Kaukasus, so beträgt der Flächeninhalt  $14,520,183,3 \square \text{W.}$  oder  $16,524,275,3 \square \text{Km.}$ , und zwar entfällt auf das feste Land mit den Binnengewässern und dem Aralsee  $15,953,382$ , auf die Inseln  $131,475,8$  und auf das Kaspische Meer  $439,445,3 \square \text{W.}$  Man ersieht daraus, daß das asiatische Rußland beinahe dreimal so groß ist, wie das europäische, und daß der Flächeninhalt der von Rußland beherrschten Länder beinahe ein Sechstel der ganzen Erdoberfläche einnimmt. (Rußland 1874, Nr. 43, S. 980; vgl. auch Petermann's Geogr. Mitth. 1874, S. 231–232.) Das gesammte russische Reich in Europa und Asien hat demnach  $21,625,897 \square \text{W.}$  Ein englischer Berechner, welcher dafür die der hier angegebenen ziemlich nahe kommende Ziffer von  $21,561,896 \square \text{W.}$  annimmt, will dasselbe doch nur als das zweite der Größe nach betrachten, da er für das englische Reich einen Flächenraum von  $22,975,213 \square \text{W.}$  herausrechnet. Darin sind natürlich sämmtliche britische Colonien inbegriffen, welche zum Theile nur nominelle Bestandtheile des britischen Reiches sind, sich einer fast unbeschränkten Unabhängigkeit erfreuen und über den ganzen Erdball verzettelt sind, nimmermehr also zum Begriffe eines einheitlichen Reiches passen, wie es das russische thatsächlich ist.

In diesem Abschnitte wollen wir uns bloß auf das europäische Rußland beschränken, welches den wichtigsten Bestandtheil dieses Staatencolosses bildet, und dasselbe zunächst in staatlicher Hinsicht betrachten. Das russische Kaiserreich ist die einzige absolute Monarchie unseres Erdtheiles, d. h. der Kaiser, welcher den Titel Zar führt, regiert als Alleinherrscher ohne jegliche gesetzgebende oder verfassungsmäßige Factoren; er ist das weltliche und zugleich geistliche Oberhaupt des Reiches, dem als oberste Staatskörperschaften außer dem geheimen Cabinete der Reichsrath, zusammengesetzt aus den Mit-

gliedern der kaiserlichen Familie — den Großfürsten —, den Spitzen des Heeres und der Flotte, dann der Senat und die heilige Synode, nämlich die Versammlung der höchsten geistlichen Würdenträger, zur Seite oder richtiger unterstehen. Das Volk hat also, wie man sieht, keinen directen Einfluß auf die Regierung; doch würde man sehr irren, wenn man deshalb annähme, der Zar könne handeln nach seinem Belieben. Auch in Rußland findet der Volkswille, wie überall, genug Gelegenheit, zum Ausdruck zu gelangen, und ist der Zar unumschränkter Gebieter nur unter der Bedingung, daß er thue was der Volkswille erheischt. Handelt „Väterchen“ (Batjuschka) — so nennt der russische Bauer seinen Landesherrn — nicht nach diesem Willen, so lehrt die Geschichte, daß man um Mittel, den widerspenstigen Monarchen zu beseitigen, niemals verlegen war. Dieser Gesichtspunkt ist bei der Beurtheilung des russischen Absolutismus nie außer Acht zu lassen.

Den staatlichen Zwecken nach Außen dienen in erster Reihe das Heer und die Kriegsflotte, welche seit einigen Jahren eine sehr ansehnliche Ausbildung erfahren haben.

Das russische Heer besteht jetzt, nachdem seit 1. Januar 1874 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, aus der activen Armee, deren Reserve, den Kosaken (srr. Kosaken), Fremdvölkern und der Reichswehr. Die Dienstpflicht dauert vom 20. bis 40. Jahre, mit 15jähriger Dienstzeit im Heere (6 Jahre active Armee, 9 Jahre Reserve); hierauf Uebertritt in die Reichswehr, welche die Ausgebienten und Freigelosten umfaßt, aber nicht im Frieden organisirt ist; ihre 4 jüngsten Jahrgänge können indeß zur Completirung des stehenden Heeres beigezogen werden, wenn dessen Reserve nicht ausreicht, während die zweite Kategorie der älteren Jahrgänge nur unter außerordentlichen Verhältnissen durch kaiserliches Manifest aufgeboten wird. Doch ist die stricte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht selbst bei einer Friedensstärke des Heeres von 780,000 Mann nicht möglich, da immer nur jährlich an 150,000—200,000 Recruten eingestellt werden können, während das gesammte Recrutencontingent 6—700,000 Mann jährlich betragen dürfte. Ausgedehnte Begünstigungen für gewisse Bildungsgrade durch sehr kurzen Freiwilligendienst sollen einen Kern von Reserve-Offizieren schaffen. Die russische Feldarmee zählt 12 Garde-, 16 Grenadier-, 164 Linieninfanterieregimenter, bei der Garde zu 4, bei den übrigen Regimentern zu 3 Bataillonen, mithin 492 Bataillone zu ca. 1000 Mann, 28 Schützenbataillone zu ca. 900 Mann, im Ganzen 517,200 Mann Infanterie. An Reiterei: 10 Garde- (4 Kürassier-, 2 Hufaren-, 2 Uhlanen-, 2 Dragonerregimenter), je 14 Hufaren-, Uhlanen-, Kosaken- und 18 Dragonerregimenter zu 4 Escadronen, resp. 6 Sotnien, und 2 Garde- und 4 Don'sche Kosakenregimenter zu 6 Sotnien, im Ganzen 76 Regimenter oder 224 Escadronen und 120 Sotnien mit ca. 50,000 Mann. An Artillerie: 48 Feld-Fußartilleriebrigaden zu 6 Batterien (9pfündige, 4pfündige, Mitrailleusen), d. h. 288 Fuß- zu 8 Geschützen, 34 Cavalleriebatterien (incl. 7 Kosakenbatterien) zu 6 Geschützen, in Summa 322 Batterien mit 2508 Geschützen und ca. 60,000 Mann. An Pionniere: 15 Sappeurbataillone mit ca. 9300 Mann. Besondere Trainabtheilungen gibt es nicht, der Train gehört in Rußland stets in den Etat der Truppe. Dagegen sind noch den mobilen Streitkräften hinzuzuzählen 2 Feld-Ingenieurparcs zum Transporte einer Reserve an Handwerkszeug für die Sappeurbataillone, 2 Belagerungs-Ingenieurparcs, welche die zur Belagerung einer Festung bestimmten Truppen mit den nöthigen Utensilien und Geräthen zu versehen haben, und 115 Feld-artillerieparcs (noch nicht formirt) zur Ergänzung der Infanterie-, Cavallerie- und Artilleriemunition.

Ueber den Bestand der russischen Kriegsflotte können wir nachstehende Angaben machen: Auf allen russischen Meeren sind 29 Panzerschiffe und 196 ungepanzerte Schiffe vorhanden, welche zusammen 921 Kanonen tragen. Der Personalbestand der Flotte umfaßt 1305 Flottenofficiere (81 Admirale eingerechnet), 513 Steuerleute, 210 Artillerie- und 145 Marine-Ingenieure, 545 Ingenieur-Mechaniker, 56 Marine-Bauingenieure und 24,500 Untermilitaire (Matrosen und Soldaten). Den Meeren nach vertheilt sich die Flotte, wie folgt: Im Baltischen Meere stehen 27 Panzerschiffe und 110 ungepanzerte Dampfer, von denen 70 keine Kanonen tragen. Die 40 armirten Dampfer haben etwa 200 Kanonen, ebensoviel die Panzerschiffe, von welch' letzteren 4 noch im Bau begriffen sind. Die Flotte des Schwarzen Meeres besteht aus 2 Panzerschiffen und 29 ungepanzerten Dampfern. Ein Panzerschiff und ein ungepanzelter Dampfer sind im Bau begriffen. Die Panzerschiffe sind mit 4, die gewöhnlichen Dampfer mit 45 Kanonen armirt, 4 der letzteren haben keine Kanonen. Im Kaspischen Meere sind 20 ungepanzerte Dampfer, von denen 1 im Bau begriffen und 9 nicht armirt sind. Die übrigen haben zusammen 45 Kanonen. Die sibirische Flottille hat 28 Dampfer, von denen 7 mit zusammen 36 Kanonen armirt sind. Die Aral-Flottille zählt 6 kleine Dampfer, von denen 5 zusammen 13 Kanonen tragen. Im Weißen Meere sind 3 Schiffe mit 4 Kanonen.

In politischer Hinsicht zerfällt das europäische Rußland in administrative Bezirke mit dem Titel „Gouvernements“, und diese hintwieder in Kreise. Die Anzahl dieser Gouvernements, deren Areal sehr verschieden ist und die ihren Namen meist von den Hauptstädten haben, beträgt, von Kaukasien abgesehen, welches die Russen indeß zu Europa zählen, im europäischen Rußland 68, von denen mehrere unter Zugrundelegung geschichtlicher oder Bevölkerungs-Verhältnisse in Gruppen mit gemeinschaftlichen Namen zusammengefaßt werden. So unterscheidet man: Großrußland, welches den bedeutendsten Theil des Reiches, den ganzen N. mit Ausschluß von Finnland, und das Herz des Staates, im Ganzen 19 Gouvernements, umfaßt und fast bis an die südrussische Steppe reicht. Hier, im Dnjepr- und Donez-Gebiete liegt Kleinrußland oder die Ukraine mit 4 Gouvernements; nordwestlich davon setzt sich Westrußland aus 8 Gouvernements zusammen, wovon drei das sogenannte Weißrußland bilden. Polen ist seit 1868 mit dem russischen Reiche vollständig verschmolzen und in 10 Gouvernements eingetheilt. Die vier Gouvernements Kurland, Livland und Estland, dann Ingermannland oder St. Petersburg, werden unter dem Namen der baltischen oder Ostsee-Provinzen zusammengefaßt, von denen die drei ersteren oft aber, wie sich später ergeben wird, fälschlich die deutschen genannt, sich gewisser politischer Prärogative erfreuen. Eine noch viel größere Selbständigkeit genießen die 8 Gouvernements (hier wie in Schweden Län genannt) des Großfürstenthums Finnland, welches eine eigene Landesregierung mit Volksvertretung besitzt und durch einen Vertreter des Kaisers regiert wird. Es ist kein homogener Theil des Reiches, sondern ein durchaus unabhängiger Staat mit constitutionell-monarchischer Staatsform, dessen Monarch der Kaiser von Rußland ist und



dessen Selbständigkeit sich bis auf eigenes Münzsystem und eigene Postmarken erstreckt. Im S. von Großrußland treffen wir die ehemaligen Barthümer Kasan mit 5 und Astrachan mit gleichfalls 5 Gouvernements, welchen sich längs des Schwarzen Meeres die 5 Gouvernements von Neu- oder Südrußland anreihen. Kaukasien, in 6 Gouvernements, 3 Gebiete und 3 Bezirke getheilt, bildet eine besondere Statthalterschaft. Alle weiteren Einzelheiten dieser administrativen Einteilung möge der geneigte Leser unseren diesbezüglichen Tabellen entnehmen.

Schon diese Gruppierung der einzelnen Landestheile läßt errathen, daß das weite Reich von keiner gleichartigen Bevölkerung bewohnt werde, und in der That ist in Hinsicht auf Nationalitäten kein Staat der Erde von so verschiedenen Völkerschaften bewohnt, als Rußland, das unter seinen Bevölkerungselementen mehr als hundert verschiedene Stämme zählt; in seinen Grenzen werden 40 Sprachen gesprochen. So bunt auch immer dieses Völkergemisch sein mag, so herrschen doch der Zahl nach die Slaven und besonders die Großrussen in hohem Maße vor, und dadurch erscheint Rußland in viel höherem Grade geeinigt, als z. B. Oesterreich und die Türkei. Dazu kommt noch, daß der bei weitem größte Theil der 73 Millionen übersteigenden Bevölkerung (im europäischen Rußland, fast 86 im Gesamtreiche), nämlich über drei Viertel der griechisch-katholischen Kirche angehören. „Jedenfalls verbinden Sprache, Religion und Sitten das ganze russische Volk zu einem mächtigen Ganzen, innerhalb dessen nur die dialectischen Unterschiede zwischen Groß-, Weiß- und Kleinrussen zu bemerken sind. Es bleiben aber immer noch gegen 40 Millionen Großrussen von einer so großen Gleichartigkeit des Gepräges, wie sich deren wenige andere Völker zu erfreuen haben. Von den verschiedenen Elementen, die sich dem Slavischen beigemengt haben, ist beim Großrussen das Finnische, beim Weißrussen das Lithauische und beim Kleinrussen das Tatarische vorherrschend; doch sind letztere im Allgemeinen von reinerem slavischen Blute. (Petermann's Geograph. Mitth. 1877. S. 5.)

Das europäische Rußland bewohnen 34,389,871 Großrussen, 14,201,279 Kleinrussen und 3,592,057 Weißrussen, also im Ganzen 52,183,207 russische Slaven. Auf Grund der den Russen im Laufe der Geschichte zugewachsenen Beimischungen fremder ethnischer Elemente hat man in den Großrussen ein nur slavisiertes, im Grunde aber finnisches oder mongolisches, „turanisches“, also nicht arisches Volk sehen wollen, welches auf den Namen „Russen“ überhaupt keinen Anspruch habe und als „Moskowiter“ zu bezeichnen sei, eine Benennung, welche unter dem Einflusse politischer Leidenschaft in mehreren Preßorganen vor kurzem wieder beliebt geworden. Im Gegensatz zu diesen „Moskowitern“ seien die Kleinrussen oder Ruthenen echte Slaven, die wahren „Russen“. Ein F. S. Duchinski, ein politischer Flüchtling aus Kiew, war der Entdecker oder wenigstens eifrigste Verbreiter des Märchens von dem finnischen Russenvolke. In Deutschland hat sich Gottfried

Stinckel dazu hergegeben, diese Albernheit zu verbreiten, Karl Blind bemüht sich dergleichen, und auch William Pierjon (*Russ Rußlands Vergangenheit*. Leipzig 1870. 8°.) neigt sich derselben zu; in Frankreich sind gar namhafte Gelehrte, wie Henri Martin, Biquésnel, Guignaut und der Belgier E. de Laveleye, diesem Irrthume gefolgt. Polnische Schriftsteller haben natürlich diese ihnen sehr gelegene Theorie nach Kräften ausgebeutet und die Russen als dem Slaventhume ganz fremd hingestellt. Abgesehen aber davon, daß die meisten Russen sich in Gestalt nicht sehr von Polen und Deutschen unterscheiden, kann Niemand über den Umstand hinaus, daß Russisch und Polnisch so nahe verwandte Sprachen sind, daß diese Verwandtschaft mit Nothwendigkeit auf einen gemeinsamen Ursprung beider Völker schließen läßt. Denn die Ansicht, daß die Russen das slavische Idiom erst angenommen hätten, wird nicht nur von keinem Beweis irgend einer Art gestützt, sondern widerspricht auch der Natur der Sache. Gewiß fließt auch finnisches Blut in den Adern der Russen, wie es ja kein Volk in Europa gibt, welches in der Gegenwart noch das reine Arierthum darstellt; allein das mongolische Moskowiterthum ist eine Fabel. Diese absurde Theorie Duchinski's ist von einem seiner eigenen Landsleute, einem Kleinrussen, Prof. Kostomarow, der ihn jedoch an Wissen, Geistesstärke, und namentlich an Unvoreingenommenheit weit überragt, auf's herbeste kritisiert und widerlegt worden. Kostomarow zeigt deutlich die zwischen Groß- und Kleinrussen bestehende ethnographisch-historischen Unterschiede, zugleich aber, daß sie beide Zweige eines und des nämlichen Stammes sind. In Frankreich hat der treffliche Louis Veger, einer der gründlichsten Kenner des Slaventhums, mit dem Moskowiterwindel aufgeräumt. Die in den jüngsten Jahren auf dem Gebiete der Volksliteratur angestellten Forschungen haben vollends die innige Zusammengehörigkeit der Großrussen mit den übrigen arischen Nationen Europa's und den Slaven insbesondere in's hellste Licht gestellt. (Siehe darüber die Arbeiten von Afanasiw, Rhudiakow, Ghubinsky, Rhudschenko, des Deutschen Erlenwein, dann das treffliche Buch von W. R. S. Ralston. *Russian Folk Tales*. London 1873. 8°. und Alfred Rambaud. *La Russie épique. Etude sur les chansons héroïques de la Russie*. Paris 1876. 8°.) Es ergibt sich daraus, daß das russische Volk nicht nur eines der authentischsten arischen Völker ist, sondern daß es auch seinen Schatz an Ueberlieferungen und Sagen, mit denen jedes beim Austritte aus der gemeinschaftlichen Wiege bedacht war, noch besser als die meisten Völker bewahrt hat. Wer also noch ernsthaft vom Moskowiterthume der Russen spricht, huldigt einer Marotte oder ist in einer seltsamen Geistesverirrung befangen. Den Stand der Frage hat mit ruhiger Mäßigkeit Prof. Robert Rösler mit folgenden Worten dargelegt, bei denen es wohl für alle Zeiten bleiben wird: „Wenn man alle störende Politik und die Leidenschaften derer, welchen ein Finne oder Tatar und Mongole ein verabscheuungswürdiges Wesen ist, so daß die Vermischung eines Slaven mit demselben die traurigsten Folgen nach sich ziehen muß, aus den Augen setzt, so läßt sich doch nur sagen, daß der Slavismus des russischen Volkes von N. nach S. zunimmt, in umgekehrter Richtung dagegen, sowie in der nach O. abnimmt und in dem Grade die Mischung mit fremden, meist turanischen Bestandtheilen intensiver wird. Genaue Untersuchungen der ethnischen Mischung von Gouvernement zu Gouvernement, wie sie nothwendig wären, um ein sicheres Urtheil im Einzelnen zu fällen, sind aber bisher nicht angestellt worden. Trotz mancher angestrebter Versuche derer, welche in die Ethnologie ihren Haß einfließen lassen, die Unterschiede zwischen den Kleinrussen, „den echten Slaven“, und den Großrussen, „den Turaniern und Asiaten“, recht grell zu zeichnen, ist der Unterschied zwischen den beiden Stämmen heute nicht größer, als etwa der zwischen Schwaben und Preußen. Im Volke von O.-Deutschland rollt manches Tröpfchen Slavenblut, doch hat das germanische Wesen obgesiegt, ebenso hat in Rußland das Slavische alles Fremde des Finnenthums völlig überwunden.“ (Rob. Rösler. Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau. Wien 1873. 8°. S. 52.) Zwischen Groß- und Kleinrussen besteht auch sprachlich kein großer Unterschied. „Das Russische,“ sagt ein älterer und genauer Kenner des Reiches, „zerfällt in zwei Hauptdialekte: in das Groß- und Kleinrussische. Jenes sprechen die Großrussen, die donischen und anderen Kosaken großrussischen Ursprungs, sowie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; dieses alle Kleinrussen nicht nur in dem ehemaligen Kleinrußland, sondern auch in Podolien



und in der polnischen Ukraine, die Kosaken am Schwarzen Meere, sowie alle übrigen von Kleinrussen abstammenden Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und echte Russen, in Abstammung, Sprache, Religion und Sitte: und alle Russen sind Eins durch ihre Sprache. Das Groß- und Kleinrussische ist bei weitem nicht so verschieden, wie z. B. das Ober- und Niederdeutsche. Die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes wird mächtig getragen und zusammengehalten von der Einförmigkeit des Landes, von der weit ausgedehnten, unterschiedslosen Fläche, auf welcher kein Theil sich absondern kann und Alles, Mensch und Pflanze, Thier und Boden, Wind und Wetter eine und dieselbe Uniform trägt.“ In großen Zügen sondernd, können wir also die „Russen Rußlands“ in drei Hauptfamilien theilen: die Weißrussen im N., die Kleinrussen im S. und SW. und die Großrussen in den übrigen europäischen Provinzen Rußlands. Unter diesen spielen die Großrussen die Hauptrolle; wir wollen daher mit ihnen beginnen. Der Muschik oder gemeine Mann ist gewöhnlich ein freundliches, argloses Geschöpf, absolut frei von jedem Buchwissen, abergläubisch und devot loyal. Für Generation um Generation seiner Vorväter bildete die Kirche das Bollwerk gegen jede fremde Invasion und eine Zuflucht in der Zeit der Noth; er empfindet daher für seine Religion eine Dankbarkeit und Liebe, wie sie wohl keine andere Bevölkerung für die ihrige aufweist. Andererseits hat das Heidenthum, das vor einem Jahrtausend noch im ganzen Reiche vorherrschte, einen Einfluß zurückgelassen, der an seiner Glaubensgestaltung gar mächtig mitgemodelt und colorirt hat, ja so gewaltig, daß es manchmal nahezu unmöglich ist, die Demarcationslinie zwischen dem alten Heidenthum und dem moder-



Frau aus Südrussland.

Grabe zu, vielleicht niemals von einer höheren Empfindung gestachelt, niemals um persönliche Würde oder Freiheit sich bekümmern. Soll er glücklich sein, so muß er zwar freundlich, aber fest geleitet werden; er fühlt sich nur selten wohl, wenn er nicht den Einfluß seines Leitzügels empfindet. Das sind die hervorstechenden Züge des Muschik in den Städten wie auf dem flachen Lande, nur daß sich der Einfluß der Städte bei ihm zumeist noch in corumpirender Weise fühlbar macht. Da er zum Trünke geneigt und in Eigenthumsfragen gemeinhin nichts weniger als scrupulös ist, finden sich diese bösen Eigenschaften bei ihm leicht begreiflich in den Städten viel mehr entwickelt als auf dem Lande. Doch in Verbrechen sinkt er nur selten so tief, wie es bei uns ziemlich häufig vorkommt; es fehlt ihm mindestens das Raffinement. Otto Wahl (*The land of the Czar*. London 1875. 8°.), an den wir uns hier anlehnen, schildert den gebildeten Russen als „im hohen Grade intelligent und von rascher Auffassungsgabe“, doch stets in seinem Interesse launenhaft, in seinen Bestrebungen bald wieder erlahmend, zur Verschwendung geneigt. Dem Momente opfert er Alles, und ein Genuß, eine Erregung scheint ihm nie zu theuer bezahlt; abwechselnd nachsichtig und anspruchsvoll, eifrig, unentschlossen und schwankend oder auch energisch und starr, eine Mischung von Widersprüchen. Seine Fähigkeit, sich fließend in fremden Sprachen auszudrücken, entschädigt schlecht für den Mangel an Wahrhaftigkeit, den er in jeder, auch der eigenen entwickelt, so wenig als Geschmeidigkeit und ein wunderbares Adaptirungsvermögen für diesen Mangel Ersatz zu bieten vermögen. Die durch Aufhebung der Leibeigenschaft so

nen Christenthum herauszufinden. Ebenso schwierig ist es mitunter, zwischen den guten und den schlechten Eigenschaften in der Anlage des Muschik zu unterscheiden; zu bestimmen: wo die geduldige Beharrlichkeit aufhört und der stupide Eigensinn beginnt, wo seine Tafelfrohlichkeit in widerwärtige Ausschweifung übergeht und so fort. Sein Lebenlang bleibt ihm ein gewisser kindlicher, kindischer Zug eigen; durch jede Kleinigkeit erfreut, unterhalten, selten nur ernsteren Nachdenkens fähig, schlendert er dem

Nebst den Slaven sind die Rumänen ethnisch die gefährlichsten Feinde der Magyaren. Dieser Volksstamm besitzt in zwanzig Municipien des Landes die absolute Majorität; speciell in Siebenbürgen überwiegt er mit 7%, alle übrigen Völkerschaften des Landes. Außerhalb der Länder der ungarischen Krone wohnen die Rumänen in der Bulowina, in der Moldau und Walachei oder im heutigen Fürstenthume Rumänien und endlich auch jenseits der Donau in Serbien, Bulgarien und Rumelien, d. h. im alten Thracien und Makedonien. Es ist ein derart fruchtbares Volk, daß es mit der Abnahme der Magyaren in Siebenbürgen und in den nahen Theilen Ungarns an deren Stelle trat. Die Vermehrung der siebenbürgischen Magyaren von 1770—1850 beträgt 112,15%, die der Rumänen aber 123,12%, indeß die Deutschen nur eine Zunahme von 45% aufweisen. Die Rumänen gehören theils der griechisch-katholischen, theils der griechisch-orientalischen Religion an. Durch die allzwingende Propaganda ihrer schönen Weiber bewirken die Rumänen die Entnationalisirung vieler Slaven, während sie in S.-Ungarn, aber auch nur hier, zusehends verschwinden, wo Deutsche ihre Nachbarn sind.

Nebst den schon erwähnten Nationalitäten erscheinen in geographischen Lehrbüchern häufig noch andere Racen oder nationale Gruppen in Ungarn, deren Namen auf besondere Abstammung schließen lassen könnten. So Haiduken, Jazygier und Rumanier, Panduren, Raizen, Tschaitisten, Szekler u. s. f. Die Rumanier scheinen in der That einmal eine besondere Nationalität gebildet zu haben; sie bewohnen südöstlich von Buda-Pest einen Theil der großen Beckenmeter Ebene. Im 13. Jahrhundert wanderten die Jazygier und Rumanier aus der Moldau ein, und hielten in ihrem Lebensverhältniß diese nationale Bezeichnung fest. Sie sind heute derartig magyarisirt, daß der ursprünglich slavische Kern kaum noch zu erkennen ist. Die Haiduken im Haiduken-District, mit dem Hauptorte Szoboslo, sind wieder echte Magyaren, und bildeten seinerzeit eine Art Militärverband, ähnlich den Szeklern und Grenzern im O. und S. Mit dem Namen Pandur bezeichnet man keine bestimmte Race; die Panduren sind eine überlieferte Benennung aus der Feudalzeit, etwa mit dem „Landsknecht“ zu vergleichen, und noch heute heißen die löblichen Polizeidiener der verschiedenen Comitate Panduren. Die Tschaitisten an der unteren Donau sind ein slavisches Grenzvolk.

Aus dieser seltsamen Mischung von Gemüthsarten und Temperamenten der verschiedenen Nationalitäten Ungarn's ragt der eigentliche Ungar, der Vollblutmagyare, hervor mit besonderen Eigenschaften. In ihm scheinen sich die Hauptlaster und Tugenden aller Stämme seines Heimathlandes zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. In Ungarn gibt es keinen ehrlicheren Bauer als den magyarischen; alle Kaufleute, alle Geschäftsleute, Handwerker, Händler aller Art haben am liebsten mit dem Magyaren zu thun; der deutsche Bauer belügt und betrügt sie zehnmal im Handumdrehen, der Slovake verspricht zehnmal etwas und hält es nie, der Rumäne überlistet mit Schmeicheln, der Serbe mit einer verdächtigen Scheinbiederkeit. Der Magyar lügt nicht und betrügt nicht. Aber der Magyar ist auch am ersten bei der Hand, wenn es gilt, fremdes Gut mit Gewalt sich anzueignen; in Ungarn gibt es keinen ausgesprochenen Feind des Vötharenthums als den ehrlichen, magyarischen Bauer.

Wer je etwas vom ungarischen Leben gehört hat, wird sich erinnern, das Wort „Vétnar“ vernommen zu haben. Es wird bald im eigentlichen Sinne des Wortes gebraucht, und dann bedeutet es den ein ungebundenes, räuberisches Leben führenden Sohn der Puszta, bald in figürlichem Sinne, und dann bezeichnet man damit diejenigen, die sich in ihrem Benehmen der guten Sitte ent schlagen. Auch



Nebst den Slaven sind die Rumänen ethnisch die gefährlichsten Feinde der Magyaren. Dieser Volksstamm besitzt in zwanzig Municipien des Landes die absolute Majorität; speciell in Siebenbürgen überwiegt er mit 7% alle übrigen Völkerschaften des Landes. Außerhalb der Länder der ungarischen Krone wohnen die Rumänen in der Bukowina, in der Moldau und Walachei oder im heutigen Fürstenthume Rumänien und endlich auch jenseits der Donau in Serbien, Bulgarien und Rumelien, d. h. im alten Thracien und Makedonien. Es ist ein derart fruchtbares Volk, daß es mit der Abnahme der Magyaren in Siebenbürgen und in den nahen Theilen Ungarns an deren Stelle trat. Die Vermehrung der siebenbürgischen Magyaren von 1770—1850 beträgt 112,15%, die der Rumänen aber 123,12%, indeß die Deutschen nur eine Zunahme von 45% aufweisen. Die Rumänen gehören theils der griechisch-katholischen, theils der griechisch-orientalischen Religion an. Durch die allzwingende Propaganda ihrer schönen Weiber bewirken die Rumänen die Entnationalisirung vieler Slaven, während sie in S.-Ungarn, aber auch nur hier, zusehends verschwinden, wo Deutsche ihre Nachbarn sind.

Nebst den schon erwähnten Nationalitäten erscheinen in geographischen Lehrbüchern häufig noch andere Racen oder nationale Gruppen in Ungarn, deren Namen auf besondere Abstammung schließen lassen könnten. So Haiduken, Jazygier und Rumanier, Panduren, Raiken, Tschakisten, Szekler u. s. f. Die Rumanier scheinen in der That einmal eine besondere Nationalität gebildet zu haben; sie bewohnen südöstlich von Buda-Pest einen Theil der großen Kecskemeter Ebene. Im 13. Jahrhundert wanderten die Jazygier und Rumanier aus der Moldau ein, und hielten in ihrem Lebensverhältniß diese nationale Bezeichnung fest. Sie sind heute derartig magyarisirt, daß der ursprünglich slavische Kern kaum noch zu erkennen ist. Die Haiduken im Haiduken-District, mit dem Hauptorte Szoboslo, sind wieder echte Magyaren, und bildeten seinerzeit eine Art Militärverband, ähnlich den Szeklern und Grenzern im O. und S. Mit dem Namen Pandur bezeichnet man keine bestimmte Race; die Panduren sind eine überlieferte Benennung aus der Feudalzeit, etwa mit dem „Landsknecht“ zu vergleichen, und noch heute heißen die löblichen Polizeidiener der verschiedenen Comitate Panduren. Die Tschakisten an der unteren Donau sind ein slavisches Grenzvolk.

Aus dieser seltsamen Mischung von Gemüthsarten und Temperamenten der verschiedenen Nationalitäten Ungarn's ragt der eigentliche Ungar, der Vollblutmagyare, hervor mit besonderen Eigenschaften. In ihm scheinen sich die Hauptlaster und Tugenden aller Stämme seines Heimathlandes zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. In Ungarn gibt es keinen ehrlicheren Bauer als den magyarischen; alle Kaufleute, alle Geschäftsleute, Handwerker, Händler aller Art haben am liebsten mit dem Magyaren zu thun; der deutsche Bauer belügt und betrügt sie zehnmal im Handumdrehen, der Slovale verspricht zehnmal etwas und hält es nie, der Rumäne überlistet mit Schmeicheln, der Serbe mit einer verdächtigen Scheinbiederkeit. Der Magyar lügt nicht und betrügt nicht. Aber der Magyar ist auch am ersten bei der Hand, wenn es gilt, fremdes Gut mit Gewalt sich anzueignen; in Ungarn gibt es keinen ausgesprochenen Freund des Vêtharenthums als den ehrlichen, magyarischen Bauer.

Wer je etwas vom ungarischen Leben gehört hat, wird sich erinnern, das Wort „Vêthar“ vernommen zu haben. Es wird bald im eigentlichen Sinne des Wortes gebraucht, und dann bedeutet es den ein ungebundenes, räuberisches Leben führenden Sohn der Puszta, bald in figürlichem Sinne, und dann bezeichnet man damit diejenigen, die sich in ihrem Benehmen der guten Sitte ent schlagen. Auch





Nebst den Slaven sind die Rumänen ethnisch die gefährlichsten Feinde der Magyaren. Dieser Volksstamm besitzt in zwanzig Municipien des Landes die absolute Majorität; speciell in Siebenbürgen überwiegt er mit 7% alle übrigen Völkerschaften des Landes. Außerhalb der Länder der ungarischen Krone wohnen die Rumänen in der Bukowina, in der Moldau und Walachei oder im heutigen Fürstenthume Rumänien und endlich auch jenseits der Donau in Serbien, Bulgarien und Rumelien, d. h. im alten Thracien und Makedonien. Es ist ein derart fruchtbares Volk, daß es mit der Abnahme der Magyaren in Siebenbürgen und in den nahen Theilen Ungarns an deren Stelle trat. Die Vermehrung der siebenbürgischen Magyaren von 1770—1850 beträgt 112,15%, die der Rumänen aber 123,12%, indeß die Deutschen nur eine Zunahme von 45% aufweisen. Die Rumänen gehören theils der griechisch-katholischen, theils der griechisch-orientalischen Religion an. Durch die allzwingende Propaganda ihrer schönen Weiber bewirken die Rumänen die Entnationalisirung vieler Slaven, während sie in S.-Ungarn, aber auch nur hier, zusehends verschwinden, wo Deutsche ihre Nachbarn sind.

Nebst den schon erwähnten Nationalitäten erscheinen in geographischen Lehrbüchern häufig noch andere Racen oder nationale Gruppen in Ungarn, deren Namen auf besondere Abstammung schließen lassen könnten. So Haiduken, Jazygier und Rumanier, Panduren, Raiken, Tschakisten, Szekler u. s. f. Die Rumanier scheinen in der That einmal eine besondere Nationalität gebildet zu haben; sie bewohnen südöstlich von Buda-Pest einen Theil der großen Kecslemeter Ebene. Im 13. Jahrhundert wanderten die Jazygier und Rumanier aus der Moldau ein, und hielten in ihrem Lebensverhältniß diese nationale Bezeichnung fest. Sie sind heute derartig magyarisirt, daß der ursprünglich slavische Kern kaum noch zu erkennen ist. Die Haiduken im Haiduken-District, mit dem Hauptorte Szoboslo, sind wieder echte Magyaren, und bildeten seinerzeit eine Art Militärverband, ähnlich den Szeklern und Grenzern im O. und S. Mit dem Namen Pandur bezeichnet man keine bestimmte Race; die Panduren sind eine überlieferte Benennung aus der Feudalzeit, etwa mit dem „Landsknecht“ zu vergleichen, und noch heute heißen die löblichen Polizeidiener der verschiedenen Comitate Panduren. Die Tschakisten an der unteren Donau sind ein slavisches Grenzvolk.

Aus dieser seltsamen Mischung von Gemüthsarten und Temperamenten der verschiedenen Nationalitäten Ungarn's ragt der eigentliche Ungar, der Vollblutmagyare, hervor mit besonderen Eigenschaften. In ihm scheinen sich die Hauptlaster und Tugenden aller Stämme seines Heimathlandes zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. In Ungarn gibt es keinen ehrlicheren Bauer als den magyarischen; alle Kaufleute, alle Geschäftsleute, Handwerker, Händler aller Art haben am liebsten mit dem Magyaren zu thun; der deutsche Bauer belügt und betrügt sie zehnmal im Handumdrehen, der Slovake verspricht zehnmal etwas und hält es nie, der Rumäne überlistet mit Schmeicheln, der Serbe mit einer verdächtigen Scheinbiederkeit. Der Magyar lügt nicht und betrügt nicht. Aber der Magyar ist auch am ersten bei der Hand, wenn es gilt, fremdes Gut mit Gewalt sich anzueignen; in Ungarn gibt es keinen ausgesprochenen Freund des Vêtharenthums als den ehrlichen, magyarischen Bauer.

Wer je etwas vom ungarischen Leben gehört hat, wird sich erinnern, das Wort „Vêthar“ vernommen zu haben. Es wird bald im eigentlichen Sinne des Wortes gebraucht, und dann bedeutet es den ein ungebundenes, räuberisches Leben führenden Sohn der Puszta, bald in figürlichem Sinne, und dann bezeichnet man damit diejenigen, die sich in ihrem Benehmen der guten Sitte ent schlagen. Auch





als „armer Bursch“ (szegény legény) ist der wirkliche Pétar bekannt. Obwohl nun das Pétarenthum abnimmt, und die Zeit der Pétarenromantik zu Ende ist, so ist doch — nach glaubwürdigen Versicherungen — das Pétarenwesen in Ungarn deshalb nicht gänzlich auszurotten, weil es seinen Rückhalt durchwegs in wohlhabenden magnarischen Bauernfamilien findet. Am Tag bearbeitet der Bauer sein Feld, am Abend schwingt er sich auf sein Pferd oder setzt sich mit seinen Genossen in den Korbwagen, nimmt seine Waffen zu sich, und geht auf Raub aus. Unter dem Galgen raucht der Magyar, verstoßt in orientalischem Fatalismus, ruhig seinen Tschibuk; der deutsche Räuber ist zerknirscht, oder religiös gefaßt; der Walache gibt sich wilder Verzweiflung hin; der Serbe stimmt ein Nationallied an. Fast immer sind in Ungarn mehrere Comitate, denen das Standrecht auf ein oder mehrere Jahre verliehen ist; am meisten ist dies aber bei stöckmagnarischen Districten der Fall. Die große Rohheit und Verwilderung des Volkes ist zunächst in dem Mangel an jedweder Schulbildung zu suchen, der wieder in den geographischen Verhältnissen des Landes seine Ursache hat. Die Lage der ungarischen Ortschaften bringt es nämlich mit sich, daß ein geregelter Schulunterricht nicht recht durchführbar ist, selbst wenn die Eltern wollten ihre Kinder etwas lernen lassen. Im ungarischen Tieflande entbehrt die Natur jedweden Reizes; die Monotonie der unübersehbaren Ebene, hier und da unterbrochen durch einige Bäume oder den Thurm einer fernen Ortschaft, welcher in der glühend heißen Atmosphäre zu zittern scheint, ermüdet bald das neugierige Auge des einsamen Wanderers, und die öde, lautlose Stille der Umgebung wirkt deprimirend auf seine Stimmung ein. Die Wohnungen, die „Tanyas“, sind natürlich auf dieser eintönigen Fläche weit von einander entfernt, so daß man oft weit mehr denn eine Stunde zu gehen hat, ehe man zu einer andern gelangt; sind die Wohnungen zu einer „Bulzta“ vereinigt, so ist die Ausdehnung noch immer zu groß, um die Kinder im Winter, wo der Unterricht sonst am Lande stattzufinden pflegt, in die Schule schicken zu können. Die Marktflecken und Städte hingegen haben eine immense Einwohnerzahl von 17—70,000 Seelen; eine oder zwei schlechte Schulen vermögen sonach kaum die Hälfte der schulpflichtigen Kinder zu fassen, abgesehen davon, daß der kniehohe Straßenkoth den Schulbesuch oft unmöglich macht. Uebrigens ist das Lehrpersonal selbst derart indolent, daß die Jugend unter dessen Leitung kaum etwas Rechtes zu leisten vermag. Hebt doch der ministerielle „Bericht über den Stand des ungarischen Volksschulwesens im Jahr 1870“ selbst hervor, daß im Zempliner Comitate 17 Lehrer wirken, die nicht schreiben können. Auch bleibt beinahe die Hälfte der schulpflichtigen Kinder ohne jeglichen Unterricht. Bei einem solchen Mangel an Bildung, der sich auch in die höheren bürgerlichen Classen der Gesellschaft erstreckt, darf es niemand Wunder nehmen, wenn bis vor ganz kurzem die Industrie arg darniederlag. Der Ungar hat bis zur Stunde wenig Sinn dafür gezeigt, weil er noch nicht genöthigt war andere Erwerbsquellen zu suchen als den Ackerbau und die Viehzucht. Ja sogar der Ackerbau, der die Hauptader des magnarischen Lebens bildet, wird nur lässig betrieben. Dies tritt so recht zu Tage, wenn der magnarische Bauer sein Getreide, statt zu dreschen, durch Pferde austreten läßt, wobei eine Menge Korn im Stroh bleibt oder in den Boden getreten wird. Seit der Judenemancipation beginnt indeß die Industrie sich zu heben und es werden dadurch unererschöpfliche Quellen des Reichthums dem Lande erschlossen; freilich sind dabei die Juden das Alpha und Omega; ihre Zahl, ihr festes Zusammenhalten, ihre Rührigkeit und Gewandtheit und, mehr als dies alles, ihre Capitalmacht, geben ihnen in dem capitalarmen Lande einen Einfluß, der sich schon in ihrem sicheren selbstbewußten Auftreten äußerlich zeigt. Auch vermehren sie sich so außerordentlich, daß die karpathischen Comitate mit Juden nahezu erfüllt sind. Von 1785—1870 haben sie sich um mehr als das Siebenfache vermehrt; gegenwärtig darf man ihre Zahl in Ungarn auf 600,000 Köpfe, d. i. ein Zehntel aller Juden in Europa, schätzen. Budapest genießt die Ehre, seit der Vereinigung mit Ofen und Altosen wohl die judenreichste Stadt in Europa zu sein. Durch Wuchergeschäfte ruiniren sie zwar den magnarischen Edelmann und den dem Trunke ergebenen magnarischen Bauer, sie sind aber dafür fast die einzigen Träger des Verkehrs, und in den unwegsamen, armen und vernachlässigten Theilen des Landes begründen sie geradezu Handel und Wandel; sie sind die Träger der Intelligenz und der Mittelpunkt des socialen Lebens. Von letzterem kann eigentlich, mit





Erörterung der höchsten Existenzfragen zur tollsten Freude der Sinnlichkeit, wie er auch oft hinabsinkt aus den behaglichsten Verhältnissen des Lebens in das tiefste Elend. (Ausland 1872, Nr. 11, S. 229—230.)

An merkwürdigen Plätzen bietet Ungarn bloß die einzige Hauptstadt Budapest an der Donau, aus der Vereinigung zweier besonderen Städte: Pest und Ofen (ung. Buda) entstanden. Diese ungarische Metropole mit ihren 280,000 Einw. ist wirklich eine glänzende Stadt, in welcher alle Verfeinerungen der Civilisation in Fülle vorhanden sind; wer durch ihre prachtvollen Straßen, über ihre schöne Brücke oder über ihre herrlichen Quais schlendert, ahnt nicht, daß er sich eigentlich in einer wahren Oase inmitten der Culturwüste befindet, denn neben Budapest verdient eigentlich keine andere Stadt des Landes Erwähnung; sie ist wahrhaftig die urbs der Römer, ganz allein die „Stadt“. Bloß aus Gewissenhaftigkeit erinnern wir, außer den sonstigen wichtigen Städten, welche wir in unserer Tabelle verzeichnen, an die Hauptstadt Croatiens und Slavoniens: Agram (20,000 Einw.) und den Freihafen Fiume (14,000 Einw.), den Haupthandelsplatz und Industrieort der croatischen Küste. In Siebenbürgen sind Klausenburg (27,000 Einw.), Maros-Básárhely (13,000 Einw.), Hermannsstadt (19,000 Einw.) und Kronstadt (28,000 Einw.), der vorzüglichste Handelsort, die namhaftesten Städte.

## §. 21. Das Kaiserthum Rußland.

Das ganze östliche Europa ist ein Theil des russischen Reiches und dieses ist nicht nur der größte Staat Europa's, sondern der ganzen Erde überhaupt, denn außer seinem europäischen Antheile erstreckt es sich auch noch über ganz N.-Asien, einen großen Theil von Centralasien und das Kaukasus-Gebiet, welches wir seinem Charakter nach besser zu Asien als zu Europa rechnen. Wenn in Wirballen, der preußisch-russischen Grenzstation, die Gepäcksrevision erfolgt ist, so verläßt der Reisende den Saal „mit dem erhebenden Bewußtsein, nun in einem Reiche sich zu befinden, wo man wie in keinem zweiten der Erde (in östlicher Richtung von Wirballen aus) die Kleinigkeit von 95 geographischen Längengraden oder über 5800 Stunden wandern kann, ohne abermals einer Zollschranke zu begegnen, und seine Reisetasche erst wieder zu öffnen braucht, falls ein chinesischer Douanier an den Grenzen des Reiches

der Mitte, mit geschlißten Augen und dem malerischen Zopfe am Hinterhaupte, solches verlangen sollte". (Leublfing. Wanderungen im westlichen Rußland. S. 28.) In der That kommt die Gesamtoberfläche des russischen Reiches jener der uns zugekehrten Seite des Mondes an Ausdehnung gleich.

Dem in russischer Sprache erschienenen Werke „Die Berechnung der Oberfläche des gesammten russischen Reichs unter der Regierung Kaiser Alexander II.“, herausgegeben von F. A. Strelbizki, Oberst im Generalstab, entnehmen wir folgende interessante Details. Die Oberfläche des europäischen Rußland mit allen Binnengewässern, Inseln und dem Asowschen Meer, sowie mit den im Ural befindlichen Theilen der Gouvernements von Perm, Orenburg und Ufa, beträgt nach den genauesten Messungen  $4,373,263,1 \square \text{ Werst} = 4,956,864,3 \square \text{ Km.}$ , wovon jedoch Polen, Finnland und der Kaukasus ausgeschlossen sind. Diese Länder zählen  $833,462,2 \square \text{ W.} = 948,497 \square \text{ Km.}$  Flächeninhalt, und zwar entfallen auf Polen  $127,316,11 \square \text{ W.}$ , auf Finnland  $373,536,3 \square \text{ W.}$  und den Kaukasus  $447,644,3 \square \text{ W.}$ . Somit nimmt das ganze europäische Rußland mit den Binnengewässern, Inseln und dem Asowschen Meer einen Flächenraum von  $5,208,724,6 \square \text{ W.}$  oder  $5,927,632,7 \square \text{ Km.}$  ein, in welcher Zahl die Inseln mit Nowaja Zemlja  $109,792$ , die Binnenseen mit  $118,308$  und das Asowsche Meer mit  $36,821,66 \square \text{ W.}$  inbegriffen sind. Wenn man jedoch das europäische Rußland in seinen natürlichen und nicht administrativen Grenzen auffaßt, also nach O. zu bis an das Uralgebirge und den Uralfluß, nach S. bis an den Kaukasus und das Schwarze Meer, so ändern sich die angegebenen Zahlen nachstehend: das feste Land mit den Binnengewässern und dem Asowschen Meer ergibt  $5,513,430$ , die Inseln  $54,653$  und die Seen  $113,483 \square \text{ W.}$

Das asiatische Rußland mit den Binnengewässern, Inseln, dem Aralsee und Kaspischen Meer umfaßt einen Flächeninhalt von  $14,158,320 \square \text{ W.}$  oder  $16,112,467,8 \square \text{ Km.}$ , wovon die Inseln  $129,971$ , der Aralsee und das Kaspische Meer  $476,086 \square \text{ W.}$  Rechnet man dagegen die russischen Besitzungen nach den natürlichen Grenzen Asiens, also mit dem Uralgebirge und dem Kaukasus, so beträgt der Flächeninhalt  $14,520,183,3 \square \text{ W.}$  oder  $16,524,275,5 \square \text{ Km.}$ , und zwar entfällt auf das feste Land mit den Binnengewässern und dem Aralsee  $15,953,382$ , auf die Inseln  $131,475,8$  und auf das Kaspische Meer  $439,445,3 \square \text{ W.}$  Man ersieht daraus, daß das asiatische Rußland beinahe dreimal so groß ist, wie das europäische, und daß der Flächeninhalt der von Rußland beherrschten Länder beinahe ein Sechstel der ganzen Erdoberfläche einnimmt. (Ausland 1874, Nr. 43, S. 980; vgl. auch Petermann's Geogr. Mitth. 1874, S. 231–232.) Das gesammte russische Reich in Europa und Asien hat demnach  $21,625,897 \square \text{ W.}$  Ein englischer Berechner, welcher dafür die der hier angegebenen ziemlich nahe kommende Ziffer von  $21,561,896 \square \text{ W.}$  annimmt, will dasselbe doch nur als das zweite der Größe nach betrachten, da er für das englische Reich einen Flächenraum von  $22,975,213 \square \text{ W.}$  herausrechnet. Darin sind natürlich sämtliche britische Colonien inbegriffen, welche zum Theile nur nominelle Bestandtheile des britischen Reiches sind, sich einer fast unbeschränkten Unabhängigkeit erfreuen und über den ganzen Erdball verzettelt sind, nimmermehr also zum Begriffe eines einheitlichen Reiches passen, wie es das russische thatsächlich ist.

In diesem Abschnitte wollen wir uns bloß auf das europäische Rußland beschränken, welches den wichtigsten Bestandtheil dieses Staatencolosses bildet, und dasselbe zunächst in staatlicher Hinsicht betrachten. Das russische Kaiserreich ist die einzige absolute Monarchie unseres Erdtheiles, d. h. der Kaiser, welcher den Titel Zar führt, regiert als Alleinherrscher ohne jegliche gesetzgebende oder verfassungsmäßige Factoren; er ist das weltliche und zugleich geistliche Oberhaupt des Reiches, dem als oberste Staatskörperschaften außer dem geheimen Cabinete der Reichsrath, zusammengesetzt aus den Mit-

gliedern der kaiserlichen Familie — den Großfürsten —, den Spitzen des Heeres und der Flotte, dann der Senat und die heilige Synode, nämlich die Versammlung der höchsten geistlichen Würdenträger, zur Seite oder richtiger unterstehen. Das Volk hat also, wie man sieht, keinen directen Einfluß auf die Regierung; doch würde man sehr irren, wenn man deshalb annähme, der Zar könne handeln nach seinem Belieben. Auch in Rußland findet der Volkswille, wie überall, genug Gelegenheit, zum Ausdruck zu gelangen, und ist der Zar unumschränkter Gebieter nur unter der Bedingung, daß er thue was der Volkswille erheischt. Handelt „Väterchen“ (Batjuschka) — so nennt der russische Bauer seinen Landesherrn — nicht nach diesem Willen, so lehrt die Geschichte, daß man um Mittel, den widerspenstigen Monarchen zu beseitigen, niemals verlegen war. Dieser Gesichtspunkt ist bei der Beurtheilung des russischen Absolutismus nie außer Acht zu lassen.

Den staatlichen Zwecken nach Außen dienen in erster Reihe das Heer und die Kriegsflotte, welche seit einigen Jahren eine sehr ansehnliche Ausbildung erfahren haben.

Das russische Heer besteht jetzt, nachdem seit 1. Januar 1874 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, aus der activen Armee, deren Reserve, den Kosaken (syr. Kosaken), Fremdvölkern und der Reichswehr. Die Dienstpflicht dauert vom 20. bis 40. Jahre, mit 15jähriger Dienstzeit im Heere (6 Jahre active Armee, 9 Jahre Reserve); hierauf Uebertritt in die Reichswehr, welche die Ausgebildeten und Freigelosten umfaßt, aber nicht im Frieden organisirt ist; ihre 4 jüngsten Jahrgänge können indeß zur Completirung des stehenden Heeres beigezogen werden, wenn dessen Reserve nicht ausreicht, während die zweite Kategorie der älteren Jahrgänge nur unter außerordentlichen Verhältnissen durch kaiserliches Manifest aufgeboten wird. Doch ist die stricte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht selbst bei einer Friedensstärke des Heeres von 780,000 Mann nicht möglich, da immer nur jährlich an 150,000—200,000 Recruten eingestellt werden können, während das gesammte Recrutencontingent 6—700,000 Mann jährlich betragen dürfte. Ausgedehnte Begünstigungen für gewisse Bildungsgrade durch sehr kurzen Freiwilligendienst sollen einen Kern von Reserve-Offizieren schaffen. Die russische Feldarmee zählt 12 Garde-, 16 Grenadier-, 164 Linieninfanterieregimenter, bei der Garde zu 4, bei den übrigen Regimentern zu 3 Bataillonen, mithin 492 Bataillone zu ca. 1000 Mann, 28 Schützenbataillone zu ca. 900 Mann, im Ganzen 517,200 Mann Infanterie. An Reiterei: 10 Garde- (4 Kürassier-, 2 Husaren-, 2 Uhlanen-, 2 Dragonerregimenter), je 14 Husaren-, Uhlanen-, Kosaken- und 18 Dragonerregimenter zu 4 Escadronen, resp. 6 Sotnien, und 2 Garde- und 4 Don'sche Kosakenregimenter zu 6 Sotnien, im Ganzen 76 Regimenter oder 224 Escadronen und 120 Sotnien mit ca. 50,000 Mann. An Artillerie: 48 Feld-Fußartilleriebrigaden zu 6 Batterien (9pfündige, 4pfündige, Mitrailleusen), d. h. 288 Fuß- zu 8 Geschützen, 34 Cavalleriebatterien (incl. 7 Kosakenbatterien) zu 6 Geschützen, in Summa 322 Batterien mit 2508 Geschützen und ca. 60,000 Mann. An Pionniere: 15 Sappeurbataillone mit ca. 9300 Mann. Besondere Trainabtheilungen gibt es nicht, der Train gehört in Rußland stets in den Etat der Truppe. Dagegen sind noch den mobilen Streitkräften hinzuzuzählen 2 Feld-Ingenieurparcs zum Transporte einer Reserve an Handwerkszeug für die Sappeurbataillone, 2 Belagerungs-Ingenieurparcs, welche die zur Belagerung einer Festung bestimmten Truppen mit den nöthigen Utensilien und Geräthen zu versehen haben, und 115 Feldartillerieparcs (noch nicht formirt) zur Ergänzung der Infanterie-, Cavallerie- und Artilleriemunition.



Ueber den Bestand der russischen Kriegsflotte können wir nachstehende Angaben machen: Auf allen russischen Meeren sind 29 Panzerschiffe und 196 ungepanzerte Schiffe vorhanden, welche zusammen 921 Kanonen tragen. Der Personalbestand der Flotte umfaßt 1305 Flottenofficiere (81 Admirale eingerechnet), 513 Steuerleute, 210 Artillerie- und 145 Marine-Ingenieure, 545 Ingenieur-Mechaniker, 56 Marine-Bauingenieure und 24,500 Untermilitaire (Matrosen und Soldaten). Den Meeren nach vertheilt sich die Flotte, wie folgt: Im Baltischen Meere stehen 27 Panzerschiffe und 110 ungepanzerte Dampfer, von denen 70 keine Kanonen tragen. Die 40 armirten Dampfer haben etwa 200 Kanonen, ebensoviel die Panzerschiffe, von welch' letzteren 4 noch im Bau begriffen sind. Die Flotte des Schwarzen Meeres besteht aus 2 Panzerschiffen und 29 ungepanzerten Dampfern. Ein Panzerschiff und ein ungepanzelter Dampfer sind im Bau begriffen. Die Panzerschiffe sind mit 4, die gewöhnlichen Dampfer mit 45 Kanonen armirt, 4 der letzteren haben keine Kanonen. Im Kaspiischen Meere sind 20 ungepanzerte Dampfer, von denen 1 im Bau begriffen und 9 nicht armirt sind. Die übrigen haben zusammen 45 Kanonen. Die sibirische Flottille hat 28 Dampfer, von denen 7 mit zusammen 36 Kanonen armirt sind. Die Aral-Flottille zählt 6 kleine Dampfer, von denen 5 zusammen 13 Kanonen tragen. Im Weißen Meere sind 3 Schiffe mit 4 Kanonen.

In politischer Hinsicht zerfällt das europäische Rußland in administrative Bezirke mit dem Titel „Gouvernements“, und diese hienwieder in Kreise. Die Anzahl dieser Gouvernements, deren Areal sehr verschieden ist und die ihren Namen meist von den Hauptstädten haben, beträgt, von Kaukasien abgesehen, welches die Russen indeß zu Europa zählen, im europäischen Rußland 68, von denen mehrere unter Zugrundelegung geschichtlicher oder Bevölkerungs-Verhältnisse in Gruppen mit gemeinschaftlichen Namen zusammengefaßt werden. So unterscheidet man: Großrußland, welches den bedeutendsten Theil des Reiches, den ganzen N. mit Ausschluß von Finnland, und das Herz des Staates, im Ganzen 19 Gouvernements, umfaßt und fast bis an die südrussische Steppe reicht. Hier, im Dnjepr- und Donez-Gebiete liegt Kleinrußland oder die Ukraine mit 4 Gouvernements; nordwestlich davon setzt sich Westrußland aus 8 Gouvernements zusammen, wovon drei das sogenannte Weißrußland bilden. Polen ist seit 1868 mit dem russischen Reiche vollständig verschmolzen und in 10 Gouvernements eingetheilt. Die vier Gouvernements Kurland, Livland und Estland, dann Ingermannland oder St. Petersburg, werden unter dem Namen der baltischen oder Ostsee-Provinzen zusammengefaßt, von denen die drei ersteren oft aber, wie sich später ergeben wird, fälschlich die deutschen genannt, sich gewisser politischer Prärogative erfreuen. Eine noch viel größere Selbständigkeit genießen die 8 Gouvernements (hier wie in Schweden Län genannt) des Großfürstenthums Finnland, welches eine eigene Landesregierung mit Volksvertretung besitzt und durch einen Vertreter des Kaisers regiert wird. Es ist kein homogener Theil des Reiches, sondern ein durchaus unabhängiger Staat mit constitutionell-monarchischer Staatsform, dessen Monarch der Kaiser von Rußland ist und

dessen Selbständigkeit sich bis auf eigenes Münzsystem und eigene Postmarken erstreckt. Im S. von Großrußland treffen wir die ehemaligen Barthämer Kasan mit 5 und Astrachan mit gleichfalls 5 Gouvernements, welchen sich längs des Schwarzen Meeres die 5 Gouvernements von Neu- oder Südrußland anreihen. Kaukasien, in 6 Gouvernements, 3 Gebiete und 3 Bezirke getheilt, bildet eine besondere Statthalterschaft. Alle weiteren Einzelheiten dieser administrativen Eintheilung möge der geneigte Leser unseren diesbezüglichen Tabellen entnehmen.

Schon diese Gruppierung der einzelnen Landestheile läßt errathen, daß das weite Reich von keiner gleichartigen Bevölkerung bewohnt werde, und in der That ist in Hinsicht auf Nationalitäten kein Staat der Erde von so verschiedenen Völkerschaften bewohnt, als Rußland, das unter seinen Bevölkerungselementen mehr als hundert verschiedene Stämme zählt; in seinen Grenzen werden 40 Sprachen gesprochen. So bunt auch immer dieses Völkergemisch sein mag, so herrschen doch der Zahl nach die Slaven und besonders die Großrussen in hohem Maße vor, und dadurch erscheint Rußland in viel höherem Grade geeinigt, als z. B. Oesterreich und die Türkei. Dazu kommt noch, daß der bei weitem größte Theil der 73 Millionen übersteigenden Bevölkerung (im europäischen Rußland, fast 86 im Gesamtreiche), nämlich über drei Viertel der griechisch-katholischen Kirche angehören. „Jedenfalls verbinden Sprache, Religion und Sitten das ganze russische Volk zu einem mächtigen Ganzen, innerhalb dessen nur die dialectischen Unterschiede zwischen Groß-, Weiß- und Kleinrussen zu bemerken sind. Es bleiben aber immer noch gegen 40 Millionen Großrussen von einer so großen Gleichartigkeit des Gepräges, wie sich deren wenige andere Völker zu erfreuen haben. Von den verschiedenen Elementen, die sich dem Slavischen beigemengt haben, ist beim Großrussen das Finnische, beim Weißrussen das Lithauische und beim Kleinrussen das Tatarische vorherrschend; doch sind letztere im Allgemeinen von reinerem slavischen Blute. (Petermann's Geograph. Mitth. 1877. S. 5.)

Das europäische Rußland bewohnen 34,389,871 Großrussen, 14,201,279 Kleinrussen und 3,592,057 Weißrussen, also im Ganzen 52,183,207 russische Slaven. Auf Grund der den Russen im Laufe der Geschichte zugewachsenen Beimischungen fremder ethnischer Elemente hat man in den Großrussen ein nur slavisiertes, im Grunde aber finnisches oder mongolisches, „turantisches“, also nicht arisches Volk sehen wollen, welches auf den Namen „Russen“ überhaupt keinen Anspruch habe und als „Moskowiter“ zu bezeichnen sei, eine Benennung, welche unter dem Einflusse politischer Leidenschaft in mehreren Pressorganen vor Kurzem wieder beliebt geworden. Im Gegensatz zu diesen „Moskowitern“ seien die Kleinrussen oder Ruthenen echte Slaven, die wahren „Russen“. Ein F. G. Duchinski, ein politischer Flüchtling aus Sibirien, war der Entdecker oder wenigstens eifrigste Verbreiter des Märchens von dem finnischen Russenvolke. In Deutschland hat sich Gottfried



Stinkel dazu hergegeben, diese Albernheit zu verbreiten, Karl Blind bemüht sich dergleichen, und auch William Pierson (*Russlands Vergangenheit*. Leipzig 1870. 8<sup>o</sup>.) neigt sich derselben zu; in Frankreich sind gar namhafte Gelehrte, wie Henri Martin, Biquésnel, Guigniaut und der Belgier G. de Laveleye, diesem Irrthume gefolgt. Polnische Schriftsteller haben natürlich diese ihnen sehr gelegene Theorie nach Kräften ausgebeutet und die Russen als dem Slaventhume ganz fremd hingestellt. Abgesehen aber davon, daß die meisten Russen sich in Gestalt nicht sehr von Polen und Deutschen unterscheiden, kann Niemand über den Umstand hinaus, daß Russisch und Polnisch so nahe verwandte Sprachen sind, daß diese Verwandtschaft mit Nothwendigkeit auf einen gemeinsamen Ursprung beider Völker schließen läßt. Denn die Ansicht, daß die Russen das slavische Idiom erst angenommen hätten, wird nicht nur von keinem Beweis irgend einer Art gestützt, sondern widerspricht auch der Natur der Sache. Gewiß fließt auch finnisches Blut in den Adern der Russen, wie es ja kein Volk in Europa gibt, welches in der Gegenwart noch das reine Arierthum darstellt; allein das mongolische Moskowiterthum ist eine Fabel. Diese absurde Theorie Duchinski's ist von einem seiner eigenen Landsleute, einem Kleinrussen, Prof. Kostomarov, der ihn jedoch an Wissen, Geistesstärke, und namentlich an Unvoreingenommenheit weit überragt, auf's herbste kritisiert und widerlegt worden. Kostomarov zeigt deutlich die zwischen Groß- und Kleinrussen bestehende ethnographisch-historischen Unterschiede, zugleich aber, daß sie beide Zweige eines und des nämlichen Stammes sind. In Frankreich hat der treffliche Louis Leger, einer der gründlichsten Kenner des Slaventhums, mit dem Moskowiterwindel aufgeräumt. Die in den jüngsten Jahren auf dem Gebiete der Volksliteratur angestellten Forschungen haben vollends die innige Zusammengehörigkeit der Großrussen mit den übrigen arischen Nationen Europa's und den Slaven insbesondere in's hellste Licht gestellt. (Siehe darüber die Arbeiten von Afanasiw, Rhudiakow, Ghudinski, Rudschenko, des Deutschen Erlentwein, dann das treffliche Buch von W. R. S. Ralston. *Russian Folk Tales*. London 1873. 8<sup>o</sup>. und Alfred Rambaud. *La Russie épique. Etude sur les chansons héroïques de la Russie*. Paris 1876. 8<sup>o</sup>.) Es ergibt sich daraus, daß das russische Volk nicht nur eines der authentischsten arischen Völker ist, sondern daß es auch seinen Schatz an Ueberlieferungen und Sagen, mit denen jedes beim Austritte aus der gemeinschaftlichen Wiege bedacht war, noch besser als die meisten Völker bewahrt hat. Wer also noch ernsthaft vom Moskowiterthume der Russen spricht, huldigt einer Marotte oder ist in einer seltsamen Geistesverirrung befangen. Den Stand der Frage hat mit ruhiger Mäßigkeit Prof. Robert Rösler mit folgenden Worten dargelegt, bei denen es wohl für alle Zeiten bleiben wird: „Wenn man alle störende Politik und die Leidenschaften derer, welchen ein Finne oder Tatar und Mongole ein verabscheuungswürdiges Wesen ist, so daß die Vermischung eines Slaven mit demselben die traurigsten Folgen nach sich ziehen muß, aus den Augen setzt, so läßt sich doch nur sagen, daß der Slavismus des russischen Volkes von N. nach S. zunimmt, in umgekehrter Richtung dagegen, sowie in der nach O. abnimmt und in dem Grade die Mischung mit fremden, meist turanischen Bestandtheilen intensiver wird. Genaue Untersuchungen der ethnischen Mischung von Gouvernement zu Gouvernement, wie sie nothwendig wären, um ein sicheres Urtheil im Einzelnen zu fällen, sind aber bisher nicht angestellt worden. Trotz mancher angestrebter Versuche derer, welche in die Ethnologie ihren Haß einfließen lassen, die Unterschiede zwischen den Kleinrussen, „den echten Slaven“, und den Großrussen, „den Turaniern und Asiaten“, recht grell zu zeichnen, ist der Unterschied zwischen den beiden Stämmen heute nicht größer, als etwa der zwischen Schwaben und Preußen. Im Volke von O.-Deutschland rollt manches Tröpfchen Slavenblut, doch hat das germanische Wesen obgesiegt, ebenso hat in Rußland das Slavische alles Fremde des Finnenthums völlig überwunden.“ (Rob. Rösler. *Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau*. Wien 1873. 8<sup>o</sup>. S. 52.) Zwischen Groß- und Kleinrussen besteht auch sprachlich kein großer Unterschied. „Das Russische,“ sagt ein älterer und genauer Kenner des Reiches, „zerfällt in zwei Hauptdialekte: in das Groß- und Kleinrussische. Jenes sprechen die Großrussen, die donischen und anderen Kosaken großrussischen Ursprungs, sowie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; dieses alle Kleinrussen nicht nur in dem ehemaligen Kleinrußland, sondern auch in Podolien

und in der polnischen Ukraine, die Kosaken am Schwarzen Meere, sowie alle übrigen von Kleinrussen abstammenden Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und echte Russen, in Abstammung, Sprache, Religion und Sitte; und alle Russen sind Eins durch ihre Sprache. Das Groß- und Kleinrussische ist bei weitem nicht so verschieden, wie z. B. das Ober- und Niederdeutsche. Die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes wird mächtig getragen und zusammengehalten von der Einförmigkeit des Landes, von der weit ausgedehnten, unterschiedslosen Fläche, auf welcher kein Theil sich absondern kann und Alles, Mensch und Pflanze, Thier und Boden, Wind und Wetter eine und dieselbe Uniform trägt.“ In großen Zügen sondernd, können wir also die „Russen Rußlands“ in drei Hauptfamilien theilen: die Weißrussen im N., die Kleinrussen im S. und SW. und die Großrussen in den übrigen europäischen Provinzen Rußlands. Unter diesen spielen die Großrussen die Hauptrolle; wir wollen daher mit ihnen beginnen. Der Muschik oder gemeine Mann ist gewöhnlich ein freundliches, argloses Geschöpf, absolut frei von jedem Buchwissen, abergläubisch und devot loyal. Für Generation um Generation seiner Vorväter bildete die Kirche das Bollwerk gegen jede fremde Invasion und eine Zuflucht in der

Zeit der Noth; er empfindet daher für seine Religion eine Dankbarkeit und Liebe, wie sie wohl keine andere Bevölkerung für die ihrige aufweist. Andererseits hat das Heidenthum, das vor einem Jahrtausend noch im ganzen Reiche vorherrschte, einen Einfluß zurückgelassen, der an seiner Glaubensgestaltung gar mächtig mitgemodelt und colorirt hat, ja so gewaltig, daß es manchmal nahezu unmöglich ist, die Demarcationslinie zwischen dem alten Heidenthum und dem moder-



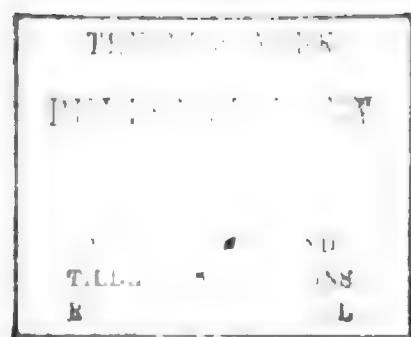
Bäuerin aus Südrußland.

nen Christenthum herauszufinden. Ebenso schwierig ist es mitunter, zwischen den guten und den schlechten Eigenschaften in der Anlage des Muschik zu unterscheiden; zu bestimmen: wo die geduldige Beharrlichkeit aufhört und der stupide Eigensinn beginnt, wo seine Tafelfröhlichkeit in widerwärtige Ausschweifung übergeht und so fort. Sein Lebenlang bleibt ihm ein gewisser kindlicher, kindischer Zug eigen; durch jede Kleinigkeit erfreut, unterhalten, selten nur ernsteren Nachdenkens fähig, schlendert er dem

Grabe zu, vielleicht niemals von einer höheren Empfindung gestachelt, niemals um persönliche Würde oder Freiheit sich bekümmern. Soll er glücklich sein, so muß er zwar freundlich, aber fest geleitet werden; er fühlt sich nur selten wohl, wenn er nicht den Einfluß seines Leitzügels empfindet. Das sind die hervorstechenden Züge des Muschik in den Städten wie auf dem flachen Lande, nur daß sich der Einfluß der Städte bei ihm zumeist noch in corrumpirender Weise fühlbar macht. Da er zum Trunke geneigt und in Eigenthumsfragen gemeinhin nichts weniger als scrupulös ist, finden sich diese bösen Eigenschaften bei ihm leicht begreiflich in den Städten viel mehr entwickelt als auf dem Lande. Doch in Verbrechen sinkt er nur selten so tief, wie es bei uns ziemlich häufig vorkommt; es fehlt ihm mindestens das Raffinement. Otto Wahl (*The land of the Czar*. London 1875. 8<sup>o</sup>.), an den wir uns hier anlehnen, schildert den gebildeten Russen als „im hohen Grade intelligent und von rascher Auffassungsgabe“, doch stets in seinem Interesse launenhaft, in seinen Bestrebungen bald wieder erlahmend, zur Verschwendung geneigt. Dem Momente opfert er Alles, und ein Genuß, eine Erregung scheint ihm nie zu theuer bezahlt; abwechselnd nachsichtig und anspruchsvoll, eifrig, unentschlossen und schwankend oder auch energisch und starr, eine Mischung von Widersprüchen. Seine Fähigkeit, sich fließend in fremden Sprachen auszudrücken, entschädigt schlecht für den Mangel an Wahrhaftigkeit, den er in jeder, auch der eigenen entwickelt, so wenig als Geschmeidigkeit und ein wunderbares Adaptirungsvermögen für diesen Mangel Ersatz zu bieten vermögen. Die durch Aufhebung der Leibeigenschaft so

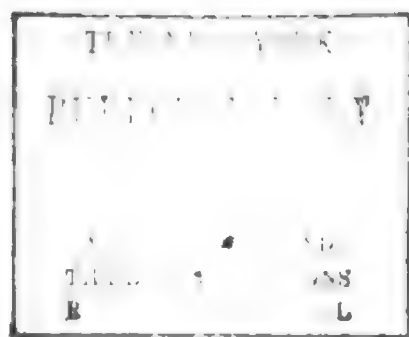


als „armer Bursch“ (szegény legény) ist der wirkliche Bétényar bekannt. Obwohl nun das Bétényarenthum abnimmt, und die Zeit der Bétényarenromantik zu Ende ist, so ist doch — nach glaubwürdigen Versicherungen — das Bétényarenwesen in Ungarn deshalb nicht gänzlich auszurotten, weil es seinen Rückhalt durchwegs in wohlhabenden magyarischen Bauernfamilien findet. Am Tag bearbeitet der Bauer sein Feld, am Abend schwingt er sich auf sein Pferd oder setzt sich mit seinen Genossen in den Korbwagen, nimmt seine Waffen zu sich, und geht auf Raub aus. Unter dem Galgen raucht der Magyar, verstockt in orientalischem Fatalismus, ruhig seinen Tschibuk; der deutsche Räuber ist zerknirscht, oder religiös gefaßt; der Walache gibt sich wilder Verzweiflung hin; der Serbe stimmt ein Nationallied an. Fast immer sind in Ungarn mehrere Comitate, denen das Standrecht auf ein oder mehrere Jahre verliehen ist; am meisten ist dies aber bei stöckmagyarischen Districten der Fall. Die große Rohheit und Verwilderung des Volkes ist zunächst in dem Mangel an jedweder Schulbildung zu suchen, der wieder in den geographischen Verhältnissen des Landes seine Ursache hat. Die Lage der ungarischen Ortschaften bringt es nämlich mit sich, daß ein geregelter Schulunterricht nicht recht durchführbar ist, selbst wenn die Eltern wollten ihre Kinder etwas lernen lassen. Im ungarischen Tieflande entbehrt die Natur jedweden Reizes; die Monotonie der unübersehbaren Ebene, hier und da unterbrochen durch einige Bäume oder den Thurm einer fernen Ortschaft, welcher in der glühend heißen Atmosphäre zu zittern scheint, ermüdet bald das neugierige Auge des einsamen Wanderers, und die öde, lautlose Stille der Umgebung wirkt deprimirend auf seine Stimmung ein. Die Wohnungen, die „Tanyas“, sind natürlich auf dieser eintönigen Fläche weit von einander entfernt, so daß man oft weit mehr denn eine Stunde zu gehen hat, ehe man zu einer andern gelangt; sind die Wohnungen zu einer „Buzsta“ vereinigt, so ist die Ausdehnung noch immer zu groß, um die Kinder im Winter, wo der Unterricht sonst am Lande stattzufinden pflegt, in die Schule schicken zu können. Die Marktflecken und Städte hingegen haben eine immense Einwohnerzahl von 17—70,000 Seelen; eine oder zwei schlechte Schulen vermögen sonach kaum die Hälfte der schulpflichtigen Kinder zu fassen, abgesehen davon, daß der kniehohe Straßenkoth den Schulbesuch oft unmöglich macht. Uebrigens ist das Lehrpersonal selbst derart indolent, daß die Jugend unter dessen Leitung kaum etwas Rechtes zu leisten vermag. Hebt doch der ministerielle „Bericht über den Stand des ungarischen Volksschulwesens im Jahr 1870“ selbst hervor, daß im Zempliner Comitate 17 Lehrer wirken, die nicht schreiben können. Auch bleibt beinahe die Hälfte der schulpflichtigen Kinder ohne jeglichen Unterricht. Bei einem solchen Mangel an Bildung, der sich auch in die höheren bürgerlichen Classen der Gesellschaft erstreckt, darf es niemand Wunder nehmen, wenn bis vor ganz kurzem die Industrie arg darniederlag. Der Ungar hat bis zur Stunde wenig Sinn dafür gezeigt, weil er noch nicht genöthigt war andere Erwerbsquellen zu suchen als den Ackerbau und die Viehzucht. Ja sogar der Ackerbau, der die Hauptader des magyarischen Lebens bildet, wird nur lässig betrieben. Dies tritt so recht zu Tage, wenn der magyarische Bauer sein Getreide, statt zu dreschen, durch Pferde austreten läßt, wobei eine Menge Korn im Stroh bleibt oder in den Boden getreten wird. Seit der Judenemancipation beginnt indeß die Industrie sich zu heben und es werden dadurch unerschöpfliche Quellen des Reichthums dem Lande erschlossen; freilich sind dabei die Juden das Alpha und Omega; ihre Zahl, ihr festes Zusammenhalten, ihre Rührigkeit und Gewandtheit und, mehr als dies alles, ihre Capitalmacht, geben ihnen in dem capitalarmen Lande einen Einfluß, der sich schon in ihrem sicheren selbstbewußten Auftreten äußerlich zeigt. Auch vermehren sie sich so außerordentlich, daß die karpathischen Comitate mit Juden nahezu erfüllt sind. Von 1785—1870 haben sie sich um mehr als das Siebenfache vermehrt; gegenwärtig darf man ihre Zahl in Ungarn auf 600,000 Köpfe, d. i. ein Zehntel aller Juden in Europa, schätzen. Budapest genießt die Ehre, seit der Vereinigung mit Ofen und Altfen wohl die judenreichste Stadt in Europa zu sein. Durch Buchergeschäfte ruiniren sie zwar den magyarischen Edelmann und den dem Trunke ergebenen magyarischen Bauer, sie sind aber dafür fast die einzigen Träger des Verkehrs, und in den unwegsamen, armen und vernachlässigten Theilen des Landes begründen sie geradezu Handel und Wandel; sie sind die Träger der Intelligenz und der Mittelpunkt des socialen Lebens. Von letzterem kann eigentlich, mit

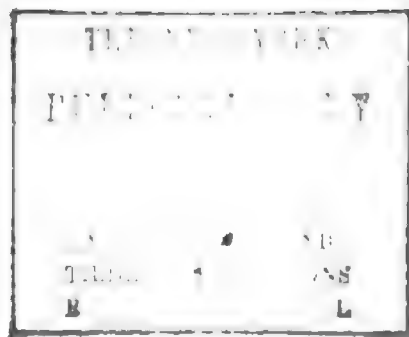




als „armer Bursch“ (szegény legény) ist der wirkliche Béténar bekannt. Obwohl nun das Béténarenthum abnimmt, und die Zeit der Béténarenromantik zu Ende ist, so ist doch — nach glaubwürdigen Versicherungen — das Béténarenwesen in Ungarn deshalb nicht gänzlich auszurotten, weil es seinen Rückhalt durchwegs in wohlhabenden magyarischen Bauernfamilien findet. Am Tag bearbeitet der Bauer sein Feld, am Abend schwingt er sich auf sein Pferd oder setzt sich mit seinen Genossen in den Korbwagen, nimmt seine Waffen zu sich, und geht auf Raub aus. Unter dem Galgen raucht der Magyar, verstockt in orientalischem Fatalismus, ruhig seinen Tschibuk; der deutsche Räuber ist zerknirscht, oder religiös gefaßt; der Walache gibt sich wilder Verzweiflung hin; der Serbe stimmt ein Nationallied an. Fast immer sind in Ungarn mehrere Comitate, denen das Standrecht auf ein oder mehrere Jahre verliehen ist; am meisten ist dies aber bei stockmagyarischen Districten der Fall. Die große Rohheit und Verwilderung des Volkes ist zunächst in dem Mangel an jedweder Schulbildung zu suchen, der wieder in den geographischen Verhältnissen des Landes seine Ursache hat. Die Lage der ungarischen Ortschaften bringt es nämlich mit sich, daß ein geregelter Schulunterricht nicht recht durchführbar ist, selbst wenn die Eltern wollten ihre Kinder etwas lernen lassen. Im ungarischen Tieflande entbehrt die Natur jedweden Reizes; die Monotonie der unübersehbaren Ebene, hier und da unterbrochen durch einige Bäume oder den Thurm einer fernen Ortschaft, welcher in der glühend heißen Atmosphäre zu zittern scheint, ermüdet bald das neugierige Auge des einsamen Wanderers, und die öde, lautlose Stille der Umgebung wirkt deprimirend auf seine Stimmung ein. Die Wohnungen, die „Tanyas“, sind natürlich auf dieser eintönigen Fläche weit von einander entfernt, so daß man oft weit mehr denn eine Stunde zu gehen hat, ehe man zu einer andern gelangt; sind die Wohnungen zu einer „Buszta“ vereinigt, so ist die Ausdehnung noch immer zu groß, um die Kinder im Winter, wo der Unterricht sonst am Lande stattfinden pflegt, in die Schule schicken zu können. Die Marktflecken und Städte hingegen haben eine immense Einwohnerzahl von 17—70,000 Seelen; eine oder zwei schlechte Schulen vermögen sonach kaum die Hälfte der schulpflichtigen Kinder zu fassen, abgesehen davon, daß der kniehohe Straßenkoth den Schulbesuch oft unmöglich macht. Uebrigens ist das Lehrpersonal selbst derart indolent, daß die Jugend unter dessen Leitung kaum etwas Rechtes zu leisten vermag. Hebt doch der ministerielle „Bericht über den Stand des ungarischen Volksschulwesens im Jahr 1870“ selbst hervor, daß im Zempliner Comitate 17 Lehrer wirken, die nicht schreiben können. Auch bleibt beinahe die Hälfte der schulpflichtigen Kinder ohne jeglichen Unterricht. Bei einem solchen Mangel an Bildung, der sich auch in die höheren bürgerlichen Classen der Gesellschaft erstreckt, darf es niemand Wunder nehmen, wenn bis vor ganz kurzem die Industrie arg darniederlag. Der Ungar hat bis zur Stunde wenig Sinn dafür gezeigt, weil er noch nicht genöthigt war andere Erwerbsquellen zu suchen als den Ackerbau und die Viehzucht. Ja sogar der Ackerbau, der die Hauptader des magyarischen Lebens bildet, wird nur lässig betrieben. Dies tritt so recht zu Tage, wenn der magyarische Bauer sein Getreide, statt zu dreschen, durch Pferde austreten läßt, wobei eine Menge Korn im Stroh bleibt oder in den Boden getreten wird. Seit der Judenemancipation beginnt indeß die Industrie sich zu heben und es werden dadurch unerschöpfliche Quellen des Reichthums dem Lande erschlossen; freilich sind dabei die Juden das Alpha und Omega; ihre Zahl, ihr festes Zusammenhalten, ihre Rührigkeit und Gewandtheit und, mehr als dies alles, ihre Capitalmacht, geben ihnen in dem capitalarmen Lande einen Einfluß, der sich schon in ihrem sicheren selbstbewußten Auftreten äußerlich zeigt. Auch vermehren sie sich so außerordentlich, daß die carpathischen Comitate mit Juden nahezu erfüllt sind. Von 1785—1870 haben sie sich um mehr als das Siebenfache vermehrt; gegenwärtig darf man ihre Zahl in Ungarn auf 600,000 Köpfe, d. i. ein Zehntel aller Juden in Europa, schätzen. Budapest genießt die Ehre, seit der Vereinigung mit Ofen und Altköfen wohl die judenreichste Stadt in Europa zu sein. Durch Wuchergeschäfte ruiniren sie zwar den magyarischen Edelmann und den dem Trunke ergebenen magyarischen Bauer, sie sind aber dafür fast die einzigen Träger des Verkehrs, und in den unwegsamen, armen und vernachlässigten Theilen des Landes begründen sie geradezu Handel und Wandel; sie sind die Träger der Intelligenz und der Mittelpunkt des socialen Lebens. Von letzterem kann eigentlich, mit



als „armer Bursch“ (szegény legény) ist der wirkliche Véténar bekannt. Obwohl nun das Véténarenthum abnimmt, und die Zeit der Véténarenromantik zu Ende ist, so ist doch — nach glaubwürdigen Versicherungen — das Véténarenwesen in Ungarn deshalb nicht gänzlich auszurotten, weil es seinen Rückhalt durchwegs in wohlhabenden magyarischen Bauernfamilien findet. Am Tag bearbeitet der Bauer sein Feld, am Abend schwingt er sich auf sein Pferd oder setzt sich mit seinen Genossen in den Korbwagen, nimmt seine Waffen zu sich, und geht auf Raub aus. Unter dem Galgen raucht der Magyar, verstoßt in orientalischem Fatalismus, ruhig seinen Tschibuk; der deutsche Räuber ist zerknirscht, oder religiös gefaßt; der Walache gibt sich wilder Verzweiflung hin; der Serbe stimmt ein Nationallied an. Fast immer sind in Ungarn mehrere Comitate, denen das Standrecht auf ein oder mehrere Jahre verliehen ist; am meisten ist dies aber bei stadmagyarischen Districten der Fall. Die große Rohheit und Verwilderung des Volkes ist zunächst in dem Mangel an jedweder Schulbildung zu suchen, der wieder in den geographischen Verhältnissen des Landes seine Ursache hat. Die Lage der ungarischen Ortschaften bringt es nämlich mit sich, daß ein geregelter Schulunterricht nicht recht durchführbar ist, selbst wenn die Eltern wollten ihre Kinder etwas lernen lassen. Im ungarischen Tieflande entbehrt die Natur jedweden Reizes; die Monotonie der unübersehbaren Ebene, hier und da unterbrochen durch einige Bäume oder den Thurm einer fernen Ortschaft, welcher in der glühend heißen Atmosphäre zu zittern scheint, ermüdet bald das neugierige Auge des einsamen Wanderers, und die öde, lautlose Stille der Umgebung wirkt deprimirend auf seine Stimmung ein. Die Wohnungen, die „Tanyas“, sind natürlich auf dieser eintönigen Fläche weit von einander entfernt, so daß man oft weit mehr denn eine Stunde zu gehen hat, ehe man zu einer andern gelangt; sind die Wohnungen zu einer „Buzsza“ vereinigt, so ist die Ausdehnung noch immer zu groß, um die Kinder im Winter, wo der Unterricht sonst am Lande stattzufinden pflegt, in die Schule schicken zu können. Die Marktflecken und Städte hingegen haben eine immense Einwohnerzahl von 17—70,000 Seelen; eine oder zwei schlechte Schulen vermögen sonach kaum die Hälfte der schulpflichtigen Kinder zu fassen, abgesehen davon, daß der kniehohe Straßenkoth den Schulbesuch oft unmöglich macht. Uebrigens ist das Lehrpersonal selbst derart indolent, daß die Jugend unter dessen Leitung kaum etwas Rechtes zu leisten vermag. Hebt doch der ministerielle „Bericht über den Stand des ungarischen Volksschulwesens im Jahr 1870“ selbst hervor, daß im Zempliner Comitате 17 Lehrer wirken, die nicht schreiben können. Auch bleibt beinahe die Hälfte der schulpflichtigen Kinder ohne jeglichen Unterricht. Bei einem solchen Mangel an Bildung, der sich auch in die höheren bürgerlichen Classen der Gesellschaft erstreckt, darf es niemand Wunder nehmen, wenn bis vor ganz kurzem die Industrie arg darniederlag. Der Ungar hat bis zur Stunde wenig Sinn dafür gezeigt, weil er noch nicht genöthigt war andere Erwerbsquellen zu suchen als den Ackerbau und die Viehzucht. Ja sogar der Ackerbau, der die Hauptader des magyarischen Lebens bildet, wird nur läßig betrieben. Dies tritt so recht zu Tage, wenn der magyarische Bauer sein Getreide, statt zu Dreschen, durch Pferde austreten läßt, wobei eine Menge Korn im Stroh bleibt oder in den Boden getreten wird. Seit der Judenemancipation beginnt indeß die Industrie sich zu heben und es werden dadurch unerschöpfliche Quellen des Reichthums dem Lande erschlossen; freilich sind dabei die Juden das Alpha und Omega; ihre Zahl, ihr festes Zusammenhalten, ihre Rührigkeit und Gewandtheit und, mehr als dies alles, ihre Capitalmacht, geben ihnen in dem capitalarmen Lande einen Einfluß, der sich schon in ihrem sicheren selbstbewußten Auftreten äußerlich zeigt. Auch vermehren sie sich so außerordentlich, daß die karpathischen Comitate mit Juden nahezu erfüllt sind. Von 1785—1870 haben sie sich um mehr als das Siebenfache vermehrt; gegenwärtig darf man ihre Zahl in Ungarn auf 600,000 Köpfe, d. i. ein Zehntel aller Juden in Europa, schätzen. Budapest genießt die Ehre, seit der Vereinigung mit Ofen und Altköfen wohl die judenreichste Stadt in Europa zu sein. Durch Wuchergeschäfte ruiniren sie zwar den magyarischen Edelmann und den dem Trunke ergebenen magyarischen Bauer, sie sind aber dafür fast die einzigen Träger des Verkehrs, und in den unwegsamen, armen und vernachlässigten Theilen des Landes begründen sie geradezu Handel und Wandel; sie sind die Träger der Intelligenz und der Mittelpunkt des socialen Lebens. Von letzterem kann eigentlich, mit





als „armer Burich“ (szegény legény) ist der wirkliche Véttyar bekannt. Obwohl nun das Véttyarenthum abnimmt, und die Zeit der Véttyarenromantik zu Ende ist, so ist doch — nach glaubwürdigen Versicherungen — das Véttyarenwesen in Ungarn deshalb nicht gänzlich auszurotten, weil es seinen Rückhalt durchwegs in wohlhabenden magyarischen Bauernfamilien findet. Am Tag bearbeitet der Bauer sein Feld, am Abend schwingt er sich auf sein Pferd oder setzt sich mit seinen Genossen in den Korbwagen, nimmt seine Waffen zu sich, und geht auf Raub aus. Unter dem Galgen raucht der Magyar, verstockt in orientalischem Fatalismus, ruhig seinen Tschibuk; der deutsche Räuber ist zerknirscht, oder religiös gefaßt; der Walache gibt sich wilder Verzweiflung hin; der Serbe stimmt ein Nationallied an. Fast immer sind in Ungarn mehrere Comitate, denen das Standrecht auf ein oder mehrere Jahre verliehen ist; am meisten ist dies aber bei stöckmagyarischen Districten der Fall. Die große Rohheit und Verwilderung des Volkes ist zunächst in dem Mangel an jedweder Schulbildung zu suchen, der wieder in den geographischen Verhältnissen des Landes seine Ursache hat. Die Lage der ungarischen Ortschaften bringt es nämlich mit sich, daß ein geregelter Schulunterricht nicht recht durchführbar ist, selbst wenn die Eltern wollten ihre Kinder etwas lernen lassen. Im ungarischen Tieflande entbehrt die Natur jedweden Reizes; die Monotonie der unübersehbaren Ebene, hier und da unterbrochen durch einige Bäume oder den Thurm einer fernen Ortschaft, welcher in der glühend heißen Atmosphäre zu zittern scheint, ermüdet bald das neugierige Auge des einsamen Wanderers, und die öde, lautlose Stille der Umgebung wirkt deprimirend auf seine Stimmung ein. Die Wohnungen, die „Tanyas“, sind natürlich auf dieser eintönigen Fläche weit von einander entfernt, so daß man oft weit mehr denn eine Stunde zu gehen hat, ehe man zu einer andern gelangt; sind die Wohnungen zu einer „Bujzta“ vereinigt, so ist die Ausdehnung noch immer zu groß, um die Kinder im Winter, wo der Unterricht sonst am Lande stattzufinden pflegt, in die Schule schicken zu können. Die Marktflecken und Städte hingegen haben eine immense Einwohnerzahl von 17—70,000 Seelen; eine oder zwei schlechte Schulen vermögen sonach kaum die Hälfte der schulpflichtigen Kinder zu fassen, abgesehen davon, daß der kniehohe Straßenkoth den Schulbesuch oft unmöglich macht. Uebrigens ist das Lehrpersonal selbst derart indolent, daß die Jugend unter dessen Leitung kaum etwas Rechtes zu leisten vermag. Hebt doch der ministerielle „Bericht über den Stand des ungarischen Volksschulwesens im Jahr 1870“ selbst hervor, daß im Zempliner Comitate 17 Lehrer wirken, die nicht schreiben können. Auch bleibt beinahe die Hälfte der schulpflichtigen Kinder ohne jeglichen Unterricht. Bei einem solchen Mangel an Bildung, der sich auch in die höheren bürgerlichen Classen der Gesellschaft erstreckt, darf es niemand Wunder nehmen, wenn bis vor ganz kurzem die Industrie arg darniederlag. Der Ungar hat bis zur Stunde wenig Sinn dafür gezeigt, weil er noch nicht genöthigt war andere Erwerbsquellen zu suchen als den Ackerbau und die Viehzucht. Ja sogar der Ackerbau, der die Hauptader des magyarischen Lebens bildet, wird nur läßig betrieben. Dies tritt so recht zu Tage, wenn der magyarische Bauer sein Getreide, statt zu dreschen, durch Pferde austreten läßt, wobei eine Menge Korn im Stroh bleibt oder in den Boden getreten wird. Seit der Judenemancipation beginnt indeß die Industrie sich zu heben und es werden dadurch unerschöpfliche Quellen des Reichthums dem Lande erschlossen; freilich sind dabei die Juden das Alpha und Omega; ihre Zahl, ihr festes Zusammenhalten, ihre Rührigkeit und Gewandtheit und, mehr als dies alles, ihre Capitalmacht, geben ihnen in dem capitalarmen Lande einen Einfluß, der sich schon in ihrem sicheren selbstbewußten Auftreten äußerlich zeigt. Auch vermehren sie sich so außerordentlich, daß die karpathischen Comitate mit Juden nahezu erfüllt sind. Von 1785—1870 haben sie sich um mehr als das Siebenfache vermehrt; gegenwärtig darf man ihre Zahl in Ungarn auf 600,000 Köpfe, d. i. ein Zehntel aller Juden in Europa, schätzen. Budapest genießt die Ehre, seit der Vereinigung mit Ofen und Altfen wohl die judenreichste Stadt in Europa zu sein. Durch Buchergeschäfte ruiniren sie zwar den magyarischen Edelmann und den dem Trunke ergebenen magyarischen Bauer, sie sind aber dafür fast die einzigen Träger des Verkehrs, und in den unwegsamen, armen und vernachlässigten Theilen des Landes begründen sie geradezu Handel und Wandel; sie sind die Träger der Intelligenz und der Mittelpunkt des socialen Lebens. Von letzterem kann eigentlich, mit



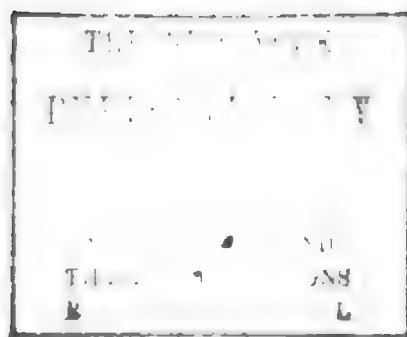


Erörterung der höchsten Existenzfragen zur tollsten Freude der Sinnlichkeit, wie er auch oft hinabsinkt aus den behaglichsten Verhältnissen des Lebens in das tiefste Elend. (Ausland 1872, Nr. 11, S. 229—230.)

An merkwürdigen Plätzen bietet Ungarn bloß die einzige Hauptstadt Budapest an der Donau, aus der Vereinigung zweier besonderen Städte: Pest und Ofen (ung. Buda) entstanden. Diese ungarische Metropole mit ihren 280,000 Einw. ist wirklich eine glänzende Stadt, in welcher alle Verfeinerungen der Civilisation in Fülle vorhanden sind; wer durch ihre prachtvollen Straßen, über ihre schöne Brücke oder über ihre herrlichen Quais schlendert, ahnt nicht, daß er sich eigentlich in einer wahren Oase inmitten der Culturwüste befindet, denn neben Budapest verdient eigentlich keine andere Stadt des Landes Erwähnung; sie ist wahrhaftig die urbs der Römer, ganz allein die „Stadt“. Bloß aus Gewissenhaftigkeit erinnern wir, außer den sonstigen wichtigen Städten, welche wir in unserer Tabelle verzeichnen, an die Hauptstadt Croatiens und Slavoniens: Agram (20,000 Einw.) und den Freihafen Fiume (14,000 Einw.), den Haupthandelsplatz und Industrieort der croatischen Küste. In Siebenbürgen sind Klausenburg (27,000 Einw.), Maros-Básárhely (13,000 Einw.), Hermannsstadt (19,000 Einw.) und Kronstadt (28,000 Einw.), der vorzüglichste Handelsort, die namhaftesten Städte.

## §. 21. Das Kaiserthum Rußland.

Das ganze östliche Europa ist ein Theil des russischen Reiches und dieses ist nicht nur der größte Staat Europa's, sondern der ganzen Erde überhaupt, denn außer seinem europäischen Antheile erstreckt es sich auch noch über ganz N.-Asien, einen großen Theil von Centralasien und das Kaukasus-Gebiet, welches wir seinem Charakter nach besser zu Asien als zu Europa rechnen. Wenn in Wirballen, der preußisch-russischen Grenzstation, die Gepäckrevision erfolgt ist, so verläßt der Reisende den Saal „mit dem erhebenden Bewußtsein, nun in einem Reiche sich zu befinden, wo man wie in keinem zweiten der Erde (in östlicher Richtung von Wirballen aus) die Kleinigkeit von 95 geographischen Längengraden oder über 5800 Stunden wandern kann, ohne abermals einer Zollschranke zu begegnen, und seine Reisetasche erst wieder zu öffnen braucht, falls ein chinesischer Douanier an den Grenzen des Reiches



als „armer Bursch“ (szegény legény) ist der wirkliche Vêthar bekannt. Obwohl nun das Vêtharenthum abnimmt, und die Zeit der Vêtharenromantik zu Ende ist, so ist doch — nach glaubwürdigen Versicherungen — das Vêtharenwesen in Ungarn deshalb nicht gänzlich auszurotten, weil es seinen Rückhalt durchwegs in wohlhabenden magyarischen Bauernfamilien findet. Am Tag bearbeitet der Bauer sein Feld, am Abend schwingt er sich auf sein Pferd oder setzt sich mit seinen Genossen in den Korbwagen, nimmt seine Waffen zu sich, und geht auf Raub aus. Unter dem Galgen raucht der Magyar, verstockt in orientalischem Fatalismus, ruhig seinen Tschibuk; der deutsche Räuber ist zerknirscht, oder religiös gefaßt; der Walache gibt sich wilder Verzweiflung hin; der Serbe stimmt ein Nationallied an. Fast immer sind in Ungarn mehrere Comitate, denen das Standrecht auf ein oder mehrere Jahre verliehen ist; am meisten ist dies aber bei stadmagyarischen Districten der Fall. Die große Rohheit und Verwilderung des Volkes ist zunächst in dem Mangel an jedweder Schulbildung zu suchen, der wieder in den geographischen Verhältnissen des Landes seine Ursache hat. Die Lage der ungarischen Ortschaften bringt es nämlich mit sich, daß ein geregelter Schulunterricht nicht recht durchführbar ist, selbst wenn die Eltern wollten ihre Kinder etwas lernen lassen. Im ungarischen Tieflande entbehrt die Natur jedweden Reizes; die Monotonie der unübersehbaren Ebene, hier und da unterbrochen durch einige Bäume oder den Thurm einer fernen Ortschaft, welcher in der glühend heißen Atmosphäre zu zittern scheint, ermüdet bald das neugierige Auge des einsamen Wanderers, und die öde, lautlose Stille der Umgebung wirkt deprimirend auf seine Stimmung ein. Die Wohnungen, die „Tanyas“, sind natürlich auf dieser eintönigen Fläche weit von einander entfernt, so daß man oft weit mehr denn eine Stunde zu gehen hat, ehe man zu einer andern gelangt; sind die Wohnungen zu einer „Buzsza“ vereinigt, so ist die Ausdehnung noch immer zu groß, um die Kinder im Winter, wo der Unterricht sonst am Lande stattzufinden pflegt, in die Schule schicken zu können. Die Marktflecken und Städte hingegen haben eine immense Einwohnerzahl von 17—70,000 Seelen; eine oder zwei schlechte Schulen vermögen sonach kaum die Hälfte der schulpflichtigen Kinder zu fassen, abgesehen davon, daß der kniehohe Strassenkoth den Schulbesuch oft unmöglich macht. Uebrigens ist das Lehrpersonal selbst derart indolent, daß die Jugend unter dessen Leitung kaum etwas Rechtes zu leisten vermag. Hebt doch der ministerielle „Bericht über den Stand des ungarischen Volksschulwesens im Jahr 1870“ selbst hervor, daß im Zempliner Comitate 17 Lehrer wirken, die nicht schreiben können. Auch bleibt beinahe die Hälfte der schulpflichtigen Kinder ohne jeglichen Unterricht. Bei einem solchen Mangel an Bildung, der sich auch in die höheren bürgerlichen Classen der Gesellschaft erstreckt, darf es niemand Wunder nehmen, wenn bis vor ganz kurzem die Industrie arg darniederlag. Der Ungar hat bis zur Stunde wenig Sinn dafür gezeigt, weil er noch nicht genöthigt war andere Erwerbsquellen zu suchen als den Ackerbau und die Viehzucht. Ja sogar der Ackerbau, der die Hauptader des magyarischen Lebens bildet, wird nur lässig betrieben. Dies tritt so recht zu Tage, wenn der magyarische Bauer sein Getreide, statt zu dreschen, durch Pferde austreten läßt, wobei eine Menge Korn im Stroh bleibt oder in den Boden getreten wird. Seit der Judenemancipation beginnt indeß die Industrie sich zu heben und es werden dadurch unerschöpfliche Quellen des Reichthums dem Lande erschlossen; freilich sind dabei die Juden das Alpha und Omega; ihre Zahl, ihr festes Zusammenhalten, ihre Rührigkeit und Gewandtheit und, mehr als dies alles, ihre Capitalmacht, geben ihnen in dem capitalarmen Lande einen Einfluß, der sich schon in ihrem sicheren selbstbewußten Auftreten äußerlich zeigt. Auch vermehren sie sich so außerordentlich, daß die carpathischen Comitate mit Juden nahezu erfüllt sind. Von 1785—1870 haben sie sich um mehr als das Siebenfache vermehrt; gegenwärtig darf man ihre Zahl in Ungarn auf 600,000 Köpfe, d. i. ein Zehntel aller Juden in Europa, schätzen. Budapest genießt die Ehre, seit der Vereinigung mit Ofen und Altköfen wohl die judenreichste Stadt in Europa zu sein. Durch Wuchergeschäfte ruiniren sie zwar den magyarischen Edelmann und den dem Trunke ergebenen magyarischen Bauer, sie sind aber dafür fast die einzigen Träger des Verkehrs, und in den unwegsamen, armen und vernachlässigten Theilen des Landes begründen sie geradezu Handel und Wandel; sie sind die Träger der Intelligenz und der Mittelpunkt des socialen Lebens. Von letzterem kann eigentlich, mit





Erörterung der höchsten Existenzfragen zur tollsten Freude der Sinnlichkeit, wie er auch oft hinabsinkt aus den behaglichsten Verhältnissen des Lebens in das tiefste Elend. (Ausland 1872, Nr. 11, S. 229—230.)

An merkwürdigen Plätzen bietet Ungarn bloß die einzige Hauptstadt Budapest an der Donau, aus der Vereinigung zweier besonderen Städte: Pest und Ofen (ung. Buda) entstanden. Diese ungarische Metropole mit ihren 280,000 Einw. ist wirklich eine glänzende Stadt, in welcher alle Verfeinerungen der Civilisation in Fülle vorhanden sind; wer durch ihre prachtvollen Straßen, über ihre schöne Brücke oder über ihre herrlichen Quais schlendert, ahnt nicht, daß er sich eigentlich in einer wahren Oase inmitten der Culturwüste befindet, denn neben Budapest verdient eigentlich keine andere Stadt des Landes Erwähnung; sie ist wahrhaftig die urbs der Römer, ganz allein die „Stadt“. Bloß aus Gewissenhaftigkeit erinnern wir, außer den sonstigen wichtigen Städten, welche wir in unserer Tabelle verzeichnen, an die Hauptstadt Croatiens und Slavoniens: Agram (20,000 Einw.) und den Freihafen Fiume (14,000 Einw.), den Haupthandelsplatz und Industriort der croatischen Küste. In Siebenbürgen sind Klausenburg (27,000 Einw.), Maros-Básárhely (13,000 Einw.), Hermannstadt (19,000 Einw.) und Kronstadt (28,000 Einw.), der vorzüglichste Handelsort, die namhaftesten Städte.

## §. 21. Das Kaiserthum Rußland.

Das ganze östliche Europa ist ein Theil des russischen Reiches und dieses ist nicht nur der größte Staat Europa's, sondern der ganzen Erde überhaupt, denn außer seinem europäischen Antheile erstreckt es sich auch noch über ganz N.-Asien, einen großen Theil von Centralasien und das Kaukasus-Gebiet, welches wir seinem Charakter nach besser zu Asien als zu Europa rechnen. Wenn in Wirballen, der preußisch-russischen Grenzstation, die Gepäcksrevision erfolgt ist, so verläßt der Reisende den Saal „mit dem erhebenden Bewußtsein, nun in einem Reiche sich zu befinden, wo man wie in keinem zweiten der Erde (in östlicher Richtung von Wirballen aus) die Kleinigkeit von 95 geographischen Längengraden oder über 5800 Stunden wandern kann, ohne abermals einer Zollschranke zu begegnen, und seine Reisetasche erst wieder zu öffnen braucht, falls ein chinesischer Douanier an den Grenzen des Reiches

der Mitte, mit geschlihten Augen und dem malerischen Zopfe am Hinterhaupte, solches verlangen sollte". (Reublfing. Wanderungen im westlichen Rußland. S. 28.) In der That kommt die Gesamtoberfläche des russischen Reiches jener der uns zugekehrten Seite des Mondes an Ausdehnung gleich.

Dem in russischer Sprache erschienenen Werke „Die Berechnung der Oberfläche des gesammten russischen Reichs unter der Regierung Kaiser Alexander II.“, herausgegeben von F. A. Strelbizki, Oberst im Generalstab, entnehmen wir folgende interessante Details. Die Oberfläche des europäischen Rußland mit allen Binnengewässern, Inseln und dem Asowschen Meer, sowie mit den im Ural befindlichen Theilen der Gouvernements von Perm, Orenburg und Ufa, beträgt nach den genauesten Messungen  $4,373,263,1 \square \text{Werst} = 4,956,864,3 \square \text{Km.}$ , wovon jedoch Polen, Finnland und der Kaukasus ausgeschlossen sind. Diese Länder zählen  $833,462,2 \square \text{W.} = 948,497 \square \text{Km.}$  Flächeninhalt, und zwar entfallen auf Polen  $127,316,21 \square \text{W.}$ , auf Finnland  $373,536,3 \square \text{W.}$  und den Kaukasus  $447,644,3 \square \text{Km.}$  Somit nimmt das ganze europäische Rußland mit den Binnengewässern, Inseln und dem Asowschen Meer einen Flächenraum von  $5,208,724,6 \square \text{W.}$  oder  $5,927,632,7 \square \text{Km.}$  ein, in welcher Zahl die Inseln mit Nowaja Zemlja  $109,792$ , die Binnenseen mit  $118,308$  und das Asowsche Meer mit  $36,821,66 \square \text{Km.}$  inbegriffen sind. Wenn man jedoch das europäische Rußland in seinen natürlichen und nicht administrativen Grenzen auffaßt, also nach O. zu bis an das Uralgebirge und den Uralfluß, nach S. bis an den Kaukasus und das Schwarze Meer, so ändern sich die angegebenen Zahlen nachstehend: das feste Land mit den Binnengewässern und dem Asowschen Meer ergibt  $5,513,430$ , die Inseln  $54,653$  und die Seen  $113,483 \square \text{Km.}$

Das asiatische Rußland mit den Binnengewässern, Inseln, dem Aralsee und Kaspiischen Meer umfaßt einen Flächeninhalt von  $14,158,320 \square \text{W.}$  oder  $16,112,467,8 \square \text{Km.}$ , wovon die Inseln  $129,971$ , der Aralsee und das Kaspiische Meer  $476,086 \square \text{Km.}$  Rechnet man dagegen die russischen Besitzungen nach den natürlichen Grenzen Asiens, also mit dem Uralgebirge und dem Kaukasus, so beträgt der Flächeninhalt  $14,520,183,3 \square \text{W.}$  oder  $16,524,275,3 \square \text{Km.}$ , und zwar entfällt auf das feste Land mit den Binnengewässern und dem Aralsee  $15,953,382$ , auf die Inseln  $131,475,8$  und auf das Kaspiische Meer  $439,445,3 \square \text{Km.}$  Man ersieht daraus, daß das asiatische Rußland beinahe dreimal so groß ist, wie das europäische, und daß der Flächeninhalt der von Rußland beherrschten Länder beinahe ein Sechstel der ganzen Erdoberfläche einnimmt. (Ausland 1874, Nr. 43, S. 980; vgl. auch Petermann's Geogr. Mitth. 1874, S. 231–232.) Das gesammte russische Reich in Europa und Asien hat demnach  $21,625,897 \square \text{Km.}$  Ein englischer Berechner, welcher dafür die hier angegebenen ziemlich nahe kommende Ziffer von  $21,561,896 \square \text{Km.}$  annimmt, will dasselbe doch nur als das zweite der Größe nach betrachten, da er für das englische Reich einen Flächenraum von  $22,975,213 \square \text{Km.}$  herausrechnet. Darin sind natürlich sämtliche britische Colonien inbegriffen, welche zum Theile nur nominelle Bestandtheile des britischen Reiches sind, sich einer fast unbeschränkten Unabhängigkeit erfreuen und über den ganzen Erdball verzettelt sind, nimmermehr also zum Begriffe eines einheitlichen Reiches passen, wie es das russische thatsächlich ist.

In diesem Abschnitte wollen wir uns bloß auf das europäische Rußland beschränken, welches den wichtigsten Bestandtheil dieses Staatencolosses bildet, und dasselbe zunächst in staatlicher Hinsicht betrachten. Das russische Kaiserreich ist die einzige absolute Monarchie unseres Erdtheiles, d. h. der Kaiser, welcher den Titel Zar führt, regiert als Alleinherrscher ohne jegliche gesetzgebende oder verfassungsmäßige Factoren; er ist das weltliche und zugleich geistliche Oberhaupt des Reiches, dem als oberste Staatskörperschaften außer dem geheimen Cabinete der Reichsrath, zusammengesetzt aus den Mit-

gliedern der kaiserlichen Familie — den Großfürsten —, den Spitzen des Heeres und der Flotte, dann der Senat und die heilige Synode, nämlich die Versammlung der höchsten geistlichen Würdenträger, zur Seite oder richtiger unterstehen. Das Volk hat also, wie man sieht, keinen directen Einfluß auf die Regierung; doch würde man sehr irren, wenn man deshalb annähme, der Zar könne handeln nach seinem Belieben. Auch in Rußland findet der Volkswille, wie überall, genug Gelegenheit, zum Ausdruck zu gelangen, und ist der Zar unumschränkter Gebieter nur unter der Bedingung, daß er thue was der Volkswille erheischt. Handelt „Väterchen“ (Batjuschka) — so nennt der russische Bauer seinen Landesherrn — nicht nach diesem Willen, so lehrt die Geschichte, daß man um Mittel, den widerspenstigen Monarchen zu beseitigen, niemals verlegen war. Dieser Gesichtspunkt ist bei der Beurtheilung des russischen Absolutismus nie außer Acht zu lassen.

Den staatlichen Zwecken nach Außen dienen in erster Reihe das Heer und die Kriegsflotte, welche seit einigen Jahren eine sehr ansehnliche Ausbildung erfahren haben.

Das russische Heer besteht jetzt, nachdem seit 1. Januar 1874 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, aus der activen Armee, deren Reserve, den Kasaken (srr. Kosaken), Fremdvölkern und der Reichswehr. Die Dienstpflicht dauert vom 20. bis 40. Jahre, mit 15jähriger Dienstzeit im Heere (6 Jahre active Armee, 9 Jahre Reserve); hierauf Uebertritt in die Reichswehr, welche die Ausgedienten und Freigelooften umfaßt, aber nicht im Frieden organisirt ist; ihre 4 jüngsten Jahrgänge können indeß zur Completirung des stehenden Heeres beigezogen werden, wenn dessen Reserve nicht ausreicht, während die zweite Kategorie der älteren Jahrgänge nur unter außerordentlichen Verhältnissen durch kaiserliches Manifest aufgeboten wird. Doch ist die stricte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht selbst bei einer Friedensstärke des Heeres von 780,000 Mann nicht möglich, da immer nur jährlich an 150,000—200,000 Recruten eingestellt werden können, während das gesammte Recrutencontingent 6—700,000 Mann jährlich betragen dürfte. Ausgedehnte Begünstigungen für gewisse Bildungsgrade durch sehr kurzen Freiwilligendienst sollen einen Kern von Reserve-Offizieren schaffen. Die russische Feldarmee zählt 12 Garde-, 16 Grenadier-, 164 Linieninfanterieregimenter, bei der Garde zu 4, bei den übrigen Regimentern zu 3 Bataillonen, mithin 492 Bataillone zu ca. 1000 Mann, 28 Schützenbataillone zu ca. 900 Mann, im Ganzen 517,200 Mann Infanterie. An Reiterei: 10 Garde- (4 Kürassier-, 2 Hukaren-, 2 Uhlanen-, 2 Dragonerregimenter), je 14 Hukaren-, Uhlanen-, Kosaken- und 18 Dragonerregimenter zu 4 Escadronen, resp. 6 Sotnien, und 2 Garde- und 4 Don'sche Kosakenregimenter zu 6 Sotnien, im Ganzen 76 Regimenter oder 224 Escadronen und 120 Sotnien mit ca. 50,000 Mann. An Artillerie: 48 Feld-Fußartilleriebrigaden zu 6 Batterien (9pfündige, 4pfündige, Mitrailleusen), d. h. 288 Fuß- zu 8 Geschützen, 34 Cavalleriebatterien (incl. 7 Kosakenbatterien) zu 6 Geschützen, in Summa 322 Batterien mit 2508 Geschützen und ca. 60,000 Mann. An Pionniere: 15 Sappeurbataillone mit ca. 9300 Mann. Besondere Trainabtheilungen gibt es nicht, der Train gehört in Rußland stets in den Etat der Truppe. Dagegen sind noch den mobilen Streitkräften hinzuzuzählen 2 Feld-Ingenieurparcs zum Transporte einer Reserve an Handwerkszeug für die Sappeurbataillone, 2 Belagerungs-Ingenieurparcs, welche die zur Belagerung einer Festung bestimmten Truppen mit den nöthigen Utensilien und Geräthen zu versehen haben, und 115 Feld-artillerieparcs (noch nicht formirt) zur Ergänzung der Infanterie-, Cavallerie- und Artilleriemunitio[n].



Ueber den Bestand der russischen Kriegsflotte können wir nachstehende Angaben machen: Auf allen russischen Meeren sind 29 Panzerschiffe und 196 ungepanzerte Schiffe vorhanden, welche zusammen 921 Kanonen tragen. Der Personalbestand der Flotte umfaßt 1305 Flottenofficiere (81 Admirale eingerechnet), 513 Steuerleute, 210 Artillerie- und 145 Marine-Ingenieure, 545 Ingenieur-Mechaniker, 56 Marine-Bauingenieure und 24,500 Untermilitaire (Matrosen und Soldaten). Den Meeren nach vertheilt sich die Flotte, wie folgt: Im Baltischen Meere stehen 27 Panzerschiffe und 110 ungepanzerte Dampfer, von denen 70 keine Kanonen tragen. Die 40 armirten Dampfer haben etwa 200 Kanonen, ebensoviel die Panzerschiffe, von welsch' letzteren 4 noch im Bau begriffen sind. Die Flotte des Schwarzen Meeres besteht aus 2 Panzerschiffen und 29 ungepanzerten Dampfern. Ein Panzerschiff und ein ungepanzelter Dampfer sind im Bau begriffen. Die Panzerschiffe sind mit 4, die gewöhnlichen Dampfer mit 45 Kanonen armirt, 4 der letzteren haben keine Kanonen. Im Kaspiischen Meere sind 20 ungepanzerte Dampfer, von denen 1 im Bau begriffen und 9 nicht armirt sind. Die übrigen haben zusammen 45 Kanonen. Die sibirische Flottille hat 28 Dampfer, von denen 7 mit zusammen 36 Kanonen armirt sind. Die Aral-Flottille zählt 6 kleine Dampfer, von denen 5 zusammen 13 Kanonen tragen. Im Weißen Meere sind 3 Schiffe mit 4 Kanonen.

In politischer Hinsicht zerfällt das europäische Rußland in administrative Bezirke mit dem Titel „Gouvernements“, und diese hienwieder in Kreise. Die Anzahl dieser Gouvernements, deren Areal sehr verschieden ist und die ihren Namen meist von den Hauptstädten haben, beträgt, von Kaukasien abgesehen, welches die Russen indeß zu Europa zählen, im europäischen Rußland 68, von denen mehrere unter Zugrundelegung geschichtlicher oder Bevölkerungs-Verhältnisse in Gruppen mit gemeinschaftlichen Namen zusammengefaßt werden. So unterscheidet man: Großrußland, welches den bedeutendsten Theil des Reiches, den ganzen N. mit Ausschluß von Finnland, und das Herz des Staates, im Ganzen 19 Gouvernements, umfaßt und fast bis an die südrussische Steppe reicht. Hier, im Dnjepr- und Donez-Gebiete liegt Kleinrußland oder die Ukraine mit 4 Gouvernements; nordwestlich davon setzt sich Westrußland aus 8 Gouvernements zusammen, wovon drei das sogenannte Weißrußland bilden. Polen ist seit 1868 mit dem russischen Reiche vollständig verschmolzen und in 10 Gouvernements eingetheilt. Die vier Gouvernements Kur-, Liv- und Estland, dann Ingermannland oder St. Petersburg, werden unter dem Namen der baltischen oder Ostsee-Provinzen zusammengefaßt, von denen die drei ersteren oft aber, wie sich später ergeben wird, fälschlich die deutschen genannt, sich gewisser politischer Prerogative erfreuen. Eine noch viel größere Selbständigkeit genießen die 8 Gouvernements (hier wie in Schweden Län genannt) des Großfürstenthums Finnland, welches eine eigene Landesregierung mit Volksvertretung besitzt und durch einen Vertreter des Kaisers regiert wird. Es ist kein homogener Theil des Reiches, sondern ein durchaus unabhängiger Staat mit constitutionell-monarchischer Staatsform, dessen Monarch der Kaiser von Rußland ist und

dessen Selbständigkeit sich bis auf eigenes Münzsystem und eigene Postmarken erstreckt. Im SO. von Großrußland treffen wir die ehemaligen Barthümer Kasan mit 5 und Astrachan mit gleichfalls 5 Gouvernements, welchen sich längs des Schwarzen Meeres die 5 Gouvernements von Neu- oder Südrußland anreihen. Kaukasien, in 6 Gouvernements, 3 Gebiete und 3 Bezirke getheilt, bildet eine besondere Statthalterchaft. Alle weiteren Einzelheiten dieser administrativen Eintheilung möge der geneigte Leser unseren diesbezüglichen Tabellen entnehmen.

Schon diese Gruppierung der einzelnen Landestheile läßt errathen, daß das weite Reich von keiner gleichartigen Bevölkerung bewohnt werde, und in der That ist in Hinsicht auf Nationalitäten kein Staat der Erde von so verschiedenen Völkerschaften bewohnt, als Rußland, das unter seinen Bevölkerungselementen mehr als hundert verschiedene Stämme zählt; in seinen Grenzen werden 40 Sprachen gesprochen. So bunt auch immer dieses Völkergemisch sein mag, so herrschen doch der Zahl nach die Slaven und besonders die Großrussen in hohem Maße vor, und dadurch erscheint Rußland in viel höherem Grade geeinigt, als z. B. Oesterreich und die Türkei. Dazu kommt noch, daß der bei weitem größte Theil der 73 Millionen übersteigenden Bevölkerung (im europäischen Rußland, fast 86 im Gesamtreiche), nämlich über drei Viertel der griechisch-katholischen Kirche angehören. „Jedenfalls verbinden Sprache, Religion und Sitten das ganze russische Volk zu einem mächtigen Ganzen, innerhalb dessen nur die dialectischen Unterschiede zwischen Groß-, Weiß- und Kleinrussen zu bemerken sind. Es bleiben aber immer noch gegen 40 Millionen Großrussen von einer so großen Gleichartigkeit des Gepräges, wie sich deren wenige andere Völker zu erfreuen haben. Von den verschiedenen Elementen, die sich dem Slavischen beigemischt haben, ist beim Großrussen das Finnische, beim Weißrussen das Lithauische und beim Kleinrussen das Tatarische vorherrschend; doch sind letztere im Allgemeinen von reinerem slavischen Blute. (Petermann's Geograph. Mitth. 1877. S. 5.)

Das europäische Rußland bewohnen 34,389,871 Großrussen, 14,201,279 Kleinrussen und 3,592,057 Weißrussen, also im Ganzen 52,183,207 russische Slaven. Auf Grund der den Russen im Laufe der Geschichte zugewachsenen Beimischungen fremder ethnischer Elemente hat man in den Großrussen ein nur slavisiertes, im Grunde aber finnisches oder mongolisches, „turantisches“, also nicht arisches Volk sehen wollen, welches auf den Namen „Russen“ überhaupt keinen Anspruch habe und als „Moskowiter“ zu bezeichnen sei, eine Benennung, welche unter dem Einflusse politischer Leidenschaft in mehreren Preßorganen vor Kurzem wieder beliebt geworden. Im Gegensatz zu diesen „Moskowitern“ seien die Kleinrussen oder Ruthenen echte Slaven, die wahren „Russen“. Ein F. G. Dutschinski, ein politischer Flüchtling aus Sibirien, war der Entdecker oder wenigstens eifrigste Verbreiter des Märchens von dem finnischen Russenvolke. In Deutschland hat sich Gottfried



Stinkel dazu hergegeben, diese Albernheit zu verbreiten, Karl Blind bemüht sich dergleichen, und auch William Pierjon (*Russlands Vergangenheit*. Leipzig 1870. 8°.) neigt sich derselben zu; in Frankreich sind gar namhafte Gelehrte, wie Henri Martin, Biquésnel, Guigniaut und der Belgier G. de Laveleye, diesem Irrthume gefolgt. Polnische Schriftsteller haben natürlich diese ihnen sehr gelegene Theorie nach Kräften ausgebeutet und die Russen als dem Slaventhume ganz fremd hingestellt. Abgesehen aber davon, daß die meisten Russen sich in Gestalt nicht sehr von Polen und Deutschen unterscheiden, kann Niemand über den Umstand hinaus, daß Russisch und Polnisch so nahe verwandte Sprachen sind, daß diese Verwandtschaft mit Nothwendigkeit auf einen gemeinsamen Ursprung beider Völker schließen läßt. Denn die Ansicht, daß die Russen das slavische Idiom erst angenommen hätten, wird nicht nur von keinem Beweis irgend einer Art gestützt, sondern widerspricht auch der Natur der Sache. Gewiß fließt auch finnisches Blut in den Adern der Russen, wie es ja kein Volk in Europa gibt, welches in der Gegenwart noch das reine Arierthum darstellt; allein das mongolische Moskowiterthum ist eine Fabel. Diese absurde Theorie Duchinski's ist von einem seiner eigenen Landsleute, einem Kleinrussen, Prof. Kostomarow, der ihn jedoch an Wissen, Geistesstärke, und namentlich an Unvoreingenommenheit weit überragt, auf's herbste kritisirt und widerlegt worden. Kostomarow zeigt deutlich die zwischen Groß- und Kleinrussen bestehende ethnographisch-historischen Unterschiede, zugleich aber, daß sie beide Zweige eines und des nämlichen Stammes sind. In Frankreich hat der treffliche Louis Leger, einer der gründlichsten Kenner des Slaventhums, mit dem Moskowiterthum aufgeräumt. Die in den jüngsten Jahren auf dem Gebiete der Volksliteratur angestellten Forschungen haben vollends die innige Zusammengehörigkeit der Großrussen mit den übrigen arischen Nationen Europa's und den Slaven insbesondere in's hellste Licht gestellt. (Siehe darüber die Arbeiten von Asanasiow, Rhudiakow, Ghudinski, Rhudschenko, des Deutschen Erlentwein, dann das treffliche Buch von W. R. S. Ralston. *Russian Folk Tales*. London 1873. 8°. und Alfred Rambaud. *La Russie épique. Etude sur les chansons héroïques de la Russie*. Paris 1876. 8°.) Es ergibt sich daraus, daß das russische Volk nicht nur eines der authentischsten arischen Völker ist, sondern daß es auch seinen Schatz an Ueberlieferungen und Sagen, mit denen jedes beim Austritte aus der gemeinschaftlichen Wiege bedacht war, noch besser als die meisten Völker bewahrt hat. Wer also noch ernsthaft vom Moskowiterthume der Russen spricht, huldigt einer Marotte oder ist in einer seltsamen Geistesverirrung befangen. Den Stand der Frage hat mit ruhiger Nüchternheit Prof. Robert Rösler mit folgenden Worten dargelegt, bei denen es wohl für alle Zeiten bleiben wird: „Wenn man alle störende Politik und die Leidenschaften berer, welchen ein Finne oder Tatar und Mongole ein verabscheuungswürdiges Wesen ist, so daß die Vermischung eines Slaven mit demselben die traurigsten Folgen nach sich ziehen muß, aus den Augen setzt, so läßt sich doch nur sagen, daß der Slavismus des russischen Volkes von N. nach S. zunimmt, in umgekehrter Richtung dagegen, sowie in der nach O. abnimmt und in dem Grade die Mischung mit fremden, meist turanischen Bestandtheilen intensiver wird. Genaue Untersuchungen der ethnischen Mischung von Gouvernement zu Gouvernement, wie sie nothwendig wären, um ein sicheres Urtheil im Einzelnen zu fällen, sind aber bisher nicht angestellt worden. Trotz mancher angestrebter Versuche berer, welche in die Ethnologie ihren Haß einfließen lassen, die Unterschiede zwischen den Kleinrussen, „den echten Slaven“, und den Großrussen, „den Turaniern und Asiaten“, recht grell zu zeichnen, ist der Unterschied zwischen den beiden Stämmen heute nicht größer, als etwa der zwischen Schwaben und Preußen. Im Volke von O.-Deutschland rollt manches Tröpfchen Slavenblut, doch hat das germanische Wesen obgesiegt, ebenso hat in Rußland das Slavische alles Fremde des Finnenthums völlig überwunden.“ (Rob. Rösler. *Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau*. Wien 1873. 8°. S. 52.) Zwischen Groß- und Kleinrussen besteht auch sprachlich kein großer Unterschied. „Das Russische,“ sagt ein älterer und genauer Kenner des Reiches, „zerfällt in zwei Hauptdialekte: in das Groß- und Kleinrussische. Jenes sprechen die Großrussen, die donischen und anderen Kosaken großrussischen Ursprungs, sowie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; dieses alle Kleinrussen nicht nur in dem ehemaligen Kleinrußland, sondern auch in Podolien

und in der polnischen Ukraine, die Kosaken am Schwarzen Meere, sowie alle übrigen von Kleinrussen abstammenden Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und echte Russen, in Abstammung, Sprache, Religion und Sitte; und alle Russen sind Eins durch ihre Sprache. Das Groß- und Kleinrussische ist bei weitem nicht so verschieden, wie z. B. das Ober- und Niederdeutsche. Die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes wird mächtig getragen und zusammengehalten von der Einförmigkeit des Landes, von der weit ausgedehnten, unterschiedslosen Fläche, auf welcher kein Theil sich absondern kann und Alles, Mensch und Pflanze, Thier und Boden, Wind und Wetter eine und dieselbe Uniform trägt.“ In großen Zügen sondernd, können wir also die „Russen Rußlands“ in drei Hauptfamilien theilen: die Weißrussen im N., die Kleinrussen im S. und SW. und die Großrussen in den übrigen europäischen Provinzen Rußlands. Unter diesen spielen die Großrussen die Hauptrolle; wir wollen daher mit ihnen beginnen. Der Muschik oder gemeine Mann ist gewöhnlich ein freundliches, argloses Geschöpf, absolut frei von jedem Buchwissen, abergläubisch und devot loyal. Für Generation um Generation seiner Vorväter bildete die Kirche das Bollwerk gegen jede fremde Invasion und eine Zuflucht in der Zeit der Noth; er empfindet daher für seine Religion eine Dankbarkeit und Liebe, wie sie wohl keine andere Bevölkerung für die ihrige aufweist. Andererseits hat das Heidenthum, das vor einem Jahrtausend noch im ganzen Reiche vorherrschte, einen Einfluß zurückgelassen, der an seiner Glaubensgestaltung gar mächtig mitgemodelt und colorirt hat, ja so gewaltig, daß es manchmal nahezu unmöglich ist, die Demarcationslinie zwischen dem alten Heidenthum und dem moder-



Mäuerin aus Südrussland.

nen Christenthum herauszufinden. Ebenso schwierig ist es mitunter, zwischen den guten und den schlechten Eigenschaften in der Anlage des Muschik zu unterscheiden; zu bestimmen: wo die geduldige Beharrlichkeit aufhört und der stupide Eigensinn beginnt, wo seine Tafelfrohlichkeit in widerwärtige Ausschweifung übergeht und so fort. Sein Lebenlang bleibt ihm ein gewisser kindlicher, kindischer Zug eigen; durch jede Kleinigkeit erfreut, unterhalten, selten nur ernsteren Nachdenkens fähig, schlendert er dem

Grabe zu, vielleicht niemals von einer höheren Empfindung gestachelt, niemals um persönliche Würde oder Freiheit sich bekümmern. Soll er glücklich sein, so muß er zwar freundlich, aber fest geleitet werden; er fühlt sich nur selten wohl, wenn er nicht den Einfluß seines Leitzügels empfindet. Das sind die hervorstechenden Züge des Muschik in den Städten wie auf dem flachen Lande, nur daß sich der Einfluß der Städte bei ihm zumeist noch in corumpirender Weise fühlbar macht. Da er zum Trunke geneigt und in Eigenthumsfragen gemeinhin nichts weniger als scrupulös ist, finden sich diese bösen Eigenschaften bei ihm leicht begreiflich in den Städten viel mehr entwickelt als auf dem Lande. Doch in Verbrechen sinkt er nur selten so tief, wie es bei uns ziemlich häufig vorkommt; es fehlt ihm mindestens das Raffinement. Otto Wahl (*The land of the Czar*. London 1875. 8°.), an den wir uns hier anlehnen, schildert den gebildeten Russen als „im hohen Grade intelligent und von rascher Auffassungsgabe“, doch stets in seinem Interesse launenhaft, in seinen Bestrebungen bald wieder erlahmend, zur Verschwendung geneigt. Dem Momente opfert er Alles, und ein Genuß, eine Erregung scheint ihm nie zu theuer bezahlt; abwechselnd nachsichtig und anspruchsvoll, eifrig, unentschlossen und schwankend oder auch energisch und starr, eine Mischung von Widersprüchen. Seine Fähigkeit, sich fließend in fremden Sprachen auszudrücken, entschädigt schlecht für den Mangel an Wahrhaftigkeit, den er in jeder, auch der eigenen entwickelt, so wenig als Geschmeidigkeit und ein wunderbares Adaptirungsvermögen für diesen Mangel Ersatz zu bieten vermögen. Die durch Aufhebung der Leibeigenschaft so

gewaltig veränderten Verhältnisse werden jedoch wahrscheinlich auch die oberen Stände allgemach ihrer Apathie entreißen und ihre Erregbarkeit zur Thatkraft steigern. Davon hängt eigentlich so recht die künftige Gestaltung Rußlands ab.

Von den Weißrussen entwirft Wahl ein etwas düsteres Bild. Arm bis zum Elend, in nur sehr geringem Grade mit den Segnungen der Civilisation vertraut, sind diese Bewohner der nördlichen Provinzen ungemein gutherzig und harmlos. Sie können sich weder des kräftigen Körperbaues, noch der zahlreichen Familien und patriarchalischen Gewohnheiten der Großrussen rühmen. Auch von dem Einflusse der polnisch-lithauischen Prinzen, deren Herrschaft sie so lange Rußland vor-enthielt, ist nichts zu bemerken, so wenig man Polen selbst in diesen Districten begegnet. Diesen ähnlicher sind ihre Nachbarn und ehemaligen Unterthanen, die Kleinrussen, die anmuthendsten und begabtesten der Bewohner Rußlands. Feiner organisirt als die Großrussen, Musik, Gesang und Blumen liebend, wie für Naturschönheit empfänglich, versehen sie das russische Leben mit dem romantischen Elemente, das man im R. Rußlands vergeblich suchen würde. Unter dem Druck eines arktischen Winters kann sich der Sinn für Schönheit auch nur schwer herausbilden. Wo der Mensch im steten Kampfe mit den zerstörenden Naturgewalten ist, vermag die Einbildungskraft sich nicht zu entfalten. Nicht als wären die Bewohner jener Districte besonders rauh und wild, der deprimirende Einfluß des fortgesetzten Kampfes macht sich weit mehr in Abstumpfung fühlbar.

Von anderen Völkern slavischen Stammes finden sich in Rußland noch Polen, Serben, Bulgaren und einige Tausend eingewanderte Tschechen, letztere hauptsächlich in Kaukasien. Die Polen sind das zweitwichtigste Volk im russischen Reiche und zählen im Ganzen 4,790,000 Köpfe, wovon 3,906,000 in den 10 Gouvernements des eigentlichen Polen leben; sie machen 6,76 % der ganzen Bevölkerung im europäischen Rußland aus und sind wegen ihrer kriegerischen Eigenschaften von Alters her berühmt. Die Zahl der intelligenten, arbeitsamen und gleichfalls kriegerischen Serben beläuft sich nur auf kaum 8000, welche in den südlichen Grenzdistricten leben. Dagegen weisen die Bulgaren, fast 100,000 Köpfe stark, große Colonien in Bessarabien, Taurien und im Gouvernement Cherson auf.

Sehr interessanten Völkern begegnen wir in den baltischen-Ländern, in welchen sich die Lithauer und Letten mit den finnischen oder tschudischen Elementen berühren.

Letten und Lithauer, die südlichen Grenznachbarn der finnischen Hauptmasse, die wir später kennen lernen werden, bilden gegenwärtig den Stoc der Bevölkerung in Livland, so weit dieses nicht von tschudischen Esthen besetzt ist, in Kurland, im Gouvernement Kowno, dem N.W.-Theile von Wilna, im N. von Augustowo bis südlich nach Grodno. Die Lithauer sind zum größten Theile römisch-katholisch; ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, neben welchem die Viehzucht nur eine untergeordnete Bedeutung hat; ihre Zahl beläuft sich auf 811,051, die der Schmuden oder Samogitier, d. h. der Lithauer des W.-Theiles des Gouvernements Kowno und des N.-Theiles des Gouvernements Suwalki, auf 623,700 Seelen. Die Letten sind ein gutartiger aber geistig etwas schwerfälliger Menschenschlag, dem es jedoch keineswegs an Bildungsfähigkeit fehlt. Sie sind, mit Ausnahme von ca. 50,000 zur griechischen Kirche Uebergetretenen, lutherische Protestanten und in ihren zahlreichen Volksschulen so weit gebildet, daß Alle des Lesens, die Meisten auch des Schreibens kundig sind. Dennoch gehen bei ihnen viele abergläubische Vorstellungen im Schwange. Es sind in Rußland 1,047,929 Letten vorhanden.



Die Verwandtschaft des Charakters und der Sitten der Lithauer und Letten mit jenen der Slaven läßt beide als Bruderstämme erscheinen. Manche Forscher behaupten sogar, der lithauische Stamm sei ursprünglich vom slavischen gar nicht verschieden, sondern nur durch die Mischung mit Gothen und Tschuden in etwas entfremdet worden. Mit dieser Ansicht stimmen die Resultate der Linguistik sehr wohl überein. Die nahe Verwandtschaft des Lithauischen mit dem Slavischen erkannten schon Rask und Wilhelm v. Humboldt, Schafarik und Schleicher, eine Verwandtschaft, die ihnen sicher noch klarer geworden wäre, wofern sie tiefer in den Bau der slavischen Sprachen eingedrungen wären. Seither wird das Lithauische allgemein als slavische Sprache betrachtet, Max Müller stellt dasselbe auf seiner genealogischen Tafel der arischen Sprachgruppe (Max Müller. *Lectures on the science of language*. London 1864. 8°. I. Bd. S. 411) direct unter die slavischen Idiome, und Friedrich Müller nennt das Lettische geradezu die Sprache der slavischen Bewohner Livlands und Kurlands. (Friedr. Müller. *Novarareise*. *Ethnographie*. S. 203—204.) Lettisch und Lithauisch gehören derselben Sprachfamilie an, nur ist Lettisch etwas moderner. Schleicher schrieb — freilich schon vor zwanzig Jahren —, das Lettische verhalte sich zum Lithauischen wie das Italienische zum Latein. (Schleicher. *Die Sprachen Europa's*. Bonn 1850. 8°. S. 192.) Heute würde er vielleicht einen noch näheren Verwandtschaftsgrad zwischen beiden Idiomen angeben. Grewingk nennt es eine in Laut und Form jüngere Mundart oder Schwester des Lithauischen. (G. Grewingk. *Ueber heidnische Gräber Rußisch-Lithauens*. Dorpat 1870. 8°. S. 53.) Wie dem auch sei, der slavische Charakter des Lithauischen und Slavischen steht fest, und Schleicher bemerkt: „die lettische Sprachfamilie enthält vor Allem jene Sprache, welche nicht nur ihres alterthümlichen, wohl erhaltenen Baues wegen ohne Zweifel als die älteste des ganzen Baares angesehen werden muß, sondern welche unter den jetzt lebenden indogermanischen Sprachen überhaupt die älteste, für den Sprachforscher wichtigste ist, nämlich das eigentliche Lithauische oder das Preußisch-Lithauische.“

Hier gilt es auch den Wahn zu zerstören, der an der Bezeichnung „deutsche Ostseeprovinzen“ haftet. Hier und da liegen allerdings im lettischen Gebiete deutsche Sprachinseln eingesprenkt, darunter die vornehmlichsten jene von Riga, Windau, Libau und Dünaburg sind; auch bis in die finnischen Lande erstreckt sich die deutsche Sprache, so in Dorpat, Reval und an einem kleinen Theile der esthnischen Küste. Die Anzahl dieser baltischen Deutschen beträgt jedoch keine 200,000, während die nichtdeutsche Bevölkerung der drei Provinzen Esth-, Liv- und Kurland über 1,600,000 Köpfe zählt. Das Deutschthum bildet demnach nicht mehr denn 12 % der Gesamtbevölkerung. Deutsch redet Adel und Bürgerschaft, lettisch oder esthnisch der Bauer. Nach siebenhundert Jahren unbestrittener materieller und geistiger Herrschaft der Deutschen sind die baltischen Urvölker dem Deutschthume noch so ferne geblieben, wie die Hindu den Briten in Indien. Je weiter westwärts die Letten wohnen, desto unverwischer erscheint ihr nationales Wesen. In Kurland haben sie sich am meisten zu Bildung und Wohlhabenheit entwickelt. In Livland richtet es sich mehr nach den einzelnen Gebieten und deren Lage. Je näher nach Esthland, desto mehr prägt das härtere Bauernschicksal auch der äußeren Erscheinung des Letten seinen Stempel auf. Ueberall aber scheidet ihn schon seine Kleidung von den Esthen. Das Hauswesen des Letten zeugt allenthalben von fortgeschrittener Cultur und einer ziemlich strengen patriarchalischen Gliederung der Familie. Im Allgemeinen ist das Innere des Bauernhauses wohllicher, reinlicher und geordneter als selbst bei den Bauern O.- und W.-Preußens — die, germanisirt, wohl nahe verwandten Stammes sind — oder Mecklenburgs. Die bäuerliche Aristokratie wird strenge gewahrt; nur bei den Frauen prägt sich die Scheidung äußerlich etwas minder strenge aus. Gegen den jedem Gefittungsfortschritte fast unzugänglichen Esthen besitzt der ebenfalls zähe, jedoch minder starr und geistig sogar recht häufig glücklich angelegte Lette gar keine Neigung. Nur im Hass gegen den deutschen Herrn stimmt er mit dem tschudischen Esthen überein, und es gibt lettische Districte, in denen auch noch heute „Wahzesh“ (Deutscher) als ein directes Schimpfwort gilt. Freilich läßt das ganze Naturell des Letten keinen energischen Ausbruch dieses in der Vergangenheit nicht unbegründeten feindlichen Gefühles zu Stande kommen. Was aber die sogenannten „Halbdeutschen“ in den Ostseeprovinzen anbelangt, so sind dies keineswegs immer germanisirte, sondern eben nur entnationalisirte Indi-

viduen. (Aurelio Buddens. Die baltischen Urvölker im Verhältniß zu den Deutschen und Russen, in: Internationale Revue. I. Bd. S. 46—56, 232—242.)

Gehe wir auf die sich hier am besten anschließenden finnischen Völkernschaften übergehen, sei noch eingeschaltet, daß außerhalb der baltischen Provinzen es noch zahlreiche deutsche Colonien in Rußland, besonders im S., sogar in der Krim und in Kaukasien gibt, welche ihre deutsche Sprache und Sitte, ja sogar die Tracht jener Zeit bewahrt haben, als ihre Einwanderung erfolgte. Ihre Ortschaften haben diese Leute meist mit den Namen heimathlicher Städte, wie Worms, Speier, Landau, Heidelberg u. dgl. belegt, und mag ihre Gesamtzahl an 800,000 betragen. Mit Vorliebe huldigen sie religiösem, zum Glück meist harmlosem Sectenwesen. Am bekanntesten ist die friedliche Wiedertäufersecte der Mennoniten, welche unter den deutschen Colonisten S.-Rußlands sehr viele Anhänger besitzt, und die Herrnhuter-colonie Sarepta an der Wolga im Gouvernement Saratow. Ein anderes Volk germanischen Stammes in Rußland sind die Schweden, die in Finnland besonders längs der S.-Küste in compacter Masse beisammen wohnen. Ihre Zahl beträgt hier 264,000 Köpfe, und ihre Beschäftigung ist, abgesehen von den zahlreichen Beamten, Gelehrten u. s. w., die sie dem Lande geben, Ackerbau und Schifffahrt. Die Schweden sind ausnahmslos Protestanten und die herrschende Classe im Großfürstenthume Finnland, welches man daher mit dem nämlichen Rechte „schwedisch“ nennen könnte als man die Ostseeprovinzen deutsch nennt. Schwedisch ist sogar die Amtssprache in Finnland, und die Verhandlungen des finnländischen Landtags in Helsingfors, der Hauptstadt des Großfürstenthums, werden schwedisch geführt. Das Gros der Bevölkerung sind aber die meistens gleichfalls dem lutherischen Protestantismus ergebenden Finnen mit einer Kopfzahl von etwa 1,550,000.

Wegen der ausnahmsweisen Stellung des Großfürstenthums Finnland seien hier noch einige auf dessen staatliche Verhältnisse bezügliche Mittheilungen gemacht. Der finnische Handel ist nicht unbedeutend. Im Mittelalter war Abo, die alte Hauptstadt des Landes, zugleich der mercantile Mittelpunkt. Zu der berühmten Henriksmesse strömten schwedische und deutsche Kaufleute herbei. In der neueren Zeit, namentlich seit der russischen Herrschaft, hat sich der Handel mehr nach dem O., nach Helsingfors und Wyburg hingezogen. Die Industrie hat eine großartige Stätte nur in Tammerfors gefunden, einem Städtchen, das die Finnländer gern das finnische Manchester nennen. Hier befinden sich bedeutende Baumwollenspinnerien, Papier- und Maschinenfabriken. Nach diesen nicht nur durch romantische Schönheit, sondern auch durch größere Fruchtbarkeit ausgezeichneten Gegenden, wo Tammerfors liegt, führt auch die erste bis vor kurzem einzige Eisenbahn Finnlands, zu der nun die neuerbaute, von Petersburg nach Wyburg führende, also Finnland mit dem eigentlichen Rußland verbindende, gekommen ist. Der Export-handel besteht hauptsächlich in Holz und Brettern, auch Theer. Dieser ist jedoch so beträchtlich, daß, so arm das innere Land ist, an der Küste ein gewisser Wohlstand herrscht, der leider durch mehrere aufeinanderfolgende Missernten und die daraus resultirende schreckliche Hungersnoth des Winters 1865 auf 66 arg mitge-



nommen wurde. Durch diesen Wohlstand und Aufschwung des Handels ließ sich Finnland zu einer Münzreorganisation verleiten, indem vier Mark, eigentlich einem russischen Silberrubel gleich, aber bisher mit dem russischen Papierrubel steigend und fallend, dem ausländischen Cours al pari gesetzt wurden — eine Maßregel, die nicht ohne große Verwirrung und theilweise große Verluste Einzelner durchgesetzt wurde. Finnland hat ganz das französische Münzsystem. Eine Mark (markkaa) ist einem Franc gleich und hat wie dieser hundert Einheiten (pennia).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die finnischen Völker in alten Zeiten tiefer als heutzutage nach S. gereicht haben, daß die Finnenstämme am baltischen Meere ihre unwirthlichen Wohnplätze am Nordfranze Europa's allein oder hauptsächlich dem Aufwärtsdrängen durch germanische und slavische Stämme verdanken und daß sie vor dieser Umwälzungsperiode allerdings bereits, schwerlich jedoch westwärts von der Weichsel, auch etwas südlichere Sitze einnahmen. (Aug. Fried. Pott. Die Ungleichheit menschlicher Racen. Lemgo und Detmold 1856. 8. S. XXX.) Das Zurückdrängen der Finnen durch die Letten, denn diese waren die eigentlichen Bedränger, ging natürlich nur sehr langsam und ganz allmählig vor sich. Noch zur Zeit der ersten Ankunft der Deutschen, also in Epochen, die uns sehr nahe liegen, waren die Bewohner Livlands ein großes kriegerisches Finnenvolk, keine Letten, wie dormalen im größten Theile des Landes wohnen. Ihre livische Sprache ist seither in Livland fast gänzlich ausgestorben, nur in Kurland hat sie sich auf dem durch Wälder isolirten Küstenstriche noch erhalten, doch ist sie auch hier schon sehr stark mit Lettischem gemischt. Liven wohnten in den nördlichen Theilen Kurlands von der Mündung des Windausflusses bis zum Angernschen See und am linken Ufer der Düna von der heutigen Friedrichstadt bis zum Aaflusse. Aus der letztgenannten Gegend wurden sie in der Folge durch lettisch-lithauische Stämme verdrängt.

Die Finnen, die mit ihren verschiedenen Zweigen über den ganzen russischen N. von der Ostsee bis zum Ural hin zerstreut sind, gehören zur mongolischen Race und nach Friedrich Müller zu der Unterabtheilung der Uralaltaier. Man theilt den finnischen Stamm in folgende vier Familien: 1) Die ugrische. Sie umfaßt die ugrischen Ostjaken, die Wogulen und die Magyaren. 2) Die bulgarische; dahin gehören die Tscheremissen und Mordvinen. Auch die Tschuwaschen sind ihrer Abstammung nach hierher zu rechnen; ihrer Sprache und ihren Sitten nach sind sie Tataren. 3) Die permische; sie umfaßt die Permier, Syrjänen und Botjaken. 4) Die finnische im engeren Sinne. Sie besteht aus den europäischen Finnen, die sich Suomi, Suomaleinen und in der Mehrzahl Suomalaiset nennen, Esthen, Liven und Lappen. Wahrscheinlich gehören hierher die Baschkiren, Meschtscherjaken und Tschetjaken, welche im Laufe der Zeit tatarisirt wurden.

Die meisten dieser Stämme, ursprünglich sämmtlich Nomaden oder Jäger und Fischer, sind schon seit grauer Vorzeit durch Einfluß civilisirter Völker über den Naturzustand hinausgekommen und haben sich als Viehzüchter und Landbauer an ein anständiges Leben gewöhnt. Nur die Ostjaken und Lappen sind durch die Natur des von ihnen bewohnten Landes gezwungen, das Renthier-Nomadenleben fortzuführen und sich nebenbei vom Fischfange zu ernähren. Ein Vorzug dieses Stammes vor seinen Verwandten ist es, daß einzelne Völker des-

selben das Christenthum und mit ihm auch die Civilisation des Abendlandes angenommen haben. Die Finnen haben so lange mit andern Racen in Verührung gelebt, daß auch sie oft einen sehr gemischten Charakter zeigen. Während der Völkerwanderung vermischten sich türkische Völker mit ihnen sowohl an der L.- als an der W.-Seite des Ural; andere Finnen, von früher in Europa wohnhaft, erfuhren germanische und slavische Einwirkung, endlich theilnahmen auch an dieser Vermischung noch nordibirische Stämme. Von Körper sind die Finnen meist stark, die Statur ist aber klein; ihr Kopf ist fast rund, die Stirn wenig entwickelt, niedrig und gebogen, das Gesicht platt, die Backenknochen sind vorstehend wie bei den übrigen Mongolen, die Augen meist grau, schräg gestellt, so daß der äußere Winkel hinaufgeht, die Nase ist kurz und flach, der Mund hervortretend, die Lippen sind dick, der Nacken ist sehr stark, so daß der Hinterkopf flach erscheint und fast eine gerade Linie mit dem Genick bildet; der Bart ist schwach und zerstreut, das Haar ist aber nicht bloß schwarz, sondern auch braun, roth, blond, die Gesichtsfarbe bräunlich. Mit Ehrlichkeit und Gastfreiheit, Treue und Beharrlichkeit, nebst einem empfindlichen Sinn für persönliche Freiheit und Unabhängigkeit verbinden sie Starrsinn, Rachsucht und Unbarmherzigkeit; zugleich sind sie träge, ungeschicklich und unreinlich. (O. Hjelte. Ueber die Finnen und ihren Charakter, in: Verhandl. der Berl. Gesellsch. für Anthropol. 1872, S. 89. Ueber Sitten und Gebräuche siehe Mehwald: Zur Kennzeichnung der Finnen im hohen N. in: Globus. XXI. Bd. S. 328.)

Zu den Völkern mongolischer Abstammung, welche in Rußland ansehnlich sind, gehören die Kalmüken, etwa 100,000 Köpfe stark, in den Gouvernements Astrachan, Stavropol und den Steppen der donischen Kosaken. Ein anderer Kalmükstamm wohnt in Sibirien, in den Gouvernements Tomsk und Jenisseisk. Die Kalmüken sind Nomaden; sie bekennen sich zum Lamaismus; nur selten lassen sich Kalmüken taufen und hat mit weiser Toleranz die russische Regierung diese ruhigen und treuen Unterthanen bei ihrem Glauben gelassen. Ihre Geistlichen, sämmtlich Klostergeistliche, sind die Träger der Wissenschaft und Kunst, auch der Heilkunde. Die Kalmüken sind ein intelligentes, bildungsfähiges Volk.

An der Wolga, in der Umgebung von Kasan, wohnen islamitische Tataren, mäßige, ehrliche, nach Bildung strebende Leute; die meisten können lesen, schreiben und rechnen, und werden ihre Knaben von allen Kaufleuten und Geschäftsmännern gesucht. Auch in der Krim sind Tataren zu Hause und bilden dort sogar ein sehr hervorstechendes Element, welches dem Lande einen ganz bestimmten orientalischen Stempel aufdrückt. Die Tataren der Küste sind schöne, hochgewachsene, intelligent aussehende Leute. Ihre alte Hauptstadt Baktischiserai ist eine rein orientalische Stadt, die Bevölkerung der Race, Religion und den Gebräuchen nach tatarisch.

Nichts Günstiges ist von den Samojeden, einem gleichfalls mongolischen Volke, zu berichten, welches nomadisch die Tundren des N. durchstreift. Sie sind zum großen Theile ganz rohe Barbaren. Obwohl eine Anzahl unter ihnen nominell zur griechischen Kirche übergetreten, sind die Mehrzahl noch Heiden; geschnitzte Figuren der primitivsten Art verehren sie als Götzen





genügend viel Qualm zurück, um ein lustiges Bad für die Augen zu werden. Erblindungen gehören daher zur Hausordnung. Aber die Leute befinden sich dabei behaglich; haben es doch ihre Väter genau so gemacht. Daß diese eigenthümliche Art der Feuerung nicht gefahrlos ist, liegt wohl nahe und die Feuerversicherungsgesellschaften und die Behörden drängen nach civilisatorischen Reformen in dieser Beziehung, d. h. nach der Anlage von Schornsteinen hin. Aber da setzt es viel Widerspruch. Ist es so lange gut gegangen, meint der Muschik, so wird es auch noch weiter gehen, unsere Väter sind bei der bisherigen Einrichtung ausgekommen, wir werden es auch!“ (Frankfurter Zeitung vom 6. September 1871.)

Weil wir gerade bei der Landbevölkerung sind, so müssen hier die russischen communalen Institutionen erwähnt werden, welche durchaus an die südslavische Zadruga oder Hauscommunion, nur in großem Maßstabe, erinnern. Bekanntlich hat Graf Gavour den Ausspruch gethan, „es sei die russische Dorfgemeinde, Mir genannt, eine Institution, die bestimmt sei, die Kunde um die Welt zu machen“. Nationalöconomen verdammen sie dagegen als sowohl der wirthschaftlichen Entwicklung wie der freien Bewegung des Individuums abträglich.

Der russische Name Mir bedeutet: die Welt, und paßt insoferne, als die Dorfgemeinde in der That eine Welt für sich ist. Die veraltete Anschauung, als wäre das System der Mir eine speciell slavische Eigenthümlichkeit, ist jetzt gänzlich beseitigt. Die Mir sondern sich in das administrative und in das öconomische Element. Die locale Administration ist eine sehr einfache. Gewöhnlich besitzt eine Gemeinde einen einzigen Beamten oder Starosten (Ältesten), der aus der Gemeindewahl hervorgeht und mit Hülfe der Gemeindeversammlungen die Angelegenheiten des Dorfes verwaltet. Insoweit ist die Gemeinde ein Organ lokalen Selbstgouvernements; dagegen unterscheidet sie sich in ihren öconomischen Gebahrungen von allen westeuropäischen sehr wesentlich. Sie ist gesetzlich und thatsächlich im Besitze des gesammten Gemeindelandes, dessen Vertheilung nach Tradition und Recht ihr ohne höhere Beaufsichtigung zusteht. Zugleich aber sind auch sämmtliche Gemeindeglieder für die allgemeine und individuelle Steuerlast solidariisch verantwortlich. Das Gemeindeland besteht: 1) in dem Boden auf dem das Dorf steht, wie jenem unmittelbar um dasselbe; 2) in urbarem Lande, und 3) in Weideland. Auf ersterem erhält jede Familie ein hölzernes Haus mit Hof- und Gemüsegarten, manchmal auch mit einem Bodenstrich um Hanf zu bauen. Haus und Garten sind erbliches Besizthum mit der alleinigen Einschränkung, daß sie nicht an ein Mitglied einer anderen Gemeinde vererbt werden dürfen. Vom Ackerboden und Weideland aber hat die Bevölkerung nur den Fruchtgenuß in einem Antheile, welcher der Zahl ihrer männlichen Mitglieder entspricht. Sobald ein Gemeindeglied Kopfsteuer zahlt und noch andere Abgaben trägt, erhält es auch seinen Antheil am Gemeindelande, so daß die Abgaben gewissermaßen eine Bodensteuer sind und Abgabe und angewiesener Boden immer im Gleichgewichtsverhältnisse stehen, zu welchem Zwecke wiederholte Bodenvertheilungen nothwendig sind. (D. Mackenzie Wallace. Russia. London 1877. 8°. I. Bd. S. 178—209.) Nach Hepworth Dixon sind diese Mirs, obwohl selbstverwaltet, indeß eine Knechtungsanstalt. Nur als Mitglied einer Gemeinde hat der Bauer irgend welchen Halt und eine Lebensmöglichkeit im Lande. Von ihr einmal ausgeworfen, steht er wie ein Paria da. Die Gemeinde aber übt die furchtbarste Oberaufsicht über die Einzelnen, und innerhalb der Gemeinde sind der Hausvater und der Priester wiederum kleine Tyrannen. Die Knete, die gesetzlich abgeschafft ist, wird patriarchalisch auf's lustigste geschwungen. Der Muschik duckt sich unter sie in Demuth und Unterwürfigkeit. Bis in Lebensbeziehungen, in denen sonst fast überall, selbst bei den rohesten Völkern, eine gewisse Freiheit herrscht, ragt diese Knechtung herein. Der Patriarch und die Kupplerin oder der Priester und die Kupplerin schließen eine Heirath ab, ohne daß das angehende Paar sich auch nur kennt. Ein Mädchen wird auf den nächstfolgenden



Tag zur Kirche berufen, um 4 Uhr hat es zu erscheinen; dasselbe muß daher ihrer Herrschaft aufkündigen. Um die Ursache befragt, gibt es die bevorstehende Heirath an. Auf die weitere Frage, ob es sich recht mit ihrem Bräutigam freue, gesteht das Mädchen, daß es ihn noch gar nicht gesehen, daß es lediglich die Aufforderung des Priesters habe und ihr folgen müsse; zur Trauungsstunde wird es den Bräutigam kennen lernen.

Sind die Mir auch keine specifisch russische oder slavische Einrichtung, so läßt sich doch nicht läugnen, daß das Genossenschaftswesen — und auf anderem beruht der Mir doch nicht — in Rußland von Alters her so ausgebildet und entwickelt ist, wie kaum in irgend einem anderen Lande. Selbst in den Städten gibt es „Artels“ (= Genossenschaft, „Artelschtschik“ = Mitglied einer Genossenschaft), d. h. Vereinigungen zu gemeinsamem Arbeits-, resp. Gewerbebetriebe unter Theilung des Gewinnes und mit solidarischer Haftbarkeit des Ganzen für den Einzelnen dem Publicum gegenüber. (Siehe darüber: E. Grünwaldt. Das Artelwesen in Rußland, in: Russische Revue 1874. S. 340—361.)

Bis zum Jahre 1861 „schmachtete“ der russische Bauer in der Leibeigenschaft der adeligen Grundbesitzer, und diese schätzten ihren Reichthum nach so und so viel Tausend „Seelen“. Der Leibeigenschaft konnte er sich nicht einmal entziehen, wenn er es auch zum angesehenen Manne gebracht hatte, falls sein Herr ihm den Loslauf nicht gestattete oder die Freiheit schenkte. Es gab Millionäre, Kaufleute, Künstler und Schriftsteller, die Leibeigene waren und es sich gefallen lassen mußten, von ihren Herren mit „Du“ angeredet zu werden. Diese Zustände, an welche man zunächst zu denken pflegt, wenn von Rußland die Rede ist, sind anderen gewichen, welche indeß auch nicht ohne grelle Schattenseiten blieben.

Die herrschende Kirche in Rußland ist die orthodoxe griechisch-katholische, an deren Spitze der Kaiser mit dem heil. Synod steht. Die Priesterschaft zerfällt in die sogenannte „weiße“ d. h. verheirathete Weltgeistlichkeit und die „schwarze“ oder in Mönchsorden eingereichte Geistlichkeit. Die weiße Geistlichkeit ist mit dem Volksleben enger verknüpft, die schwarze aber hat die Oberleitung der Kirche unter sich und gibt es zur Zeit 4 Lauren, 8 Mönchsklöster und 1 Nonnenkloster, die unmittelbar unter dem heil. Synod stehen, 8 Klöster, die den beiden zuerstgenannten Kategorien untergeordnet sind, und 430 Mönchs- und 150 Nonnenklöster in den Eparchieen, im Ganzen also 600 Klöster der griechischen Kirche. Das russische Volk ist von religiöser Inbrunst voll, aber in zahllose Secten, oft der sonderbarsten Art, gespalten. Der ganze südliche Saum des Reiches ist von Dissenterbevölkerungen bewohnt.







Noch interessanter aber ist ein Blick auf das Leben und Treiben in den größeren Straßen. „Versehen wir uns für einige Zeit auf den Newski-Prospect, welcher von der Admiralität (am südlichen Newaufer) südwärts durch einen großen Theil der Stadt führt. Beide Seiten der schönen und breiten Straße sind mit stattlichen Häusern besetzt, in deren Erdgeschossen sich meist Läden, auch wohl einzelne Restaurants befinden. Auf dem Damme erblicken wir zahlreiche Wagen. Die Kutischer (Iswochschiki), theilweise kaum dem Knabenalter entwachsen, wissen ihre Pferde, deren Mähnen und Schweife stets auf das Sorgfältigste gepflegt werden, mit seltener Geschicklichkeit durch das dichteste Gedränge zu leiten. Wie belebt der Fahrdamm in den Petersburger Straßen zu sein pflegt, zeigt schon die Zahl der Miethswagen, die sich auf zehntausend beläuft. Flüchten wir also nach dem Bürgersteig, auf dem wir ruhig weiter gehen zu können erwarten. Vergebliche Hoffnung! Kaum sind wir wenige Schritte gegangen, so ruft uns ein Zeitungsverkäufer, deren es hier an allen Ecken gibt, die Namen der gelesenen Blätter entgegen, mit lauter Stimme zum Kaufen auffordernd. Während wir noch seine Waare mustern, hat sich bereits ein Bettler genahet, der demüthig seine Mütze abzieht und dann mit beweglicher Stimme eine auswendig gelernte Lügengeschichte vorträgt. Nachdem wir ihn durch einen Kopfen, den Zeitungsmann durch Entnahme einer Nummer der „Stimme“ (Goloss) befriedigt, setzen wir unsere Wanderung fort, werden jedoch schon im nächsten Augenblicke von Neuem durch einen Jungen belästigt, der uns unablässig seine Streichhölzer preist, und den man selbst durch ein mehrfaches entschiedenes „Nein“ kaum los werden kann. Endlich, nachdem wir fast mit Lebensgefahr den Damm passirt, ein Augenblick zu ruhigem Ueberblick: Der freie Platz vor der Kasankirche zur Rechten mit den beiden Standbildern von Kutusow und Barclay de Tolly ist verhältnißmäßig leer, so daß wir ziemlich ungestört einige Minuten vor dem gewaltigen Bau verweilen können, der im Wesentlichen eine freie Nachbildung der römischen Peterskirche ist, daher auch von der gewöhnlichen Sitte abweichend nur mit einer Kuppel versehen. Wir wagen das Ueberschreiten des Dammes um so weniger zum zweiten Male, da wir bereits nach wenigen Minuten den großen Gostinoi-Dwor erreichen. Hier, welche Fülle von Leben, von Fleinen, aber anziehenden Bildern für den aufmerksamen Beobachter, der sich in dem Bogengange unter die Menge mischt! Links eine Masse von Obsthändlern, welche mit bewundernswerther Geduld stundenlang auf einem knie große Platten mit Pflaumen, Birnen, Himbeeren u. s. w. halten, sich aber für ihre Mühe durch hohe Preise zu entschädigen wissen. Die in den verschiedenen Läden zur Schau gestellten Waaren sind ungemein mannigfaltig. Durch einen einzigen Besuch des Gostinoi-Dwor kann man fast alle denkbaren Bedürfnisse befriedigen. Hier glänzt eine reiche Auswahl goldgestickter Uniformen, dort eine ausserlesene Sammlung geordnet geordneter Waffen. Nicht weit davon hält ein Kürschner seine Pelze feil. Unmittelbar daneben steht, von jenen Neugierigen wenig beachtet, etwas für den Ausländer weit Selteneres: ein glänzender Block rohen, sibirischen Graphits, von zahlreichen fertigen Bleistiften umgeben. Jetzt folgen etliche Kleiderhändler, und sofort schallt uns von allen Seiten ihre Aufforderung, einzutreten, entgegen. Nur mit Mühe befreit man sich von dieser Belagerung und eilt dann schnell an einigen, weniger bemerkenswerthen Dingen vorüber. Bald aber wird das Auge wieder auf zahlreiche neue Gegenstände gelenkt, auf denen es mit Interesse verweilt.

Die Sonne scheint so schön, daß wir uns bald entschließen, einen Ausflug auf die Inseln zu machen. Rechtsum biegend gelangen wir in wenigen Minuten nach dem Sommergarten, an dessen Ausgange bereits der kleine, aber schnelle Dampfer wartet, welcher uns in kurzer Zeit an den reizenden Ufern verschiedener Newaarme vorbei auf die Kamenny-Insel bringt. Unser Weg ist nun zu beiden Seiten mit Villen besetzt oder führt durch große Parkanlagen, die hin und wieder von einer Strecke des frischesten Rasens unterbrochen werden. Auch Krestowsky und dem seenreichen Zelaghine widmen wir einen kurzen, aber angenehmen Besuch, um dann von ihnen aus das rechte Ufer des nördlichsten Flußarmes zu erreichen. Hier liegen mehrere hundert kleine, aber niedliche Landhäuser dicht bei einander. Denn kein Petersburger, dem es die Verhältnisse irgendwie erlauben, wird den Sommer in der Stadt zubringen. Morgens fährt er hinein zum Geschäft oder in's Bureau, Abends kehrt er zu Weib und Kind zurück. Viele machen auf diese Weise täglich einen Weg von mehreren Meilen. Diejenigen aber, denen aus irgend welchem



Grunde keine Wohnungsänderung möglich ist, kommen doch am Abend in großer Menge auf die Inseln, um in einem der zahlreichen dortigen Locale wenigstens einige Stunden zu verleben. Im Sommer macht man ferner Ausflüge nach Peterhof mit seinen Schlössern und herrlichen Springbrunnen, oder nach Zarstoe-Selo, dem Lieblingsaufenthalt des Kaisers, und dann weiter südlich nach Paulowsk, wo sich fast allabendlich die feine Gesellschaft versammelt. Außerordentlich interessant ist auch eine Spazierfahrt auf der Newa vom Sommergarten abwärts bis zur Mündung. Zur Linken die gewaltigen Massen des Winterpalais und eine Menge der schönsten Schlösser, theils den Brüdern des Kaisers, theils reichen Privaten gehörig. Rechts die jetzt natürlich militärisch ganz unbedeutende Stadtfestung, in deren Kirche die meisten Mitglieder der Zarenfamilie begraben sind. Schnelle Dampfer durchkreuzen nach allen Seiten hin den durch zahlreiche Schiffe belebten, breiten Strom. Besonders bemerkbar machen sich durch ihren plumpen, fast vieredigen Bau die großen, oft über 75 M. langen Holzkähne, welche alle Jahre zu Tausenden, namentlich aus Finnland, herbeikommen. Einen noch interessanteren Anblick aber gewährt die Newa an schönen Wintertagen. Zahllose Schaaren von Schlittschuhläufern bewegen sich auf der spiegelglatten Fläche, bald hier, bald dort hineilend, um einem mit Renthieren bespannten Schlitten auszuweichen. Auch am Ufer ertönt lustig das Schellengeläute, während auf der dem Flusse abgewendeten Seite des großen Schlosses die beliebten Eisberge errichtet sind, von deren Höhe die kleinen Schlitten mit pfeilgleicher Geschwindigkeit hinabgleiten. Eine der beliebtesten Wintervergönungen aber ist eine Fahrt über Land. Die ebene, schneebedeckte Flur, die hellleuchtenden Sterne am tiefblauen Himmel, die wunderbar klare Luft, die feierliche Stille, die nur durch das Gellengel der Glöckchen am Gasse der rasch über den Boden dahinjagenden Pferde unterbrochen wird; dies Alles wirkt mit einem unbeschreiblichen Zauber auf jeden nicht ganz unempfindlichen Menschen.“ (Post. 1867.)

In fünfzehn Stunden bringt uns der Gilzug über 600 Km. weit nach dem schon eine starke orientalische Färbung tragenden Moskau, dessen Bevölkerung nach der letzten Volkszählung (1870) auf 601,969 Köpfe geschwollen ist. Moskau ist die heilige Stadt des Russen, das Rom der russisch-griechischen Kirche, die Stadt des Glockengeläutes und der Klöster; die Stadt des Reichthums, des Adels, der Kaufmannschaft und Sitz des Binnenhandels; ebenso wie die alte Hauptstadt des russischen Reiches vor Peter dem Großen, und endlich Wendepunkt des Napoleonischen Kriegsglückes. Im Kreml und dessen nächster Umgebung gipfeln alle Reminiscenzen seiner Vergangenheit, um ihn schlingt die Gegenwart lebensfrisch ihre Reize, und unser erster Gang gehört deshalb mit Recht dieser berühmten Stätte des O. Der Kreml ist kein einzelner Palast, sondern mit diesem Namen wird der in Mitte des weiten Moskau die ganze Stadt dominirende Hügel bezeichnet, welcher, an sich schon von der Größe einer mäßigen Stadt, ausschließlich mit kirchlichen Bauten, Palästen und Staatsgebäuden, dazwischen mächtigen freien Plätzen bedeckt ist. Um ihn schließen sich ringsum wieder unbebaute, weite Räume, als ob seine stattlichen, zinnengekrönten und thurmgeschmückten Mauern von allen Seiten respectvolle Entfernung gebieten wollten. Der Totalanblick von Moskau, zu dessen vollstem Genuße wir alsbald nach der Ankunft den „großen Iwan“, den hohen Glockenthurm des Kreml, besteigen, ist ein schwer zu beschreibender. Gegenwärtigt man sich, daß eine griechisch-russische Kirche nicht variirend einen oder zwei Thürme hat, sich vielmehr über einen jeden eine mächtige Mitteltuppel wölbt, umringt von vier kleineren oder vier Thürmen, alle ohne Ausnahme mit Metall gedeckt, vergoldet, versilbert, einfarbig oder musivisch, in grellem Hellgrün, Blau, auch rosafarbig, dazu auf jeder Kuppel und Spitze ein mächtiges vergoldetes Kreuz, welches, vornehmlich in Moskau, noch mit schweren gleichen Ketten, in grobem Füllgran gearbeitet, vielfach nach dem Dachfirste gespannt ist, so ergibt sich, namentlich im Sonnenglanze, ein Funkeln und Farbenspiel, welches dem ungewohnten Auge des W.-Europäers einen Vorgesmack des Orients zu kosten gibt, wie ihn zweifelsohne außer Constantinopel, dießseits des mittelländischen und schwarzen Meeres, keine Stadt mehr bietet. Die Straßen Moskau's sind durchgehends sehr breit, mit verhältnißmäßig niedrigen, aber räumlichen Häusern, auch vielen Prachtbauten eingefast. Was dagegen sehr zum Nachtheile des sonst hierdurch vortheilhaften Eindrucks wirkt, ist die an den S. erinnernde Vernachlässigung jeder Reinlichkeit.

Während vor Sonnenaufgang schon ganz Petersburg auf das Sauberste gekehrt und jeder Gedanke an Abfall oder Staub beseitigt ist, wadet der Fußgänger hier bei trockenem Wetter bis über den Knöchel in Staub und allerlei zufälligen Beigaben, oder wühlt im Gefährte dichte Wolken auf, aus welchen sich bei starkem Regen schwarzgefärbte Bäche die gesenkten Straßen herab entwickeln sollen. Wenn die alte Moskowiterhauptstadt interessanter in vielen Beziehungen als die neue Capitale ist, und an solidem Reichthum dieselbe bedeutend überragen soll, so erreicht im Ganzen Moskau an Schönheit und Eleganz doch niemals das „wahrhaft kaiserliche“ Petersburg! (Leublfing. N. a. D. S. 114—128.)

Das sind die zwei Hauptstädte jenes Rußlands, das nicht als Land, sondern als ganzer Continent für sich zu betrachten ist. Mit seinen ungeheuren inneren Hülfquellen aller Art ist es beinahe gänzlich unabhängig von der übrigen Welt. So ist: „im N. ein Landstrich so groß wie Spanien ganz und gar mit Waldungen bedeckt; dann kommt ein anderes, eben so großes Gebiet, dessen Bevölkerung jede Art Industrie treibt und das, was Feuerung anbelangt, von dem ersteren abhängig ist; dann eine Landstrecke von der zweifachen Ausdehnung Frankreichs, deren feuchtschwarzes Erdreich seit mehr als einem Jahrhundert die reichlichsten Weizenernten abwirft, ohne jemals gedüngt worden zu sein“. Unter seiner Bevölkerung von 73 Millionen Seelen, die bis gegen Ende des Jahrhunderts auf hundert Millionen steigen dürfte, befinden sich, wie wir wissen, „40 Millionen homogener Slaven, die gewissermaßen das Mark der Nation bilden, eine ungleich compactere Masse homogener Bevölkerung als irgend anderwärts“. (G. A. Munro Butler-Johnstone. A. Trip up the Volga to the fair of Nijni-Novgorod. London 1875. 8<sup>o</sup>.)

In wirthschaftlicher Hinsicht hat Rußland in neuerer Zeit sich rasch entwickelt; die wichtigsten Factoren auf dem Gebiete materiellen Fortschrittes sind nun: die Entdeckung bedeutender Steinkohlenlager in fast allen Theilen des weiten Reiches, welche unmittelbaren Einfluß auf die Eisenproduction ausübt, und die erstaunlich rasche Verbreitung der Eisenbahnen; dem Bedürfnisse nach solchen ist die Regierung in den letzten Jahren in der freisinnigsten Weise entgegengekommen.

Anfang 1874 betrug die Länge der dem Verkehre in Rußland übergebenen Eisenbahnen 16,204 Km., deren Ertrag sich jährlich auf 395,907,200 RM. oder im Durchschnitt auf 24,440 RM. pro Km. berechnete. Diese Linien durchschneiden das Land von N. nach S., von O. nach W.; im N. wird das baltische Meer in vier Punkten (die finnländischen Häfen ausgeschlossen) von Eisenbahnen berührt werden. Ebenso viele Bahnen sollen bald am schwarzen und asowischen Meer ausmünden, fünf und in kurzer Zeit auch wohl mehr Eisenbahnen werden Rußland mit Oesterreich und Preußen verbinden und ebenso viele bald die Wolga erreichen. Diese Bahnen concentriren sich in den Hauptstädten, von denen sie strahlenförmig auslaufen. Da die Hauptstädte aber weit im O. des Reiches gelegen sind, sollen in nächster Zeit in den W.-Provinzen mehrere das baltische und schwarze Meer unmittelbar verbindende Linien gebaut werden. Die Dichtigkeit und Wohlhabenheit der Bevölke-

rung ist in Rußland weit geringer, als in den westlich liegenden Ländern Europa's. Daher kann im Verhältniß zum Flächenraum des Reiches die Zahl der Reisenden und der zu versendenden Waaren immer nur gering sein. Auch die erst seit 1853 eingeführten Telegraphen haben schon eine ansehnliche Entwicklung erreicht. Es hatten 1875 alle auf russischem Boden, einschließlich Polen und Finnland, vorhandenen Telegraphenlinien eine Länge von 78,073 Km., während die der Drähte 165,444 Km., d. h. fast das Vierfache des ganzen Erdumfangs (= 40,000 Km.) betrug. Auf dem Gebiete der Industrie treten uns stattliche Ziffern entgegen. So besitzt die Baumwollenindustrie nicht weniger als 2391 Fabriken mit 175,000 Arbeitern, welche Waaren im Werthe von 420 Mill. alljährlich erzeugen; die Schafwollfabrikanten stellen in 1339 Etablissements mit 121,000 Arbeitern für 247 Mill. Mill. Streich- und Kammgarnstoffe her, während die uralte bäuerliche Hausindustrie der Leineweber von Selo Beliskoje, Kostroma, Jaroslaw und andern Orten nicht weniger als für 16 Mill. Mill. Linnen weben. Im Ganzen besitzt Rußland 90,000 Fabriken, welche mehr als 1 Mill. Arbeiter beschäftigen, für deren Gesundheitspflege allerdings noch sehr wenig gethan zu sein scheint, indem man auf die angegebene Zahl das erschreckende Verhältniß von 60 % kranker Arbeiter rechnen kann. Der Bedeutung nach kommen nach den Textilfabriken die Lederfabriken (2850), Oelfabriken (1903) und Zuckerrfabriken, welch' letztere allein für 244 Mill. Mill. per Jahr produciren. Von den übrigen Haus- und Fabrikindustrien sind noch besonders blühend die der Pelzarbeiter, Metallarbeiter, Holzarbeiter, Talg-, Ziegel- und Thonwaarenfabrikanten.

Wahrhaft imponirend erscheint die Naturproduction des ungeheuren Reiches mit ihren Riesenwäldern, Minenschätzen und Brodfrüchten für eine ganze hungernde Menschheit. Fast 43 % des ganzen europäisch-russischen Ländercomplexes ist der Wald, der sich indeß noch wenig rentirt. Im Bergbau prognosticirt einer der trefflichsten Kenner russischer Verhältnisse, Wilhelm von Lindheim (Rußland im Jahre der Weltausstellung 1873. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Zarenreiches. Wien 1874. 8<sup>o</sup>.) vornehmlich der russischen Eisenindustrie eine großartige Zukunft, sowie er die sibirischen Goldquellen und überhaupt den Metallreichtum des Ural, Altai und Nertschinsk für geradezu unerschöpflich erklärt. Als Fortschritte im Hüttenwesen erwähnt er die Fabrikation des Martinstahles, die Vergrößerung der Kanonengießereien mit Fabrikation nach amerikanischen großartigen Mustern und die Einführung des Bessemer-Processes. In den Tabellen der Hüttenproduction finden wir die Goldausbeute vom Jahr 1872 mit 47,485 Kg. angegeben, was gewiß einen Werth von 103 Mill. Rbl. darstellt. Die ganze bisherige Ausbeute an Gold seit dem Jahr 1754 soll sich auf 2318 Mill. Rbl. belaufen.

Auf dem Gebiete der Landwirthschaft sind nachstehende Daten am bemerkenswertheften: das europäische Rußland zerfällt seiner Bodenbeschaffenheit nach in zwei Theile, der südliche Theil in seiner ganzen Ausdehnung, von den Karpathen bis zum Uralgebirge, ist die Kornkammer des Reichs, während der nördliche Theil nur spärlich seine eigenen Bewohner ernährt. Die Ausdehnung der mit schwarzer Erde überlagerten Fläche, das sogenannte Tschornoziom, (siehe über dieses: Anatole Le Ron-Beaulieu in der: Revue des deux Mondes vom 15. August 1873) wird auf 936,000 □ Km. geschätzt, was fast der Größe des gegenwärtigen Frankreichs nebst Spanien gleichkommt. Rußland soll jetzt im Durchschnitt nach Abzug der Saat 460,785,000 Hectoliter Korn und Kartoffeln erzeugen; davon dienen zum Verbrauch der einheimischen Bevölkerung 366,338,500; fast 20 Millionen werden zur Branntweinproduction verwandt, und bleiben daher an 74 Millionen zur Ausfuhr übrig. In Wirklichkeit gingen aber bisher nicht über 21—25 Millionen Hectoliter über die Grenze, und nur im Jahre 1870 sind über 42 Millionen ausgeführt worden. Sonach bleibt jährlich ein bedeutender Ueberschuß zur Deckung von Ausfällen in Folge von alljährlich sich wiederholenden partiellen Mizernten. Einem großartigen Aufschwunge der Kornproduction stehen die seit der Emancipation eingeführte Gemeindewirthschaft, das drückende Steuersystem wie der Mangel an Intelligenz, welcher die schnelle Einführung von Maschinen verhindert, und Mangel an Capitalien hinderlich im Wege. Neben dem Korn mehrt sich auch die Production anderer Gegenstände, und vor allem des Flachses. In einem großen Theile der Nordhälfte ist Flachs das einzige Bodenerzeugniß. Vor einigen Jahren noch schätzte man die Gesamtproduction des Flachses in Rußland auf 196 $\frac{1}{2}$  Mil-



lionen Rg. im Durchschnittspreis von 25 Pf. per Rg. Im Jahre 1870 wurden aber bereits 170,250,000 Rg. exportirt, folglich muß, da der Verbrauch im Lande sich nicht gemindert, die Gesamterzeugung 327 Mill. Rg., d. h. das Doppelte von dem, was das ganze übrige Europa erzeugt, betragen. Die Erzeugung von Runkelrübenzucker hat sich seit dem Jahre 1862 verdoppelt und es steht dieser Industrie in den südlichen Provinzen des Reiches eine große Zukunft bevor. Welch' nahezu unberechenbaren Einfluß auf die Verwerthung der russischen Bodenproducte der Ausbau des gewaltigen Schienennetzes ausüben muß, erhellt schon aus dem einen Umstande, daß Rußland im Jahr 1873 mehr als 70 Mill. Zollcentner Getreide ausführte. Unter dem Cerealienexport figuriren indeß auch für nicht weniger als 6½ Mill. Mt. Sonnenblumen- und Senfsörner. Nach den Körnerfrüchten kommen bei der Ausfuhr: der unverarbeitete Flachß, die Schafwolle, Vieh, Holz, Leder, Pelzwerk, Metall, Talg, während beim Import rohe Baumwolle, Metallarbeiten, Maschinen, Thee und Wollgewebe die ersten Posten einnehmen. Die Gesamtzollbewegung belief sich 1872 auf 2315 Mill. Mt., wobei etwa 92 Mill. auf den asiatischen Handel kamen. In den Tabellen der auswärtigen Handelsbewegung folgen sich die Hauptstaaten in folgender Weise: England, Preußen, Frankreich und Oesterreich, wobei das erstere mehr von Rußland kauft als es ihm verkauft, während bei dem letzteren das umgekehrte Verhältniß der Fall ist. Von sonstigen Producten wurden im Jahre 1870 von Talg 21,785,000 Rg., gegen 57—65 Mill. in früheren Jahren, und an Wolle 16,080,000 Rg. ausgeführt; auch hier ist eine Verminderung der Production eingetreten, denn die russische Wolle kann mit der australischen nicht concurriren. Seit 1870 bis 1874 hat der Handel überhaupt, was die Ausfuhr von Rohproducten betrifft, bedenklich abgenommen; nur die Ausfuhr von Leinsamen hat zugenommen; am meisten führten aus: die Häfen von St. Petersburg-Kronstadt und Moskow, am wenigsten Graewo (an der preußischen Grenze) Nikolajew, Reval und Archangel.

Bezüglich des inner-russischen Handels zeigt uns dagegen eine Tabelle der Jahrmärkte, daß die altberühmte Messe von Nischnij-Nowgorod im Laufe von zwei Meßmonden einen Umsatz von 320 Millionen Mark aufweist, also trotz der Eisenbahnen noch ihren alten Ruf als großartiger Weltmarkt bewahrt hat.

Nächst der Nischneider Messe sind die von Charkow, Pultawa, Woronesch, Jekaterinoslaw und Kursk die bedeutendsten. Wenn man nun bedenkt, daß die landwirthschaftliche Enquête 1873 die Gesamtwerthe der russischen Ackerbauproduction des einen Jahres auf beinahe 4180 Millionen Mark geschätzt hat, wobei die Production die Consumption um das Vierfache übersteigen dürfte, so sieht man staunend, welche ungeheuren Hilfsmittel das Zarenreich in seinem Schooße birgt. Hält nun die Vervollständigung des Verkehrsnetzes mit dieser seit zehn Jahren um nahezu 50 % angewachsenen Production einigermaßen gleichen Schritt, so wird Rußland, dessen Schienenwege an Ausdehnung bereits den fünften Rang einnehmen, bald mit den Vereinigten Staaten als Export-Ländercomplex in die Schranken zu treten vermögen. Wer noch vor kaum einem Jahrzehnt mit der Troika und der primitiv-halsbrecherischen Tarantak im heiligen Rußland gereist ist, wie würde dem heute zu Muth sein bei diesem hastenden Verkehrsfortschritt, der nur über dem Ocean drüben seines gleichen hat? Ja, Lindheim und Graf Leubfing haben Recht, wenn sie der Ansicht huldigen: *La Russie est le pays de l'avenir.*

## §. 22. Das Fürstenthum Serbien.

Serbien, etwa von der Größe Bayerns, 43,500 □Km. groß, ist, wie wir schon wissen, gegen N. vorherrschend ein Hügel-land, gegen S. und O. dagegen Gebirgs-land mit langgestreckten Thälern, welches sich jedoch nicht zur alpinen Höhe erhebt. Das Land ist durchgehends fruchtbar und reich bewaldet, aber noch relativ dünn bewohnt, obgleich die Bevölkerungsziffer in ansehnlichem Steigen begriffen ist. Nach der Zählung im Jahre 1874 betrug die Einwohnerzahl 1,352,522 Köpfe gegen 1,246,346 im Jahre 1866; der jährliche Zuwachs beträgt demnach ungefähr 1,9 ‰. Auf 1 □Km. leben 33 Personen gegen 28 im Jahre 1866. Am dichtesten bevölkert ist die Landschaft Schumadija mit etwa 40 Einw. auf dem □Km. Das Sexualverhältniß ist für ganz Serbien, sowie die einzelnen Landestheile ein normales; die herrschende Kirche ist die griechisch-katholische und zu ihr bekennen sich 99,15 ‰; Moslims gibt es 0,11, römische Katholiken 0,28, Juden 0,13 und Protestanten gar nur 0,03 ‰. Die Stadtbevölkerung beträgt 10—11 ‰ der Gesamtbevölkerung, welche in ethnischer Hinsicht in drei Stämme und Sprachen zerfällt: die serbische, bulgarische und rumänische Nationalität. Außer diesen verdienen noch die Zigeuner und Juden einige Beachtung. Das weitaus überwiegende ist natürlich das serbische Element, welches sich in Dalmatien, der Herzegowina, in Ernagora, in Bosnien, endlich in Serbien selbst findet, hier aber rein nur in den westlichen Bezirken, ungefähr bis an die Morawa, je weiter östlich, desto mehr von Bulgaren und Rumänen überwuchert.

Die Serben sind ein Volkstamm von uraltem Charakter, in dessen Geistes-ange viel Poetisches ist, welcher die Vortrefflichen seiner Vorzeit, unter Begleitung des monotonen nationalen Musikinstruments, der Ahorn-Gusla, besingt; bei welchem das rohe Äußere häufig männliches Selbstgefühl und anziehende Innigkeit verhüllt. Die Serben sind meist hoch und schlank gewachsen, von kräftigem Muskelbau und edler, regelmäßiger Gesichtsbildung. Die Männer haben durchgehends ein stolzes martialisches Ansehen, und schon ihr Gang und ihre Haltung zeugen von Muth und Selbstgefühl. Bewaffnet erscheinen sie als echte Söhne des Ares. Ihre Kleidung ist auf dem Lande durchgehends die orientalische, bestehend hauptsächlich in weiten, oberhalb der Kniee zugeschnürten Beinkleidern, in einer mit Schnüren reich bordirten Jacke und einem Feh mit Quaste als Hauptbedeckung. In den größeren Städten, namentlich in Belgrad, tragen sie sich größtentheils schon ganz europäisch-modisch. Auch die Frauen sind meistens wohlgestaltet, von schlankem Wuchs und edler Physiognomie, ihr Auftreten zeugt ebenfalls von Stolz und Selbstgefühl. Auch sie kleiden sich auf dem Lande noch vorherrschend orient-lich, dagegen in den Städten meistens westeuropäisch. Nur tragen hier die ver-heiratheten Weiber, vor allen die älteren, als Kopfbedeckung in der Regel noch den



rothen Fes, um den sie ihre Haartouren auf künstliche Weise schlingen, eine Coiffure, die ihnen gar nicht übel steht. Die Serben halten viel auf ihre Religion, die griechisch-orthodore. Gleichwohl aber genießt die Geistlichkeit in Serbien bei dem Volke nicht dasselbe Ansehen und hat auch nicht denselben Einfluß, wie bei vielen anderen Völkern. Was die Lebensweise der Serben betrifft, so sind sie äußerst mäßig und nüchtern. Schmerbäuche sieht man nie, und ein betrunkenen Serbe gehört zu den größten Seltenheiten. Wie überall im Orient, so ist auch in Serbien die Gastfreundschaft noch sehr zu Hause. Auch ist der Serbe gegen Fremde äußerst dienstfertig und zuvorkommend. Man sagt den Serben nach, sie seien der Arbeit nicht sehr hold, weshalb sie an Wohlhabenheit nicht zunehmen; sie bringen durch Bodencultur nur das hervor, was unbedingt zum eigenen Leben nothwendig ist, nicht mehr und nicht weniger. Der im Uebrigen, vor Beginn des letzten serbisch-türkischen Krieges 1876, glänzende Zustand des serbischen Staatswesens spricht hingegen sehr zu Gunsten des serbischen Volkes.

Nebst den Bulgaren, deren man etwa 100,000 zählt, sind die ebenfalls in den östlichen Bezirken lebenden, ungefähr 175,000 Rumänen das wichtigste Volkselement. Sie zeichnen sich, wie anderwärts so auch hier, vor den sie umwohnenden anderen Racen durch regelmäßigere und schönere Gesichtszüge aus. Außerdem sind die serbischen Rumänen fleißig, arbeitsam, sparsam und hängen zäh an ihrer nationalen Tracht und Sprache. Die Rumänen in Serbien haben verhältnismäßig doppelt so viel Schulen und Kirchen als die Serben. Aber der Unterricht wird ausschließlich in serbischer Sprache erteilt, da das Gesetz in Serbien außer der serbischen keine andere Nationalität anerkennt. Trotzdem serbisiren die Rumänen sich nicht; im Gegentheil macht die Rumänisirung Fortschritte. Zu den Rumänen können wir auch die sogenannten Zinzaren oder Kuzo-Blachen rechnen, welche in Serbien dieselbe Rolle spielen, wie die Juden in vielen ungarischen, besonders aber polnischen Dörfern, nur daß sich jene auf die Förderung ihrer Interessen noch weit besser verstehen als diese. Ihre Zahl beläuft sich auf 20—25,000. Die Zahl der Zigeuner schwankt zwischen 25- und 30,000. Sie sind sämmtlich ansäßig, ja es gibt rein zigeunerische, sehr elende Dörfer. Zu ihren Hauptbeschäftigungen zählt hier die Ziegelbereitung. Die Zahl der Juden ist äußerst klein, kaum 1500. Da ihnen im ganzen Lande das Recht der Niederlassung, ja des Handeltreibens, außer Belgrad, gesetzlich entzogen ist, können sie sich auch nicht vermehren. Sie stammen von den vor der Inquisition hierher geflohenen spanischen Juden und sprechen noch heute spanisch.

In Serbien fehlt es an einer Industrie vollständig. Selbst die Hausindustrie steht auf sehr niedriger Stufe. Die beinahe ausschließlichen Beschäftigungen des Volkes bilden Ackerbau und Viehzucht und auch diese geben von sehr unentwickelten Zuständen Zeugniß.

Großgrundbesitz existirt in Serbien gar nicht. Der sämmtliche Grundbesitz ist unendlich zerstückelt in den Händen der Bauern. Da aber kein Grundbesitz mit neuzeitlichen Verbesserungen im Ackerbau beispielgebend vorangeht, steht das Volk hinsichtlich des Ackerbaues ungefähr dort, wo seine Vorfahren vor Jahrhunderten standen. Als Ursachen der geringen Entwicklung des Ackerbaues nennt man die fast vollständige Isolirtheit des Landes von der Außenwelt wegen des Mangels der Communicationsmittel; das Steuersystem, indem in Serbien keine Grundsteuer existirt; den Mangel des Catasters und der Commassation; die große Zahl kirchlicher und häuslicher Festtage; hauptsächlich die niedrige Bildungsstufe des Volkes, das seine einfachen Bedürfnisse auch mit wenig Arbeit und bloß theilweiser Bebauung seines Grundbesitzes befriedigt; endlich die angestammte Arbeitscheu des serbischen Stammes. Aus diesen Ursachen liegt über die Hälfte des culturfähigen Bodens brach und der übrige ist höchst mangelhaft cultivirt. Dagegen ist die Viehzucht ziemlich stark entwickelt; der Serbe ist von Hause aus ein Hirte; das Hirtenleben, als das freieste und müheloseste, sagt ihm am meisten zu. Vorzüglich ist es die Schweinezucht, die hier cultivirt wird; die Schweine bilden den eigentlichen Reichtum des Landes, da sie massenhaft ausgeführt werden.

Die Ortschaften sind nach Maßgabe der geringen Einwohnerzahl meist von unbedeutender Größe und spärlich über das Land verstreut. Die Dörfer bestehen in der Regel nur aus einstöckigen Lehmhäusern, deren Mobiliar und Geräthschaft das Bedürfniß eines Hirten selten übersteigt. Ein jedes größere Dorf aber — und das muß hier gleich hervorgehoben werden — hat, wenn auch nicht immer eine Kirche, so doch ein Schulhaus, in welchem ein im Lande selbst geprüfter und vom Staate besoldeter Seminarist der Jugendbildung vorsteht, ein Umstand, der beweist, wie große Sorgfalt die serbische Regierung auf die Volksbildung verwendet. Auch für die höhere wissenschaftliche Bildung ist in Serbien viel geschehen. So hat Belgrad eine Akademie, an welcher außer der Medicin alle Fächer des Wissens vertreten sind, und diese Akademie hat bei den ausländischen Serben und anderen Südslaven schon einen solchen Ruf erlangt, daß sie eben so stark von fremden als von einheimischen Studirenden frequentirt wird. Außer dieser gibt es noch mehrere vom Staate gegründete ausgezeichnete Bildungsanstalten. Unter anderen existirt in Belgrad eine höhere Töchterschule, welche in Betracht ihrer vorzüglichen Einrichtung und ihrer ausgezeichneten Lehrkräfte, der weiblichen wie der männlichen, selbst in Deutschland und in der Schweiz ihres Gleichen sucht. Dieselbe ist eine vom Staate gegründete und unterhaltene akademische Anstalt. Die größeren Ortschaften, von denen die beiden Hauptstädte Belgrad und Ragujévaž die wichtigsten sind, haben mehr oder weniger schon ein civilisirtes Ansehen, und Belgrad als Sitz der Regierung und Ausgangs- und Mittelpunkt der heimischen Cultur hat schon ein ganz modern städtisches Kleid angezogen.

Belgrad (serb. Beograd, d. h. Weissenburg), die befestigte Hauptstadt des Landes mit 27,000 Einwohnern, liegt am Zusammenflusse der Save mit der Donau und hat, seitdem 1867 die Türken auf das Besatzungsrecht in der Festung verzichteten, mächtige Culturfortschritte gemacht. Belgrad athmete seither auf und jeder Athemzug zertrümmerte die häßlichen Baraden der alten Türkenhäuser und schuf ein neues, europäisches Haus, eine neue Straße. Ueberall neue, moderne, hellangestrichene Häuser, neue Läden mit großen Schaufenstern, ganz großstädtisch anzuschauen! Das Türkenviertel am Donauufer ist gleichfalls verschwunden, und nur einige Türkenhäuser, die Moschee, neben sich das hohe, schlanke Minaret, sind die ganzen Reste der Türkenstadt. Neben der Moschee existirt aber heute ein gut eingerichtetes Theater, und alle Hauptstraßen erfreuen sich jetzt der Wohlthat des Pflasters, wenn dieses auch noch Manches zu wünschen übrig läßt und Trottoirs fehlen. Auch die Festung ist aufgeräumt; Bastionen, Mauern und Gräben sind ausgebessert, und auf den ersten Blick ist zu erkennen, daß eine tüchtige Regierung nunmehr im Besitze der alten Türkenfestung ist.

Nebst Belgrad ist nur die im Centrum des Landes gelegene ältere Hauptstadt Ragujévaž mit 5000 Einw. erwähnenswerth. Die am rechten Drinaufer gelegene Festung Klein-Zwornik gehört nicht den Serben, sondern

liegt auf türkischem Gebiete, welches hier über den Fluß greift. Kruschevaz und Alexinaž im S., Anjaschevaz und Zaitschar im O. sind durch die jüngsten Kriegsereignisse bekannt geworden.

Wer im letzten Jahrzehnt Serbien wiederholt bereist hat, kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß dort der Fortschritt, und zwar ein sehr namhafter, begonnen hat. Dies kann man besonders auf einer Rundreise wahrnehmen, welche die Hauptstädte der 17 Bezirke des Landes verbindet. Genug bequeme, mit Rohrdecken überdeckte Wagen und geübte Kutscher stehen ihm in den Städten mit lebhafterem Verkehr zur Verfügung und in jede Bezirkshauptstadt führt eine gemachte und meist im guten Stande erhaltene Landstraße. Die den Verkehr erleichternden neuen Straßenlinien verbindet auch der Telegraphendraht. Ebenso zeugen die Bezirkshauptstädte von Fortschritt, durch ihre (vollständig oder theilweise) planmäßig neue, wohlproportionirte und zweckmäßige Anlage. Den Fortschritt bezeugen häufig auch einzelne Dörfer durch die besonders hervorragenden neueren Gebäude, von denen meist das eine die Schule, das andere die Kirche, das dritte der Gasthof ist, welcher türkisch „Beana“ genannt wird.

In staatlicher Beziehung gehört Serbien zu den halbsouveränen Staaten, denn es steht zu der Türkei in einem Unterthänigkeits- oder Vasallenverhältniß, welches, obgleich gegenwärtig nur mehr durch einen, 400,000 RM. betragenden Tribut ausgedrückt, doch ein peinliches Ueberlebsel aus dem Mittelalter bildet. Dieses Verhältniß zu brechen, die völlige staatliche Unabhängigkeit zu erringen, war der Zweck des Krieges 1876; zwar führte derselbe noch nicht zum Ziele, doch dürfte die Selbständigkeit Serbiens, sowie jene des in gleicher Lage befindlichen Rumäniens, nur eine Frage der Zeit sein.

An der Spitze des Staates steht der constitutionelle Fürst, ein eingeschränkter Monarch bisher unter der Suzeränität des osmanischen Reiches. Die höchste gesetzgebende Behörde des Landes ist die Skupstina, die unmittelbar aus der Wahl des Volkes hervorgeht. Die Administration ist wesentlich der preussischen nachgebildet und zeichnet sich im Allgemeinen aus durch Ordnung und exacte Amtsführung. Die Finanzen stehen, Dank der außerordentlichen Sparsamkeit der Serben, besser, als in vielen anderen Ländern, trotzdem, daß der natürliche Reichtum des Landes noch fast gar nicht ausgebeutet ist, daß außer der Viehzucht noch keine nennenswerthe Industrie besteht und mithin das Volk im Allgemeinen arm ist. Das serbische Militärwesen ist hauptsächlich dem schweizerischen nachgebildet. Jeder erwachsene Mann, der Waffen tragen kann, ist Soldat, und Jeder sorgt auf eigene Kosten für seine Ausrüstung und Bewaffnung, soweit dieselbe sich zu persönlichem Besizthum eignet. Für alles Andere, als für Kanonen, Belagerungs- und Feldgeräthe, Verspannung u. s. w., sorgt der Staat. Auf diesem Wege ist es in Serbien möglich, mit verhältnißmäßig sehr geringen Mitteln ein großes Heer auf die Beine zu stellen. Der letzte Feldzug hat jedoch klar dargethan, daß einer solchen Armee alle Mängel eines Milizheeres anfleben. Im Ganzen genommen hat Serbien in seiner Entwicklung und Verfassung, ganz besonders aber in seinem Schul- und Militärwesen manche Aehnlichkeit mit der Schweiz, und sehen wir dieses kleine slavische Fürstenthum im Besizze von Cultureinrichtungen, wie sich deren weder das griechische oder gar das türkische Regiment, noch selbst das benachbarte Rumänien rühmen kann. In Serbien sind unzweifelhaft die Ansätze zu einem Cultur-Kerne vorhanden, um den sich früher oder später verwandte Elemente krystallisiren werden; den Orient kann man heute dort nicht mehr studiren; von Serbien ist der wirkliche Orient noch weit entfernt; vielleicht so weit wie der wirkliche Occident. (Hauptwerke über Serbien: F. Kaniž. Serbien. Historisch-ethnographische Reise Studien aus den Jahren 1850—1868. Leipzig 1868. 8°. und das vortreffliche, umfangreiche, serbisch verfaßte Werk von Milan Dj. Milečević. Knezevina Srbija. Belgrad 1876. 8°.)





ster, Vampyre, Hexen, Sturmgenien u. s. w. und zeichnen sich durch hohe Kriegstüchtigkeit, aber auch durch Grausamkeit aus, die sie in den langen Kämpfen früherer Zeiten mit den Türken von diesen angenommen haben. Nasen, Ohren und Oberlippe werden den besiegten Feinden abgeschnitten, wohl auch ein Theil der Stirnhaut als Siegestrophäe scalpirt. Handel ist fast gar nicht vorhanden, auch wird nichts erzeugt, vielmehr müssen die wichtigsten Bedarfsartikel aus Dalmatien bezogen werden. Die einzige nennenswerthe Stadt des Landes ist die Haupt- und Residenzstadt Cetinje, zu welcher ein recht mühevoller Weg von Cattaro aus führt.

Cetinje liegt in einem gegen S. O. orientirten länglichen Becken von circa 3000 Schritt Länge und 1000 Schritt Breite. Die Ebene dieses meist aus Moorgrund bestehenden Beckens ist ungefähr in seiner Mitte durch eine niedere Karstpartie unterbrochen, zunächst welcher das Städtchen sich erhebt. Der Horizont ist durch einen Gebirgsring abgeschlossen, der im S. O. am niedrigsten ist, wo der Uebergang nach Metka führt, dem Bezirksorte an dem gleichnamigen Flusse, dem einzig schiffbaren in der Crnagora, der aus der geheimnißvoll dunklen Tiefe einer mächtigen Kalksteinhöhle in fortwährender Brandung rauschend hervorbricht. Cetinje vergrößert sich von Jahr zu Jahr, was seine neuen und meist einstöckig aufgeführten Häuser, die ohne Ausnahme Ziegeleinbedung nach italienischer Art haben, beweisen. Bauart und Einrichtung gleichen überhaupt jenen in S.-Dalmatien, weil die Mehrzahl der Professionisten von dorthier kommt. Cetinje hat eine 400 Schritte lange, 15 Schritte breite Gasse, aus welcher eine ebenso bequeme im rechten Winkel nach dem fürstlichen Schlosse abzweigt.

## §. 24. Das Fürstenthum Rumänien.

Dieses geographisch durchaus zu Mitteleuropa gehörende, 121,000 □ Km. umfassende und 4 1/2 bis 5 Millionen Einwohner zählende Karpathenland besteht aus den seit 1858 vereinigten Donaufürstenthümern Walachei und Moldau und bildet einen, gleichwie Serbien zur Pforte in unnatürlichem Vasallenverhältniß stehenden Staat mit einem erblichen Fürsten, Domnu oder Domnitor genannt, an der Spitze und einer constitutionellen Regierung mit einem Senate und einer von Wahlcollegien gewählten Deputirtenkammer. Das Heer beträgt an 80,000 Mann, und auf der Donau, dem Grenzstromen gegen die Türkei, wird eine kleine Flottille unterhalten. Einen Seehafen besitzt Rumänien nicht, obgleich es eine ganz kleine Küstenstrecke am Pontus besitzt. Die Walachei ist die südliche Abdachung des siebenbürgischen Hochlandes bis zur Donau hin und wird durch die Muta oder Elt in die kleine (westliche) und große (östliche) getheilt; das Flößchen Millowa scheidet sie von der



Moldau, nämlich dem L.-Abhange von Siebenbürgen mit den drei Mündungsarmen der Donau, vom Sereth durchflossen und durch den Pruth eine große Strecke vom russischen Bessarabien getrennt.

Höhe, Ausdehnung, Breite, Abdachung und Wasserscheiden der in einem mächtigen Bogen Rumänien von W. über N. nach O. umspannenden Karpathen bedingen den Charakter des Landes, welches deutlich in die Region des Hochgebirges, des hügeligen Mittellandes und der Niederung geschieden ist. Das Hochgebirge mit seinen Felsen und Urwäldern birgt alle Arten der Metalle, kostbare Mineralquellen, Wild und Holz in Masse; aber diese Schätze ruhen, schwer zugänglich, wenig gekannt und kaum von Menschenhänden berührt, in und auf der Erde; das Hügelland ernährt auf seinen saftigen Tristen zahllose Heerden, deren Fleisch aber dem Volke nicht zugute kommt und deren Häute besser im Ausland als auf heimischem Boden gegerbt und verarbeitet werden; edler feuriger Wein wächst in Menge, aber nachlässig gebaut und behandelt, bis wir endlich, südlich vorschreitend, die Kornkammer Europa's erreichen. Hier gedeihen Mais, Weizen, alle andern Getreidearten und Feldfrüchte in endloser Fülle, ohne Mühe und auf einem Boden, welcher noch lange Jahre keines Düngers bedarf; herrliches Obst, aber in geringer Menge, weil seine Zucht schon Geduld, Kenntniß und Mühe erheischt. Das sind die Schätze und Güter aller Art, welche eine gütige Vorsehung den Rumänen in überreicher Menge seit uralten Zeiten bescheert; aber gerade diese üppige Productionsthätigkeit der Natur bedingt die leichte, mühelose Ernährungsweise des Volkes, macht dasselbe träg und hat es so lange der Knechte und Knechtschaft unterthan zu erhalten vermocht. Rumänien ist ein mit Gütern aller Art reich gesegnetes Land, mit großartiger Hochgebirgsnatur sowohl als mit der Melancholie der endlosen Ebene. Daher stammt die große Liebe des Rumänen für seine Heimath, deren Naturreichtum und Schönheit alles irdische Ungemach ausgleichen und überwinden, und nicht mit Unrecht ruft er dem Fremdling zu: „Wer einmal von dem Wasser der Dumbowiza getrunken hat, den dürstet's und verlangt er stets darnach.“

Der Rumäne, dessen angebliche Herkunft von den alten römischen Colonisten Dakien's neuestens Gegenstand eines gelehrten Streites geworden, spricht ein zum romanischen Sprachstamme gehöriges Idiom, hängt der griechischen Kirche an und ist im Durchschnitt mittlerer Größe, mitunter sogar klein und mager, von südlichem Gepräge, ein kräftiger Schlag mit überwiegender Schönheit der Männer, blendend weißen Zähnen, zierlichen Händen und Füßen, voller Anmuth im Gang und blickschnell wie Forellen in der Bewegung, von geringen Bedürfnissen leiblicher, fast keinen geistiger Art, von leichter Auffassung, gutherzig, gastfreundlich, in Strapazen von seltener Ausdauer, im Falle der Noth tapfer, aber träg und mißtrauisch, unwissend und abergläubisch. Wie die Männer an Körperschönheit durchschnittlich die übrigens gleichfalls prächtigen Frauen überragen, so müssen wir den letzteren einen entschieden größeren Werth zuerkennen; sie sind, was Schulbildung anbelangt, noch viel mehr vernachlässigt als das männliche Geschlecht, aber ihre natürlichen guten moralischen und intellectuellen Anlagen in dem Maße unverborbener als das männliche Geschlecht durch mehr aber schlechte Schulen und Bildungsanstalten ein faules und schädliches Wissen sich angeeignet oder auf-



Grün. Am meisten noch pflanzt man Zwetsche, da sie wenig Pflege verlangt und aus ihr die beliebte Tschuka gebrant wird.

Der Rumäne ist früh reif und altert früh, die Ehen werden früh geschlossen und sind in der Regel reich mit Kindern gesegnet, von denen aber die Mehrzahl das zehnte Lebensjahr nicht erreicht. Bei den Geburten überwiegt das männliche Geschlecht, zeichnet sich aber auch durch eine viel größere Sterblichkeit aus. Mit 25 bis 30 Jahren wird das rumänische Weib, in der Jugend fast ausnahmslos von junonischer Gestalt, eine alte runzelige Matrone, denn es ist auch hier das gequälte Lastthier, während sein Herr und Gebieter gern den Faulpelz spielt. Ein Kind auf dem Rücken, eines unter dem Herzen, ein drittes am Rockschloß nachziehend, so sieht man oft ein achtzehnjähriges Weib mit einer Last auf dem Kopf, und einen kleinen Spinnrocken in der Hand vor sich hertragend, auf dem Gang

in's Feld begriffen. Ihre Tracht kennzeichnet sich durch das lange Hemd, den Mantel an einem Rucke, die Schürze vorn und hinten und das malerisch um den Kopf geschlungene Tuch. Die Art und Weise des bäuerlichen Wein- und Feldbaues, Werkzeuge und Geräthe, Fuhrwerk, alles ist roh, unbeholfen und schwerfällig, erfordert viel Anstrengung, unnöthige Zeit und Kraft, und schmälert Ertrag und Gewinn. Hier und da führen wohl einige reiche einsichtige Gutsbesitzer Verbesserungen ein, allein ihr Vorgang findet nur schwer und langsam Nachahmung. Der Bauer leidet ferner unter der großen Menge



Walachia.

Musik und Tanz voran, ein schlechter Geiger bringt ein ganzes Dorf auf die Beine und entfesselt alle Aehlen; sämtliche Sang- und Tanzweisen sind nationale, bald ausgelassen und wild, bald sanft und rührend, sehr graziös, und es gewährt ein schönes Bild, wenn in bunten Reihen und kleidsamer Tracht die feurigen Bursche mit den koketten Mädchen dahin wirbeln, wie es bei der „Hora“ der Fall ist. Fast sämtliche Kleidungsstoffe werden im Lande gewebt und verfertigt, die Arbeit ist zierlich und selbst elegant, Schnitt und Tracht höchst kleidsam, Glitterstaat und grelles Farbenspiel sehr beliebt. Leider ergeben sich die Männer gern dem Trunke, und es kommt leicht zu blutigem Streit. Todtschlag und Viehdiebstahl bilden die Hauptverbrechen der ländlichen Bevölkerung, deren Schulbildung auf einer niedrigen Stufe steht.

Die Rindviehzucht wird im großen Ganzen ohne System betrieben und die

von Kirchen- und Festtagen, deren Feier sein leibliches und geistiges Wohl grob schädigt, dem Lande die tiefsten Wunden schlägt und seinen Wohlstand nicht aufkommen läßt. Seine Kost ist vorwiegend vegetabilischer Natur, hauptsächlich Mais, welcher in verschiedenen Arten der Zubereitung verzehrt wird. Das nationale Gericht ist der Maisbrei, die „Mamaliga“, und das Lieblingsgetränk der Zwetschenbranntwein, die „Tschuka“; nach ihnen kommen die anderen Feldfrüchte, Milch, Eier und in letzter Reihe erst das Fleisch, namentlich Schweinefleisch. Unter den ländlichen Vergnügungen stehen

noch zu Friedrich's d. Gr. Zeiten glänzende Pferdezuucht ist sogar sehr vernachlässigt; ebenso wenig ist von einer rationellen Landwirthschaft die Rede; folgen sich mehrere gesegnete Jahre, so ist man stolz auf die mühelosen Erfolge; gibt es Mißernten und verheerende Seuchen, so beschuldigt man die Mißgunst der Elemente oder den Zorn eines beleidigten Heiligen. Man hat im übrigen Europa gar keinen Begriff, welche Massen von Geld durch ein glückliches Jahr in's Land kommen, wenn in erster Linie Mais und Weizen und alle übrigen Feldfrüchte gedeihen und, wenn keine Seuche, keine Dürre, keine Steppenbrände, keine unerbittlichen Fröste die zahlreichen Heerden dahingerafft haben. Jeder, auch der Aermste, erfreut sich eines gewissen Ueberflusses, man schwelgt sorglos dahin und vergißt alles erduldete Ungemach; da erwacht eine unbändige Neiselust, welche die besseren Stände in Schaaren über die Grenzen treibt, und in nicht minderem Maß als der glücklichen Heimath kommt ein solcher Erntesegen den bekannten Lurusbädern, den Modewaarenhandlungen von Wien und Paris zugute.

Wenn wir aber sehen, daß auf 1000 Einwohner 7 industrielle kommen, daß die etwa vorhandenen größeren industriellen Geschäfte und Anlagen meistens in Händen von Ausländern sind, wenn wir aus den Handelsberichten erkennen, daß die Ausfuhr industrieller Erzeugnisse kaum der Rede werth ist, dagegen die wichtigsten Rohproducte in's Ausland verschickt werden müssen, um dort gehörig verarbeitet zu werden und als brauchbare Waare in ihre Heimath zurückzuführen, wie dies mit Mehl, Leder, Wollstoffen, Pottasche u. dgl. der Fall ist, so werden wir mit Recht sagen dürfen, daß Rumänien in industrieller Beziehung ein sehr armes Land ist. Zu dieser Stunde existirt in ganz Rumänien keine nennenswerthe Fabrik. Klima und natürliche Beschaffenheit des Landes weisen den Rumänen vor allem auf Landwirthschaft, Viehzucht und Hebung des sehr vernachlässigten Bergbaues an, und es wird wohl noch einer Reihe von Jahren bedürfen, bis selbst die wichtigeren industriellen Erzeugnisse im Land eine dem Bedürfniß und der Nachfrage entsprechende Vertretung finden. Daß es sich im Land auch in dieser Beziehung regt und bessert, sehen wir aus der stetigen Zunahme neuer Geschäfte und Anlagen, die indeß noch nicht hinreichen, um Rumänien vom Auslande unabhängig zu machen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Ausfuhr, in Rohproducten bestehend, die Einfuhr der industriellen und sonstigen Artikel bei weitem übersteigt. Der Großhandel ist in den Händen der Fremden, welche ihm Gesetze vorschreiben und das Land nebst seinen Producenten zinspflichtig erhalten, während nur wenige rumänische Firmen mit Erfolg gegen diese drückende Concurrenz ankämpfen und die große Mehrzahl mit kleinerem Gewinne sich begnügt. Es ist aber außer allem Zweifel, daß die Handelsthätigkeit eine viel größere sein könnte und würde, wenn zahlreichere und bessere Verkehrswege im Innern des Landes vorhanden wären; im ganzen großen Lande gibt es keine einzige Chaussee, welche selbst nur in der Länge weniger Stunden in ordentlichem Zustande sich befände. Bei lang' anhaltender Trockenheit kann man das Land auf den eingefahrenen kleinen Straßen und Wegen mit Leichtigkeit durchreisen, wenn man die dichten Staubmassen unverdrossen mit in den Kauf nimmt; sobald aber große Regenmengen gefallen sind, den tiefen Lehmboden erweicht und die vielen Wasserrinnen, Bäche und Flüsse angefüllt und über die flachen Ufer gejagt haben, gebe man jede, auch die kleinste Reise auf. In neuester Zeit ward indeß der Eisenbahnbau in mehreren Hauptrichtungen mit großer Energie betrieben.

In der ganzen Ausdehnung des Landes, von Turn-Severin bis zur Sulinamündung, Rumänien von der Türkei scheidend, strömt die Donau und bildet einen der bequemsten europäischen Verkehrswege. An ihr liegen mehrere in der Handelswelt hoch angesehene Plätze ersten Ranges, wie Galatz (mit 80,000 Einw.) zwischen Sereth- und Pruthmündung, welches außer Getreide Holz, Salz, Wolle und Petroleum ausführt, Braila (mit 26,000 Einw.), der wichtigste Hafen der Walachei und Hauptstapelplatz für das Getreide, und Giurgewo (russ. Tschirbichewo), mit Verbindungen und Geschäften nach



allen bedeutenden Handelsemporien des Auslandes. Eine Anzahl kleinerer Häfen, wie Turn-Severin, Kalafat, Magareli, erfreut sich ebenfalls eines regen Handelsverkehrs, doch werden in ihnen keine Geschäfte von so colossalem Umfange wie in den erstgenannten abgeschlossen. Zahlreiche Segel- und Dampfschiffe, Bugfir- und Schleppfähne aller Nationen durchfurchen den breiten Strom namentlich von Braila abwärts und eilen durch den jetzt gefahrlosen Sulinacanal nach dem Schwarzen Meere, welches jedoch seit Eröffnung des Suezcanals eine Sadgasse geworden ist. Die übrigen wichtigen Städte Rumäniens sind Krajowa (30,000 Einw.) in der kleinen Walachei, Fokschani (20,000 Einw.) an der Milkowa, Ploşti (30,000 Einw.), Jassy (90,000 Einw.), wovon ein Drittel Juden, unweit des Pruth, die Hauptstadt der Moldau, und Bukurescht oder Bukarest an der Dumbowiza (150,000 Einw.), die Hauptstadt der Walachei und jetzt von ganz Rumänien.

Bukurescht, die rumänische Capitale, mit einer Universität ausgestattet, ist die Stadt des ärgsten Schmutzes und des raffinirtesten Luxus, der armseligsten Hütten, neben welchen sich Prachtpaläste erheben; der grundlosen Straßen, der 10,000 Equipagen und der 30,000 Luxuspferde. Man bemerkt dort, daß das civilisirte Abendland seitwärts liegt, und wird vielfach vom Orient berührt. Man würde mehr als 5 Stunden brauchen, wenn man einen Gang rings um die Stadt machen wollte, denn viele Häuser, namentlich in den Vorstädten, liegen zerstreut und sind mit einer Art von Gärten umgeben. Unter der Bevölkerung zählt man etwa 8—10,000 fremde Europäer, welche vorzugsweise das Culturelement vertreten, etwa 5000 Juden, Repräsentanten des Handels, und 9000 Zigeuner. Bukurescht ist eben so schwer zu beschreiben als zu durchwandern. Etwa in der Mitte liegt das Handelsquartier mit seinen vier Hauptstraßen, dem Theater, fürstlichen Palästen, Waarenläden, in welchen alle Fabrik- und Luxusgegenstände aus W. und O. zur Schau gestellt sind, und Kaffeehäuser in Menge. Hier ist man noch in europäischer Umgebung, man befindet sich zwischen Häusern, die zum Theil sehr ansehnlich aussehen. Aber außerhalb dieses Viertels fühlt man sich sofort in der Walachei; da liegen Hütten und Häuser unregelmäßig neben einander und das Ganze erscheint wie eine Anzahl von Flecken und Dörfern, welche durch einige Wege mit einander in Verbindung stehen.

## §. 25. Das Königreich Griechenland.

Nur um ein Geringes größer als das Fürstenthum Rumänien ist das heutige Königreich Hellas oder Griechenland mit seinen 50,000 □ Km. doch um vieles dünner bevölkert als jenes, denn es zählt nur rund 1 1/2 Millionen Einwohner. Die Verfassung des Staates, der lange unter türkischem Joche schmachtete, ehe er in hartem Freiheitskampfe seine Unabhängigkeit erfocht,



noch zu Friedrichs d. Gr. Zeiten  
läßt; ebenso wenig ist von  
sich mehrere gesegnete  
Misernten und verhee-  
oder den Zorn eines  
Begriff, welche M  
wenn in erster Lin  
wenn keine Sen  
die zahlreichen  
eines gewisse  
Ungemach;  
Schaaren  
Heimath  
waarent

die  
Hän  
die  
ti

in Serbien nur Eine Stam-  
heraus hervorgehen; deren Beschlüsse  
über ein Heer von 12,000  
Krieger. Dazu kommen noch 30 Frei-  
so daß die Streitkräfte auf etwa 50,000  
nachdrückliche Verwendbarkeit im Felde als  
Jocel hegen muß. Die griechische Flotte ist  
nur 10 größere Schiffe, darunter 2 Panzer-  
und 1400 Matrosen. Wichtig ist dieses kleine Königreich hauptsächlich  
Stammesgenossen im ganzen Oriente verbreitet sind  
weil hellenische Provinzen der Türkei  
in sehr großer Anzahl die südlichen benachbarten Provinzen der Türkei  
bis nach Constantinopel hin bewohnen, in welch' letzterer Stadt sie ein eigenes  
Biertel besitzen. Die meist zur christlich-orientalischen Religion sich bekennenden  
Griechen sind die Nachkommen der alten Hellenen, welche die erfolgten Bei-  
mischungen mit slavischem und albanesischem Blute in ihrem Typus ziemlich  
unverändert ließen.

An einem Buche, das berühmt geworden ist durch die Leidenschaften, die es  
erregt hat (Fragmente aus dem Orient. 2. Aufl. Stuttgart 1877. 8°.), versuchte  
Fallmerayer zu beweisen, daß die alten Hellenen fast verschwunden, und ihre  
heutigen Nachfolger durchweg ein illyro-slavisches Mischvolk seien. Diese Behaup-  
tung ist in diesem Umfange zu systematisch. Die in Hellas eingedrungenen und  
anfänglich gewordenen Slaven haben niemals die Mehrheit der Bevölkerung gebildet,  
obgleich die Peloponnes lange in der Gewalt zweier slavischer Stämme verblieb.  
An diesen Aufenthalt der Slaven in Griechenland mahnen heute noch die zahllosen  
"Skavochoria", die man bis nach Areta findet, und die slavischen Namen von Ber-  
gen, Tälern und Flüssen, die jetzt in weit entlegenen Gebieten dieser Race ver-  
breitet sind. Allein der größte der lebenden Slavisten, Prof. Dr. Franz Miklosic  
in Wien, hat dargethan, daß im übrigen die moderne neugriechische Sprache in  
keiner Weise eine Beeinflussung durch das Slavische erkennen lasse. (Die slavischen  
Elemente im Neugriechischen, in den: Sitzungsb. der philos.-histor. Cl. der kais.  
Akad. der Wissensch. December 1869.) In neuester Zeit endlich hat Prof. Bern-  
hard Schmidt aus Jena den Nachweis geliefert, daß die heidnischen Elemente  
im christlichen Glauben und Cultus der Neugriechen, was sie über Dämonen, Riesen,  
Genien, über das Leben nach dem Tode denken, alles noch aus der altgriechischen  
Zeit übernommen sei, daß mit einem Worte das alte Hellenenthum im Brauch und  
Glauben der Neugriechen heute noch fortlebe. Die Slaven, welche in Griechenland  
sich niederließen, verschmolzen mit der hellenischen Volksmasse, deren Sprache und  
Cultur sie annahmen; sie haben die Griechen nicht slavifirt, sondern sie sind viel-  
mehr von diesen hellenisirt worden. Die griechische Nationalität assimilirt sich  
andere sehr leicht, ist überhaupt eine zähe, die sich nicht leicht aufgibt, und selbst  
dort vermehrt, wo sie nur in geringer Anzahl vorhanden ist. (Bernhard Schmidt.  
Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum. Leipzig 1871. 8°.  
2 Bde.) Prof. Pradaška macht darauf aufmerksam, daß auch außerhalb Hellas  
im S. viele Slaven schon gräcisirt worden sind (Pradaška. Die Slaven in der  
Türkei, in: Petermann's Geogr. Mitth. 1869, S. 444), und Euvrien Robert er-  
zählt, daß fast alle thrakischen Bulgaren griechisch verstehen. (Robert. Die Slaven  
der Türkei. Aus dem Französl. Zweite Ausgabe. Stuttgart 1851. 8°. II. Bd.  
S. 194.) Wie aber bei einem solchen Prozesse stets so manches von dem aufge-  
schluckten Volke in das dominirende übergeht, so auch hier. Spuren der Blutver-  
mischung sind unlängbar; wenn auch der hellenische Typus, der ähnlich wie der



noch zu Friedrichs d. Gr. Zeiten glänzende Pferdebezücht ist sogar sehr vernachlässigt; ebenso wenig ist von einer rationellen Landwirthschaft die Rede; folgen sich mehrere gesegnete Jahre, so ist man stolz auf die mühelosen Erfolge; gibt es Missernten und verheerende Seuchen, so beschuldigt man die Mißgunst der Elemente oder den Zorn eines beleidigten Heiligen. Man hat im übrigen Europa gar keinen Begriff, welche Massen von Geld durch ein glückliches Jahr in's Land kommen, wenn in erster Linie Mais und Weizen und alle übrigen Feldfrüchte gedeihen sind, wenn keine Seuche, keine Dürre, keine Steppenbrände, keine unerbittlichen Fröste die zahlreichen Heerden dahingerafft haben. Jeder, auch der Aermste, erfreut sich eines gewissen Ueberflusses, man schwelgt sorglos dahin und vergißt alles erduldetes Ungemach; da erwacht eine unbändige Reiselust, welche die besseren Stände in Schaaren über die Grenzen treibt, und in nicht minderem Maß als der glücklichen Heimath kommt ein solcher Erntesegen den bekannten Lurusbadern, den Modewaarenhandlungen von Wien und Paris zugute.

Wenn wir aber sehen, daß auf 1000 Einwohner 7 industrielle kommen, daß die etwa vorhandenen größeren industriellen Geschäfte und Anlagen meistens in Händen von Ausländern sind, wenn wir aus den Handelsberichten erkennen, daß die Ausfuhr industrieller Erzeugnisse kaum der Rede werth ist, dagegen die wichtigsten Rohproducte in's Ausland verschickt werden müssen, um dort gehörig verarbeitet zu werden und als brauchbare Waare in ihre Heimath zurückzukehren, wie dies mit Mehl, Leder, Wollstoffen, Pottasche u. dgl. der Fall ist, so werden wir mit Recht sagen dürfen, daß Rumänien in industrieller Beziehung ein sehr armes Land ist. Zu dieser Stunde existirt in ganz Rumänien keine nennenswerthe Fabrik. Klima und natürliche Beschaffenheit des Landes weisen den Rumänen vor allem auf Landwirthschaft, Viehzucht und Hebung des sehr vernachlässigten Bergbaues an, und es wird wohl noch einer Reihe von Jahren bedürfen, bis selbst die wichtigeren industriellen Erzeugnisse im Land eine dem Bedürfniß und der Nachfrage entsprechende Vertretung finden. Daß es sich im Land auch in dieser Beziehung regt und bessert, sehen wir aus der stetigen Zunahme neuer Geschäfte und Anlagen, die indeß noch nicht hinreichen, um Rumänien vom Auslande unabhängig zu machen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Ausfuhr, in Rohproducten bestehend, die Einfuhr der industriellen und sonstigen Artikel bei weitem übersteigt. Der Großhandel ist in den Händen der Fremden, welche ihm Gesetze vorschreiben und das Land nebst seinen Producenten zinspflichtig erhalten, während nur wenige rumänische Firmen mit Erfolg gegen diese drückende Concurrenz ankämpfen und die große Mehrzahl mit kleinerem Gewinne sich begnügt. Es ist aber außer allem Zweifel, daß die Handelsthätigkeit eine viel größere sein könnte und würde, wenn zahlreichere und bessere Verkehrswege im Innern des Landes vorhanden wären; im ganzen großen Lande gibt es keine einzige Chaussee, welche selbst nur in der Länge weniger Stunden in ordentlichem Zustande sich befände. Bei lang' anhaltender Trockenheit kann man das Land auf den eingefahrenen kleinen Straßen und Wegen mit Leichtigkeit durchreisen, wenn man die dichten Staubmassen unverdrossen mit in den Kauf nimmt; sobald aber große Regenmengen gefallen sind, den tiefen Lehmboden erweicht und die vielen Wasserrinnen, Bäche und Flüsse angefüllt und über die flachen Wier gejagt haben, gebe man jede, auch die kleinste Reise auf. In neuester Zeit ward indeß der Eisenbahnbau in mehreren Hauptrichtungen mit großer Energie betrieben.

In der ganzen Ausdehnung des Landes, von Turn-Severin bis zur Sulinamündung, Rumänien von der Türkei scheidend, strömt die Donau und bildet einen der bequemsten europäischen Verkehrswege. An ihr liegen mehrere in der Handelswelt hoch angesehene Plätze ersten Ranges, wie Galatz (mit 80,000 Einw.) zwischen Sereth- und Pruthmündung, welches außer Getreide Holz, Salz, Wolle und Petroleum ausführt, Braila (mit 26,000 Einw.), der wichtigste Hafen der Walachei und Hauptstapelplatz für das Getreide, und Giurgewo (spr. Tschirudschewo), mit Verbindungen und Geschäften nach

allen bedeutenden Handelsemporien des Auslandes. Eine Anzahl kleinerer Häfen, wie Turn-Severin, Kalafat, Magareli, erfreut sich ebenfalls eines regen Handelsverkehrs, doch werden in ihnen keine Geschäfte von so colossalem Umfange wie in den erstgenannten abgeschlossen. Zahlreiche Segel- und Dampfschiffe, Bugfir- und Schleppfähne aller Nationen durchfurchen den breiten Strom namentlich von Braila abwärts und eilen durch den jetzt gefahrlosen Eulinacanal nach dem Schwarzen Meere, welches jedoch seit Eröffnung des Suezcanals eine Sadgasse geworden ist. Die übrigen wichtigen Städte Rumäniens sind Krajowa (30,000 Einw.) in der kleinen Walachei, Fotschani (20,000 Einw.) an der Milkowa, Ploëschti (30,000 Einw.), Jassy (90,000 Einw.), wovon ein Drittel Juden, unweit des Pruth, die Hauptstadt der Moldau, und Bukurescht oder Bukarest an der Dumbowika (150,000 Einw.), die Hauptstadt der Walachei und jetzt von ganz Rumänien.

Bukurescht, die rumänische Capitale, mit einer Universität ausgestattet, ist die Stadt des ärgsten Schmutzes und des raffinirtesten Luxus, der armseligsten Hütten, neben welchen sich Prachtpaläste erheben; der grundlosen Straßen, der 10,000 Equipagen und der 30,000 Luxusperde. Man bemerkt dort, daß das civilisirte Abendland seitwärts liegt, und wird vielfach vom Orient berührt. Man würde mehr als 5 Stunden brauchen, wenn man einen Gang rings um die Stadt machen wollte, denn viele Häuser, namentlich in den Vorstädten, liegen zerstreut und sind mit einer Art von Gärten umgeben. Unter der Bevölkerung zählt man etwa 8—10,000 fremde Europäer, welche vorzugsweise das Culturelement vertreten, etwa 5000 Juden, Repräsentanten des Handels, und 9000 Zigeuner. Bukurescht ist eben so schwer zu beschreiben als zu durchwandern. Etwa in der Mitte liegt das Handelsquartier mit seinen vier Hauptstraßen, dem Theater, fürstlichen Palästen, Waarenläden, in welchen alle Fabrik- und Luxusgegenstände aus W. und O. zur Schau gestellt sind, und Kaffeehäuser in Menge. Hier ist man noch in europäischer Umgebung, man befindet sich zwischen Häusern, die zum Theil sehr ansehnlich aussehen. Aber außerhalb dieses Viertels fühlt man sich sofort in der Walachei; da liegen Hütten und Häuser unregelmäßig neben einander und das Ganze erscheint wie eine Anzahl von Flecken und Dörfern, welche durch einige Wege mit einander in Verbindung stehen.

## §. 25. Das Königreich Griechenland.

Nur um ein Geringes größer als das Fürstenthum Rumänien ist das heutige Königreich Hellas oder Griechenland mit seinen 50,000 □ Km. doch um vieles dünner bevölkert als jenes, denn es zählt nur rund 1 1/2 Millionen Einwohner. Die Verfassung des Staates, der lange unter türkischem Joche schmachtete, ehe er in hartem Freiheitskampfe seine Unabhängigkeit erkocht,

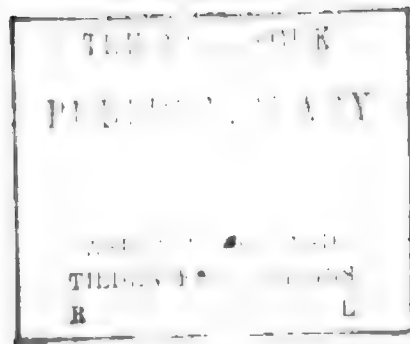


ist die constitutionell-monarchische, doch gibt es wie in Serbien nur Eine Kammer, jene der Deputirten, welche aus directer Wahl hervorgehen; deren Beschlüsse bestätigt der König. Die Regierung verfügt über ein Heer von 12,000 Mann im Frieden und 30,000 im Kriege. Dazu kommen noch 30 Freiwilligen-Bataillone à 650 Mann, so daß die Streitkräfte auf etwa 50,000 Mann anschwellen, über deren nachdrückliche Verwendbarkeit im Felde als Offensivarmee man starken Zweifel hegen muß. Die griechische Flotte ist höchst unbedeutend, sie zählt nur 10 größere Schiffe, darunter 2 Panzerschiffe und 1400 Matrosen. Wichtig ist dieses kleine Königreich hauptsächlich deshalb, weil hellenische Stammesgenossen im ganzen Oriente verbreitet sind und in sehr großer Anzahl die südlichen benachbarten Provinzen der Türkei bis nach Constantinopel hin bewohnen, in welch' letzterer Stadt sie ein eigenes Viertel besitzen. Die meist zur christlich-orientalischen Religion sich bekennenden Griechen sind die Nachkommen der alten Hellenen, welche die erfolgten Beimischungen mit slavischem und albanesischem Blute in ihrem Typus ziemlich unverändert ließen.

In einem Buche, das berühmt geworden ist durch die Leidenschaften, die es erregt hat (Fragmente aus dem Orient. 2. Aufl. Stuttgart 1877. 8°.), versuchte Fallmerayer zu beweisen, daß die alten Hellenen fast verschwunden, und ihre heutigen Nachfolger durchweg ein illyro-slavisches Mischvolf seien. Diese Behauptung ist in diesem Umfange zu systematisch. Die in Hellas eingedrungenen und ansäßig gewordenen Slaven haben niemals die Mehrheit der Bevölkerung gebildet, obgleich die Peloponnes lange in der Gewalt zweier slavischer Stämme verblieb. An diesen Aufenthalt der Slaven in Griechenland mahnen heute noch die zahllosen „Sklavochoria“, die man bis nach Kreta findet, und die slavischen Namen von Bergen, Dörfern und Flüssen, die jetzt in weit entlegenen Gebieten dieser Race verbreitet sind. Allein der größte der lebenden Slavisten, Prof. Dr. Franz Miklosic in Wien, hat dargethan, daß im übrigen die moderne neugriechische Sprache in keiner Weise eine Beeinflussung durch das Slavische erkennen lasse. (Die slavischen Elemente im Neugriechischen, in den: Sitzungsber. der philos.-histor. Cl. der kais. Akad. der Wissensch. December 1869.) In neuester Zeit endlich hat Prof. Bernhard Schmidt aus Jena den Nachweis geliefert, daß die heidnischen Elemente im christlichen Glauben und Cultus der Neugriechen, was sie über Dämonen, Riesen, Genien, über das Leben nach dem Tode denken, alles noch aus der altgriechischen Zeit übernommen sei, daß mit einem Worte das alte Hellenenthum im Brauch und Glauben der Neugriechen heute noch fortlebe. Die Slaven, welche in Griechenland sich niederließen, verschmolzen mit der hellenischen Volksmasse, deren Sprache und Cultur sie annahmen; sie haben die Griechen nicht slavifirt, sondern sie sind vielmehr von diesen hellenifirt worden. Die griechische Nationalität assimiliert sich andere sehr leicht, ist überhaupt eine zähe, die sich nicht leicht aufgibt, und selbst dort vermehrt, wo sie nur in geringer Anzahl vorhanden ist. (Bernhard Schmidt. Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum. Leipzig 1871. 8°. 2 Bde.) Prof. Bradaška macht darauf aufmerksam, daß auch außerhalb Hellas im S. viele Slaven schon gräcisirt worden sind (Bradaška. Die Slaven in der Türkei, in: Petermann's Geogr. Mitth. 1869, S. 444), und Cyprien Robert erzählt, daß fast alle thrakischen Bulgaren griechisch verstehen. (Robert. Die Slaven der Türkei. Aus dem Französ. Zweite Ausgabe. Stuttgart 1851. 8°. II. Bd. S. 194.) Wie aber bei einem solchen Prozesse stets so manches von dem aufgeschlürften Volke in das dominirende übergeht, so auch hier. Spuren der Blutvermischung sind unläugbar; wenn auch der hellenische Typus, der ähnlich wie der



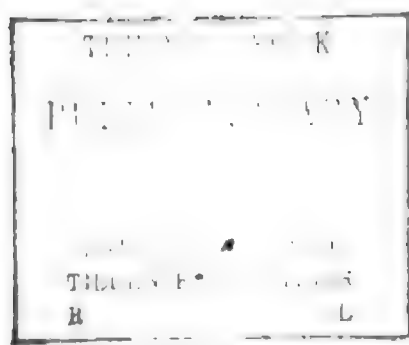




jüdische, zu den zähesten gehört, durchaus nicht verschwunden ist und besonders bei den Frauen am reinsten vorkommt, so ist er doch oft ausgeartet. Deutlicher sind die slavischen Einflüsse in der Lebensweise und der Kleidung der heutigen Griechen zu erkennen, wie auch die zugleich pastoralen und kriegerischen Gewohnheiten der Slaven auf sie übergingen. Die Vermengung mit den Albanesen oder Skyptaren dagegen kann gar nichts bedeuten, seitdem wir allen Grund haben, die Skyptaren für die Nachkommen der althellenischen Stammväter, also gewissermaßen für griechischer als die Griechen selber anzusehen. Am reinsten und unvermischtesten haben sich natürlich die abgeschieden lebenden Inselgriechen erhalten.

Das Königreich Griechenland wird in 13 Nomarchien (Kreise) eingetheilt, die wiederum in 59 Eparchien zerfallen. Diese lassen sich in vier Gruppen ordnen, deren erste die nördliche Halbinsel Rumelia ist, welche die Landschaften Attika und Böotia mit den Inseln Salamis und Aegina, dann Phthiotis und Phokis, Alarnania und Aetolia umfaßt. In diesem Gebiete liegt die Hauptstadt des Reiches, Athina oder Athen, durch eine kurze Eisenbahn, die einzige im Lande, mit dem nahen Hafenorte Piräus verbunden.

Athen, mit 48,000 Einwohnern, Residenz des Königs, Sitz der Regierung, einer Universität und anderer Bildungsanstalten, zählt zu jenen, so zu sagen, heiligen Culturstätten der Menschheit, an denen das Interesse niemals versiegt, wie sehr auch die Gegenwart gegen die Vergangenheit zurückstehen möge. Sie enthält noch viele Ueberreste aus dem Alterthume, darunter die auf steilem Fels emporragende Akropolis mit dem Parthenon, den Propyläen; unterhalb der Akropolis das Theseion u. s. w. Der moderne Reisende muß sich Athen beinahe nothgedrungen zur See nahen: entweder Morea umschiffend oder von Corfu aus; über den Isthmus oder durch den Piräus. Auf dem letzteren Wege bietet sich ihm ein gar wunderbares Bild: der Anblick nicht allein des schneebedeckten Parnassos und der ihn umgebenden Berge, sondern auch jener der Akropolis und der ganzen Umgebung der Stadt. An sonnenhellen Tagen funkeln die Säulen des Parthenon in glänzendem Weiß um die Wette mit dem Schnee des Parnax. Auf diesem Punkte lernt man es verstehen, warum und wie Athen in alten Zeiten die Bogen beherrschte und wie sein Herrschen und Brangen im Angesichte von Korinth, Argos und Epidauros die Eifersucht der Schwesterstaaten entflammen mochte. Von einiger Entfernung, noch ehe Salamis oder Aegina erreicht ist, kann man die ganze westliche Küste Attika's bis zu den glänzend weißen Felsen Suniums herab überschauen und Athen zeigt sich von einem Hügelkreise umgeben: die näheren Höhen der Akropolis, der Museionhügel im Vordergrunde, weiter rückwärts der Lysabettos und im Hintergrunde die großartigeren Höhen des Hymettos zur Rechten, des Parnes zur Linken und des Pentelikos dazwischen. Die relative Höhe dieser Hügelketten läßt sich aus dieser Entfernung weit besser ermessen als von Athen selbst aus, und nirgends wirkt der Anblick des Panthenon in so überwältigender Weise wie hier, wo, obwohl keine andere Baulichkeit auszunehmen ist, dennoch seine vorderen Säulen in ihrer schimmernden Weiße genau zu zählen sind. Dem Hafen näher ändert sich das Bild. Die großartigen Dimensionen des Pentelikos und Parnes, im Frühling reichlich mit Schnee bedeckt, treten hinter den niederen, aber mehr im Vordergrunde befindlichen Hügeln zurück und nur der Hymettos bleibt in Sicht. Selbst Athen und die Akropolis verschwinden bei der Einfahrt in den Piräus. Die moderne Stadt krystallisirt sich um den Hafen und dehnt sich, mit schönen Wohn- und Waarenhäusern, immer an demselben aus. (Wiener Abendpost vom 23. Januar 1875.) Vom Piräus fährt die Eisenbahn nach dem modernen Athen, dem indeß all und jeder charakteristische Zug fehlt. „Der älteste Theil, ein albanesisches Dorf, wie man sagen muß, mit ziemlich schmutzigem Bazar oder Kram- und Gemüsemarkt, trägt noch immer die Züge einer armen morgenländischen Landstadt. An diesen Theil schließt sich ein etwas besser



jüdische, zu den zähesten gehört, durchaus nicht verschwunden ist und besonders bei den Frauen am reinsten vorkommt, so ist er doch oft ausgeartet. Deutlicher sind die slavischen Einflüsse in der Lebensweise und der Kleidung der heutigen Griechen zu erkennen, wie auch die zugleich pastoralen und kriegerischen Gewohnheiten der Slaven auf sie übergingen. Die Vermengung mit den Albanesen oder Skypetaren dagegen kann gar nichts bedeuten, seitdem wir allen Grund haben, die Skypetaren für die Nachkommen der althellenischen Stammväter, also gewissermaßen für griechischer als die Griechen selber anzusehen. Am reinsten und unvermischtesten haben sich natürlich die abgeschieden lebenden Inselgriechen erhalten.

Das Königreich Griechenland wird in 13 Nomarchien (Kreise) eingetheilt, die wiederum in 59 Eparchien zerfallen. Diese lassen sich in vier Gruppen ordnen, deren erste die nördliche Halbinsel Rumelia ist, welche die Landschaften Attika und Böotia mit den Inseln Salamis und Aegina, dann Phthiotis und Phokis, Akarnania und Aetolia umfaßt. In diesem Gebiete liegt die Hauptstadt des Reiches, Athina oder Athen, durch eine kurze Eisenbahn, die einzige im Lande, mit dem nahen Hafenorte Piräus verbunden.

Athen, mit 48,000 Einwohnern, Residenz des Königs, Sitz der Regierung, einer Universität und anderer Bildungsanstalten, zählt zu jenen, so zu sagen, heiligen Culturstätten der Menschheit, an denen das Interesse niemals versiegt, wie sehr auch die Gegenwart gegen die Vergangenheit zurückstehen möge. Sie enthält noch viele Ueberreste aus dem Alterthume, darunter die auf steilem Fels emporragende Akropolis mit dem Parthenon, den Propyläen; unterhalb der Akropolis das Theseion u. s. w. Der moderne Reisende muß sich Athen beinahe nothgedrungen zur See nahen: entweder Morea umschiffend oder von Corfu aus; über den Isthmus oder durch den Piräus. Auf dem letzteren Wege bietet sich ihm ein gar wunderbares Bild: der Anblick nicht allein des schneebedeckten Parnassos und der ihn umgebenden Berge, sondern auch jener der Akropolis und der ganzen Umgebung der Stadt. An sonnenhellen Tagen funkeln die Säulen des Parthenon in glänzendem Weiß um die Wette mit dem Schnee des Parnass. Auf diesem Punkte lernt man es verstehen, warum und wie Athen in alten Zeiten die Wogen beherrschte und wie sein Herrschen und Brangen im Angesichte von Korinth, Argos und Epidaurus die Eifersucht der Schwesterstaaten entflammen mochte. Von einiger Entfernung, noch ehe Salamis oder Aegina erreicht ist, kann man die ganze westliche Küste Attica's bis zu den glänzend weißen Felsen Suniums herab überschauen und Athen zeigt sich von einem Hügelkreise umgeben: die näheren Höhen der Akropolis, der Museionhügel im Vordergrunde, weiter rückwärts der Lykabettos und im Hintergrunde die großartigeren Höhen des Hymettos zur Rechten, des Barnes zur Linken und des Pentelikos dazwischen. Die relative Höhe dieser Hügelketten läßt sich aus dieser Entfernung weit besser ermessen als von Athen selbst aus, und nirgends wirkt der Anblick des Panthenon in so überwältigender Weise wie hier, wo, obwohl keine andere Baulichkeit auszunehmen ist, dennoch seine vorderen Säulen in ihrer schimmernden Weiße genau zu zählen sind. Dem Hafen näher ändert sich das Bild. Die großartigen Dimensionen des Pentelikos und Barnes, im Frühling reichlich mit Schnee bedeckt, treten hinter den niederen, aber mehr im Vordergrunde befindlichen Hügeln zurück und nur der Hymettos bleibt in Sicht. Selbst Athen und die Akropolis verschwinden bei der Einfahrt in den Piräus. Die moderne Stadt krystallisirt sich um den Hafen und dehnt sich, mit schönen Wohn- und Baarenhäusern, immer an demselben aus. (Wiener Abendpost vom 23. Januar 1875.) Vom Piräus fährt die Eisenbahn nach dem modernen Athen, dem indeß all und jeder charakteristische Zug fehlt. „Der älteste Theil, ein albanesisches Dorf, wie man sagen muß, mit ziemlich schmutzigem Bazar oder Kram- und Gemüsemarkt, trägt noch immer die Züge einer armen morgenländischen Landstadt. An diesen Theil schließt sich ein etwas besser



gebauter, der wieder ganz deutsch-slavisch aussieht, einer halb deutschen Stadt in Polen, im nordwestlichen Rußland oder auch im östlichen Theile Oberschlesiens ähnelnd. Diesen Theil umgibt dann wieder ein dritter, der neueste, mit breiten Straßen oder baumbepflanzten Boulevards, mit anspruchsvollen, aber nicht schönen Landhäusern und schon recht vielen öffentlichen Gebäuden, als da sind: Schloß, Museum, Polytechnikum, höhere Töcherschule, Abgeordnetenhaus, Kasernen u. s. w." (Julius Faucher. Ein Winter in Italien, Griechenland und Constantinopel. II. Bd. S. 114—115.)

Unter den übrigen Städten Rumelia's verdienen Thiva (Theben) in Böotien mit 4000 Einw., Livadia in der Nähe des sumpfigen Topolias-See's und die Festung Missolunghi in Aetolien Erwähnung. Das Dorf Kastri nimmt die Stelle des alten Delphi ein.

Die zweite Gruppe bildet Morea oder die Peloponnes, welche die Landschaften Argolis und Korinth mit den Inseln Hydra, Spetsä und Cerigo, Achaia und Elis, Arkadia, Messenia und Lakonia enthält.

Hier wohnen unter anderen die Lakonen (Λάκωνες), deren Sprache eine Fortbildung und Umgestaltung der alten dorisch-lakonischen ist, durch zunehmende Einwirkung der Gemeinsprache und wenige ungriegische Wörter modificirt. Die wichtigsten Plätze der Peloponnes sind: Nauplia (6000 Einw.), Korinth (4000 Einw.) an der Meerenge, das durch H. Schliemann's Forschungen neuerdings berühmt gewordene Mykenä, Tripolitsa, die sehr herabgekommene Hauptstadt von Arkadien, und das Dorf Mistra, in dessen Nähe die Ruinen des alten Sparta liegen. In der Landschaft Elis finden sich am Ruphiä, dem antiken Alpheios, die Reste Olympia's, wo die neuen Ausgrabungen der Deutschen wichtige Alterthümer zu Tage förderten. In Achaia endlich und am korinthischen Golfe liegt die gegenwärtig wichtigste Stadt der ganzen Peloponnes, das einen regen Handel treibende Patras mit 27,000 Einwohnern.

Die dritte und vierte Gruppe besteht aus den Inseln im O. und W. Sie sind im Allgemeinen alle dichter bevölkert als das hellenische Festland und auch reger dem Handel ergeben. Zu den ersteren gehören Evriipo mit den nördlichen Sporaden, dann die Kykladen, welche eine eigene Nomarchie bilden.

Evriipo oder Euböa hat als wichtigste Plätze Chalkis, welches eine Brücke mit dem Festlande verbindet, und im N. Kerochori aufzuweisen. Unweit davon liegt die Bäderstadt Medepsos mit im Alterthume hochberühmten, sehr heißen Heilquellen. (Siehe: Ausland 1874, Nr. 1, S. 19.) Unter den Sporaden ist Skyro mit der gleichnamigen Stadt die bedeutendste, unter den Kykladen hingegen die kleine Insel Syra mit ihrer Haupt- und blühenden Handelsstadt Hermupolis (21,000 Einw.) die wichtigste. In einer besonderen Tabelle zählen wir sämtliche Inseln des ägäischen Archipels, die griechischen wie die türkischen, die europäischen wie die asiatischen namentlich auf.

Die westliche Gruppe umfaßt die jonischen Inseln, sieben an der Zahl: Korfu, Paxo, Levkada (Sta. Maura), Thiakli (Ithaka), Kephalonia, Zakyntho (Zante) und Cerigo, welch' letzteres, ganz an der S.-Spitze der Peloponnes gelegen, administrativ zur Nomarchie Argolis und Korinthia zählt. Der Gesamtflächenraum der jonischen Eilande beträgt etwa 2750 □Km., worauf eine Viertelmillion Menschen leben.

Im jonischen Archipel spielt Korfu die Rolle Syra's unter den Kykladen. Seine reizend gelegene Hauptstadt gleichen Namens hat 15,000 Einwohner und ist

eine sehr geeignete Station um sich für das übrige Griechenland vorzubereiten. Der größte Theil des Volkes spricht oder versteht doch die Sprache des nahen Italien. (Siehe H. v. Haurowitz. Erinnerungen an Korfu im Sommer 1869. Wien 1870. 8°.), zumal die Venetianer lange die Herren der Inseln waren. In jüngster Zeit standen die jonischen Eilande unter englischem Protectorate und dankten dem Walten der Briten einen ansehnlichen Culturvorsprung vor dem übrigen Hellas, dem sie sich erst 1864 anschlossen. Auf der Insel Cephalonia ist die Hauptstadt Argostoli erwähnenswerth, wegen der benachbarten interessanten Meermühlen, einer Naturerscheinung, wie sie bis jetzt an keinem anderen Orte unseres Planeten beobachtet worden ist. Die wunderbare Erscheinung besteht nämlich kurz darin, daß nördlich der Stadt Argostoli zwei Punkte aufgefunden wurden, an welchen das Meer in den Erdboden direct einsinkt. In welcher Menge und mit welcher Kraft erhebt am besten aus dem Umstande, daß genauen Messungen zufolge täglich nicht weniger als  $5\frac{1}{2}$  Millionen englischer Cubikfuß einströmen und daß die Fallhöhe genügt, um an jedem Orte eine Mühle zu treiben. (Siehe darüber: A. W. M. Wiebel. Die Insel Cephalonia und die Meermühlen von Argostoli. Hamburg 1873. 4°.)

Griechenland ist mit einem herrlichen Klima und fruchtbaren Boden gesegnet. Durch seine günstige geographische Lage ist es vor Allem auf Feldbau, Handel und Schifffahrt angewiesen, während die dünne Bevölkerung im Verein mit dem kläglichen Zustande der Communicationsmittel auf die Entwicklung der Industrie hemmend wirkt.

Diesem Mangel an inländischer Industrie ist die ungünstige Handelsbilanz Griechenlands hauptsächlich zuzuschreiben. Das Deficit scheint jedoch durch die Erträge der Schifffahrt reichlich gedeckt zu werden, da sich der allgemeine Wohlstand thatsächlich in den letzten Jahrzehnten bedeutend gehoben hat. Zu bemerken ist freilich, daß diese Hebung des Wohlstandes sich fast ausschließlich auf die Küstenstriche beschränkt. Im Inneren des Landes dagegen war der Fortschritt bis jetzt nur ein dürftiger, da die natürlichen Hülfquellen eines Landes unmöglich ohne genügende Verkehrsadern erschlossen werden können; in dieser Richtung ist bis jetzt so viel wie nichts geschehen, fahrbare Straßen fehlen, die nächste Umgegend der Hauptstadt ausgenommen, noch fast überall, und selbst auf kurze Entfernungen von der Küste ist kein anderes Beförderungsmittel als Packpferde oder Maulthiere anwendbar; ein Transport von wenigen Stunden vertheuert daher Waaren und Landesproducte oft um 10—20 %, und Gegenstände von mehr als 150—200 Pf. Gewicht sind in dem classischen Land einfach gar nicht transportirbar. Ein weiteres Hemmnis der Industrie ist der Bucher, der sich im Innern ebenfalls mehr eingenistet hat, als in den Küstengegenden. Die Griechen haben meist Sinn für das Familienleben und pflegen gute Söhne und Brüder zu sein. Ganz außerordentlich ist der ungeheure Wissensdrang des Volkes. Für das Unterrichtswesen wird vom Staate viel gethan; der Schulbesuch ist zwar nicht obligatorisch, die jetzige Generation hält jedoch ihre Kinder im Allgemeinen von selbst zum Schulbesuche an. (Allgemeine Zeitung vom 30. December 1876.) Der gewiegte Ethnograph Lorenz Diefenbach steht daher nicht an, trotz der vielfach unfertigen Zustände in Hellas, trotz des jetzt allerdings fast ganz verschwundenen Aeußerweins (Alephthenthum), von den Griechen zu sagen, sie seien das Culturvolk der Balcanhalbinsel. (Lorenz Diefenbach. Die Völkerstämme der europäischen Türkei. Frankfurt a. M. 1877. 8°. S. 38.)

## §. 26. Die europäische Türkei.

Jenes Stück der illyrischen Halbinsel, welches man als die europäische Türkei oder auch kurzweg als die Türkei bezeichnet, ist nur ein Theil des weiten osmanischen Reiches, welches sich über ganz Vorderasien erstreckt. Kleinasien oder Anatolien, Armenien und Kurdistan, Mesopotamien und Syrien mit Palästina, dann fast die ganze westarabische Küste gehören zu diesem Reiche der Osmanen, welches überdies auf afrikanischem Boden in Aegypten, Tripolis und Tunis Vasallenstaaten besitzt, auf die jedoch die „hohe Pforte“ — so nennt man die Reichsregierung — fast noch weniger Einfluß nimmt, als auf die europäischen Tributländer Rumänien und Serbien. Unter allen diesen verschiedenen Gebieten ist indeß zweifelsohne die europäische Türkei insofern der wichtigste Bestandtheil des Reiches, als sie allein demselben eine Bedeutung für das übrige Europa verleiht. Hier liegt auch — freilich knapp an der Schwelle Asiens — die Reichshauptstadt S t a m b u l, das vielbegehrte Constantinopel.

Der Charakter dieses Reiches ist auch in Europa, soweit die herrschende Race der Türken ihm seinen Stempel ausdrückt, ein durchaus morgenländischer; man kann deshalb nur von einem osmanischen oder türkischen „Reiche“, nicht von einem türkischen „Staate“ sprechen; denn zu einem Staatswesen in europäischem Sinne haben es die Türken nicht gebracht. Dem ottomanischen Wesen war der Begriff „Staat“ und Staatsdienst fremd. Mit der Reform Mahmud's II. mußte der Versuch gemacht werden, den einen zu gründen und in Folge dessen den andern einzurichten. (Murad Efendi. Türkische Skizzen. Leipzig 1877. 8°. II. Bd. S. 62.) Der Versuch ist aber bislang gescheitert. Seit 23. December 1876 allerdings bildet die Türkei ein constitutionelles Kaiserreich mit sehr freisinniger, auf alle Theile des Reiches ohne Ausnahme sich erstreckender Verfassung; doch ist es einstweilen noch völlig unmöglich über Werth und Bestand dieser neuen Organisation günstig zu urtheilen oder sie bei Prüfung der türkischen Zustände in Betracht zu ziehen, so lange nicht die Unzahl der meist auf tiefer Culturstufe stehenden Völker des Reiches sich für eine solche Verfassung in unzweifelhafter Weise reif bewiesen. Bis dahin ist man berechtigt die Türkei für das anzusehen, was sie bisher war, für das Reich schrankenloser Willkür, in dem der Wille des Sultans, des Staatsoberhauptes, neben den Vorschriften des Koran und der daraus entwickelten Rechtslehre als einziges Gesetz galt. „Der osmanische Regierungsgedanke war von Beginn an theokratisch-militärisch. Die Nachfolger Osman's waren die obersten Heerführer und Streiter des Islâm. Durch die Erwerbung des Khalifats (Nachfolge des Propheten) unter Sultan Selim I. wurden sie zugleich Pontifices des Glaubens und oberste Richter. Durch Vicare ließen sie diesen Theil ihrer Machtbefugnisse ausüben, wie den politischen und militärischen durch ihre Beziere und Serdars.“ (Murad Efendi. A. a. O. II. Bd. S. 90.) Heute sind Beide dem Namen nach zwar Diener des Staates, der sie auch besoldet, das Wesen der Verwaltung ist aber so ziemlich das nämliche wie ehemals geblieben. Der Großsultan, Padiſchah, ist unumschränkter Gebieter; sein erster Minister heißt Großvezier, dem die anderen Minister (Beziere) unterstehen. Es besteht auch ein Staatsrath, Divan, und zur Auslegung der Gesetze die Körperschaft der Ulema's, deren Chef der Scheich



ül Islâm ist. An der Spitze der acht Provinzen oder Oberstatthalterschaften, Vilajete oder Ejalette, in welche die europäische Türkei zerfällt, steht ein Wali, früher ein wahrer Vicesultan, jetzt ein Regierungspräsident, welchen jedoch die Willkür der Pfortenregierung meist nur kurze Zeit auf seinem Posten beläßt.

Die neun Verwaltungsprovinzen, welche in der Mehrzahl nach den Hauptorten benannt sind und sich wieder in Sandschaks, diese in Kazas theilen, sind: 1) Vilajet Adrianopel (das alte Thracien); 2) Vilajet Tuna, Donau (Bulgarien); 3) Vilajet Kossowo (Theile von Bulgarien, Albanien, Thracien); 4) Ejalet Selanik und Saloniki (das südliche Makedonien); 5) Ejalet Janina (Epirus und Thessalien); 6) Vilajet Prisren (Nordmakedonien, Theile von Albanien u. s. w.); 7) Vilajet Skodra oder Scutari (Albanien); 8) Vilajet Bosna (Bosnien, Herzegowina, Kraina oder türkisch Croatien); 9) Ejalet Akrîd (Kreta). Constantinopel mit einem auf europäischer Seite 70, auf asiatischer 50 km. landeinwärts reichenden Gebiete bildet einen besonderen, unabhängigen Polizeibezirk. Die Verwaltung dieser Provinzen liegt ausschließlich in den Händen der herrschenden türkischen Race und speciell wieder in jenen der seit Mahmuds Reform geschaffenen Bureaucratie, vom modernen „Efendi“ charakterisirt, meist einem jugendlichen Stuger, den vom Pariser seiner Art nur das rothe Fez auf dem Haupte unterscheidet. „Efendi“ ist ursprünglich ein den Schriftgelehrten gebührender Titel und bedeutet bei den Türken so viel als „Doctor“, wohlverstanden ohne Examen, Graduirung und Diplom; denn den Ehrentitel Efendi darf sich Jeder beilegen, welcher der Wissenschaft des Schreibens kundig ist und folglich seinem Wissen nach Anspruch erheben kann den gebildeten Ständen zugezählt zu werden. Denn die Schrift ist für den Orientalen nicht ein bloßes Mittel, sondern ein Zweck und läßt verschiedene Kenntniß, deren Ausdruck sie gewissermaßen ist, unbedingt voraussetzen. Das ottomanische Beamtenthum bildet eine geschlossene Gesellschaft und recrutirt sich aus engeren Kreisen von Beamtenfamilien, zu denen indeß die Christen ein namhaftes Contingent stellen. Der Sohn des Beamten tritt natürlich wieder in den Staatsdienst ein, denn das Letzte, was sich aus dem Herzen der Türken enternnt, ist seine Liebe zu Amt und Würden. Abweichend von den Arabern, legen die Osmanen auf die Abstammung gar keinen Werth. Innerhalb ihrer theokratisch-militärisch organisirten Gesellschaft gab es von jeher nur Rangstufen, aber keine Kasten, keinerlei Geburts- oder Erbadel. Zu den höchsten Würden kann Jeder emporsteigen, und der Fall ist häufig, um nicht zu sagen gewöhnlich, daß ein Ottomane, den untersten Schichten des Volkes entsprossen, als Generalissimus die Armeen befehligt, als Bezier das Reich verwaltet oder aber mit dem Sultan nah verschwägert wird. Die Sultane selbst sind ihrerseits oft Kinder einfacher Sklavinnen, welche die Geburt eines Sohnes zum Range einer Sultanin erhebt. Deshalb gilt auch die Stellung des Dieners in der Türkei, wo diese Classe einen unverhältnißmäßig starken Bruchtheil der Gesamtbevölkerung abgibt, durchaus nicht als entwürdigend; früher bildete die gesellschaftliche Stellung der Dienenden sogar theils eine Ergänzung zur Staatsverwaltung, theils ein Noviciat zu den Aemtern des Staatsdienstes selber, und der Uebertritt der Diener in die öffentliche Laufbahn war allgemein üblich. Den Dienern hoher Würdenträger werden auch noch immer honoräre Beamtengrade verliehen und er selber fühlt sich noch immer als ein Anhängsel der Regierungsmaschine. Deshalb wird der Diener im osmanischen Hause auch jetzt noch als eine Art Familienglied betrachtet und darnach behandelt.

In dieser so merkwürdig und von der europäischen so abweichend organisirten Gesellschaft nehmen die Ulema's eine beachtenswerthe Stellung ein. Obgleich zur irassen Hierarchie gegliedert, bilden sie so wenig einen eigenen Körper im Staate als das Heer; beide sind ein immanenter Bestandtheil der muselmännischen Gemeinschaft, wie der Koran das Buch der religiösen Offenbarung und zugleich das bürgerliche Gesetzbuch darstellt, wie der Sultan zugleich Herrscher und oberster Hüter des Glaubens ist. Die Ulema's sind die theologisch gebildeten Gelehrten, Richter und Lehrer. Dieselben theilen sich in zwei Kategorien, nämlich in Juristen (Fonleha) und in Schriftgelehrte (Ulema), ohne daß jedoch diese Eintheilung eine eigentliche Scheidung in sich begriffe. Die Hierarchie bestimmt den Wirkungskreis der Richter (Mollas und Kadis), der Theologen (Mustis), der Professoren (Muderris) und der Diener des Cultus (Chatibs, Imams, Muezzins und Rayms), und theilt diese wieder in verschiedene Rangstufen ein. Einen Clerus

im christlichen Sinne besitzt der Islām nicht; unser Priesterthum ist ihm fremd, und der Imam z. B. nicht mit einem christlichen Geistlichen vergleichbar. Zu Mlemas werden die Moslims in den Medressé (theologische Schulen), deren ansehnlichste die zu Stambul, Adrianopel und Brussa (Kleinasien) sind, herangebildet. Die Studenten in den Medressé heißen Softa.

Die Grundvesten des osmanischen Reiches ruhen auf dem Koran. Der Krummfädel war die Kelle bei diesem Bau. Das türkische Heer der Gegenwart, 150,000 Mann im Frieden, die mit Hinzuziehung verschiedener Reserven angeblich bis 700,000 Mann erhöht werden können, ist zweifelsohne das einzige Gute, jedenfalls das Beste, in der Türkei. Ein Officierskörper im abendländischen Sinne fängt erst an, sich zu bilden. Die Mannschaft in fleidsamer Zuaventracht, mit den besten Waffen der Neuzeit versehen und mit Sorgfalt ausgebildet, bietet einen harmonischen martialischen Anblick; ihre Haupteigenschaften sind eine besondere Begabung für das Waffenhandwerk, eine natürliche Unterordnung, die jede Strenge zur Aufrechterhaltung der Disciplin unnöthig macht, eine todesmuthige Ergebung, die im islamitischen Fanatismus ihren Ursprung hat, und eine stoische Entbehrungsfähigkeit, wie man selten irgendwo antrifft. In gedeckten Stellungen und in der Vertheidigung von Schanzen entwickelt der ottomanische Soldat seine Vorzüge am glänzendsten. (Das Obige nach Murad Efendi.) Es muß indeß bemerkt werden, daß die türkische Armee sich zum weitaus größten Theile aus Anatolien (Kleinasien) recrutirt. Die Nichtmuselmanen, welche in Europa die überwiegende Majorität bilden, und die Bewohner von Constantinopel waren bis jetzt vom Kriegsdienste ausgeschlossen. Eine gewaltige Blutsteuer lastet seit Jahrhunderten auf dem Osmanenthum und trug nicht wenig dazu bei, seine Vermehrung zu beeinträchtigen. Die Recrutirung geschieht durch das Loos, welches oft einer Familie den einzigen Sohn, ihre einzige Stütze entreißt. Nur mit Thränen im Auge verläßt der angehende Krieger seine asiatische Heimath (Quarterly Review. October 1874. S. 341), und auch in Europa konnte sich Hr. Kaniz überzeugen, mit wie wenig Begeisterung der Moslim den Kriegsdienst unter des Propheten grünem Banner antritt. (Kaniz. Donaubulgarien und der Balcan. II. Bd. S. 51.) Ein militärisches Urtheil präcisirt, im Gegensatz zu den obenerwähnten Vorzügen, die dem türkischen Heerwesen anhaftenden Mängel wie folgt: unfähige Commandanten, zu wenig gebildetes Officierscorps, geringe Beweglichkeit, nicht genügende Ausbildung aller Waffen mit Ausnahme der Artillerie, und schlechte Verwaltung. (Die Wehrkraft des osmanischen Reiches. Wien 1871. 8°. S. 62.)

Eine Prüfung der staatlichen Verhältnisse im Vereine mit einem Rückblicke auf die Geschichte der letzten Jahrzehnte wird Niemanden darüber täuschen, daß die Türkei ihrem Untergange entgegenschreite, in fortwährendem Verfall begriffen sei. Doch besitzt sie im Inneren unläugbar noch einige feste Stützpunkte.

„Es sind dies einerseits die sich schroff entgegenstehenden Interessen des Völkertaleidoskops, welches sie beherrscht und zugleich neutralisirt, und andererseits die unbedingte Hingebung der osmanischen Race. Wer die heutigen Osmanen als Volk des Fanatismus bezeichnet, kennt sie nicht. Der unwiderstehliche Aufschwung, der die kriegerischen Osmanen von Eroberung zu Eroberung trieb, ist zugleich mit dem Fanatismus geschwunden. Der Glaube an das Fatum (Kismet) aber und die passiven militärischen Tugenden sind ihnen geblieben, und diese befähigen sie noch immer ganz außerordentlich zum zähen Widerstand. (Murad Efendi. A. a. O. II. Bd. S. 121.) Dagegen bedarf es keines weitläufigen Beweises, daß in unserer Zeit eine nationale Minorität nicht mehr auf die Dauer durch die Schärfe des Schwertes ihre Herrschaft über eine höher organisirte Majorität behaupten kann; es ist aber eine ethnographische Thatsache, daß die eigentlichen Osmanen ugroaltaischer Race in der europäischen Türkei nur in fast verschwindender Minorität vertreten sind. (Petermann's Geogr. Mitth. 1876. S. 241.) Kein Land unseres Erdtheiles bietet in der That ein gemischteres Völkertwirlsal dar, als gerade die Türkei. Allein nicht genug, sowohl die Zahl wie der Privat-



besitz der Türken in Europa nimmt immer schneller ab, im Causalzusammenhange mit der Abnahme ihrer Zeugungs- und Arbeitskraft, der Zunahme ihrer körperlichen und geistigen Indolenz und Trägheit, ihrer Ermattung ohne Arbeit. (Lorenz=Diefenbach. Die Völkerstämme der Türkei. S. 10.)

Die Ursachen dieser Eigenschaften und Vorgänge sind noch nicht hinlänglich klar, soweit sie nicht etwa auf die Racennatur und ursprüngliche Lebensweise des einst nomadischen Volkes zurückgehen. Der Hauptgrund der Bevölkerungsabnahme bei den Osmanen liegt aber sicher in der allgemein üblichen künstlichen Beschränkung der Kinderzahl. Der Türke ist im Allgemeinen einem reichen Kindersegner ebenso abhold, wie eine mit vielen Kindern und besonders mit Knaben gesegnete Familie den Stolz des christlichen Bewohners der Türkei bildet. Das türkische Haus zählt deshalb selten mehr als 2, das griechische und slavische aber gewöhnlich 5—10 Kinder. Die Ziffer der Osmanen (und Tataren) in Europa übersteigt nicht 1,388,000 Köpfe, insgesammt Muhammedaner, während die Gesamtbevölkerung der europäischen Türkei, nach allerdings sehr zweifelhaften Daten, 8,207,000 betragen soll, darunter im Ganzen 3,585,000 Moslims (L'Exploration vom 3. Jänner 1877), nach anderen Angaben gar nur 3,460,000. (F. v. Stein in: Petermann's Geogr. Mitth. 1876. S. 242.) So weit die Wahrscheinlichkeitsberechnungen der Reisenden und Gelehrten auch auseinandergehen, stimmen doch alle objectiven Beobachter bezüglich der herrschenden Race der Türkei darin überein, daß dieselbe in fortwährender Abnahme begriffen sei. Das stetige Zurückweichen des muhammedanischen Elements vor dem gebildeteren, handelsthätigeren Griechen- und Bulgarenthum ist eine unbestreitbare Thatfache, obwohl es in Altserbien, Bosnien und Bulgarien wohl keine etwas bedeutendere Stadt gibt, in welcher das Osmanenthum nicht mindestens durch einige Individuen vertreten wäre; ihre Zahl ist aber gegenüber der eingebornen muhammedanischen und christlichen Bevölkerung eine verschwindend kleine. Auf dem Lande geht es nicht besser. (Stanis, in den: Mitth. der anthropol. Gesellsch. in Wien. I. Bd. 1871. S. 62.) Und doch, nur im Donau-Bilajet und in den Sandschaks Rustschuk, Tultscha und Varna sitzen die Osmanen auf größerem Raume in compacter Masse beisammen. Auch am Rhodopegebirge sind sie auf der Grenze zwischen Bulgaren und Griechen noch ziemlich zahlreich. In dem breiten Saume an den Küsten des ägäischen und Marmarameeres, ebenso in dem südöstlichen Theile der Küste des Schwarzen Meeres wohnen sie zwischen den Griechen, verschwinden aber immer mehr, je näher man Constantinopel kommt. (Stein. A. a. O. S. 241.) Reinius zählt die Türken im Allgemeinen zu den orthognathen Brachycephalen (geradzahnigen Kurzköpfen). Die Osmanen haben in den höheren Classen durch die höher organisirten Contingente der Harems, der Menegaten u. s. w. ihre Racennatur sehr verändert und meistens theils veredelt, wiewohl auch das Gegentheil durch die seltene Mischung mit afrikanischer Race vorkommen mag. Die „säbelbeinigen“ und uns häßlich erscheinenden Türken gehören den niederen Classen an, über welche noch ausgedehnte und wissenschaftliche Angaben fehlen. Auch die verschiedene Lebensweise der Gesellschaftsschichten hat bedeutende Unterschiede unter ihnen hervorgebracht, die aber größtentheils zum Vortheile der niederen ausfallen. Die jeune Turquie ist ein anderes Geschlecht als die Alttürken in Stadt und Land. Letztere sind sehr indolent, so lange sie nicht physische Reizmittel und religiöser Fanatismus aufregen; ferner sind sie ehrlich, wiewohl sie dem Ungläubigen eigentlich gar kein Recht zugestehen. Dagegen sind die Paschas und andere große Herren häufig gefeßliche Diebe und Räuber. (Diefenbach. A. a. O. S. 93—95.)

Dem geringen Häuflein der Osmanen stehen auf europäischem Boden Griechen, Albanesen, Bulgaren, Serben und Rumänen gegenüber. Dazu kommen noch einige minder zahlreiche Völker: die den Rumänen verwandten Zinzaren, der Mehrzahl nach unter den Albanesen in Thessalien und Epirus lebend, Armenier (an 400,000 in den Städten), Magyaren, Nogai-Tataren (in der Dobrudscha), 215,000 Zigeuner, theils unter den Rumä-

nen, theils in Albanien, Bulgarien u. s. w. vagabundirend, 70,060 Juden, Tscherkessen, welche zum Schreck ihrer Nachbarn erst künstlich in Bulgarien angesiedelt wurden, und noch werden (siehe über diese Unholde: Kanik. Donaubulgarien. I. Bd. S. 300—319) Russen, Araber, Polen und Deutsche, die letzten drei nur in sehr geringer Anzahl, vertreten. Die bedeutendsten dieser Stämme sind die Griechen, welche, 1,120,000 Köpfe stark, an den südlichen Küsten überall das numerische Uebergewicht besitzen. Dieselben bewohnen in dichten Massen die Sandschaks am ägäischen und Marmara-Meere, sowie am Pontus bis fast zum Kamtschit hinauf, dann die Insel Kivir oder Kreta. Ihre Absorptionskraft ist außerordentlich. Die Albanesen, welche die Türken Arnauten nennen, während sie sich selbst den Namen Ägyptaren beilegen, sind griechisch-lateinischen Ursprungs und werden für Abkömmlinge der alten Myrier gehalten. Ihre Zahl beträgt 1,031,000, wovon 723,000 Moslims; der Rest hängt der katholischen und der orientalischen Kirche an, so daß dieses Volk ein schwer entwirrbares Mosaik von Religionsgenossenschaften bildet. Die N.-Grenze des von den Albanesen bewohnten Raumes umfaßt den S. und O. Ernagora's und reicht fast bis zur bulgarischen Morawa, während die S.-Grenze an Hellas stößt. Sprachlich zur nämlichen Familie gehören auch die durchaus christlichen Rumänen, von denen einige Colonien, 200,000 Köpfe, zwischen Bulgaren, Serben und in der Dobrudscha angetroffen werden. Ihre rasche Verbreitung durch Kinderreichtum und Absorptionskraft steht im hellsten Gegensatz zum Sinken des Türkenthumes. Numerisch wie geistig am bedeutendsten sind aber zweifellos die jüd-slavischen Stämme der Serben und Bulgaren.

Die slavische Bevölkerung der Türkei (siehe darüber: G. Lejean, *Ethnographie de la Turquie*. Gotha 1861. 4<sup>o</sup>. und Prof. Bradařta, *Die Slaven in der Türkei*, in: *Petermann's Geogr. Mitth.* 1869. S. 441—458) wird sehr verschieden geschätzt. Eine neueste Aufstellung (*L'Exploration* vom 3. Jänner 1877) zählt rund 4 Millionen Köpfe, ohne die slavischen Fürstenthümer Serbien und Ernagora. Dagegen schätzt K. Kanik die Bulgaren allein auf 5 Millionen. (*Donaubulgarien*. I. Bd. S. 42.) Die Slaven sind vorwiegend griechisch-katholisch bis auf einen Theil in Bosnien, welcher muhammedanisch ist; auch unter den Bulgaren gibt es moslim'sche Slaven, sogenannte Pomaci. (Siehe über diese: Wilhelm Freih. v. Berg im: *Globus*. XXVII. Bd. S. 341.) Der Sprache nach unterscheidet man: die westlichen Slaven, nämlich die Serben, die Bewohner nicht bloß des Fürstenthums Serbien, sondern auch Bosniens, der Herzegowina und Montenegro's; sie haben also den Raum zwischen der bulgarischen Morawa, der Save, der dalmatischen Grenze bis nach Albanien hinein inne; auf dem rechten Morawa-Ufer sind ihre Wohnplätze schon von denen der Rumänen zerstückt. Die Zahl dieser Serben ist auf 1,142,000 zu schätzen, wovon 470,000 sich zum Islam bekennen. Nach der türkischen Eroberung ist in Bosnien nämlich der ganze Adel zum Islam übertreten, um sich seine Lebensrechte zu erhalten, die erst in neuester Zeit gebrochen werden konnten; dieser Adel, der im Uebrigen eine der besten Stützen der türkischen Herrschaft in diesen Ländern, bewahrt streng seine slavische Nationalität und Sprache.

konnte auch nicht seinen ursprünglich christlichen Charakter gänzlich verwischen. Der bosnische Muhammedaner nimmt nur Ein Weib und keine Nebenfrauen; der Haremsverschluß ist minder strenge; die Mädchen gehen unverhüllt und frei; Trauungs-, Hochzeits- u. dgl. Festlichkeiten erinnern an den christlichen Ursprung. Unter den christlichen Serben in Bosnien sind 200,000 Katholiken. (Siehe den trefflichen Aufsatz von Heinrich Kiepert. Die Gruppierung der Confectionen in Bosnien und der Herzegowina; mit einer Karte, in: Globus. XXX. Bd. S. 327—333.) „Die Serben sind der geistig bedeutsamste südslavische Volksstamm. Tapfer, voll des glühendsten Nationalgefühles, werden sie dadurch nicht selten exclusiv, gegen andere Volksstämme schroff und ungerecht. Für die eigene Nationalität sind sie zu großen Opfern bereit; das beweisen auch die reichen Fonds und Stiftungen für nationale Kirchen- und Schulzwecke. Dergleichen hat bei ihnen unter allen S.-Slaven die Literatur den frühesten und blühendsten Aufschwung genommen. Die Serben sind phantasiereich; ihre Volkspoesie enthält kostbare Perlen, insbesondere wird das nationale Heldenlied mit Liebe gepflegt. Der Serbe hat eine Vergangenheit, freilich mit traurigem Ende. Darum singen und klagen die serbischen Lieder und Gesänge in rührenden Tönen von ihres Reiches und Volkes Untergang. Dies wandernde Volksfängerthum, welches die Helden des Volkes preist, waltet hier noch ebenso lebendig, wie die Kunst der Volkserzähler, die dem lauschenden Volke die alten Sagen und Märchen überliefern und so in ihm Nationalbewußtsein, Nationalstolz und Haß gegen den Erbfeind, gegen den Türken, wach und lebendig erhalten.“ (Paul Hunfalvy. Ethnographie von Ungarn. Deutsch von Prof. Schwicker. Budapest 1877. 8°. S. 328.) Den Serben wie anderen S.-Slaven gemeinsam ist das Familienleben in der Zadruga, der sogenannten Hauscommunio, welche eine große Zahl von Menschen, die die nämlichen Zwecke und Interessen vor Augen haben, vereinigt. Der Staresina (syr. Stareschina), Hausvater, der Älteste des Hauses oder der von den Familiengliedern gewählte Vorstand, ist der Leiter des Hauswesens; er genießt meist die unbegrenzte Verehrung der Seinigen und ertheilt alle Befehle und Anordnungen, nach denen die häuslichen Geschäfte oder Arbeiten ausgeführt werden. Eine solche Hauscommunio umfaßt mehrere Familien, denn bei den S.-Slaven hängen die Familienglieder so sehr an ihren Eltern und Verwandten, daß es fast eine Schande ist, sich vom väterlichen Herde zu trennen. Nur die Nothwendigkeit kann sie hierzu zwingen. (Siehe über die Zadruga: Baron Majacsih. Das Leben, die Sitten und Gebräuche der im Kaiserthume Oesterreich lebenden S.-Slaven. Wien 1873. 8°. S. 1—12; noch viel ausführlicher und gründlicher aber bei Dr. Balthasar Vogišić: Pravni običaji u Slovena. Privatno pravo. Zagrebu 1867. 8°. [Das Gewohnheitsrecht bei den Slaven].) Den vielerlei höchst merkwürdigen Rechtsgebräuchen der südslavischen Völker beginnt man erst jetzt größere Aufmerksamkeit zu schenken. (Bahnbrechend ist die große, mühselige Arbeit des genannten Prof. Dr. Vogišić: Collectio consuetudinam juris apud Slavos meridionales etiamnum vigentium. Zbornik sadasnjih pravnih običaja u južnih Slovena. U Zagrebu (Agram) 1874. 8°. I. Bd.)

Das zweite hochinteressante Slavenvolk in der Türkei sind die im O. wohnenden Bulgaren. Heute sind die Bulgaren unzweifelhafte Slaven, ursprünglich aber waren sie ein ugrischer, vielleicht samojedischer Volksstamm (Rob. Kössler. Romänische Studien. Leipzig 1871. 8°. S. 259), der sich mit den im Donaulande schon ansässigen Slaven vermischte und in ihnen vollständig aufging. Schon im X. Jahrhundert scheint die alte bulgarische Sprache erloschen und durch das Slavische ersetzt worden zu sein, so daß nichts als der Name „Bulgaren“, den das Volk behielt, an die einstigen fremden Gebieter erinnert. (Die interessante Geschichte dieses Volkes behandelt in wahrhaft glänzender, mustergiltiger Weise Constantin von Jireček. Geschichte der Bulgaren. Prag 1876. 8°.) In achtunggebietenden compacten Massen und nur sporadisch mit fremden Nationalitäten gemengt, wohnen die Bulgaren namentlich von der serbischen Grenze bis zur Zanja, der bulgarischen Morawa und dem mittleren Laufe der Marica, ferner an den Hängen des W.-Balkan. Außerhalb dieses Gebietes treten sie wohl noch im W. der Marica bis zum Ochrida-See in größerer Zahl als ihre türkisch-albanesisch-griechischen Nachbarn auf, doch erst neuestens erscheint ihr Zurückweichen in diesen Gebieten zum sicheren Stillstande gebracht. Die speculativen Griechen hatten die





und Farbensinn, durch manuelle Fertigkeit und Fleiß aus, sondern hat auch ein bedeutendes Constructionstalent, das er schon im Häuserbau, namentlich aber bei seinen Wasserhebewerken, Brücken- und Kirchenbauten bekundet. J. Kaniz, der gründlichste Kenner der Bulgaren, dem wir im Vorstehenden folgten, kann es nicht oft genug wiederholen, daß wir in den Bulgaren das künftige Industrie-volk der Türkei zu erblicken haben. (Donaubulgarien. II. Bd. S. 124.) In religiöser Hinsicht steckt der Bulgare noch ganz in heidnisch-altslavischen Traditionen und Bräuchen. Mit ihnen tritt er in das Leben, sie beeinflussen sein ganzes Fühlen und Thun und begleiten ihn bis zum Grabe, ja über dasselbe hinaus, soferne selbst der Todtencult mit abergläubischen Sitten versetzt ist. Da jedoch die Bulgaren sich die Hebung des Volksunterrichtes sehr ernstlich angelegen sein lassen, so ist zu erwarten, daß aufgeklärtere Anschauungen bei ihnen einen fruchtbaren Boden finden werden. (J. Kaniz. Donaubulgarien. I. B. S. 34 bis 82.) Die moslim'schen Bulgaren, die Pomaci, unterscheiden sich im Wesen nur in wenigen Aeußerlichkeiten von ihren der orientalischen Kirche treu gebliebenen Stammesbrüdern, mit welchen sie in bester Harmonie leben. unlängst wurde bei den Pomaci des Despoto-Dagh eine Reihe alter traditioneller Lieder, pesma, von hochpoetischem Werthe aufgefunden. (Blgarski narodni Pjesni. Chansons populaires bulgares inédites; publiées et traduites par Auguste Dozon. Paris 1875. 8°.)

Das christliche, vorwiegend slavische Element ist es, welches in der Türkei vom Drucke der Osmanen am meisten zu leiden hat. Dieses bildet vornehmlich die Rajah, die Heerde, worunter man die unterworfenen, nicht-moslim'sche Bevölkerung zu verstehen hat, die der Türke nicht einmal mit dem Titel „Mensch“ beehrt, gleichwie denn als gleichberechtigte Staatsbürger anerkennt. Obwohl sich ihre Lage, dank der Gewalt der Umstände, in den letzten Decennien etwas gebessert hat, heißt die Rajah, selbst der geachtteste Mann, noch heute vor Gericht nicht mehr Geltung, als der Neger in Nordamerika vor seiner Emancipation. Waffenlos steht der Christ dem muhammedanischen Banditen gegenüber, wenn er nicht selbst Bandit (Klephle, Hajduk u. dgl.) werden will, ein gejagtes und jagendes Wild. Das Aergste aber war und ist im Türkenreiche, selbst während der friedlichsten Zeiten, die völlige Gesetzlosigkeit, welche nicht bloß die willkürlichste, auch die muhammedanischen Unterthanen treffende Schädigung an jedweder Habe durch die Behörden zuläßt, sondern auch die abscheulichsten Frevel an Leben, Ehre und Familienglück aller Christen durch die muhammedanischen Nachbarn. (Diesenbach. A. a. O. S. 9—10.) Da nun, wie wir sahen, zum Islam sich auch sehr viele Nichtosmanen bekennen, so besteht auf der Balkan-Halbinsel nicht nur der Gegensatz zwischen Türken und Nichttürken, sondern auch zwischen Muhammedanern und Christen, und unter diesen wieder zwischen Griechen und Katholiken. Immerhin ist das moslim'sche Element in beträchtlicher Minorität, und Kaniz hat die Meinung wohlbegründet, daß bei einem Umschwunge in der Türkei, welcher den numerisch stärkeren Christen wahrscheinlich das politische Regiment ausliefern dürfte, die moslim'schen Bulgaren voraussichtlich zur Religion ihrer Eltern, der sie noch immer geheim huldigen, wieder zurückkehren werden und zwar ganz so, wie viele moslim'sche Albanesen dies unter mißlicheren Verhältnissen versucht oder gethan. (Donaubulgarien. II. Bd. S. 282.)

Die geschilderten Verhältnisse machen es erklärlich, daß alle Städte und Plätze der europäischen Türkei, in welchen das osmanische Element vorherrscht, sichtlich im Verfall und Niedergange begriffen sind. Am glänzendsten präsentirt sich noch, dank ihrer bezaubernden Lage, die Reichshauptstadt Constantinopel. (Siehe J. G. Kohl. Hauptstädte Europa's. S. 1—38.)

Stambul, oder wie wir es gemeiniglich nennen, Constantinopel, bei den slavischen Völkern Carigrad d. h. Kaiserburg, liegt an der Grenze zweier Erdtheile, gleich Rom auf sieben Hügeln, und zählt 512,730, rechnet man aber alle Nebenorte auf beiden Ufern des Bosporus dazu, höchstens 602,000 Einw. Auf dieses Maß sind, nach einer von Dr. Mordtmann (im Phare du Bosphore vom 15. März 1873) auf Grund der ziemlich ungünstigen Sterblichkeitsverhältnisse an-









Tunnel mit einer Drahtseilbahn errichtet, aber der Schmutz ist derselbe wie früher, das Straßenpflaster zum Weinbrechen schlecht, die Gassen und Gäßchen mit stinkender Luft geschwängert, die herumlungernenden Hunde nicht weniger wie früher und die Menschen keine andere geworden . . . . . Mag das Völkergemisch Constantinopels ethnographisch auch noch so interessant sein, gefallen kann es einem civilisirten Europäer nicht.“ (Ausführlichere moderne Schilderungen Constantinopels und des dortigen Lebens siehe bei: Julius Faucher: Ein Winter in Italien, Griechenland und Constantinopel. II. Bd. S. 220–300, Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld. Unter dem Halbmonde. Ein Bild des ottomanischen Reiches und seiner Völker. Jena 1876. 8°. S. 50–98; Murad Efendi. Türkische Skizzen. I. B. S. 22–127.)

Die Zustände der Capitale in namhafter Verschlechterung auf die übrigen Städte des Landes übertragen, ergeben ein annähernd richtiges Bild derselben. Wir begnügen uns hier die allerwichtigsten aufzuzählen.

Wir nennen in erster Reihe Edirne oder Adrianopel, die alte Hauptstadt des Reiches, am Zusammenflusse der Marica und der Tundscha; sie zählt zwar etwa 100,000 Einw. (Türken, Griechen, Bulgaren und Juden), ist aber dennoch nichts weiter als ein großes türkisches Dorf. Die Straßen sind eng und durch die landesüblichen Lehmwände unfreundlich. Eine Eisenbahn verbindet Adrianopel mit dem Vortiche Dede Aghatsch am ägäischen Meere, eine andere Linie mit Constantinopel und in ihrer Fortsetzung weiter aufwärts im Marica-Thale mit dem freundlichen Philippopol, zwischen Hügeln erbaut; mit seinen 30,000 Einw. ist dieses Mittelpunkt des Handels in Rumelien. Der Schienenweg geht noch weiter gegen W. über Tatar-Basardschik nach Saramben, wo er einstweilen stockt. An der südlichen Meeresküste verdienen Gallipoli, mit 50,000 Einw. und einem Kriegshafen in der Dardanellenstraße, und Saloniki (Selanik, Thessalonich) in Makedonien Erwähnung. Letzterer Platz ist nach Stambul der wichtigste Seehafen in der ganzen Türkei. Er besitzt 80,000 Einw. und einen ausgebreiteten Handel, welchem eine Eisenbahn, die im Warbar-Thale durch Serbien an die österreichischen Schienenwege anschließen soll, aber jetzt nur theilweise, nämlich bis Mitrovica im Vilajet Bosnien vollendet ist, dereinst noch weit höhere Bedeutung verleihen wird. Isküb an dieser Bahn, und Prizrend, ein gewerbreicher Handelsort mit 26,000 Einw., sind die nennenswertheften Städte des Inneren. Ganz bedeutungslos sind Larissa oder Jenischehr (25,000 Einw.) im thessalischen Tempethale, und Janina oder Joannina (25,000 Einw.), der Hauptort in Epirus. In Oberalbanien ist Skutari (slav. Skadar, türk. Skodra) in der Nähe des gleichnamigen See's die Hauptstadt. Viel genannt in neuerer Zeit wegen der dort ausgebrochenen Insurrection sind die Plätze in der Herzegowina und in Bosnien, wovon letzteres als gebirgige Vormauer gegen Oesterreich für die Türkei von Wichtigkeit ist. Wir finden hier Mostar, den Hauptort der Herzegowina, Serajewo oder Bosna-Serai, die Hauptstadt Bosniens mit 50,000 Einw. und ansehnlicher Industrie; Travnik (12,000 Einw.), Banjaluka (15,000 Einw.), durch eine Eisenbahn mit Nowi an der Una verbunden, und Kovipazar (15,000 Einw.). Im Balkangebiete ist südlich und westlich von der Hauptkette das wichtige Sofia (bei den Slaven Sredec), am Fuße des mächtigen Vitos-Stokes, mit gänzlich unbedeutenden Befestigungen und 19,000 Einw., hauptsächlich Bulgaren, Türken, Juden und Zigeuner, dann Pirot oder Scharköi und Niš; im N. des Balkan aber Verlowag, Braca, Lovac, Tirnovo, Gabrovo und Travna, dann weiter im O. Osmanpazar und Gaski Dzumaja mit einer berühmten Messe nennenswerth. Längs der Donau zieht sich eine Reihe schlechter Festungen und starker Handelsplätze: Widin, Lom-Balanka, Nikopoli, Svislov oder Sistov, Rustschuk und Silistria, hin. Die beiden letztgenannten bilden mit den im Lande gelegenen Schumla und Varna am Pontus ein berühmtes Festungsviereck. Eine Eisenbahn verbindet das starke Varna mit Rustschuk. Auf der Insel Kreta endlich sind die wichtigsten Städte: Chania oder Canea an der N.-Küste mit 8000 Einw. und dem besten Hafen, dann die Festung Megalokastron oder Candia mit 10,000 Einw., gleichfalls an der N.-Küste.

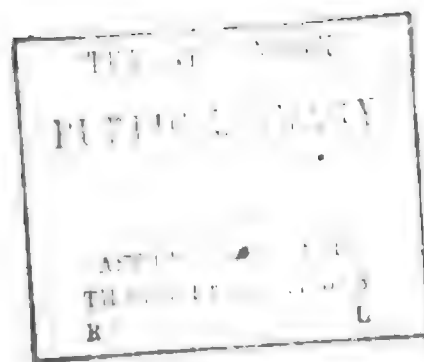
und  
 m ist.  
 , fällt  
 hier nicht  
 Macht ver-  
 orm nennen,  
 europäerthums  
 laster Europa's,  
 it." (Neue freie  
 sich natürlich keiner  
 sich selbst darum bemühen;  
 liegt in den Händen der Grie-  
 ankt sich vornehmlich auf die Roh-  
 Fülle erzeugt, die aber bei weitem noch  
 werden. Die Verkehrsmittel sind elend; brauch-  
 Ausnahme, Vicinalwege völlig unbekannt, und die  
 unvollendet. Der Steuerdruck endlich ist für Christ  
 erträglich, die Finanzen des seit 1875 bankerotten Staates  
 sich jeder Erörterung.



Rosakenkopf.







Tunnel mit einer Drahtseilbahn errichtet, aber der Schmutz ist derselbe wie früher, das Straßenpflaster zum Weinbrechen schlecht, die Gassen und Gäßchen mit stinkender Luft geschwängert, die herumlungernenden Hunde nicht weniger wie früher und die Menschen keine andere geworden . . . . . Mag das Völkergemisch Constantinopels ethnographisch auch noch so interessant sein, gefallen kann es einem civilisirten Europäer nicht.“ (Ausführlichere moderne Schilderungen Constantinopels und des dortigen Lebens siehe bei: Julius Faucher: Ein Winter in Italien, Griechenland und Constantinopel. II. Bd. S. 220–300, Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld. Unter dem Halbmonde. Ein Bild des ottomanischen Reiches und seiner Völker. Viena 1876. 8°. S. 50–98; Murad Efendi. Türkische Skizzen. I. B. S. 22–127.)

Die Zustände der Capitale in namhafter Verschlechterung auf die übrigen Städte des Landes übertragen, ergeben ein annähernd richtiges Bild derselben. Wir begnügen uns hier die allerwichtigsten aufzuzählen.

Wir nennen in erster Reihe Edirne oder Adrianopel, die alte Hauptstadt des Reiches, am Zusammenflusse der Marica und der Tundschä; sie zählt zwar etwa 100,000 Einw. (Türken, Griechen, Bulgaren und Juden), ist aber dennoch nichts weiter als ein großes türkisches Dorf. Die Straßen sind eng und durch die landesüblichen Lehmwände unfreundlich. Eine Eisenbahn verbindet Adrianopel mit dem Vortchen Tede Aghatsch am ägäischen Meere, eine andere Linie mit Constantinopel und in ihrer Fortsetzung weiter aufwärts im Marica-Thale mit dem freundlichen Philippopel, zwischen Hügeln erbaut; mit seinen 30,000 Einw. ist dieses Mittelpunkt des Handels in Rumelien. Der Schienenweg geht noch weiter gegen W. über Tatar-Basardschik nach Saramben, wo er einstweilen stockt. An der südlichen Meeresküste verdienen Gallipoli, mit 50,000 Einw. und einem Kriegshafen in der Dardanellenstraße, und Saloniki (Selanik, Thessalonich) in Makedonien Erwähnung. Letzterer Platz ist nach Stambul der wichtigste Seehafen in der ganzen Türkei. Er besitzt 80,000 Einw. und einen ausgebreiteten Handel, welchem eine Eisenbahn, die im Wardar-Thale durch Serbien an die österreichischen Schienenwege anschließen soll, aber jetzt nur theilweise, nämlich bis Mitrovica im Vilajet Bosnien vollendet ist, dereinst noch weit höhere Bedeutung verleihen wird. Üsküb an dieser Bahn, und Prizrend, ein gewerbreicher Handelsort mit 26,000 Einw., sind die nennenswerthesten Städte des Inneren. Ganz bedeutungslos sind Larissa oder Jenischehr (25,000 Einw.) im thessalischen Tempethale, und Janina oder Joannina (25,000 Einw.), der Hauptort in Epirus. In Oberalbanien ist Skutari (slav. Skadar, türk. Skodra) in der Nähe des gleichnamigen See's die Hauptstadt. Viel genannt in neuerer Zeit wegen der dort ausgebrochenen Insurrection sind die Plätze in der Herzegowina und in Bosnien, welsch' letzteres als gebirgige Vormauer gegen Oesterreich für die Türkei von Wichtigkeit ist. Wir finden hier Mostar, den Hauptort der Herzegowina, Serajewo oder Bosna-Serai, die Hauptstadt Bosniens mit 50,000 Einw. und ansehnlicher Industrie; Travnik (12,000 Einw.), Panjaluka (15,000 Einw.), durch eine Eisenbahn mit Nowi an der Una verbunden, und Novipazar (15,000 Einw.). Im Balkangebiete ist südlich und westlich von der Hauptkette das wichtige Sofia (bei den Slaven Sredec), am Fuße des mächtigen Vitoš-Stokes, mit gänzlich unbedeutenden Befestigungen und 19,000 Einw., hauptsächlich Bulgaren, Türken, Juden und Zigeuner, dann Pirot oder Scharköi und Niš; im N. des Balkan aber Verlowag, Braca, Lovac, Tirnovo, Gabrovo und Travna, dann weiter im O. Osmanpazar und Esli Dzumaja mit einer berühmten Messe nennenswerth. Längs der Donau zieht sich eine Reihe schlechter Festungen und starker Handelsplätze: Vidin, Lom-Balanka, Nikopoli, Svislov oder Sistov, Rustschuk und Silistria, hin. Die beiden letztgenannten bilden mit den im Lande gelegenen Schumla und Varna am Bontus ein berühmtes Festungsviereck. Eine Eisenbahn verbindet das starke Varna mit Rustschuk. Auf der Insel Kreta endlich sind die wichtigsten Städte: Chania oder Ganea an der N.-Küste mit 8000 Einw. und dem besten Hafen, dann die Festung Megalokastron oder Candia mit 10,000 Einw., gleichfalls an der N.-Küste.

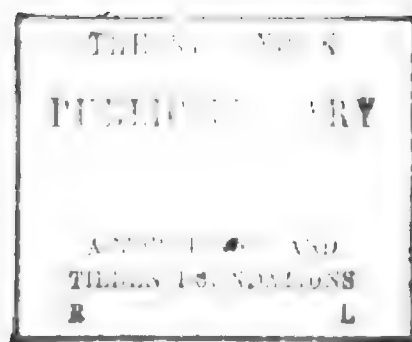
Die Gesittung steht in der ganzen Türkei auf sehr niedriger Stufe und desto niedriger, je unvermischter und vorwaltender das Osmanenthum ist. Freiherr von Malkan, einer der trefflichsten Kenner des Orients, fällt darüber folgendes vernichtende Urtheil: „Unter Cultur muß man hier nicht etwa unsere europäische Civilisation mit ihrer erhabenen geistigen Macht verstehen, sondern vielmehr jene Aftercultur, welche die Türken Reform nennen, und die darin besteht, das rein Aeußerliche, Oberflächliche des Europäerthums anzunehmen, darunter leider auch viel Unschönes, nebenbei die Laster Europa's, während man für die geistigen Vorzüge blind zu sein scheint.“ (Neue freie Presse vom 4. Juli 1872.) Der Volksunterricht erfreut sich natürlich keiner Pflege, außer bei den Griechen und Slaven, welche sich selbst darum bemühen; der sehr wichtige und auch bedeutende Handel liegt in den Händen der Griechen, Armenier und Juden, und beschränkt sich vornehmlich auf die Rohproducte, welche das reiche Land in Fülle erzeugt, die aber bei weitem noch nicht nach Gebühr ausgebeutet werden. Die Verkehrsmittel sind elend; brauchbare Straßen eine seltene Ausnahme, Vicinalwege völlig unbekannt, und die begonnenen Eisenbahnen unvollendet. Der Steuerdruck endlich ist für Christ und Moslim unerträglich, die Finanzen des seit 1875 bankroten Staates dagegen entziehen sich jeder Grörterung.



Mosakenkopf.









thümlichkeit eben darin besteht, die Extreme von Winter und Sommer weit auseinander zu halten, und es ist gar nicht so selten, daß dort Mittags im Juni das Quecksilber im Thermometer 14,5° R. Wärme zeigt, während es drei Monate früher, in klarer Polarnacht, zu einer harten hämmerbaren Masse erstarrt war. Am ungünstigsten sind unzweifelhaft jene Regionen Sibiriens gestellt, die sich zwischen dem Laimyr-Golfe und der Mündung der Kolyma befinden. Aber auch weiterhin nach O., im Lande der Tschuttschen, welche bis an die Asien und Amerika trennende Beringstraße wohnen, im Allgemeinen in ganz NO.-Asien sieht es traurig genug aus. Das Land bildet hier eine große, nach S. gestreckte Halbinsel, Kamtschatka, von deren S.-Spitze die Inselkette der Kurilen bis an das N.-Ende des ansehnlichen japanischen Gilandes Jesso sich schwingt. Wir bemerken gleich hier, daß auch in Asien, gleichwie in Europa, die peninsularen Gebilde vorherrschend die S.-Richtung einhalten. Kamtschatka, dessen O.-Ufer eine stattliche Reihe von Feuerbergen trägt, umrahmt mit den ebenfalls vulcanischen, unfruchtbaren Kurilen einen tief eingeschnittenen Busen des Stillen Oceans, das sogenannte Ochotskische Meer, an dessen öden Küsten die den Kamtschadalen verwandten Lamuten und Tungusen hausen. Anmuthiger und zu Culturzwecken geeigneter gestaltet sich das Land erst dort, wo der gewaltige Amur-Strom mit seinem Nebenflusse, dem Ussuri, sich der langen, schmalen Insel Sachalin gegenüber in's Meer ergießt. Bis in diese fernen östlichen Regionen breiten sich die Fittiche des russischen Mars, der erst unlängst das metallreiche Sachalin von seinen früheren Besitzern, den Japanern, erworben hat.

Die La-Pérouse-Straße scheidet Sachalin von den übrigen Gilanden, Jesso, Nippon, Sikok und Kjusiu, welche das Kaiserthum Japan bilden und in leicht geschwungenen Bogen nach S. ziehen, wo sie der vom asiatischen Festlande abermals gegen S. ausgestreckten Halbinsel Korea mit ihrem besonderen, jeglicher europäischen Gesittung noch unzugänglichen Reiche sich dermaßen nähern, daß eine nur wenig breite Oeffnung, die Korea-Straße, in das zwischen dem Festlande und den japanischen Inseln gebettete japanische Meer, eine wahre Binnensee, als Eingangspforte dient. An den japanischen O.-Küsten zieht dagegen der Kuro Siwo oder Schwarze Strom, welcher im Stillen Ocean ebenso bedeutend und fast unter denselben geographischen Breiten verläuft, wie im atlantischen der Golfstrom. In theoretischer Beziehung ist aber diese Meerwasserströmung noch von größerer Wichtigkeit als der Golfstrom, weil sie, begünstigt von der ungeheuren Breite und

der beträchtlichen Inselarmuth dieses Theiles des Stillen Weltmeeres, weit ungehinderter zum vollen Ausbruche kommt als der Golfstrom, und eine geschlossene Bahn beschreibt, woran dieser durch die Configuration der westlichen und nördlichen Küsten der alten Welt mehr behindert wird.“ (Herm. J. Klein. Der Kuro Siwo, im: Ausland 1873, Nr. 16, S. 305.) In Japan selbst erinnert uns Alles daran, daß wir in einen milderen Himmelsstrich eingetreten sind, wo eine liebliche und doch an großartigen Scenerien reiche Natur die Bedingungen zu jenem seltsamen Culturaufschwunge vereint, der den Japanern mit ihrer emsigen Bevölkerung, mit ihren Großstädten am Fuße dräuender Vulcankegel, mit ihrem wohlgepflegten Lande und ihren fein durchdachten Institutionen die Bewunderung des Abendlandes sichert. Ihre Inseln liegen unter Breiten, welche jenen des mittäglichen Europa und nördlichen Afrika entsprechen, während die östliche Lage ihnen ein kühleres Klima anweist. Eine südliche Fortsetzung möchte man in den Liu-liu-Inseln erkennen, welche weiterhin dem stattlichen Eilande Formosa im chinesischen Meere die Hand reichen, wie es denn bemerkt zu werden verdient, daß die ganze O.-Küste Asiens von Kamtschatka's Spitze an bis nach S. einen vorgelagerten Inselwall besitzt, denn an Formosa reihen sich die Philippinen und diese stehen in nächster Nähe des großen ostindischen Archipels, in welchem das südöstliche Asien unmerklich in die Inselwelt Australiens übergeht.

Weniger begünstigt als Japan ist das gegenüber liegende Festland, wo das oben erwähnte Korea in den Amurländern Rußland, in der Mandschurei aber das enorme chinesische Reich, welches mit den ihm mehr oder weniger unterworfenen Landschaften den wichtigsten Theil von ganz Asien beherrscht, zu Nachbarn hat. Bis tief nach W., fast in die Steppen Turkestan's hinein, bleiben ihrerseits Rußland und China stete Nachbarn und die Grenze ihrer Reiche zieht etwa dort, wo das sibirische Tiefland stufenweise zu den Hochebenen emporgestiegen ist, welche das Innere Asiens erfüllen. Das ganze südliche Sibirien ist gebirgig und von Ketten durchzogen, die von dem inneren Hochmassiv sich nordwärts abzweigen und an das Sajonische Gebirge oder dessen Fortsetzungen anknüpfen. Zwischen solchen Ketten breitet sich der Riesenspiegel des Baikal-See's aus, welchen die Selenga durchfließt, um als Jenissei daraus zu treten. Im O. bildet das Jablonoi- und Stanowoi-Gebirge die Wasserscheide zwischen Lena- und Amur-Becken, während der sibirische W. eine solche klare Trennung der einzelnen Stromgebiete vermissen läßt. Das eigentliche Hochland Innerasiens hebt an mit der Mongolei, deren S. die große Wüste Gobi oder Schamo einnimmt und die gegen O.

von der Mandschurei durch das Chingan-Gebirge getrennt ist. In dieser, wie in der benachbarten Mongolei haben in jüngster Zeit unternehmende und kühne Russen, wie Palladius, Prschewalski, Matuffowski, Sosnowski u. A. durch ausgedehnte mühevoller Vereisung am meisten zur Erweiterung unserer Kenntnisse beigetragen, wie denn im Allgemeinen das nördliche und mittlere Asien von Niemandem gründlicher aufgehehlt ward als von den Russen. Namentlich Prschewalski's Reisen führen uns bis an den Hoang-ho, den nördlichen der beiden Riesenströme, zwischen welchen das eigentliche, alte China sich ausbreitet. Der Hoang-ho mündet in den Golf von Petschili und dieser ist hinwiederum nur ein Theil des Gelben Meeres, worunter man das zwischen China und Korea liegende nördliche Gebiet des ostchinesischen Meeres zu verstehen hat. In letzteres ergießt sich der Yang-tse-Kiang, welcher, sowie sein nördlicher Genosse, wenn auch durch häufige radikale Abweichungen unterbrochen, einen im Allgemeinen westöstlichen Lauf hat und aus den Berglanden Innerasiens herabkommt. Diese nehmen den ganzen Raum von den S.-Grenzen der Gobi-Wüste bis an die Ansätze der südasiatischen Halbinseln, Vorder- und Hinterindien ein. Man kann sich also von N. kommend Asien schematisch als eine aufeinander folgende Stufenreihe von Plateaux denken. Die sibirischen Tieflande steigen allmählig zu den Hochterrassen der Mongolei hinan, welche gegen SW. hin in das öde Gebiet des Lop-Nor-See's und dort unter dem Namen Ostturkestan bis an den Fuß der großen Gebirgsknoten reicht, welche zwischen den westlichen Tiefebene und den östlichen Plateaux sich erheben. Den S.-Rand Ostturkestans und der Gobi umziehen der mächtige, eisstarrende Kün-Lün, der im Sun-schan oder Nan-schan-Gebirge seine öffentliche Fortsetzung zu finden scheint. Südlich von dieser Kette thürmt sich endlich das höchste und riesigste Plateauland der Erde, Tibet, auf, eine wahre Hochburg, die bloß in den südamerikanischen, räumlich jedoch weit beschränkteren Punas ihres Gleichen hat. Das Innere dieser kalten tibetanischen Hochflächen hat noch keines Europäers Auge geschaut, und wir müssen uns glücklich preisen, durch die Berichte einiger ostindischer Reisenden einen flüchtigen Einblick in die Verhältnisse dieses abgesonderten aller Länder gewonnen zu haben. Gegen O. geht Tibet in das gleichfalls noch wenig erforschte S.-China über, in welchem das Alpenland von Yunnan den Uebergang zu den Bergregionen Hinterindiens vermittelt. Im S. endlich scheidet der Eiswall des Himalaya Tibet von den Niederungen des indischen Gangesthales.

Ganz anders gestaltet sich der W. Asiens. Dort, wo das Sajanische



Gebirge die Grenze zwischen dem russischen Sibirien und der dem Kaiser von China unterthänigen Mongolei bildet, treffen wir im W. auf das vielverästelte System des goldreichen Altai, aus dem die Quellflüsse des Ob hervorbrechen. Mit seinen Ausläufern reicht er in die westsibirische Steppe hinein, und diese schmiegt sich auch um den Fuß aller jener oft mächtigen Höhenzüge, die in mehr oder minder parallelen Linien von W. nach O. und hinter einander streichen. Es sind dies, von N. nach S. gerechnet, der Tarbagatai, der Ala-Tau, Tien-Schan, Alai mit der Pamir-Hochebene, endlich der Kün-Lün und Karakorum, welcher sich mit dem nach SO. ziehenden Himálaya und dem nach W. streichenden Hindu-kuh verknötet. Die sibirische Steppe, in ihrem südlichen Theile durch mächtige Salzwasserbeden charakterisirt, deren bedeutendstes, der Ural-See, auch die zwei westasiatischen Hauptströme, die den genannten Gebirgen entquellenden Syr- und Amu-Derja aufnimmt, reicht einerseits bis an die O.-Ufer des Kaspiischen Meeres, andererseits südwärts bis an die Gehänge des Hindu-kuh, und umfängt jene Gebiete von Turkestan oder Turan, wo noch vor wenigen Jahren die räuberischen Chanate von Chokan, Bochara und Chiwa den Sitz islamitischen Fanatismus bildeten und jedem Fremdlinge den Eintritt verwehrten, bis sie glücklicherweise den Waffen der Russen erlagen. Der Hindu-kuh aber bildet nach S. hin ein Hochland, das bis zum Meere sich erstreckt und in welches die Gebiete von Afghanistan und Beludschistan im O., und das Königreich Persien im W. sich theilen. Die gesammte Hochfläche kann man als das Plateau von Erân zusammenfassen und geht dasselbe nach NW. in das Hochland Armeniens und Kurdistans, endlich in weiterer Fortsetzung in die kleinasiatische Halbinsel über. Armenien senkt sich gleichwie Erân zum Kaspiischen Meere, zu dem Thale jener Ströme herab, welche theils wie die Kura diesem letzteren oder der Kion dem Schwarzen Meere zufließen, während die nördliche Thalwand durch die schroffe Mauer des hohen Kaukasus-Gebirges aufgebaut wird. Nur theilweise und meist an den Rändern sind alle diese Länder mit den Reizen des S. umkleidet, während die inneren Hochflächen öde und dürr nur stellenweise begünstigtere Oasen einschließen. Gegen SW. fällt das erânische Plateau nach den gesegneten Fluren des alten Mesopotamien hinab, dessen Doppelströme Euphrat und Tigris, ehe sie vereint dem persischen Meerbusen sich ergeben, von türkischer Barbarei verwüstete Gebiete bewässern. Die große syrische Wüste trennt sie von den classischen Landschaften am Mittelländischen Meere, dessen Uferzug die schneegekrönten Höhen des Libanon und Anti-Libanon begleiten.

Hier, an Syriens Gestaden, blühten dereinst die Städte der Phöniker, hier stand, etwas weiter im S., an den Ufern des Jordan, des See's Genezareth und des Todten Meeres, der tiefsten Depression unseres Erdballes, in dem altherwürdigen Gelobten Lande oder Palästina die Wiege unserer christlichen Religion, welche ihre wohlthätigen Bande um alle Völker der europäischen Culturländer schlingt. Heute lastet auf diesen berühmten Stätten die schwere Hand osmanischer Mißwirthschaft und bewährt sich an ihnen, wie an allen Ländern Vorderasiens, welche dem Padischah in Stambul gehorchen, der Spruch: Wohin der Fuß des Türken tritt, wächst kein Gras mehr; er wirkt wie Mehlthau. Deutlich sprechen dafür nicht blos Syrien und Palästina, sondern auch Kleinasien und die einst so herrliche Mittelmeer-Insel Cypern, der syrischen Küste gegenüber.

Dem asiatischen S. sind endlich gerade, so wie dem europäischen, drei peninsulare Glieder, freilich von viel riesenhafteren Dimensionen, eigenthümlich, die arabische, die ostindische und die hinterindische Halbinsel. Arabien kann man mit Fug und Recht seinem Charakter nach, obwohl im Inneren noch so gut wie gar nicht erforscht, das „asiatische Afrika“ nennen, von dem es ohnehin nur durch den schmalen Streifen des Rothen Meeres getrennt ist. Zum Theile in unabhängige Reiche zersplittert, zum Theile der türkischen Oberherrschaft preisgegeben, gilt Arabien dem muhammedanischen Glaubenskreise hoch als Wiege des culturfeindlichen Islam und birgt zugleich den Staat der Wahabiten, von welchem die Reformation der Lehre Muhammeds ausgeht, deren Wellenschläge selbst in Indien empfunden werden. Dort herrschen die Briten theils mittel- theils unmittelbar über Völker und Staaten, deren Kopfszahl nicht unter 240 Millionen beträgt, und über ein Gebiet, das seit dem grauesten Alterthume zu den üppigsten der Erde zählt. Abgeschlossen von dem unwirthlichen Tibet durch die Kette des Himälaja, in der die höchsten bis nun bekannten Gipfel unseres Planeten zu suchen sind, und umringt von einer Großartigkeit der Natur sonder Gleichen, breitet sich die fruchtbare Tiefebene des Ganges zwischen der Hochveste des asiatischen Inneren und dem gebirgigen S.-Ende der Halbinsel, dem Hochlande von Dehkan aus, das zweifelsohne dereinst als Insel aus dem indischen Oeane aufragte. Ist Vorderindien in seinen Contouren ebenso einfach als ungeschlachtet und blos durch die Nähe der tropischen Insel Ceylon ausgezeichnet, so ist hinwieder Hinterindien oder die Goldene Halbinsel auf's Mannigfaltigste gegliedert. Von den aus noch unerforschten Regionen entspringenden Riesenströmen des Irawaddy, Salween, Menam und Mekhong durchjährt,

ist sie die Heimath einer eigenthümlichen Völkerfamilie, die in den Königreichen von Birma, Siam und dem Kaiserthume Annam lange gegen den Einfluß abendländischer Gesittung gekämpft und in ihrer Eigenart sich erhalten hat. Seit den letzten Decennien haben die Briten im W. Birma und die Franzosen im O. Annam so geschwächt und zum Theile in ihre Gewalt gebracht, daß nur mehr Siam seiner vollen Unabhängigkeit sich erfreut, die es übrigens benützt, um in einsichtsvoller Weise den Nationen des W. sich zu nähern und zu erschließen. Wir befinden uns hier in einem Hauptcentrum des Buddhismus, welchem ein colossaler Bruchtheil der asiatischen Menschheit anhängt und der weit bis in den N. zu den Mongolen verbreitet ist. Um so überraschender ist es, daß das letzte, südlichste Glied Hinterindiens, die langgestreckte zinnreiche Halbinsel von Malakka, hauptsächlich von Muhammedanern bewohnt wird. Es sind dies die Malayen, ein merkwürdiges Volk, welches auch im ostindischen, oft nach ihm genannten malayischen Archipel eines der wesentlichsten ethnischen Elemente bildet. Wir werden seinen Spuren sogar noch weiterhin auf den Inseln der Südsee begegnen. In dieser malayischen Inselwelt baut sich das blühende Colonialreich der Holländer auf, deren Hauptmacht in der volkreichen, üppigen Insel Java (ipr. Djawa) ruht. Vom Erdgleicher gequert, ist der ostindische Archipel mit seinen Eilandsmassen wie Sumatra, Borneo und Celebes in jeglicher Hinsicht ein echtes Tropengebiet, die Heimath der Gewürze und eines der hervorragendsten anthropoiden Affen, des Oran-Utan. Durchaus tropisch sind auch die Philippinen, welche unter spanischer Verwaltung jedoch an die Blüthe des holländischen Archipels nicht hinanzureichen vermögen. Mitten durch diese in allen Reizen der Tropen prangende Inselflur hat, dem Auge des Reisenden kaum bemerkbar, die Natur die Grenze zwischen Asien und Australien gezogen.

### §. 1. Die kleinasiatische Halbinsel.

Wie die N.-Küste des Schwarzen Meeres theilweise durch das ausspringende Biered der Arim oder taurischen Halbinsel gebildet wird, so wird auch der S.-Saum dieses Meeresbeckens, und zwar fast in seiner ganzen Erstreckung, durch eine Halbinsel dargestellt, in welcher der asia-

tische Continent, genauer Vorderasien, als in seinem westlichsten Ausläufer, am weitesten nach Europa vorspringt, nämlich durch die Halbinsel Anatolien (Natolien, Anatoli, Anadolj, d. i. das Morgenland, in der Handelsprache die Levante genannt) oder das alte Kleinasien. An der Bildung dieser großen Halbinsel, die zur asiatischen Türkei gehört, nehmen außer dem Schwarzen Meere, das ihre N.-Küste bespült, noch im W. der Bosporus, das Marmarameer, die Dardanellenstraße und die Gewässer des griechischen Archipels, dann im S. das Mittelmeer Theil. Im O., wo die Halbinsel mit dem asiatischen Festlande zusammenhängt, wird sie durch eine willkürlich gezogene Linie begrenzt, welche den Busen von Enderun im S. mit dem Euphrat-Strome verbindet, diesen Fluß bis zu seiner Quelle begleitet und sich dann nördlich, ziemlich dem Laufe des Tschorok folgend, zum Schwarzen Meere wendet. Anatolien liegt zwischen  $36^{\circ} 10' 30''$  bis  $42^{\circ} 2'$  n. Br., also in gleicher Polhöhe wie die südliche Türkei, Griechenland, das mittägliche Italien mit Sicilien, der N.-Rand Afrika's und das südliche Spanien. Seine größte Länge von der Bucht von Adramyti im W. bis zum Euphrat im O. beträgt etwa 1000 Km., während seine größte Breite vom Vorgebirge Anamur in Karamanien, im S., der Insel Cypern gegenüber, bis zum Vorgebirge Kerempe im N. am Schwarzen Meere, etwa 500 Km. beträgt. Der Flächenraum der Halbinsel wird auf ca. 550,000 □ Km. berechnet, welchen nach ungefähren Schätzungen 9—10 Millionen Menschen vorwiegend türkischen Stammes bewohnen.

Die Oberflächengestalt Anatoliens ist eine sehr unregelmäßige. Die Mitte des Landes ist eine ausgedehnte Hochebene, die mit einer Erhebung von etwa durchschnittlich 1000—1300 M. über den Meeresspiegel sich von NO. nach SW. in einer Länge von beiläufig 370 Km. und einer Breite von 240 Km. erstreckt, auf welcher noch höhere Berge sich erheben, und Salzsee'n, Moräste und Wasserrinnen ohne sichtbaren Abfluß zerstreut sind, und die zum Theile von Flüssen bewässert ist, welche sich in's Schwarze Meer ergießen. Diese Hochebene wird von zwei Gebirgsreihen eingeschlossen, die auf dem Plateau von Armenien ihren Anfang nehmen, wo überhaupt die Bergketten entstehen, welche Kleinasien durchschneiden, nämlich den Taurus und den Anti-Taurus der Alten. Der erstere, als der südliche Arm, beginnt dicht am Euphrat, wo einer seiner Gipfel die Höhe von 3000 M. erreicht, zieht sich gen W. mit einem sehr unregelmäßigen Laufe unsern von den Küsten des mittelländischen Meeres durch Karamanien und Lykien und endet auf den Inseln des griechischen Archipels. Sowohl nach S. wie nach N. zweigen sich von ihm Bergketten ab, die wie die einzelnen Theile der Hauptkette mit besonderen Namen bezeichnet werden, z. B. Ala-Dagh, Vulgar-Dagh (in welchem der 3417 M. hohe Metdesis), Dschebel Kurin u. s. w. Als abgesprungenes Stück der Bergmasse liegt hier vor dem syrisch-kleinasiatischen Meereswinkel die große Insel Cypern (Stybris der Türken) und am SW.-Ende des Halbinsellandes die hohe Rhodos-Insel, welcher gegenüber das Gebirge Maficetus mit dem Taktalu (2350 M.) endigt. Der nördliche Arm oder Anti-Taurus, heutzutage in einem seiner Haupttheile Agha-Dagh genannt, läuft vom Tschorok in W.-Richtung parallel mit dem Pontus in nicht großer Entfernung von dessen Gestaden und endet am Bosporus, indem er einen südwestlichen Zweig



entfiendet, der sich mit dem Waldgebirge des Olymp. (1930 M.) bei Brussa, und früher schon mit dem weidenreichen Plateau von Angora vereinigt, und am Golfe von Adramanti im Berge Ida (1752 M.), dem Berge Troja's und dem letzten Grenzsteine Asiens am Hellespont, endet. Der Anti-Taurus theilt die Gewässer, welche auf der südlichen Abdachung der armenischen Ebene entstehen, indem die einen gegen W., die anderen zum Euphrat fließen. Zwischen den beiden Hauptketten erheben sich mehrere kleinere, von denen einige bis zu bedeutender Höhe emporsteigen; erhabene Gebirgsmassen, die mehr oder weniger mit einander im Zusammenhange stehen, findet man fast überall. Die Kammhöhe des Taurus in seinen centralen Theilen schwankt zwischen 820 und 1660 M. Zu den höchsten Bergen des Taurus gehört der Asi-Nur (Niphates), der sich hoch über die Grenze des ewigen Schnee's erhebt. Der Taurus besteht indessen, wie bereits angedeutet, nicht aus einer einzigen, sondern aus mehreren Bergketten, welche Ebenen und Thäler einschließen, die in der Richtung der Meridiane terrassenförmig über einander liegen. Auf der S.-Seite des Gebirges liegt die aus pyroxenischen Massengesteinen bestehende Ebene von Diarbekr in Kurdistan, 600 M. üb. d. M.; in der Mitte des Taurus ist das Culturthal des Alendah und der See Gordischik Göl 1275 M. hoch; auf der N.-Seite ist die Ebene von Siwas 1250 und die von Paulus 965 M. über der Meeresfläche erhaben und von dort senkt sich das Land schnell zur Küste des Pontus Euxinus. Im südöstlichen Theile der Halbinsel erhebt sich als isolirter Pik, der mit den Taurusketten nur einen schwachen Zusammenhang hat, der Erdschas-Dag oder Argäus der Alten; er steht auf der Ebene von Kaisarich, die am Fuße des Berges 1095 M. erhaben ist. Der Erdschas-Dagh ist vermuthlich der Culminationspunkt von Anatolien und beträgt seine Höhe 3841 M.; er besteht ganz aus vulcanischen Producten und an seinem Gipfel zeigen sich zwei Krater, aus denen sich einst die unterirdischen Kräfte Bahn zur Atmosphäre brachen. Das ganze innere Plateau, westlich bis nach Antahija und darüber hinaus bis in die Ebene von Sardis und selbst bis zum westlichen Littorale bei Smyrna, trägt die deutlichsten Spuren vulcanischer Revolutionen. Erloschene vulcanische Regel oft von bedeutender Höhe, dann Lavaströme und andere unzweifelhafte Spuren der Einwirkung unterirdischen Feuers dehnen sich über einen beträchtlichen Raum aus. Auch heftige Erdbeben kommen häufig vor und warme, schwefelführende Quellen sind zahlreich in Anatolien.

Die Hauptflüsse der Halbinsel strömen in NW.-Richtung in den Pontus, indeß ist ihr Lauf nicht immer vollständig erforscht. Der bedeutendste darunter, der Kyhl-Irma (Halys der Alten) entsteht durch die Vereinigung zweier Quellflüsse, wovon der eine in den Zildys-Bergen südöstlich von Tokat entspringt und von O. nach W. fließt, der andere aber südlich am N.-Abhange des Taurus entspringt und anfangs westlich, dann nördlich fließt. Der Lauf des Kyhl-Irma ist vielfach gewunden und er mündet in das Schwarze Meer durch zwei Hauptarme, unterhalb Basra und im NW. der Samsun-Bucht, östlich von Sinope. Ein viel kleinerer Fluß ist der Tschyl-Irma (Tis), der vom Anti-Taurus kommt und östlich von Samsun in's Meer fällt. Der Sakaria (Sangarius) im NW. entspringt in dem Tafellande unfern von Angora und erreicht das Schwarze Meer 120 Km. östlich vom Bosphorus. Eigentlich noch in Armenien fließt in den Pontus der Tchorok (Bathys), der nordöstliche Grenzfluß Kleinasiens. Die einzigen wichtigen Zuflüsse des ägäischen Meeres sind der Pakr-Tschai (Gaicus), der Gediz-Tschai (Hermus), einst wegen seines Goldreichtums berühmt und in den Golf von Smyrna mündend, und der Menderes (Mäander), unter den berühmten Flüssen Kleinasiens der berühmteste, nicht allein wegen der Fruchtbarkeit und Ueppigkeit seiner Thäler, sondern auch der außerordentlichen Krümmungen seines Laufes halber. Nicht bloß der Landstrom, sondern auch der Meeresstrom, der längs der ionisch-lykischen Küste zieht, hat der Mündungsgegend des Mäander durch ungewöhnliche Alluvionen ein ganz anderes Ansehen gegeben, und hört noch jetzt nicht in seinen Umbildungen auf. Unbedeutender sind die in's Mittelmeer mündenden Flüsse; nur zwei davon sind von einigermaßen beträchtlicher Größe, nämlich der Seihun (Sarus) und der Dschihan (Pyramus). In dem geographischen Bilde der anatolischen Halbinsel bildet endlich die große Anzahl von See'n mit salzigem und frischem Wasser einen der hervorstechendsten Züge. Der bedeutendste unter ihnen ist der 100 Km. von Konia (Iconium) entfernte Tüs Tschöklü (Tatta



palus), 80 Km. lang, 15–20 Km. breit, dessen Wasser salzig ist und der mit den Incrustationen an seinen Ufern die umliegenden Bezirke mit Salz versorgt. Er ist leicht und sein Umfang vermindert sich im Sommer bedeutend durch Verdunstung. (Ausland 1855, Nr. 45, S. 1073–1075.)

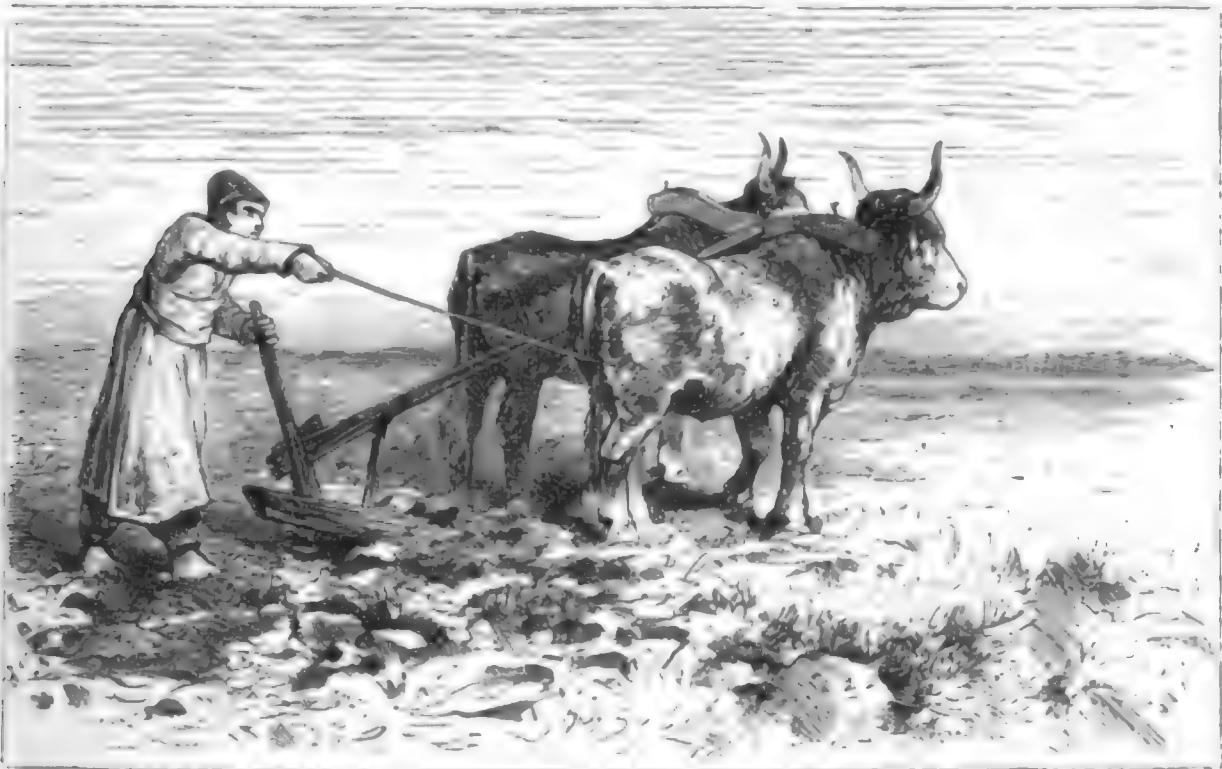
Das einst so berühmte Klima Kleinasien's bietet in Folge der großen Verschiedenheit der Bodenerhebung so bedeutende Abweichungen dar, daß eine allgemeine Schilderung unmöglich ist. Der Reisende tritt zuweilen an demselben Tage aus dem Sommer in den Winter und aus dem Winter in den Sommer. An den westlichen Gestaden, die zu allen Zeiten wegen ihrer milden Temperatur berühmt waren, hält sich der Thermometer im Sommer zwischen 23–30° N. und eriegt starker Thau theilweise den selten fallenden Regen. Im Inneren, auf dem vor den Vergletten des Taurus und Anti-Taurus umgürteten hohen Centralplateau, herrscht im Winter eine außerordentliche Kälte, aber auch gesundes Klima. Der Sommer ist hier von kurzer Dauer, und der Schnee liegt ziemlich tief etwa 4 Monate des Jahres hindurch. Karamanien hat drückend heiße Sommer mit so wenig Regen, daß die Bevölkerung vom April bis zum November kaum anderes Wasser hat, als was sie in Teichen und Cisternen aufbewahrt. In den Gebirgspässen des Taurus herrscht eine sehr strenge Winterkälte.

Was Anatoliens Naturproducte anbetrifft, so reiht sich die Pflanzenwelt einerseits mehr der persischen und syrischen, andererseits der südeuropäischen an. Ja im S. am Littorale drängt sich die Vergleichung mit Aegypten auf, während das westliche Ufergebiet Griechenland sehr ähnlich ist. Der N.-Abhang des Centralplateau's besitzt einen großen Reichthum an Wäldern von Eichen, Buchen, Platanen, Eschen und anderen Laubhölzern. In den Gestadestrichen gibt es ganze Wälder von Walnuß-, Quitten-, Maulbeer-, Granatapfel-, Pfirsich-, Aprikosen-, Pflaumen- und Kirschbäumen; in den Ebenen am Kyhl-Irma, Salaria und Menderes vortreffliche Weiden. Karamaniens heiße Gestadelandchaften haben in der Vegetation Aehnlichkeit mit den Küsten Syriens, und liefern Bäume mit kostbaren Harzen, darunter den Storax. Im Taurus wachsen zahlreiche Arten von Waldbäumen, besonders viele Fichtengattungen. Aber Tausende der schönsten Nadelhölzer werden jährlich durch Feuer zerstört, wodurch man das Ausfließen des Terpentins zu beschleunigen sucht. In Pamphylien gedeiht das Zuckerrohr, doch gelangt es zu keinem solchen Grad von Reife, daß der Saft krystallisirt. Große Massen von Weintrauben, Oliven und Feigen werden in den südlichen Thälern gezogen. Die Flora des westlichen und südlichen Anatolien ist in allen Thälern so schön, daß sie sich mit der von Sicilien und Spanien vergleichen kann. Die ausgedehnten und kalten Hochebenen des Innern bilden dazu in ihrem Vegetationscharakter einen höchst auffallenden Contrast, indem sie blos verkrüppeltes Strauchwerk, Salzpflanzen, Vermuth, Salbei und einige Farnkräuter, ja in ganzen Gegenden blos zwei Arten von Brombeeren hervorbringen. Unter den Getreidearten findet man Weizen härterer Art, selten aber Hafer, und Gerste wird den Pferden und anderen Thieren als Nahrung angeboten.

Die Thierwelt ist der südeuropäischen, noch mehr aber der syrisch-mesopotamischen verwandt. Es gibt wenig große Raubthiere; am gewöhnlichsten ist noch eine Pantherart; außerdem sind einige wenige Wären, Wölfe, Hyänen, mehrere Stagenarten und wilde Hunde vorhanden. Schakals sind in den weniger besuchten Gegenden sehr häufig; auch Gazellen, Girsche u. a. finden sich hier zahlreich. Was die Zugthiere anbetrifft, so braucht man als solche gewöhnlich, namentlich beim Feldbau, Büffel, und die weiblichen Thiere dieser Gattung versehen als Milchspenderinnen die Stelle der sonst seltenen Kühe. Zum Waarentransport dient, wie im ganzen Orient, vorzugsweise das Kameel, obgleich die Pferde stark und wohlgebaut, und die Esel lebhafter und höher als gewöhnlich sind. Die langhaarige oder Angora-Ziege, auch Shawl-Ziege genannt, war dem Lande früher eigenthümlich, kommt jetzt indessen auch in Persien und Ostindien vor. In Anatolien gedeiht sie blos auf einem etwa 27,500 Qkm. großen Raume westlich vom Kyhl-Irma, und artet in anderen Gegenden überall aus. Die einheimischen Schafe sind meist breitschwänzig. Von Vögeln kommen Adler, Falken, Haubenkrähen, Trappen, Störche, Reiher, Wachteln, Rebhühner und andere in Europa bekannte Arten häufig vor. Schmetterlinge in zahllosen Varietäten und von ungewöhnlichen, höchst glänzenden Farben sieht man in Menge. An den Küsten gibt es zahlreiche Fischarten

und Tintenfische. Landschildkröten, Eidechsen, Frösche, sind mehr oder weniger gewöhnlich, und Blutegel werden in bedeutender Menge über Smyrna nach Italien und Frankreich ausgeführt. (Ausland. N. a. D. S. 1075—1076.)

In ethnographischer Hinsicht ist Kleinasien gegenwärtig die wahre Heimath der Türken, diejenige Provinz des osmanischen Reiches, welche ihm allein die Gewalt verleiht, die europäischen Gebiete mit ihrer erdrückenden nicht-osmanischen Majorität unter sein Joch zu beugen. Ohne Anatolien hätte die Osmanenherrschaft in Europa sehr bald ein jähes Ende, und erst hier, auf asiatischem Boden, lernen wir den Türken in seiner wahren Gestalt kennen. Der ganze vordere, d. h. westliche Theil Kleinasien ist vorherrschend von



Armenischer Pflug.

Osmanen bewohnt, welche aber auch hier den Kampf um's Dasein mit fremden Völkern, namentlich mit Griechen, zu bestehen haben. Im D. treten noch andere Stämme, wie Armenier, Kurden und Lazen als Concurrenten auf.

Die Bezeichnung mit „Türke“ wird in Anatolien sorgfältig vermieden, denn sie wird im Orient als Schimpfwort gebraucht; man kennzeichnet damit einen lärmelhaften Kerl. Sie würde den Eingebornen des Stammlandes der Osmanenmacht um so empfindlicher berühren, als es bekannt ist, daß der „Efendi“ den Begriff bäurisch ohnehin gleichbedeutend mit anatolisch hält. Die reckenhafte, körnig gezimmerte Erscheinung des Anatoliers erscheint dem weibisch gedrehten, mit seiner Gebrechlichkeit fast kokettirenden Pfortenhöfling als ein wandelnder Vorwurf. Seine eckigen Manieren, seine harte Mundart, die sich, abweichend vom arabisch-persischen Divan-Idiom, an die Ursprache lehnt, und endlich seine rauhe Aussprache, die ihn die Worte ähnlich dem Röllern eines zürnenden Truthahns hervorstößen macht, werden vom geschneigelten Constantinopolitaner mit Vorliebe bespöttelt, und ist der naturwüchsig Kleasiote das Stichblatt des „Efendiwizes“. (Murad Efendi. Türkische Skizzen. I. Bd. S. 236.) In socialer Hinsicht entrollt

sich indeß in Anatolien vor uns ein gerade so trübes, düsteres Bild des Verfalles, wie es alle übrigen Provinzen des osmanischen Reiches gewähren.

Der homerische Pflug kennzeichnet die landwirthschaftlichen Zustände. Wie dieses Werkzeug keine Veränderung seit Jahrtausenden erfahren hat, so sind auch die anderen Ackergeräthe die gleichen geblieben, und die Feldwirthschaft mag seit den Tagen Troja's wenig Fortschritte gemacht haben, wenn man nicht etwa eine Art Dreifelder-system als das betrachten will, bei dem die eine Kategorie für Frühlings-, die zweite für die Herbstsaat benützt wird, die dritte als Brachland zum Weidegrund des Viehes dient, das im trockenen Sommer an die Bergwände hinaufsteigen muß, um ein kümmerliches Futter zu gewinnen, weil es einen Weizenbau nicht gibt. Der Feigenbaum, der Weinstock und der Delbaum tragen dem türkischen Bauer die Kosten seines genügsamen Lebens; wozu sollte er sich mit künstlicher

Cultur bemühen? Der Hopfen wächst wild, aber Niemand kümmert sich um ihn. Das türkische Dorf sieht denn auch danach aus. Die aus Lustziegeln gebauten schmutzigen Hütten haben im Erdgeschoß einen Raum für die Familie, einen zweiten als Vorrathskammer, ein oder zwei Löcher vertreten die Stelle von Fenstern; eine Art Vorkammer mit dem Feuerherd ist das Speisezimmer der Familie. Die innere Einrichtung ist denkbarst einfach: eine Strohmatte auf der Erde, in der Ecke auf einem Brettergestell ein Pack wollener Matragen und baumwollener Decken, eine rohe



Griechen aus Smyrna.

Kiste mit Wäsche und Kleidern für die Feiertage, einige kupferne Geräthe u. Steinfrüge zum Wasser, das ist das ganze Mobiliar.

Man sollte bei dieser Armlichkeit des türkischen Lebens kaum denken, daß der Bauer in Schulden steckt, und doch ist seine Lage so prekär wie möglich. Der Staat verpachtet den Zehnten, der von dem Pächter unbarmherzig und nicht etwa im Verhältniß zur Ernte, sondern lange vor derselben nach einem Voranschlag eingetrieben wird; in Folge dessen müssen jährlich Hunderte ihre Höfe verlassen und verfallen dem Proletariat, da der Arbeiter ein viel sichereres und

besseres Einkommen hat, als der Bauer, der zudem von der Behörde weder irgend nennenswerthen Schutz der Person beißt, noch von ihr gefördert wird. Es ist das fast selbstverständlich, denn die Verwaltung und Rechtspflege ist in Kleinasien nicht besser als in den europäischen Provinzen, namentlich nicht die letztere. Der Türke ist in Folge dieser Verhältnisse das Stiefkind seiner Heimath geworden. Mit weniger aber bedeutungsvollen Strichen zeichnet der in orientalischen Dingen überaus competente, berühmte Reisende Dr. Carl von Scherzer seine Gegenwart und Zukunft: „Die Türken verstehen in der Regel nur ihre eigene Sprache im Gegensatz zu allen anderen Racen der Türkei, von denen so ziemlich jedes Kind zwei Sprachen spricht. Es ist dies theils die Folge von stolzer Abgeneigtheit gegen alles Nichtmuhammedanische, theils auch Mangel an Mührigkeit und geschäftlicher Bewegung. Die Türken, schweigsam, schwerfällig und ernst, haben sehr viel gesunden, klaren Verstand und sind scharfe Beobachter, aber es geht ihnen berechnende Schlaueit und geschäftliche Routine ab. Aus diesem Grunde taugen sie nicht zu Kaufleuten, und es befindet sich in der That der ganze Handel, nament-



lich der Großhandel der Provinz, in den Händen der anderen Stämme. Auf dem Lande beschäftigen sich die Türken hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht; in den Städten halten sie Verkaufsställe meist von inländischen Waaren, oder sie betreiben diejenigen Handwerke, welche den geringen Anforderungen des türkischen Lebens genügen. Zu Seelenten taugen sie wenig, hingegen eignen sie sich vorzüglich zum Karawanendienste. Im Durchschnitte sind die Türken sehr ehrlich, gutmüthig, offenherzig und gastfreundlich; in religiöser Beziehung, entgegen ihrem Rufe, die toleranteste Menschenklasse des Orients. Fleiß, Erwerbsinn und Vorwärtstreben gehen ihnen ab; Sorglosigkeit ist einer ihrer Hauptcharakterzüge. Das „Morgen“ kümmert sie wenig; sie zahlen deshalb oft hohe Zinsen, wenn sie nur für den Augenblick sich weiterhelfen können, und verkaufen leicht ihre Ländereien, ohne zu bedenken, daß dadurch ihre Erwerbsmittel verringert werden. In denjenigen Landstrichen, wo sie mit Griechen und Armeniern zusammenwohnen, sind sie in entschiedenem Rückgange begriffen, ohne daß es bei ihnen je zu bitterer Ar-



Armenierin aus Smyrna.

muth käme, weil das Land zu viel Hilfsmittel bietet und ihre Bedürfnisse nur äußerst gering sind. Schwer lastet auf der muhammedanischen Bevölkerung, und zwar auf dieser ganz allein, die Rekrutirung. Diese, sowie die schlechte Erziehung und die Gewissenlosigkeit, mit der sich die Frauen ihrer Leibesfrucht entledigen, sind die Ursachen, daß die türkische Bevölkerung seit Jahren, besonders an der Küste, im Abnehmen begriffen ist.“ Daß die türkische Frau im bürgerlichen Leben verschwindet, ist nur ein weiterer Beitrag zu dem Uebel; ein Hauptsitz desselben ist darin zu suchen, daß die Schule, die Erziehung für die Bedürfnisse des modernen Lebens, überhaupt fehlt; die eigenthümlichen Gesichtspunkte und Voraussetzungen, auf welchen alles Denken und Empfinden der Moslims beruht, die Abwesenheit alles dessen, was zur Aufrichtung des Familienlebens unabwieslich erscheint, muß jeden Anlauf auf dem Unterrichtsfelde fruchtlos machen. Es ist nicht zu verwundern, wenn unter solchen Umständen der leichtbewegliche, regsame und intelligente Grieche die Erbschaft des Türken bei lebendigem Leibe des Letztern noch antritt. Tag und Nacht auf Erwerb bedacht, ein schlaun berechnender Kaufmann, tüchtiger Seefahrer, intelligenter Ackerbauer, überflügelt er den Türken auf allen Gebieten; die wissenschaftlichen Berufszweige nimmt er fast allein ein, er ist Arzt, Advocat, Professor, Buchhalter, Banquier; er vermittelt dem Türken den Absatz seiner Producte, hat den Zwischen- und Exporthandel fast allein in Händen. Dabei ist er

raftlos in Vermehrung der Bildungsanstalten und entwickelt einen seltenen Nationalstolz. Smyrna ist eine griechische Stadt geworden. Von Athen aus wirkt eine wohlgeleitete Propaganda, der es an Hilfsmitteln nirgends gebricht, vorzüglich für die Hebung des Schulwesens. In unaufhaltsamer Entwicklung occupirt der Grieche Kleinasien. Hart hinter ihm steht der Armenier, der ihm in intellectueller Beziehung nahe steht und an rühriger Thätigkeit gleichkommt. Dem Türken ist Alles feindlich. (C. v. Scherzer. Smyrna. Mit besonderer Rücksicht auf die geographischen, wirthschaftlichen und intellectuellen Verhältnisse in Vorderasien. Wien 1873. 8°. S. 47—50.) Beide Volkselemente stehen weit über dem osmanischen, und zeigt Hr. v. Scherzer auch, wie namentlich die griechischen Dörfer reiner und von besserer Bauart sind als die türkischen. (M. a. D. S. 19.) Den Reigen der einheimischen Bevölkerung beschließen die in den Städten zahlreich vertretenen Juden, die Zirkiden, ein die Gebirge des Inneren bewohnender Nomadenstamm, und die Zigeuner. Erwähnenswerth sind endlich noch die merkwürdigen Khyzl-Basch oder Rothköpfe. Sie leben über ganz Kleinasien zerstreut, äußerlich dem Islam sehr zugethan, halten aber ihre Dogmen und Ceremonien sehr geheim. Nordtmann, der wiederholt Kleinasien bereist hat, konnte nie etwas Genaueres über sie erfahren, glaubt aber, daß van Venney (Travels in little known parts of Asia Minor. London 1870. 8°. 2 Bde.) Recht hat, wenn er sie für Ueberreste der alten heidnischen Religionen erklärt. Der britische Consul zu Trapezunt, B. Gifford Palgrave, sagt (in den: Proceed. R. geograph. Soc. 1872. XVI. Bd. S. 23 und: Cornhill Magazine, Juni 1872, S. 668), daß sie einen fast heidnischen Glauben haben und von tatarischer Abkunft seien. Van Venney behauptet, sie seien Atheisten und glauben an die Seelenwanderung. Die beiden fruchtbaren Ebenen in der Nähe von Tokat (die Kız Ova und Arslan Ova) sind stark mit Khyzl-Baschen bevölkert; ebenso finden sie sich in großer Anzahl in den Dörfern zwischen Angora und Amasia und zwischen Kara-Kissar und Tokat. Sie bilden auch einen Theil der Bevölkerung in dem weit entfernten Kabil. (Siehe Alex. Burnes. Travels into Bokhara. London 1834. 8°. I. Bd. S. 157.) Nach Dr. Nordtmanns Versicherung sind sie sehr gastfrei und besitzen nichts von jener lächerlichen Eifersucht, welche die weibliche Bevölkerung in muhammedanischen Districten zum Vieh herabwürdigt. (Beil. zur Allgem. Ztg. vom 9. Februar 1871, Nr. 40, S. 667.)

Das Innere Anatoliens ist verhältnißmäßig reich an Plätzen, deren Namen von altersher berühmten Klang besitzen, zugleich aber eben dadurch die Vorstellung größerer Bedeutung erwecken, als ihnen thatsächlich zukommt. Solche Städte sind Kaisarieh, das stark verfallene alte Caesarea, Sinas (36,000 Einw.) am Khyzl-Bruck, und Tokat (50,000 Einw.), beide mit lebhaftem Handel und Verkehr. Weiter gegen N.: Konja mit 60,000 Einwohnern, an der Stelle des alten Iconium, die spätere Hauptstadt des Seltschukenreiches, heute ein wegen seiner vielen Heiligengräber stark besuchter moslim'scher Wallfahrtsort; Engürich (Angora), das alte Ankyra mit 50,000 Einw. und berühmt wegen seiner lang- und seidenhaarigen Katzen, Hunde, Kaninchen und Ziegen; Afsiun-Karahissar (32,000 Einw.) mit starkem Opiumhandel; Ajutahija (29,000 Einw.), Brussa am Fuße des Olymp, Isnik, das alte Nicäa, und Ismid, das alte Nicomedia, bis zu welchem heute eine Eisenbahn führt. Eisenbahnen, freilich überall nur elende Torso, während es noch keine Straßen gibt, dies ist in der That charakteristisch für die türkischen Zustände! Dem Europäer am wichtigsten bedünken unstreitig die Küstenplätze Tarabüzun oder Trapezunt am Schwarzen Meere



und Izmir, besser bekannt als Smyrna, der eigentliche Haupthandelsplatz der „Levante“.

Diese Stadt hat drei ganz verschiedene Bevölkerungen: die türkische, die griechische und die Franken. Die türkische, bei weitem die Mehrzahl, wohnt in engen, schmutzigen Gassen, deren Betreten für so gefährlich gilt, daß der dort Betroffene sofort von jedem andern Verkehre ausgeschlossen wird. Die griechische bewohnt ein eigenes Stadtviertel, dessen aus Holz und Fachwerk gebaute, hell und bunt bemalte, mit Schnitzwerk verzierte Häuser einen freundlichen Eindruck machen. Die Griechen sind das eigentlich belebende Element in dem städtischen Organismus; in ihren Händen liegt allein der Detailhandel, der kleine Geschäfts- und Erwerbsmann ist fast ausschließlich durch sie vertreten. Ihre äußere Erscheinung tritt dem Ankommenden sogleich fremdartig entgegen. Mit der weißen, viele Farben werfenden Justanella, der reichgestickten Weste, den langen weiten Hemdärmeln, dem breiten Gürtel, in dem ein Paar Pistolen stecken, mit dem rothen Fetz und blauen Quasten darauf, erscheinen sie viel geeigneter auf dem Theater eine gute Figur zu machen, als feilschend Handel zu treiben; doch ist das letztere ihre Lieblingsbeschäftigung, in welcher sie die ganze Schlaueit ihrer classischen Vorfahren bewähren. Die Franken endlich sind meistens Nachkommen italienischer oder französischer Familien, die sich hier niedergelassen und theils mit Griechen vermischt, theils ihre Abkunft rein erhalten haben; sie nennen sich mit Vorliebe Europäer, wenn sie Europa auch nur aus den Traditionen ihrer Eltern und Voreltern kennen. Als Zeichen ihrer Abkunft tragen sie mit Stolz den abendländischen Frack. Nirgends wird so großes Gewicht auf dieses Kleidungsstück gelegt, wie in Smyrna, wo es gleichsam der Kammerherrn Schlüssel zur Eingangspforte der guten Gesellschaft ist. (Gräfin Pauline Kotschy. Joh. Wilh. Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien. Leipzig 1873. 8°. I. Bd. S. 50—54.)

Die osmanische Verwaltung theilt Anatolien in neun Vilajete, wovon acht auf das Festland und eines auf die Kleinasien umgebenden Inseln entfallen. Letzteres heißt „Vilajet Dschesairi Bahri Sefid“, d. h. Vilajet der Inseln des Weißen Meeres, und umfaßt alle der W.-Küste vorgelagerten Eilande und das fernab im S. liegende Cypern. Die Namen derselben mit ihren bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten haben wir in unserer Tabelle über die Inseln des ägäischen Meeres aufgeführt; hier sei deshalb bloß erwähnt, daß Samos, von den Türken Syssam genannt, einen halb unabhängigen Staat für sich bildet, der indeß unter der Oberhoheit der Pforte steht und von ihr einen Gouverneur empfängt. Die Bewohner der Inseln sind vorherrschend Griechen, nur auf einigen, wie auf Tenedos und Lemnos, haufen Türken; doch geht es mit ihnen, wie Franz von Löhner (Griechische Küstenfahrten. Bielefeld und Leipzig 1876. 8°. S. 252) versichert, auch hier, gerade wie am Festlande, reißend abwärts; „alttürkischer Grundbesitz geht mehr und mehr und ziemlich rasch in die Hände der Griechen, Armenier und Juden über.“ Eingehendere Betrachtung verdient indeß die dem Flächeninhalte nach viertgrößte Insel des Mittelmeeres, Cypern oder Rhubris.

Sie liegt unter dem 35.° n. Br. und hat ihre größte Ausdehnung in der Richtung von NO. nach SW., in welcher sie zwischen dem Cap St. André und der

Küste bei Paphos 224 Km. mißt. Der größte Theil der Insel ist gebirgig, namentlich der südwestliche, den die mächtigen Felsenrücken und Kuppen des Troodos bedecken, als dessen Vorberge der Maghera, Adelfhos und Monte Croce zu betrachten sind, die ihrerseits wieder niedrige Ausläufer weit nach O., bis in die Gegend von Larnaca vorschieben. Der höchste, ziemlich dicht bewaldete und während der Wintermonate mit Schnee bedeckte Gipfel dieser Bergkuppe ist der sogenannte cyprische Olymp (1915 M.). Ein zweiter, von jener völlig getrennter, aber an Massenhaftigkeit, Höhe und Ausdehnung bedeutend übertroffener Gebirgszug nimmt die ganze N.-Küste der Insel zwischen dem Cap Stormachiti und Cap St. André ein, auf der langgestreckten Halbinsel von Carpasso allmählig in niedrigeren Hügeln auslaufend. Bei geringer Breite fällt derselbe sowohl nach dem Meere zu, wie nach der fruchtbaren aber nur zum Theile cultivirten Ebene Mesfaria ziemlich steil ab, zeigt meist nackte, zackige Felsen, und ist nur hin und wieder an den unzugänglicheren Stellen mit etwas dünnem Baumwuchse bedeckt. Zahlreiche Dörfer und Ortschaften liegen, von üppigen Pflanzungen umgeben, auf den unteren Abhängen, wie am Fuße derselben, an kleinen Wasserläufen, die zum meist in engen, steilen Schluchten, zwischen schroffen Felsenwänden zur Ebene hinabströmen, wo sie sich theils in den Pediae ergießen, theils durch Verieselung und Verdunstung verzehrt, im steinigen Bett ein baldiges Ende finden.

Die Haupterzeugnisse der Insel, welche durch den Handel ausgeführt werden, sind Wein, Johannisbrod, Krapp, der besonders hoch geschätzt wird, Seide, Wolle, Baumwolle, sowie Schaf-, Kuh- und Ziegenfelle. Rosinen, Käse, Branntwein, Pech und Harz kommen nur in geringen Mengen zum Export.

Seit der Eroberung der einst so blühenden und vielbegehrten Insel durch die Türken ist der Wohlstand derselben und dem entsprechend die Zahl ihrer Bevölkerung fortwährend zurückgegangen, so daß letztere zur Zeit angeblich kaum mehr als 100,000 Köpfe umfaßt, deren größter Theil der griechischen Kirche angehört. Armenische und römisch-katholische Christen sind nur in geringer Zahl vorhanden, und auch die Muhammedaner, einige wenige Orte ausgenommen, nur schwach vertreten. Die Bewohner sowohl in den Städten als am Lande sind überaus gastfreundlich, artig und gefällig. Ihre Lebensweise ist, wie die Bauart ihrer Häuser, durchgängig überaus einfach, ja auf dem Lande meist geradezu ärmlich, und läßt die Reinlichkeit der letzteren viel zu wünschen übrig. (Julius Seiff. Reisen in der asiatischen Türkei. Leipzig 1875. 8°. S. 80—84.) Die wichtigsten Orte der Insel sind Lefcosia, die im Inneren gelegene Hauptstadt, dann Larnaca (5000 Einw.) und das kleinere aber wohlhabende Limasol oder Limisso, beide an der S.-Küste.

## §. 2. Das armenische Hochland.

Ganz unmerklich geht die anatolische Halbinsel gegen O. hin in das Hochland Armeniens über, der einigende Gebirgsknoten Vorderasiens, zugleich das Quellgebiet großer nach verschiedenen Richtungen eilender Ströme. Ihm entquellen der Tigris, dessen heutiger Name Didschleh oder Schatt den altberühmten Fluß maskirt, und der Furat, Murad Su oder Guphrat, welchen man zum Theile als ideale Scheidelinien zwischen Anatolien und Armenien gelten lassen kann. So wie jenes ist auch Armenien ein Terrassenland. „Zwischen den Flüssen ziehen scheidende Gebirgsketten; neben und zwischen den Scheidegebirgen weite, meist ebene steppenartige Plateaux von ver-

schiedener Höhe, die wie Terrassen über einander liegen; tief eingeschnittene Thäler, düstere, zum Theil gewaltige Bergmassen; excessives Klima mit strengem Winter und dürrer, heißem Sommer; in den Thälern und an den Berghängen üppige Vegetation, spärliche auf den Plateaux; am O.-Rande Alpenlandschaften, die den unmittelbaren Zusammenhang mit dem großen Tafellande von Grän vermitteln, — das die Ueberschau des Hochlandes von Armenien.“ (Daniel. Handb. der Geographie. I. Bd. S. 252.) Gegen N. hin stürzt dasselbe zu der tiefen Thalspalte ab, welche es von dem schroffen Walle des Kaukasusgebirges trennt und vom Rion und Kour durchflossen wird. Letzterem geht von S., wenig oberhalb seiner Mündung in's Kaspiische Meer, der einen weiten Bogen beschreibende durchaus armenische Aras (Araxes) zu, während im W. der Tschorok gleichfalls mit gutem Rechte den armenischen Gewässern beigezählt werden darf; er durchströmt die Landschaften Türkisch-Georgiens, und wird von Lasistan, dem Landstriche am Schwarzen Meere östlich von Trapezunt, durch hohe Bergketten geschieden. Politisch ist Armenien gleichwie Polen unter drei Staaten, Türkei, Rußland und Persien, vertheilt, zwischen welcher beiden letzteren der Aras eine lange Strecke hindurch die Grenze bildet.

Der Begriff eines Plateau-Landes wird beim Betrachten Hoch-Armeniens nur unvollkommen gedeckt. Die durchschnittliche Erhebung der gesammten Länderzone zwischen den Quellen des Tigris, Euphrat, Aras, Kour und Tschorok — also den größten Strömen W.-Asiens — ist allerdings derart bedeutend (zwischen 1900 bis 2200 M.), daß man sich mit der Bezeichnung „Tafelland“ zufrieden geben könnte; was aber eben Armenien charakteristisch auszeichnet, das sind die mächtigen in 3800—4400 M. culminirenden Langketten, welche überall und nach allen Richtungen die Plateau-Landschaften durchziehen. Die armenischen Tafelländer machen nun von denen anderer orographischen Abschnitte dieser Gattung keine Ausnahme, d. h. sie tragen auf ihren ausgedehnten ebenen Flächen den Charakter von Hochsteppen, besitzen wenig Wasser, sind nur sehr dünn bevölkert und entbehren geradezu jeder Art von Waldbeständen, ausgenommen man will die kümmerliche Strauchvegetation dazu rechnen. Auf den Gebirgen und Plateaux zwischen 1900 bis 2200 M. liegt noch im Juli der Schnee. Das Ahalzicho-Imeritische Scheidegebirg, das gegen den Rion hin abfällt, weist nur spärliche Baumbestände auf, während das Trialetische Gebirge zunächst des Kour und seine weiteren Ausläufer vielfach und oft in meilenweiter Ausdehnung die nackten Felsen präsentieren. Unmittelbar nordwestlich von Alexandropol, knapp am oberen Theil des Arpatshai (Tschai heißt auf türkisch Fluß) breitet sich das weitläufige Plateau von Tschaldyr aus, dünn bevölkert, ohne Vegetation, ohne Communicationen. Nördlich von demselben durchströmt der Kour in einem wilden großartigen Defilé die armenischen Randgebirge und bildet eine natürliche Einfallspforte in die Provinz Ardaghan (zwischen Kars und Batum). Auch sie ist ein Tafelland von durchschnittlich 1740 M. Höhe, baumlos und nur von den elendesten Straßen durchzogen. Hier haben die Türken, seit sie die armenischen und die georgischen Völkerstämme unterjocht und botmäßig gemacht haben, die alten Bergschlösser besetzt und neue Castelle anlegen lassen. Wir finden da unmittelbar an der Gebirgspforte, welche vom Kourthal nach Tschaldyr führt, das Schloß Schentan Kaleh (Teufelsburg), weiter stromaufwärts Ardaghan, die Hauptstadt des Bezirks, dahinter Sinzithamar und Kaladschik. Die Provinz Ardaghan ist übrigens nördlich



und südlich von nahezu unübersteiglichen Randgebirgen umschlossen und steht nur jenseit der Kurquelle mit dem Tschorokthale durch ein kleines Querthal, jenes des Ardanut-Flusses, in Verbindung, doch ist die Wasserscheide des Jalandscham-Gebirges bei 2520 M. hoch und ohne alle Uebergangs- oder Paß-Communicationen. Auch um Ersirum oder Erzerum, die am oberen Euphrat gelegene Hauptstadt des gleichnamigen türkischen Vilajets, zu erreichen, sind drei oder vier Gebirgskämme, jeder mit Pässen bis 2500 M., zu überschreiten. Zwischen Ardaghan und der türkischen Festung Kars legt sich das Kanly- und Tschaldyr-Gebirge mit Pässen wiederum bis zu 2500 M. quer vor. Bereits bei den Ortschaften Chewa, Tachtafran, Tschardakly u. a. culminirt das Plateau mit 2050—2370 M.; von dort liegen aber die Kammhöhen noch 20 Km. entfernt, und die Communicationen dahin sind — Saumwege, natürlich solche nach orientalischen Begriffen, denen gegenüber etwa ein Saumweg in der Schweiz oder in Tyrol ein Landweg genannt werden könnte.

Wenden wir uns nun nach der centralen Region Armeniens, nach jener um Kars und am rechten Ufer des Arpatichai, eines rechtsseitigen Nebenflusses des Aras. Die russische Grenzstadt Alexandropol liegt von Kars etwa 50 Km. entfernt. Auf halbem Wege fließt der Kars-Fluß, ein Nebenfluß des Arpatichai. Die Hauptcommunication ist eine leidliche; sie ist identisch mit dem großen Handelswege von Erzerum über Alexandropol (früher Gümri genannt) und dem Gotscha-Paß nach Tiflis. Der russische Theil dieses Handelsweges ist eine vielfach in Felsen gehauene und mit großen Kosten angelegte Kunststraße; auf türkischem Gebiete kann er höchstens Anspruch auf die Bezeichnung eines besseren Karawanenweges machen. Etwa 65 Km. südwestlich von Kars schließt das gleichnamige Plateau mit dem zwischen 2200—2530 M. hohen Soghanly- (Zwiebel-) Gebirg ab. Der Paßübergang ist ein überaus beschwerlicher. Auch die zweite Straße, welche sich 14 Km. südwestlich von Kars vom Karawanenweg abzweigt und den Weg über das Soghanly-Gebirge 25 Km. weiter nördlich bildet, führt durch wilde Schluchten. Bei Chorassan erreicht man endlich die große Araxes-Ebene, die sich aber in einer riesigen Mauerfalle befindet. Im Rücken das eben erwähnte Gebirg, im S. die gewaltigen Ketten Kösch-Dagh (2840 M.), Schachjol-Dagh (3000 M.), Scherian- und Kazbel-Dagh (2500—2800 M.) und schließlich den 3600 M. hohen Bingöl-Dagh. Im N. schließt diese gewaltige Kessellandschaft mit dem Kiretschlü- und Akmezen-Gebirge (beide über 2370 M.) ab, im W., knapp vor Erzerum, mit den 2200 M. hohen Gebirgen Bojun und Schoghular. Alle diese Randketten sind von wilden Bergvölkern bewohnt, im S. von Kurden, im N. von Lazen und Tcherkessen. In dieser Kessellandschaft liegt Erzerum, von welchem eine andere Straße nach O. und südlich vom Aras, der bei Karakasch ein wildes, unzugängliches Defilé durchheilt, nach Bajazid oder Bajaset führt. Diese befestigte und sehr wichtige Grenzstadt liegt unmittelbar am S.-Hange des großen Ararat und seiner gewaltigen Gebirgskette. Kämme von 3160—3800 M. Höhe bilden eine gigantische Mauer zwischen dem Araxes und der Euphratquelle. Nur zwei Saumwege führen diese Massen an der russisch-türkisch-persischen Grenze, einer welcher von Karakala — dem letzten Fort an der Arpatichai-Linie — über Allasgöl (ebenfalls russisches Fort) nach Dschadin (35 Km. westlich von Bajazid) führt, und ein zweiter, der direct aus der Araxes-Ebene zwischen dem großen Ararat und dem Pambusch (2500 M.) über die colossale Gebirgswand in 2370 M. Seeshöhe setzt. Der Paß ist 7 Km. lang, der Weg mehr von der Natur vorgezeichnet als thatsächlich practicabel. (Allgem. Zeitung vom 20. Januar 1877.) Ähnliche Unwegsamkeit zeigt im W. das Thal des Tschorok, welches vor wenigen Jahren Gifford Balgrave sehr genau untersucht hat. Der Tschorok fließt auf einer Strecke von nahezu 160 Km., nämlich von Baiburt bis Artwin, beinahe parallel mit der Küste, von der ihn eine Kette hoher, bis zu 3350 M. emporsteigender Gebirge trennt. Bei Artwin macht das Thal eine plötzliche Wendung gegen N. und führt den Tschorok durch eine enge, schrundähnliche Spalte nach dem Meere. Die Seeshöhe des Tschorokthales beträgt bei Baiburt 1637 M., zu Artwin aber nur mehr 300 M., wodurch sich das überaus starke Gefälle des Stromes entnehmen läßt. Der wildschäumende Fluß bricht sich durch zahlreiche Defilés Bahn, und die zahlreichen Schluchten und Querthäler, die nach O. und W. ansteigen, speisen den wilden Bergfluß zur Zeit der Schneeschmelze mit den Wassermassen, die den wald-

reichen west-armenischen und pontischen Höhen entströmen. Die steilabfallenden Uferhöhen sind meist mit Burgen und Schlössern gekrönt; in den Schluchten lauern die kriegerischen Stämme der Lazen, und die Ressourcen des Thales selbst sind Null. Zu beiden Seiten desselben sind die geologischen Schichten sehr verschieden. Kreide- und Juragebilde liegen häufig und in weiter Ausdehnung auf plutonischem Gestein, welches aber öfters auch zu Tage ansteht und die höheren Gebirgsketten zusammensetzt. Vulkanische Formationen, seltener in der südlichen, sind sehr gemein in der nördlichen Kette; ja die Berge Lasistans sind dort, wo sie in die See abfallen, fast durchaus vulkanischer Structur. Auch der metamorphische Charakter wird wahrgenommen, mehr aber im N. als im S. (Nature. Vol. VI, Nr. 157, S. 536—538.)

Unter den verschiedenen Plateaux Armeniens ist jenes von Erzerum, auf welchem der westliche Quellfluß des Euphrat entspringt, am höchsten, etwa 2000 M. hoch. Ostwärts senkt es sich zum oberen Aras und hält als Plateau von Kars und Erivan nur eine Meereshöhe von 1000 M. Aus dem wildschönen Gebirgsgebiet an der Kura verwandelt sich der Landschaftscharakter durch schroffe Uebergänge in dieses öde armenische Hochland. Prachtvolle Trümmerstätten armenischer Glanzperioden umsäumen den Weg. So Wardzia, Ani, dessen verödete Herrlichkeit kaum von Babylon und Palmyra übertroffen wird. Eben wie eine Case mühsam geretteten, doch wohlgepflegten Vergangenheitslebens erscheint am südlichen Fuße des gewaltigen Ma-Gözü (4095 M.) mit seinen zwei zum Theile überschneiten Felszacken, Resten des eingestürzten Kraterrandes, auch das Kloster Etchmiadzin, die immerhin noch imponirende Residenz des mit päpstlicher Machtfülle etwa 6 Millionen armenischer Christen in Rußland, der Türkei, Persien, Indien und Europa überherrschenden Patriarchen. Nicht weit ist's bis zu dem herzlich unbedeutenden Erivan (12,000 Einw.) am Zenghi, dessen historische Reminiscenzen auch schon dem heutigen Geschlecht vor dem herrlichen Bilde des Ararat von der Festungshöhe versinken, dem in Europa nur der Blick auf den Aetna vom Theater von Taormina aus vergleichbar zu erachten ist.

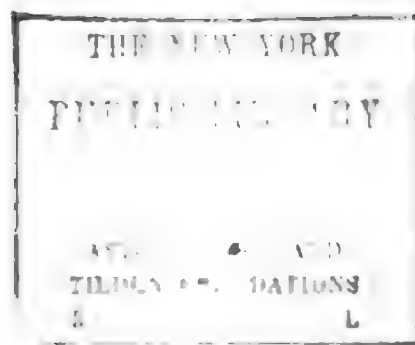
Die isolirte Lage des Ararat und seine imposante Erscheinung haben ihn seit der Urgeschichte der Menschheit mit einem geheimnißvollen Schleier von Legenden und Sagen umgeben. Eine Menge Ortschaften in seiner Nähe tragen noch in ihren Namen Spuren der Noah'schen Tradition; so heißt das einzige Dorf, welches an seinem Abhange liegt, Aghurri: „er pflanzte die Rebe“; Nachitichewan, der Ort, wo Noah das Thal betrat, bedeutet: „er stieg zuerst herab“, und der Name Erivan, richtiger Jerewan ausgesprochen, bezeichnet den Ort seiner dauernden Niederlassung. Das Grab Noahs wird bei Nachitichewan gezeigt und steht bei Armeniern und Tataren in hoher Verehrung. Merkwürdig bleibt hierbei, daß, während die biblische Tradition in Aller Munde blieb, der Name des Berges sich gänzlich verlor; der anwohnende Armenier kennt ihn nur als „Massis Yern“, der Tatare als „Aghry Dagh“ (Yern und Dagh heißt Berg); nur das Kloster Etchmiadzin hat in seiner Wochenschrift den Namen Ararat wieder aufgenommen. Die meisten Abbildungen geben dem Gipfel des Ararat eine schroff aufstrebende Kegelform, welche der Wirklichkeit keineswegs entspricht; denn nicht auf steile Wände, sondern auf ruhige, nach oben nur wenig zunehmende Steigung gründet sich das Imposante seines Anblicks. Von W. über N. bis SO. liegt eine stets viele Kilometer breite Ebene vor seinem Fuße, der nach W. auslaufende Grat ist durch ein



tiefeß Joch von ihm geschieden, und die nach S. laufende Kette, sowie das im S. sich anschließende, über 1830 M. hohe Plateau wird für den Reishauer in Rußland durch den Berg selbst verdeckt, so daß kein Vorberg, nicht einmal ein Hügel dem Blick den vermuthlich höchsten Anstieg der Welt verhüllt; denn von Aralisch (800 M.) bis zum Gipfel (5155 M.) sind volle 4645 M. Niveauunterschied, eine Höhe, welche bei den auf Hochplateaur gelegenen Riesen der Cordilleren und Mexico's schwerlich, und bei den im wildesten Hochgebirge versteckten Gipfeln des Himalaya wohl auch kaum vorkommt. Die Form des Berges ist unschwer zu beschreiben; er besteht aus zwei Kegeln, dem größeren von etwa 20 Km. Halbmesser der Grundfläche, dem kleineren von 14 Km.; beide sind bis zu 2600 M. Höhe verbunden, und erst von dort trennen sich der große und der kleine Ararat. Auf der ersten Hälfte ist der Anstieg nur gering, bei einer mittleren Steigung von weniger als 10° wird eine Meereshöhe von 1950 M. erreicht; von hier an wird der Anstieg steiler, und von dem sanft gewölbten Rücken aus, welcher die beiden Gipfel trennt, strebt der kleine Ararat im Winkel von 45° fast in mathematisch genauer Kegelform bis zu seinem leicht abgerundeten Gipfel, welcher jetzt den gemeinschaftlichen Grenzpunkt Rußlands, Persiens und der Türkei bezeichnet. Der große Ararat hat dagegen unregelmäßige Formen; während bei ihm der Anstieg zwischen 1950 bis 3250 M. etwa 30° betragen mag, fangen in dieser Höhe auf der W.- und S.-Seite Wände von bedeutender Steilheit (bis zu 60°) und unregelmäßigen, durch Abfälle terrassirten Formen an, welche erst 650 M. unter dem Gipfel in ein im vorigen Verhältniß zur obersten Kuppe ansteigendes Firnfeld übergehen; im N. und O. dagegen ist die Steigung fast ebenso gleichmäßig, wie beim kleinen Ararat, wenn auch etwas weniger steil. An der N.-Seite zieht sich eine ungeheure Kluft mit senkrechten, an ihrem oberen Ende bis zu 1300 M. hohen Wänden vom Firnfeld unweit des Gipfels bis auf 1950 M. Meereshöhe hinunter; in ihr lag das Kloster St. Jacob und weiter unten das Dorf Aghurri, welche in diesem Jahrhundert beide durch einen Bergsturz verschüttet wurden; die obere Hälfte der Schlucht füllt ein Gletscher aus. Ein zweiter, anscheinend geringer Gletscher fällt in einer schmalen Rinne nach N.O., und auch im S. sah Baron Thielmann, dessen interessantem Buche (Streifzüge in Kaukasus, in Persien und in der asiatischen Türkei. Leipzig 1875. 8°. S. 154—156.) die vorstehende Schilderung entnommen ist, große Eismassen, ohne über deren Richtung und ihren Zusammenhang mit dem oberen Firnfeld sich unterrichten zu können. Der ewige Schnee bedeckt die Kuppe von 4352 M. Höhe an und scheint, mit Ausnahme der Partien, wo jene Klüfte und Felswände sein Bleiben nicht gestatten, den Gipfel mit einer regelmäßigen Firnkappe zu überziehen.

Westlich vom Ararat liegen die W.-Quellen des Euphrat, und an ihnen raucht und dampft der 3500 M. hohe Tandurek- oder Sunderlik-Dagh. Der östliche Quellfluß des Euphrat hingegen, der Murad, kann als südliche Abgrenzung der Plateauländer von Erzerum und Erivan gelten, welche durch eine große Menge romantischer Gebirgssee'n charakterisirt werden. Der namhafteste darunter ist der hochberühmte Goktscha- oder Sewanga-See (1925 M.), der indessen die landschaftlichen Erwartungen des Reisenden stark enttäuscht. Südlich vom Murad schließt sich das 1800 M. hohe Tafelland von Bajaset an, auf welchem sich der reichlich mit Salzen gesättigte, 3690 □ Km. große Wan-See ausbreitet. Die Bewohner der bisher geschilderten Gebiete sind vorwiegend Armenier, ein christliches Volk unzweifelhaft indogermanischen Stammes und zur arischen Familie gehörend, welches dormalen, gleichwie sein Land, seit geraumer Zeit unter türkischer, russischer und persischer Oberhoheit dreigetheilt ist.





Die Armenier haben den Stammtypus, der sich in der gekrümmten fleischigen Nase und in den dicht zusammengewachsenen Augenbrauen ausprägt, an vielen Orten in strengster Reinheit bewahrt; auch kennzeichnen sie sich durch ihre Kleidung und Lebensweise. Die Armenier erfreuen sich keiner großen Beliebtheit bei den umwohnenden Völkern, ja diese betrachten es sogar als eine Schande, wenn man sie für Armenier hält. Ihre Verschmittheit, ihre Falschheit und Geldgier sind zum Sprichwort geworden, und wenn auch mancher Vorwurf übertrieben sein mag, so ist doch eine moralische Verkommenheit nicht zu läugnen, die indeß die natürliche Folge ihrer nach Jahrhunderten zählenden politischen Sklaverei ist. Gleich den Juden in Europa haben sich in Folge dessen die Armenier auf den Handel verlegt, der denn auch wirklich ganz in ihren Händen ist; sie besitzen allen Reichthum und dominiren den Geldmarkt; ihr Einfluß ist sehr bedeutend, sie beneiden einander und machen sich gegenseitig Concurrenz, Fremden gegenüber aber halten sie fest zusammen und scheuen keine Opfer. In Raffinirtheit und Verschlagenheit jedem anderen überlegen, ist indeß das Hauptaugenmerk der armenischen Handelsleute darauf gerichtet, unsolide Waare von gefälligem Aeußeren billig einzukaufen, um sie als erste Qualität theuer zu verkaufen. Bei dem vollständigen Mangel aller kaufmännischen Bildung und Waarenkenntniß aber stehen die bedeutendsten unter ihnen meist auf gleicher Stufe mit den kleinsten Krämern, und ihr Hauptgrundsatz besteht darin, wenn sie betrogen worden sind, wieder zu betrügen. Vorzugsweise und mit Glück den Handel betreibend, erwerben sie oft große Reichthümer, verbergen dieselben aber sorgfältig. Das Aufhäufen von Schätzen, die sie weder verwenden noch genießen, und der Hang zum Geiz vererbt sich von Vater auf Sohn und bleibt ihnen eigen, wohin sie auch wandern mögen. Fast über den ganzen Orient sind sie als reiche Kaufherren verbreitet; überall aber ist ihr Charakter derselbe.

Furchtsam und verschlossen, beugen sie sich äußerlich vor ihren Beherrschern, auf die sie im Geheimen mit Geringschätzung herabsehen. Von Natur sanften Charakters, haben die Armenier fast niemals versucht, mit den Waffen in der Hand ihre Selbständigkeit zu erkämpfen; zufrieden wenn ihre Herren sie ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Handel, obliegen ließen, haben sie sich stets nachgiebig gegen ihre kriegerischen und roheren Nachbarn bewiesen. Ja, man kann sagen, daß die Armenier von allen christlichen Völkern noch am meisten mit den Türken sympathisiren, was sich durch die Sprache — jeder Armenier spricht türkisch als zweite Muttersprache — und den ruhigen ernsten Nationalcharakter erklären läßt. Auch stehen die Armenier mit den Türken meistens so ziemlich auf gleicher Stufe der Bildung. Die armenischen Frauen haben keine bessere Stellung als die Türcinnen; sie sind nur die Dienerinnen ihrer Männer. Ja, während der sinnliche Muselman nicht selten Sklave seiner Sklavin wird, bleibt der kalte armenische Geschäftsmann immer ein gestrenger Herr seiner Frau. Ganz wie Mägde haben sie alle häuslichen Geschäfte zu verrichten; sie dürfen die Mahlzeit nicht mit ihrem Manne an einem gemeinschaftlichen Tische einnehmen, sondern müssen ihn als Herrn dabei bedienen. Im Hause sind sie unverhüllt, lassen sich aber vor keinem fremden Manne blicken. Bei Gastmählern halten sie sich in einem eigens dazu bestimmten Raume auf, einer in der großen Halle des Hauses, 1½ M. über dem Boden angebrachten und durch Holzgitterwerk abgeschlossenen Loge. Von hier aus können sie auf die unten schmausenden Männer herabsehen, ohne selbst gesehen zu werden. Diese Sitte ist um so mehr zu bedauern, als das neidische Gitter nicht selten eine Gallerie vollendeter Schönheiten birgt. Durch elterliche Autorität schon als Kinder verlobt, bekommen die Bräute vor der Verbindung den zukünftigen Gatten fast gar nicht zu sehen, und in der Ehe ist dann das ausschließlich auf Erwerb gerichtete Streben des Mannes, verbunden mit seiner despotischen Stellung zur Frau, keineswegs geeignet, ihre Zuneigung für ihn zu erwecken. Eltern- und Geschwisterliebe nimmt bei ihnen alle zarten Empfindungen des weiblichen Herzens in Anspruch, ja die Mutterliebe steigert sich nicht selten zur Leidenschaft.

Lange war die Opposition der Armenier eher gegen die Russen als gegen die indolenten Türken gerichtet. Nun aber hat Rußland durch den Besitz der Stadt und Provinz Erivan einen bedeutenden Einfluß auf das armenische Volk. In der Nähe Erivans befindet sich das Kloster Etschmiadzin, Hauptsitz des armenischen Patriarchen, der unbedingt in geistlichen und nicht selten auch in weltlichen Dingen über den ganzen Stamm gebietet. Der Handel mit geweihten Gegenständen sowie





bekannt, theils weil Armenien weit von den Pfaden des Reiseverkehrs abliegt, theils weil die Armenier auch ihre Leiden als das Loos ihres Volkes immer schweigend und ergeben hingenommen haben. Jetzt erheben sie aber auch ihre Stimme, um bei der Neugestaltung des Reiches nicht übersehen zu werden. Sie bildeten einst eine Nation von acht Millionen Köpfen; jetzt sind sie nach ihren eigenen Angaben in ihrem Heimathlande Groß-Armenien um den Ararat herum noch eine Masse von 2,500,000 Köpfen; 500,000 leben in Kleinasien und Syrien und viele Tausende auch in Constantinopel. Ihre Klagen gehen, wie die der anderen Christen, auch dahin, daß sie von dem herrschenden türkischen Stamme auf alle Weise unterdrückt und ausgebeutet werden. Zu den allen anderen christlichen Völkerschaften in der Türkei gemeinsamen Leiden kommt in Armenien noch der Umstand, daß an dessen Grenzen Schaaren von Kurden, Turkomanen und Tscherkessen angesiedelt worden sind, welche nun das Land mit Raub und Plünderung heimsuchen.

Türkisch-Armenien bildete bislang als Vilajet Erzerum — nach jener von Bagdad — die größte, ausgedehnteste Provinz des osmanischen Reiches mit aber bloß etwa 900,000 Einwohnern, unter welchen neben den Armeniern noch Turkomanen, Perser, Kurden und nestorianische Christen vertreten waren. Erst unlängst, im December 1876, wurden die Kreise von Musch, Wan und Galkiari zu einer eigenen Statthalterschaft mit dem Regierungssitze in der Stadt Wan abgetrennt. Das neue Vilajet umfaßt demnach das ganze gewaltige Hochbecken des gleichnamigen See's und die Alpengebiete am großen Zarb (Nebenfluß des Tigris) in einer beiläufigen Ausdehnung, die im S. und W. die Begrenzung durch eine Linie finden dürfte, welche östlich vom Zusammenflusse der beiden Quellarme des Tigris beginnt, eine zeitlang dem Hauptkamme des Taurus folgt und dann scharf nach N. gegen die großen Kettenzüge Inner-Armeniens abshwenkt.

Die neue Vilajetsstadt Wan, welche meistens von Armeniern und nur in der Minderheit von Kurden bewohnt wird (türkisch ist bloß das Militär und die Behörden), hat erst kürzlich von sich reden gemacht, und zwar bot ein vorgeschobener Bazarbrand Anlaß hierzu, den die muhammedanischen Stadtbewohner weiblich dazu ausnützten, die armenischen Kaufläden und Wohnungen zu plündern. Daß Derartiges im Oriente nicht neu ist, erscheint selbstverständlich, das Bedauerliche hierbei mag aber der unbewußte communistische Instinct der Moslims sein, welche in der Regel nichts arbeiten, nichtsdestoweniger aber ziemlich illegale Ansprüche auf das Erworbene der christlichen Bewohner machen. Und der erwerbende Theil ist hier nur der Armenier. Wo sich fleißige Hände in gewerblicher Thätigkeit regen, sind es armenische, die weiten Geschäftsvermittlungen bis Djabekr und Teheran besorgen armenische Capitalisten, und der Hauptproducent des Landes ist ebenfalls der Armenier. Was sich Kurde nennt, liegt abseits eines jeden wirthschaftlichen Werthes, will man von den Rohproducten absehen, welche die Heerden der Nomaden liefern, und die sie umsetzen müssen, um nicht zu verhungern.

Nirgends in Türkisch-Asien haben die kurbischen Unabhängigkeitsgelüste so reiche Blüthen getrieben, als wie auf dieser Terra incognita. Sehr unbotmäßige Stämme sind es auch heute noch, deren Territorien einen gefürchteten Gorden um die einsame Hochlandsstadt ziehen. Wir haben da die Heideranly-Kurden, welche nordwärts des See's vom 3650 M. hohen Sipan-Dagh, dem imposantesten Schneewipfel des Landes, gegen die Euphratquelle (östlicher Arm) hin ihre Weideplätze einnehmen, dann die Schamiseddinly, östlich des See's, und die Hertoschi (im Lande der alten Karbuischen, das Xenophon durchzog) in S.D., bereits in der alpinen Quellregion des östlichen Tigris und des Zarbstromes. Die berühmtesten von allen aber sind die Hormakly-Kurden, von denen die Bewohner Wan's aller-

dings am wenigsten zu befürchten haben, denn ihre Heimath ist das 3050 M. hohe Schneegebirg Dingöl-Dagh (Tausend-Seen-Gebirge — es ist aber kein einziger vorhanden) im S. Erzerums, also zwischen beiden Quellarmen des Euphrat, nördlich von Musch. Alle diese Territorien sind vermuthlich die Urheimath der Kurden, deren Zugehörigkeit zum indo-germanischen Stamme von bewährten Ethnologen längst bewiesen worden ist, und deren uralte patriarchalische Einrichtungen bis in unsere Zeit hineinragen. Nicht immer so ritterlich, wie einzelne Reisende zu behaupten pflegen, welche hin und wieder bei ihren Chefs vorgesprochen, besitzen sie doch das stolze, aber offene Entgegenkommen sich unabhängig fühlender Bergvölker, und haben ihre naiven Charaktereigenschaften nur dort Schaden genommen, wo die Kurden mit der nichtsnutzigen ottomanischen Provinz-Bureaucratie in längeren Verlehr geriethen. Eine Verwaltung, die ihre illegalen Maßnahmen in tausend Kleinigkeiten documentirte, konnte das Selbstgefühl der Bergvölker, unbeschadet ihrer eigenen mangelhaften Vorstellung von den Begriffen Mein und Dein, nur beleidigen, und wo sie sich den Nachstellungen und Bedrückungen der Behörden nicht entziehen konnten, wurden sie Heuchler, Meineidige, raffinirte Diebe und Wegelagerer.

Am schlimmsten haben sich diese Verhältnisse im Nestorianer-District von Hakhari (oder Hakhari), in der Quellregion des großen Jarb gestaltet. Das Gebiet wird durch den Gebirgsstock des Dschebel Dschudi, der sich zwischen den genannten Strom und den Tigris aufbaut, westwärts begrenzt und reicht gegen S. bis zur persischen Grenze. Dies ist die locale Abgrenzung auf türkischem Gebiete, Nestorianer wohnen aber auch im nordwestlichsten Persien, namentlich um Urumiah, und versprengte Gemeinden findet man selbst im nördlichen Mesopotamien (bei Fehsch-chabur und am S.-Abhange des Tschaspi), ihrem einstigen Hauptstze, aus welchem sie die Völkerstürme des Mittelalters bald verdrängt hatten. Dieses Volk ist, wenn der Vergleich überhaupt passend, der zurückgebliebene erratiche Block einer einst mächtigen Kirche, die ihre Gemeinden auf dem ganzen ungeheuren Raume vom Euphrat bis zur großen Mauer des chinesischen Reiches verbreitet hatte. Es ist bisher nur wenigen Reisenden gelungen, ihre heutige Heimath zu durchforschen, wozu der Grund ebensosehr in der Unzugänglichkeit der meisten engeren Gebiete des Alpenlandes zu suchen ist, wie in der Wildheit der Bewohner, an welchem Rufe die christlichen Nestorianer und muhammedanischen Kurden ziemlich gleichen Antheil haben mögen. Die einzige Passage ist überdies nur das Thal des Jarb, das die Hauptmassen des Alpenlandes gliedert. Zu beiden Seiten desselben liegen die gefährlichen Schlupfwinkel der Leihun-Kurden, und dieser unbändige Stamm war es, der einen Bedr Khan hervorbringen konnte, den berüchtigten Christen-schlächter aus den vierziger Jahren. Die Fehden sind auch heute noch häufig, namentlich im Gebiete von Tjari, wo zwischen Schneegipfeln in wasserreichen Thälern die Steinhütten der Nestorianer unter gewaltigen Nußbäumen liegen. Daß heute die Dinge in diesem so entlegenen Winkel Türkisch-Asiens anders, d. h. für die Christen besser stehen, wird wohl Niemand voraussetzen wagen, der das ungebundene Schalten der östlichen Bergvölker kennt.

Was nun die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit dieses neuen Gouvernements anbetrifft, so liegen zu wenige statistische Daten vor, um den wünschenswerthen Einblick in dieser Richtung zu bekommen. Um mit den Bewohnern zu beginnen, so wäre ihre Zahl auf etwa 350,000 Seelen zu schätzen, wovon zwei Dritttheile Muhammedaner (Kurden, Türken, Turkomanen) und ein Dritttheil Christen (Nestorianer und Armenier) sein dürften. Am dichtesten bevölkert ist, wie bereits angedeutet, die Ebene von Musch. Der Nestorianer-District Hakhari hat ca. 14,000 Häuser und mehrere Militärposten (zu Gewer, Choschab, Djulemark u. a. D.). Die Urproduction ist nicht sehr reichlich, das Hauptproduct ist Obst, darunter die Weintrauben von Musch, die auch gefestert werden, dann an Feldfrüchten: Weizen, Korn, Mais, Hirse, Bohnen und etwas Reis. Auch die Baumwollstaude und der Maulbeerbaum gedeihen im Lande, sowie Tabak bei Musch und Bitlis. Erzlager (Kupfer, Blei, Eisen) sollen sich im W. in den euphratensischen Bergen an mehreren Orten vorfinden, ausgebeutet und versendet wird aber von mineralischen Producten nur das Salz (Wan), Schwefel, Alaun, Naphtha und etwas Eisen. Die hervorragendsten Waldbäume sind Ahorn, Pyramidenpappel, Birke und Fichte; die Hochgebirge sind kahl und die Waldcultur auch sonst, wie leicht begreiflich, gänzlich vernachlässigt. Der Lebensweise so vieler nomadisirender Kurdenstämme entspre-



parallelen Lauf, während dessen sie sich wiederholt nahe treten und wieder entfernen, um doch schließlich, schon in der Nähe des Meeres, bei Kurna sich zu vereinigen und als Ein Strom, Schatt-el-Arab genannt, in den persischen Golf zu münden. Bei Bagdad ist die Entfernung zwischen Euphrat und Tigris am geringsten, und zerfällt dadurch das eingeschlossene Land in zwei Hälften, eine nördlichere obere und eine südliche untere, welche so ziemlich die Figur einer Sanduhr bilden. Dieses Land hieß im Alterthume Mesopotamien oder Zwischenstromland, jetzt nennen die Türken die nördliche Hälfte El Dschesireh oder die Insel, die südliche hingegen Irak Arabi oder das arabische Irak, im Gegensatz zu dem benachbarten Persien oder Irak Afschemi.

Die Gegend am oberen Theile des Euphrat erinnert an den Rhein, den mittleren kann man mit der Donau, den unteren mit dem Nil vergleichen. Diese Abstufungen gewähren zugleich ein Bild der Natur im anliegenden Mesopotamien. Bei dem Zeltdorfe Gurtul bricht sich der Fluß mit Macht Bahn durch enges Gestein und bildet, wo er in starkem Fall über senkrechte Felsen stürzt, den Gourla-Wirbel. Unzählige von der Fluth verdeckte Untiefen, plötzliches Steigen und Sinken des Wassers erschweren ungemein die Schifffahrt. In der nördlichen Hälfte zeigt das Land am Rande noch hügelige Landschaften und Terrassen; weiter hinab aber steppenartige, bloß im Lenz grünende, oft ganz wüstenhafte Ebenen. Südlich von der Einmündung des Chabur, eines aus dem Dschesireh kommenden linksseitigen Nebenflusses, erstreckt sich eine fatale Wildniß. Hier, auf dem linken mesopotamischen Ufer, ist nichts als ein meergleiches Feld mit Absynth-Aräutern bewachsen und nur von wilden Eseln, Trappen und dem unerreichbaren Vogel Strauß bewohnt. Ueber diese Ebene gehen furchtbare Wirbelstürme; ein solcher erfaßte am 21. Mai 1836 das kleinere Dampfboot der englischen Euphrat-Expedition unter Oberst Chesney bei Werdi in der Nähe von Anah und bohrte es rettungslos in den Grund. Eine halbe Stunde später schien die Sonne wieder, als ob nichts vorgefallen, und über den Ort des Unglücks ging ein sanftes Wehen. Die zum Schatt-el-Arab vereinigten Ströme durchziehen eine ebene fruchtbare Niederung, allenthalben von Dörfern und Dattelhainen, Wiesen und künstlichen Bewässerungssystemen begleitet. 70 Km. oberhalb der Mündung, bei Mohamera, wo der aus Chusistan oder Arabistan kommende Karun sich in den Schatt ergießt, beginnt das Mündungsdelta, von dessen vielen Armen indeß bloß Einer schiffbar ist. Fast sechs Monate hindurch verwandeln die Ueberschwemmungen, welche in Folge der Schneeschmelze auf den Quellgebirgen vom März bis Juni, zuweilen in Folge der Herbstregen auch im October eintreten, das Deltaland in Sumpf und See. Sozusagen an der Schwelle des Deltagebietes liegt in ungesunder, morastiger, aber dem Handel sehr günstiger Lage am Schatt unter glühend heißem Himmel Basra oder Bassora, jetzt nur mehr ein Schattenbild seiner einstigen Größe. Während im O. des reizenden Tigris, an dessen Ufern die beiden wichtigsten Städte des Landes: Mosul mit den nahen Ruinen des alten Ninive, und Bagdad sich erheben, die Abfälle des persischen Hochlandes in einiger Entfernung hinziehen, hat umgekehrt im W. Mesopotamien keine andere Nachbarschaft als die gewaltige Syrische Wüste, die sich zwischen dem Euphrat und dem Libanon-Gebiete längs der syrischen Mittelmeerküste ausbreitet.

Das mesopotamische Tiefland steht unter türkischer Herrschaft; El Dschesireh ist mit Kurdistan zum Vilajet Djarbekr vereinigt; Irak Arabi, das eigentliche Tiefland, dagegen bildet das Vilajet Bagdad (oder, wie man heute immer spricht: bughdad) und ist der größte Regierungsbezirk der osmanischen



Herrschaft, größer als das ganze vereinigte Königreich Italien, und halb so groß wie Frankreich. Wenn wir bedenken, daß seine Ausdehnung ungefähr den ehemaligen Landschaften Assyrien und Babylonien entspricht, so werden wir erwarten, daß auch heute noch diese eminent wichtige Lage einen Einfluß auf Land und Volk ausüben, dem Lande seinen Charakter als Bindeglied Mittel-, S.- und N.-Asiens wahren wird. In der That weist die etwa 3 Millionen Köpfe zählende Bevölkerung Mesopotamiens die verschiedensten Elemente auf; die herrschende Race der Osmanen ist darunter am schwächsten vertreten; daneben gibt es Perser, Armenier, Kurden, Griechen und Nestorianer, endlich auch Juden. Die Landbevölkerung ist aber vorzugsweise arabisch, besteht zum Theile, besonders am Schatt, aus arabischen Nomadenstämmen, Beduinen, die in nur losem Abhängigkeitsverhältniß zur Pforte stehen, ja in gewisser Hinsicht die wahren Herren im Lande sind.

„Die Romantik des Beduinenlebens am Schatt-el-Arab ist vorderhand so leicht nicht zu brechen, denn die Natur des Nomaden excludirt jede Möglichkeit, ihn für geordnete, gesellschaftliche Zustände zu gewinnen, und mit der Vertreibung der Beduinenstämme wäre der Sache blutwenig genützt. Ueberdies wäre gerade die ottomanische Regierung die allerlegte, die die Macht und die Fähigkeit besäße, eine annehmbare Cultur im arabischen Irak zu inauguriren. Seit Decennien von den großen Wanderstämmen des Tieflandes, wie die Anezi, Schamara, Montefit und Beni-Lam bedrängt, mußten die Gouverneure bisher schlechterdings einzig darauf bedacht sein, die Stabilität der Verhältnisse zu wahren. So ist auch hier die Geschichte der letzten Jahrzehnte nichts weiter als eine ewige Fehde, aus der die Feinde des Türkenregiments wiederholt als Sieger hervorgegangen sind. Wären die Araberstämme der mesopotamischen Niederung unter sich einig, die Regierung hätte wahrlich kein leichtes Spiel mit den gewaltigen Horden, die oft 10,000—20,000 kampffähige Reiter in's Feld führen. . . . Am Schatt herrscht nur eine Scheinregierung, eine Behörde, die gewissermaßen nur geduldet ist, und wenn sich heute den Stämmen ein plausibler Grund finden sollte, sich gegen das Regiment aufzulehnen, so könnten sie vielleicht ihren alten Bruderhaß vergessen, und dann stände es schlimm mit der Türkenherrschaft im Irak.“ Wer die ungetrübten Territorien zunächst der Zwillingsströme durchreist, der bekommt erst den richtigen Begriff von der osmanischen „Macht“. Hier ist die Erscheinung gar nicht selten, daß berühmte Steppenräuber in den Staatsdienst aufgenommen werden, um vor ihnen sicher zu sein. Im Euphratthale selbst fühlt man die Anwesenheit türkischer Behörden nicht sonderlich. Nach tagelangen Marschen stoßt man wohl hin und wider auf einen Wachtposten, der sich in einem kleinen Blockhause einnistet und Monate in trostloser Einsamkeit und Beschäftigungslosigkeit zubringt; im Allgemeinen aber scheint die ganze ungeheure Grenzlinie im S. der asiatischen Provinzen so ziemlich in Feindeshand. Die meisten Karten verlegen diese Grenze noch weiter gegen S., in die syrisch-arabische Hochwüste; aber dort selbst herrschen thatsächlich nur unstäte Nomadenstämme, die von den Handelskarawanen Tribut abfordern und Niemanden durch ihr Gebiet ziehen lassen. Indes erschien es als eine äußerst zwecklose Aufgabe, von jenem Territorium officiell Besitz zu ergreifen, denn es ist ausgesprochene Wüste. Weit gegen S. steigen die öden Tafelländer an, bis zum Gebirgsknoten Dschauf, der vom Mutterstocke des arabischen Hochlands nordwärts vorspringt. Nach dieser Richtung hat weder der Türke, noch sonst irgend ein europäischer Reisender je seinen Fuß gesetzt. (Schweiger-Lerchenfeld. Unter dem Halbmonde. S. 193—195.)

Keine Provinz des osmanischen Reiches, sagt Alois Sprenger, ist so sehr heruntergekommen, wie das alte Assyrien; im Vergleiche damit sind die







nen mit der Zeit gebildet haben. Im nächsten Bereiche trifft man nur auf Trümmerhügel, stagnirende Sumpflachen und Cloaken, und ein Rudel wilder Hunde taumelt erschreckt vor dem schrillen Rufe des Karawanenführers auseinander. Ueber der Stadt kreist der Wüstengeier und vor den Thoren machen sich's Rabenschaaren bei den Aesern gütlich. (Schweiger-Verchenfeld. N. a. O. S. 183—192.) Das auf der östlichen Seite des Tigris gelegene Gebiet wird Neu-Bagdad und das am westlichen Ufer befindliche Alt-Bagdad genannt. Das erstere, in welchem sich das Regierungsgebäude, der Hauptsitz des Handels und Verkehrs, auch die meisten öffentlichen Gebäude befinden, ist größer und viel wichtiger als das letztere, welches von einem großen Walde voll Dattel- und Orangebäumen umgeben ist, der sich ungefähr 5 Km. in die Länge erstreckt. Es hat eine halbkreisförmige Gestalt, da es an beiden Enden schmal ist. Die Breite der Mitte dieses Stadttheiles beträgt kaum einen halben Km. Gegen die Wüste hin ist er durch einen Wall mit zwei Thoren geschützt; die dem Flusse zugekehrte Seite hat keine Mauern. Bagdad liegt als eine Oase mitten in der Wüste und diese gibt auch der Stadt theilweise ihren Charakter. Keine Großstadt der asiatischen Türkei ist von der Wüste so beeinflusst, wie Bagdad; keine steht in so directer Verbindung mit Centralarabien, dem Stammland Arabien. Einem Philologen würde schon der reinere arabische Dialect, der in Bagdad gesprochen wird, als Kriterium dienen; aber ebenso sehr die beduinischen Tugenden der Gastfreundschaft, die Art und Weise sie auszuüben, wie überhaupt die ganze Haltung der Bagdader im täglichen Verkehr, speciell auch gegenüber Andersgläubigen. Wo der Islam noch so durchaus im Blute der Leute feststeht, wo die Menschen noch keine, oder doch nur geringe Ahnung von unsern europäischen Verhältnissen und unsrer Cultur haben, betrachten sich die Moslimen zwar noch heute Christen und Juden gegenüber als Träger der Gnade. Dennoch ziehen wir den Umgang mit dem Bagdader mit dem Moslim des vorderen Orients vor, weil wir bei ihm noch eine frische Uebersetzung von der Vortrefflichkeit seiner Religion und Civilisation finden, eine naive Würde, einen festeren, offeneren Charakter. Dies soll jedoch nur vom moslim'schen Araber gelten; aber wie im Irak die Völkermischung von jeher stark war, so bietet Bagdad auch heute noch gar verschiedene Elemente. Ein wenig vertrauenswerther schönfärberischer Bericht (Allgemeine Zeitung vom 29. Juli 1875) beziffert die Bevölkerung Bagdads auf 150,000 Muhammedaner, 18,000 Juden, 300 Armenier, 1800 lateinische Christen, 100 syrische und 2000 chaldäische Christen, an 20 Europäer, also zusammen auf 172,200 Köpfe! Prof. Dr. Albert Socin, einer der gewiegtesten Kenner des Orients, möchte dagegen die Bevölkerung Bagdads nur zu 50—60,000 Seelen anschlagen, denn einzelne Quartiere liegen beinahe öde. Auch nach Baron Schweiger ergibt man sich ganz falschen Vorstellungen, wenn man dem heutigen Bagdad irgendwelche hervorragende Bedeutung zumuthet. Nur in commercieller Beziehung besitzt es einen gewissen Werth, dank dem Verkehrswege seines mächtigen Stromes in dem strahlenleeren Lande. Bis nach Bagdad ist er zu jeder Jahreszeit schiffbar für Dampfschiffe, selbst von ziemlicher Größe. Vom N. kommen fast täglich die sogenannten „Kellek“, Schiffe, welche aus aufgeblasenen Ziegenfellen mit darüber gelegten Brettern bestehen; Kurden und Christen aus dem kurdischen Gebirge führen auf diese Weise viel Holz nach Bagdad; denn dies ist ein ziemlich theurer Artikel daselbst, obwohl auch Gestrüpp aus der Wüste gebrannt wird. Mit ihrem Gewinn in der Tasche, wandern sie im Anschluß an eine Karawane manche Tagereisen weit in ihre Heimath zurück; die Felle werden auseinandergenommen und auf Lastthieren ebenfalls zurücktransportirt. Das Boot jedoch, welches für Bagdad charakteristisch ist, heißt „Nusse“. Die Nusse ist eine runde Schale von 1½—2½ M. im Durchmesser, oben mit eingebogenen Rändern, sie ist meist nur aus starkem Rohr gebaut und von außen stark verpicht. Wenn die Brücke abgebrochen ist, haben die Bootsleute den Verkehr zwischen beiden Ufern zu besorgen; allerdings wird das leichte Fahrzeug durch die Wogen stark geschaukelt. Die Fährleute gebrauchen bisweilen auch ihre Kleider als Segel; stromaufwärts ist die Arbeit des Ruderns in der That hart. Eine wenige europäisch-artige Boote sind ebenfalls vorhanden. Die Häuser, welche man vom Strome aus erblickt, bieten keinen schönen Anblick, nur wenige Gebäude stechen etwas hervor, das Serai oben, welches sich aber nur durch Größe auszeichnet; einige Schritte unterhalb der Brücke die „Mustangirine“, das heutige Zollhaus, und



#### §. 4. Syrien und Palästina.

Die große syrisch-arabische Wüste trennt die Euphratländer von dem Küstengebiete am mittelländischen Meere, welches vom Golfe von Iskanderun im N. bis zur Landenge von Suez sich erstreckt. Die Wüste bildet ein allmählig bis zu 600 M. Seehöhe ansteigendes Kalk- und Kreideplateau, das nach S. hin weit in die arabische Halbinsel reicht, nach W. aber steil gegen einen großen Erdsplatt oder ein Längenthal abfällt, welches sozusagen die östliche Grenze des unter dem Namen Syrien und in seinem südlichen Theile als Palästina bekannten Küstengebietes bildet.

Nehmen wir ein gutes Kartenbild jenes Erdstriches zur Hand, so muß uns sofort die überaus einfache Gliederung des Landes in's Auge fallen. Die Meeresküste nimmt einen nahezu nordsüdlichen, von sehr wenigen und unbedeutenden Vorsprüngen und Einbuchtungen unterbrochenen Verlauf, ja sie kommt in dem Abschnitte südlich von Beirut der geraden Linie sehr nahe. In ihrer ganzen Länge wird sie von einem parallelen Höhenzuge begleitet, der bloß einem schmalen Landstreifen Raum gestattet und von S. nach N. sowohl immer näher an's Meer herantritt als auch an Höhe zunimmt. In Palästina liegen an der Küste die Ebenen von Sephela, Saron und Akka, hinter welchen der gedachte Höhenzug als breites Plateauland aufsteigt. Man nennt dies die westjordanischen Plateauländer und diese gehen allmählig sich stets verengend in das Hochgebirge des Dschebel el Gharbi oder westlichen Gebirges (Libanon) über, von dem sie der tiefe Einschnitt des sie durchbrechenden Nahr el Litany (Leontes) scheidet. Der Libanon seinerseits findet wieder eine nördliche Fortsetzung in dem weniger hohen Dschebel Nusairieh oder Rosayrier-Gebirge, welches bis zum 36.° n. Br. streicht. Hinter, d. h. östlich von diesen Plateau- und Gebirgszügen tritt nun, wiederum parallel mit dieser und folglich auch mit der Küste, ein tiefes Längenthal auf, El Ghôr geheißen, zu dem sowohl die westjordanischen Tafelländer als der Libanon und der Dschebel Nusairieh abstürzen. Charakterisirt wird das Ghôr durch den Lauf zweier Ströme, die dasselbe in entgegengesetzter Richtung durchfließen; es ist dies zunächst der Nahr el Asy (Orontes), welcher in dem El Bekaa (Coele-syria) genannten Abschnitte des Ghôr entspringt und die SN.-Richtung einhält, bis er seinen der Küste parallelen Lauf plötzlich mit jähem Rucke nach W. ablenkt und an Antakie (Antiochia) vorüber, um das N.-Ende des Rosayrier-Gebirges sich herumkrümmend und dieses vom Alma-Dschebel (Amanus) trennend, dem nahen Mittelmeere zueilt. Umgekehrt, in NS.-Richtung fließt der aus drei Quellächen entstehende Scheriat el Kebir oder Jordan, der eigentliche Fluß des Ghôr, dessen immer tiefer, endlich weit unter den Meerespiegel herabsinkende Thalsohle mehrere See'n enthält, die der Jordan durchfließen muß, bis er endlich in dem größten dieser See'n, dem Bahr Lut oder Todten Meere, endet. Weil dieses die tiefste Degression nicht bloß Palästina's, sondern der ganzen Erdrinde bildet, — es liegt 394 M. unter dem Mittelmeere — ist eine Fortsetzung des Stromlaufes nach S. nicht weiter möglich. Das Ghôr dagegen verlängert sich südwärts vom Todten Meere in dem wüsten Wady el Arabah, das ohne Wasser von ihm ausläuft, jedoch nicht, wie man lange dachte, bis zum Eranitischen Busen des Rothen Meeres, sondern nur bis zu einer 100—200 M. über dem Mittelmeere gelegenen Wasserseide in der Nähe des Beduinienlagers Arabeh. Die östliche Thalseite des Ghôr wird nun wiederum durch eine mächtige Bodenerhebung begleitet, den vierten der Parallelstreifen, in welche man Syrien und Palästina zer-



legen kann. Diese zum Todten Meere und Jordan abstürzende Erhebung bildet die ostjordanischen Plateauländer, die, noch sehr wenig erforscht, allmählig in die syrisch-arabische Wüste zerfließen. Aus ihr ragt der östlichste Grenzpfiler Syriens, der vulcanische Dschebel Hauran hervor. Nördlich, in der Breite des Libanon, reiht sich eine neue förmliche Hochgebirgskette, der Dschebel esch Scher i, d. h. das östliche Gebirge oder der Antilibanon mit dem Dschebel esch Scheich oder Großen Hermon an, dessen Zug parallel mit dem Libanon streicht und die Orontes-Mulde, das Bekaa, im O. begrenzt. Am O.-Fuße des Anti-Libanon liegt Dimech, das einst so glänzende Damascus, hart am Rande der Wüste, weiter im N. die Städte Homs (Emesa), Hamah (Epiphania) und Haleb (Aleppo); schon völlig der Wüste gehören aber bei Tedmor die Ruinen von Palmhira an.

Nach den zwei Hauptströmen, dem Nahr el Asy und dem Jordan, zerfällt die Kalkplatte am Mittelmeer in zwei Abtheilungen: das Gebiet des Nahr el Asy im N. umfaßt Soristân oder Syrien, jenes des Jordan im S. hingegen Palästina oder das alte Canaan. Beide letztere Namen sind heute im Lande selbst völlig unbekannt, gerade so, wie die meisten alten Fluß- und Bergnamen, deren wir uns als die geläufigeren mit Vorliebe bedienen. Die türkische Verwaltung, welche auch auf diesen Gebieten lastet, kennt nur ein Vilajet von Damascus, von welchem seit 1862 als selbständiges Paschalik (Muteffaristik) das vorwiegend von Christen bewohnte Gouvernement Dschebeli Libanon abgetrennt ist, das unter der Controle der westmächtlchen Gesandten durch einen christlichen Gouverneur verwaltet wird. Die Grenzen dieses neuen Gouvernements weichen wesentlich von den Grenzen des natürlichen Libanon ab, indem letztere in den Kanzleien zu Constantinopel lediglich nur mit Rücksicht auf die confessionellen Verhältnisse gezogen worden sind. Ortschaften mit überwiegend moslemitischer Bevölkerung verblieben bei Syrien, während die christlichen Gemeinden sämmtlich dem Mont Liban zugehören. Um übrigens der neuen Provinz jede politische Bedeutung möglichst zu nehmen, verblieben die drei wichtigsten Hafenstädte: Tripoli, Beirut, Saïda gleichfalls bei Syrien. Dadurch hat der moderne Libanon förmlich zerfetzte und zerstückelte Grenzen, die vielfach erst im einzelnen concreten Fall bei Erbstreitigkeiten und Veräußerungen festgesetzt werden. Der schmale sandige aber havenreiche Küstensaum am Libanon war im Alterthume der spärliche Besiz der Phöniker, und auch heute noch blühen hier die wichtigsten Handelsplätze Syriens: Latakieh (Laodicea) mit 10,000 lebhaften Handel treibenden Einwohnern, Tarabulus (Tripoli) und vor Allem Beirut (Berytus), heute eine glänzende Stadt, an einer reizenden, zwischen Berg und Meer halbmondförmig hingebreiteten Bucht, mit neuerbauten Stadttheilen, wo sich prachtwolle Villen, reich an Marmorarkaden und Bogenfenstern in ganz orientalischem Style erbaut, aneinanderreihen, während dazwischen tiefgrüne Baumgruppen und einzelne schlanke Pal-

men sich zeigen. Die Einwohnerschaft besteht dormalen aus nahezu 100,000 Menschen, wovon etwa zwei Drittel einheimische Christen sind.

Der heutige Syrer ist das Ergebniß einer sehr glücklichen Völkermischung, in welcher jedoch das semitische Blut vorwaltet. Seine natürliche Begabung legt der christliche Theil der Bevölkerung am meisten an den Tag. A. v. Kremer, einer der gewiegtesten Orientkenner, sagt von ihnen: „Es sind diese syrische Christen eine höchst intelligente Race, die eine außerordentliche Empfänglichkeit für die Aufnahme und Aneignung europäischer Cultur an den Tag legt. Nicht umsonst waren ihre Urahnen, die Phöniker, eines der höchst begabten alten Culturvölker. Freilich mag in den Adern der modernen Syrer nur ein verschwindend kleiner Theil phönikischen Blutes rollen, aber die Vermischung mit griechischen und arabischen Elementen hat ihren natürlichen Anlagen keinen Abbruch gethan. Und Phöniker sind sie noch immer geblieben in ihrem Unternehmungsgeist, ihrem Handelstalent und ihrer Reiselust. In Marseille, Liverpool und Manchester sind schon zahlreiche syrische Colonien, die den Geschäftsverkehr mit dem Mutterlande besorgen, ja selbst bis nach Schweden, Norwegen und N.-Amerika erstrecken sich ihre Handelsverbindungen. Es herrscht auch im Ganzen unter den Christen von Beirut eine recht erfreuliche Wohlhabenheit, die ganz in dem richtigen Verhältnisse zu ihrer Betriebsamkeit steht. Ein ebenso sehr Uebel als Besorgniß erregendes Proletariat wie in den europäischen Großstädten gibt es dort nicht. Alle Welt ist Kaufmann oder betreibt irgend einen bestimmten Erwerbszweig. Am besten gefiel mir ihr einfaches, echt patriarchalisches Familienleben. Die Frauen sind hübsch, intelligent, ohne viel Bücherbildung, brave Mütter und sparsame Hausfrauen, den Männern kindlich ergeben. Sie verkehren wenig mit der Außenwelt und leben stillzufrieden im häuslichen Kreise. Ihre Lectüre beschränkt sich auf die arabischen Gebetbücher und die harmlose Beirutische Revue (Dschinan). Romanlesen und Clavierklimpern ist glücklicherweise noch recht selten; nur wo mit der französischen Halbbildung die Crinoline ihren Einzug gehalten hat, steht es schlechter. Dort schwand die alte Sitteneinfalt, und europäische Nachäfferei trat in recht häßlicher Weise an deren Stelle. An Mädchenschulen fehlt es nicht; leider aber ist der Unterricht daselbst vorzüglich auf das Erlernen des Französischen oder Englischen gerichtet. Die Soeurs de charité haben eine recht gute Mädchenschule, wo auch weibliche Arbeiten gelehrt werden und einheimische Erzieherinnen herangebildet werden sollen. Das Concurrency-Institut der Soeurs de Nazareth wird noch mehr gelobt, und auch über das Institut der preussischen Diaconissen hörte ich sehr viel Gutes. Eine reiche Engländerin, Madame Mott, verwendet ihr großes Vermögen zu wohlthätigen und frommen Zwecken; sie gründete und unterhält ein Blindeninstitut, ein Mädchenpensionat und zahlreiche evangelische Primarschulen, die zugleich im Interesse des Protestantismus äußerst thätig sind. Religiöse Propaganda ist überhaupt hier in Syrien ein Haupthebel aller auf den Volksunterricht bezüglichen Unternehmungen. Ganz besonders müssen in dieser Hinsicht die Bestrebungen der amerikanischen Missionäre erwähnt werden. Ihre Schule, die sie etwas bombastisch medressa Kullije, d. i. Universität, nennen, verfolgt vorzüglich praktische Zwecke, und zeichnet sich hiedurch vortheilhaft gegen die andern Institute aus, wo das Hauptgewicht auf sprachlichen Unterricht gelegt wird. Junge Syrer, denen so ziemlich alle solide Vorbildung fehlt, werden in dieser amerikanischen Schule in einem vierjährigen Lehrcursus zu Aerzten gemacht und erhalten Doctorendiplome. Diese jungen Aesculape, denen sich ein Europäer wohl nur aus Lebensüberdruß anvertrauen würde, sind aber immer noch weit überlegen den alten landesüblichen Quacksalbern, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die amerikanische Universität trotz aller Oberflächlichkeit des Unterrichts durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse, besonders durch die Pflege der Naturwissenschaften dem Lande einen nicht geringen Dienst erweist. Die amerikanischen Professoren sind insgesammt zugleich eifrige Sendboten des Evangeliums und machen Propaganda mit echt amerikanischer Energie. Die eingeborne protestantische Gemeinde in Beirut ist auch schon auf mehrere hundert Familien gestiegen, und nächst Schule und Dampfpresse haben die reichen aus Amerika zuströmenden Beiträge es gestattet, eine sehr schöne amerikanische Kirche zu erbauen. Auch im Libanon machen die Ideen des Protestantis-

mus rasche Fortschritte. Diesen protestantischen Instituten stehen einige katholische gegenüber. Das beste ist das Collegium der melkitischen Griechen, das gut geleitet wird und einige Hundert wohlgenährte und nicht schlecht eingedrillte Zöglinge zählt. Die Unterrichtssprache ist arabisch, und in confessioneller Beziehung wird mit vieler Unbefangenheit vorgegangen. Vorzüglich geleitet soll das Collegium der Jesuiten in Ghazir und der Lazaristen in Antura sein, beide sind ausschließlich französisch. Die meisten jungen Beiruter haben dort ihre Studien gemacht, und von dort verbreitete sich immer mehr das Französische als Sprache der Gebildeten, so daß es jetzt fast ganz das Italienische verdrängt hat, das vor zwanzig Jahren noch vorherrschte.“ (Ausland 1872, Nr. 7, S. 150—151.).

Dicht hinter dem Küstenstriche, oft nur 15 Km. landeinwärts, steigt für das Auge des Beschauers in der Ferne eine nackte Felsenmauer auf, der in Wirklichkeit gut bewohnte und fleißig bebaute Libanon. Er begreift das Gebirge zwischen dem Meer und dem Bekáa, jener tief eingerissenen N. = Spalte des alten Coelefyrien, und andererseits zwischen den Flüssen Nahr Kebir und Litani, die aus dem Bekáa entspringend der eine nach N., der andere nach S. fließen, dann aber beide unter rechten Winkeln gegen W. biegen, um auf kürzestem Weg in's Meer zu gelangen. Es kann somit über die natürlichen Grenzen des Libanon kein Zweifel sein, so wenig als über den Ursprung seines Namens, zu deutsch des „weißen Berges“, denn weithin leuchten über Land und Meer die schneebedeckten Höhen als fernhin sichtbares Wahrzeichen der syrischen Lande. Der Name ist uralt, von Mose schon genannt (5 Mos. 1, 3), und erhielt sich ununterbrochen in der Geschichte. Der höchste Gipfel des Gebirges ist der Dhor el Chodib (3067 M.), dem der Dschebel Makmel (3000 M.) folgt.

An einem einzigen Orte des Gebirges, eine Stunde oberhalb des Dorfes Bcharreh, drei Stunden von Ebn und dem Sitz des Maroniten-Patriarchen von Cannobin, bei nahezu 2000 M. ü. d. M., steht noch der Rest des alten Völkerheiligthums, dessen Anblick schon die Dichter des Alten Bundes begeisterte, des berühmtesten Haines, den die Geschichte kennt, des Cedernhaines. Die Ceder des Libanon ist unstreitig der ehrwürdigste Baum, den es auf Erden gibt, seit David und Salomo ist sie „der Baum Gottes“ (Psalm 80, 11). Prof. Fraas zählte im Frühjahr 1875 genau 377 Stück, Alles in Allem; der Riesenhäuser, deren Stamm 10 M. und darüber mißt, sind es nur noch 5. Der Cedernhain gilt unstreitig für den Mittel- und Glanzpunkt des ganzen Libanon, doch sei nicht verschwiegen, daß Frau Isabel Burton, die mit ihrem Gemahle und Hrn. Drake den Hain besuchte, ein ganz anderes Urtheil fällt. (Richard Burton und Charles Threlkeld Drake. Unexplored Syria: Visits to the Libanus, the Tulul el Safa, the Anti-Libanus, the Northern Libanus and the 'Alah. London 1872. 8°. 2 Bde.) Keiner von den britischen Reisenden gerieth in Ekstase über diese Weihnachtsbäume in großem Maßstabe, die von ferne wie ein Stück Kiefernhecke aussehen und sich in der Nähe so lumpig und elend machen, daß sie ein englischer Landebsmann in seinem Parke nicht dulden würde.

Von den höchsten Höhen aus bietet sich die beste Gelegenheit, eine Rundschau zu halten über den Boden des Libanon. Vor uns in langen Gufferlinien, die mit den Cedern anheben, die alte Moräne, die fast 300 M. mächtig am Rand des Steilgehanges klebt, ein buntes Durcheinander von Schutt und Felsblöcken, wie sich das auf dem Rücken der Gletscher sammelt, um langsam, aber sicher seine Fahrt zur Ebene zu vollenden. Ueberall legt sich nun auf dem ganzen Wege, den der Gletscher zurückgelegt hat, glacialer Schutt an die Thalränder, in allen Wie-





Strecken sich hinzieht. Steinkohlen im eigentlichen Sinn des Worts gibt es nun nicht, da der herrschende Horizont die Kreide ist und keine alte Formation, aber Braunkohlen, Lignite und Pechkohlen, die in Deutschland für ökonomische Zwecke längst ausgebeutet wären. Wo die Sandsteine zu Tage gehen und namentlich in der Nähe des eruptiven Gebirgs geht gern auch Kohle zu Tag und hat in ihrer Begleitung zwei verwandte Körper, denen der Fachmann bald seine volle Aufmerksamkeit schenkt: Bernstein und Bitumen; der erstere ist das fossile Harz der Kreidehölzer, aus der Sippe der Coniferen und Cycadeen und steckt oft noch förmlich in den Ligniten, der andere ist thierisches Fett mit zweifelhaftem Geruch, das die Schiefer und Thone durchdringt. Im großen Ganzen lagern die Sande und Sandsteine mit dem eruptiven Gestein in der Mitte der mächtig entwickelten Kreideformation, welche vom Meeresufer ab bis auf die höchsten Höhen der Schneegrenze ein und dieselben Horizonte einhält und die obere und untere Rudistenzone darstellt. Läge das mächtige Schichtensystem in lauter Horizontalen übereinander, so böte der Libanon ein Bild trostlosen Einerleis, nun aber zieht sich zunächst von N. nach S. der gewaltige kassende Schichtenaufriß, welcher das Bekaa bildet und sich in der Jordanspalte bis in das Ghôr fortsetzt. Rechtwinklig darauf haben Sprünge von O. nach W. das Gebirge noch weiter gespalten und zerrissen und die Schichten bald auf den Kopf gestellt, bald schief gelegt. Diese Sprünge und Aufrisse, die gleich mehrere hundert M. tiefe senkrechte Wände bilden, haben die Gewässer, die von den Höhen niederstürzen, als Bett benützt und im Lauf der Zeit ausgeweitet. Zwei von den Libanonflüssen entspringen in dem Bekaa, es ist der Litani (Leontes) und der Nahr Kebir (Eleutheros). Jener, der bei Baalbek entspringt, fließt zuerst von N. nach S., als ob er der Jordanspalte zueilen wollte. Plötzlich aber biegt er bei dem alten Kreuzritterschloß Beaufort unter einem rechten Winkel gegen W. ab und stürzt sich nach kurzem Lauf bei Tyrus in's Meer. Ebenso biegt der Nahr Kebir ab, gleichfalls im N. des Gebirgs dem Meer zueilend. Die im W. des Gebirgspasses entspringenden Ströme tragen alle ein und denselben Charakter an sich; zwischen 1500 und 1000 M. ü. d. M. aus Felsengrotten entspringend, stürzen sie alsbald tosend in gewaltigen Wasserfällen in die tiefen Dolomitschluchten, in Felsenschrüben, die keines Menschen Fuß je betreten hat, noch je betreten wird: so der Nahr Ibrahim (Abonis) aus der Grotte von Afsa, so der Kadisha unterhalb des Cedernhaines, der Djôs, der Nahr el Kelb, der Awali. Die Felsenspalten, welche die Wildbäche durchtoßen, sind ebenso viele unübersteigliche Schranken gegen feindliche Angriffe, also daß kein Volk auf der Welt sicherer wohnt, als die Bergvölker des Keiruan und Tannurin. (Oscar Fraas. Drei Monate am Libanon. Stuttgart 1876. 8°. S. 56—68.)

Der Libanon ist beiläufig bevölkert wie Württemberg, indem 300,000 Einwohner auf 2750 □ Km. leben. Von diesen sind 230,000 Christen, die übrigen sind Drusen und Moslims, so daß man den Libanon mit Fug und Recht ein christliches Land nennen kann und zwar ein Land, das sein Christenthum noch aus der ersten Hand der ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung hat.

Maroniten nennen sich diese Christen des Libanon nach dem h. Maron, der um's Jahr 400 ein frommer Einsiedler war, und sind ein Rest des im VII. Jahrhundert gebräuchlichen, orthodoxen Staatschristenthums. Jetzt sind sie mit der römisch-katholischen Kirche vereinigt, haben aber doch noch ihre Eigenthümlichkeiten, wie die Priesterehe, das Abendmahl unter beiderlei Gestalten, die syrische Sprache bei der Messe, nebst ihren eigenen Heiligen und Festen behalten. Sie sind ihrem Glauben mit Treue und Eifer ergeben, überhaupt ein tapferes und tüchtiges Volk. Ihre Dörfer und 200 Klöster hängen wie Adlernester an den Vorsprüngen und Terrassen des Gebirgs. Die Ortschaften sind öfters von Getreidefeldern umgeben, die künstlich angelegte Terrassen, welche zugleich das kostbare Erdreich nicht wegschwemmen lassen, bedecken. Amerikanische Missionäre suchen die Maroniten für den Protestantismus zu gewinnen, wie es scheint, ohne sonderlichen Er-



folg. Uebrigens wird in Syrien von den christlichen Missionen im Allgemeinen und von den protestantischen insbesondere ein merkwürdiger Bekehrungsschwindel in Scene gesetzt, welcher oft nur eine politische Finte verbirgt. So bearbeiten aus Rücksicht auf die ostindische Politik die englischen Missionäre einzig und allein die Drusen, während sie die übrige Bevölkerung gern ihren Specialagenten, meist armenischen Convertiten überlassen. Die Drusen, im südlichen Libanon, in der Provinz Akre und im Hauran zu Hause, umgibt bis zum heutigen Tag ein gewisses Mysterium. Ihre Abstammung, ihre besondere Religion sind noch nicht endgültig festgestellt. Weder Christen noch Muhammedaner — doch den letzteren näher stehend — scheinen sie eine Art Geheimlehre eifersüchtig zu bewahren, die ihnen über Aegypten gekommen sein soll, indeß sie sich selbst für Söhne des himmlischen Reiches halten, ihrer Abstammung nach, andere dieselbe nach Persien verlegen. Thatsache ist, daß die Drusen keine Religion zu haben vorgeben, an Einen Gott zwar glauben, aber weder an die Bibel noch an den Koran, keine Fasten halten, Wein trinken, der Vielweiberei sich entschlagen und die Gastfreundschaft heilig halten. Thatsache ist ferner, daß die Drusen ein prachtvoller Schlag Menschen sind, schön, tapfer, voll Poesie und Heldensinn, aber auch wild, grausam, treulos. Drusen und Maroniten lebten Jahrhunderte lang friedlich neben einander, erst dieses Jahrhundert hat sie entzweit. (H. Guss. La nation druse, son histoire, sa religion, ses moeurs et son état politique. Marseille 1864. 8°.) Es ziehen jetzt jährlich Hunderte aus dem Libanon nach dem Hauran, so daß das Land sich immer mehr von Drusen entvölkert, deren Zahl kaum noch viel mehr als 40,000 betragen dürfte. (Fraas. A. a. O. S. 72—73.) Die Engländer rühmen sich großer Fortschritte bei den Drusen, welche sich im Allgemeinen sehr reich bekehren, aber es kostete, wie G. v. Vincenti berichtet, sehr viel. „Dieser verlangte ein Gewehr, jener ein Kaschmirtuch, ein Anderer wieder ein Frauengescheide und ein Vierter einen Ehrenmantel. Die meisten aber forderten Gold, dessen Empfang sie mit ihren Unterschriften und Siegelabdrücken in einem besonderen Buche bescheinigten. Alle Leute, welche auf diese Art durch Gold oder Geschenke auf den rechten Weg gebracht worden waren, figurirten in diesem wunderlichen Register als zur protestantischen Religion ernstlich Bekehrte, eine ebenso grobe als behagliche Selbsttäuschung der Bekehrungsorgane, die das traurigste Licht auf den moralischen Werth ihrer eigenen Bemühungen wirft. Allerdings ging auch der Apostel für seine Mühewaltung nicht leer aus, indem bei jedem Convertiten gewissenhaft die „Goldprämie“ verbucht war, welche er von der Bibelgesellschaft in London zu erwarten hatte. Die Missionäre der katholischen Propaganda sind in ihren Bekehrungen weniger glücklich, da sie weder ihre Convertiten bezahlen können, noch selbst „Prämien“ zu erwarten haben. Da fehlt denn auf beiden Seiten ein nicht zu unterschätzender Factor des Erfolges. (Vincenti. Die Bibelhäuser in Syrien, im: Wanderer vom 2. Februar 1872.) Außer den genannten Stämmen wohnen im Libanon noch etwa 50,000 griechische Christen, einige Jacobiten, ein paar Hundert Ismaeliten, d. h. Reite der alten Assassinen und bekannten Mordelbmörder, 15,000 Moslims an den Grenzen des Gebirges und ebenso viele Metollis, die von Christen und Moslims als sehr zweifelhafte Nachbarn angesehen werden. Sie sind Schiiten, d. h. Anhänger des Chalifen Ali, während die orthodoxen Moslims Sunniten sind, nämlich Anhänger des Chalifen Omar.

Vom Nahr El Kebir, die ganze nordsyrische Küste entlang über die amanischen Pässe nach Cilicien hinein, bis Adana und Tarsus, bildet das räthselhafte Volk der Rosairner die Hauptbevölkerung des meistens in geringer Entfernung von der Küste parallel hinziehenden Gebirgswalles. Sie leben und sterben in ihren heimatlichen Bergen, die sie fast nie, und dann nur gezwungen, verlassen. Ackerbau und Viehzucht geben ihnen die Mittel zu einem, wenn nicht üppigen, so doch genügenden Lebensunterhalt, aber wo immer sie mit Muhammedanern zusammenkommen, verbergen sie ihren Glauben und geberden sich in allem als rechtgläubige Moslims; ihre Sprache ist die arabische, in dem Dialecte der syrischen Gebirgsbewohner. Die Gesamtzahl der Rosairner in Syrien wird auf 120—180,000 angegeben. Von den Muhammedanern werden sie gründlich gehaßt, als Fellahan gescholten und bei jeder Gelegenheit mißhandelt; die Rosairner erwidern diese Gefühle im vollsten Maße. Dabei stehen sie in ganz Syrien im Ruf unverbeßlicher, verwegener Räuber, und eine Reise durch ihr Gebiet wird immer als ein

gefährliches Unternehmen bezeichnet. Von ihrer Religion, ihren Sitten, werden die abenteuerlichsten Dinge berichtet. Sie selbst halten ihre Glaubenslehren sehr geheim und beobachten darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen. (Siehe über dieselben A. v. Kremer, im: Ausland 1872, Nr. 24, S. 553—558.)

Der hinter dem Libanon gelegene Theil des Ghôr ist breit und fruchtbar; es ist das getreidereiche Bekaa oder das alte vom Orontes durchströmte Coelephrien, welches noch an 1000 M. über dem Meeresspiegel liegt, weshalb von seiner Thalsohle aus die begrenzenden Gebirge des Libanon und Anti-Libanon wenig imponirend erscheinen. Wie mit einem Zauberstrich ist der aus dem Libanon kommende Reisende hier in eine andere Welt versetzt. Auch die Menschen scheinen andere geworden zu sein; sie sehen behäbiger, besser genährt und sauberer aus, und eine für dieses Land ungewöhnliche Wohlhabenheit ist deutlich erkennbar. Eine Eigenthümlichkeit des Bekaa ist es, daß regelmäßig in demselben und zwar besonders im mittleren Theile in den Nachmittagsstunden ein heftiger orkanartiger Wind weht. Der besuchteste Ort Coelephriens ist unstreitig Baalbek, ein kleiner freundlicher Ort, ziemlich an dem höchsten Punkte des Bekaa, 1158 M. ü. d. M. gelegen, mit den großartigen Ruinen von Heliopolis, dem Hauptsitze des antiken Sonnen-cultus, die man noch mit Recht als ein Weltwunder bezeichnen darf. Eine schöne von Franzosen erbaute Straße durchquert das Bekaa und verbindet Beirut mit dem 112 Km. davon entfernten Damascus, den Libanon und Anti-Libanon übersteigend.

Der Anti-Libanon mit seinen nackten, vegetationsarmen Felsenwänden ist in seinem Inneren mannigfaltiger gestaltet und wilder zerklüftet als der Libanon. Kein Baum ist zu sehen, nur dürres Gestrüpp und spärliches Grün gedeiht auf den gelbbraunen Felsen. Thal auf Thal wird so durchfahren, in stetem Wechsel von bergauf bergab, die Landschaft aber behält denselben traurigen, öden Charakter, und nur in der Nähe der Stationen erfreuen das ermüdete Auge bisweilen ein paar Bäume oder ein kleiner Garten. Allmählig jedoch werden die umgebenden Höhen niedriger, von dichten Staubwolken umhüllt wird die sandige Hochebene Sahara durchschnitten, dann senkt sich die Straße hinab in ein enges Thal, von fast lothrechten Felsenwänden eingeschlossen, auf dessen Grunde zwischen grünen Wiesen und anmuthigen Baumgruppen ein wasserreicher Fluß dahinrauscht. Es ist der Barada, dessen klaren, nimmer versiegenden Fluthen die Ebene von Damascus ihre üppige Fruchtbarkeit verdankt. (Julius Seiff. Reisen in der asiatischen Türkei. S. 148—149.) Auf einer anderen Linie durchschneidet man den Anti-Libanon, wenn man von Baalbek nach Damascus zieht. Der Weg führt durch das wie ein enger Spalt in das Gebirge eingerissene Thal des dem Litany zufließenden Wady Nafuseh nach Surghaja, dem höchstgelegenen Dorfe des Anti-Libanon (1370 M.), einer Gruppe elender, fast wie Schutt- und Schmutzhaufen aussehender Hütten, von einer kleinen Anzahl verkommener, jammervoll aussehender muhammedanischer Bauern bewohnt. „Fast zu Skeletten abgemagerte, in Lumpen gehüllte, von Schmutz starrende Weiber, die durch ihr Elend schon so ganz indolent geworden waren, daß sie nicht einmal mehr daran dachten sich zu verschleiern, kamen heran und sahen mit staunenden und doch zugleich abschreckend gierigen Blicken zu, als mein Teppich auf unbehaglichem Steingeröll ausgebreitet wurde und ich mich zum Frühstück darauf lagerte“, erzählt Dr. Brug. Weiter geht es dann eine Zeitlang über eine steinige Hochebene und durch das stattliche



Erde“, dann preist er das „Gefieder des Paradiespfaus“, das „Halzband der Schönheit“. Denn Damaskus zählen die Muhammedaner den vier irdischen Paradiesen zu. Dabei läuft freilich orientalische Phantasie mit unter. „Verfallene Festungsmauern, von vorspringenden Thürmen häufig unterbrochen, umgeben die Stadt, deren Inneres, wie das ihrer ausgedehnten Vorstädte, dem günstigen Eindruck keineswegs entspricht, welchen die Gesamtheit beider von außen gesehen macht. Morgenländische Winkerei und Unsauberkeit sind auch hier allerwärts, neben Spuren des Verfalles, in reichstem Maße zu finden. Wie durch Laune und Zufall entstanden, erscheint die Unregelmäßigkeit der Straßen und Gäßchen, welche sich meist zwischen hohen, nüchternen Mauern hindurchwinden. Nirgends hat die Kunst das Äußere der Gebäude geschmückt, selten öffnet sich ein kleines, vergittertes Fenster nach der Straße zu, und nur einige wenige ältere Portale zeigen das Bestreben, die tothen Steinmassen durch architektonische Gliederung zu beleben.“ (Seiff. A. a. O. S. 153.) Unter den geschichtlich denkwürdigen Gebäuden der Stadt gebührt unfraglich der erste Platz der Hauptmoschee, der ehemaligen St. Johanneskirche, die zugleich die größte Moschee im gesammten Gebiete des Islam ist. Den Hauptanziehungspunkt üben aber die zahlreichen Bazars, welche, obgleich sie jenen aller orientalischen Städte im Wesentlichen gleichen, doch die meisten derselben an Ausdehnung und Reichhaltigkeit übertreffen. Vor Allem findet man daselbst die dem Oriente eigenthümlichen Fabrikate in größerer Auswahl zur Schau gestellt, und unter der bunten Menge, welche sich geschäftig darinnen umhertreibt, fast alle Völker des Morgenlandes vertreten.

Mit Damaskus haben wir unstreitig die glanzvollste der syrischen Binnenstädte kennen gelernt. Nördlich von Damaskus liegen noch Homs, Hamah und Haleb. Erstere ist noch immer eine nicht unbedeutende Stadt mit angeblich 20,000 Einwohnern, am rechten Ufer des Nahr el Nsi, aber  $\frac{3}{4}$  Stunden davon entfernt in einer fruchtbaren, nur von geringen Bodenerhebungen unterbrochenen Ebene. Hamah, eine der ältesten Städte Syriens, soll gegenwärtig 40,000—50,000 Einwohner haben, unter denen nur 2000—3000 Christen und eine kleine Anzahl Juden, alle übrigen aber Muhammedaner sind. Von dem höchsten Interesse ist der nahe Alah. Dies ist das erst von Burton und Drake erforschte basaltische, scharf begrenzte Hochland von Syrien, im NO. und SO. von Hamah, im O. vom Orontesthale, voll Ruinen von Städten, die offenbar wieder und wieder aufgebaut worden, voll merkwürdiger Grabmäler, mit mehreren besetzten Lagern in Vierecksform u. dgl. Außer den Genannten hat fast kein Europäer noch diese merkwürdige Region betreten, in welche die Araber nicht weniger denn 365 Städteruinen verlegen, die aber auf unsern Karten als die „große syrische Wüste“ bezeichnet wird. Der bedeutendste Platz im N. und immer noch eine der schönsten und größten Städte Syriens ist endlich Haleb (Aleppo) mit über 120,000 Einwohnern, die ziemlich ansehnlichen Handel und eigene Industrie treiben.

Im O. und SO. von Damaskus dehnt sich ein weites Gebiet vulcanischen Tell's mit modernen, tertiären und pliocänen Stratern bedeckt aus, welche, obwohl anscheinend in wilder Regellosigkeit zerstreut, doch so ziemlich auf drei parallelen, mit geringen Abweichungen von N. nach S. ziehenden Linien liegen. Es ist dies der östliche Trachon, gemeinlich als Tulul el Safa bekannt. (Siehe Burton und Drake. A. a. O.) Der westliche Trachon, das El Ledscha genannte



... südlich von Damaskus und schließt sich im S. an das gleich-  
 ... Gebirge, dessen höchster Gipfel Dscheineh 1842 M. See-  
 ... Dr. Wegstein. Reisebericht über Hauran und die Trachonen. Ver-  
 ... Die Bewohner dieses Gebietes sind arabische Nomaden, welche der  
 ... der Gorte spotten, dann aber im Hauran Trusen und eine sehr harte  
 ... der, der trotzdem der Begriff des Grundeigenthums völlig abgeht. (Au-  
 ... L'Asie mineure et les Turcs en 1875. Souvenirs de voyage.  
 ... 1876. 8°. S. 318.) Auch die Stellung des Weibes deutet auf eine niedrige  
 ...

Wenden wir uns nunmehr dem südlichen Abschnitte des syrischen Kalt-  
 hochlandes zu. Dort liegt die kleine Landschaft Palästina, Canaan oder das  
 „gelobte Land“, ewig denkwürdig als Schauplatz der Geschichte jenes Volkes,  
 welches sich selbst das „außerlesene Volk Gottes“ nannte, als Geburtsstätte  
 und Wiege jener hehren Religion des Christenthums, welche den Culturnatio-  
 nen Europa's zu ihrer heutigen Gesittungshöhe verholfen hat. Die allgemei-  
 nen geographischen Züge dieser Gegend sind uns schon bekannt. An einen  
 flachen Küstenstrich schließt sich das westjordanische Plateau. Der Küsten-  
 strich ist hafearm, verödet und verlassen. Einst füllten ihn die Städte der  
 Philister, an welche noch die Ebene Sephela zwischen Ghazze (Gaza) und  
 Jafa (Joppe) erinnert; heute sind diese beiden und Askulan (Ascalon) die  
 einzig nennenswerthen Plätze der Küste, welche in fast ununterbrochener Mono-  
 tonie bis zum Cap Carmel gen N. streicht; mit diesem Vorgebirge stürzt  
 an der S.-Seite der wenig tiefen Bucht von Akka, dem aus der Kreuzritter-  
 zeit berühmten St. Jean d'Acre, ein an den Quellen des Flükchens Nison an-  
 hebendes Gebirge, der Dschebel Mar Elias (570 M.), in's Meer, wel-  
 cher das Stammkloster des Carmeliterordens trägt. Am N.-Fuße des Carmel  
 liegt das reinliche Städtchen Raipha mit angeblich 7000 Einwohnern, wäh-  
 rend nach dem Vorgebirge hinaus eine Ansiedlung von 400 Württembergern  
 begonnen hat. Die Tafelländer, welche sich an den verhältnißmäßig schmalen  
 Küstenstrich ansetzen, sind im N., etwa zwischen Carmel und dem Litany, das  
 alte Galiläa, südlich davon Samaria und Judäa, welch letzteres allmäh-  
 lig in die arabische Wüste übergeht.

Man ist gewohnt vom Jura Palästina's zu sprechen, Prof. Dr. Oscar Fraas  
 ermittelte aber, daß der Boden aus Kreidekalken mit Hippuriten und ähnlichen  
 Versteinerungen bestehe. Die Gestalt des Landes, seine Kalkbänke und Abbrüche  
 gemahnen freilich an den Jura Schwabens, doch begegnen wir ähnlichen Erschei-  
 nungen auch in Istrien, wo die weißen Kasse ebenfalls Kreidepetrefacten bieten.  
 (Dr. Fraas. Aus dem Orient. Stuttgart 1868. 8°.) Dieses Kalkgebirge der  
 Kreideformation nimmt das ganze Plateau Palästina's und des Westjordanlandes,  
 der Sinaihalbinsel nördlich von der Urgebirgszone und des Nithales bis weit  
 über Karnak hinaus ein. Was die einzelnen Landschaften Palästina's anbetriß,  
 so ist Galiläa eine durchschnittlich 600—1000 M. hohe Hügellandschaft, die im N.  
 steil zum Jordan und dem See Genesareth, und im S. zum fetten Schlamm Boden  
 der Ebene Nisreel oder Esdrelon, eines ehemaligen Seebettes, abfällt. Galiläa







hat liebliche fruchtbare Thäler, in denen der Anbau bis zur höchsten Stufe reicht, daneben fühne Bergformen, kräftige Wälder, den großen Hermon im N. zum Schlußstein. Die wichtigste Stadt dieses Gebietes ist En Nasirah, das in 400 M. Seehöhe gelegene alte Nazareth, heute eine Stadt von 7000 Einwohnern, die eine vollständige Erneuerung und Erweiterung erfahren hat, wie keine zweite im Lande. (Sepp. Reisebriefe aus der Levante, in der: Allgem. Jtg. vom 30. October 1874.) Im S. der Ebene Esdrelon erhebt sich das Plateau wieder zur mittleren Landschaft Samaria; auch hier reich bewässerte, trefflich angebaute, mit Saaten und Obsthainen bedeckte Thäler. Die alte Stadt Samaria, wovon das Gebiet den Namen hat, ist nur mehr ein schmutziges Dorf elender Lehmhütten und heißt jetzt Sebastieh. Unweit davon im SO. treffen wir das durch den Handelszug von Damascus nach der Küste lebhafteste Nabulus, das alte Sichem, in einem fruchtbaren quellenreichen Thale unter Maulbeer-, Zel-, Mandel- und Feigenbäumen. Es zählt 12,000 Einwohner, worunter ein kleiner Rest der immer mehr zusammenschmelzenden Samaritaner, etwa 200 Köpfe. In der Nähe von Nabulus stehen die Felsenberge Ebal (1000 M.) und Garizim (960 M.) einander gegenüber. Die südliche Landschaft Judäa wird von nackten, unbehholzten und welligen Höhen durchzogen, welche man das Gebirge Juda nennt.

In Judäa erhebt sich in einer unfruchtbaren, wasserleeren Gegend, zwischen rings aufsteigenden Bergen, ein 800 M. über dem Mittelmeere und 1200 M. über dem Todten Meere liegendes Kalkplateau, das nur nach N. mit der großen Hochfläche von Judäa zusammenhängt, nach den drei übrigen Seiten hin durch schroff eingesenkte Thäler abgeschnitten ist, und das Jerusalem trägt, jene wunderbare Stadt des Orients, die, kaum so groß wie eine deutsche Landstadt mäßigen Umfanges, die Geburtsstätte der zwei bedeutendsten monotheistischen Religionen darstellt und die auch von den Anhängern der dritten, den Moslims, nur El Kuds, die Heilige, genannt wird. Auf jenem Moria opferte Abraham seinen Sohn und stand Jahrhunderte lang das Heiligthum, Gottes Wohnung — sagt der Jude. Dort ward Jesus von Nazareth gekreuzigt, ward begraben und erstand — sagt der Christ. Von jener Felskluppe aus, inmitten des merkwürdigen Kuppelbaues auf dem alten Tempelberge, unternahm der große Prophet Muhammed auf seinem edlen Rosse Borak die Reise durch alle Himmel — versichert uns der Moslim, und hält darum diese Stätte nur um ein Geringes weniger heilig als die Kaaba zu Mekka. Hier endlich stehen noch heute die Heiligthümer, die Kirche und die Kapelle des heiligen Grabes, welche die Schritte Tausender von frommen Pilgern aus dem Oberlande nach diesen ehrwürdigen Stätten lenken, deren eigenthümlichem, überwältigenden Einflusse sich Männer der verschiedensten Denkweise nicht zu entziehen vermögen.

Niemand hat ergreifender den Anblick Jerusalems geschildert als Chateaubriand: „Am Mittelpunkt einer Bergkette liegt ein wüstes Becken, allseits von gelben, felsigen Gipfeln umschlossen. Diese Gipfel öffnen sich bloß gen O., um einen Ausblick auf den Schlund des Todten Meeres und die Berge Arabiens zu gestatten. Inmitten dieser steinernen Landschaft, auf unebenem und geneigtem Boden, im Rahmen eines Walles, den dereinst die Schläge des Widders erschütterten und einstürzende Thürme verstärken, gewahrt man ausgebreitete

Trümmer; zerstreute Cypressen, Aloe- und Nopalstauben, einige arabische Hütten, geweihten Grabmälern ähnlich, decken diesen Ruinenhaufen: es ist das traurige Jerusalem. Beim ersten Anblick dieser verlassenen Gegend erfährt gewaltige Oede das Herz; aber allmählig, wenn von Einsamkeit zu Einsamkeit schreitend der Raum sich endlos vor uns ausdehnt, schwindet diese Oede; der Reisende empfindet einen geheimen Schreck, der, weit entfernt die Seele zu erniedrigen, Muth verleiht und den Geist erhebt; außerordentliche Gesichte verrathen allerwärts einen von Wundern durchwühlten Boden. Die sengende Sonne, der ungestüme Adler, der bescheidene Hnsop, die stolze Eder, der unfruchtbare Feigenbaum, alle Poesie, alle Bilder der Schrift sind hier. Jeder Name birgt ein Geheimniß, jede Grotte eröffnet die Zukunft, jeder Gipfel widerhallt von den Gesängen eines Propheten. Gott selbst sprach an diesen Ufern. Die ausgetrockneten Bäche, die gespaltenen Felsen, die geborstenen Gräber bezeugen dieses Wunder; noch scheint die Wüste stumm vor Schrecken und man dächte, daß sie nicht gewagt, ihr Schweigen zu unterbrechen, seitdem sie die Stimme des Ewigen gehört.“ Die Gegenwart hat es mit dankenswerther Pietät unternommen, unter den Schutthaufen der Jahrtausende die alten Stätten des gelobten Landes wieder an's Licht zu ziehen, die Identität der heiligen Stätten der Ueberlieferung mit den heutigen Orten zu ermitteln. Auf Jerusalem blieb aber natürlich das Hauptaugenmerk gerichtet. Viel verdanken wir den Arbeiten des Schweizers Titus Tobler und des deutschen Prof. Seyy, in jüngster Zeit den Anstrengungen der Engländer, welche vor zehn Jahren eine Gesellschaft zur Erforschung Palästina's (Palestine Exploration Fund) in's Leben riefen. Ihre Leistungen liegen in den trefflichen Quarterly Statements of the Palestine Exploration Fund, dann in mehreren glänzenden größeren Werken vor. Jenen, welche für die Topographie des alten Jerusalem ein wohlberechtigtes Interesse empfinden, werden Bücher, wie *The Recovery of Jerusalem. A narrative of exploration and discovery in the city and the holy land. By Capt. Wilson, Warren etc. London 1871. 8°.*, ferner *Our work in Palestine: being an account of the different expeditions sent out to the holy Land by the Committee of the Palestine Exploration Fund. London 1873. 8°.* und endlich *Charles Warren: Underground Jerusalem: an account of some of the principal difficulties encountered in its explorations and the results obtained. With a narrative of an expedition through the Jordan Valley and a visit to the Samaritans. London 1877. 8°.* die gewünschte Belehrung bieten. Das heutige Jerusalem zählt etwa 28,000 Einwohner, darunter 10,000 Juden und 5000 Christen aller ConfeSSIONen. Der bedeutendste Industriezweig ist die Seifenfabrikation und die Anfertigung der sogenannten Jerusalemer Waaren, Crucifixe, Rosenkränze u. dgl., die aus Perlmutter und Olivenholz hergestellt und hauptsächlich an die jährlich in der Zahl von 6—8000 nach der heiligen Stadt wallfahrenden Pilger verkauft werden. Der Export besteht in Olivenöl und Getreide; die Viehzucht erstreckt sich auf Pferde, Kameele, Fiel, Maulthiere, Schafe und Ziegen; Rindvieh ist nur schwach vertreten. Die salomonischen Teiche und die alte Wasserleitung ließ der Gouverneur Izet Pascha wieder herstellen, um die Stadt mit Wasser zu versehen. Mit Europa ist Jerusalem durch zwei Telegraphenlinien, über Beirut und über Alexandria, verbunden. (Siehe über Jerusalem: Seyy, Jerusalem und das heilige Land. Schaffhausen 1872. 8°. 2 Bde. 2. Aufl., Titus Tobler, Grundriß von Jerusalem. St. Gallen 1853. 8°. 2. Aufl., Dr. Ph. Wolf, Jerusalem. Nach eigener Anschauung und den neuesten Forschungen geschildert. Leipzig 1872. 8°. 3. Aufl., dann Wädeler und Socin, Syrien und Palästina. Leipzig 1875. 8°. S. 149 ff. und Karl Zimmermann, Karten und Pläne zur Topographie des alten Jerusalem. Mit einer Begleitchrift. Basel 1876. 8°.)

Nebst Jerusalem ist das nahe Beit-Lahm (Bethlehem) mit 5000 Einwohnern und der großen Marienkirche über der traditionellen Geburtsstätte Christi (T. Tobler, Bethlehem in Palästina. St. Gallen 1849. 8°.) und weiter im S. El-Ghalil (Hebron) mit 10,000 Einwohnern denkwürdig.

Die geschilderten Plateaulandschaften finden im N. ihre Grenze in der tiefen Schlucht des Jordanthales, dem Ghor, welches der Natur Palästina's ihr eigenthümliches Gepräge verleiht.

Der Jordan entspringt am Dschebel esch Scheich aus drei Quellsflüssen, von welchen der Nahr Hasbanf der bedeutendste ist. Dieser fließt in strenger N.-S.-Richtung dem kleinen schlammigen Schilfsee El Huleh, dessen Name in der Schrift Merom lautet, in einem Becken üppiger Fruchtbarkeit zu. Nördlich vom See ist ein ausgedehnter Sumpf ganz mit Rohr und Schilf angefüllt, dick bis zur Undurchdringlichkeit. Im S. ist das Becken des Huleh durch ein höher gelegenes breites Feld von ganz ungleichem, meist unangebautem Boden geschlossen, welches nur im S. des See's eine Einsenkung läßt, durch welche der Jordan in seinem tiefen Felsenbette dahin nach dem See Tiberias rauscht, eine Strecke von etwa 15 Km. Der Abfall vom oberen zum unteren See beträgt nicht weniger als 230 M., und da der See von Tiberias schon 193 M. unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt, so vollzieht sich auf dieser kurzen Strecke der Uebergang zu der tiefen Depression, welche das Jordangebiet charakterisirt. Der See von Tiberias, heute Bahr Tabarijeh, auch Galiläisches Meer oder See von Genesareth geheißen, ist ein klares, fischreiches Wasserbecken, rings von edelgeformten Bergwänden und Hügeln eingerahmt, die im Frühjahr in saftiger Vegetation prangen, später bei fast völliger Baumlosigkeit verbrennen und veröden. An seiner W.-Seite breitet sich die ob ihrer Fruchtbarkeit gepriesene Ebene von Genesareth, gegenwärtig El-Ghuweir, „das kleine Ghor“ genannt, aus, und liegen die Ruinen von Raper-naum (Napharnaum) und der ungeunde Ort Tabarijeh (Tiberias) mit 3000 Einwohnern in fruchtbarer, palmenreicher Landschaft. (Siehe Sepp. Rundfahrt am Galiläischen Meere in der: Beil. zur Allgem. Zeit. vom 10. Februar 1875.) Zwei bis drei Stunden unterhalb des See's erheben sich die Berge von Ajlun und bilden von da an die östliche Barriere des Ghor, nur vom Thale des Jabbok einmal unterbrochen. Zwischen dem See von Tiberias und Safut ist die lange, niedrige Ebene des Ghor, außerdem, daß der Jordan sich hier förmlich schlängelt, auch sonst voller Quellen und Strömchen, und ihr ganzes Aussehen zeugt von der üppigsten Fruchtbarkeit. Südlich vom Berge Karn Sartabeh ändert sich der Charakter der Ebene des Ghor. Sie wird zur ausgetrockneten Wüste; nur an den unmittelbaren Ufern des Jordan bleibt an jeder Seite ein grüner Streifen. Eben solche Uferstreifen führen die kleineren Ströme mit sich, die zu beiden Seiten aus den reichlichen Quellen am Fuße der Berge entspringen. Die Bergwände an beiden Seiten aber, je mehr sie sich dem Todten Meere nähern und endlich dieses einfassen, werden höher und bekommen ein drohenderes, furchtbares Aussehen, und der Eindruck einer ungeheuren, großartigen Decke nimmt zu. Im N. von Jericho fangen die Berge, besonders die westlichen, an, sich nach und nach zurückzuziehen, so daß bei Jericho die Breite des Thales sich bis zu 15–20 Km. ausgedehnt hat. Und dies bleibt auch so, mit Ausnahme weniger Stellen längs dem Todten Meere. (Edward Robinson. Physische Geographie des heiligen Landes. Leipzig 1865. 8°. S. 72–77.)

Das Bahr Lut oder Todte Meer, vom See Tiberias 100 Km. entfernt, ist etwa so groß wie der Genfer See in der Schweiz, 64 Km. lang, 14½ Km. durchschnittlich breit, liegt 394 M. unter dem Mittelmeere eingesenkt und erreicht seine größte Tiefe bei 399 M., so daß die Gesammttiefe dieser nur bis zur Hälfte von dem Salzsee ausgefüllten Erdspalte 793 M. unter dem Meeresspiegel beträgt. Es ist wahrscheinlich, daß trotz des immerhin noch starken Zuflusses das Niveau sich langsam senkt.

Man hat berechnet, daß der Jordan täglich 6 Millionen Tonnen Wasser in das Todte Meer gießt; diese ungeheure Quantität muß also täglich verdampfen, da ein Abfluß bei der tiefen Lage des See's undenkbar ist. In der That kann die heiße trockene Luft dieser in ihrer Art einzigen Senkung ungeheure Mengen Wasserdampf aufnehmen. Die Folge der starken Verdunstung ist die Sättigung der zurückbleibenden Wassermasse mit mineralischen Stoffen, die außerdem noch in Menge aus den salzhaltigen Mergelschichten an den Ufern ausgelaugt werden. Im



Durchschnitt enthält das Wasser 25% feste Bestandtheile, wovon ungefähr die Hälfte Kochsalz (Chlornatrium) ist. Das gleichfalls in Menge aufgelöste Chlormagnesium gibt dem Wasser ekelhaft bitteren Geschmack; das Chlorcalcium bewirkt, daß es sich ölig und schlüpfrig anfühlt. Außerdem enthält es eine Reihe von anderen Stoffen in geringeren Mengen; sein Siedepunkt ist bei 84° R. Das Salz des Todten Meeres und der benachbarten Mergelschichten wird ausgebeutet und nach Jerusalem gebracht. Asphalt (Judenpech) soll in Massen auf dem Grunde des See's sitzen, und nur durch Erdbeben oder Stürme werden Stücke in der Tiefe gelöst und auf die Oberfläche gebracht. Die lange herrschende Ansicht, das Todte Meer liege in einem vulcanischen Gebiete, hat Fraas als irrig erwiesen: nirgends vermochte er eine Spur weder von vulcanischem Gestein noch von Vulcanismus im weitesten Sinne zu sehen. Keine Störung der Schichten, kein Anid, kein Bruch, keine Verwerfung oder Senkung. Der Schwefel, den die meisten Reisenden erwähnen, wird vom höheren Jordanthale herabgeschwemmt. Die Jordanspalte mit ihrer tiefen Versenkung in der Mitte des Todten Meeres hängt mit der Bildung des ganzen Landes so eng zusammen, daß der Gedanke niemandem mehr kommen kann: das Todte Meer sei das Resultat einer vulcanischen Bildung, oder auch es sei etwa später in historischen Zeiten eine wesentliche Veränderung mit dem See, wie z. B. die Versalzung des Wassers, vor sich gegangen. Vielmehr ist die ganze Jordanspalte älter als die Ablagerung des Tertiär. Dagegen ist es nun durchaus festgestellt, daß im Wasser des Todten Meeres keine lebenden Wesen vorkommen; keine Muschel, keine Koralle ist darin gefunden worden und selbst Meerfische sterben in kürzester Frist, wenn man sie in dieses laugenartige Wasser bringt. Die Behauptung jedoch, daß kein lebendes Wesen am Ufer des See's existiren und kein Vogel darüber hinfliegen könne, ist eine Fabel. Im S. des Todten Meeres liegt der hohe Salzsteinrücken Dschebel Usdum und erstreckt sich ein öder Salzsumpf Es-Seklah, den zwei Gewässer, aus dem Arabah kommende, der Wady ed Dscheib und der größere Wady es Safieh, ernähren. Nach Ueberschreitung dieses kritischen Salzsumpfes gelangt man an die Grenze des alten Edomiterlandes und befindet sich im antiken Moab, dem ostjordanischen Tafellande. (Vädeker-Socin, Syrien und Palästina S. 281—282; siehe auch: Fraas. Das Todte Meer. Stuttgart 1867. 8°.)

Das D.-Jordangebiet, von räuberischen, wilden Beduinen bewohnt, welche dasselbe ziemlich unzugänglich machen, oft Peräa, d. h. das jenseitige Land, heißen, besteht aus zwei Hochebenen, einer nördlichen und einer südlichen, welche durch das Gebirge Gilead geschieden werden, gegen D. hin aber beide in die syrisch-arabische Wüste übergehen. Bis vor Kurzem war dieses alte Moabiterland eine wahre terra incognita, und erst in der allerjüngsten Gegenwart haben die zahlreichen Ruinen und Denkmäler aus dem Alterthume, welche es birgt, europäische Reisende zum Eindringen in dieses lang verschlossene Territorium verlockt. (Siehe: Die neuen Forschungen im Moabiterlande, im: Ausland 1874, Nr. 47, S. 922—927.) Das Meiste leisteten hier die Engländer E. F. Palmer und Dr. F. B. Tristram. (Tristram. The Land of Moab; travels and discoveries on the eastside of the Dead Sea and the Jordan. London 1873. 8°.)

Vom W.-Ufer des Todten Meeres gesehen, erscheint Moab als eine Gebirgskette, die aber in Wirklichkeit nur der Rand eines ebenen Hochplateau's von 760 bis 914 M. über dem Meerespiegel oder 1220 M. über dem Todten Meere ist, welches von tiefen Thälern durchschnitten wird und dessen Ränder jäh abstürzen. Gegen D. hin erstreckt sich das Land in dieser Beschaffenheit etwa 40 Km. weit

bis zu einer dünnen Kalksteinfette, welche als die conventionelle Grenze gegen Arabien hin gilt. Moab war dereinst ein wohlbevölkertes Land; überall stößt das Auge auf zerstörte Dörfer, ist das Land mit verfallenen Mauern überdeckt, welche einst Kornfelder und Gärten einschlossen, und Alles zeugt von dem großen Wohlstande und der ergiebigen Fruchtbarkeit, welche es einst besessen haben muß. Auch jetzt noch ist das immerhin schlecht bestellte Land reich und fruchtbar, und überall sieht man je nach der Jahreszeit große Flecken grünen Getreides und pflügende Ochsengepanne. Ein feiner rother sandiger Lehm bringt Jahr für Jahr, ohne jedweden Dünger, eine üppige Weizenernte hervor. Zahlreiche Tells oder Hügel, noch jetzt unter ihrem moabitischen Namen harith bekannt, erheben sich über die Ebene, und sie sind es, welche vorzugsweise mit Ruinen alter Städte oder Dörfer bedeckt sind. Die Gewässer, welche alle ihren Lauf von O. nach W. nehmen, graben sich ihr Bett zuerst in kaum merklichen Rinnen, die sich allmählig vertiefen und schließlich zu jähen Schluchten aushöhlen, wodurch sie in das Todte Meer stürzen. Die wichtigsten dieser Bady's sind der Bady Keraf, Modscheb (Arnonthal) und Zerka Main. Wie zu erwarten, zeichnet sich das Klima Moabs durch Veränderlichkeit aus; das Thermometer fällt auf der Hochebene in der Nacht auf 4° R. unter Null, um drei Tage später am Ufer des See's um Mitternacht 19° R. über Null zu zeigen. Was die Vegetation betrifft, so ist, wer aus dem sterilen W.-Jordanlande kommt, allerdings überrascht, hier rieselnde Bäche und ab und zu Wälder anzutreffen. Nur halten dieselben durchaus keinen Vergleich mit den hochstämmigen Waldungen Deutschlands aus; sie bestehen aus „Batm“ (Terebinthen) und „Ballud“ oder Knoppereichen (von denen Galläpfel kommen), welche aber nur eine geringe Höhe erreichen. Die ausgedehntesten finden sich im unteren Bady Zerka, aber nie braucht man länger als 5—10 Minuten, um sie zu durchreiten. Das, was unsere Wälder so schön macht, nämlich Schatten und Unterholz, geht ihnen fast ganz ab; die Stämme stehen weit von einander, so daß der Sonnenstrahl dazwischen hindurch den Boden trifft. (Globus. XXI. Bd. S. 303.)

Da auch Palästina das Unglück hat eine Provinz des osmanischen Reiches zu sein, so ist das Land selbstverständlich stark herabgekommen. Die übliche Türkenwirthschaft lastet schwer auf der armen Bevölkerung, die 650,000 Köpfe kaum übersteigen dürfte.

Diese theilt sich in Beduinen, das sind nomadische Araber, und in sesshafte Landbauern oder Fellahin, deren Lage und Lebensweise die elendeste von der Welt ist. Macht- und rechtlos, sind sie ein Spielball in der Hand der Beamten, deren Thätigkeit sich auch hier natürlich auf das Steuereintreiben beschränkt, und der Druck derselben ist um so fühlbarer, als die Abgaben von einer unserem Gutsherrn entsprechenden Persönlichkeit, dem Scheich des Dorfes, nach Willkür und nie zum Nachtheil des eigenen Säckels vertheilt werden. Dazu werden die Dorfbewohner eben wegen ihrer Unterwürfigkeit der Regierung gegenüber von den Nomaden auf das Aeußerste gehaßt und bei jeder Gelegenheit im Besitz und Leben bedroht. Die Fellahin bewohnen elende kleine Lehmhütten, am liebsten Ueberreste alter Bauten verwerthend, und theilen in diesen den beschränkten Raum mit dem gesammten, meist freilich herzlich kleinen Viehstande des Haushaltes. Ihre Sprache ist überall die arabische, ihre Confession meist der Islam; stellenweise finden sich vereinzelt Christen, nirgends Juden. (Paul Langerhans. Ueber die heutigen Bewohner des heiligen Landes, im: Archiv für Anthropologie. VI. Bd. S. 201 bis 202.) Seit einigen Jahren haben eine Handvoll religiöser Schwärmer aus Deutschland, besonders aus Württemberg, die sogenannten „Tempelgemeinden“, sich an einzelnen Punkten Palästina's (Naijba, Jaffa, Sarona und Jerusalem) niedergelassen und spricht man etwas hochtrabend von dem „deutschen Colonisationswerk“ in Palästina, welches jedenfalls erst an embryonischen Anfängen steht, da die Gesamtzahl aller Tempelcolonisten, die Kinder miteingerechnet, 750 nicht übersteigt. (Näheres bei: Chr. Hoffmann. Occident und Orient. Eine culturgeschichtliche Betrachtung vom Standpunkte der Tempelgemeinden in Palästina. Stuttgart 1875. 8°.)

## §. 5. Arabien.

Die Geographen zählen die arabische Halbinsel zu den verrufensten Erdräumen. In der That, große weite weiße Flecke gähnen den Beschauer des arabischen Kartenbildes an und legen Zeugniß ab von der Dürftigkeit unserer Kenntniß des Geburtslandes des Islam. Selten nur hat des Europäers Fuß den glühenden, wandelnden Wüstenland Arabiens betreten, und noch vollständig unerforscht ist fast die Hälfte dieses colossalen Gebietes, welches nach seiner ganzen Natur, in seinen klimatischen Verhältnissen, wie in seinen Pflanzen und Thieren, in seinen ethnographischen und historischen Verhältnissen dem benachbarten Afrika, von dem es nur der schmale Wasserstreifen des Rothen Meeres trennt, so nahe steht, ja ihm so gleich ist, daß man es mit größerem Rechte diesem Welttheile, als Asien zuzählen könnte. Die Zusammengehörigkeit beider Seiten des Rothen Meeres läßt auch wirklich in diesem und im Busen von Aden einen späteren Bruch des ehemals Zusammengehörenden vermuthen, der in der Richtung der Linie fällt, welche die sinkende Küste Dalmatiens, die vulcanische Region der griechischen Inseln, der gleichfalls vulcanischen Eilande im Rothen Meere und die Feuerberge der Comoren verbindet, und mit welcher seitlich parallel die vulcanische Zone vom Gauran bis in die Gegend von Mekka läuft. Die große syrische Wüste scheidet Arabien von den Hinterländern des Libanon und dem im Alterthume hochgepriesenen Mesopotamien.

Die meisten in Arabien ausgeführten Reisen beschränken sich auf den schmalen Küstenraum längs des Rothen Meeres, der in Folge dessen, wie ein Blick auf die vorhandenen Karten lehrt, auch am besten darauf niedergelegt erscheint. Anders verhält es sich mit unserer Kenntniß der übrigen Theile Arabiens, besonders des heißen Innern, welches in seiner größten Breitenausdehnung vom Wendekreise des Krebses durchschnitten wird. Die Alten theilten Arabien in die drei großen Gebiete Arabia Petraea, deserta und felix. Die gegenwärtige Einteilung ist unsicher und schwankend, aber die folgenden Theile werden allgemein angenommen: Yemen im SW., Hadhramaut längs der S.-Küste; Omân im SO.; El Hassa, Lahsa oder el Ahssa längs der Küste des persischen Meerbusens; Nedschd, das Innere, die Scheitelflächen der Hochebenen; el Hedschaz, der nördliche Theil der W.-Küste, und das Bahr el Tûr Sinaï oder el Hadjhr, die Halbinsel





der andere in die tiefsten Schatten taucht. Ein ferner Gipfel scheint manchmal im sanften Blau des Himmels zu verschwimmen und ein anderer ragt in der vollen Pracht purpurnen oder violetten Farbenglanzes hervor. Was scheinbar nur das Gerippe einer Landschaft ist, spiegelt Erscheinungen wider, als ob die nackten Felsen mit Wäldern und Weinbergen überkleidet oder ihre Spizen mit ewigem Schnee bedeckt wären. Es ist, als wolle die Natur hier zeigen, daß auch da, wo sie am ödesten und unwirthlichsten auftritt, ihr dennoch eine wunderbare Schönheit eigen sein kann. Daß der alttestamentarische Name Sinai den Berg bezeichnet, auf dem vor ungefähr 3400 Jahren Moses die zehn Gebote empfangen haben soll, weiß im Abendlande jeder Mensch. Um so auffälliger ist es dem Europäer, daß der Name an Ort und Stelle ganz unbekannt ist. Der Beduine schüttelt den Kopf, wenn man ihn nach dem „Berge Sinai“ fragt, nennt übrigens den Dschebel Musa (Mosesberg), eine der höchsten Bergspizen der Halbinsel, worauf Moses eine Kapelle und dem Propheten eine Moschee erbaut ist. Aber mit Sicherheit kann Niemand es sagen, daß gerade dieser Berggipfel es war, worauf Moses seine göttliche Eingebung empfing, und schon vor Zeiten haben namhafte, gründlich gelehrte Reisende ihre Zweifel geäußert, ob der Musa der Berg der Gesetzgebung sein könne, und haben für den zwei Tagereisen nördlicher gelegenen Dschebel Serbal (2144 M.) gestimmt. Der Engländer Ch. Beke endlich will den Sinai gar in einem von den Arabern Bārgħir oder Dschebel-e-Ruhr „Berg des Lichtes“ genannten, 1520 M. hohen Berge, zugleich einem der Hauptpunkte der das Arabah=Thal östlich begrenzenden Kette, gefunden haben. Eine Rundschau von dem granitenen Musagipfel zeigt, daß eine Reihe südlich gelegener Berge ihn noch überragt: der Dschebel Gatharin (2760 M.), der noch südlichere Umschomer (2830 M.) und der Dschebel Gōsch (etwa 2950 M.). Ein Europäer hat diese Berge noch nie betreten. Mit Ausnahme des Wady Megārah, des alten ägyptischen Bergwerkdistricts, der heute noch den Lieblingsstein des Morgenländers, den Türken, liefert, des tief eingeschnittenen, porphyritischen Wady Mokatteb und der Oase des Wady Feiran, „der Perle Arabiens“, welche der zum Serbal Pilgernde durchzieht, dann das Wady el Schech, welches zum ältesten Kloster der Christenheit, dem Catharinenkloster am Dschebel Musa, führt, mit Ausnahme also dieser Wadys und zweier Querthäler, deren eines vom Kloster nach el Tor am Rothen Meere führt (Wady Hebran) und ein anderes nach Akabah, ist das gesammte sinaitische Alpenland, dessen geologischer Bau mit dem der europäischen Alpen übereinstimmt und die Spuren einstiger Gletscher erkennen läßt, eine terra incognita und wird es voraussichtlich noch lange bleiben. (O. Fraas. Der Berg Sinai, im: Ausland 1873, Nr. 47, S. 921, Nr. 48, S. 949, auch: Ain Musa oder die Mosesquellen der Sinai-Halbinsel, im: Ausland 1866, Nr. 35, S. 821; endlich sein Buch: Aus dem Orient. Stuttgart 1868. 8°.)

Die Bewohner des öden sinaitischen Bergdistrictes sind die Towarah=Araber. (Towarah, Mehrzahl von Tura, abgeleitet von Tor, dem alten Namen der Halbinsel.) Die in Europa herrschende Meinung über die nomadische Lebensweise der Araber ist irrig. Gewöhnlich werden sie als mit ihren Zelten unaufhörlich von Ort zu Ort wandernd geschildert; in Wirklichkeit aber gibt es kein Volk, das weniger wandert oder mehr an der Heimath hängt als die Beduinen. Auch ist das Arabische fast die einzige Sprache, die für das englische Wort home einen Ausdruck hat: watan. Sie haben ihr Winter- und Sommer-Zeltlager und ändern ihren Aufenthaltsort nur selten, außer um sich von einem zum anderen zu begeben, wie die Jahreszeit es erheißt. Auf Reisen machen sie nie Gebrauch von ihren Zelten, sondern schlafen, in ihre Mäntel gehüllt, unter freiem Himmel. Ihre Lager sind denen der Zigeuner ähnlich, nur sind die Bewohner wilder und malerischer. Die Frauen, in dunkelblauen Mänteln, Korn in primitiven Handmühlen mahlend oder das Zelttuch webend, Kinder, Hunde und Ziegen zusammen spielend in glücklicher Harmonie, die Männer müßig, Kaffee trinkend und rauchend — bilden einen eben so malerischen als unterhaltenden Anblick. Eine andere unrichtige Vorstellung ist die, daß alle Araber von Haus aus Räuber und Mörder seien. Allerdings nehmen ihre Ansichten über das Recht des Eigenthums mit den unserigen nicht überein, in Fällen, wo ein fremder oder feindlicher Stamm oder sonst ein Unberechtigter auf ihren eigenen Grund und Boden eindringt. Unter einander aber und gegen die, welche sich ihrem Schutze anvertraut haben, ist ihre





kümmert sich wenig um den Vater und sieht ihn ganz für seinesgleichen an. Den Männern fällt natürlich die Ernährung des Stammes anheim, aber die Mittel zu dessen Unterhalt sind knapp und unzulänglich. Den Hauptertrag liefern die Kameele. Die Weiterbeförderung der Reisenden, Pilger, Waaren und dergleichen nach dem Kloster ist ein wichtiger Erwerbszweig für die Halbinsel, er ist aber unsicher und beschränkt sich auf die wenigen Stämme, welche die berechtigten *ghufarâ*, d. i. „Beischüger“, sind. Ein kleiner Waarenaustausch besteht auch zwischen Suez und Kairo; die Araber bringen Kohlen, Mühlsteine, Iserhörner, Gummi arabicum etc. und laufen Korn und Tabak dafür. Einige, die in fruchtbareren Districten, wie in Feiran, wohnen, haben einen kleinen Grundbesitz, auf welchem Tabak gebaut wird, den die Nächstwohnenden dann kaufen oder eintauschen. Die Dattelpalmen sind in Feiran und anderswo das Eigenthum Einzelner, die Früchte ein wichtiger Nahrungszweig für die Towarah. Wer Schaf- und Ziegenherden besitzt, macht von deren Haar und Wolle, im Frühling auch von deren Milch Gebrauch; sie schlachten sie selten, ausgenommen zu Opfern. Ein anderer Handelsartikel ist das „Munn“ oder Manna, eine flebrige, zuckerartige Masse, die der Tarfah oder Tamariskenbaum ausschwißt. Ungefähr zwei Monate lang tropft es heraus, zur Zeit der Aprikosenblüthe. (Der Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israels. Fußreisen in der Sinai-Halbinsel und einigen angrenzenden Gebieten in Verbindung mit der „Ordnance Survey of Sinai“ und dem „Palestina Exploration Fund“ unternommen von G. S. Palmer, Gotha 1876.)

Die eigentliche Halbinsel Arabien ist ein wohl an 2,750,000 □ Km. großes Tafelland, und wird von höchstens 5 Millionen Menschen semitischen Stammes bewohnt, die in ansässige und in nomadische Araber zerfallen; für letztere Kinder der Wüste ist die Bezeichnung Beduinen gebräuchlich. Die NW.-Küste Arabiens, am Rothen Meere, das Hedschas und Yemen, bildet ein türkisches Vilajet, dessen Wali in Mokka residirt. Der eigentliche Herr und Gebieter dieser Lande ist jedoch der Großscheriff von Mekka und Medina, welcher, das Oberhaupt des theokratischen Adels, zwar nur geistliche Autorität besitzt, jedoch als Hüter der heiligsten Stätten des Islam sich alljährlich vom Padischah in Stambul reiche Geschenke verabreichen läßt, um diesen als Oberherrn anzuerkennen.

Die Gegend, in welcher Mekka, das Rom der Muhammedaner, mit 45000 Einw. liegt, präsentirt sich als ein enges, von Felsen umschlossenes Thal. Mekka ist eine offene Stadt, in deren südlichem Theile das „Haus Gottes“, das „Beit-Allah“, sich erhebt. Es ist die große Moschee von Mekka, welche die berühmte Kaaba enthält. Das ganze Gebäude, durch welches das enge Felsenthal von Mekka fast verbarrikadirt wird, bildet ein längliches Viereck in der Richtung von NO. nach SW.; es ist 250 Schritte lang und 200 Schritte breit. Die nördliche Seite wird von einer vierfachen Säulenreihe gebildet; die übrigen bestehen aus dreifachen Colonnaden, welche oben durch Gewölbe verbunden sind, von denen immer vier eine kleine Kuppel tragen. Die Zahl sämmtlicher Kuppeln ist 152. Der ganzen Länge nach hängen von den Gewölben gläserne Lampen herab, welche zur Zeit des Ramadan (Fastenzeit) alle angezündet werden. Die ältesten Säulen gehören dem bei Mekka gewöhnlichen Felsgestein an; die neueren sind aus Marmor, Granit und Porphyr; es sind meistens Stiftungen der Gläubigen. Unter den Säulen finden sich aber auch antike Arbeiten aus den zerstörten römischen und griechischen Tempeln in Syrien und Aegypten. Diese Moschee mit diesem Säulenconglomerat umschließt das „heilige Haus“, die Kaaba. Diese selbst ist ein kleines, massives Gebäude von etwa 13 M. Höhe. Die lebhafteste Ueberlieferung und der blühende Wunderglaube der muhammedanischen Welt haben das kleine, unansehnliche, seltsame Gebäude förmlich mit Sagen und Mirakelgeschichten umkleidet und überwuchert. Auf

der N.-Seite befindet sich eine Pforte, welche in das Innere des Heiligthums führt. Eine mit Gold und Silber eingelegte Treppe führt hinab. In einem Winkel der Kaaba liegt der berühmte „schwarze Stein“. Er ist der Sage nach von Gott dem Abraham als ein Zeichen besonderer Gnade übergeben worden. Es ist erwiesenermaßen ein Meteorstein und also in der That vom Himmel gekommen. Kostbare Wachskerzen und Weihrauchpfannen erfüllen die Kaaba mit betäubendem Wohlgeruche. Alle Gläubigen, welche die Kaaba betreten, wollen wenigstens den heiligen Stein küssen, und daher ist er so hell und glänzend geworden, wie die bekannte dicke Zehe des „heiligen Petrus“ in der Peterskirche zu Rom. An der westlichen Seite der Kaaba befindet sich die berühmte „goldene Rinne“. Vom flachen Dache rinnt durch dieselbe das Regenwasser hernieder, welches Wunderkraft hat. Bekanntlich wird einem Ungläubigen, einem Nichtmuhammedaner, der Besuch von Mekka eben durch das verfängliche Ceremoniel überaus schwer gemacht und sind für Neugierige noch immer große Gefahren mit dem Abenteuer verbunden. Noch gefährlicher ist heute der Besuch von Medina, wo sich das Grab Muhammed's befindet. Die Stadt liegt am Rande der großen arabischen Wüste, dicht an einer Bergkette, welche das Land vom N. nach S. durchzieht. Die Stadt liegt ebenfalls in der heiligen Landschaft, dem Hedjas, welche den ganzen Küstenstrich von Jemen bis zur Landenge von Suez umfaßt. Medina ist eine solid aus Stein gebaute Stadt, aber mit sehr vielen engen Gassen, worin überall Wohnungen zu vermieten sind für die Pilger, welche zum Grab des Propheten wallen. Die vornehmste Straße führt vom Kairothor zur großen Moschee. Während Mekka als ein großer Markt- und Handelsplatz anzusehen ist, erscheint Medina sehr still und geschäftslos. Es zählt auch bloß 16—18,000 Einw. Diese Ruhe entspricht dem Charakter der Stadt, welche sich für die heiligste des Orients hält, denn sie birgt die große Moschee mit „dem Grab des Propheten“. Die Moschee ist indessen nicht so groß, wie jene von Mekka; ihr officieller Titel ist „die Moschee des Propheten“, und bekanntlich war Muhammed ihr Erbauer. Der Sarg Muhammed's ist mit Silber überzogen und mit einer schweren Marmorplatte geschlossen, welche die Inschrift trägt: „Bismillahi Allahuma Sally aley.“ (Im Namen Gottes schenke ihm deine Gnade.) Von der in Europa vielverbreiteten Sage: „daß der Sarg des Propheten in der Luft schwebt“, weiß man an Ort und Stelle nichts. Rings um die Grabstätte hängen Glaslampen, welche jeden Abend angezündet werden und bis zum Morgen brennen müssen. Auch dieser Ort ist ganz erfüllt mit Sagen und Wundergeschichten, wie die Moschee und die Stadt Mekka. Die übrigen wichtigen Plätze des Landes wie Dschidda (18,000 Einw.) im Hedjas, dann Loheia und Hodeida (25,000 Einw.), dann das kaffeeberühmte Mokka in Jemen, liegen insgesammt in der Tehama, d. h. im glühenden Sandküstensaume des Rothen Meeres. Die furchtbare Hitze, die in den Monaten Juni, Juli und August dort herrscht, ist eines der größten Hindernisse der Schifffahrt im Rothen Meere, dessen Temperatur sonst ganz erträglich ist. Diese abnorme hohe Temperatur findet ihre natürliche Erklärung in dem Umstande, daß das Rothe Meer wie ein See zwischen den arabischen und abessinischen Gebirgen eingeschlossen liegt. Die Fahrt auf diesem Meere von Suez nach Aden währt acht Tage. Wenn man sich der Straße von Bab-el-Mandeb nähert, so erscheinen rechter Hand die lustigen Hochebenen Abessiniens, die sich in dunklen majestätischen Massen am wolkenlosen Himmel abheben. Die See ist meist sehr ruhig unter diesem heißen Himmelsstriche; wenn ihre Wogen jedoch höher gehen, so verfolgen Schwärme von fliegenden Fischen den Lauf des Dampfers. Selten begegnet man anderen Fahrzeugen; nur in der Epoche, wo die Pilgerfahrten nach Mekka statthaben, kreuzt man sich oft mit den schweren arabischen Schiffen, die mit Gläubigen überfüllt sind. In der engen Straße von Bab-el-Mandeb, welche aus dem Rothen Meere in den Golf von Aden hinausführt, liegt die kleine Insel Perim, welche die Engländer besetzt und mit einem besetzten Leuchthurm versehen haben. Perim ist der Schlüssel des Rothen Meeres, welches die Briten dadurch vollständig beherrschen.

Vor einigen Jahren schienen die Türken bestrebt ihre Herrschaft in Arabien zu befestigen und die Grenzen Jemens weiter nach O. hinauszuschieben, wobei sie jedoch mit den Engländern in Conflict geriethen, welche sich in der



Geographen, bis endlich A. v. Brede's Reisen in Hadhramaut auch darüber einiges Licht verbreiteten.

Während unsere Länderkunde mit dem Namen Hadhramaut bisher die S.-Küste Arabiens, nämlich alle Länder zwischen Mahra und Dasa bezeichnet hatte, geht aus Brede's Mittheilungen hervor, daß die Araber darunter nur den inneren Theil des Landes verstehen, der also weiter nördlich liegt. Ist die Vorstellung, welche sich Arabien im Allgemeinen als ein flaches Wüstenland denkt, überhaupt ungenau, so ist sie dies noch viel mehr für diese südlichen Gestade, die sich terrassenförmig bis zu 2400 M. über die Meeresfläche erheben. Der letzte Stufenabsatz, Dschebel Haramy geheißen, lehnt sich an die große Hadhramauter Hochebene. Das Bergplateau des Dschebel Dahura mag 2400 M. hoch sein. Es ist die höchste der Hadhramauter Gebirgsterrassen; von hier senkt sich das Land in sanften Abhängen wieder gegen N., und auf sehr schwierigen gefährlichen Wegen stieg Brede hinab zum Wady Doan, welches von den Eingeborenen das Land des 'Yssa-Stammes (Belad beny 'Yssa) genannt wird. An das Land Belad beny 'Yssa grenzt westlich das Belad el Hadjan, östlich das Belad Hamum, und vor allen dreien im N. liegt erst das eigentliche Hadhramaut. Wie weit dieses sich nach N. erstreckt, ob die Sandwüste el Ahlaf (Bahr es-Safi) wirklich gleich beim Wady Achina, einem Seitenarme des Doan, anfängt, oder ob das bewohnte Land sich noch weiter ausdehnt, wissen wir selbst jetzt, nach Brede's Reisen, noch nicht. Eine glühende Hitze versengt des Sommers jenen Theil des tropischen Arabiens; 46° N. im Schatten konnte Brede, allerdings im Juni, beobachten; in solcher Temperatur gedeihen natürlich aromatische Kräuter und Stauden in Fülle; mit der ansteigenden Terrassenbildung des Landes sinkt selbstverständlich der Thermometerstand, eine angenehme Kühle erfrischt die Nächte, und in 800 M. Seehöhe betrug derselbe nicht mehr als 10° N., in el Ebna nur wenige Grade über Null, und im Winter gefrieren dort die Cisternen. In 1620 M. über dem Meerespiegel beginnen die Gewitter häufig zu werden, und diese arabischen Regengüsse stürzen mitunter wolkenbruchartig nieder. (Adolf v. Brede. Reise in Hadhramaut, Belad beny 'Yssa und Belad el Hadjan, herausgegeben, mit einer Einleitung, Anmerkungen und Erklärung der Inschrift von Ebne versehen von G. v. Malzan. Braunschweig 1870. 8°.)

Im Allgemeinen ist das südliche Küstenland eben, dann folgt mittleres Bergland und auf dieses entweder Hochebenen oder Hochgebirge, welche in einer Entfernung von durchschnittlich 1½° vom Meere ihren N.-Abfall erreichen und sich einem Tiefland zusenken, das als ein Anfang der großen Binnenebene, die man el Dschau (Gof) nennt, gelten kann. Hier und da erheben sich wohl hohe vulcanische Felsgebirge unmittelbar am Meeresufer, aber diese Felsmassen sind alle vereinzelt, hängen nicht mit den inneren Gebirgen zusammen, und dicht hinter ihnen liegt Tiefland. Einen kühnen Versuch, dorthin vorzudringen, unternahm von Hodeida an der W.-Küste aus im Jahre 1870 der französische Israelit Joseph Halévy. Durch das westliche Yemen eilte er schnell hindurch, nur einen einzigen Punkt würdigte er eines längeren Aufenthaltes, den Dschebel Harraz und die Gegend von El Haime mit ihrer herrlichen Gebirgsnatur, doch sind die Berge oft unzugänglich, die Wege abscheulich und das Klima dieser „arabischen Schweiz“ sehr ungesund. Einen längeren Aufenthalt nahm er in Sana, der bedeutendsten Stadt dieser Gegend und einer der schönsten, größten und reinlichsten Arabiens, mit etwa 50—60,000 Einw. Von hier trat nun Halévy seine eigentliche Entdeckungsreise an und zwar in der besten Verkleidung, die ein Europäer hierzu wählen kann, nämlich als arabischer Jude. Freilich mußte er dabei alle Verdrießlichkeiten mit in den Kauf nehmen, welchen die Juden seitens der Muhammedaner ausgesetzt sind, und diese sind wahrlich keine geringen, da der Jude in Arabien zu den verachteten Geschöpfen gehört. Am 20. Februar 1870 verließ Halévy Sana. In drei Tagen gelangte er nach Schiraa im Lande der Beni Arhab. Von Schiraa ging er nördlich nach Medid, im Gebiete von Nehm, und wandte sich dann nach dem eigentlichen Dschau. Der Landstrich, welcher Nehm vom Dschau trennt, ist sehr gebirgig, sehr unwegsam und von Räubern bewohnt. Von Charibet Veran ging der Weg zusehends aufwärts über völlig kahle, spärliche, steinige Berge. Dies war der östliche Abhang des großen Dschebel Nam, welcher W.-Yemen





Von allen verschiedenen Gebieten Arabiens mag das Nedschd, das innere, eigentliche Central-Arabien, einer der interessantesten, wenn auch nicht der interessanteste Theil der Halbinsel sein. Reinaud, Sadlier, Wallin, Palgrave, Guarmani, Pelly haben denselben ziemlich bekannt gemacht, und die Resultate ihrer Forschungen sind von Dr. Albrecht Zehme in sehr gewissenhafter und übersichtlicher Weise zusammengestellt worden. (Arabien und die Araber seit hundert Jahren. Halle 1875. 8".)

Die Hochplatte des Nedschd beherbergt das Reich der Schummar oder Schumr im N., dessen Hauptstadt Hail ist und dessen Bevölkerung sich nur zum kleinsten Theile zum Islam bekennt, vielmehr dem altarabischen vorislamitischen Cultus anhängt. Südlich schließt sich das Reich der Wahabis oder Wahabiten an, einer aus der religiösen Reaction gegen das Türkenthum hervorgegangenen Secte, welche sich als die angeblichen Protestanten des Islam geberdet. Gegründet wurde die Secte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Abd el Wahab, ihre eigentliche Befestigung und Ausdehnung aber erhielt sie durch Ibn Saud, welcher dem Begründer in ähnlicher Weise zur Seite stand wie Omar dem Muhammed; in Ibn Saud's Geschlecht ist auch die Würde des geistlichen Oberhauptes, das Imamat, bis auf den jetzigen Inhaber desselben, Abdallah, erblich geblieben, und diese Erbfolge hat nicht wenig zur Stärkung des Wahabitenstaats beigetragen, welcher namentlich mit den Wanderstämmen Arabiens vielfach zu kämpfen hatte, aber trotz solcher Hindernisse und trotz wiederholter Angriffe von Seiten der türkischen Regierung, wie denn 1817 Muhammed Ali von Aegypten die damalige Hauptstadt der Wahabiten, Deraie, zerstörte — sich immer wieder gestärkt und erhoben hat. In religiöser Beziehung sind die Wahabiten die strengsten Monotheisten mit Abweisung aller polytheistischen Anklänge, der Verehrung Muhammeds, der Heiligen, Reliquien u. dgl.; in ceremoniellen Dingen sind sie ebenfalls rigoros; sie üben die Tugenden der Orientalen, wie besonders Gastfreundschaft und Almosengeben, in aufopfernder Weise, sind aber auch von Fehlern, wie namentlich einer alles andere zurückdrängenden Geldliebe, nicht frei; politisch bilden sie ein, das nationale Volksthum Arabiens darstellendes, wesentlich auf Ackerbau und einen tüchtigen, arbeitsamen Bauernstand gegründetes Gemeinwesen von etwa 1,700,000 Menschen, welche ein Heer von 60,000 Mann in's Feld zu stellen vermögen. Die gegenwärtige Residenz der Wahabiten ist Ryad mit 30,000 Einwohnern. Indessen sind die Nachrichten, welche wir über die Wahabiten haben, keineswegs vollständig, und es wäre daher sehr zu wünschen, wenn ein zuverlässiger Reisender auf's Neue umfassende Forschungen anstellte.

Die arabische O.-Küste wird vom persischen Golfe bespült und springt mit dem Amboß-Cap, Ras Mesandum, scharf zur Hormus-Straße vor, welche den persischen Meerbusen mit dem Golfe von Oman verbindet. Gleichwie am Rothen Meere steigert sich im persischen Golfe die Sommerhitze zu einer Intensität, wie selbst nicht unter den senkrecht fallenden Strahlen der Tropensonne vorkommt. Das Klima ist deshalb für Europäer in hohem Grade gefährlich. Von den jäh aufsteigenden hohen, kahlen Felsenwänden, zwischen denen das Meer sich hindurchdrängt, prallen die heißen Sonnenstrahlen mit verdoppelter Stärke zurück, sie durchglühen das Wasser, lösen seine Oberfläche in Dunst auf und verwandeln die Atmosphäre in ein Dampfbad. Wer die Fahrt am persischen Golfe ohne krank zu werden überstanden hat, wird beglückwünscht und gilt fortan als geseit für alle anderen Klimate.

Der wichtigste Staat O.-Arabiens ist das Sultanat von Oman, oft aber irrigerweise Imamats von Maskat genannt, welches außer der Geirade-Landschaft zwischen Ras el-Hadd, der Wüste und der im Ras Mejsandum auslaufenden Halbinsel, auch noch einen Theil der arabischen S.-Küste, ferner auf dem gegenüberliegenden persischen Ufer eine ansehnliche Küstenstrecke, sowie die afrikanische Insel Socotora beherrscht. Früher gehörte auch das ostafrikanische Sultanat von Zanzibar zu Oman. Das arabische Gebiet von Oman ist eine auf der O.- oder NO.-Seite felsige, havenreiche, auf der W.- oder NW.-Seite ebene, aber havenarme Küste, die nicht den Charakter der glühendheißen Tehama W.-Arabiens hat, dann in einer Entfernung von 80—100 Km. ein der halbmondförmigen östlichen Küstenlinie paralleles Gebirge, hinter welchem noch eine Reihe wirklicher wasserreicher, unglaublich fruchtbarer und mit dem dichtesten, kühlfsten Baummwuchs besetzter Oasen sich in die Wüste erstreckt. Fast unter dem Wendekreise des Arabies liegt die wildromantische Bai von Maskat, die eine halbkreisförmige Einbucht in das Küstengebirge einschneidet und von nackten, dunkeln, drohend emporsteigenden Felsmassen von 100—120 M. Höhe auf allen Seiten umgeben wird. So malerisch aber die am Fuße dieser dunklen Klippen terrassenförmig emporgebaute Stadt sich aus der Ferne ausnimmt, so sehr zeigt ihr Inneres die Physiognomie fast aller größeren orientalischen Städte und weist nur ein Labyrinth enger, schmutziger Gassen auf. Die weitausgedehnten Vorstädte bestehen nur aus Mattenhütten und bilden während der Regenzeit ein wahres Sumpfgebiet mit einer starken Einwohnerchaft nomadischer Araber und abessinischer Sklaven. Die Städter sind dagegen ein Gemisch von Arabern, Persern, Indern, Syrern, selbst Kurden und Afghanen, die entweder der heimatliche Despotismus oder das liberale Handelsemporium hierher geführt hat. Hierzu kommt eine Mischung mit den Negerinnen aus Zanzibar und Habesch, woraus eine außerordentliche Verschiedenheit der Gesichtsbildung entsteht, die aber dem europäischen, an die feineren Unterschiede des nationalen Typus nicht gewöhnten Auge einen gemeinsamen Charakter zu tragen scheint. (Gräfin Rostig. Helfer's Reisen. II. Bd. S. 3—6.)

Nächst Oman sind noch die ob ihrer Perlenfischerei berühmten Bahrein-Inseln im persischen Golfe, welche sammt dem gegenüberliegenden Küstengebiet dem Wahabitenstaate in Nedschd tributpflichtig sind, erwähnenswerth.

## §. 6. Das iranische Hochland.

Im N. des persischen Meerbusens steigt steil aus der See ein Tafelland empor, welches in seiner räumlichen Ausdehnung so groß wie die arabische Halbinsel, als compacte Ländermasse die Gebiete Vorderasiens, deren östlicher Theil es ist, mit jener Region verknüpft, die wir am passendsten als „Hochasien“ bezeichnen. Wir nennen dieses Tafelland das Plateau von Iran, nach dem arischen Volke der Iranier, welches dasselbe seit dem grauesten Alterthume bewohnt. Seiner Gestalt nach ähnelt dieses Hochland einem Trapez, welches zwischen dem indischen Oceane im S., dem kaspischen Meere und den turkestanischen Niederungen im N., westlich und östlich aber von zwei mächtigen Stromfurchen, jenen des Tigris und Indus, eingeschlossen ist. Gegen beide, sowie gegen das kaspische Meer, die turkestanischen Tiefebene und die Gestade des indischen Oceans, fallen Randgebirge jäh ab,

welche das eranische Plateau fast völlig isoliren. Nur im NW. steht es mit den noch höheren Tafelflächen Kurdistans und Armeniens, dem eigentlich die persische Provinz Aderbeidschan angehört, in Verbindung, während im NO. das Gebiet von Afghanistan (die persische Partikel istân bedeutet Platz, Aufenthaltort, also Afghanistan wörtlich Land der Afghanen) mit dem Hindukuh-Gebirge den Uebergang nach Hochasien vermittelt. Daraus geht hervor, daß die tiefsten Stellen des eranischen Plateau ziemlich in dessen Mitte fallen müssen, wie auch thatsächlich der Fall. Das ganze Gebiet „vom Indus bis zum Tigris“ zerfällt gegenwärtig in drei verschiedene, muhammedanische Reiche mit überwiegend arischer Bevölkerung. Es sind dies im O. das Chanat von Kelat, gemeiniglich, aber weniger richtig Belutschistan, das Emirat von Kabul oder Afghanistan genannt, und im W. das Königreich Iran oder Persien, das größte der dreie, der unmittelbare Grenznachbar der Türken in Mesopotamien, Kurdistan und Armenien, sowie der Russen in Transkaukasien. Afghanistan und Belutschistan grenzen dagegen im W. an Persien, im O. aber an die britischen Besitzungen in Indien, speciell an das Pandschab oder Fünfstromland und Sindh, Afghanistan im N. an turkestanische Gebiete, über die der russische Einfluß fühlbar zu werden beginnt.

Versuchen wir es, von der O.-Seite, also von den Niederungen des indischen Pandschab, in das eranische Hochland einzudringen, so stoßen wir zunächst längs der ganzen Grenze von Kaschmir im N. bis zum Meere im S. auf einen in der Mitte bis zu 250 Km. breiten Streifen Gebirgsland, dessen höchste Berggipfel bei 3527 M. liegen. Es ist das indisch-persische Grenzgebirge, eine scharf zum Indus-thale abfallende Reihe von Parallelzügen, welche in ihrem nördlichen Zuge, d. h. zwischen Indien und Afghanistan, als Suliman-Kette mit dem 3450 M. hohen Tacht-i-Suliman (Salomonsthron) bekannt sind; für die südliche Strecke, zwischen Indien und Belutschistan, besitzen die Eingeborenen keinen Namen; wir nennen sie Brahui-Gebirge. Dieses Gebirgsland wird den Staaten Afghanistan im N., Kelat im S. zugerechnet, deren Herrschern es auch gelang, die dem Hauptthal zunächst liegenden Stämme der Gebirgsbewohner sich tributpflichtig zu erhalten; selbst die Tributstämme verwalten ihre Angelegenheiten selbständig; voller Unabhängigkeit erfreuen sich die Bewohner am Gebirgsabhang auf der indischen Seite. Die Wasserscheide zwischen dem Flußsystem Centralasiens und den Zuflüssen des Indus wie dem arabischen Meere bildet auch die ethnographische und Sprachgrenze: im Pischinthal am N.-Rande von Kelat hat die afghanische Nation und Sprache ihre letzten Vertreter, jenseits davon beginnt das Gebiet der Brahui und Belutschen. Diese Gebirgsbewohner theilen sich in zahlreiche Abtheilungen und Stämme; sie sind wenig volkreich und arbeitsscheue Nomaden, die es lieben, vom Fleiß Anderer zu leben; Wegelagerung an den Hauptzugangsstellen bildet ihre liebste Beschäftigung, und da ganz Innerasien mit Persien nur auf diesen Wegen mit Indien verkehren kann, unter welchen im N. der 914 M. hohe Chaiber-, im S. der 1765 M. hohe Bolan-Paß die gangbarsten sind, so haben diese Raubritter hohen Ertrag an Zöllen und unerlaubten Abgaben. Die fortdauernden Räubereien lassen ein geregeltes Handelsverhältniß zu den benachbarten Briten nicht aufkommen, und ihnen zu steuern erweist sich, wenigstens in Kelat, die Macht des Herrschers völlig unzulänglich. Ueber die wenig bekannten Brahui-Gebirge, sowie über das gleichfalls sehr wenig erforschte Innere von Kelat hat die von dem Arzte Henry Walter



Bellew beschriebene Reise der englischen Expedition nach Seistan 1872 einiges Licht verbreitet. (H. W. Bellew. From the Indus to the Tigris, a narrative of a journey through the countries of Baluchistan, Afghânistân, Khorassân and Iran in 1872. London 1874. 8°.) Der Aufstieg erfolgt von der indischen Ebene aus 120—390 M. durch kurze, steile und tief ausgewaschene, darum leicht zu vertheidigende Flußthäler. Von der Hauptkette der Brahui-Gebirge, die von N. nach S. gerichtet sind, zweigen sich Seitenkämme ab, die von O. nach W. streichen und in den Längsthälern, die sich zwischen den Hauptketten nach S. gegen die Ebene zu herabenten, Stufen bilden, welche den gleichmäßigen Fall dieser Thäler unterbrechen und die Bildung von übereinander liegenden Thalstufen zur Folge haben; ihre Ränder werden bald auf Einsattlungen (Lath), bald in Erosionsschluchten (Tangi) überschritten. Eiß seitliche Ausläufer durchsetzen das Längsthal in der Richtung von Kelat (2047 M.) bis Khozdar (1173 M.) am Fuße des Mulloh-Passes und bilden auf dieser 165 Km. langen Strecke 13 Thalstufen (Plateaux). Von Khozdar erfolgt der Abstieg nach S. an das Meer durch das Purali-Thal, und nach Indien im berühmten Mulloh- oder Milah-Mula- (eigentlich Mila, blau) Pässe, einer 80 Km. langen stark geneigten Erosionsschlucht, deren Wände theils hart aneinander treten, theils weit auseinander liegen und neue jetzt entleerte Seebecken einschließen, die Standorte mannigfacher Culturpflanzen mit einzelnen Ansiedelungen. Vom O.-Fuße des Engpasses zieht der Weg unter'm Nagao-Gebirge in der Ebene nach Gundawa hin, hinter welchem Plaze auf dem Wege nach Indien die Landschaft bald den Charakter einer baum- und wasserlosen Wüste, der Dashti-be-dar (auch Pat, Ebene) erhält, die sich in der beträchtlichen Breite von 10—20 Km. zwischen dem Culturlande Katicha, Gundawa und Sindh ausdehnt. Das Land im Inneren ist durchaus gebirgig. Wasserreiche Flüsse finden sich aber nur am S.-Rande des Hochlandes von Kelat. Der Mulloh scheint der einzige ständige Zufluß des Indus zu sein, der Nari nördlich davon verrinnt zeitweise in der Wüste. Die Hochthäler sind durchwegs wasserarm, die höher liegenden zeigen häufig Torfmoore, am N.-Abhang gegen den Lora-Fluß zu auch salzigen Untergrund, in welchen Schachte zur Gewinnung von Salz versenkt sind. Das Klima ist indisch und heiß in der Ebene; in den Hochebenen von Kelat mit ihren kalten Wintern, den heftigen Stürmen in der Regenzeit, einem milden, norditalienischen Sommer und sehr geringem wässerigen Niederschlag vollzieht sich der Uebergang zum trockenen Klima Centralasiens. Der Ackerbau ist deswegen durchaus von Bewässerung der Felder bedingt, worin die seßhafte Bevölkerung Großes leistet. Die Verggipfel sind kahl, auch die Abhänge zeigen selten dichte Waldungen; die Kabul-Bistazia (*Pistacia cabulica*) herrscht vor; in den äußeren Thälern kommen auch kleine Bestände von Oliven, Mandeln und Pflirsich, sämmtlich wild mit nicht eßbaren Früchten vor, deren Stämme das Brennholz liefern; sonst gibt Buschholz das Feuerungsmaterial. Die europäischen Fruchtbäume, und von indischen die Dattelpalme, gedeihen prächtig noch bei 1100 M.; sehr gelobt wird die Güte der Trauben, aus denen vorzüglicher Wein gewonnen werden könnte. Die größeren Thäler sind durchgehends fruchtbar; Luzerne wird bei Kelat in bewässerten Feldern bei guter Düngung zehnmal im Sommer geschnitten; Weizen, Gerste, Mais, dann in vorzüglicher Güte Tabak gedeihen überall, Baumwolle dagegen nirgends. Im Sommer gleichen die bewässerten Flächen einem üppig grünen, gut gepflegten Garten. Die Abhänge und unbewässerten Thalränder können nur durch Abweiden nutzbar gemacht werden; das trockene Klima bedingt deswegen für einen großen Theil der Bevölkerung ein Wanderleben. Gegen NW. hin verflacht das Land nach dem Gebiete von Seistan, in welchem der Hamun-Sumpf liegt, in den sich der Hilمند, der bedeutendste Strom Afghanistans, ergießt. Dieser flache NW. ist eine öde, fruchtbare, noch unerforschte Sandwüste. Die Karten verzeichnen allerdings einen Karawanenweg, der von Kelat über das Sarawan-Gebirge in ziemlich direkter Linie an die Ufer des Hilمند nach Rudbar führt; allein noch kein europäischer Reisender ist diesen Pfad gewandert, der die Wüste von Belutschistan in ihrem nördlichen Theile durchkreuzt; wir wissen aber, daß sie sich nach S. hin bis in den am Meere gelegenen Landstrich Mekran erstreckt. Dort liegt ein furchtbar heißer, vegetationsloser, havenarmer Küstenstrich, der vom Binnenlande durch öde Kaltgebirge geschieden wird. Der gegen Afghanistan gerichtete NO.-Rand Kelats bildet die Wasserscheide zwischen



dem Flußsysteme Centralasiens und den Zuflüssen zum Indus wie zum arabischen Meere. Die wasserscheidende Kette gegen den Indus heißt Rhwadschah Amran und verästet sich in ihrem südlichen Ende nördlich von der Landschaft Schala. Die wichtigsten dieser Verzweigungen heißen Toba und Surchab; von letzterem senkt sich der Bergzug herab, der das Bischen-Thal im NO. schließt, gegen Schala sanft sich abdacht, dagegen steil gegen O. abfällt und von dieser Seite in dem berühmten Bolan-Passe (1765 M.) erstiegen werden muß. Der Paß am Rhodschah liegt bei 2285 M.; über die Einsattelung zwischen Toba und Surchab führt in der Richtung gegen Tall durch das afghanische Siwistan der Weg durch das Suliman-Gebirge nach dem Indus. Dem inneren Theile dieses Thalkessels entströmen die Quellflüsse der Lora, eines bedeutenden Flusses, dessen im Sommer trockenes Bett in einer von O. nach W. gerichteten tiefen Einsenkung bei Bagat den Hilmenb erreicht. (Emil von Schlagintweit, in: Ausland 1876, No. 15, S. 282—283.)

Der für das Reich Kelat gebräuchliche, aber im Lande selbst unbekannte Name Belutschistan ist nicht zutreffend. Die Bevölkerung ist eine sehr gemischte. Stämme indischer, speciell dravidischer Abkunft wiegen im Hochlande, iranische Stämme im Flachlande vor. Hauptvertreter der ersteren sind die Brahui, der letzteren die Belutschen. Nicht diese, sondern die Brahui bilden aber die Mehrzahl und liefern die Fürsten; die Ortsnamen sind, wo sie nicht persisch sind, meist in der Sprache der Brahui; die Verträge Englands, welche auf dieses Gebiet Bezug haben, sind mit dem Chan von Kelat, oder wenn mit anderen Großen des Landes, unter Vorbehalt und Einholung seiner Zustimmung gemacht. Kelat und die Brahui, nicht die Belutschen, geben in der Gegenwart dem Lande den Namen, seinen Geschicken die Richtung. Der Fürst selbst, ein Brahui, nennt sich bloß Chan (oder auch nur Mir, d. i. Oberhaupt) von Kelat. Von den sechs Districten des Landes, welche einst die Vorfahren des jetzigen Chans beherrschten, gehorchen nur noch vier seinen Befehlen, nämlich Katscha, Gundawa, Dschalawan und Kelat; das kleine Gebiet von Bela ist dagegen fast unabhängig unter einheimischen Häuptlingen, während Mekran, eigentlich der größte Theil von Belutschistan, theils unter persischer Hoheit, theils gleichfalls unter einheimischen Fürsten steht. So umfaßt das heutige Reich von Kelat etwa 137,500 □ Km. mit 500,000 Einwohnern, über welche der Chan von Kelat Hoheitsrechte einigen Inhaltes ausüben kann. Jüngst (1877) hat indeß England mit dem Chan einen Vertrag abgeschlossen, wonach Kelat zu einem vollständigen Vasallenstaat der Kaiserin von Indien wird. Schon früher hatte England sich das Recht erkauft, nach Gutbefinden die Gebirgspässe zwischen Kelat und dem angrenzenden Afghanistan militärisch zu besetzen. Der neue Vertrag stellt aber eigentlich ganz Kelat zur militärischen Verfügung Englands. (Ueber Kelat siehe: A. W. Hughes. The country of Balochistân: its Topography, Ethnology and History. London 1877. 8.)

Welches ist das in 2057 M. Seehöhe gelegene Kelat, Stadt mit etwa 8000 Einwohnern und einem unbeschreiblichen Zustand verfallen aus; nur den Gärten wird sorgsame Pflege gegeben die persisch-redenden, aber sunnitischen Dihwar; denn es keine Schiiten, die hier auf's tiefste gehaßt werden. Die Stadt besteht nebstdem aus Belutschen, Brahui, Dschats und einander der Chan, umgeben von einem Duzend Gefellen, die seine Macht aber mit den nichtsnufigsten Gurgelabschneidern die verzweigen haben. Dr. Bellew kann es gar nicht begreifen, wie es dem möglich ist, eine solche wohlaffortirte Bande ungewaschener, zerlumpter und zerstreuten aufzutreiben. Der gegenwärtige Herrscher von Kelat macht den Eindruck einer sehr unbedeutenden Persönlichkeit. Das Gemach, worin die Briten untergebracht wurden, schien überaus vernachlässigt, die Wände trachten sehr bedenklich. Das ganze Schloß (Kelat heißt auf arabisch Schloß) ist kaum mehr als eine Ruine.

Von den beiden Hauptvölkern, den Brahui und den Belutschen, sind erstere die ursprüngliche Sprache, wie den dürftigen geschichtlichen Nachrichten über ihr Land die ältesten Ansiedler; die Belutschen dagegen sind später von W. her eingezogen. Sie sind auch heute noch mehr im Flachlande und bilden die ländliche Bevölkerung sowohl gegen Persien zu als auch nach Indien hin. Beide Nationen bekennen sich zum Islam, keine derselben ist strenggläubig, aber die Brahui sind wie die Aghanen Sunniten, die Belutschen dagegen wie die Perser Schiiten. Nur im W. an der Grenze von Seistan haben die Belutschen bis zur Gegenwart die Führung behalten; in Kelat sind Brahui am Auber, und alle Großen des Landes, die sich größerer Selbstständigkeit befleißigen, sind gleichfalls Brahui. Jene, welche Bellew beschreibt er in den zwei Worten: arm und hungrig. Von der Geschichte dieses Volkes ist wenig bekannt; sie sind wahre Nomaden und wandern, gleich manchen afghanischen Stämmen, vom Hochlande in die Tiefebene mit ihren Familien und Heerden; einige sind in Dorfschaften sesshaft und bebauen das Feld; sie zerfallen in eine Unzahl von Clans oder Ahel; ihre Lager nennt man Tuman und das Haupt eines solchen Lagers Tumandar. Sowohl in der Physiognomie und in ihrem sonstigen Aeußern, als in der Sprache unterscheiden sie sich wesentlich von den Aghanen, Belutschen und Dschats aus Sindh rings um sie herum; das Gleiche gilt von ihren Sitten; nur in Raub- und Mordlust haben alle diese Völker eine gewisse Familienähnlichkeit. Die Brahui sind mittelgroß oder darunter und von schwarzbrauner Körperfarbe; das Gesicht ist breit mit hohen Jochbeinen und kurzem und dünnem Schnurr- und Backenbart verziert; dagegen ist das rabenschwarze Haupthaar sehr dicht, das Auge schwarz und stechend, der ganze Körperbau kräftig. In der Sprache der Brahui kommen viele persische und indische Worte vor. Der Race nach von den Brahui und den Belutschen verschieden sind die Duri, eine Art Zigeuner, welche in einzelnen Familien im ganzen Lande zerstreut sind; man trifft dieselben vorzüglich als Musikanten, Töpfer, Seiler, Mattenweber und Hausirer. Sie besitzen keinen Grund und Boden, treiben nie Ackerbau und werden als Ausgeworfene betrachtet. (Bellew: From the Indus to the Tigris. S. 52—57.)

So wie Kelat, und in noch höherem Grade, ist auch Afghanistan oder das Reich von Kabul ein Terrassenland, welches meist westöstlich streichende Gebirgsketten mit hohen, oft bis zur Grenze des ewigen Schnee's sich erhebenden Bergen, besonders im östlichen und nordöstlichen Theile, durchziehen. Die Berge an der indischen Grenze verlaufen jedoch flacher gegen Afghanistan als gegen Belutschistan und gehen bald in ein von den östlichen Quellflüssen des Hindend bewässertes Hochthal über, dessen Hauptorte im oberen Theile bei Ghazni in 2355, im unteren breiten Thale bei Kandahar in 1066 M. Seehöhe liegen. Im Allgemeinen fällt Afghanistan nach W., wo die Wüste es von Persien scheidet, ab und bildet baumlose,

unbewohnte Tafelländer mit fruchtbaren Thälern und Schluchten. Im N. steigt als Rand des eranischen Hochplateau's die westliche Fortsetzung des Himalaya, der Hindu-Kuh (Kuh, auf persisch Berg, also = das indische Gebirge) empor und zieht von dem Gebirgsknoten im N. des Kabul-Flusses nach WSW. bis zu den Quellen des Heri-Rud (Rud, auf persisch Fluß), Tschakristan von Kabulistan scheidend.

Der Hindu-Kuh ist ein noch wenig bekanntes Gebirge, das W.-Ende ausgenommen, welches der mit Schnee bedeckte Kuhi-Baba (Vater der Gebirge) 4600 M. hoch bildet. Nach W. und N. hin verliert sich die Kette in einem Gewirre niedriger, aber rauher, unwegjamer Berge, welche Manche für den Paropanisus der Alten ansehen. Auf den heutigen Karten figuriren sie als Ketten verschiedener Namens, wie Sefid-Kuh (pers. weißer Berg, eine in Afghanistan häufig wiederkehrende Bezeichnung), Ghur-Gebirge, und Kuhi-Kaitu, dessen S.-Fuß der nach der nördlichen Turkmenen-Steppe sich wendende Heri-Rud bespült. In seinem wohlbewässerten, obstreichen Thale liegt das wichtige Herat, die Grenzfestung der Afghanen gegen Persien, eine durch Handel und Gewerbleiß blühende Stadt von 100,000 Einwohnern, welche für den indisch-persischen Handel von größter Wichtigkeit ist, weshalb das egoistische Albion mit Eifersucht darüber wacht, daß Herat nicht in unrechte Hände falle. Der nördlich von Dschelalabad am Kabulflusse gelegene Theil des Gebirges, wo der Ghond oder Kunor 5887 M. sich erhebt, führt in engerem Sinne den Namen Hindu-Kuh und bildet das jetzt theilweise von den heidnischen Kasirs oder Sijaposh bewohnte Gebirgsland. Die höchsten Spizen steigen bis über die in 4216 M. Seehöhe gelegene Schneegrenze und sind noch im Juni in Schnee gehüllt. Die Thäler, terrassenförmig nach dem Indus und Kabul abfallend, haben die Natur Kaschmirs; die Vorberge sind lieblich und fruchtreich; trefflicher, weltberühmter Wein, Aprikosen, Mandeln und Äpfel u. s. w. wachsen wild in den Thälern, und die Dörfer hängen als Häuserterrassen an den Seiten der Gebirge. Von N. aus kommend, steigt man südwärts hinauf zwischen den Bergen der mongolischen Geseleh durch dunkle Schluchten und über hohe Pässe in's Thal von Bamijan. Abermals über drei, und zwar immer höhere Pässe (bis zu 4030 M.) — zur Seite der ewigen Schneegipfel des Hindu-Kuh — geht es ostwärts hinab in den Centralkessel Afghanistans, den Thalgrund von Kabul. Man sieht auf den Felsenhöhen die Burgen der Afghanenhauptlinge, deren Pferde wie die Ziegen klettern. Obgleich diese Thalebene noch 1950 M. hoch liegt, so ist sie doch, Dank dem schützenden Schneegebirge, gegen W. und N. eine Wiesen- und Gartenlandschaft, deren Blüthenschnee im Frühling, deren Fruchtreichthum im Sommer und Herbst (man füttert 3 Monate lang das Vieh mit Trauben) von altersher mit Begeisterung gepriesen wurde. Kabul, im Gebiete der Ghildschis-Afghanen, ist die eigentliche Hauptstadt des Reiches, zählt etwa 60,000 Einwohner und betreibt lebhaften Zwischenhandel mit persischen, indischen, europäischen und tatarischen Waaren. Von hier führt das Thal des cascadenreichen Kabulflusses größtentheils in engen Klüften durch den fatalen Chaiber-Paß (914 M. Seehöhe) nach der Tiefebene von Indien hinab — der einzige von der Natur angezeigte Weg, und darum, so schwierig er ist, zu allen Zeiten von den Heereszügen benützt. Südwärts von Kabul, über hohe Pässe und tiefe Schluchten, trifft man die Stadt Ghazni auf einer Hochebene, wo der Schnee bis in den März liegen bleibt. Die Stadt selber ist jetzt wohl wenig mehr als ein Ruinenhügel, bestehend aus dem Schutt verschiedener Zeiten. Die dritte Hauptstadt der Afghanen ist das schöne, im Viereck gebaute Kandahar mit höchstens 18,000 Einwohnern im Gebiete der Durani, im SW. von Ghazni und jenseits der Wasserscheide am Arghundab, einem Seitenflusse des Hilمند. (W. H. Bellew: Journal of a political Mission to Afghânistân in 1857. London 1862. 8°.)

Die Afghanen oder Pathanen, die Inhaber des größten Theiles der vielgestaltigen Gebirgswelt zwischen dem Industhale und der persischen Hoch-





von der afghanischen Wirthschaft. Den Truppen schuldete man den Sold seit sechs Monaten und für die in natura zu entrichtenden Steuern gibt die Regierung Anweisungen auf die Steuerträger aus, die von Militär- und Civilbeamten an Geldesstatt angenommen werden müssen. Immerhin bildet Afghanistan, dessen Ausdehnung auf 716,000 □ Km. geschätzt wird, zugleich fast das einzige, noch unabhängige Reich zwischen der indischen Herrschaft der Engländer und der mit zäher Beharrlichkeit vordringenden Macht der Russen, weshalb es für die Politik dieser beiden Staaten die höchste Wichtigkeit besitzt und beide um die Gunst des schwachen Emirs von Kabul buhlen. Den Briten sind die Afghanen stets sehr unsichere Allirte, vielmehr hassen sie ihre Nachbarn in Indien, trotz freundlicher Versicherung des Gegentheiles, auf's gründlichste.



Vornehmer Afghane.

Durch ein Uebereinkommen zwischen England und Rußland 1872—1873 erhielt Afghanistan einen recht ansehnlichen Länderszuwachs im N. des Hindu-Kuh, theils in den Gebirgen Hochasiens, theils in den turkestanischen Steppen.

Gesellen wir uns nunmehr wieder dem englischen Arzte Bellew zu, um den im Obigen weniger berücksichtigten Stadt im südlichen Afghanistan, führt wiederholt über Bergzüge hinweg und in Thäler hinab, ehe man die Ebene erreicht, und ist weiterhin nach Rudbar am Hil-mend, wie es der Natur der Sache nach nicht anders sein kann, sehr monoton; denn die Ebene, die sich von einer Wüste nur schwach unterscheidet, entbehrt jedweden Baumschmuckes, ja selbst jeden Buschwerkes. Im Thal des Arghundab begleiten allerdings zahllose Ortschaften und Gärten die Ufer des Flusses, die sich aber bald wieder in eine baumlose Ebene verwandeln, worin große Heerden von Kulanen oder wilde Esel umherschwärmen, die auch den turkestanischen Steppen nicht fremd sind. Erwähnenswerth sind hier die heißen Schwefelquellen von Garmāba und die Salzbrunnen bei Ballakhan. Die Districte am Arghundab, wo er sich mit dem Turnuk vereint, sind dicht bevölkert und schätzt Bellew die Einwohnerzahl auf mindestens 40,000 Köpfe. Unterhalb der Verbindung des Arghundab mit dem Hil-mend beginnt die traurige Landschaft Garmsef, auf unseren Karten auch Gurmſir genannt. Völlige Baumlosigkeit und Verminderung der Cultur charakte-

tigten SW. Afghanistans kennen zu lernen. Die Route von Kelat nach Kandahar, der wich-











Im Irak Abdchemi liegen die alte und die neue Hauptstadt Persiens, Isfahan und Teheran. Die letztere Stadt befindet sich ganz im N. der Provinz, sozusagen am Fuße des gewaltigen Elburs-Gebirges, welches sie von Ghilan und Masenderan scheidet, zwei schmalen Küstenstrichen, ganz aus den N.-Abstürzen des Elburs zum kaspischen Meere bestehend. Vom höchsten Gipfel dieser Kette, dem 6120 M. hohen Demavend, einem ausgebrannten Vulkan, ist das auf kahler Lehmsteppe gelegene Teheran nicht weiter entfernt als Braunschweig vom Brocken. Die Stadt, welche erst seit 1798 zur Residenz erhoben ist, hat außer dem viereckigen Palast des Schah, welcher den vierten Theil des ummauerten Umfanges einnimmt, und den Palästen einiger seiner Günstlinge kaum ein anständiges Bauwerk aufzuweisen. Die Straßen sind meist eng, krumm und schlecht gepflastert, und die Wohnräume in den Häusern niedrig, wincklich und fast durchweg nur spärlich und schäbig ausgestattet. In den Bazars dagegen fehlt es nicht an geschmackvollen Gebrauchs- und Luxusgegenständen. Ganz im W. des Irak liegt Hamadan, das alte Ekbatana, mit 30,000 Einw., wo die Juden die Gräber der Esther und des Mardochai zeigen, und an der Spitze eines gleichschenkligen Dreiecks zum jungen Teheran und uralten Ekbatana Trans mittelalterliche oder muhammedanische Hauptstadt Isfahan. Einst wohl die größte der persischen Hauptstädte aller Zeiten, liegt es in herrlicher Umgebung, mit einer Menge berühmter Prachtbauten, Fabriken in Gold- und Silberstoffen und noch zahlreichen Einwohnern, worunter in besonderen Vorstädten viele Armenier und Juden leben. Mehrere prachtvolle Paläste aus der älteren Glanzzeit, vor allen der große Königspalast und der neuerbaute Statthalterpalast, hundert Moscheen, worunter die Königsmoschee die prachtvollste der ganzen muhammedanischen Welt sein soll, der ungeheure Platz Meidan und der freilich jetzt verödete, lange Schah-Abbas-Bazar zieren noch die Stadt, welche unter diesem Schah — J. 1587—1629 — ihren größten Glanz entwickelte bei einer Bevölkerung von  $\frac{3}{4}$  Millionen, nebst mehr als 1800 Karawanserais und 270 öffentlichen Bädern. (Neuschle. Handb. der Geographie. V. S. 517 ff.) Jedenfalls war und ist auch heute, mit Ausnahme von Teheran, Isfahan eine der größten und schönsten Städte des Orients. Die Perser hegten allgemein die Ueberzeugung, Isfahan wäre die Hälfte der Welt gewesen, wenn Lahore in Indien nicht wäre. Isfahan nish jehan agar Lahor nebaschar, d. h. schließt Lahore aus — und Isfahan wird die Hälfte der Welt sein. Heute ist die Stadt, gleich anderen Unglücksschwestern, tief heruntergekommen; sie liegt seit der jüngsten Hungersnoth (1871) im Staub darnieder; neun Zehntheile sind Ruinen. Ihre Einwohnerzahl, oft mit 150,000 bis 200,000 angegeben, ermittelte Petermann auf bloß 60,000. (Siehe über Isfahan: Ausland 1876, Nr. 23, S. 449.)

Im NW. und W. umlagern Irak Abdchemi die Provinzen Aderbeidschan, Ardilan, Kuristan und Chufistan oder Arabistan, welch' letztere Provinz zum Theile schon vom persischen Golfe bespült wird. Ihr reißen sich diesem entlang und südlich vom Irak Farsistan, Kirman und Mefran an, welch' letztere Provinz an das Reich von Kelat grenzt. Es sind dies insgesammt hohe Bergländer, welche vom Meeresufer terrassenförmig ziemlich jäh emporsteigen und deren Höhenzüge dem Küstenverlaufe im Allgemeinen parallel streichen. Sie bilden den westlichen und südlichen Rand des eranischen Tafellandes, so daß gegen N. hin das Terrain sich wieder senkt und das Plateau von Irak, welches in seinem nördlichen Theile von der großen persischen, bis in das östliche Chorasän sich erstreckenden Salzsteppe eingenommen wird, ein tieferes Meeresniveau besitzt, als die meisten Längsthäler, welche die südlichen Provinzen durchsuchen. In einem dieser Thalgründe voll Rosen-





an Schiras die erste Fülle saftigen Dunkelgrüns, überragt von der Kuppel der Moschee Schah Tschirog, viel zur Begeisterung beigetragen haben. Die Fülle von Wasser erzeugt in der Stadt eine der üppigsten Culturen, die Rosen ermüden niemals zu blühen und der Perser kann sein beliebtes Lammfleisch dort das ganze Jahr über genießen, nicht bloß zwei Monate wie anderwärts. Zu Rosen und Lammfleisch gesellt sich ein lachender Himmel und eine beständige Milde der Luft. Das gute Essen, die Fruchtbarkeit des Bodens und das linde Klima haben die Schirasi aber auch zu Ausschweifungen verführt. Ohne Scheu wird in Schiras von beiden Geschlechtern dem Becher gehuldigt und bei den Zechgelagen spielen die Tänzer und Tänzerinnen eine große Rolle. Die Schirasi hätten den Himmel auf Erden, wenn sie sich eine Unart abgewöhnen könnten, nämlich zu stechen. Alt und Jung führt einen zweischneidigen Dolch im Gürtel und heftige Wortwechsel enden gewöhnlich mit dem Gebrauche dieser Waffe, so daß leichtsinnige Mordthaten zu den alltäglichen kleinen Nachrichten gehören würden, wenn ein Wochenblättchen erschiene.

In all den genannten Provinzen erfolgt der Abfall des eranischen Hochlandes sehr rasch, sei es in die Tiefebene des Tigris-Thales, sei es zum persischen Meerbusen hin. Nach der ersteren Richtung wehen noch in Kariud kühle Winde, unten sind sie glühend heiß. Die in wenig Stunden zurückgelegte Senkung beträgt etwa 250 M. und das Thermometer steigt im Juli von 21 auf 31 und in der Sonne selbst auf 48° R. (Vellaw. A. a. C. S. 447.) Eine gleich intensive Hitze versengt die Gestade des persischen Golfes, an welchem die Perser, obzwar eine durchaus seeuntüchtige Nation und deshalb ohne jegliche Spur einer Kriegsflotte, doch ein paar wichtige Hafenplätze besitzen. Der Haupthandelsplatz ist Abuschehr oder Bender Buschehr; am Eingange des Golfes, in der Hormus-Straße, liegt der vegetationslose Felsen von Hormus, einst ein glänzendes Handelsemporium, und die Hafenstadt Bender Abbasi in der Provinz Kirman, die sich gen N. bis nach dem uns schon bekannten Seistan erstreckt.

Die nordöstliche Provinz Persiens, zugleich eine der größten des Reiches, ist Chorassan, welche 1858 durch eine russische Expedition mit Hrn. von Khanikow an der Spitze genauer erforscht und seither wiederholt von Europäern besucht worden ist. Ihr östlicher Theil ist vorherrschend Gebirgsland und führt deshalb im S. die Benennung Kuchistan. Dazwischen dehnen sich aber sowohl nach Afghanistan als gegen W. hin weite Wüsten aus; im N., wo Mesched, eine der bedeutendsten Städte Iran's liegt, umziehen wieder bis an den S.-Saum des kaspischen Meeres Gebirge, Fortsetzungen des Hindu-kuh in Afghanistan, den Rand des Hochplateau's, welches hier nach der nördlich gelegenen Turkomanen-Wüste abfällt.

Ueberall in diesem Theile Persiens begegnet man den sichtbaren Spuren der jüngsten Hungersnoth und der maßlosen Furcht vor den benachbarten Turkomanen, deren räuberische Einfälle die schwache persische Regierung und die ebenso schwache Gesellschaft in jenen Grenzlanden nicht abzuwehren verstehen. Was die Hungersnoth anlangt, so scheint dieselbe jeder Beschreibung zu spotten; im Uebrigen ist es schwer, die Ursachen der Hungersnoth in diesem Gebiete



zu begreifen, denn Belletur versichert, daß der Boden gut bewässert sei und ein reichliches Erträgniß abwerfe. Dennoch war die Noth so groß, daß sie die wahrhaft lächerliche Turkomanenfurcht überwand, und, wie man Belletur erzählte, gingen die Bewohner Mescheds schaarenweise vor ihre Thore in der Hoffnung, von den Turkomanen gefangen genommen und in die Sklaverei geschleppt zu werden, eine Brodkruste in Sklavenketten den Qualen eines langsamen Hungertodes in der Heimath vorziehend. Die Turkomanen schonten, mit Ausnahme der Araber, niemand, nahmen keine Rücksicht auf Alter oder Geschlecht; wer ihnen kein genügendes Lösegeld zu bieten vermochte, ward nach Chiwa auf den Sklavenmarkt gebracht und dort verkauft. Die Existenz und Behandlung der persischen Sklaven bei den Turkomanen selbst hat Bambergy in lebhaften Farben geschildert. Heute freilich, wo die siegreichen Waffen der Russen Chiwa erobert und die Sklaverei



Turkomanisches Lager.

dort aufgehoben haben, ist auch den Turkomanen das Handwerk in dieser Richtung wenigstens gelegt, und wahrscheinlich ist die Zeit nicht ferne, wo sie ihre Räubereien auch nach Persien einstellen werden müssen, wenn nämlich die jetzige persisch-turkomanische einmal völlig eine persisch-russische Grenze sein wird. Merkwürdig ist, daß trotz ihrer Angst die Leute jener Gegend im Gegensatz zu den Afghanen unbewaffnet einhergehen; Widerstand ist nämlich sicherer Tod; die Turkomanen tödten die alten Leute, die für ihre Zwecke werthlos sind, und jene, die ihnen nicht gutwillig folgen. Deshalb ist die von Belletur durchzogene Ebene mit ganz eigenthümlichen Schutzhürmen besät; sie bestehen aus einem etwa 4 M. hohen, freisunden Lehmwall, der einen leeren, unbedeckten Raum einschließt und einen einzigen Eingang besitzt, der so niedrig ist, daß man nur auf allen Vieren hindurchkriechen kann. Sobald die Perser der turkestanischen Reiter ansichtig werden, flüchten sie mit ihren Heerden in diese abgeschlossenen Räume, die sicheren Schutz bieten, bis die Räuber mit langer Nase wieder abgezogen sind. Uebrigens besitzen die Turkomanen einen heilsamen Respekt vor allen Feuerwaffen und halten sich überhaupt nur an Unbewaffnete; sie sind allen Schilderungen zufolge ganz erbärmliche Feiglinge.



Das „Das Heilige“ (siehe Nicolai von Chanykow: Mémoires sur le territoire in: Le Tour du Monde, 1861, p. 269–289), im Chorassan, treibt lebhaften Handel und ist ein Hauptemporium nach Indien und China; die Hauptindustrie-Erzeugnisse sind, Becher, Teppiche, Pfeifen und Hausgeräthe, die Hauptstadt ist der benachbarte Nischapur.

Es ist hiermit bis in die Nähe des kaspischen Meeres vorgedrungen, wo die bisher durchwanderte Gegend durch die östlichen Ausläufer des Elburs-Gebirges geschieden wird. Obwohl die S.-Ufer der kaspischen See über diese siehe: G. Melgunow. Das südliche Ufer des kaspischen Meeres oder die N.-Provinzen Persiens. Leipzig 1868. 8<sup>o</sup>.) persisches Gebiet sind, und einige nicht unwichtige Plätze, wie Asterabad, Barjesch, Amol in Masenderan, Enzeli und Rescht in Ghilan aufweisen, so kann man dieses Meer doch recht eigentlich als ein russisches Binnengewässer betrachten, denn russisches Gebiet umsäumt es an allen Seiten, die südliche ausgenommen. Selbst an dieser haben sich aber die Russen die kleine persische Insel Aschurade unfern von Asterabad als Flottenstation abtreten lassen; und auch im Thale des Atrek, welcher von O. her dem kaspischen Meere zufließt, haben sie Fuß gefaßt, insofern dieser Fluß heute zu gutem Theile schon die Grenze zwischen Persien und den russischen Besitzungen in Turkestan bezeichnet.

Es dürfte hier am Platze sein, zur Orientirung des geneigten Lesers einige Worte über die politische Bedeutung dieses Fußfassens der Russen im Atrek-Gebiete einfließen zu lassen. Seitdem die früher zum persischen Reiche gehörigen Länder südlich vom Kaukasus von den Russen annektirt und der Araxes die Grenze des russischen Reiches geworden ist, seit jener Zeit, d. h. seit nun etwa 50 Jahren, ist die Abhängigkeit Persiens von Rußland eine vollendete Thatsache und niemals hat die Regierung des Schahs sich irgendwelchen Neigungen hingeben dürfen, welche der russischen nicht genehm gewesen wären. Die Abtretung des unteren Atrek-Thales konnte den Persern kaum sehr schwer fallen, denn sie haben abgetreten, was sie nicht vollständig ihr eigen nennen konnten, wenigstens nicht im Stande waren, zu beschützen. Es ist das Hauptaktionsfeld der räuberischen Turkomanenstämme, besonders der Tekke, die alljährlich in diese Gegenden einfallen und ebenso schnell, wie sie kommen, auch wieder verschwinden, Alles, was irgend möglich, an Vieh, Menschen, Werthsachen zc. mit sich schleppend. Der Schutz, den die persische Regierung ihren Unterthanen in dieser Gegend angebreiten läßt, ist eine Illusion, wie es bei der entsetzlichen Verrottung in allen Zweigen der persischen Verwaltung auch gar nicht anders zu erwarten ist. So werthlos verhältnismäßig der Atrek für Persien ist, von so wesentlichlicher Bedeutung ist er für Rußland, wie folgende Betrachtung der geographischen Verhältnisse lehrt. Das hohe Elburs-Gebirge (südlich vom kaspischen See) setzt sich, wie wir wissen, ostwärts fort als das Gebirge von Chorassan; da, wo es vom Heri-Rud durchschnitten wird, erreicht es die Grenze von Afghanistan, geht dann unter verschiedenen Namen in östlicher Richtung fort und bildet so die Verbindung mit dem Hindu-kuh direkt, nördlich von Kabul mit den westlichen Ausläufern des Himalaya. Diese Linie ist die von der Natur vorgezeichnete Südgrenze eines einheitlich gedachten Turkestan. Alle Länder nördlich und südlich von dieser Linie sind Culturländer, einzutheilen nach den verschiedenen Wassercheiden, und sehr werthvolle Handelsgebiete. Auf beiden Seiten des Chorassanischen Gebirges liegt die Provinz Chorassan, das alte Sirkaniien. Der N.-Theil desselben wird vom Atrek und

einer Reihe Seitenflüsse gespeist. Hieran schließt sich das Stromgebiet des Heri-Rud und des Merv-Rud mit der Stadt Merv; weiter östlich die Landschaft Kiptschak, die Chanate von Maimene und Kunduz mit den Städten Andchui und Balch, den südlichen Nachbarländern von Buchara. Die Occupation des Atrek war der Anfang des Versuches für das Turkestanische Reich, eine feste Südgrenze zu gewinnen, eine ununterbrochene Linie vom Kaspischen See bis Buchara herzustellen; allerdings ist es nur der Anfang, aber ein Anfang, dessen Ende gar nicht zweifelhaft sein kann. Die orientalischen Völker, welche jene Gegenden bewohnen, sind zu gespalten und zu wenig organisiert, als daß sie den Russen erfolgreichen Widerstand leisten könnten, und von Europa aus kann ihnen Niemand helfen. Nicht weit von der Mündung des Atrek ist die russische Flottenstation Aschurade. Der Landweg um die S.-Küste des Kaspischen Sees, der übrigens sehr ungesund, steht den Russen immer zur Verfügung, so daß russische Truppen sowohl zu Wasser wie zu Lande vom Kaukasus aus in dieser Richtung vorgehen können. Der Fortschritt auf dieser neuen Bahn kann ihnen nicht besonders schwer fallen. Während Chiwa auf drei Seiten von endlosen, für größere Truppenkörper schwer passirbaren Wüsten geschützt wird, hat man auf dieser südlichen Linie zwar keinen schiffbaren Jazartes zur Verfügung, aber doch nur solche Länder zu passiren, welche bis zu einem gewissen Grade Culturländer sind, größere Städte aufzuweisen haben und daher die Mittel zur Unterhaltung von Armeen selbst gewähren; diese Linie ist das nächste und vorderhand letzte Ziel russisch-asiatischer Politik. Das Streben nach Abrundung, nach natürlichen Grenzen liegt klar zu Tage und ist auch ebenso berechtigt wie nothwendig; denn nur dann, wenn die Russen auch diese Linie militärisch besetzt halten, wird es gelingen, die turbulenten turkomanischen Nomadenstämme in Ordnung zu halten und zu pacificiren — in derselben Weise, wie es ihnen mit den Kirgisen nördlich vom Aral-See gelungen ist. Nur unter dieser Bedingung ist es möglich, Turkestan zu einer russischen Provinz zu machen und dem russischen Handel dies große und reiche Handelsgebiet zu sichern. Rußland hat bekanntlich nichts weniger als freihändlerische Ansichten. Wenn es daher ganz Turkestan unter seine Botmäßigkeit gebracht haben wird, so ist damit selbstverständlich das englisch-ostindische Geschäft von dem Markte ausgeschlossen. *Hinc illae lacrymae!* Die Ausschliefung ist russischerseits ohne irgend welche Schwierigkeit zu verwirklichen. Der einzige Verkehrsweg zwischen Indien und Turkestan geht von Kabul aus über den Hindu-kuh über drei Pässe hinüber, von denen der erste 3350, der zweite 3780, der dritte 4100 M. hoch ist. Hat erst die russische Militärmacht nördlich vom Hindu-kuh Fuß gefaßt, so ist es ein Leichtes, diese Pässe hermetisch zu verschließen, die Engländer einzufür allemal auszuschließen, und Millionen, die bisher alljährlich ihren Weg nach England nahmen, nach Rußland zu lenken. Als Grenzland zwischen Indien und Rußland bleibt in Zukunft nur das unzugängliche Kasiristan, ein asiatisches Tyrol, und Afghanistan. Ob auch hiernach Rußland dürstet, wie englische Lärmmacher glauben, ist mindestens zweifelhaft. Direct um Indien handelt es sich nicht und wird sich vermuthlich niemals darum handeln. Rußland strebt ganz zu besitzen, was es zur besseren Hälfte schon hat, nach Abrundung und Befestigung seines Besizes, was nur innerhalb der von der Natur vorgezeichneten Grenzen möglich ist. Dies Unterfangen erscheint nicht so ungeheuerlich, und es ist abgeschmackt, ein großes Maulgerassel zu erheben, nachdem das Eintreten dieser Ereignisse seit vielen Jahren mit Bestimmtheit vorauszu ziehen war. England kann den russischen Bären nur noch anbellern; ihn zurücktreiben — dazu ist es viel zu spät.

Die Provinzen Ghilan und Masenderan umfassen den bewaldeten N.-Abfall des Elbursgebirges und einen mehr oder minder breiten, aus Schwemmland gebildeten, flachen Küstenstrich zwischen jenem Gebirge und dem kaspischen Meere. Dieser oft sehr sumpfige, von bösen Fiebern heimgesuchte Landstrich, in welchem hauptsächlich Reis, Baumwolle, Seide und etwas Rohrzucker producirt wird, ist zum größten Theil seines Flächeninhaltes, ähnlich dem benachbarten Gebirge, von ungeheuren Waldungen bedeckt, wodurch er

















und an künstlichen Bewässerungsanstalten fehlt es auch überall. Die Flüsse verlieren meerrwärts ihre Kraft und in entseßlichen Wildnissen oder todten Bitter- und Salzmeeren ihr Leben. Dazu die furchtbarsten Temperaturgegensätze. In manchen Gegenden kommen die Leute an Frost und Fiebern, in anderen an Hitze um. Ein Landestreifen am persischen Golfe ist während des größten Theils des Jahres heiß wie ein Backofen, dagegen herrscht in einer langen Strecke am kaspischen Meere mindestens fünf Monate lang kalte, feuchte Fieberluft. Zwischen diesen Landstrichen findet sich hier und da eine Oase, auf deren grünem Rasensammit sich Getreidefelder oder paradiesische Gärten voller Rosen, Hyacinthen, Lilien und anderen Blumen hervorheben.

Der britische Gesandtschaftssecretär Thomson in Teheran berichtete 1868: „Von der Bodenfläche Persiens, 1,680,000 □M., ist ein großer Theil vollkommene Wüste, und die Bevölkerung vertheilt sich im Durchschnitt mit 3 auf den □M. Täbris mag ungefähr 110,000, Teheran 85,000, Ispahan 60,000 Einwohner haben. Rechnet man 1 Million auf die Städte, 1,700,000 für die über Persien zerstreuten Türken-, Kurden- und Araberstämme, und 1,700,000 für die übrigen Einwohner, so beträgt die ganze Bevölkerung etwa 4,400,000 Seelen.“ Jedenfalls bleiben wir nicht unter der Wirklichkeit, wenn wir die Gesamtbevölkerung Persiens mit Mounsey (*A Journey through the Caucasus and the interior of Persia*. London 1872. 8°.) auf höchstens 5—6 Millionen veranschlagen, von denen in den letzten Jahren viele Tausende durch die ausgebrochenen grauenhaften Hungersnöthe umgekommen sind. Um das Land auch in staatlicher Hinsicht gleich zu charakterisiren, so sagen wir, daß die Bewohner durchweg arm sind, dennoch aber jährlich eine Staatseinnahme von mindestens 36 Millionen Mark aufbringen müssen. Der Staat — ein Königreich, dessen Herrscher kurzweg Schah genannt, sich auch stolzerweise „Schahinschah“, d. i. König der Könige, tituliren läßt — kommt jedoch hiermit schon lange nicht mehr aus, und Stockschläge, satirische Erpressungen und dergleichen orientalische Steuerhilfen haben auch ihre Kraft verloren. „Das Land leidet an einer schlechten Regierung, die Regierung an einem schlechten Volk und das Volk an einem undankbaren Land, ein *circulus vitiosus*, aus dem nicht herauszukommen ist. Der Schah ist eine große Null und der Thronfolger eine kleine. Mit neuen Uniformen und einem Stückchen Eisenbahn ist Persien nicht zu civilisiren, und es ist stark zu bezweifeln, ob das Land je einer bessern Zukunft entgegengeführt werden kann, so lange es von Persern bewohnt ist. Wenn europäische Zeitungen von Reformen in Persien sprechen, so beweist dies nur ihre gänzliche Unkenntniß persischer Zustände. Das Reuter'sche Project, Persien in Generalentreprise zu nehmen, war lediglich nur eine Speculation auf das Geld leichtgläubiger Europäer; man muß es dem Schah Dank wissen, daß er früh genug dem Baron sein Wort brach. Der volkwirthschaftliche Zustand des Landes ist ein überaus trauriger. Der Bauernstand ist gänzlich verarmt und schwer bedrückt. Eigentliche Industrie ist nicht vorhanden (die Teppichweberei ist lediglich Hausindustrie); wo sich Wohlstand zeigt, da wird er von der Regierung prompt unterdrückt. Der Beamtenstand ist ganz unglaublich depravirt — eine merkwürdige Analogie zwischen dem uncivilisirten Persien und dem übercivilisirten Amerika.“ So urtheilt ein moderner Beobachter, Baron Thielmann (*Streifzüge im Kaukasus, in Persien und in der asiatischen Türkei*, S. 297—298) und bestätigt damit nur, was einer der gründlichsten Kenner Persiens, Dr. J. E. Polak (*Persien. Das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen*. Leipzig 1865. 8°. 2 Bde.) längst berichtet hatte. Das Reisen in Persien ist nicht überall ohne Gefahr. Da und dort treiben sich wilde nomadische Horden umher, welche Reisende und ganze Karawanen überfallen und ausplündern. Der Schah hat für die Einnahmen des Landes viel zu viel, aber für dessen Sicherheit viel zu wenig Soldaten. Die Kennstärke des Heeres beträgt 105,500 Mann, von denen jedoch nur ein Drittel activ ist; den Rest bildet eine Art Reserve, die, ob-









an Schiras die erste Fülle saftigen Dunkelgrüns, überragt von der Kuppel der Moschee Schah Tschirog, viel zur Begeisterung beigetragen haben. Die Fülle von Wasser erzeugt in der Stadt eine der üppigsten Culturen, die Rosen ermüden niemals zu blühen und der Perser kann sein beliebtes Lammfleisch dort das ganze Jahr über genießen, nicht bloß zwei Monate wie anderwärts. Zu Rosen und Lammfleisch gesellt sich ein lachender Himmel und eine beständige Milde der Luft. Das gute Essen, die Fruchtbarkeit des Bodens und das linde Klima haben die Schirasi aber auch zu Ausschweifungen verführt. Ohne Scheu wird in Schiras von beiden Geschlechtern dem Becher gehuldigt und bei den Zechgelagen spielen die Tänzer und Tänzerinnen eine große Rolle. Die Schirasi hätten den Himmel an Erden, wenn sie sich eine Unart abgewöhnen könnten, nämlich zu stechen. Alt und Jung führt einen zweischneidigen Dolch im Gürtel und heftige Wortwechsel enden gewöhnlich mit dem Gebrauche dieser Waffe, so daß leichtsinnige Mordthaten zu den alltäglichen kleinen Nachrichten gehören würden, wenn ein Wochenblättchen erschiene.

In all den genannten Provinzen erfolgt der Abfall des eranischen Hochlandes sehr rasch, sei es in die Tiefebene des Tigris-Thales, sei es zum persischen Meerbusen hin. Nach der ersteren Richtung wehen noch in Kariud kühle Winde, unten sind sie glühend heiß. Die in wenig Stunden zurückgelegte Senkung beträgt etwa 250 M. und das Thermometer steigt im Juli von 21 auf 31 und in der Sonne selbst auf 48° R. (Bellw. N. a. O. S. 447.) Eine gleich intensive Hitze versengt die Gestade des persischen Golfes, an welchem die Perser, obzwar eine durchaus seeuntüchtige Nation und deshalb ohne jegliche Spur einer Kriegsflotte, doch ein paar wichtige Hafenplätze besitzen. Der Haupthandelsplatz ist Abuschehr oder Bender Buschehr; am Eingange des Golfes, in der Hormus-Straße, liegt der vegetationslose Felsen von Hormus, einst ein glänzendes Handelsemporium, und die Hafenstadt Bender Abbasi in der Provinz Kirman, die sich gen N. bis nach dem uns schon bekannten Seistan erstreckt.

Die nordöstliche Provinz Persiens, zugleich eine der größten des Reiches, ist Choraschan, welche 1858 durch eine russische Expedition mit Hr. von Khanikow an der Spitze genauer erforscht und seither wiederholt von Europäern besucht worden ist. Ihr östlicher Theil ist vorherrschend Gebirgsland und führt deshalb im S. die Benennung Kuchistan. Dazwischen dehnen sich aber sowohl nach Afghanistan als gegen W. hin weite Wüsten aus; im N., wo Meshhed, eine der bedeutendsten Städte Iran's liegt, umziehen wieder bis an den S.-Saum des kaspischen Meeres Gebirge, Fortsetzungen des Hindu-kuh in Afghanistan, den Rand des Hochplateau's, welches hier nach der nördlich gelegenen Turkomanen-Wüste abfällt.

Ueberall in diesem Theile Persiens begegnet man den sichtbaren Spuren der jüngsten Hungersnoth und der maßlosen Furcht vor den benachbarten Turkomanen, deren räuberische Einfälle die schwache persische Regierung und die ebenso schwache Gesellschaft in jenen Grenzlanden nicht abzuwehren verstehen. Was die Hungersnoth anlangt, so scheint dieselbe jeder Beschreibung zu spotten; im Uebrigen ist es schwer, die Ursachen der Hungersnoth in diesem Gebiete



zu begreifen, denn Belletw versichert, daß der Boden gut bewässert sei und ein reichliches Erträgniß abwerfe. Dennoch war die Noth so groß, daß sie die wahrhaft lächerliche Turkomanenfurcht überwand, und, wie man Belletw erzählte, gingen die Bewohner Mesheds schaarenweise vor ihre Thore in der Hoffnung, von den Turkomanen gefangen genommen und in die Sklaverei geschleppt zu werden, eine Brodkruste in Sklavenfetten den Qualen eines langsamen Hungertodes in der Heimath vorziehend. Die Turkomanen schonten, mit Ausnahme der Araber, niemand, nahmen keine Rücksicht auf Alter oder Geschlecht; wer ihnen kein genügendes Lösegeld zu bieten vermochte, ward nach Chiwa auf den Sklavenmarkt gebracht und dort verkauft. Die Existenz und Behandlung der persischen Sklaven bei den Turkomanen selbst hat Bambergy in lebhaften Farben geschildert. Heute freilich, wo die siegreichen Waffen der Russen Chiwa erobert und die Sklaverei



Turkomanisches Lager.

dort aufgehoben haben, ist auch den Turkomanen das Handwerk in dieser Richtung wenigstens gelegt, und wahrscheinlich ist die Zeit nicht ferne, wo sie ihre Räubereien auch nach Persien einstellen werden müssen, wenn nämlich die jetzige persisch-turkomanische einmal völlig eine persisch-russische Grenze sein wird. Merkwürdig ist, daß trotz ihrer Angst die Leute jener Gegend im Gegensatz zu den Afghanen unbewaffnet einhergehen; Widerstand ist nämlich sicherer Tod; die Turkomanen tödten die alten Leute, die für ihre Zwecke werthlos sind, und jene, die ihnen nicht gutwillig folgen. Deshalb ist die von Belletw durchzogene Ebene mit ganz eigenthümlichen Schutzhürmen besät; sie bestehen aus einem etwa 4 M. hohen, freisrunden Lehmwall, der einen leeren, unbedeckten Raum einschließt und einen einzigen Eingang besitzt, der so niedrig ist, daß man nur auf allen Vieren hindurchkriechen kann. Sobald die Perser der turkestanischen Reiter ansichtig werden, flüchten sie mit ihren Heerden in diese abgeschlossenen Räume, die sicheren Schutz bieten, bis die Räuber mit langer Nase wieder abgezogen sind. Uebrigens besitzen die Turkomanen einen heilsamen Respekt vor allen Feuerwaffen und halten sich überhaupt nur an Unbewaffnete; sie sind allen Schilderungen zufolge ganz erbärmliche Feiglinge.



Meschhed i mucaddas, „das Heilige“ (siehe Nicolai von Chanylow: *Méched, la ville sainte, et son territoire* in: *Le Tour du Monde*, 1861, p. 269–289), die Hauptstadt des persischen Chorassan, treibt lebhaften Handel und ist ein Stapelplatz für die Karawanen nach Indien und China; die Hauptindustrie-Erzeugnisse sind Schmuckvasen, Becher, Teppiche, Seifen und Hausgeräthe, die Hauptwaare die Türkise von dem benachbarten Nischabur.

Wir sind hiermit bis in die Nähe des kaspischen Meeres vorgebrungen, von welchem die bisher durchwanderte Gegend durch die östlichen Ausläufer des hohen Elburs-Gebirges geschieden wird. Obwohl die S.-Ufer der kaspischen See (über diese siehe: G. Melgunow. *Das südliche Ufer des kaspischen Meeres oder die N.-Provinzen Persiens*. Leipzig 1868. 8<sup>o</sup>.) persisches Gebiet sind, und einige nicht unwichtige Plätze, wie Asterabad, Barjerusch, Amol in Masenderan, Enzeli und Reicht in Ghilan aufweisen, kann man dieses Meer doch recht eigentlich als ein russisches Binnengewässer betrachten, denn russisches Gebiet umsäumt es an allen Seiten, die südliche ausgenommen. Selbst an dieser haben sich aber die Russen die kleine persische Insel Aschurade unfern von Asterabad als Flottenstation abtreten lassen; und auch im Thale des Atrek, welcher von O. her dem kaspischen Meere zufließt, haben sie Fuß gefaßt, insoferne dieser Fluß heute zu gutem Theile schon die Grenze zwischen Persien und den russischen Besitzungen in Turkestan bezeichnet.

Es dürfte hier am Platze sein, zur Orientirung des geneigten Lesers einige Worte über die politische Bedeutung dieses Fußfassens der Russen im Atrek-Gebiete einfließen zu lassen. Seitdem die früher zum persischen Reiche gehörigen Länder südlich vom Kaukasus von den Russen annektirt und der Araxes die Grenze des russischen Reiches geworden ist, seit jener Zeit, d. h. seit nun etwa 50 Jahren, ist die Abhängigkeit Persiens von Rußland eine vollendete Thatsache und niemals hat die Regierung des Schahs sich irgendwelchen Neigungen hingeben dürfen, welche der russischen nicht genehm gewesen wären. Die Abtretung des unteren Atrek-Thales konnte den Persern kaum sehr schwer fallen, denn sie haben abgetreten, was sie nicht vollständig ihr eigen nennen konnten, wenigstens nicht im Stande waren, zu beschützen. Es ist das Hauptaktionsfeld der räuberischen Turkomanenstämme, besonders der Tekke, die alljährlich in diese Gegenden einfallen und ebenso schnell, wie sie kommen, auch wieder verschwinden, Alles, was irgend möglich, an Vieh, Menschen, Werthsachen u. mit sich schleppend. Der Schutz, den die persische Regierung ihren Unterthanen in dieser Gegend angedeihen läßt, ist eine Illusion, wie es bei der entsetzlichen Verrottung in allen Zweigen der persischen Verwaltung auch gar nicht anders zu erwarten ist. So werthlos verhältnismäßig der Atrek für Persien ist, von so weientlicher Bedeutung ist er für Rußland, wie folgende Betrachtung der geographischen Verhältnisse lehrt. Das hohe Elburs-Gebirge (südlich vom kaspischen See) setzt sich, wie wir wissen, ostwärts fort als das Gebirge von Chorassan; da, wo es vom Heri-Rud durchschnitten wird, erreicht es die Grenze von Afghanistan, geht dann unter verschiedenen Namen in östlicher Richtung fort und bildet so die Verbindung mit dem Hindu-kuh direkt, nördlich von Kabul mit den westlichen Ausläufern des Himalaya. Diese Linie ist die von der Natur vorgezeichnete Südgrenze eines einheitlich gedachten Turkestan. Alle Länder nördlich und südlich von dieser Linie sind Culturländer, einzutheilen nach den verschiedenen Wassercheiden, und sehr werthvolle Handelsgebiete. Auf beiden Seiten des Chorassanischen Gebirges liegt die Provinz Chorassan, das alte Hyrkaniem. Der N.-Theil desselben wird vom Atrek und

einer Reihe Seitenflüsse gespeist. Hieran schließt sich das Stromgebiet des Heri-Rud und des Merw-Rud mit der Stadt Merw; weiter östlich die Landschaft Kiptschak, die Chanate von Maimene und Kunduz mit den Städten Andchui und Balch, den südlichen Nachbarländern von Buchara. Die Occupation des Atrek war der Anfang des Versuches für das Turkestanische Reich, eine feste Südgrenze zu gewinnen, eine ununterbrochene Linie vom Kaspiischen See bis Buchara herzustellen; allerdings ist es nur der Anfang, aber ein Anfang, dessen Ende gar nicht zweifelhaft sein kann. Die orientalischen Völker, welche jene Gegenden bewohnen, sind zu gespalten und zu wenig organisirt, als daß sie den Russen erfolgreichen Widerstand leisten könnten, und von Europa aus kann ihnen Niemand helfen. Nicht weit von der Mündung des Atrek ist die russische Flottenstation Nischurade. Der Landweg um die S.-Küste des Kaspiischen Sees, der übrigens sehr ungesund, steht den Russen immer zur Verfügung, so daß russische Truppen sowohl zu Wasser wie zu Lande vom Kaukasus aus in dieser Richtung vorgehen können. Der Fortschritt auf dieser neuen Bahn kann ihnen nicht besonders schwer fallen. Während Chiwa auf drei Seiten von endlosen, für größere Truppenkörper schwer passibaren Wüsten geschützt wird, hat man auf dieser südlichen Linie zwar keinen schiffbaren Tartar zur Verfügung, aber doch nur solche Länder zu passiren, welche bis zu einem gewissen Grade Culturländer sind, größere Städte aufzuweisen haben und daher die Mittel zur Unterhaltung von Armeen selbst gewähren; diese Linie ist das nächste und vorderhand letzte Ziel russisch-asiatischer Politik. Das Streben nach Abrundung, nach natürlichen Grenzen liegt klar zu Tage und ist auch ebenso berechtigt wie nothwendig; denn nur dann, wenn die Russen auch diese Linie militärisch besetzt halten, wird es gelingen, die turbulenten turkomanischen Nomadenstämme in Ordnung zu halten und zu pacificiren — in derselben Weise, wie es ihnen mit den Kirgisen nördlich vom Aral-See gelungen ist. Nur unter dieser Bedingung ist es möglich, Turkestan zu einer russischen Provinz zu machen und dem russischen Handel dies große und reiche Handelsgebiet zu sichern. Rußland hat bekanntlich nichts weniger als freihändlerische Ansichten. Wenn es daher ganz Turkestan unter seine Botmäßigkeit gebracht haben wird, so ist damit selbstverständlich das englisch-ostindische Geschäft von dem Markte ausgeschlossen. *Hinc illae lacrymae!* Die Ausgeschlossenheit ist russischerseits ohne irgend welche Schwierigkeit zu verwirklichen. Der einzige Verkehrsweg zwischen Indien und Turkestan geht von Stambul aus über den Hindu-kuh über drei Pässe hinüber, von denen der erste 3350, der zweite 3780, der dritte 4100 M. hoch ist. Hat erst die russische Militärmacht nördlich vom Hindu-kuh Fuß gefaßt, so ist es ein Leichtes, diese Passage hermetisch zu verschließen, die Engländer einzufür allemal auszuschließen, und Millionen, die bisher alljährlich ihren Weg nach England nahmen, nach Rußland zu lenken. Als Grenzland zwischen Indien und Rußland bleibt in Zukunft nur das unzugängliche Kasiristan, ein asiatisches Tyrol, und Afghanistan. Ob auch hiernach Rußland dürstet, wie englische Lärmmacher glauben, ist mindestens zweifelhaft. Direct um Indien handelt es sich nicht und wird sich vermuthlich niemals darum handeln. Rußland strebt ganz zu besitzen, was es zur besseren Hälfte schon hat, nach Abrundung und Befestigung seines Besizes, was nur innerhalb der von der Natur vorgezeichneten Grenzen möglich ist. Dies Unterfangen erscheint nicht so ungeheuerlich, und es ist abgesehen, ein großes Maulgerassel zu erheben, nachdem das Eintreten dieser Ereignisse seit vielen Jahren mit Bestimmtheit vorauszuweisen war. England kann den russischen Varen nur noch anbellern; ihn zurücktreiben — dazu ist es viel zu spät.

Die Provinzen Ghilan und Masenderan umfassen den bewaldeten N.-Abfall des Elburzgebirges und einen mehr oder minder breiten, aus Schwemmland gebildeten, flachen Küstenstrich zwischen jenem Gebirge und dem kaspiischen Meere. Dieser oft sehr sumpfige, von bösen Fiebern heimgesuchte Landstrich, in welchem hauptsächlich Reis, Baumwolle, Seide und etwas Rohrzucker producirt wird, ist zum größten Theil seines Flächeninhaltes, ähnlich dem benachbarten Gebirge, von ungeheuren Waldungen bedeckt, wodurch er

im schneidendsten Gegensatze steht zu dem öden, kahlen oder trockenen Lande im S. des Elburs, zu dem übrigen Persien, das man scherzweise in die Salzwüste und in die Wüste ohne Salz einzutheilen pflegt. Während in den Wäldern des Gebirges Buchen dominiren, sieht man in den oft undurchdringlichen Dickichten der Niederung hochstämmige Eichen und allerhand Pomaceen abwechseln mit Gleditschien und zartblättrigen Mimosen. Hier wächst die Rebe wild, erreicht der Buchsbaum 6—10 M. Höhe und gehört der Granatapfel zu den gemeinsten Waldfrüchten. Große Farrenkräuter nehmen oft fast mit Ausschluß der anderen Vegetation riesige Flächen ein. Hohe Rohr-



Persische Frau im Hause.

gewächse und allerhand Schlingpflanzen zeigen sich allenthalben in diesen Urwäldern, die dem Königstiger und anderen Raubthieren zum Schlupfwinkel dienen, und in denen Hirsche, Schweine und Fasanen zur häufigsten Jagd gehören.

Die nordöstliche Provinz Persiens ist Aderbeidschan, welche im N. an die russischen Kaukasusländer, im W. aber an Türkisch-Armenien grenzt und sowohl ihrem Bodenrelief wie ihrer Bevölkerung nach zu Armenien gehört. In ihr liegt der schöne, große Urumia-See und östlich von ihm in nackter Fläche, am Fuße hoher, phantastisch gestalteter Felsberge und in





alles entbehrlich, worauf der Osmanli verzichtet, sondern obendrein noch etwas mehr, nämlich der Löffel. Der Hausanzug der Frauen ist geradezu frech und unappetitlich, denn es reicht das Hemd noch nicht so weit herab als eine unserer Herrenwesten und außerdem hängt von den Hüften nur noch ein kurzer aber sehr weiter Rock herab. Durch Umdant und Falschheit sticht der Perser ungünstig ab gegen den von Loyalität erfüllten Türken, sei er Osmane oder Kabeke. In Teheran vermißt man die öffentlichen Spaziergänge, zu denen die Türken Constantinopels hinausziehen, um stundenlang im süßen Nichtsthun das Spiel der blauen Wellen am Bosphorus zu betrachten. Statt dessen kennen die Türken nicht die Zechgelage, wie sie in Persien bei Jung und Alt in Gebrauch sind, und an denen, nach mohammedanischen Begriffen gottloser Weise, selbst die Frauen theilnehmen. Auch an Baukunstwerken ist Constantinopel nicht nur reicher und würdiger ausgestattet, als Teheran, sondern der ungarische Reisende Vámbéry findet, was noch mehr sagen will, den architektonischen Geschmack der Osmanen reiner und besser als den der Neuperser. Dagegen besitzen die Perser, zumal wenn sie reinen Blutes sind, eine gute Portion von Scharfsinn, Witz und Schelmerei. Als die reinsten Granier erscheinen Herrn Channlow die Bewohner Herats in Afghanistan, und die Gueber oder Parsis, welche noch den alt-iranischen Zarathustradienst bewahrt haben und in Kirman und Mezd eine noch immer zahlreiche Gemeinde von Feueranbetern bilden. Im Allgemeinen kann man sagen, der Durchschnittsperser ist das Widerspiel des Osmanen. Nervöser im physischen Ausdruck, lebhafter in der Rede, rascher in der Auffassung, steht er in der Charakterbildung, im sittlichen Gehalt und in der Gemüthsanlage tief unter den Nachkommen der Tataren von der weißen Horde. „Der Osmane,“ sagt Murad Efendi, „ist wortkarg, seine Rede ist gewichtig; der Perser ist ein starker Dialectiker, dabei aber rücksichtsloser Sophist. Er besitzt unbestreitbar mehr natürlichen Geschmack und Schönheitsinn als der Ottomane und hat, was die Fähigkeiten und Naturanlagen betrifft, viel vom Israeliten und Hellenen zugleich. Wenn er auch religiös fanatischer erscheint als der Osmane, so dürfte die europäische Reform bei ihm doch leichtere Verbreitung finden als unter dem Scepter des Halbmonds. Denn, sowie beim Spanier und mehr noch als bei diesem, erscheint bei dem Ottomanen der Glanz, die Macht des Staates als eng verknüpft mit der Religion. Mit dem Islam beginnt und aus demselben entsteht die Geschichte des Osmanenthums und die Größe desselben. Der Ruhm des Islam ist der Ruhm des Ottomanen. Nicht so beim Perser. Seine Vorfahren waren Perser auch vor dem Islam, seine Nationalität war auf staatlicher Basis außer demselben bereits ausgewachsen. Seine geschichtliche Erinnerung reicht über das Entstehen seines Glaubens zurück, Iran war schon in vorislamitischer Zeit ein mächtiger, ruhmreicher Staat. Der Ottomane ist Hirte, Landbebauer und Soldat, der Perser ist Handelsmann und Künstler.“ Daß die Leute in Fars z. B. von einem uralten Culturvolk abstammen, bemerkt der Fremde wohlthätig an dem Anstande und dem überlegt feinen und geschliffenen Betragen der Einwohner, gleichviel ob sie Bauersleute oder Städter sind.

## §. 7. Das Kaukasus-Gebiet.

Wenig Plätze nur gibt es in der Welt, die eine so glückliche geographische Lage besitzen, so viele günstige Umstände in sich vereinen, Handel und Industrie im ausgedehntesten Maße zu fördern, wie die kaukasische Landenge zwischen dem Schwarzen Meere im W. und dem Kaspischen im O. Zwei Welten, Asien und Europa reichen sich hier die Hände; zwei Meere

bespülen die Küsten dieser Landenge; das eine ist der Weg nach Europa, das andere führt in das Herz Asiens. Eine gigantische Gebirgskette theilt Kaukasien in zwei Hälften, sowohl im Klima als auch in Erzeugnissen sehr verschieden. Die S.-Grenze des Landes befindet sich unter gleichem Breitengrade mit Rom und Neapel, und so wachsen und gedeihen hier denn auch die Lorbeer-, Apfelsinen-, Citronen- und Aprikosenbäume, die Weinrebe, die Baumwollenstaude und der Maulbeerbaum. Zwischen den Bergen befinden sich Thäler mit üppigen Wiesen und Wäldern, und in ihren Tiefen bergen sie alle Reichthümer des Mineralreiches. Die nördliche Hälfte ist die Fortsetzung der Ebenen und Steppen des fruchtbaren S.-Rußland. Die Berggegenden sind reich an Waldungen, aber arm an Getreidearten, den Bewohnern mangeln Vieh und Korn, an welchem die Steppenbewohner Ueberfluß haben, während ihnen wieder die Erzeugnisse der Berge fehlen; eine glückliche Nachbarschaft für beide. Die Natur selbst weist darauf hin, wie wichtig eine größere Handelsthätigkeit ist, und wie sie bedeutungsvoll für das Land werden kann.

Die nördliche Hälfte Kaukasiens wird durch zwei Gebiete gebildet, die einen durchaus verschiedenen Charakter besitzen — aus ununterbrochenen Ebenen und ununterbrochenen Bergen. Von der Grenze des Gouvernements Saratow und dem Lande der donischen Kosaken an bis hart an die Hauptgebirgskette ist das Land vollkommen eben, selten nur von unbedeutenden Hügeln unterbrochen. Diese Ebene theilt sich wieder in zwei ihrer Natur nach verschiedene Landstriche. Der erste, welcher von der N.-Grenze anfängt, erstreckt sich südlich bis an die Flüsse Kuban, Laba, Malku und Terek und folgt ihrem Laufe bis zum Meere. Diese ganze ungeheure Strecke ist Steppe, nichts als Steppe, nur ab und zu durch tiefe Abhänge zerklüftet. Wälder gibt es hier nicht, nur einige kleine Haine unweit Stawropol. Auch Wasser mangelt, die fünf oder sechs Flüschen trocknen im Sommer theilweise aus. Zwar befinden sich an der N.-Grenze auch Seen, aber ihr Wasser ist salzig. Die Geißel der Steppe ist die Dürre, die aus dem Regemangel entsteht. Der lehmige, schwarze Boden bringt Getreide und Gras im Ueberflusse hervor, wenn nur irgend Regen fällt, doch der gehört hier zu den Seltenheiten. Im Winter hat man oft bei Sturm und Schneegestöber etwa 20° Kälte, die Schlittenbahn hält sich von December bis Anfang März, der Sommer hingegen ist meist sehr heiß; bei 30° Hitze und darüber trocknet das Steppengras so aus, daß es sich in Staub verwandelt, den der Wind oft in dichten riesigen Wolken weit wegführt. In diesem Theile Kaukasiens gedeihen die Früchte Südrußlands, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Wallnüsse. An den Bächen und Flüschen sind hier und da Ansiedlungen. An der N.-Grenze halten sich die nomadisirenden Kalmlücken mit Heerden von Schafen, Rindern und mageren Pferden auf; in festen Ansiedlungen wohnen dort die Linienkosaken, freie Bauern und Nogaiier, im S., näher am Kaspischen Meere, die noch halb nomadisirenden Kara-Nogaiier. Landwirthschaft und Viehzucht stehen in diesen Gegenden noch auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung sowohl bei den Asiaten als bei den dort angesiedelten Russen. Die Nogaiier bebauen das Land und halten ihr Vieh nur allein für sich, die Russen finden keinen Abjaß für das, was sie vielleicht verkaufen könnten, so stockt denn eben alles. Je mehr man sich dem S. nähert, desto mehr verliert das Land den Steppencharakter. Bei Georgiewsk und Pjatigorsk, dem beliebtesten kaukasischen Badeorte, wird die Landschaft belebter, einzelne Haine, kleine Bergketten, Flüsse und Bäche kommen schon häufiger vor; in der Nähe der Berge ist steinigere Sandboden vorherrschend. An der georgischen Militärstraße befinden sich volkreiche „Stanizen“ (Dörfer oder Stationsplätze der Kosaken, zum Theil mit Ber-







entspringt indeß kein großer schiffbarer Fluß. Terck und Kuban, die größten Ströme des Landes, sind nur an wenigen Stellen schiffbar und im Sommer voll Furchen, Schlamm und Sand. Vom natürlichen Reichthum der Berge weiß man noch sehr wenig. Das Vorhandensein von Blei-, Silber- und Kupferadern ist übrigens längst bekannt. Viele Bergbewohner gießen sich ihre Kugeln aus selbstgefundenem Blei oder Kupfer. In der Umgegend des Elbrus kommt eine Menge Schwefelkies vor, welchen die Bergbewohner bei der Bereitung ihres Pulvers gebrauchen. Granit, prachtvoller grüner und rother Porphyr, verschiedenfarbiger Marmor und Bergkry stall findet sich im Ueberfluß. Mineralwässer der mannigfachsten Art, uner schöp fliche Naphthaquellen und Steinkohlen versprechen für die Zukunft dem Lande großen Reichthum. Die Vegetation jener Berggegenden ist nicht minder reich. Die Waldregion zieht sich auf den nördlichen und südlichen Abhängen der Hauptkette in einer Länge von 2400 Km. und 10—20 Km. Breite hin; auf den Höhen wachsen Fichte, Tanne und Lärchenbaum, tiefer unten Eiche, verschiedene Pappelarten, Walnuß und Platane; in den Thälern finden sich viele Fruchtbäume südlicher Gegenden, wie die schönsten Blumen; in den wärmsten dieser Thäler gedeihen sogar die Weinrebe, Baumwollenstaude und die Olive. Am südlichen Abhange der mingrelischen Kette kommt eine Art Theestaude vor. An den Küsten des Kaspisee's bauen die Tataren Krapp und Safran; am Schwarzen Meere in Abchasien ist das Klima noch heißer, die Luft noch feuchter, die Vegetation setzt in Erstaunen durch ihre Leppigkeit und Wildheit; alles ist hier noch in wildem Zustande, Menschen und Natur. In den Thälern gedeihen zwar Weizen und Reis, die Bewohner säen aber nur Hirse, ein wenig Gerste und türkischen Weizen. Die Thierwelt ist gleichfalls sehr interessant. Bei der wenig zahlreichen Bevölkerung finden sich noch Marber, Blausuchs, Eichhorn, Fischotter, schwarzer und brauner Bär in den Wäldern und Schluchten; in besonders tief abgelegenen Plätzen haufen Viber. Panther und Hyäne besuchen oft die Berge, und nicht selten erscheint von den Ufern des Araxes der fürchterliche Königstiger. Wölfe, Schakale, Füchse, Nehe, wilde Ziegen, Esel und Hasen sind überall in großer Menge; in den Bergen haufen der Büffel und der wilde kaukasische Bock; am Elbrus zeigt sich auch zuweilen der mächtige Auerochs. (Eingehende Schilderungen des Kaukasus finden sich in: G. Poulett Cameron, *Personal adventures and excursions in Georgia, Circassia and Russia*. London 1845. 8°. 2 Bde. — A. Frhr. v. Harthausen, *Transkaukasien. Andeutungen über Leben und Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und dem Kaspiischen Meere*. Leipzig 1856. 8°. 2 Bde. — Douglas W. Freshfield, *Travels in the Central Caucasus and Bashan*. London 1869. 8°.)

Der Kaukasus wird von Bergvölkern bewohnt, deren ethnische Verschiedenheit in der Welt ihres Gleichen sucht; die mannigfachsten Idiome und Stämme leben hier auf engem Raume hart zusammengedrückt: Lesghier, Misdscheghi, Abchasen, Abdighe, besser bekannt unter dem Namen Circassier oder Tscherkessen, Tataren, Kabarden, Osseten und Kasaken. Darunter sind die Kabarden und Abchasen hervorzuheben, welche, trotz des hervorragendsten Zuges der Bekenner des Islam, alles von den Ungläubigen herrührende zurückzuweisen, doch bereits angefangen zu haben, Getreide zu bauen und sogar den Pflug anzuwenden, auch ihre Wohnungen besser zu halten und sich den Russen zu nähern. Die kaukasischen Stämme besitzen im Allgemeinen zu vielen natürlichen Verstand, um blinde religiöse Fanatiker zu bleiben; die Lehre Muhammeds hat trotz der Predigten ihrer Imame und ihrer Sendboten keine tiefe Wurzeln geschlagen, selbst nicht in der Tschetschnia und in Daghestan. Nicht aus blindem Gehorsam gegen ihren

berühmten Führer Schamyl, noch aus Haß gegen die Giaurs, noch aus Raublust, sondern aus Liebe zur Unabhängigkeit haben sich die Tscherkessen, Tschetschenzen (im mittleren Kaukasus, in der fruchtbaren und productenreichen Landschaft Tschetnjà oder Tschetschnia) u. a. so lange gegen die Russen gehalten. Viele Stämme im Innern der Berge sind noch Heiden, doch bricht sich das Christenthum, wenn auch nur langsam, bei ihnen Bahn. Edel und stolz, selbst in seiner oft zerlumpten Tracht, seiner zerzausten Pelzmütze und zottigen Burka, ist der Bergbewohner voll Anstand, bewegt er sich einfach, und untadelhaft sind

seine Manieren; seine Kleidung ist geschmackvoll und hübsch verziert, seine Gefänge und Lieder sind voll Poesie. Die Liebe zu seinem Pferde ist bei ihm oft höher als die Liebe zum Weibe, welch letzteres bei

Von all den vielen kaukasischen Völkerschaften haben nur zwei eine historische Bedeutung erlangt: die uns schon bekannten Armenier, auf welche wir hier nicht mehr zurückkommen, und die Georgier. Diese, welche die Hauptmasse der Bevölkerung des Gouvernements Tiflis

eigennütigen Armeniern aus. Die Georgier sprechen ihre eigene Sprache, die in verschiedene Dialecte zerfällt; sie ist sehr schwer zu erlernen und eben so schwer auszusprechen, ihrer vielen Gaumen- und Kehllaute wegen. Ihre Schriftsteller geben den Georgiern verschiedene Namen, wie Lasiker, Mingrelie, Kachetiner, Georgier und Kartaliner. So hieß Lasika oder Colchis im Alterthum das heutige Gurien, die Gegend am Schwarzen Meere und am Flusse Phasis. Der Name Grusien oder Georgien taucht erst im Mittelalter auf. Den nördlichen Theil von Grusien bildete die Provinz Kachetien, berühmt durch ihre schönen, reichen Weinberge. Hier gedeiht der feurige rothe Kachetier-Wein, der dem besten Burgunder nicht nachsteht, bis jetzt aber wenig ausgeführt und meistens im Lande selbst getrunken wird. Mingrelien, das durch seinen üppigen Bodenreichtum, freilich auch durch seine Fieber bekannte Land, liegt westlich vom Schwarzen Meere. Am häufigsten und liebsten nennen sich die Georgier Kartaliner, denn sie behaupten,



Tcherkesse.

den Abchasen z. B.

nur das höchste Thier im Hause ist, — weiter nichts, das Weib lebt in der schmachvollsten Abhängigkeit, der Mann bekümmert sich nur um seine Waffen, das übrige alles besorgt das Weib.

und Kutais ausmachen, stammen von den Albanern und Iberiern ab und gehören demnach zur kaukasischen Race. Sie haben mehr oder weniger Aehnlichkeit mit den eigentlichen Bergbewohnern, sind ebenfalls so kriegerisch und aufbrausend wie jene und zeichnen sich vortheilhaft von den



sie seien die Nachkommen von Kartlos, dem Enkel Noahs, der auch dem Lande den Namen verliehen habe. Im Allgemeinen bestätigt sich an den beiden christlichen Hauptnationen der Kaukasusländer, den Armeniern und Georgiern, der alte Erfahrungssatz, daß, je dürftiger und karger die Natur, um so arbeitsamer das Individuum ist, welches auf sie angewiesen. Jene prachtvollen Menschen im unteren Mingrelieu, denen die freigebigste Natur reichlich gewähren würde, wenn man sich ihrer nur annehmen wollte, sind arge Faulenzer, armes Volk. Vieles in dieser Hinsicht mag durch das Klima bedingt werden, ist doch der Südländer überall träger und genügsamer als der Nordländer. Im Schatten der herrlichen Walnusbäume steht die hölzerne Hütte des Mingrelen, meistens aus dem weichen Holze der süßen Kastanie erbaut, bei ihr das Maisfeld, in welchem Kürbisse und Bohnen mit angepflanzt werden. Jeder Baum dient als lebendige Stütze für eine oft schenkeldicke Weinrebe; hier und da ein Maulbeerbaum; hier und da irrt eine Schaar verkümmelter, kleiner, meistens schwarzer Schweine umher. Dann ein paar magere Kühe, ein paar Ziegenböcke, und wo ein gewisser Wohlstand ist, die unvermeidlichen Büffel. Die Sache ändert sich aber, je weiter wir in's Gebirge steigen. Die besten Bedingungen zum Leben finden wir da bis ca. 1300 M. Meereshöhe. Da gedeiht noch der Wein, die Seidenzucht ist möglich, die sogenannten südlichen Cerealien, worunter wir Mais und vornehmlich Hirsearten (*Setaria italica*) verstehen, geben gute Ernten, der Weizen ist die Frucht auf schwerem Lehmboden. Hier ist es dem arbeitenden Menschen wohl. Das Klima ist gemäßig, die Rebe braucht nicht bedeckt zu werden, die dünnschalige Traube kräftigt sich an südlicher Sonne, hat aber nicht zu leiden vom Uebermaße des Regens, welcher die Tiefländer heimsucht. Hier lebt die Bevölkerung zwar noch nicht in großen festen Culturcentren dicht gruppiert, sondern meistens weithin zerstreut in den reizenden Bergländern, sie ist aber doch schon näher an einander gerückt, als im Mingrelischen Tieflande, wo aderbautreibende Dörfer fast ganz fehlen und nur Einzelwirthschaft üblich ist. Der schöne Faulenzer der tiefer gelegenen, viel üppigeren Landschaften, dem Reis und Baumwolle, oft Oliven, ja, local freilich begrenzt, die Früchte der Hesperiden gedeihen könnten, blieb arm. Dem höher wohnenden Bruder, ebenfalls oft noch körperlich ideal schön, schlank von Wuchs, elegant in seiner Haltung und Bewegung, mit freiem Blicke, nicht selten blond und dann blauäugig und hochstirnig, dann wieder vorwaltend brünett, mit gluthvollen schwarzen Augen, kräftigem Haar- und Bartwuchse, schönem Gesichts-oval, feinen, aber markirten Zügen, mäßiger Nase, geht es meistens schon besser. Er hat doch schon einigermaßen zu sorgen und zu streben. Es gibt bei ihm doch schon Gedanken, um die Winterexistenz zu sichern. Sein Haus ist fester gebaut, sein Thier braucht den Stall, der Wein will alljährlich beschnitten werden, die Seidenraupe erfordert Sorgfalt, der Wald, welcher aus Gebirgssteilungen besteht, muß fortgeschafft und das oft schwierige Terrain mit dem Spaten und der Hacke bearbeitet werden, um der Maisplantage zu dienen und seinen Herrn zu ernähren. Der Imerete, der Bewohner der Colchischen Vorberge, ist ein besserer Wirth als der Mingrele der Ebene, und je höher wir im Gebirge steigen, je mehr der Natur durch Arbeit zu Hilfe gekommen werden muß, um so besser bildet sich der öconomische Charakter der betreffenden Völkerstämme aus. Aber es schwindet dann, gleichsam als scheue die Sorge und der Kampf um's Dasein die Schönheit, zusehends die Eleganz und die imponirende Erscheinung der so bevorzugten Bewohner des üppigen Colchischen Tieflandes. Dort ist sie in der That allgemein. Ein Aufenthalt in Sugdidi, der früheren Residenz der Mingrelischen Fürsten, während eines Markttages belehrt Jedermann darüber, daß hier die schönsten Menschen der Erde leben. In der mittleren Bergzone dagegen erhielten sich die fürstlichen Geschlechter, oft der Ebene entstammend und durch die Ehen von dorthier das Blut erneuernd, in voller Reinheit. Aber im eigentlichen Volke bemerkt man schon viel Abweichendes, oft sind es elende, gedrückte, sorgenschwere Gestalten, die uns entgegentreten, und besonders fällt es auf, daß die Weiber, je höher wir in's Gebirge steigen, um so häßlicher werden. Der Kaukasus war von den ältesten Zeiten an die große Landstraße der Völkerwanderung von Asien nach Europa und umgekehrt. Jedes der durchwandernden Völker hat hier einen Theil seiner nomadisirenden Bevölkerung zurückgelassen, deren Spuren sich allmählig verwischt haben, so daß sie schwer wieder zu erkennen sind. Sicher ist jedoch, daß Nachkommen der Skythen, Vo-

lowezer, Chazaren, Bulgaren, Hunnen und Mongolen in den verschiedenen Theilen zurückgeblieben sind; glaubt man doch in den Osseten (im W. des Kasbek) die Nachkommen der alten Germanen zu sehen: blond, kräftig, bedächtig, sogar etwas schwerfällig, durchaus nicht die schlanke, elegante Figur der übrigen Bergvölker, scheint der Ossete noch jetzt eher Germane als Kaukasier zu sein. (Siehe: Ethnologische Beschreibung der Osseten, nach Dr. Pfaff, im: Ausland 1876, Nr. 9, S. 161.) Die Swanen im W. repräsentiren ein Mischvolk, in welchem georgische Elemente vorwaltend sind. Man kann daher am oberen Ingur Physiognomien jeglicher Form finden. Da sieht man wahrhaftige Apostelgesichter, hohe schöne Stirnen neben den gedrückten Köpfen, welche an gewisse Bewohner Klein-Rußlands erinnern, schlichtes glattes Haar, dann wieder prächtige Locken. Neben den schlanken Gestalten bildschöner Männer, die nachweislich aus Mingrelien stammen, stehen andere, zwar kräftige, aber schlecht proportionirte, ohne jeglichen Adel im Gesichte und in der Haltung. Dazu kommen bei Vielen Kröpfe und oft die verschiedenen Stufen von Kretinismus; kurz seinem Aeußern nach ein überaus wild durcheinander geworfenen Völkergemisch, und zwar läßt es sich nachweisen, daß von W. vorwaltend Mingrelier, von S. aber Imereten einwanderten, so daß dort mingrelischer Dialect, hier imeretische Mundart oft noch zur Geltung kommt.

Außer den genannten einheimischen Völkerschaften leben in Kaukasien noch fremde Einwanderer, nämlich Russen, Tschechen und Deutsche. Die Russen setzten sich erst nach hartnäckigen Kämpfen mit den Bergvölkern des Kaukasus in Besitz des Landes; tschechische Einwanderer erschienen in den 60er Jahren, gründeten die Colonien Nowaja-Praga und Pilenkowa-wes, und sind mit ihren neuen Ländereien sehr zufrieden. Deutsche endlich wohnen in Tiflis, in der Colonie Marienfeld, in Kachetien und in Jelisawetpol, wie die Russen das alte Ganscha nennen.

Nach dem letzteren Orte kamen 1816 einige Hundert württembergische Familien. „Die ersten Colonisten, sagt Hr. v. Chanykow, waren von einer seltenen Häßlichkeit mit breiten viereckigen Gesichtern, blonden oder rothen Haaren und blauen Augen. Das nächste Geschlecht hatte sich schon etwas gehoben; schwarze Haare und schwarze Augen gehörten nicht mehr zu den Seltenheiten; das dritte Geschlecht dagegen hatte sich so vollständig umgeändert, daß ihre württembergische Abkunft nicht mehr zu erkennen war, denn die schwarzen Augen und das dunkle Haar waren zur Regel geworden, die Gesichter hatten sich verlängert, und der Körperwuchs, der nichts von seiner Höhe verloren hatte, war schlanker und anmuthiger geworden.“ (Chanykow. Mémoire sur l'éthnographie de la Perse. S. 14.) Da die Keuschheit der Frauen unbezweifelt bleiben muß, die deutschen Colonisten im Kaukasus nur unter sich heirathen und zwar so streng, daß auch nicht eine einzige Heirath eines Württembergers mit einer Georgierin Hr. v. Chanykow bekannt wurde, so kann man die Aenderung der Racenmerkmale nur der Einwirkung der Vertlichkeit zuschreiben. Daß Hr. v. Chanykow diesen Vorgang richtig beurtheilt, dafür bezeugen wir auch die Erfahrung, daß die Augelsachsen in den Vereinigten Staaten rasch einen neuen Typus, den amerikanischen, annehmen.

Der südlich vom Stamme des Kaukasus gelegene asiatische Theil, das eigentliche „Transkaukasien“, das Thal des Rion und der Kura, ist dermalen der wichtigere der beiden zu einer russischen Statthalterschaft vereinigten Seiten des Gebirges; in ihm liegen die hervorragendsten Städte und Plätze, wie Schuscha, Jelisawetpol, Griwan, Tiflis, Alexandrapol, die russische Grenzfestung gegen das türkische Armenien, Achalzich, Kutais





eine Reihe trefflicher Administratoren in diese seit kaum einem Jahrhunderte erworbenen Provinzen, die noch bis zu Beginn der 60er Jahre, heimgesucht von den selten unterbrochenen Kriegszügen der freiheitsliebenden Bergvölker, die wunde Stelle des großen Reiches bildeten, und jetzt der feste Hort seiner asiatischen Macht sind; in der That ist Kaukasien, dessen Eroberung Rußland so viel Geld und Blut kostete, nunmehr, von einzelnen engbegrenzten Landschaften abgesehen, eine der sichersten und geordnetsten asiatischen Provinzen, deren Verwaltung einen wohlthuenden Gegensatz zu der benachbarten türkischen und persischen Wirthschaft bildet, und ahnen läßt, was aus diesen Gebieten noch werden könnte, wenn sie jemals unter russische Oberhoheit geriethen.

Wie ward dieses Resultat erreicht? wird man verwundert fragen. Mit sehr einfachen Mitteln: die Regierung verfolgte sehr bestimmte und rein practische Ziele, aber mit eiserner Consequenz. Anstatt die Eingeborenen mit Civilisations-Experimenten zu quälen, was dem Asiaten eben so unerträglich wäre, als wenn man ihn zwingen wollte, seine kleidsame und bequeme Landestracht abzulegen und sich in enge europäische Kleider zu stecken, schont man sorgfältig die Landessitten und Gebräuche. Anstatt unklaren Schlagworten des Tages zu huldigen und sich etwa damit befassen zu wollen, die Civilisation nach O. zu tragen, beschränkt sich die Landesregierung darauf, strenge Zucht und Ordnung zu halten. Nachdem man die tapferen Bergbewohner die Wucht des Schwertes empfinden ließ, stellte man die Autorität der Regierung durch geeignete militärische Maßregeln gegen jeden Angriff sicher, mischt sich aber sonst möglichst wenig in die Localverhältnisse. Den einzelnen Stämmen blieben ihre alten Gewohnheiten und Lebensformen gewahrt, die richterlichen Functionen werden mehr in patriarchalischer als bureaukratischer Weise ausgeübt und die Administration liegt zum großen Theile in den Händen von Eingeborenen. Das Einzige, was an die europäische Regierung erinnert, wenn man das Innere Kaukasiens durchstreift, ist die stramme militärische Organisation. Das ist, wie es scheint, auch der beste Weg, orientalische und in der Cultur zurückgebliebene Völker in Ordnung zu halten. Dabei werden Straßen und selbst Eisenbahnen gebaut, die dem Verkehr und dem Handel neue Gebiete eröffnen. Zugleich aber, und das ist das Wichtigste, verfolgt die Regierung den religiösen Ueberzeugungen der Eingeborenen gegenüber die Bahn der strengsten Neutralität und läßt jeder Secte die vollste Freiheit, auf ihre Art selig zu werden. Bei diesem Regime befinden sich denn die Eingeborenen auch so wohl, daß sie nicht daran denken, ihre alte barbarische Unabhängigkeit zurückzuwünschen, wo Niemand seines Lebens und seiner Habe sicher war. Es ist also durchaus falsch, daß der russische Gewinn in Kaukasien bis jetzt nur eine beispiellose Verwüstung nationalen Lebens sei, aus welcher erst eine wahrscheinlich noch sehr ferne Zukunft neue Lebensgestaltungen zu entwickeln habe. Das Gegentheil ist vielmehr wahr, und mag es gleich hier betont werden, daß gar keine Europäer das nationale Leben der fremden Unterthanen so sehr schonen wie gerade die Russen. Wohl hat nahezu eine halbe Million der Kaukasus-Bewohner es vorgezogen, in der asiatischen Türkei als Flüchtlinge zu verkommen, anstatt sich dem Zarensepter zu unterwerfen; schwerlich aber hat Rußland Ursache, diese „Entvölkerung“ zu beklagen. Die Auswanderer waren nämlich jene Tschetschenzen und Tcherkessen, welche theils nach Kurdistan, theils aber auch nach Bulgarien übersiedelten, wo sie in jüngster Zeit die von ganz Europa verurtheilten Gräuelszenen anstifteten. In Bulgarien, erzählt Hr. Kanik, sind die in langen Reihen hinlaufenden Ansiedlungen der Tcherkessen sogleich durch große Armiseligkeit, Schmutz und Verfall zu erkennen. „Wie muß jeder hier durchreisende Russe sein Land glücklich preisen, dieses arbeitscheue Gefindel los zu sein!“ (Kanik. Donaubulgarien, II. Bd., S. 71.) Wie die Asiaten selbst über solche Dinge denken, läßt sich an einem anderen, analogen Beispiele zeigen. Interessant

ist nämlich ein Gespräch des englischen Arztes Bellew mit einem Perser, welcher die Hungersnoth als ein unabwendbares Verhängniß bezeichnete, welches mit Ruhe ertragen werden müsse. Die Turkomanen könnte sich aber die Regierung wohl vom Halse halten, wenn sie Geld opfern wollte, doch das wolle sie nicht. „Man sagt, daß die Russen uns von den Turkomanen befreien wollen, — Gott gebe, sie thäten es! und wenn sie dieses Gesindel von der Erde vertilgen, werden sie die Zuneigung und Achtung aller Leute in Persien gewinnen.“ — „Wie können euch aber die Russen von den Turkomanen befreien?“ interpellirte Bellew. „Rußland ist ein großes Reich, hat viel Geld und eine große Armee. Was sind die Turkomanen für die Russen? Wenn sie nur Geld opfern wollen, können sie Alles, was sie wollen. Die Leute sagen, daß sie Chiwa zu erobern beabsichtigen und hietzu Vorbereitungen machen. Sobald sie Chiwa genommen haben, werden die Turkomanen von Merw auch verschwinden.“ Solche Aeußerungen lassen deutlich erkennen, mit welchen Augen das Vorgehen Rußlands in Asien betrachtet und wie vielfache Hoffnungen auf das Zarenreich gesetzt werden. Bucharische Pilger konnten dem Briten nicht genug Rühmenswerthes von der russischen Herrschaft in Turkestan erzählen und erklärten offen, daß die russische Verwaltung, zwar streng, aber gerecht, bei ihnen beliebter sei, als die der einheimischen Chans; sie zweifelten nicht, daß Rußland bald Herr in ganz Turkestan sein werde. Da diese Ansichten von Bellew, also von zuverlässiger, gewiß keiner russophilen Seite, mitgetheilt werden, so verdienen sie alle Beachtung. Von einer Verwüstung des nationalen Lebens in nirgends die Rede. An die Stelle der früheren vollkommen asiatischen Lebensweise ist in Kaukasien allerdings ein gewisser europäischer Luxus getreten, der, von den hohen dahin übersiedelten russischen Familien mitgebracht, sich zuerst in Tiflis festgesetzt hat, um nach und nach auch in die übrigen Gouvernementsstädte verbreitet zu werden und endlich auch schon bei den reicheren Eingeborenen Einlaß zu finden; das Landvolk und die unbemittelten Classen haben dagegen ihre Sitten und Gebräuche unverändert beibehalten, und entnehmen nach wie vor ihre sehr geringen Lebensbedürfnisse den einfachen und billigen Landeserzeugnissen. Die vorstehende Betrachtung lehrt uns schon jetzt die in allen Gegenden Asiens an den Tag tretende Ueberlegenheit der Russen über die Engländer in der Behandlung unterworfenen fremder Völker. Es kann keine Streitfrage sein, wer von den beiden, England oder Rußland, das größere Culturvolk sei. Eben so sicher ist aber, daß die hochcivilisirten Briten es nur schlecht verstehen, ihre asiatischen Unterthanen zu ihrer Culturstufe hinan zu ziehen, während die Russen mit ihrem weit geringeren Culturstoff viel größere Erfolge bei den asiatischen Völkerstämmen erzielen, die sie sich in merkwürdiger Weise zu assimiliren wissen. Sie können sie natürlich nur auf jene Stufe erheben, welche sie selbst besitzen, das Geringe aber, was sie ihnen thatsächlich mittheilen, ist noch immer mehr als das Große, was die Engländer nicht an den Mann zu bringen verstehen. Unter der russischen Hegide sind die Culturfortschritte der Asiaten zwar gering und langsam, aber stetig und ihrer natürlichen Begabung und Racenanlage angepaßt; der britischen Civilisation stehen sie fremd gegenüber und begreifen sie schlechterdings gar nicht.

### §. 8. Das turkestanische Tiefland.

Von Kaukasien durch das kaspische Meer getrennt und im O. von diesem bis zum Fuße des hochasiatischen Gebirgsmassivs, welches im E. und O. es umrandet, erstreckt sich Turkestan oder Turan, welches im N., ohne daß es möglich wäre, eine natürliche Grenze zu ziehen, in die flachen Landschaften W.-Sibiriens übergeht. Wenn wir daher von Turkestan sprechen,

so schließen wir SW.-Sibirien, als durchaus hierhergehörig, ein; übrigens entbehrt der Name „Turkestan“ und noch mehr „Turan“ heute, wo beinahe das ganze Gebiet in den Händen der Russen sich befindet, jeglicher Bedeutung, hat nur mehr einen geographischen Sinn und schwindet immer mehr, um den neuen, von den Russen eingeführten administrativen Bezeichnungen Platz zu machen. Früher nannte man diese Region, zum Unterschiede von der „Kleinen Bucharei“, wofür wir heute „O.-Turkestan“ sagen, wohl auch die „Große Bucharei“, doch ist diese unzutreffende Benennung gänzlich außer Mode gekommen; dagegen hören wir häufig von „Centralasien“ reden, ein Begriff, der uns auf die im Auge habenden Landschaften gleichfalls nicht ganz passend bedünken will.

Die Region, mit welcher wir uns beschäftigen, wird also im W. vom kaspischen Meere und dem Jais oder Ural, im N. von demselben Strome bis Orsk, dann von einer Linie abgeschlossen, die etwa von letzterem Punkte bis zu der sibirischen Stadt Semipolatsinsk reicht; den O. begrenzen die hohen, meist granitischen Gebirge des imposanten Tarbagatai, des Ala-Tau und Altaï-Stokes, der Tian-Schan oder Himmelsberg an der Grenze China's und das Hochland von Pamir, an welchen sich im S. die Niesenformen des Hindu-kuh anschließen. Die Fortsetzungen des letzteren bis in die Gegend von Herat, dann die Höhenzüge im N. der persischen Provinz Chorassan bis zum kaspischen Meere bilden den südlichen Abschluß dieses Gebietes, dessen weitaus größeren Theil das turkestanische Tiefland einnimmt, das größte der Erde, wenn man die durch den Ural davon geschiedene, aber südlich vom Ural doch damit zusammenhängende sarmatische Ebene in O.-Europa hinzurechnet. Es wächst in diesem Bereiche die Neigung des Bodens nach S. hin, östlich aber findet ein allmähliges Ansteigen gegen SO. statt. Im SW.-Theile ist diese große Depression der Erdrinde an ihrer tiefsten Stelle durch das kaspische Meer ausgefüllt, dessen Spiegel, wie wir wissen, 26 M. unter dem des asow'schen Meeres liegt. Dieselbe flache Muldenaushöhlung setzt sich auf dem jetzt trockenen Gebiete fort, welches sich gegen die Wolga und den Obischij-Syr nach W. ausdehnt. Im O. trennt das 240 km. breite Hochplateau Ustjurt das kaspische Meer von dem Aralsee, nächst jenem dem größten stehenden Gewässer der alten Welt. In ihn ergießen sich die beiden Hauptwasseradern Turkestans, die Zwillingeströme Amu-Derja (Oxus) und Syr-Derja (Jaxartes), welche beide im Gebirge Hochasiens, der erstere auf der Pamir, der andere im Tian-Schan entspringen und in ziemlich parallelem Laufe dem Aralsee ihre Wasser zuführen, zum Theile durch Steppen und Wüsten fließend, welche eine Unzahl kleinerer und größerer Seen charakterisiren, und diese dienen, sowie der Aral, häufig als Aufnahmestellen für Steppenflüsse, welche oft indeß die Neigung verrathen im Sande zu verfließen.

Das Land im S. vom Ural bis zum Obischij-Syr, zum kaspischen Meere und zum Aralsee nennen die Russen heute Ural'sk; es grenzt im S. an den Ustjurt, und dieser, sowie das ganze O.-Ufer des kaspischen Meeres, führt die Bezeichnung: Transkaspisches Gebiet. Die Herrschaft der Russen erstreckt sich über die ganze kaspische O.-Küste bis zur persischen Grenze im Atrek-Thale, landeinwärts aber bis in die Turkmenen-Wüste und den früheren, jetzt gänzlich ausgetrockneten und urbar gemachten Aralgolf von Ai-bögüre, welcher auf älteren Karten sich wie ein südliches Anhängsel des Aralsee's ausnahm.





sie bevölkern soll. Eigenthümlich ist, daß unter diesen Turkomanen sich kein Führer findet und Niemand an Gehorsam gewöhnt ist. Trotzdem herrscht keineswegs Anarchie, und Vergehen gegen Justiz oder Moral sind unter ihnen seltener als unter anderen muhammedanischen Nationen Asiens. Alles wird bei ihnen von dem mächtigen „Deb“, nämlich der Sitte, dem Gebrauch, regiert, und die Religion hat nur geringen Einfluß. Die verschiedenen Stämme leben in großer gegenseitiger Feindschaft, fürchten sich vor dem benachbarten Persien gar nicht, während ihnen die russische Macht Respekt einflößt. An ihrem Stamme halten sie treu und fest, und selbst vierjährige Kinder kennen genau Tasse und Tire, zu denen sie gehören, und sind stolz auf die Macht und die Größe ihrer Horde. Der Turkomane zeichnet sich durch seinen kühnen, durchbohrenden Blick aus, der ihn von allen anderen Nomaden und Städtebewohnern Centralasiens unterscheidet. Die Raubzüge (Alamane) sind ihm Hauptsache, und die Einladung hierzu findet Jedem zur sofortigen Theilnahme bereit. Der Entschluß wird geheim gehalten, und wenn der erwählte Anführer vom Mollah gesegnet worden ist, springt Jeder mann in den Sattel und eilt zum Stellbuchein. Der Angriff erfolgt um Mitternacht oder um Sonnenaufgang und ist gewöhnlich erfolgreich. Die persischen Karawanen werden meist überumpelt; wer Widerstand versucht, wird niedergemacht, der Rest in die Sklaverei geführt. Seitdem die Russen Herren



Turkomanische Frau.

in Turkestan sind, hat der Sklavenhandel freilich fast gänzlich aufgehört, und ist den Turkomanen so sehr das Handwerk gelegt, daß ihnen, da sie von anderem als vom Menschenraub nicht zu leben gelernt, totaler wirthschaftlicher Ruin droht. Dem Untergange dieses Volkes wird indeß Niemand eine Zähre nachweisen. In seinem häuslichen Leben ist der Turkomane sehr indolent. In den Abendstunden horcht er auf die Märchen und Gesänge der „Bakhschi“ oder Minnesänger, die ihre Weisen mit der Dutara oder zweisträngigen Guitarre begleiten. Die Gesänge sind meistens Lieder des vor mehr denn 80 Jahren

verstorbenen Nationalpoeten Machdumkuli. Einige ihrer Gebräuche sind um beßwillen bemerkenswerth, weil sie bei den übrigen Nomaden Centralasiens kaum gefunden werden. Die Turkomanen sind nächst den Kiptschak-Desbeken das kriegerischste Volk Asiens und vermöge ihrer Lage die Wächter der Südgrenzen Turkestans. Hier liegt auch der wichtigste Punkt ihres Landes, die Stadt Merw, genau im N. von Herat in Afghanistan. Sie gehört eigentlich Niemandem, zählt 30,000 Zelte und wird von einer starken, theils aus Lehm theils aus luftgetrockneten Ziegeln aufgeführten Mauer, welche mit Thürmen und Graben versehen ist, geschützt. Ein Arm des Wüstenstromes Murghab, der weiter im N. in der Steppe verrinnt, durchfließt der Länge nach die Stadt, die man eher einen Lagerplatz nennen könnte. Da der Besitz von Merw zur völligen Beherrschung der Turkomanen erforderlich ist, werden sich früher oder später die Russen wohl derselben



Das O.-Ufer des kaspischen Meeres ist tiefer als das westliche; wir finden hier nur mit der Halbinsel Mangischlat, den Meerbusen Kara-Bugas. Das O.-Ufer doch stellenweise einige nicht in Mangischlat namentlich durchzieht ein Gebirge und der östlich daran stehende Bergkette; südlich von der Meereshöhe steigt sich bis über 1620 M. erheben sich ihre Vorbergen stößt die lange Kette Karon zusammen, welche aus Granit und Porphyr besteht. Im O. des Kuli-

Derja-Golfes endlich liegt die Kette Saru-Baba und auf der Insel Tschel-

Tschel-

Das zwische-

Kaspische

Arabisches

breit-

Ufer-

Land-

ge-

da-

S-

h-

h-

mit der Engländer, welche Centralasien. Landchaften Tibet. Leipzig 1875. 8.

nordwärts bis an den Uralsee in der Gegenwart ein dem Namen bildet, in den letzten Jahren indeß empfunden hat und auf ein geringes Alter oder später von den Russen ihren Macht werden dürfte. Schon jetzt ist der des benachbarten Buchara, nur mehr russischen Befehlshaber Turkestan.

tenen Chiwa's mit einiger Bestimmtheit anzugeben. N. und O. von Steppen und Wüsten umgeben, so wie sich eben nur dann zur Unterthänigkeit in der Lage um einen Vortheil zu thun ist. Versuchsweise ungefähr so bezeichnen: Im N. ein kleines Stück N. und O. der Amu-Derja; im W. und NW. eine Strecke von 150 Km. am linken Ufer des Amu-Derja, Salzpfützen und ausgedehnten, schilfbedeckten und sich nur hin und wieder zu Steppen erholen, sich weiden lassen. Mitten in diesem unwirthsamem Lande liegt die Dase von Chiwa, die von der Stadt Pitnjak aus erstreckt, größtentheils auf dem linken Ufer des Amu-Derja eine dichte Bevölkerung des Chanats gruppiert. Der Amu-Derja mit raschem Gefälle. Da er keine Nebenflüsse aufweist, so wird ein ausgebreitetes, unmittelbar durch den Strom ein System ausgeführt werden. Von Pitnjak sieht man ein System, das das Land ausbreiten. Da der Amu die einzige Wasserader der Dase und des Wohlstandes der Bevölkerung darstellt, so ist der Stand desselben im gleichen Grade verhängnisvoll. Es ist freilich keine Vorkehrung möglich; zum Schutz gegen die Ueberschneidung haben die Chiwaner längs des ganzen linken Ufers eine Mauer der Höhe ausgeführt, durch dessen Körper die Röhren für die Kanäle gespeist werden. Auf höher gelegenen Stellen und am Ufer wird das Wasser durch allerlei Werke gehoben. Es ist viel Fleiß und Scharfsinn erforderlich, um ein solches Werk zu bauen von dem großen Delta, das 14,400 Qkm. umfaßt, den productiven Theil des Chanats. Die Mehrheit der an Chiwa's drängt sich denn auch auf dem linken Ufer des Amu, das auf dem rechten Ufer gelegene Land schwieriger zu bebauen ist. Was das Klima betrifft, so ist es das der Steppenländer; im Sommer drückende Hitze, im Winter umweilen 19° N. erreicht. Der Amu ist gewöhnlich nur einen Monat und thaut schon im Februar auf, bald darauf zieht auch der Schnee. Im April beginnt der Sommer und erst Mitte November ist er fühlbar. Der Sommer wird durch Hitze und Staub oft ungemessentlich durch letzteren, der in dichten Wolken von den Sandbergen herkommt. Der Herbst ist sehr veränderlich, doch kommt es selten zu Regen. Dank der künstlichen Bewässerung geben die Aecker vortreffliche Weizen liefert in guten Jahren einen sechzigfachen, der Reis und Nebenzugfachen Ertrag, die Dschugara sogar einen dreihundertfachen. Die letzteren ersetzen den Hafer und ihre Stengel das Heu für das Vieh. Außerdem werden auch Gerste, Linsen und Erbsen ge-

Wachstumsanzen Baumwolle, Hanf, Kunshut, eine Delfrucht, Krapp, u. a. m. In Folge des Mangels an Wiesen pflegt man Luzerner Klee, der dreimal gemäht wird und gutes Futter gibt. Worauf aber die besonders stolz sein mag, das sind die Obstarten, die sich durch einen ungewöhnlich feinen Geschmack auszeichnen. Da gedeihen außerlesene Äpfel, Birnen, Kirschen, Aprikosen, Pflaumen, Trauben, Granaten und vor Allem Melonen. Gemüse wird mit Ausnahme der Mohrrübe und Zwiebeln fast gar nicht gebaut. Von den Bäumen, die einer sorgfältigen Pflege bedürfen, werden die Pappel, der Karuan und eine Art Kasten als Kuchholz und der Maulbeerbaum für die Seidenwürmer verwendet. Die Angaben in Ansehung der Bevölkerung sind sowohl in statistischer wie in ethnographischer Beziehung sehr unzuverlässig. Zu den anfänglichen Bewohnern gehören die Desbeken, Tadschiks und Perser. Die Desbeken, ein türkischer Volksstamm, sind als Eroberer Central-Asiens der herrschende Volksstamm, obgleich sie in geistiger Hinsicht den Tadschiks nachstehen; sie mögen



Turkomanische Mühle.

im Ganzen 100,000 Individuen zählen, treiben Ackerbau, zum Theil auch Handel, und stellen das Hauptcontingent der Armee. Die Tadschiks, ein Volk arischer Abstammung, sind die Ureinwohner Central-Asiens, die von den Desbeken unterjocht wurden, jetzt aber neben diesen leben und fast den ganzen Handel an sich gerissen haben. Sie mögen wohl auch 100,000 Köpfe zählen, vielleicht auch etwas mehr. Die Perser, früher Sklaven, jetzt Freigelassene, sind die arbeitssamste Classe der ganzen Bevölkerung und treiben vorzugsweise Ackerbau. Die Viehzucht ist unbedeutend und der Viehschlag klein. Kameele und Dromedare werden auch nicht viele gehalten; die letzteren sind größer und kräftiger als die ersteren; die Esel, zwar klein aber stark, werden zum Reiten und Fahren gebraucht. Die kirgisischen Pferde sind schwächig und schwach, die Argamaten von reiner turkomanischer Race aber groß, schön, stark, feurig und flink. Die nomadisirenden Bewohner halten mehr Vieh als die sesshaften, aber lange nicht so viel, als die sibirischen Kirgisen. Zu den Nomaden gehören die Karakalpakken, die von der Mündung des Amu bis fast nach dem See Döü-Kara (Döw-Kara) hinauf und auch auf dem rechten Ufer des Stromes umherstreifen. Sie mögen etwa 45,000 Köpfe stark sein, treiben Ackerbau und Fischfang und sind ein friedliebendes Volk, das von den Chiwa-



nern durch Abgabe gedrückt wird. Die Kirgisen, etwa 35,000 Köpfe, beschäftigen sich vorzugsweise mit Viehzucht, weshalb sie auch die guten Weideplätze von Jang-Su auffuchen. Die Turkomanen nomadisiren in den westlichen und südlichen Grenz-districten des Chanats und auch in der Steppenregion zwischen den Veriefelungscanälen. Ihre Zahl dürfte wohl kaum mehr als 15,000 Köpfe betragen. Im Ganzen hat Chiwa ungefähr 340,000 Bewohner, von denen 100,000 auf den nomadisirenden Antheil entfallen. Die Ortschaften bestehen aus krummlinigen, kothigen oder staubigen Straßen, die von Lehmhütten begrenzt sind, fast alle mit Wällen und Gärten umgeben. Die Hauptstadt Chiwa liegt an zwei Veriefelungscanälen und ist in einem Umfang von 6 Km. von einem 3 M. hohen Lehmwall umgürtet. Auch in der inneren Stadt sind die Paläste des Chans und die Häuser der Würdenträger und einige höhere geistliche Schulen auf ähnliche Weise befestigt. Diese innere Stadt bildet eine Art Citadelle mit drei Thoren, an deren Seiten ungefähr zwanzig Kanonen auf Laffetten aufgepflanzt sind. Die äußere Stadt hat einen großen Bazar, dessen Umgegend von Gärten strotzt. Auch liegen dort die Sommerpaläste des Chans. Die Hauptstadt hat ungefähr 20,000—30,000 Einwohner, Kungrad am Talbysk in ruinenhaften Häusern 6—8000. Letztere treibt übrigens einen ziemlich bedeutenden Vieh- und Productenhandel. Jeni-Urgentsch, 10 Km. vom linken Ufer des Amu, hat eine ziemlich festgebaute und mit Geschützen wohl armirte Mauer und zählt etwa 3000 Einwohner. Viele andere Ortschaften, von denen mehrere als kleine Forts dienen müssen, sind eben nur Städte dem Namen nach. Das Land wird despotisch regiert, die Eintheilung desselben richtet sich nach der Zahl der Städte, deren jeder wieder eine gewisse Zahl von Dorfschaften zugetheilt ist. Die Justiz wird entweder von dem Chan persönlich, theils von den Richtern geübt, die, da die Bevölkerung dem sunnitischen Glaubensbekenntniß ergeben, theils nach den geschriebenen, theils nach den überlieferten Gesetzen entscheiden.

Mit dem Syr ist der Amu-Derja oder Dscheihun der wichtigste Strom Turkestans und kann dessen gelbes Wasser in Betreff seines befruchtenden Einflusses mit dem Nil verglichen werden. Er entspringt dem kleinen Alpensee Sary-Kul oder Victoria-Lake in dem Randgebirge Pamirs, in 4236 M. Seehöhe, strömt nach SW. und wendet sich dann nach NW., um in das S.-Ende des Aralsee's zu münden.

Nach den vorhandenen Messungen führt der Amu in seinem untersten Laufe 3000 Km. Wasser per Secunde (der Rhein 2500, die Rhône 2000). (M. Lenz. Unsere Kenntnisse über den früheren Lauf des Amu-Derja. St. Petersburg. 1870. 4<sup>o</sup>.) Ueber seine Schiffbarkeit liegen abweichende Nachrichten vor; nach Einigen soll er in einem großen Theile seines Laufes, nach Lenz für Boote und nach Wambéry (Ueber die Schiffbarkeit des Oxus, in der: Weil. zur Allgem. Zeitg. vom 17. Januar 1875) fast gar nicht, nach Oberst Stoljetow unter Schwierigkeiten wohl, aber dennoch schiffbar sein; der ganze Oberlauf bleibt im Winter gefroren, und im strengen Winter sogar der Unterlauf. Er durchfließt zunächst das kalte Bergland Boshan, wo er fünf Zuflüsse aufnimmt; berührt rechts das bergige Badachshan, ein malerisches Land, berühmt durch sein schönes Klima und seine Rubingruben; hier nimmt er namentlich den Badachshan auf und heißt von da an Amu. Rechts von ihm liegt das schwach bevölkerte, gebirgige Khutel, weiterhin südlich vom Flusse das Thal von Kunduz, nördlich die Oase Hissar, berühmt durch ihre Messerfabrikation; im W. des ersteren liegt das Thal Gulum und weiterhin das Land Balch, durch einen dünnen Landstrich vom Amu getrennt. Noch weiter links von ihm dehnt sich die turkomanische oder charesmische Wüste, rechts jene von Anzyl-Kum aus. Seinen bedeutendsten Nebenfluß, den Ak-Serai, empfängt er aus Kunduz. Im mittleren Laufe hat er 7—800 M. Breite und 2—6 M. Tiefe; ehe er mündet, bildet er ein sumpfiges, ganz mit Schilf bedecktes Delta, dessen centraler Theil eine Art von Depression bildet, und dessen kaum 1 M. tiefe Flußarme beständigen Veränderungen unterworfen sind. Der westlichste Mündungsarm heißt Talbysk; zunächst folgt der Uellen-Derja (großer Fluß),



gegen Chiwa bildet, zum russischen Amu-Derja-Bezirk, welcher wieder in zwei Districte, nämlich den von Schurachan und von Tschimbai, getheilt wird. Ersterer erstreckt sich von der bocharischen Grenze im O. bis zu den nördlichen Ausläufern des Scheich-Dscheni-Gebirges, letzterer aber von hier aus bis zum Aralsee. Während der Schurachaner District zumeist flaches Terrain und demzufolge eine überwiegend starke Anzahl von sesshafter Bevölkerung aufweist, finden wir im Tschimbaier zumeist Halb- und Ganznomaden, unter letzteren die bis jetzt nur wenig bekannten Karakalpakten. (Siehe über diese: F. Bámbéry, im: Ausland 1875, Nr. 35, S. 696—697.)

Nicht zu allen Zeiten hat der Amu-Strom seinen Lauf durch das heutige Gebiet der Karakalpakten nach dem Aral genommen, vielmehr sich zu verschiedenen Malen in das kaspische Meer und dann wieder in den Aralsee ergossen, und ebenso der Syr-Derja (siehe Herbert Wood. The shores of lake Aral. London 1876. 8°.) Das alte Amu-Bett ist in den letzten Jahren durch russische Expeditionen wiederholt untersucht worden, und zieht unter dem Namen Ušboj (d. h. niedrige Ebene) — auch Ogħūz oder Döden längs dem sogenannten Tschink, dem S.-Absturze des Ustjurt, durch die Wüste zum kaspischen Meere hin. Wasserlachen, größere Tümpel, darunter die Sary-Kamisch-Seen, und eine ansehnlichere Vegetation charakterisiren dieses alte Strombett.

Der Amu ist der Hauptstrom nicht bloß von Chiwa, sondern auch des südlicher gelegenen Chanats Buchara, welches sich gleich Chiwa noch einer gewissen sehr beschränkten Selbständigkeit erfreut. Der östliche wichtigste Theil des Landes mit der berühmten Stadt Samarkand ist ihm abgenommen und bildet gegenwärtig die russische Provinz Zerasschan, so benannt nach der wichtigsten Wasserader dieses Gebietes.

Der Zerasschan (Goldspender, Goldstreuer) oder Rohil entspringt aus einem 50 Km. langen Gletscher in den Gebirgen im O. der turkestanischen Ebene, an der Schneegrenze der Fon-bagh-Kette und behält auf einer Länge von mehr denn 5° sehr regelmäßig die Richtung einer Parallele zum Aequator bei. Jenseits des Ortes Bendshakend tritt er in ein breites Thal, das hinter Samarkand eine offene Ebene wird und jenseits Buchara eine Sandsteppe. Im W. von Buchara wendet er sich plötzlich nach S. und ergießt sich in einen kleinen Steppensee Kara-Kul (türk.: schwarzer See). Die Gegend zwischen dem Zerasschan und dem Amu lernt man auf der Reise von Chiwa nach Buchara kennen. A. L. von Ruhn hat dieselbe vor einigen Jahren gemacht und entnehmen wir seinen Schilderungen folgende kurze Charakteristik.

Von Petro-Alexandrowsk, einer russischen Ansiedlung am Amu, dem man bis dahin stromaufwärts folgt bis Ak-Kamysch, bietet die Gegend, wenn gleich wenig bevölkert, so doch gut cultivirte Acker und an manchen Stellen sogar Gärten. Von Ak-Kamysch führt der Weg über eine sich hoch über den Fluß erhebende Sandsteppe, die sich an manchen Stellen zum Flusse in Gestalt kleiner grünender Oasen hinabsenkt, welche Halbinseln bilden, mit Gesträuch, Dschibba



und anderen Steppenpflanzen bedeckt sind und von den Eingebornen „Tugai“ genannt werden. So wendet sich der Weg den Fluß entlang bis zum Orte Chodschakanessi. An manchen Stellen nähert sich der feine bewegliche Triebsand, den Weg durchschneidend, dem Flusse und bildet Hindernisse. Die Nomaden erhalten auf den Tugai fast das ganze Jahr hindurch ihre Heerden, indem sie hierher für den Winter übersiedeln. Auf dem Wege zum Ufer begegnet man den zum Uebersehen bequemen Stellen Backsteinruinen, welche, wie man annehmen muß, als Forts zur Vertheidigung gedient haben. Von der Befestigung Ustü bis Karakul erstreckt sich eine ungefähr 25 Km. breite Wüste von feinem Triebande. Wenn man die grünen Umgebungen von Ustü verläßt und diese Wüste betritt, so erblickt man an den Seiten aus dem Sande auftauchende Ruinen verlassener Gebäude und verdorrte Baumstämme, die schweigenden Zeugen besserer Zeiten. Man erzählte unseren Reisenden, daß vor 10—25 Jahren hier blühende Ortschaften gestanden; der Triebsand aber, der von NW. herangeweht sei, habe vor nicht langer Zeit dieselben verschüttet. In jedem Jahre, so erzählen die Eingebornen, entreißen die Sandorkane den armen Bewohnern die letzten Stücke ihrer Acker, und mit jedem Jahre vermindert sich das zum Ackerbau taugliche Land. Dieselbe von dem Triebande hervorgerufene Erscheinung wiederholt sich auch im Karakul'schen Kreise. Einen freudlosen, traurigen Anblick gewährt dieser Fleck Erde des bocharischen Chanats.

Nachdem sie die Sandwüste verlassen hatten, bot sich ihren Augen der wenig einladende Anblick des einst belebtesten Kreises des Chanats dar; die frischen Spuren unlängst vom Sande verschlungener blühender Ortschaften machen einen betrübenden Eindruck. Von Karakul an beginnt ein cultivirter Landstrich des Chanats. Wenn man sich Bochara nähert, so gewinnt das Land ein immer freundlicheres Aussehen, ringsum erblickt man blühende Gärten, üppige Plantagen von Baumwolle, Dschugara und anderen Pflanzen, durch welche das Chanat berühmt ist. Zahlreiche Canäle sind vom Zerafschan abgeleitet und bewässert er die unfern von seinem linken Ufer gelegene Stadt Bochara sowie das 240 Km. östlich davon gelegene Samarkand. Bochara selbst ist auch rings mit Gärten umgeben. Erstaunlich ist die Großartigkeit seines Marktes. Alle Karawanserais und Buden sind buchstäblich mit russischen Manufactur-Erzeugnissen angefüllt. Nicht weniger als durch seinen Markt setzt Bochara auch durch die Zahl seiner Medresse, Schulen, Moscheen, Friedhöfe und verschiedenen Heiligen in Erstaunen. Die Stadt Bochara, „die edle“, ist heute von ihrer einstigen gefeierten Größe tief herabgesunken und zählt schwerlich mehr als 70,000 Einw. Der hier hofhaltende Emir von Bochara regiert sein Land in ähnlicher orientalischer Weise wie sein College in Chiwa. Die Einwohnerschaft Bochara's besteht vorwiegend aus persisch-redenden Tadschiks, hier Sarten genannt, welche einen ansehnlichen Handel treiben.

Das Gebiet zwischen Bochara und Samarkand ist theilweise vortrefflich cultivirt. Ausgebreitet am westlichen Ende des Thales von Miankal erscheint der Kreis Kermine als der am besten angebaute und der reichste an Vegetation und übertrifft in dieser Hinsicht bei weitem die Umgebung Bochara's. Je mehr man von hier aus sich dem Zerafschan-Gebiete nähert, um so reicher und besser cultivirter stellt sich das Land den Blicken dar. Wo das breite Thal beginnt, da liegt bis nahe an Bochara eine fast ununterbrochene Kette von Ortschaften auf dem ebenen fruchtbaren Terrain, das der Zerafschan zurückgelassen, der ehemals viel wasserreicher gewesen sein muß. Ebenda liegen auch die dazu gehörenden Dörfer, sowie die Gärten zur Obst- und Seidenzucht, und die mit Baumwolle, Kürbis, Arbusen, Weizen, Gerste und Mais bestellten Felder. Andererseits zeigt sich aber auch ein scharfer Gegensatz von Unfruchtbarkeit, z. B. in der nahen Mälil-Wüste und der öden Lehmsteppe von Bochara, welche sich nördlich vom Zerafschan ausbreitet und durch einzelne Bergzüge von Thonschiefer und plutonischen Gesteinen durchbrochen wird: Ausläufer des Gebirges, welche als kahle, schroffe Granitfelsen sich wohl kaum 300 M. erheben. Vambergh beschreibt sie als ein unabsehbares Sandmeer, das bald, gleich dem vom Sturme gepeitschten Ocean, hohe Sandwogen, bald wieder, gleich dem vom Zephyr bewegten stillen Spiegel eines See's, sanfte Wellen bildet. Kein Vogel in der Luft, kein Wurm oder Käfer auf der Erde ist zu sehen; es gibt nur Spuren erloschenen Lebens, die Gebeine umgekommener Menschen und Thiere, die jeder Vorüberziehende zu einem Haufen

sammelt, damit sie zum Wegweiser dienen. Diese Wüste ist breit, hat kein Wasser, und jeder Reisende hält selbst beim Schlafen seine Schläuche fest umarmt. Durch die Qualen des Sandes und der Hitze erkranken und sterben oft Kameele und Menschen. (H. Vámbéry. Travels in Central-Asia. London 1864. 8°. S. 153.) Am schrecklichsten sind aber die Verheerungen des „Lebbad“; das Wort ist persisch und bedeutet Fieberwind. Bei seinem Herannahen legen sich die Kameele unter lautem Brüllen nieder, strecken den langen Hals auf den Boden und suchen den Kopf im Sande zu verbergen. Die Reisenden kauern sich hinter ihnen auf die Erde; der Wind fährt mit dumpfem Getöse über sie hin und bewirft sie mit einer Sandschicht, deren erste Körner wie Funkenregen brennen.

Das Flachland erreicht ein Ende im O. von Samarland, welche uralte Handelsstadt jetzt 20,000 Einwohner zählt und nach Vámbéry's und Professor Radloff's Aussagen sich in keiner Weise von den übrigen Städten Mittelasien's unterscheidet, — derselbe Kranz von Gärten, dieselben aus Lehmhütten und halbzerfallenen Mauern gebildeten schmalen Gassen, dieselbe Stille auf den vom Markte entfernten Straßen. Lieblich ist die Lage Samarlands im Zerasschanthale, welches durch ein hohes Gebirge, den Karatsche-Tau mit Pässen von 4600—4900 M. von jenem des Syr-Derja geschieden wird. Auch dieser Strom, dessen Länge wohl über 2000 Km. beträgt, entspringt im Gebirge Hochasiens, im Tian-Schan, und tritt dann erst später in die Ebene hinaus. Sein Oberlauf bewässert unter dem Namen Naryn das frühere Chanat Chokand, welches unlängst in die russische Provinz Ferghana umgewandelt wurde.

Das ehemalige Chanat Chokand hat die Form eines länglichen, nur nach W. im Thale des Syr offenen Kessels, der von terrassenartig abfallenden Gebirgszügen des Tian-Schan-Systems gebildet wird. Dem Syr eilen zwar auf seinem größtentheils von Steppen eingefakten Laufe durch das Ferghanathal eine große Zahl meist wilder Gebirgsflüßchen aus N. und S. entgegen, doch gelangen dieselben nicht zur Einmündung, da sie zur Verieselung der Felder abgeleitet werden. Dieser reichen Bewässerung verdankt das Land außerordentlich ergiebige Ernten an Weizen, Reis, Sorgho, Korn, Baumwolle, Flachs, Tabak 2c. Neben den verschiedenartigsten Fruchtarten werden auch die Maulbeerbäume, deren Seidenraupen vortreffliche Seide liefern, mit Erfolg cultivirt. In wirthschaftlicher Hinsicht nehmen die Seide, der Flachs und das Korn den ersten Platz ein. Die Seide, die beste in Mittelasien, bildet namentlich einen bedeutenden Handelsartikel. Die Bevölkerung Ferghana's ist theils erasischer, theils türkischer Abkunft. Die erobernden türkischen Stämme fanden in Ferghana in den Tadschiks und Sarten eine altpersische Städtebevölkerung vor, die noch gegenwärtig in Gemeinschaft mit den türkischen Desbeken den seßhaften Theil der Bewohner des Landes bilden. Sie haben sich vorzugsweise in den fruchtbaren Landschaften südlich vom Syr-Derja angesiedelt und dieselben, wenn M. v. Kuhn nicht durch die russische Brille gesehen, zu hoher Blüthe gebracht. Die türkischen Stämme der Karakalpakten und Kirgisen leben als Nomaden hauptsächlich in den Steppen nördlich vom Syr und wenn auch nicht so zahlreich im östlichen Theile des Ferghana-Thales. Unter den Kirgisen zeichnen sich durch einen höheren Culturgrad die Kiptschaken aus; sie sind Halbnomaden und haben ihre Zelte meist in der Nähe von Ortschaften aufgeschlagen. Die Gesamtbevölkerung Ferghana's beläuft sich auf die allerdings niedrige Zahl von 96,000 Köpfen. In Lebensart, Sitten und Gebräuchen unterscheiden sich die Bewohner von Chokand in nichts von ihren Stammesgenossen im russischen Turkestan. Die wichtigsten Städte sind Chokand, Margilan, Andidichan, Namangan, Uzkend und Balaktschy. Die Hochthäler der Gebirge, welche

Choland im S. und SO. abschließen, sind mit ewigem Schnee bedeckt, haben aber im Sommer ein sehr mildes, der Viehzucht höchst günstiges Klima. In der Ebene fällt selten Schnee, wenngleich es Nächte gibt, in denen das Thermometer auf  $-10^{\circ}$  fällt, und in den Bergen am Taschkend stellen sich heftige Winterstürme ein. Die Steppen dagegen leiden an übermäßiger Sommerhitze. Im März bekleidet sich der Boden mit reichem Grün und duftigen Blumen, und vor Anfang Mai blüht und duftet Alles. Die Hitze steigt endlich bis auf  $40^{\circ}$ , und somit vergeht jede Spur der Vegetation; man gewahrt alsdann nur den nackten Sand und Lehm, der von der Hitze geborsten ist. Einige Kräuter finden sich nur noch an den Quellen, Bächen und in Bergschluchten. Obwohl der Regen im Sommer fast ganz fehlt, so gedeihen bei künstlicher Bewässerung doch fast alle Getreidearten reichlich, und das künstlich erzeugte Gras wird bis viermal gemäht. Im September und October läßt die Hitze nach, und noch im November haben die Tage stets  $15^{\circ}$  Wärme.

Den ganzen weiten Raum zwischen dem Tian-Schan im O. und dem Aral im W. nimmt das russische Generalgouvernement Turkestan ein, welches in die zwei Districte Syr-Derja und Semirjetschensk getheilt ist. Ersterer, die uns hier zunächst interessirt, ist vorwiegend Steppenland, in welchem vereinzelte größere Städte wie Chodschend, Taschkend, die jetzige russische Hauptstadt Turkestans, Ischemkend und Hazret-i-Turkestan, alle im Thale des Syr, doch keine an dessen Ufern, liegen. Ein langer Gebirgszug, der Kara-Tau, begleitet im O. den Strom, welcher von Chodschend bis Turkestan gen N. fließt und im W. die Wüste Kyzyl-Kum (rother Sand) zur Seite hat: ein braunrothes, mehr denn 250 Km. weites Sandmeer, dessen Sand gleichfalls von Stürmen zu Hügeln aufgethürmt ist. Diese bedeckt leichtes Gesträuch, zuweilen 3—4 M. hoch; eine einzige Grasart tritt auf, die aber sehr häufig ist und in ausgedehnten Rasen den Pferden zum Futter dient. Der Wüstenrand des Kyzyl-Kum, Ak-Kamisch geheißen, hat noch gute Triften, die von den Nomaden abgeweidet werden.

Am Rande dieser Wüste gewinnt am Syr Alles ein anderes Aussehen; seine Ufer werden nackt und unfruchtbar; bald tief eingebettet, ist er von der Steppe nur durch einen schmalen Streif von Dschungeln getrennt, bald hingegen sein niedriges Bett verlassend, überfluthet er die Umgebung, Schilflagunen und unpassirbare Sümpfe bildend, die sich weithin, oft mehrere hundert Meilen weit in die Ebene erstrecken. Nur an den Orten, wo das steile Ufer dem Fluß höchstens bei Hochwasser auszutreten gestattet, treibt der Kirgise Ackerbau und soll, wie man sagt, der durch die Flußalluvionen gedüngte Boden reichliche Ernten gewähren. Gewiß ist, daß dort, wo die Hochwasser abgelaufen, das überschwemmte Land prächtigen Graswuchs darbietet, weshalb die Kirgisen sich in den Wintermonaten dort einfinden. Inmitten dieser Wiesen erheben sich da und dort Sandhügel von 10—12 M. Höhe; sie sind meist mit Tamarix, Turanga und Dschida, die 2—3 M. hohen Ufergegenden mit Tamarix, Disteln und Saraul (*Haloxylon ammodendron*) bewachsen. Die vielen Inseln, manche 3 Km. lang, sind gewöhnlich mit undurchdringlichem Gebüsch bedeckt, worin Tiger haufen. Die Breite des Stromes beträgt von 280—750 M., die Tiefe  $5\frac{1}{2}$ —11 M., die Schnelligkeit des Laufes bis zu 7 Km. in der Stunde, die mittlere Geschwindigkeit  $4\frac{1}{2}$ —6 Km. Das Wasser ist trübe und gelblich, schmeckt aber süß und angenehm, sobald es sich gesetzt hat, und ist gesund. Der Unterlauf bis zum Aralsee, in neuerer Zeit genauer erforscht, theilt sich auch in mehrere Arme, große Inseln umschließend; er ist übrigens beständig neuen Veränderungen unterworfen, wie sich dies aus der lockeren Beschaf-



Das O.-Ufer des kaspischen Meeres ist in seinen Contouren viel mannigfaltiger als das westliche; wir finden hier im N. den tiefen Busen Wertwyj-Kul-tuk mit der Halbinsel Mangischlak, weiter im S. den fast einen Landsee bildenden Meerbusen Kara-Bugas. Obzwar in der Regel flach und öde, besitzt dieses Ufer doch stellenweise einige nicht unbedeutende Erhöhungen: die Halbinsel Mangischlak namentlich durchzieht ein oben flaches, gegen die Küste terrassirtes Gebirge, und der östlich daran stoßende Ak-Tau besteht aus niedrigen, schroffen Kreidefelsen; südlich von der Meerenge Kara-Bugas ziehen die Balkan-Berge, welche sich bis über 1620 M. erheben; ihr höchster Punkt heißt Dirhem-Tagh. Mit ihren Vorbergen stößt die lange Kette Kuron zusammen, welche aus Granit und Porphyr besteht. Im O. des Kuli-

Derja-Golfes endlich liegt die Kette Sary-Baba und auf der Insel Tschelaken der Felsenrücken Tschochrak.

Das zwischen dem kaspischen und Aralsee gelegene, breite Plateau Ustjurt, „Hohes Land“, erhebt sich gegen 200 M. über das Niveau beider Seen, durch ziemlich steile und hohe Ränder begrenzt, welche dasselbe scharf umziehen, und schließt sich nach NO. hin an die Muchad-scha- (Mughadjar-) Berge an. In dieser Gegend ist der Rand niedrig und verschwindet nach O. in der Sandwüste Wolchie-Bar-sukigänzlich. Im

sind die eigentlichen Herren und Gebieter aber die räuberischen Turkmenen oder Turkomanen, nach welchen man auch die Wüste benennt.

So weit historische Nachrichten reichen, scheinen die Turkomanen oder Türken, wie sie sich selbst nennen, ein räuberisches Nomadenvolk türkischen Stammes und nie in eine einzige Körperschaft vereinigt gewesen zu sein. Sie zerfallen in „Akhalts“ oder Stämme, deren jeder wieder in verschiedene Horden, „Tasse“, zerfällt, die nochmals in Unterabtheilungen, „Tire“, eingetheilt sind. Der ungarische Reisende Hermann Vambéry nennt als die bedeutendsten: die Tschaudor, Erszari, Alieli, Kara, Salor, Sarik, Tefe, Göklen, letztere die friedlichsten und civilisirtesten Turkomanen, meist dem Schah von Persien unterworfen, und die Nomuten. Ihre Gesamtmenge ist auf höchstens 1 Million Köpfe anzuschlagen, allerdings eine sehr geringe Ziffer im Vergleiche zu dem ungeheuren Raume, den



Turkomanisches Mädchen.

S. des Ustjurt erstreckt sich gegen SO. und bis jenseits des Amu-Derja (Derja = Fluß) eine unerlöse Wüste. Es ist nicht die Steppe mit ihrem zwar

einförmigen Pflanzenschemde, mit dem schwermüthigen Reize, den ihr das gleichförmige Leben der Nomaden verleiht, es ist die wahre vollkommene sterile Wüste mit all ihren Gefahren, all ihren Schrecknissen. Von allen Gegenden Mittelasiens ist dieser Europa zugewandte Theil der ödste, trübseligste. Am O.-Ufer der kaspischen See haben die Russen mehrere besetzte Punkte angelegt, von welchen aus sie die Umwohner im Zaume halten, in dem weiten

Wüstengebiet zwischen Amu und kaspischem Meere

sie bevölkern soll. Eigenthümlich ist, daß unter diesen Turkomanen sich kein Führer findet und Niemand an Gehorsam gewöhnt ist. Trotzdem herrscht keineswegs Anarchie, und Vergehen gegen Justiz oder Moral sind unter ihnen seltener als unter anderen muhammedanischen Nationen Asiens. Alles wird bei ihnen von dem mächtigen „Deb“, nämlich der Sitte, dem Gebrauch, regiert, und die Religion hat nur geringen Einfluß. Die verschiedenen Stämme leben in großer gegenseitiger Feindschaft, fürchten sich vor dem benachbarten Persien gar nicht, während ihnen die russische Macht Respect einflößt. An ihrem Stamme halten sie treu und fest, und selbst vierjährige Kinder kennen genau Tasse und Tire, zu denen sie gehören, und sind stolz auf die Macht und die Größe ihrer Horde. Der Turkomane zeichnet sich durch seinen kühnen, durchbohrenden Blick aus, der ihn von allen anderen Roma-

den und Städtebewohnern Centralasiens unterscheidet. Die Raubzüge (Alasmane) sind ihm Hauptsache, und die Einladung hierzu findet Jedem zur sofortigen Theilnahme bereit. Der Entschluß wird geheim gehalten, und wenn der erwählte Anführer vom Mollah gesegnet worden ist, springt Jedermann in den Sattel und eilt zum Stellbuchein. Der Angriff erfolgt um Mitternacht oder um Sonnenaufgang und ist gewöhnlich erfolgreich. Die persischen Karawanen werden meist überumpelt; wer Widerstand versucht, wird niedergemacht, der Rest in die Sklaverei geführt. Seitdem die Russen Herren



Turkomanische Frau.

in Turkestan sind, hat der Sklavenhandel freilich fast gänzlich aufgehört, und ist den Turkomanen so sehr das Handwerk gelegt, daß ihnen, da sie von anderem als vom Menschenraub nicht zu leben gelernt, totaler wirthschaftlicher Ruin droht. Dem Untergange dieses Volkes wird indeß Niemand eine Zähre nachweisen. In seinem häuslichen Leben ist der Turkomane sehr indolent. In den Abendstunden horcht er auf die Märchen und Gesänge der „Bakhschi“ oder Minnesänger, die ihre Weisen mit der Dutara oder zweisträngigen Guitarre begleiten. Die Gesänge sind meistens Lieder des vor mehr denn 80 Jahren

verstorbenen Nationalpoeten Machdumkuli. Einige ihrer Gebräuche sind um bewilligen bemerkenswerth, weil sie bei den übrigen Nomaden Centralasiens kaum gefunden werden. Die Turkomanen sind nächst den Kiptschak-Osseten das kriegerischste Volk Asiens und vermöge ihrer Lage die Wächter der Südgrenzen Turkestans. Hier liegt auch der wichtigste Punkt ihres Landes, die Stadt Merv, genau im N. von Herat in Afghanistan. Sie gehört eigentlich Niemandem, zählt 30,000 Zelte und wird von einer starken, theils aus Lehm theils aus luftgetrockneten Ziegeln aufgeführten Mauer, welche mit Thürmen und Graben versehen ist, geschützt. Ein Arm des Wüstenstromes Murghab, der weiter im N. in der Steppe verrinnt, durchfließt der Länge nach die Stadt, die man eher einen Lagerplatz nennen könnte. Da der Besitz von Merv zur völligen Beherrschung der Turkomanen erforderlich ist, werden sich früher oder später die Russen wohl derselben





sie bevölkern soll. Eigenthümlich ist, daß unter diesen Turkomanen sich kein Führer findet und Niemand an Gehorsam gewöhnt ist. Trotzdem herrscht keineswegs Anarchie, und Vergehen gegen Justiz oder Moral sind unter ihnen seltener als unter anderen muhammedanischen Nationen Asiens. Alles wird bei ihnen von dem mächtigen „Deb“, nämlich der Sitte, dem Gebrauch, regiert, und die Religion hat nur geringen Einfluß. Die verschiedenen Stämme leben in großer gegenseitiger Feindschaft, fürchten sich vor dem benachbarten Persien gar nicht, während ihnen die russische Macht Respect einflößt. An ihrem Stamme halten sie treu und fest, und selbst vierjährige Kinder kennen genau Tasse und Tire, zu denen sie gehören, und sind stolz auf die Macht und die Größe ihrer Horde. Der Turkomane zeichnet sich durch seinen kühnen, durchbohrenden Blick aus, der ihn von allen anderen Roma-

den und Städtebewohnern Centralasiens unterscheidet. Die Raubzüge (Alamane) sind ihm Hauptsache, und die Einladung hierzu findet Jeden zur sofortigen Theilnahme bereit. Der Entschluß wird geheim gehalten, und wenn der erwählte Anführer vom Mollah gesegnet worden ist, springt Jedermann in den Sattel und eilt zum Stellbuchein. Der Angriff erfolgt um Mitternacht oder um Sonnenaufgang und ist gewöhnlich erfolgreich. Die persischen Karawanen werden meist überumpelt; wer Widerstand versucht, wird niedergemacht, der Rest in die Sklaverei geführt. Seitdem die Russen Herren



Turkomanische Frau.

in Turkestan sind, hat der Sklavenhandel freilich fast gänzlich aufgehört, und ist den Turkomanen so sehr das Handwerk gelegt, daß ihnen, da sie von anderem als vom Menschenraub nicht zu leben gelernt, totaler wirthschaftlicher Ruin droht. Dem Untergange dieses Volkes wird indeß Niemand eine Zählre nachweisen. In seinem häuslichen Leben ist der Turkomane sehr indolent. In den Abendstunden horcht er auf die Märchen und Gesänge der „Bathschi“ oder Minnesänger, die ihre Weisen mit der Dutara oder zweisträngigen Guitarre begleiten. Die Gesänge sind meistens Lieder des vor mehr denn 80 Jahren

verstorbenen Nationalpoeten Machdumtuli. Einige ihrer Gebräuche sind um deßwillen bemerkenswerth, weil sie bei den übrigen Nomaden Centralasiens kaum gefunden werden. Die Turkomanen sind nächst den Kiptschak-Osseten das kriegerischste Volk Asiens und vermöge ihrer Lage die Wächter der Südgrenzen Turkestans. Hier liegt auch der wichtigste Punkt ihres Landes, die Stadt Merv, genau im N. von Herat in Afghanistan. Sie gehört eigentlich Niemandem, zählt 30,000 Zelte und wird von einer starken, theils aus Lehm theils aus luftgetrockneten Ziegeln aufgeführten Mauer, welche mit Thürmen und Graben versehen ist, geschützt. Ein Arm des Wüstenstromes Murghab, der weiter im N. in der Steppe verrinnt, durchfließt der Länge nach die Stadt, die man eher einen Lagerplatz nennen könnte. Da der Besitz von Merv zur völligen Beherrschung der Turkomanen erforderlich ist, werden sich früher oder später die Russen wohl derselben

Das O.-Ufer des kaspischen Meeres ist in seinen Contouren viel mannigfaltiger als das westliche; wir finden hier im N. den tiefen Busen Mertwnj-Kultuk mit der Halbinsel Mangischlak, weiter im S. den fast einen Landsee bildenden Meerbusen Kara-Bugas. Obzwar in der Regel flach und öde, besitzt dieses Ufer doch stellenweise einige nicht unbedeutende Erhöhungen: die Halbinsel Mangischlak namentlich durchzieht ein oben flaches, gegen die Küste terrassirtes Gebirge, und der östlich daran stoßende Ak-Lau besteht aus niedrigen, schroffen Kreidefelsen; südlich von der Meerenge Kara-Bugas ziehen die Balkan-Berge, welche sich bis über 1620 M. erheben; ihr höchster Punkt heißt Dirhem-Lagh. Mit ihren Vorbergen stößt die lange Kette Kuron zusammen, welche aus Granit und Porphyr besteht. Im O. des Kuli-

Derja-Golfes endlich liegt die Kette Sary-Baba und auf der Insel Tschelaken der Felsenrücken Tschochrak.

Das zwischen dem Kaspischen und Aralsee gelegene, breite Plateau Ustjurt, „Hohes Land“, erhebt sich gegen 200 M. über das Niveau beider Seen, durch ziemlich steile und hohe Ränder begrenzt, welche dasselbe scharf umziehen, und schließt sich nach NO. hin an die Muchadsch (= Mughadjar-) Berge an. In dieser Gegend ist der Rand niedrig und verschwindet nach O. in der Sandwüste Bolschie-Bar-sukigänzlich. Im

sind die eigentlichen Herren und Gebieter aber die räuberischen Turkomenen oder Turkomanen, nach welchen man auch die Wüste benennt.

So weit historische Nachrichten reichen, scheinen die Turkomenen oder Turkmen, wie sie sich selbst nennen, ein räuberisches Nomadenvolk türkischen Stammes und nie in eine einzige Körperschaft vereinigt gewesen zu sein. Sie zerfallen in „Khalks“ oder Stämme, deren jeder wieder in verschiedene Horden, „Täffe“, zerfällt, die nochmals in Unterabtheilungen, „Tire“, eingetheilt sind. Der ungarische Reisende Hermann Vambéry nennt als die bedeutendsten: die Tschaudor, Erszari, Alieli, Kara, Salor, Sarik, Teke, Göklen, letztere die friedlichsten und civilisirtesten Turkomanen, meist dem Schah von Persien unterworfen, und die Nomuten. Ihre Gesamtmenge ist auf höchstens 1 Million Köpfe anzuschlagen, allerdings eine sehr geringe Ziffer im Vergleiche zu dem ungeheuren Raume, den



Turkomanisches Mädchen.

S. des Ustjurt erstreckt sich gegen SO. und bis jenseits des Amu-Derja (Derja = Fluss) eine unerlöse Wüste. Es ist nicht die Steppe mit ihrem zwar

einförmigen Pflanzenschmuck, mit dem schwermüthigen Reize, den ihr das gleichförmige Leben der Nomaden verleiht, es ist die wahre vollkommene sterile Wüste mit all ihren Gefahren, all ihren Schrecknissen. Von allen Gegenden Mittelasiens ist dieser Europa zugewandte Theil der ödste, tröstloseste. Am O.-Ufer der

kaspischen See haben die Russen mehrere besetzte Punkte angelegt, von welchen aus sie die Umwohner im Zaume halten, in dem weiten

Wüstengebiet zwischen Amu und kaspischem Meere



sie bevölkern soll. Eigenthümlich ist, daß unter diesen Turkomanen sich kein Führer findet und Niemand an Gehorsam gewöhnt ist. Trotzdem herrscht keineswegs Anarchie, und Vergehen gegen Justiz oder Moral sind unter ihnen seltener als unter anderen muhammedanischen Nationen Asiens. Alles wird bei ihnen von dem mächtigen „Deb“, nämlich der Sitte, dem Gebrauch, regiert, und die Religion hat nur geringen Einfluß. Die verschiedenen Stämme leben in großer gegenseitiger Feindschaft, fürchten sich vor dem benachbarten Persien gar nicht, während ihnen die russische Macht Respect einflößt. An ihrem Stamme halten sie treu und fest, und selbst vierjährige Kinder kennen genau Tasse und Tire, zu denen sie gehören, und sind stolz auf die Macht und die Größe ihrer Horde. Der Turkomane zeichnet sich durch seinen kühnen, durchbohrenden Blick aus, der ihn von allen anderen Roma-

den und Städtebewohnern Centralasiens unterscheidet. Die Raubzüge (Alasmane) sind ihm Hauptsache, und die Einladung hierzu findet Jeden zur sofortigen Theilnahme bereit. Der Entschluß wird geheim gehalten, und wenn der erwählte Anführer vom Mollah gesegnet worden ist, springt Jedermann in den Sattel und eilt zum Stellbuchein. Der Angriff erfolgt um Mitternacht oder um Sonnenaufgang und ist gewöhnlich erfolgreich. Die persischen Karawanen werden meist überumpelt; wer Widerstand versucht, wird niedergemacht, der Rest in die Sklaverei geführt. Seitdem die Russen Herren



Turkomanische Frau.

in Turkestan sind, hat der Sklavenhandel freilich fast gänzlich aufgehört, und ist den Turkomanen so sehr das Handwerk gelegt, daß ihnen, da sie von anderem als vom Menschenraub nicht zu leben gelernt, totaler wirtschaftlicher Ruin droht. Dem Untergange dieses Volkes wird indeß Niemand eine Zähre nachweisen. In seinem häuslichen Leben ist der Turkomane sehr indolent. In den Abendstunden horcht er auf die Märchen und Gesänge der „Bathschi“ oder Minnesänger, die ihre Weisen mit der Dutara oder zweisträngigen Guitarre begleiten. Die Gesänge sind meistens Lieder des vor mehr denn 80 Jahren

verstorbenen Nationalpoeten Nachdumkuli. Einige ihrer Gebräuche sind um deßwillen bemerkenswerth, weil sie bei den übrigen Nomaden Centralasiens kaum gefunden werden. Die Turkomanen sind nächst den Kiptschak-Osseten das kriegerischste Volk Asiens und vermöge ihrer Lage die Wächter der Südgrenzen Turkestans. Hier liegt auch der wichtigste Punkt ihres Landes, die Stadt Merv, genau im N. von Herat in Afghanistan. Sie gehört eigentlich Niemandem, zählt 30,000 Zelte und wird von einer starken, theils aus Lehm theils aus luftgetrockneten Ziegeln aufgeführten Mauer, welche mit Thürmen und Graben versehen ist, geschützt. Ein Arm des Wüstenstromes Murgab, der weiter im N. in der Steppe verrinnt, durchfließt der Länge nach die Stadt, die man eher einen Lagerplatz nennen könnte. Da der Besitz von Merv zur völligen Beherrschung der Turkomanen erforderlich ist, werden sich früher oder später die Russen wohl derselben



bemächtigen, trotz der ziemlich ohnmächtigen Eifersucht der Engländer, welche dadurch Herat bedroht glauben. (F. v. Hellwald. Centralasien. Landschaften und Völker in Kaschgan, Turkestan, Kaschmir und Tibet. Leipzig 1875. 8°. S. 280—332.)

Das Land der Turkmenen erstreckt sich nordwärts bis an den Aralsee und die Oase Chiwa am Amu, welche in der Gegenwart ein dem Namen nach wohl noch unabhängiges „Chanat“ bildet, in den letzten Jahren indeß die wuchtige Hand des Zaren wiederholt empfunden hat und auf ein geringes Gebiet eingeschrumpft ist, welches früher oder später von den Russen ihren übrigen Besitzungen vollständig einverleibt werden dürfte. Schon jetzt ist der Chan von Chiwa, geradefo wie der des benachbarten Buchara, nur mehr eine Marionette in der Hand der russischen Befehlshaber Turkestans.

Es ist fast unmöglich, die Grenzen Chiwa's mit einiger Bestimmtheit anzugeben, da es mit Ausnahme des N. und O. von Steppen und Wüsten umgeben ist, deren nomadisirende Bevölkerung sich eben nur dann zur Unterthänigkeit in Chiwa bekennt, wenn es ihr gerade um einen Vortheil zu thun ist. Versuchsweise ließen sich die jetzigen Grenzen ungefähr so bezeichnen: Im N. ein kleines Stück vom S.-Ufer des Aral-See's; im NO. und O. der Amu-Derja; im W. und NW. zieht sich die Grenze etwa eine Strecke von 150 Km. am linken Ufer des Amu durch Einöden, die mit Flugland, Salzpflügen und ausgedehnten, schilfbewachsenen Morästen bedeckt sind und sich nur hin und wieder zu Steppen erholen, auf denen die Nomaden ihr Vieh weiden lassen. Mitten in diesem unwirthsamem Lande findet sich die sogenannte Oase von Chiwa, die von der Stadt Pitnjak bis zur Stadt Kungrad sich erstreckt, größtentheils auf dem linken Ufer des Amu liegt und worauf sich die seßhafte Bevölkerung des Chanats gruppirt. Der Amu durchströmt dieses Gebiet mit raschem Gefälle. Da er keine Nebenflüsse aufnimmt, mußte für die Felder ein ausgedehntes, unmittelbar durch den Strom genährtes Ueberrieselungs-System ausgeführt werden. Von Pitnjak sieht man ein ganzes Canalketz sich über das Land ausbreiten. Da der Amu die einzige Quelle der Fruchtbarkeit der Oase und des Wohlstandes der Bevölkerung darstellt, wird der feuchte oder allzuhohe Stand desselben im gleichen Grade verhängnißvoll. Gegen den Wassermangel ist freilich keine Vorkehrung möglich; zum Schutz gegen die Ueberschwemmungen aber haben die Chiwaner längs des ganzen linken Ufers einen Damm von hinreichender Höhe ausgeführt, durch dessen Körper die Röhren führen, aus denen die Canäle gespeist werden. Auf höher gelegenen Stellen und auf dem ganzen rechten Ufer wird das Wasser durch allerlei Werke gehoben. Es war gewiß viel Arbeit, viel Fleiß und Scharfsinn erforderlich, um ein solches Werk zu vollenden; trotzdem bilden von dem großen Delta, das 14,400 □ Km. umfaßt, kaum 5500 den eigentlich productiven Theil des Chanats. Die Mehrheit der angesiedelten Bewohner Chiwa's drängt sich denn auch auf dem linken Ufer des Amu zusammen, da das auf dem rechten Ufer gelegene Land schwieriger zu bewässern und demnach auch schwieriger zu bebauen ist. Was das Klima betrifft, so ist es eben das der Steppenländer; im Sommer drückende Hitze, im Winter strenge Kälte, die zuweilen 19° R. erreicht. Der Amu ist gewöhnlich nur einen Monat zugefroren und thaut schon im Februar auf, bald darauf zieht auch der Frühling in's Land. Im April beginnt der Sommer und erst Mitte November macht sich der Herbst fühlbar. Der Sommer wird durch Hitze und Staub oft recht unbequem, namentlich durch letzteren, der in dichten Wolken von den Sandwüsten herübertreibt. Der Herbst ist sehr veränderlich, doch kommt es selten zu Schnee und Regen. Dank der künstlichen Bewässerung geben die Aecker vortreffliche Ernten. Der Weizen liefert in guten Jahren einen sechzigfachen, der Reis einen vierzig- und siebenzigfachen Ertrag, die Dschugara sogar einen dreihundertfachen. Die Körner der letzteren ersetzen den Hafer und ihre Stengel das Heu für Pferde und anderes Vieh. Außerdem werden auch Gerste, Linsen und Erbsen ge-



baut; von Nutzpflanzen Baumwolle, Hanf, Kunshut, eine Oelfrucht, Krapp, Tabak und Flachs. In Folge des Mangels an Wiesen pflegt man Luzerner Klee auszusäen, der dreimal gemäht wird und gutes Futter gibt. Worauf aber die Dase ganz besonders stolz sein mag, das sind die Obstarten, die sich durch einen ungewöhnlich feinen Geschmack auszeichnen. Da gedeihen auserlesene Äpfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Trauben, Granaten und vor Allem Melonen. Gemüse wird mit Ausnahme der Mohrrübe und Zwiebeln fast gar nicht gebaut. Von den Bäumen, die einer sorgfältigen Pflege bedürfen, werden die Pappel, der Naruan und eine Art Kusten als Nuzholz und der Maulbeerbaum für die Seidenwürmer verwendet. Die Angaben in Ansehung der Bevölkerung sind sowohl in statistischer wie in ethnographischer Beziehung sehr unzuverlässig. Zu den ansässigen Bewohnern gehören die Desbeken, Tadschiks und Perser. Die Desbeken, ein türkischer Volksstamm, sind als Eroberer Central-Asiens der herrschende Volksstamm, obgleich sie in geistiger Hinsicht den Tadschiks nachstehen; sie mögen



Turkomanische Mühle.

im Ganzen 100,000 Individuen zählen, treiben Ackerbau, zum Theil auch Handel, und stellen das Hauptcontingent der Armee. Die Tadschiks, ein Volk arischer Abstammung, sind die Ureinwohner Central-Asiens, die von den Desbeken unterjocht wurden, jetzt aber neben diesen leben und fast den ganzen Handel an sich gerissen haben. Sie mögen wohl auch 100,000 Köpfe zählen, vielleicht auch etwas mehr. Die Perser, früher Sklaven, jetzt Freigelassene, sind die arbeitssamste Classe der ganzen Bevölkerung und treiben vorzugsweise Ackerbau. Die Viehzucht ist unbedeutend und der Viehschlag klein. Kameele und Dromedare werden auch nicht viele gehalten; die letzteren sind größer und kräftiger als die ersteren; die Esel, zwar klein aber stark, werden zum Reiten und Fahren gebraucht. Die kirgisischen Pferde sind schwächig und schwach, die Argamaken von reiner turkomanischer Race aber groß, schön, stark, feurig und flink. Die nomadisirenden Bewohner halten mehr Vieh als die sesshaften, aber lange nicht so viel, als die sibirischen Kirgisen. Zu den Nomaden gehören die Karakalpaken, die von der Mündung des Amu bis fast nach dem See Döü-Kara (Döw-Kara) hinauf und auch auf dem rechten Ufer des Stromes umherstreifen. Sie mögen etwa 45,000 Köpfe stark sein, treiben Ackerbau und Fischfang und sind ein friedliebendes Volk, das von den Chiwa-



nern durch Abgabe gedrückt wird. Die Kirgisen, etwa 35,000 Köpfe, beschäftigen sich vorzugsweise mit Viehzucht, weshalb sie auch die guten Weideplätze von Jang-Su aufsuchen. Die Turkomanen nomadisiren in den westlichen und südlichen Grenzdistricten des Chanats und auch in der Steppenregion zwischen den Veriefelungscanälen. Ihre Zahl dürfte wohl kaum mehr als 15,000 Köpfe betragen. Im Ganzen hat Chiwa ungefähr 340,000 Bewohner, von denen 100,000 auf den nomadisirenden Antheil entfallen. Die Ortschaften bestehen aus krummlinigen, kothigen oder staubigen Straßen, die von Lehmhütten begrenzt sind, fast alle mit Wällen und Gärten umgeben. Die Hauptstadt Chiwa liegt an zwei Veriefelungscanälen und ist in einem Umfang von 6 Km. von einem 3 M. hohen Lehmwall umgürtet. Auch in der inneren Stadt sind die Paläste des Chans und die Häuser der Würdenträger und einige höhere geistliche Schulen auf ähnliche Weise befestigt. Diese innere Stadt bildet eine Art Citadelle mit drei Thoren, an deren Seiten ungefähr zwanzig Kanonen auf Laffetten aufgestellt sind. Die äußere Stadt hat einen großen Bazar, dessen Umgegend von Gärten froht. Auch liegen dort die Sommerpaläste des Chans. Die Hauptstadt hat ungefähr 20,000—30,000 Einwohner, Kungrad am Talbys in ruinenhaften Häusern 6—8000. Letztere treibt übrigens einen ziemlich bedeutenden Vieh- und Productenhandel. Jeni-Urgentsch, 10 Km. vom linken Ufer des Amu, hat eine ziemlich festgebaute und mit Geschützen wohl armirte Mauer und zählt etwa 3000 Einwohner. Viele andere Ortschaften, von denen mehrere als kleine Forts dienen müssen, sind eben nur Städte dem Namen nach. Das Land wird despotisch regiert, die Eintheilung desselben richtet sich nach der Zahl der Städte, deren jeder wieder eine gewisse Zahl von Dorfschaften zugetheilt ist. Die Justiz wird entweder von dem Chan persönlich, theils von den Richtern geübt, die, da die Bevölkerung dem sunnitischen Glaubensbekenntniß ergeben, theils nach den geschriebenen, theils nach den überlieferten Gesetzen entscheiden.

Mit dem Syr ist der Amu-Derja oder Dscheihun der wichtigste Strom Turkestans und kann dessen gelbes Wasser in Betreff seines befruchtenden Einflusses mit dem Nil verglichen werden. Er entquillt dem kleinen Alpensee Sary-Kul oder Victoria-Lake in dem Randgebirge Pamirs, in 4236 M. Seehöhe, strömt nach SW. und wendet sich dann nach NW., um in das S.-Ende des Aralsees zu münden.

Nach den vorhandenen Messungen führt der Amu in seinem untersten Laufe 3000 Km. Wasser per Secunde (der Rhein 2500, die Rhône 2000). (H. Lenz. Unsere Kenntnisse über den früheren Lauf des Amu-Derja. St. Petersburg. 1870. 4<sup>o</sup>.) Ueber seine Schiffbarkeit liegen abweichende Nachrichten vor; nach Einigen soll er in einem großen Theile seines Laufes, nach Lenz für Boote und nach Wambéry (Ueber die Schiffbarkeit des Oxus, in der: Weil. zur Allgem. Zeitg. vom 17. Januar 1875) fast gar nicht, nach Oberst Stoljetow unter Schwierigkeiten wohl, aber dennoch schiffbar sein; der ganze Oberlauf bleibt im Winter gefroren, und im strengen Winter sogar der Unterlauf. Er durchfließt zunächst das kalte Bergland Boshan, wo er fünf Zuflüsse aufnimmt; berührt rechts das bergige Badachschan, ein malerisches Land, berühmt durch sein schönes Klima und seine Rubingruben; hier nimmt er namentlich den Badachschan auf und heißt von da an Amu. Rechts von ihm liegt das schwach bevölkerte, gebirgige Khutel, weiterhin südlich vom Flusse das Thal von Kunduz, nördlich die Gase Gissar, berühmt durch ihre Messerfabrikation; im W. des ersteren liegt das Thal Gulum und weiterhin das Land Balch, durch einen dünnen Landstrich vom Amu getrennt. Noch weiter links von ihm dehnt sich die turkomanische oder charesmische Wüste, rechts jene von Kyzyl-Kum aus. Seinen bedeutendsten Nebenfluß, den Ak-Serai, empfängt er aus Kunduz. Im mittleren Laufe hat er 7—800 M. Breite und 2—6 M. Tiefe; ehe er mündet, bildet er ein sumpfiges, ganz mit Schilf bedecktes Delta, dessen centraler Theil eine Art von Depression bildet, und dessen kaum 1 M. tiefe Flußarme beständigen Veränderungen unterworfen sind. Der westlichste Mündungsarm heißt Talbys; zunächst folgt der Uellen-Derja (großer Fluß),



nern durch Abgabe gedrückt wird. Die sich vorzugsweise mit Viehzucht, weiden Sie auffuchen. Die Turkomanen in den Districten des Chanats und auch in den canälen. Ihre Zahl dürfte wohl zu 340,000 schätzbar sein, wovon Chiwa ungefähr 340,000 an sich fallenden Antheil entfallen. Die staubigen Straßen, die von Zäunen umgeben. Die Hauptstadt liegt in einem Umfang von 6 Meilen von der inneren Stadt sind die Mauern und einige höhere geistliche Gebäude bildet eine Art Citadelle. Kanonen auf Lafetten. Bazar, dessen Umfang den Umfang des Chanats. Die Stadt liegt am Tal der in ruhmreichen und bedeutenden linken Ufer des Amu. Die Mauer umschließt mehrere als 100 Häuser. Das Land ist sehr fruchtbar. Die Zahl der Einwohner ist. Die Stadt ist sehr geübt, die Stadt ist nach dem

En  
(6)

Bezirke, welcher wieder in zwei von Tschimbai, getheilt wird. Grenze im O. bis zu den nördlichen Bergen, letzterer aber von hier aus bis zum Amu. Der District zumeist flaches Terrain mit einer Anzahl von sesshafter Bevölkerung zumeist Halb- und Ganznomaden, unter denen die Karakalpakken. (Siehe über diese: Nr. 35, S. 696—697.)

Der Amu-Strom seinen Lauf durch das heutige Kasachstan nach dem Aral genommen, vielmehr sich zu dem Kaspischen Meer und dann wieder in den Aral-See. Syr-Derja (siehe Herbert Wood. The shores of the Aral Sea. 80.) Das alte Amu-Bett ist in den letzten Expeditionen wiederholt untersucht worden, und zieht sich in einer niedrigen Ebene — auch Oghuz oder Oghuz genannt Tschink, dem S.-Absturze des Ustjurt, durch das Kasachstani Meer hin. Wasserlachen, größere Tümpel, darunter auch salinisch-Seen, und eine ansehnlichere Vegetation charakteristisch für das Strombett.

Der Hauptstrom nicht bloß von Chiwa, sondern auch des Chanats Buchara, welches sich gleich Chiwa noch einer unbeschränkten Selbstständigkeit erfreut. Der östliche wichtigste Nebenfluß mit der berühmten Stadt Samarkand ist ihm abgenommen. Gegenwärtig die russische Provinz Zerasschan, so benannt nach dem wichtigsten Wasserader dieses Gebietes.

Zerasschan (Goldspender, Goldstreuer) oder Koshik entspringt aus dem langen Gletscher in den Gebirgen im O. der turkestanischen Ebene, an der Grenze der Fön-dagh-Kette und behält auf einer Länge von mehr als 100 Meilen regelmäßig die Richtung einer Parallele zum Aequator bei. Jenseits des Fön-dagh tritt er in ein breites Thal, das hinter Samarkand eine Ebene wird und jenseits Buchara eine Sandsteppe. Im W. von Buchara wendet er sich plötzlich nach S. und ergießt sich in einen kleinen Steppensee (türk.: schwarzer See). Die Gegend zwischen dem Zerasschan und dem Amu ist man auf der Reise von Chiwa nach Buchara kennen. A. L. von Kuhn hat vor einigen Jahren gemacht und entnehmen wir seinen Schilderungen einen kurzen Charakteristik.

Von Petro-Alexandrowsk, einer russischen Ansiedlung am Amu, dem Amu dahin stromaufwärts folgt bis Al-Kamysch, bietet die Gegend, wenn auch wenig bevölkert, so doch gut cultivirte Acker und an manchen Stellen sogar Wein. Von Al-Kamysch führt der Weg über eine sich hoch über den Fluß erhebende Sandsteppe, die sich an manchen Stellen zum Fluße in Gestalt kleiner Däsen hinabsenkt, welche Halbinseln bilden, mit Gesträuch, Tschibda

Steppenpflanzen bedeckt sind und von den Eingebornen „Tugai“ genannt. So wendet sich der Weg den Fluß entlang bis zum Orte Ghodscha. An manchen Stellen nähert sich der feine bewegliche Triebsand, den Weg anweidend, dem Fluße und bildet Hindernisse. Die Nomaden erhalten auf den Weiden das ganze Jahr hindurch ihre Heerden, indem sie hierher für den Winter zuweilen ziehen. Auf dem Wege zum Ufer begegnet man den zum Uebersetzen bequemen Stellen Backsteinruinen, welche, wie man annehmen muß, als Forts zur Vertheidigung gedient haben. Von der Befestigung Ustü bis Karakul erstreckt sich eine ungefähr 25 Km. breite Wüste von feinem Triebande. Wenn man die grünen Umgebungen von Ustü verläßt und diese Wüste betritt, so erblickt man an den Seiten aus dem Sande auftauchende Ruinen verlassener Gebäude und verdorrte Baumstämme, die schweigenden Zeugen besserer Zeiten. Man erzählte unseren Reisenden, daß vor 10—25 Jahren hier blühende Ortschaften gestanden; der Triebsand aber, der von NW. herangeweht sei, habe vor nicht langer Zeit dieselben verschüttet. In jedem Jahre, so erzählen die Eingebornen, entreißen die Sandstürme den armen Bewohnern die letzten Stücke ihrer Aecker, und mit jedem Jahre vermindert sich das zum Ackerbau taugliche Land. Dieselbe von dem Triebande hervorgerufene Erscheinung wiederholt sich auch im Karakul'schen Kreise. Einen freudlosen, traurigen Anblick gewährt dieser Fleck Erde des bocharischen Chanats.

Nachdem sie die Sandwüste verlassen hatten, bot sich ihren Augen der wenig einladende Anblick des einst belebtesten Kreises des Chanats dar; die frischen Spuren unlängst vom Sande verschlungener blühender Ortschaften machen einen betrübenden Eindruck. Von Karakul an beginnt ein cultivirter Landstrich des Chanats. Wenn man sich Bochara nähert, so gewinnt das Land ein immer freundlicheres Aussehen, ringsum erblickt man blühende Gärten, üppige Plantagen von Baumwolle, Dschugara und anderen Pflanzen, durch welche das Chanat berühmt ist. Zahlreiche Canäle sind vom Zerafschan abgeleitet und bewässert er die unfern von seinem linken Ufer gelegene Stadt Bochara sowie das 240 Km. östlich davon gelegene Samarland. Bochara selbst ist auch rings mit Gärten umgeben. Erstaunlich ist die Großartigkeit seines Marktes. Alle Karawanenstraßen und Buden sind buchstäblich mit russischen Manufactur-Erzeugnissen angefüllt. Nicht weniger als durch seinen Markt setzt Bochara auch durch die Zahl seiner Medresse, Schulen, Moscheen, Friedhöfe und verschiedenen Heiligen in Erstaunen. Die Stadt Bochara, „die edle“, ist heute von ihrer einstigen gefeierten Größe tief herabgesunken und zählt schwerlich mehr als 70,000 Einw. Der hier hofhaltende Emir von Bochara regiert sein Land in ähnlicher orientalischer Weise wie sein College in Chiwa. Die Einwohnerschaft Bochara's besteht vorwiegend aus persisch-redenden Tadschiks, hier Sarten genannt, welche einen ansehnlichen Handel treiben.

Das Gebiet zwischen Bochara und Samarland ist theilweise vortrefflich cultivirt. Ausgebreitet am westlichen Ende des Thales von Miankal erscheint der Kreis Kermine als der am besten angebaute und der reichste an Vegetation und übertrifft in dieser Hinsicht bei weitem die Umgebung Bochara's. Je mehr man von hier aus sich dem Zerafschan-Gebiete nähert, um so reicher und besser cultivirt stellt sich das Land den Blicken dar. Wo das breite Thal beginnt, da liegt bis nahe an Bochara eine fast ununterbrochene Kette von Ortschaften auf dem ebenen fruchtbaren Terrain, das der Zerafschan zurückgelassen, der ehemals viel wasserreicher gewesen sein muß. Eben da liegen auch die dazu gehörenden Dörfer, sowie die Gärten zur Obst- und Seidezucht, und die mit Baumwolle, Kürbis, Arbusen, Weizen, Gerste und Mais bestellten Felder. Andererseits zeigt sich aber auch ein scharfer Gegensatz von Unfruchtbarkeit, z. B. in der nahen Mälk-Wüste und der öden Lehmsteppe von Bochara, welche sich nördlich vom Zerafschan ausbreitet und durch einzelne Bergzüge von Thonschiefer und plutonischen Gesteinen durchbrochen wird: Ausläufer des Gebirges, welche als kahle, schroffe Granitfelsen sich wohl kaum 300 M. erheben. Bamberg beschreibt sie als ein unabsehbares Sandmeer, das bald, gleich dem vom Sturme gepeitschten Ocean, hohe Sandwogen, bald wieder, gleich dem vom Zephyr bewegten stillen Spiegel eines See's, sanfte Wellen bildet. Kein Vogel in der Luft, kein Wurm oder Käfer auf der Erde ist zu sehen; es gibt nur Spuren erloschenen Lebens, die Gebeine umgekommener Menschen und Thiere, die jeder Vorüberziehende zu einem Haufen



... dienen. Diese Wüste ist breit, hat kein Wasser, und beim Schlafen seine Schläuche fest umarmt. Durch die Hitze erkranken und sterben oft Kameele und ... Travels in Central-Asia. London 1864. 8°. S. 158.) ... die Verheerungen des „Lebbad“; das Wort ist persisch ... Bei seinem Herannahen legen sich die Kameele unter ... den langen Hals auf den Boden und suchen den ... Die Reisenden lauern sich hinter ihnen auf die Erde; ... dumpfem Getöse über sie hin und bewirft sie mit einer Sand- ... Körner wie Funkenregen brennen.

... Reichthum erreicht ein Ende im O. von Samarland, welche uralte ... jetzt 20,000 Einwohner zählt und nach Vámbéry's und Professor ... Aussagen sich in keiner Weise von den übrigen Städten Mittel- ... unterscheidet, — derselbe Kranz von Gärten, dieselben aus Lehmhütten ... widerfallenen Mauern gebildeten schmalen Gassen, dieselbe Stille auf ... vom Markte entfernten Straßen. Lieblich ist die Lage Samarlands im ... Ferganathale, welches durch ein hohes Gebirge, den Karatsche-Lau mit ... wasser von 4600—4900 M. von jenem des Syr-Deja geschieden wird. Auch ... dieser Strom, dessen Länge wohl über 2000 Km. beträgt, entspringt im Ge- ... birge Hochasiens, im Tian-Schan, und tritt dann erst später in die Ebene hin- ... aus. Sein Oberlauf bewässert unter dem Namen Narxyn das frühere Chanat ... Chokand, welches unlängst in die russische Provinz Fergana umgewan- ... delt wurde.

Das ehemalige Chanat Chokand hat die Form eines länglichen, nur nach N. im Thale des Syr offenen Kessels, der von terrassenartig abfallenden Gebirgszügen des Tian-Schan-Systems gebildet wird. Dem Syr eilen zwar auf seinem größtentheils von Steppen eingefassten Laufe durch das Ferganathal eine große Zahl meist wilder Gebirgsflüßchen aus N. und S. entgegen, doch gelangen dieselben nicht zur Einmündung, da sie zur Verieselung der Felder abgeleitet werden. Dieser reichen Bewässerung verdankt das Land außerordentlich ergiebige Ernten an Weizen, Reis, Sorgho, Korn, Baumwolle, Flachs, Tabak 2c. Neben den verschiedenartigsten Fruchtarten werden auch die Maulbeerbäume, deren Seidenraupen vortreffliche Seide liefern, mit Erfolg cultivirt. In wirthschaftlicher Hinsicht nehmen die Seide, der Flachs und das Korn den ersten Platz ein. Die Seide, die beste in Mittelasien, bildet namentlich einen bedeutenden Handelsartikel. Die Bevölkerung Fergana's ist theils erasischer, theils türkischer Abkunft. Die erobernden türkischen Stämme fanden in Fergana in den Tadschiks und Sarten eine altpersische Städtebevölkerung vor, die noch gegenwärtig in Gemeinschaft mit den türkischen Desbeken den seßhaften Theil der Bewohner des Landes bilden. Sie haben sich vorzugsweise in den fruchtbaren Landschaften südlich vom Syr-Deja angesiedelt und dieselben, wenn A. v. Ruhn nicht durch die russische Brille gesehen, zu hoher Blüthe gebracht. Die türkischen Stämme der Karakalpakten und Kirgisen leben als Nomaden hauptsächlich in den Steppen nördlich vom Syr und wenn auch nicht so zahlreich im östlichen Theile des Fergana-Thales. Unter den Kirgisen zeichnen sich durch einen höheren Culturgrad die Kiptschaken aus; sie sind Halbnomaden und haben ihre Zelte meist in der Nähe von Ortschaften aufgeschlagen. Die Gesamtbevölkerung Fergana's beläuft sich auf die allerdings niedrige Zahl von 96,000 Köpfen. In Lebensart, Sitten und Gebräuchen unterscheiden sich die Bewohner von Chokand in nichts von ihren Stammesgenossen im russischen Turkestan. Die wichtigsten Städte sind Chokand, Margilan, Andidichan, Namangan, Uzkend und Balhyschy. Die Hochthäler der Gebirge, welche

Choland im S. und SO. abschließen, sind mit ewigem Schnee bedeckt, haben aber im Sommer ein sehr mildes, der Viehzucht höchst günstiges Klima. In der Ebene fällt selten Schnee, wenngleich es Nächte gibt, in denen das Thermometer auf  $-10^{\circ}$  fällt, und in den Bergen am Taschkent stellen sich heftige Winterstürme ein. Die Steppen dagegen leiden an übermäßiger Sommerhitze. Im März bekleidet sich der Boden mit reichem Grün und duftigen Blumen, und vor Anfang Mai blüht und duftet Alles. Die Hitze steigt endlich bis auf  $40^{\circ}$ , und somit vergeht jede Spur der Vegetation; man gewahrt alsdann nur den nackten Sand und Lehm, der von der Hitze geborsten ist. Einige Kräuter finden sich nur noch an den Quellen, Bächen und in Bergschluchten. Obwohl der Regen im Sommer fast ganz fehlt, so gedeihen bei künstlicher Bewässerung doch fast alle Getreidearten reichlich, und das künstlich erzeugte Gras wird bis viermal gemäht. Im September und October läßt die Hitze nach, und noch im November haben die Tage stets  $15^{\circ}$  Wärme.

Den ganzen weiten Raum zwischen dem Tian-Schan im O. und dem Aral im W. nimmt das russische Generalgouvernement Turkestan ein, welches in die zwei Districte Syr-Derja und Semirjetschensk getheilt ist. Ersterer, die uns hier zunächst interessirt, ist vorwiegend Steppenland, in welchem vereinzelte größere Städte wie Chodschend, Taschkent, die jetzige russische Hauptstadt Turkestans, Tschemkend und Hazret-i-Turkestan, alle im Thale des Syr, doch keine an dessen Ufern, liegen. Ein langer Gebirgszug, der Kara-Tau, begleitet im O. den Strom, welcher von Chodschend bis Turkestan gen N. fließt und im W. die Wüste Kyzyl-Kum (rother Sand) zur Seite hat: ein braunrothes, mehr denn 250 Km. weites Sandmeer, dessen Sand gleichfalls von Stürmen zu Hügeln aufgethürmt ist. Diese bedeckt leichtes Gesträuch, zuweilen 3—4 M. hoch; eine einzige Grasart tritt auf, die aber sehr häufig ist und in ausgedehnten Rasen den Pferden zum Futter dient. Der Wüstenrand des Kyzyl-Kum, Ak-Kamisch geheißen, hat noch gute Triften, die von den Nomaden abgeweidet werden.

Am Rande dieser Wüste gewinnt am Syr Alles ein anderes Aussehen; seine Ufer werden nackt und unfruchtbar; bald tief eingebettet, ist er von der Steppe nur durch einen schmalen Streif von Dschungeln getrennt, bald hingegen sein niedrigeres Bett verlassend, überfluthet er die Umgebung, Schilflagunen und unpassirbare Sümpfe bildend, die sich weithin, oft mehrere hundert Meilen weit in die Ebene erstrecken. Nur an den Orten, wo das steile Ufer dem Fluß höchstens bei Hochwasser auszutreten gestattet, treibt der Kirgise Ackerbau und soll, wie man sagt, der durch die Flußalluvionen gedüngte Boden reichliche Ernten gewähren. Gewiß ist, daß dort, wo die Hochwasser abgelaufen, das überschwemmte Land prächtigen Graswuchs darbietet, weshalb die Kirgisen sich in den Wintermonaten dort einfinden. Inmitten dieser Wiesen erheben sich da und dort Sandhügel von 10—12 M. Höhe; sie sind meist mit Tamarix, Turanga und Dschida, die 2—3 M. hohen Ufergegenden mit Tamarix, Disteln und Saraul (*Haloxylon ammodendron*) bewachsen. Die vielen Inseln, manche 3 Km. lang, sind gewöhnlich mit undurchbringlichem Gebüsch bedeckt, worin Tiger haufen. Die Breite des Stromes beträgt von 280—750 M., die Tiefe  $5\frac{1}{2}$ —11 M., die Schnelligkeit des Laufes bis zu 7 Km. in der Stunde, die mittlere Geschwindigkeit  $4\frac{1}{2}$ —6 Km. Das Wasser ist trübe und gelblich, schmeckt aber süß und angenehm, sobald es sich gesetzt hat, und ist gesund. Der Unterlauf bis zum Aralsee, in neuerer Zeit genauer erforscht, theilt sich auch in mehrere Arme, große Inseln umschließend; er ist übrigens beständig neuen Veränderungen unterworfen, wie sich dies aus der lockeren Beschaf-



aus wellenförmiger Terrainbildung besteht, deren Abhänge meist außerordentlich lang und sanft sind. Doch stößt man auch unverhofft auf tiefe und breite Einschnitte, welche sich auf lange Strecken durch die Steppe hinziehen. Kein Baum, kein Strauch ist zu erblicken, auf welchen das Auge ausruhen könnte; die ganze Steppe gleicht einem unabsehbaren Meere, dessen langgestreckte Wellen auf einmal unbeweglich geworden sind. Nur die muchadscharischen Berge, eine Verlängerung des Ural, welche die Steppe von N. nach S. durchschneiden, machen eine Ausnahme; indeß ist die höchste Spitze derselben, der Nirus, kaum 300 M. hoch. Der bergige Theil der Steppe besteht überall aus Feldspath und Porphyr, in deren Begleitung oft Blei, Kupfer, Silber und bisweilen Gold vorkommen; längs des Irtysch und in dem ebenen Theil der Steppe findet man nur Kohlenkalkstein und eine fast horizontale Kohlenschicht.

In der Gegend des 49.<sup>o</sup> n. Br. scheint in dieser großen Tiesebene sich eine Schwelle zu erheben, von welcher der Isschim sich nach N. wendet und zahlreiche Steppenströme irrend nach SW. sich im Sande verlaufen. In diesem Bereiche treten niedrige Höhenzüge auf, wie der Arkat, Aldschan, der Ischingiz-Tau, dessen ansehnlicher, sich zu 1300 M. Höhe erhebender wald- und quellenreicher Kamm die durchaus sterile Irtysch-Steppe von der Balchasch-Niederung scheidet, Karakaly, Kent-Kaslyk, meist Granit- und Porphyrhügel, welche aber nur 100—300 M. absoluter Höhe haben. Ferner der Al-Tau (türk.: weißes Gebirge), der Kurgentasch und die lange Kette der Ildighis, nebst dem bleireichen Ulu-Tagh.

Im S. dieser Schwelle führt vom Aralsee zum Balchaschsee eine ganze Reihe einzelner Seen hin; und im W. findet sich, nordöstlich vom Aral, ebenfalls ein merkwürdiges Gebiet von Seen, viele der kleinen oft rosenkranzartig unter einander verbunden. An all diesen Seen zeigt sich ein fortwährendes Austrocknen bis zum Verschwinden derselben, ganz wie beim Aral. Nebst dem Kaspi- und dem Aralsee ist der Balchasch-See — er bedeckt einen Flächenraum von circa 22,000 □ Km. — die größte Wasseransammlung in der Kirgisensteppe. Das nördliche und nordwestliche Seeufer erhebt sich stufenförmig über den Wasserspiegel, gleich dem Ustjurt am westlichen Rande des Aral. Die schilfige S.-Küste hingegen, welche kaum gestattet, eine Uferlinie zu unterscheiden, ist abschüssig, und von da aus zieht sich bis zu den Vorbergen des Ala-Tau (buntes Gebirg) eine aus Sandhügeln bestehende Steppe, Adschabainym-Al-Kum, eine Fortsetzung der Hungersteppe Bed-Bak-Dala oder Golodnaja Step der Russen, welche Sibirien von Turkestan scheidet. Nördlich vom Balchasch liegen in sandiger Steppe, welche in ihrer Dürre den Eindruck eines ausgetrockneten alten Meerbodens macht, die Reste seiner ehemaligen Fortsetzung, der Saisyl-Kul und der Ala-Kul. Mit dem Ala-Kul hat der Balchasch noch in historischer Zeit ein Becken gebildet.

Jenseits der in den Balchasch mündenden Lepsa beginnt das Siebenstromland, Semiretschenskij-Krai, einerseits von der Hochgebirgskette des dsungarischen Ala-Tau mit dem ihr vorgelagerten Stufen- und Gebirgs-



lande, andererseits von der zum Balchasch allmählig absinkenden 500 bis 160 M. hohen Steppe gebildet. Die Kammlinie des Ala-Tau im S., der Balchasch-Spiegel im NW., die Stromlinie des Ili im S., die der Lepsa im N. bezeichnen die natürlichen Grenzen dieses Landstriches, der durch die Schneeregion des pfungarischen Ala-Tau vom hinterasiatischen Hochlande geschieden wird, durch das tief eingesenkte Strombett des Ili aber mit ihm in natürlichem und geschichtlichem Zusammenhange steht.

Die sieben Flüsse, welchen das Land den Namen verdankt, sind die Lepsa mit dem Bafsan, der Ak-Su mit dem Sarkan, der Bien und der Karatal mit dem Kok-Su. Nur die Lepsa, der südliche Grenzfluß, der Ili und allenfalls der Karatal erreichen dauernd den See wirklich, während alle anderen, obwohl gleichfalls der S.-Küste des Balchasch zufließend, früher im Sande verrinnen oder nur bei Hochwasser dahin gelangen. Sie entspringen sämtlich der Schneeregion des Ala-Tau und durchziehen zuerst fruchtbare Thäler, später die weiten Ebenen um den Balchasch. Sie sind in ihrem oberen Laufe echte Gebirgswässer, in Steinbetten, raschen Laufes die malerischen Schluchten und Thäler des Hochlandes durchströmend. So wie sie die Steppe erreicht haben, verwandeln sie sich in träge dahinschleichende, trübe Steppenflüsse. Diese eigentliche Steppenregion des Balchasch — die Winterstationen der Nomaden enthaltend — mit sterilen, sandigen, dünnen und salzigen Lagunen bedeckt, ist baumlos, trägt eine der Natur der Gewässer entsprechende Vegetation, also das Charaktergepräge der aralo-kaspischen Niederung, namentlich den typischen Saraul. In den an den Stromufern und Balchaschküsten gedeihenden Schilf- und Rohrdickichten haufen Kulan, Stachelschweine und Schildkröten. Die Culturregion, von 500—1300 M. mit gutem Ackerboden und reichlicher Bewässerung hat in ihren krautartigen Gewächsen mehr Ähnlichkeit mit der Pflanzenphysiognomie des westsibirischen und osteuropäischen Tieflandes. Die russische Colonisation breitet sich über diese Region aus und concentrirt sich an den Stellen, wo die von 1300—2500 M. reichende Waldregion vorhanden ist, was jedoch nicht überall der Fall; diese enthält nämlich ausreichende Vorräthe an Bauholz für die Ansiedlungen unter ihr. So entstanden allmählig zahlreiche, heute schon blühende und stattliche Niederlassungen, als: die Stadt Kopalsk oder Kopal, die Forts und Militärstationen Akjuisk, Arassan, Karatal und Kokjuisk, Altn-Jmel und Kalkschyk. So bilden hier Steppe und Gebirgsland den fundamentalen Gegensatz, der alle Natur- und Culturverhältnisse durchzieht. Das emporragende Gebirge mit seiner Wasserfülle wirkt nährend, belebend, culturfördernd, — die platte, niedrige Steppe mit ihrer Dürre abzehrend, deprimirend, culturehemmend. Wo die Wüstensteppe sich wasser- und baumlos ausstreckt, da ist specifisches Nomadenland, der Tummelplatz des Nomadenthums, dessen Naturzwang kein Wille, keine Culturmacht zu brechen vermag. In den höher gelegenen Geländen und Vorbergen findet aber die Cultur eine Stätte, wo sie mit Nutzen gedeihen und sich entwickeln kann.

Noch erübrigt uns einen Blick auf die Menschen zu werfen, welche das russische Turkestan bewohnen. Außer den uns schon bekannten Desibeten und Tadschiks oder Sarten sind dies die turktatarischen Völker, welche eine Mischung von eigentlichen Mongolen und Türken zu sein scheinen und gemeinlich Kirgisen genannt werden. Man muß aber in dieser generellen Bezeichnung zwei sehr verschiedene Stämme scharf unterscheiden, nämlich die irrthümlich als Kirgisen geltenden Kasaken und die eigentlichen Kirgisen, richtiger Karakirgisen (schwarze Kirgisen). Das zahlreichste dieser Völker hat sich nämlich nie anders als Kasak genannt und sie erhielten erst den Namen Kirgisen





nern durch Abgabe gedrückt wird. Die Kirgisen, etwa 35,000 Köpfe, beschäftigen sich vorzugsweise mit Viehzucht, weshalb sie auch die guten Weideplätze von Jang-Su aufsuchen. Die Turkomanen nomadisiren in den westlichen und südlichen Grenz-districten des Chanats und auch in der Steppenregion zwischen den Veriefelungs-canalén. Ihre Zahl dürfte wohl kaum mehr als 15,000 Köpfe betragen. Im Ganzen hat Chiwa ungefähr 340,000 Bewohner, von denen 100,000 auf den nomadisirenden Antheil entfallen. Die Ortschaften bestehen aus krummlinigen, kothigen oder staubigen Straßen, die von Lehmhütten begrenzt sind, fast alle mit Wällen und Gärten umgeben. Die Hauptstadt Chiwa liegt an zwei Veriefelungscanalén und ist in einem Umfang von 6 Km. von einem 3 M. hohen Lehmwall umgürtet. Auch in der inneren Stadt sind die Paläste des Chans und die Häuser der Würdenträger und einige höhere geistliche Schulen auf ähnliche Weise befestigt. Diese innere Stadt bildet eine Art Citadelle mit drei Thoren, an deren Seiten ungefähr zwanzig Kanonen auf Laffetten aufgestellt sind. Die äußere Stadt hat einen großen Bazar, dessen Umgegend von Gärten frogt. Auch liegen dort die Sommerpaläste des Chans. Die Hauptstadt hat ungefähr 20,000—30,000 Einwohner, Kungrad am Talbys in ruinenhaften Häusern 6—8000. Letztere treibt übrigens einen ziemlich bedeutenden Vieh- und Productenhandel. Jeni-Urgentsch, 10 Km. vom linken Ufer des Amu, hat eine ziemlich festgebaute und mit Geschützen wohl armirte Mauer und zählt etwa 3000 Einwohner. Viele andere Ortschaften, von denen mehrere als kleine Forts dienen müssen, sind eben nur Städte dem Namen nach. Das Land wird despotisch regiert, die Eintheilung desselben richtet sich nach der Zahl der Städte, deren jeder wieder eine gewisse Zahl von Dorfschaften zugetheilt ist. Die Justiz wird entweder von dem Chan persönlich, theils von den Richtern geübt, die, da die Bevölkerung dem sunnitischen Glaubensbekenntniß ergeben, theils nach den geschriebenen, theils nach den überlieferten Gesetzen entscheiden.

Mit dem Syr ist der Amu-Derja oder Dscheihun der wichtigste Strom Turkestans und kann dessen gelbes Wasser in Betreff seines befruchtenden Einflusses mit dem Nil verglichen werden. Er entquillt dem kleinen Alpensee Sary-Kul oder Victoria-Lake in dem Randgebirge Pamirs, in 4236 M. Seehöhe, strömt nach SW. und wendet sich dann nach NW., um in das S.-Ende des Aralsee's zu münden.

Nach den vorhandenen Messungen führt der Amu in seinem untersten Laufe 3000 Km. Wasser per Secunde (der Rhein 2500, die Rhône 2000). (M. Lenz. Unsere Kenntnisse über den früheren Lauf des Amu-Derja. St. Petersburg. 1870. 4<sup>o</sup>.) Ueber seine Schiffbarkeit liegen abweichende Nachrichten vor; nach Einigen soll er in einem großen Theile seines Laufes, nach Lenz für Boote und nach Vámbéry (Ueber die Schiffbarkeit des Orus, in der: Weil. zur Allgem. Zeitg. vom 17. Januar 1875) fast gar nicht, nach Oberst Stoljetow unter Schwierigkeiten wohl, aber dennoch schiffbar sein; der ganze Oberlauf bleibt im Winter gefroren, und im strengen Winter sogar der Unterlauf. Er durchfließt zunächst das kalte Bergland Bokhan, wo er fünf Zuflüsse aufnimmt; berührt rechts das bergige Badachshan, ein malerisches Land, berühmt durch sein schönes Klima und seine Rubingruben; hier nimmt er namentlich den Badachshan auf und heißt von da an Amu. Rechts von ihm liegt das schwach bevölkerte, gebirgige Schutel, weiterhin südlich vom Flusse das Thal von Kunduz, nördlich die Oase Hissar, berühmt durch ihre Messerfabrikation; im W. des ersteren liegt das Thal Pulum und weiterhin das Land Balch, durch einen dünnen Landstrich vom Amu getrennt. Noch weiter links von ihm dehnt sich die turkomanische oder charesmische Wüste, rechts jene von Anzyl-Kum aus. Seinen bedeutendsten Nebenfluß, den Ak-Serai, empfängt er aus Kunduz. Im mittleren Laufe hat er 7—800 M. Breite und 2—6 M. Tiefe; ehe er mündet, bildet er ein sumpfiges, ganz mit Schilf bedecktes Delta, dessen centraler Theil eine Art von Depression bildet, und dessen kaum 1 M. tiefe Flußarme beständigen Veränderungen unterworfen sind. Der westlichste Mündungsarm heißt Talbys; zunächst folgt der Uelken-Derja (großer Fluß),



nern durch Abgabe gedrückt wird. Die Kirgisen, etwa 35,000 Köpfe, beschäftigen sich vorzugsweise mit Viehzucht, weshalb sie auch die guten Weideplätze von Jang-Su auffuchen. Die Turkomanen nomadisiren in den westlichen und südlichen Grenzdistricten des Chanats und auch in der Steppenregion zwischen den Veriefelungscanälen. Ihre Zahl dürfte wohl kaum mehr als 15,000 Köpfe betragen. Im Ganzen hat Chiwa ungefähr 340,000 Bewohner, von denen 100,000 auf den nomadisirenden Antheil entfallen. Die Ortschaften bestehen aus krummlinigen, kothigen oder staubigen Straßen, die von Lehmhütten begrenzt sind, fast alle mit Wällen und Gärten umgeben. Die Hauptstadt Chiwa liegt an zwei Veriefelungscanälen und ist in einem Umfang von 6 km. von einem 3 M. hohen Lehmwall umgürtet. Auch in der inneren Stadt sind die Paläste des Chans und die Häuser der Würdenträger und einige höhere geistliche Schulen auf ähnliche Weise befestigt. Diese innere Stadt bildet eine Art Citadelle mit drei Thoren, an deren Seiten ungefähr zwanzig Kanonen auf Lafetten aufgepflanzt sind. Die äußere Stadt hat einen großen Bazar, dessen Umgegend von Gärten ströht. Auch liegen dort die Sommerpaläste des Chans. Die Hauptstadt hat ungefähr 20,000—30,000 Einwohner, Kungrad am Taldyk in ruinenhaften Häusern 6—8000. Letztere treibt übrigens einen ziemlich bedeutenden Vieh- und Productenhandel. Jeni-Urgentsch, 10 km. vom linken Ufer des Amu, hat eine ziemlich festgebaute und mit Geschützen wohl armirte Mauer und zählt etwa 3000 Einwohner. Viele andere Ortschaften, von denen mehrere als kleine Forts dienen müssen, sind eben nur Städte dem Namen nach. Das Land wird despotisch regiert, die Eintheilung desselben richtet sich nach der Zahl der Städte, deren jeder wieder eine gewisse Zahl von Dorfschaften zugetheilt ist. Die Justiz wird entweder von dem Chan persönlich, theils von den Richtern geübt, die, da die Bevölkerung dem sunnitischen Glaubensbekenntniß ergeben, theils nach den geschriebenen, theils nach den überlieferten Gesetzen entscheiden.

Mit dem Syr ist der Amu-Derja oder Dscheihun der wichtigste Strom Turkestans und kann dessen gelbes Wasser in Betreff seines befruchtenden Einflusses mit dem Nil verglichen werden. Er entquillt dem kleinen Alpensee Sary-Kul oder Victoria-Lake in dem Randgebirge Pamirs, in 4236 M. Seehöhe, strömt nach SW. und wendet sich dann nach NW., um in das S.-Ende des Aralsee's zu münden.

Nach den vorhandenen Messungen führt der Amu in seinem untersten Laufe 3000 km. Wasser per Secunde (der Rhein 2500, die Rhône 2000). (N. Lenz. Unsere Kenntnisse über den früheren Lauf des Amu-Derja. St. Petersburg. 1870. 4<sup>o</sup>.) Ueber seine Schiffbarkeit liegen abweichende Nachrichten vor; nach Einigen soll er in einem großen Theile seines Laufes, nach Lenz für Boote und nach Wambéry (Ueber die Schiffbarkeit des Drus, in der: Beil. zur Allgem. Zeitg. vom 17. Januar 1875) fast gar nicht, nach Oberst Stoljetow unter Schwierigkeiten wohl, aber dennoch schiffbar sein; der ganze Oberlauf bleibt im Winter gefroren, und im strengen Winter sogar der Unterlauf. Er durchfließt zunächst das kalte Bergland Wochan, wo er fünf Zuflüsse aufnimmt; berührt rechts das bergige Badachschan, ein malerisches Land, berühmt durch sein schönes Klima und seine Rubingruben; hier nimmt er namentlich den Badachschan auf und heißt von da an Amu. Rechts von ihm liegt das schwach bevölkerte, gebirgige Abutal, weiterhin südlich vom Flusse das Thal von Kunduz, nördlich die Oase Hissar, berühmt durch ihre Messerfabrikation; im W. des ersteren liegt das Thal Gulum und weiterhin das Land Balch, durch einen dürren Landstrich vom Amu getrennt. Noch weiter links von ihm dehnt sich die turkomanische oder charesmische Wüste, rechts jene von Kyzyl-Kum aus. Seinen bedeutendsten Nebenfluß, den Ak-Serai, empfängt er aus Kunduz. Im mittleren Laufe hat er 7—800 M. Breite und 2—6 M. Tiefe; ehe er mündet, bildet er ein sumpfiges, ganz mit Schilf bedecktes Delta, dessen centraler Theil eine Art von Depression bildet, und dessen kaum 1 M. tiefe Flußarme beständigen Veränderungen unterworfen sind. Der westlichste Mündungsarm heißt Taldyk; zunächst folgt der Usten-Derja (großer Fluß),





nern durch Abgabe gedrückt wird. Die Kirgisen, etwa 35,000 Köpfe, beschäftigen sich vorzugsweise mit Viehzucht, weshalb sie auch die guten Weideplätze von Jany-Su auffuchen. Die Turkomanen nomadisiren in den westlichen und südlichen Grenzdistricten des Chanats und auch in der Steppenregion zwischen den Veriefelungscanälen. Ihre Zahl dürfte wohl kaum mehr als 15,000 Köpfe betragen. Im Ganzen hat Chiwa ungefähr 340,000 Bewohner, von denen 100,000 auf den nomadisirenden Antheil entfallen. Die Ortschaften bestehen aus krummlinigen, kothigen oder staubigen Straßen, die von Lehmhütten begrenzt sind, fast alle mit Wällen und Gärten umgeben. Die Hauptstadt Chiwa liegt an zwei Veriefelungscanälen und ist in einem Umfang von 6 Km. von einem 3 M. hohen Lehmwall umgürtet. Auch in der inneren Stadt sind die Paläste des Chans und die Häuser der Würdenträger und einige höhere geistliche Schulen auf ähnliche Weise befestigt. Diese innere Stadt bildet eine Art Citadelle mit drei Thoren, an deren Seiten ungefähr zwanzig Kanonen auf Lassetten aufgepflanzt sind. Die äußere Stadt hat einen großen Bazar, dessen Umgegend von Gärten ströht. Auch liegen dort die Sommerpaläste des Chans. Die Hauptstadt hat ungefähr 20,000—30,000 Einwohner, Kungrad am Talbys in ruinenhaften Häusern 6—8000. Letztere treibt übrigens einen ziemlich bedeutenden Vieh- und Productenhandel. Jeni-Urgentsch, 10 Km. vom linken Ufer des Amu, hat eine ziemlich festgebaute und mit Geschützen wohl armirte Mauer und zählt etwa 3000 Einwohner. Viele andere Ortschaften, von denen mehrere als kleine Forts dienen müssen, sind eben nur Städte dem Namen nach. Das Land wird despotisch regiert, die Eintheilung desselben richtet sich nach der Zahl der Städte, deren jeder wieder eine gewisse Zahl von Dorfschaften zugetheilt ist. Die Justiz wird entweder von dem Chan persönlich, theils von den Richtern geübt, die, da die Bevölkerung dem sunnitischen Glaubensbekenntniß ergeben, theils nach den geschriebenen, theils nach den überlieferten Gesetzen entscheiden.

Mit dem Syr ist der Amu-Derja oder Dscheihun der wichtigste Strom Turkestans und kann dessen gelbes Wasser in Betreff seines befruchtenden Einflusses mit dem Nil verglichen werden. Er entquillt dem kleinen Alpensee Sary-Kul oder Victoria-Lake in dem Randgebirge Pamirs, in 4236 M. Seehöhe, strömt nach SW. und wendet sich dann nach NW., um in das S.-Ende des Aralsee's zu münden.

Nach den vorhandenen Messungen führt der Amu in seinem untersten Laufe 3000 Km. Wasser per Secunde (der Rhein 2500, die Rhône 2000). (M. Lenz. Unsere Kenntnisse über den früheren Lauf des Amu-Derja. St. Petersburg. 1870. 4<sup>o</sup>.) Ueber seine Schiffbarkeit liegen abweichende Nachrichten vor; nach Einigen soll er in einem großen Theile seines Laufes, nach Lenz für Boote und nach Wambéry (Ueber die Schiffbarkeit des Drus, in der: Veil. zur Allgem. Zeitg. vom 17. Januar 1875) fast gar nicht, nach Oberst Stoljetow unter Schwierigkeiten wohl, aber dennoch schiffbar sein; der ganze Oberlauf bleibt im Winter gefroren, und im strengen Winter sogar der Unterlauf. Er durchfließt zunächst das kalte Bergland Wochan, wo er fünf Zuflüsse aufnimmt; berührt rechts das bergige Badachshan, ein malerisches Land, berühmt durch sein schönes Klima und seine Rubingruben; hier nimmt er namentlich den Badachshan auf und heißt von da an Amu. Rechts von ihm liegt das schwach bevölkerte, gebirgige Khutel, weiterhin südlich vom Flusse das Thal von Kunduz, nördlich die Oase Gissar, berühmt durch ihre Messerfabrikation; im W. des ersteren liegt das Thal Gulum und weiterhin das Land Balch, durch einen dünnen Landstrich vom Amu getrennt. Noch weiter links von ihm dehnt sich die turkomanische oder charesmische Wüste, rechts jene von Kyzyl-Kum aus. Seinen bedeutendsten Nebenfluß, den At-Serai, empfängt er aus Kunduz. Im mittleren Laufe hat er 7—800 M. Breite und 2—6 M. Tiefe; ehe er mündet, bildet er ein sumpfiges, ganz mit Schilf bedecktes Delta, dessen centraler Theil eine Art von Depression bildet, und dessen kaum 1 M. tiefe Flußarme beständigen Veränderungen unterworfen sind. Der westlichste Mündungsarm heißt Talbys; zunächst folgt der Kellen-Derja (großer Fluß),



gegen Chiwa bildet, zum russischen Amu-Derja-Bezirk, welcher wieder in zwei Districte, nämlich den von Schurachan und von Tschimbai, getheilt wird. Ersterer erstreckt sich von der bocharischen Grenze im O. bis zu den nördlichen Ausläufern des Scheich-Dscheni-Gebirges, letzterer aber von hier aus bis zum Aralsee. Während der Schurachaner District zumeist flaches Terrain und demzufolge eine überwiegend starke Anzahl von sesshafter Bevölkerung aufweist, finden wir im Tschimbaier zumeist Halb- und Ganznomaden, unter letzteren die bis jetzt nur wenig bekannten Karakalpakten. (Siehe über diese: H. Bámbéry, im: Ausland 1875, Nr. 35, S. 696—697.)

Nicht zu allen Zeiten hat der Amu-Strom seinen Lauf durch das heutige Gebiet der Karakalpakten nach dem Aral genommen, vielmehr sich zu verschiedenen Malen in das kaspische Meer und dann wieder in den Aralsee ergossen, und ebenso der Syr-Derja (siehe Herbert Wood. The shores of lake Aral. London 1876. 8<sup>o</sup>.) Das alte Amu-Bett ist in den letzten Jahren durch russische Expeditionen wiederholt untersucht worden, und zieht unter dem Namen Usboj (d. h. niedrige Ebene) — auch Dghüz oder Döden längs dem sogenannten Tschink, dem S.-Absturze des Ustjurt, durch die Wüste zum kaspischen Meere hin. Wasserlachen, größere Tümpel, darunter die Sary-Kamisch-Seen, und eine ansehnlichere Vegetation charakterisiren dieses alte Strombett.

Der Amu ist der Hauptstrom nicht bloß von Chiwa, sondern auch des südlicher gelegenen Chanats Buchara, welches sich gleich Chiwa noch einer gewissen sehr beschränkten Selbständigkeit erfreut. Der östliche wichtigste Theil des Landes mit der berühmten Stadt Samarkand ist ihm abgenommen und bildet gegenwärtig die russische Provinz Zerasschan, so benannt nach der wichtigsten Wasserader dieses Gebietes.

Der Zerasschan (Goldspender, Goldstreuer) oder Rohit entspringt aus einem 50 Km. langen Gletscher in den Gebirgen im O. der turkestanischen Ebene, an der Schneegrenze der Fon-bagh-Kette und behält auf einer Länge von mehr denn 5<sup>o</sup> sehr regelmäßig die Richtung einer Parallele zum Aequator bei. Jenseits des Ortes Bendshakend tritt er in ein breites Thal, das hinter Samarkand eine offene Ebene wird und jenseits Buchara eine Sandsteppe. Im W. von Buchara wendet er sich plötzlich nach S. und ergießt sich in einen kleinen Steppensee Kara-Kul (türk.: schwarzer See). Die Gegend zwischen dem Zerasschan und dem Amu lernt man auf der Reise von Chiwa nach Buchara kennen. A. L. von Kun hat dieselbe vor einigen Jahren gemacht und entnehmen wir seinen Schilderungen folgende kurze Charakteristik.

Von Petro-Alexandrowsk, einer russischen Ansiedlung am Amu, dem man bis dahin stromaufwärts folgt bis Ak-Kamisch, bietet die Gegend, wenn gleich wenig bevölkert, so doch gut cultivirte Acker und an manchen Stellen sogar Gärten. Von Ak-Kamisch führt der Weg über eine sich hoch über den Fluß erhebende Sandsteppe, die sich an manchen Stellen zum Flusse in Gestalt kleiner gründer Däsen hinabsenkt, welche Halbinseln bilden, mit Gesträuch, Dschibba

und anderen Steppenpflanzen bedeckt sind und von den Eingebornen „Tugai“ genannt werden. So wendet sich der Weg den Fluß entlang bis zum Orte Chodschanessi. An manchen Stellen nähert sich der feine bewegliche Triebsand, den Weg durchschneidend, dem Fluße und bildet Hindernisse. Die Nomaden erhalten auf den Tugai fast das ganze Jahr hindurch ihre Heerden, indem sie hierher für den Winter übersiedeln. Auf dem Wege zum Ufer begegnet man den zum Uebersetzen bequemen Stellen Backsteinruinen, welche, wie man annehmen muß, als Forts zur Vertheidigung gedient haben. Von der Befestigung Ustü bis Karakul erstreckt sich eine ungefähr 25 Km. breite Wüste von feinem Triebande. Wenn man die grünen Umgebungen von Ustü verläßt und diese Wüste betritt, so erblickt man an den Seiten aus dem Sande auftauchende Ruinen verlassener Gebäude und verdorrte Baumstämme, die schweigenden Zeugen besserer Zeiten. Man erzählte unseren Reisenden, daß vor 10—25 Jahren hier blühende Ortschaften gestanden; der Triebsand aber, der von NW. herangeweht sei, habe vor nicht langer Zeit dieselben verschüttet. In jedem Jahre, so erzählen die Eingebornen, entreißen die Sandorkane den armen Bewohnern die letzten Stücke ihrer Aecker, und mit jedem Jahre vermindert sich das zum Ackerbau taugliche Land. Dieselbe von dem Triebande hervorgerufene Erscheinung wiederholt sich auch im Karakul'schen Kreise. Einen freudlosen, traurigen Anblick gewährt dieser Fleck Erde des bocharischen Chanats.

Nachdem sie die Sandwüste verlassen hatten, bot sich ihren Augen der wenig einladende Anblick des einst belebtesten Kreises des Chanats dar; die frischen Spuren unlängst vom Sande verschlungener blühender Ortschaften machen einen betrübenden Eindruck. Von Karakul an beginnt ein cultivirter Landstrich des Chanats. Wenn man sich Bochara nähert, so gewinnt das Land ein immer freundlicheres Aussehen, ringsum erblickt man blühende Gärten, üppige Plantagen von Baumwolle, Dschugara und anderen Pflanzen, durch welche das Chanat berühmt ist. Zahlreiche Canäle sind vom Zerafschan abgeleitet und bewässert er die unfern von seinem linken Ufer gelegene Stadt Bochara sowie das 240 Km. östlich davon gelegene Samarland. Bochara selbst ist auch rings mit Gärten umgeben. Erstaunlich ist die Großartigkeit seines Marktes. Alle Karawanenrajs und Buden sind buchstäblich mit russischen Manufactur-Erzeugnissen angefüllt. Nicht weniger als durch seinen Markt setzt Bochara auch durch die Zahl seiner Medresse, Schulen, Moscheen, Friedhöfe und verschiedenen Heiligen in Erstaunen. Die Stadt Bochara, „die edle“, ist heute von ihrer einstigen gefeierten Größe tief herabgesunken und zählt schwerlich mehr als 70,000 Einw. Der hier hofhaltende Emir von Bochara regiert sein Land in ähnlicher orientalischer Weise wie sein College in Chiwa. Die Einwohnerchaft Bochara's besteht vorwiegend aus persisch-redenden Tadschiks, hier Sarten genannt, welche einen ansehnlichen Handel treiben.

Das Gebiet zwischen Bochara und Samarland ist theilweise vortrefflich cultivirt. Ausgebreitet am westlichen Ende des Thales von Miantal erscheint der Kreis Kermine als der am besten angebaute und der reichste an Vegetation und übertrifft in dieser Hinsicht bei weitem die Umgebung Bochara's. Je mehr man von hier aus sich dem Zerafschan-Gebiete nähert, um so reicher und besser cultivirter stellt sich das Land den Blicken dar. Wo das breite Thal beginnt, da liegt bis nahe an Bochara eine fast ununterbrochene Kette von Ortschaften auf dem ebenen fruchtbaren Terrain, das der Zerafschan zurückgelassen, der ehemals viel wasserreicher gewesen sein muß. Ebenda liegen auch die dazu gehörenden Dörfer, sowie die Gärten zur Obst- und Seidezucht, und die mit Baumwolle, Kürbis, Arbusen, Weizen, Gerste und Mais bestellten Felder. Andererseits zeigt sich aber auch ein scharfer Gegensatz von Unfruchtbarkeit, z. B. in der nahen Mälil-Wüste und der öden Lehmssteppe von Bochara, welche sich nördlich vom Zerafschan ausbreitet und durch einzelne Bergzüge von Thonschiefer und plutonischen Gesteinen durchbrochen wird: Ausläufer des Gebirges, welche als kahle, schroffe Granitfelsen sich wohl kaum 300 M. erheben. Vambery beschreibt sie als ein unabsehbares Sandmeer, das bald, gleich dem vom Sturme gepeitschten Ocean, hohe Sandwogen, bald wieder, gleich dem vom Zephyr bewegten stillen Spiegel eines See's, sanfte Wellen bildet. Kein Vogel in der Luft, kein Wurm oder Käfer auf der Erde ist zu sehen; es gibt nur Spuren erloschenen Lebens, die Gebeine umgekommener Menschen und Thiere, die jeder Vorüberziehende zu einem Haufen



sammelt, damit sie zum Wegweiser dienen. Diese Wüste ist breit, hat kein Wasser, und jeder Reisende hält selbst beim Schlafen seine Schläuche fest umarmt. Durch die Qualen des Sandes und der Hitze erkranken und sterben oft Kameele und Menschen. (H. Vámbéry. Travels in Central-Asia. London 1864. 8°. S. 158.) Am schrecklichsten sind aber die Verheerungen des „Lebbad“; das Wort ist persisch und bedeutet Fieberwind. Bei seinem Herannahen legen sich die Kameele unter lautem Brüllen nieder, strecken den langen Hals auf den Boden und suchen den Kopf im Sande zu verbergen. Die Reisenden lauern sich hinter ihnen auf die Erde; der Wind fährt mit dumpfem Getöse über sie hin und bewirft sie mit einer Sandschicht, deren erste Körner wie Funkenregen brennen.

Das Flachland erreicht ein Ende im O. von Samarland, welche uralte Handelsstadt jetzt 20,000 Einwohner zählt und nach Vámbéry's und Professor Radloff's Aussagen sich in keiner Weise von den übrigen Städten Mittelasien's unterscheidet, — derselbe Kranz von Gärten, dieselben aus Lehmhütten und halbzerfallenen Mauern gebildeten schmalen Gassen, dieselbe Stille auf den vom Markte entfernten Straßen. Lieblich ist die Lage Samarlands im Zerasschanthale, welches durch ein hohes Gebirge, den Karatsche-Tau mit Pässen von 4600—4900 M. von jenem des Syr-Derja geschieden wird. Auch dieser Strom, dessen Länge wohl über 2000 Km. beträgt, entspringt im Gebirge Hochasiens, im Tian-Schan, und tritt dann erst später in die Ebene hinaus. Sein Oberlauf bewässert unter dem Namen Naryn das frühere Chanat Chokand, welches unlängst in die russische Provinz Ferghana umgewandelt wurde.

Das ehemalige Chanat Chokand hat die Form eines länglichen, nur nach W. im Thale des Syr offenen Kessels, der von terrassenartig abfallenden Gebirgszügen des Tian-Schan-Systems gebildet wird. Dem Syr eilen zwar auf seinem größtentheils von Steppen eingefassten Laufe durch das Ferghanathal eine große Zahl meist wilder Gebirgsflüßchen aus N. und S. entgegen, doch gelangen dieselben nicht zur Einmündung, da sie zur Verieselung der Felder abgeleitet werden. Dieser reichen Bewässerung verdankt das Land außerordentlich ergiebige Ernten an Weizen, Reis, Sorgo, Korn, Baumwolle, Flachs, Tabak etc. Neben den verschiedenartigsten Fruchtarten werden auch die Maulbeerbäume, deren Seidenraupen vortreffliche Seide liefern, mit Erfolg cultivirt. In wirthschaftlicher Hinsicht nehmen die Seide, der Flachs und das Korn den ersten Platz ein. Die Seide, die beise in Mittelasien, bildet namentlich einen bedeutenden Handelsartikel. Die Bevölkerung Ferghana's ist theils eranischer, theils türkischer Abkunft. Die erobernden türkischen Stämme fanden in Ferghana in den Tadschiks und Sarten eine altpersische Städtebevölkerung vor, die noch gegenwärtig in Gemeinschaft mit den türkischen Desbeken den seßhaften Theil der Bewohner des Landes bilden. Sie haben sich vorzugsweise in den fruchtbaren Landschaften südlich vom Syr-Derja angesiedelt und dieselben, wenn A. v. Kuhn nicht durch die russische Brille gesehen, zu hoher Blüthe gebracht. Die türkischen Stämme der Karakalpakten und Kirgisien leben als Nomaden hauptsächlich in den Steppen nördlich vom Syr und wenn auch nicht so zahlreich im östlichen Theile des Ferghana-Thales. Unter den Kirgisien zeichnen sich durch einen höheren Culturgrad die Kiptschaken aus; sie sind Halbnomaden und haben ihre Zelte meist in der Nähe von Ortschaften aufgeschlagen. Die Gesamtbevölkerung Ferghana's beläuft sich auf die allerdings niedrige Zahl von 96,000 Köpfen. In Lebensart, Sitten und Gebräuchen unterscheiden sich die Bewohner von Chokand in nichts von ihren Stammesgenossen im russischen Turkestan. Die wichtigsten Städte sind Chokand, Margilan, Audidichan, Namangan, Uzkend und Balaktschy. Die Hochthäler der Gebirge, welche



Choland im S. und SO. abschließen, sind mit ewigem Schnee bedeckt, haben aber im Sommer ein sehr mildes, der Viehzucht höchst günstiges Klima. In der Ebene fällt selten Schnee, wenngleich es Nächte gibt, in denen das Thermometer auf  $-10^{\circ}$  fällt, und in den Bergen am Taschkend stellen sich heftige Winterstürme ein. Die Steppen dagegen leiden an übermäßiger Sommerhitze. Im März bekleidet sich der Boden mit reichem Grün und duftigen Blumen, und vor Anfang Mai blüht und duftet Alles. Die Hitze steigt endlich bis auf  $40^{\circ}$ , und somit vergeht jede Spur der Vegetation; man gewahrt alsdann nur den nackten Sand und Lehm, der von der Hitze geborsten ist. Einige Kräuter finden sich nur noch an den Quellen, Bächen und in Bergschluchten. Obwohl der Regen im Sommer fast ganz fehlt, so gedeihen bei künstlicher Bewässerung doch fast alle Getreidearten reichlich, und das künstlich erzeugte Gras wird bis viermal gemäht. Im September und October läßt die Hitze nach, und noch im November haben die Tage stets  $15^{\circ}$  Wärme.

Den ganzen weiten Raum zwischen dem Tian-Schan im O. und dem Aral im W. nimmt das russische Generalgouvernement Turkestan ein, welches in die zwei Districte Syr-Derja und Semirjetschensk getheilt ist. Ersterer, die uns hier zunächst interessirt, ist vorwiegend Steppenland, in welchem vereinzelte größere Städte wie Chodschend, Taschkend, die jetzige russische Hauptstadt Turkestans, Tschemkend und Hazret-i-Turkestan, alle im Thale des Syr, doch keine an dessen Ufern, liegen. Ein langer Gebirgszug, der Kara-Tau, begleitet im O. den Strom, welcher von Chodschend bis Turkestan gen N. fließt und im W. die Wüste Kyzyl-Kum (rother Sand) zur Seite hat: ein braunrothes, mehr denn 250 Km. weites Sandmeer, dessen Sand gleichfalls von Stürmen zu Hügeln aufgethürmt ist. Diese bedeckt leichtes Gesträuch, zuweilen 3—4 M. hoch; eine einzige Grasart tritt auf, die aber sehr häufig ist und in ausgedehnten Rasen den Pferden zum Futter dient. Der Wüstenrand des Kyzyl-Kum, Ak-Kamisch geheißen, hat noch gute Triften, die von den Nomaden abgeweidet werden.

Am Rande dieser Wüste gewinnt am Syr Alles ein anderes Aussehen; seine Ufer werden nackt und unfruchtbar; bald tief eingebettet, ist er von der Steppe nur durch einen schmalen Streif von Dschungeln getrennt, bald hingegen sein niedrigeres Bett verlassend, überfluthet er die Umgebung, Schilflagunen und unpassirbare Sümpfe bildend, die sich weithin, oft mehrere hundert Meilen weit in die Ebene erstrecken. Nur an den Orten, wo das steile Ufer dem Fluß höchstens bei Hochwasser auszutreten gestattet, treibt der Kirgise Ackerbau und soll, wie man sagt, der durch die Flußalluvionen gedüngte Boden reichliche Ernten gewähren. Gewiß ist, daß dort, wo die Hochwasser abgelaufen, das überschwemmte Land prächtigen Graswuchs darbietet, weshalb die Kirgisen sich in den Wintermonaten dort einfänden. Inmitten dieser Wiesen erheben sich da und dort Sandhügel von 10—12 M. Höhe; sie sind meist mit Tamarix, Turanga und Dschida, die 2—3 M. hohen Ufergegenden mit Tamarix, Disteln und Saraul (*Haloxylon ammodendron*) bewachsen. Die vielen Inseln, manche 3 Km. lang, sind gewöhnlich mit undurchdringlichem Gebüsch bedeckt, worin Tiger haufen. Die Breite des Stromes beträgt von 280—750 M., die Tiefe  $5\frac{1}{2}$ —11 M., die Schnelligkeit des Laufes bis zu 7 Km. in der Stunde, die mittlere Geschwindigkeit  $4\frac{1}{2}$ —6 Km. Das Wasser ist trübe und gelblich, schmeckt aber süß und angenehm, sobald es sich gesetzt hat, und ist gesund. Der Unterlauf bis zum Aralsee, in neuerer Zeit genauer erforscht, theilt sich auch in mehrere Arme, große Inseln umschließend; er ist übrigens beständig neuen Veränderungen unterworfen, wie sich dies aus der lockeren Beschaf-



aus wellenförmiger Terrainbildung besteht, deren Abhänge meist außerordentlich lang und sanft sind. Doch stößt man auch unverhofft auf tiefe und breite Einschnitte, welche sich auf lange Strecken durch die Steppe hinziehen. Kein Baum, kein Strauch ist zu erblicken, auf welchen das Auge ausruhen könnte; die ganze Steppe gleicht einem unabsehbaren Meere, dessen langgestreckte Wellen auf einmal unbeweglich geworden sind. Nur die muchadscharischen Berge, eine Verlängerung des Ural, welche die Steppe von N. nach S. durchschneiden, machen eine Ausnahme; indeß ist die höchste Spitze derselben, der Miruk, kaum 300 M. hoch. Der bergige Theil der Steppe besteht überall aus Feldspath und Porphyr, in deren Begleitung oft Blei, Kupfer, Silber und bisweilen Gold vorkommen; längs des Irtysh und in dem ebenen Theil der Steppe findet man nur Kohlenkalkstein und eine fast horizontale Kohlen-schicht.

In der Gegend des 49.<sup>o</sup> n. Br. scheint in dieser großen Tiefebene sich eine Schwelle zu erheben, von welcher der Ischim sich nach N. wendet und zahlreiche Steppenströme irrend nach SW. sich im Sande verlaufen. In diesem Bereiche treten niedrige Höhenzüge auf, wie der Arlat, Abdshan, der Ischingiz-Tau, dessen ansehnlicher, sich zu 1300 M. Höhe erhebender wald- und quellenreicher Kamm die durchaus sterile Irtysh-Steppe von der Balchasch-Niederung scheidet, Karakaly, Kent-Kaslyk, meist Granit- und Porphyrhügel, welche aber nur 100—300 M. absoluter Höhe haben. Ferner der Al-Tau (türk.: weißes Gebirge), der Kurgentasch und die lange Kette der Ildighis, nebst dem bleireichen Ulu-Tagh.

Im S. dieser Schwelle führt vom Aralsee zum Balchaschsee eine ganze Reihe vereinzelter Seen hin; und im W. findet sich, nordöstlich vom Aral, ebenfalls ein merkwürdiges Gebiet von Seen, viele der kleinen oft rosenkranzartig unter einander verbunden. An all diesen Seen zeigt sich ein fortwährendes Austrocknen bis zum Verschwinden derselben, ganz wie beim Aral. Nebst dem Kaspi- und dem Aralsee ist der Balchasch-See — er bedeckt einen Flächenraum von circa 22,000 □ Km. — die größte Wasseransammlung in der Kirgisensteppe. Das nördliche und nordwestliche Seeufer erhebt sich stufenförmig über den Wasserspiegel, gleich dem Ustjurt am westlichen Rande des Aral. Die schilfige S.-Küste hingegen, welche kaum gestattet, eine Uferlinie zu unterscheiden, ist abschüssig, und von da aus zieht sich bis zu den Vorbergen des Ala-Tau (buntes Gebirg) eine aus Sandhügeln bestehende Steppe, Abdshabainym-Al-Kum, eine Fortsetzung der Hungersteppe Bed-Bal-Dala oder Golobnaja Step der Russen, welche Sibirien von Turkestan scheidet. Westlich vom Balchasch liegen in sandiger Steppe, welche in ihrer Dürre den Eindruck eines ausgetrockneten alten Meerbodens macht, die Reste seiner ehemaligen Fortsetzung, der Sassyk-Kul und der Ala-Kul. Mit dem Ala-Kul hat der Balchasch noch in historischer Zeit ein Becken gebildet.

Jenseits der in den Balchasch mündenden Lepsa beginnt das Siebenstromland, Semiretschenskij-Krai, einerseits von der Hochgebirgskette des tschongarischen Ala-Tau mit dem ihr vorgelagerten Stufen- und Gebirgs-

lande, andererseits von der zum Balchasch allmählig absinkenden 500 bis 160 M. hohen Steppe gebildet. Die Kammlinie des Ala-Tau im S., der Balchasch-Spiegel im NW., die Stromlinie des Ili im S., die der Lepsa im N. bezeichnen die natürlichen Grenzen dieses Landstriches, der durch die Schneeregion des dsungarischen Ala-Tau vom hinterasiatischen Hochlande geschieden wird, durch das tief eingesenkte Strombett des Ili aber mit ihm in natürlichem und geschichtlichem Zusammenhange steht.

Die sieben Flüsse, welchen das Land den Namen verdankt, sind die Lepsa mit dem Baksan, der Alt-Su mit dem Sarkan, der Bien und der Karatal mit dem Kok-Su. Nur die Lepsa, der südliche Grenzfluß, der Ili und allenfalls der Karatal erreichen dauernd den See wirklich, während alle anderen, obwohl gleichfalls der S.-Küste des Balchasch zufließend, früher im Sande verrinnen oder nur bei Hochwasser dahin gelangen. Sie entspringen sämtlich der Schneeregion des Ala-Tau und durchziehen zuerst fruchtbare Thäler, später die weiten Ebenen um den Balchasch. Sie sind in ihrem oberen Laufe echte Gebirgswässer, in Steinbetten, raschen Laufes die malerischen Schluchten und Thäler des Hochlandes durchströmend. So wie sie die Steppe erreicht haben, verwandeln sie sich in träge dahinschleichende, trübe Steppenflüsse. Diese eigentliche Steppenregion des Balchasch — die Winterstationen der Nomaden enthaltend — mit sterilen, sandigen, dünnen und salzigen Lagunen bedeckt, ist baumlos, trägt eine der Natur der Gewässer entsprechende Vegetation, also das Charaktergepräge der aralo-kaspischen Niederung, namentlich den typischen Saxaul. In den an den Stromufern und Balchaschflüssen gedeihenden Schilf- und Rohrbüschten haufen Kulan, Stachelschweine und Schildkröten. Die Culturregion, von 500—1300 M. mit gutem Ackerboden und reichlicher Bewässerung hat in ihren krautartigen Gewächsen mehr Aehnlichkeit mit der Pflanzenphysiognomie des westsibirischen und osteuropäischen Tieflandes. Die russische Colonisation breitet sich über diese Region aus und concentrirt sich an den Stellen, wo die von 1300—2500 M. reichende Waldregion vorhanden ist, was jedoch nicht überall der Fall; diese enthält nämlich ausreichende Vorräthe an Bauholz für die Ansiedlungen unter ihr. So entstanden allmählig zahlreiche, heute schon blühende und stattliche Niederlassungen, als: die Stadt Kopalsk oder Kopal, die Forts und Militärstationen Aksuisk, Arassan, Karatal und Koksuis, Altyn-Jmel und Kalkschyk. So bilden hier Steppe und Gebirgsland den fundamentalen Gegensatz, der alle Natur- und Culturverhältnisse durchzieht. Das emporragende Gebirge mit seiner Wasserfülle wirkt nährend, belebend, culturfördernd, — die platte, niedrige Steppe mit ihrer Dürre abzehrend, deprimirend, culturhemmend. Wo die Wüstensteppe sich wasser- und baumlos ausstreckt, da ist specifisches Nomadenland, der Tummelplatz des Nomadenthums, dessen Naturzwang kein Wille, keine Culturmacht zu brechen vermag. In den höher gelegenen Geländen und Vorbergen findet aber die Cultur eine Stätte, wo sie mit Nutzen gedeihen und sich entwickeln kann.

Noch erübrigt uns einen Blick auf die Menschen zu werfen, welche das russische Turkestan bewohnen. Außer den uns schon bekannten Oesbeken und Tadschiks oder Sarten sind dies die turktatarischen Völker, welche eine Mischung von eigentlichen Mongolen und Türken zu sein scheinen und gemeinlich Kirgisen genannt werden. Man muß aber in dieser generellen Bezeichnung zwei sehr verschiedene Stämme scharf unterscheiden, nämlich die irrthümlich als Kirgisen geltenden Kasaken und die eigentlichen Kirgisen, richtiger Karakirgisen (schwarze Kirgisen). Das zahlreichste dieser Völker hat sich nämlich nie anders als Kasak genannt und sie erhielten erst den Namen Kirgisen





lose innere Kämpfe absorbiert, zu denen noch die Streitigkeiten mit den Kasaken hinzukommen, so daß trotz ihrer Wildheit sie ohne Mühe von den Chinesen und Chokanzen unterjocht wurden, worauf in jüngster Zeit ein Stamm nach dem andern, einige wenige ausgenommen, freiwillig die russische Oberherrschaft annahm. Die Wohnplätze der nördlichen Kara-Kirgisen sind von den südlichen durch einen wilden, kaum zugänglichen Gebirgsknoten an den Quellen des Tschui und des Naryn geschieden, wo der wenig zahlreiche Stamm der Tschiriken sitzt, der die russische Oberherrschaft ebenfalls anerkennt. Die südlichen Kara-Kirgisen stehen im engsten Verbande mit Chokand, und bilden dort im Verein mit den Kiptschaken und Berg-Sarten die herrschende Race und den kriegerischen Kern. Sie haben sich die chokanzische Halbcivilisation angeeignet und waren durch ihre Energie unabhängig und einflußreich in Chokand geworden. (Globus, XII. 1867, S. 145—146, und Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Berlin, 1867, II. S. 84.) Sie sind auch als Alai-Kirgisen bekannt. (Shaw. Visits to high Tartary. S. 31.) Zu diesem großen Stamme gehören die Horden, welche auf beiden Seiten des Pamir-Gebirges auf den Bergeshängen wie in den Steppen nomadisiren. Sie haben das Gebiet des Sarykul inne und ein kleiner Theil ist vor mehreren Jahren bis zu den Weideplätzen von Sarikia am Karakajsch-Flusse bei Sindschu gelangt; es ist dies der südlichste Punkt, den diese Nomaden jemals erreicht haben.

Die Kasaken (Alexis de Levschine. Description des hordes et des steppes des kirghiz-kazaks ou kirgiz-kaissaks. Trad. du russe par Ferry de Pigny. Paris. 8°. — Fuhrmann. Die Kirgisen und ihr Leben. Globus XV. S. 180—183) kann man als ein Uebergangsvolk ansehen, denn in ihrer äußeren Erscheinung haben sehr viele von ihnen mongolische Züge, aber durch ihre Sprache reihen sie sich den Turkvölkern an. Sie sind größtentheils Rußland unterworfen und theilen sich in drei Horden: die große Horde (ulu-dschus), im S. des Balchaisch bis zum Issi-Kul; die mittlere (orta-dschus), zwischen dem Balchaisch und der sibirischen Stadt Omsk, und die kleine Horde (kütschük-dschus), im westlichen Theile der Steppe, zahlreich bis zum Taschkent und zum Tschui. Man kann also sehen, daß die ausgedehnte Landstrecke, welche von den Mündungen der Wolga und des Uralstromes im W. sich gegen den O. bis in die Tsungarei hineinstreckt, im N. von Sibirien, im S. von Turkestan begrenzt, den Kasaken gehört. Sie wird allezeit eine Region nomadischer Völker bleiben und ist recht eigentlich für Wanderhirten geschaffen. Ackerbau könnte auch unter sehr günstigen Bedingungen immer nur in beschränktem Umfange getrieben werden. Allerdings fehlt es nicht an Punkten, an denen die Bestellung der Felder lohnen würde, aber ein sesshaftes Leben ist dem Kirgisen vom Grund der Seele zuwider; er ist von der Natur selbst zum Viehhirten angelegt und durchstreift ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seiner Neigung zusagt. Nur in der Steppe, über die er in leichten Tarantassen, Steppenfuhrwerken, mit Windsbrauteile dahinjagt, ist ihm wohl, und während einiger Monate im Jahre auch im Hochgebirge, weil dasselbe seinen Heerden süppige Weiden darbietet. Aber gegen den Herbst treibt er das Vieh wieder zu Thal und nimmt seine Filzhütten mit sich. Sobald aber im Frühling die weite Fläche sich mit Kräutern überzieht, und die Kaiserkronen und Tulpen ihre Millionen und aber Millionen Blumen zeigen, dann werden die Winterjurten abgeschlagen, und unzählige Heerden sind in unablässiger Bewegung. Während aber die Kasaken ihre Jurten auf der ganzen unermesslichen Ausdehnung der Steppe zerstreuen und selten mehr denn zwanzig derselben auf einem Plage anzutreffen sind, errichten die Kara-Kirgisen die ihrigen in ein und demselben Thale, wo sie Linien von mehreren Werst einnehmen. Der Kirgise ist mürrisch, rauh und heftig, aber er hat mehr Aufrichtigkeit und natürliche Gutherzigkeit als der Kasak. Er führt Krieg, aber er stiehlt nicht; beide sind aber nur äußerlich Muhammedaner; ohne Priester, ohne Moschee, ohne Fanatismus beschränkt sich auf wenige Ceremonien ihre ganze Religion. Beide sind vorwiegend Viehzüchter, jedoch meist nur von Milchnahrung lebend; den Ackerbau betreiben die Kirgisen mehr als ihre Nachbarn, die Kasaken. (Makloff. Beobachtungen über die Kirgisen. Petermann's Geogr. Mittheil., 1864, S. 63—68.) Im Allgemeinen erscheint uns das Leben der Nomaden auf der Steppe einförmig (B. Zaleski. La vie des steppes kirghizes, descriptions, récits et contes. Paris 1865, fol., und Herm. Wagner, Reisen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens und des angrenzenden Central-Asiens. Leipzig 1864. 8°.); es bewegt

sich lediglich um zweierlei Dinge: um die Heerden und um den Krieg. Denn der Wanderhirt ist allemal auch ein wehrhafter Mann, und der Kasake zumal auch gern ein Räuber. Die Raubzüge, „Barantas“, unternehmen sie gegen die Heerden gewöhnlich in den heißesten Tagesstunden; einen „Aul“ (sprich A-ul, ein Lager von Zelten, hier „Jurten“ oder „Kibitten“ genannt) überfallen sie am liebsten, wenn die Nacht zu Ende geht, und Hunde und Hirten, durch die Nachtwache ermüdet und im Schlummer liegend, nicht mehr sorgfältig aufpassen. Am Kampfe liegt ihnen nichts, sie wollen nur Beute machen, und deshalb trachten sie ganz besonders darnach, Verwirrung in die Heerden zu bringen und so viel Vieh als irgend möglich fortzutreiben. Aber dabei kommt es denn manchmal zu äußerst blutigen Handgemengen. Aller Hader zwischen den verschiedenen Stämmen hört jedoch auf, wenn ein Häuptling gestorben ist. Dann ist weit und breit in der Steppe Waffenruhe, Raubzüge finden nicht statt, und Feind und Freund kommen von Nah und Fern zum Begräbniß herbei. Die Gesamtzahl der Kasaken wird höchstens etwa 700,000 betragen, die fast alle in Abhängigkeit vom Kaiser von Rußland stehen, der im Fortgange der Zeit die einzelnen Horden durch Waffengewalt oder Geschenke mehr oder weniger unterworfen hat. Daran mußte der russischen Politik um so mehr liegen, als auf der ganzen Strecke vom kaspischen Meere bis zum Altaigebirge alle Karawanenwege von S. nach N. durch das Gebiet der Kirgisen laufen. Im S. jenseits des Balchach- und Djaiffang-See's ziehen einzelne Sultane noch auf chinesischem Gebiete umher. Uebrigens bemerkt man seit einiger Zeit in der Ebene am Djaiffang, im südlichen Altaï und im Tarbagataï ein entschiedenes Vordringen der Kirgisen nach W.

Unserer Schilderung der turkestanischen Tieflände seien noch einige wenige Worte zur Orientirung über die mittelasiatische Frage nachgeschickt.

Die Verkehrswege in Inner-Asien sind seit Jahrtausenden fast unverändert dieselben geblieben. Die Straßen, auf denen die altasiatischen Eroberer, auch Alexander, nach Indien und an den Zarartes (Syr) zogen, die späterhin in gleicher Weise von den ersten muhammedanischen Eroberern und von den Horden Dschingis-Chan's und Timur's benützt wurden, sind noch heutigen Tages die Wege der Karawanen. Derjenige Punkt, in dem alle zusammentreffen, ist Bucharä. Hier vereinigen sich die Karawanen aus Indien, Persien, Rußland, der Mongolei und China. Die indische Route zieht durch die berühmten Chaiber Pässe über Kabul, durch die Schneeregion des Paropamisus hindurch nach Bucharä. Diese Linie stellt die Verbindung mit London und Liverpool her, von wo aus die Waaren zu Schiff bis Karatschi an den Mündungen des Indus und von dort aus den Strom aufwärts transportirt werden. Die Verbindung Bucharä's mit Rußland ist eine doppelte; die kürzere, aber beschwerlichere Route geht von Orenburg aus an der W.-Seite des Aral-See's entlang über Chiwa und den Amu hinauf; die zweite Linie vom Aral aus den Syr hinauf über Chokand nach Samarkand und Bucharä. Wer diese großen Straßen beherrscht, dem gehört der Markt Inner-Asiens. Die eine derselben ist bereits vollständig russisch, während der Einfluß der Engländer auf die südliche Linie nur partiell und vorübergehend ist. Seitdem auch noch die Amu-Linie Rußland so gut wie unterworfen ist, kann keine indische Karawane den Paropamisus überschreiten, sobald es den Russen nicht genehm ist. Obwohl keineswegs dicht bevölkert, hat Mittel-Asien zu allen Zeiten einen sehr bedeutenden Handel gehabt und er nimmt zu in ganz enormen Verhältnissen, je mehr die Völkermischung jener Länder mit Europäern in Berührung kommt. Die dortigen Kulturländer sind von der Natur merkwürdig günstig ausgestattet; sie suchen ihresgleichen an Mannigfaltigkeit und Vorzüglichkeit ihrer Producte, und ihre Produktionskraft kann unter geordneter Verwaltung und einsichtiger Oberleitung wie es die russische ist, welche zur Verbreitung des Wohlstandes und der Gesittung in Turkestan in der That schon sehr viel geleistet, einen ganz ungeahnten Aufschwung nehmen. In der Ausfuhr Inner-Asiens spielt die Baumwolle, vertreten durch zwei verschiedene Arten, eine große Rolle; sie ist für die russische Industrie schon unentbehrlich geworden. Man prophezeit der Turkestan'schen Baumwolle eine große Zukunft, und Bamberg äußert die Ansicht, daß sie besser sei als die indische, persische und ägyptische und ebenbürtig der amerikanischen.

Die beste Qualität gedeiht in Chiwa, dem Hauptlande der Baumwollcultur. Ferner ist die Seidencultur, von den Chinesen eingeführt, in Turkestan schon sehr alt, besonders in den östlichen Theilen. Daneben bildet ein schwarzes Lammfell (in Europa als Astrachan bekannt) einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Unter den übrigen Gegenständen des inner-asiatischen Ausfuhrgeschäftes heben wir hervor: die turkomanischen Pferde, die den arabischen sehr wenig nachstehen sollen, Wolle und Häute. Chiwa speciell exportirt außerdem: Weizen, Reis, Hülsenfrüchte, Farbräuter, die schönsten Melonen und Äpfel. Ganz besonders ist der Kleinhandel entwickelt, durch den die Waaren aus den Bazaren der großen Städte in das ärmlichste Nomadendorf gelangen. Die eigene Industrie des Landes ist sehr unbedeutend, die Einfuhr europäischer Waaren daher sehr groß. Viele Gegenstände des einfachsten Haushalts in den großen Städten wie in der Wüste müssen aus Rußland und England eingeführt werden. Aus Rußland kommen besonders eiserne Geräthe, Waffen, Baumwollfabrikate, Kurzwaaren, Zucker u. s. w. Die Russen haben den Vortheil, daß sie schon seit langer Zeit auf diesem Handelsgebiete operiren, daß sie den Geschmack der Orientalen sehr genau kennen und vortrefflich mit ihnen umzugehen wissen. In allen diesen Dingen stehen die Engländer weit zurück. Ihr inner-asiatischer Handel ist erst verhältnißmäßig jungen Datums, und dem begeistertesten Bewunderer der Angelsachsen wird es nicht einfallen, ihnen das Geschick, mit Orientalen zu verkehren, zuzusprechen zu wollen.

## §. 9. Sibirien.

Indem wir im vorhergehenden Abschnitte die Kirgisensteppe und deren Bewohner schilderten, sind wir unvermerkt nach Sibirien gelangt, jenem dem N.-Rande Hochasiens vorgelagerten Lande, welches ein Fünftheil des ganzen Erdtheiles umfaßt und Europa an Größe übertrifft. In der That ist, wie wir schon einmal bemerkten, weder in der Natur des Bodens noch in den Menschen, welche ihn bewohnen, eine Grenze zwischen der turkestanischen und der westsibirischen Tiefebene vorhanden, welche, vom gewaltigen Ob und Irtysh durchflossen, sich längs des Ural bis zum sibirischen Eismeere hinzieht. Geographisch ist die große Niederung von den N.-Ufern des kaspischen Meeres und des Aralsees bis zur Mündung des Ob Ein Ganzes.

Im N. des Aral, wo die Wüste Barsuki zwischen ihm und dem südlichen Ausläufer der Muchadscha-Berge sich ausdehnt, findet sich eine Strecke, welche tiefer liegt als der Spiegel des Mittelmeeres, und die ganze Gegend bietet zugleich, namentlich im N. des See's, eine vollständige Meeresflora, indem dort nur Pflanzenarten, ja ganze Geschlechter wachsen, welche ausschließlich dem Meeresboden eigen und weder in Salz- noch in Süßwasser-Binnenseen gefunden worden sind. Man ist daher jetzt nicht mehr im Zweifel, daß diese ganze aralo-kaspische Senkung, sowie das Tiefland des westlichen Sibirien mit seinen zwischen die dzungarischen Gebirge hinein reichenden, sumpfigen und mit Salzseen bedeckten Landstrecken ein großer ehemaliger Meerbusen des nördlichen Eismeeres sei. Die überall innerhalb dieses Bereiches auftretenden Salzseen, die Halophyten, welche fast die einzige Vegetation auf weiten Gebieten abgeben, leiteten zuerst auf solche Vermuthung, für welche neben anderen Gründen auch die geologischen und paläontologischen Befunde sprechen. Die zahlreichen Seen, welche sich im W. von Asiatals-



Barbi bis zum Sary-Kupa wie in einer Furche hinziehen, deuten die Gegend an, in welcher der aralo-kaspische Meerbusen mit dem nördlicheren, sibirischen Golfe im Zusammenhange gestanden, als die Meerestiefe in dem ganzen großen Busen des Eismeeres schon gering geworden war.

Die Russen, in Sibirien die Herren wie in Turkestan, rechnen die Provinzen Uralst, Turgai, Akmolinsk und Semipolatsinsk, welche insgesammt in der Kirgisensteppe liegen, zu Sibirien. Dabei greift die Provinz Uralst auf das westliche rechte Ufer des Uralflusses herüber, welchen wir gewohnt sind mit dem gleichnamigen Gebirge als die Grenze Europa's zu betrachten. Umgekehrt rechnet die russische Regierung einen Theil des sibirischen Tieflandes, der an den O.-Fuß des Ural stößt und wichtige Bergstädte enthält, zu dem europäischen Gouvernement Perm. Im Uebrigen unterscheidet man in W.-Sibirien das Gouvernement Tobolsk vom östlichen Abhange des Ural begrenzt und vom Ob und Irtysh durchflossen, und das Gouvernement Tomsk mit dem oberen Ob-Thale und dem Altai-Gebirge. Im Gouvernement Jenisseisk vollzieht der Lauf des Jenissei die Scheidung zwischen W.- und E.-Sibirien; letzterem gehören im E. die Gouvernements von Irkutsk und Transbaikalien, das Amur-Gebiet und ein Theil der ostsibirischen Küstenprovinz an, welche sich jedoch auch bis in den äußersten N. in die Tschuktschen-Halbinsel erstreckt. Den übrigen N. nimmt das Gebiet von Jakutsk ein.

Ein Land von der Riesenausdehnung Sibiriens ist begreiflicherweise sehr verschiedenartig gestaltet. Nur in seinem südwestlichen Theile ist es vollkommenes Tiefland; den E. und O. nehmen dagegen beträchtliche Berglandschaften ein. Sie heben an mit den Gebirgen, welche im W. und NW. Hochasien umrahmen, also mit dem pfungarischen Ala-Tau, dem Tarbagatai und Altai, und setzen sich fort durch das daurische Alpenland, welches der tiefeingeschnittene Spalt des Baikal-See's, des größten Gebirgssee's der Erde, vom daurischen Scheidegebirge zwischen Amur und Lena trennt. Weiterhin finden wir das Jablonoi- und Stanowoi-Gebirge. Große Ströme mit den größten Stromgebieten der alten Welt, von fast gleich langem und vielfach gewundenem Laufe, der Ob, der Jenissei, die Lena, Indigirka und Kolyma strömen aus diesen Gebirgslandschaften nach dem N., welcher seiner Beschaffenheit nach dem asiatischen Continente völlig entfremdet ist und eigentlich so wie das nördlichste Amerika ein durchaus arktisches Gebiet ist. Fast nirgends erreicht mehr die nördliche Waldgrenze das Eismeer; weite Steppen, noch hier und da von Hügelzügen und kleinen Gebirgen unterbrochen, schließen sich an die Wälder und Culturflächen, und gehen schließlich

in die öde, schreckliche Tundra über, die wir schon im nördlichen Rußland kennen gelernt haben. Mit dem Fortschreiten gegen N. sinkt die Temperatur des ohnehin in ganz Sibirien continental-excessiven Klima's, mit ihr die Culturfähigkeit des Bodens und die Zahl der Bewohner, welche bloß im S. einigermaßen sich verdichten und sesshaft werden können, nordwärts aber immer mehr Nomadenstämmen wie den Samojeden, Ostjaken, Korjaken, Jakuten, Jakugiren, Tungusen und Tschuktischen weichen müssen. (Nach Daniel. Handb. der Geogr. I. S. 414—419.)

Gleichwie ein endloses Meer vor den Blicken des Beobachters am Küstensaume, breitet sich vor dem Reisenden, der am östlichen Abhange des europäisch-asiatischen Scheidegebirges, des erzeichen Ural, niedersteigt, eine weite Ebene aus, — unabsehbar, unermesslich. Als Einbruchstation in diese große Steppe W.-Sibiriens dient die in einer bergumschlossenen Ebene am L.-Gelände des Ural erbaute Provinzstadt Jekaterinburg (30,000 Einw.) am Flüsschen Iſſet, eines Seitengewässers des Tobol, welcher letzterer bei der Stadt Tobolsk sich mit dem Irtyſch vereinigt.

Der Karawanenweg von Jekaterinburg nach Omsk und von hier weiter, sei es nördlich gegen Tomsk, sei es südlich gegen Semipolatsinsk, ist ein vielbenützter und auch von europäischen Reisenden oft besuchter; unter Letzteren befanden sich im Frühjahr 1876 die Herren Dr. Otto Finsch, Dr. A. G. Brehm und Graf Waldburg-Zeil. Die Gegend hinter dem Städtchen Tjumen ist heideartig, wir finden schlecht bestandene Kieferwälder, ähnlich wie manche Gegenden der Mark. Bei Jakuterowsk passiert man den Tobol. Etwa 170 Km. hinter Jakuterowsk tritt man in die Steppe ein. Sie ist im Anfange mit vielen Birkenbüschen und Gehölzen, vielen sumpfigen Stellen und großen Seen durchsetzt, und gewinnt erst am rechten hohen Ufer des Irtyſch den eigentlichen Steppencharakter, eine unendliche Grasfläche, die nur hier und da am äußersten Horizont mit Buschwerk begrenzt erscheint. So erreicht man Omsk am Irtyſch, einem linken und mächtigsten Seitenfluß des Ob, mit etwa 30,000 Einw.; es macht sich recht stattlich und umfaßt ein ungeheures Areal, größer als das Bremens. Die Häuser sind meist aus Holz errichtet, die großen Regierungsgebäude aus Ziegeln erbaut, namentlich in der mit sehr verfallenen Wällen umgebenen Festung. Omsk besitzt große wüste Plätze, mehrere Kirchen, worunter eine für Kosaken, eine katholische und protestantische, und eine große Moschee für Baschkiren und Kirgisen, die man hier häufig, z. B. als Droschkenträger, sieht. Von Omsk aus tritt man in die Steppe ein. Weiterhin gewinnt diese ein mehr prairieartiges Aussehen. Es sind wellenförmige Hügelzüge, mit kurzem Gras bestanden. Hier weiden große Herden kirgisischen Rindviehs, Pferde, Fetteschwanzschafe und Ziegen. Hier und da zeigt sich der Boden alkalihaltig und es erscheinen Salzpflanzen. Ein Hauptmoment, durch welches sich die Steppe von der Prairie unterscheidet, bilden die zahlreichen, oft sehr großen Seen, von Wasservögeln: verschiedenen Entenarten, Schwänen und Möven belebt. Der Weg von Omsk führt längs der Kosakenlinie, die früher als Vertheidigungslinie gegen die Kirgisen diente. So zählt der District Pawlodar z. B. 6000 Kosaken und 103,000 Kirgisen d. h. Kasaken. Die meisten Kirgisen wohnen am linken Irtyſchufer, aber in den Kosakendörfern überwintern viele, sie sind dort als Diener beschäftigt. Alle Kosaken sprechen kirgisisch (ein verdorbenes Tatarisch), aber wenige Kirgisen russisch. Die Linie von Omsk bis hier zählt 30 Stationen, etwa 35 Dörfer und nur eine Stadt, Pawlodar mit 1050 Einw., auf 775 Km. Die Kosakendörfer sind hübscher und reinlicher als die russischen und sibirischen, ihre Bewohner sehen besser aus. In allen steckt militärische Haltung. Den Kosaken gehört das Land



15 Km. jederseits der Linie; sie bezahlen keine Abgaben, müssen aber Pferd und Uniform selbst anschaffen; beides ist sauber und gut. Jedes Dorf steht unter einem „Ataman“, der die Jungen drillt, wozu noch Instructeure von der Lehr-Sotnie in Omsk kommen. Viele Dörfer haben hübsche Kirchen und auch Schulen. Die Kasaken besitzen stattliche Heerden und treiben Landbau; die Felder liegen meist 7–8 Km. vom Dorfe, so daß man von ihnen gewöhnlich nichts zu sehen bekommt. Die Kasaken brauchen nicht zu dienen; sie bezahlen für die Jurte drei Rubel an die Krone, und wenn sie ihr Vieh auf die Weiden der Kasaken treiben, zahlen sie an diese eine gewisse Summe. Man sieht auf dem ganzen Wege die Filzjurten der Kasaken, die in der Richtung nach Semipolatsinsk an Zahl zunehmen. Ihre Grabstätten, viereckige Bollwerke aus Holzstämmen, sehen oft wie kleine Häuser aus. Ihre großen zerstreut weidenden Heerden werden von berittenen Hirten gehütet, darunter einzelne auf gesattelten Ochsen, die auch im Galopp gehen. Semipolatsinsk hat 9000 Einw., darunter 7000 Tataren, nicht Kirgisen; besitzt zwei Kirchen und sieben Moscheen. Die Häuser sind fast durchgehends aus Holz; die Straßen sind breit, aber sandig. Es ist eine reine Dünenstadt. Der Weg von hier nach dem südlich gelegenen Sergiupol führt über die Arlat-Berge, kahle, groteske, auffallend wilde Granitberge, welche sich 400 M. hoch überaus malerisch aus der baumlosen Steppe erheben. Hier haust das Argali (*Ovis Ammon*), ein riesiges Bergschaf von der Größe eines einjährigen Kindes mit colossall dicken, stark gewundenen und 1,3 M. langen Hörnern. In seiner Lebensweise erinnert es an Steinbock und Gemse und ist wegen seiner außerordentlichen Schnelligkeit und Gewandtheit sehr schwer zu erlegen. In Sergiupol erblickte man zuerst die schneebedeckte Gebirgskette des Tarbagatai. Leider muß man hinter Sergiupol die Kasaken-Linie verlassen und einen sehr beschwerlichen Weg in der Richtung des Flusses Karakol und der Seen Saisyk-Skul und Ala-Skul durch die völlig baumlose Steppe bis nach Lepjinsk zurücklegen am N.-Fuße des Alatau. In der Nähe der Gebirge, wo die Steppen grasreich, leben auf den mit Rhabarber, Schirring, Spiräen und oft mit prachtvoll rothen Päonien bedeckten Ebenen große Heerden von stattlichem Vieh, Kameele, Pferde, Rinder, fettschwänzige Schafe. Dann folgen reine Salzsteppen; die Pferde sinken bis über die Fesseln in den mit einer weißen Salzkruste bedeckten Boden; am Horizont erscheinen wunderbar flimmernde Luftspiegelungen, dabei ist es sehr heiß. Die Pflanzen haben eine grauweiße Farbe. Große und Zwerg-Trappen sind nicht selten, auch viele Reiher, hier und da erblickt man einen Steinadler. Die Thierwelt der Steppe enthält seltene Vogelformen: das Sandhuhn, die östliche Turteltaube (*Turtur gelastes*), die weißkehlige Alpenlerche, die grauköpfige Bachstelze. Am Ala-Skul passiert man große Rohrwälder von colossaler Dichtigkeit, in welchen die Kirgisen mit ihren Jurten im Winter gegen die heftigen Schneestürme Schutz finden können. Endlich überblickt man von einem Hügel den See: eine unendliche Fläche, graublau, begrenzt im Hintergrund vom Tarbagatai, an den er zu stoßen scheint; im S. hat man den Alatau vor sich, welches Gebirge mit seinen abfallenden Thälern und Alpensee'n die prachtvollste Scenerie gewährt und der Wasserspender des durch seine Fruchtbarkeit bekannten Semirjetschensk (Siebenstromland) ist.

Die Länge des Alatau beträgt 320 Km., seine Stammhöhe erreicht 1950, seine Gipfelhöhe aber über 3900 M.; südwärts hängt er mit dem Tren-Chabirgan-Gebirge zusammen; nach W. aber sinkt er in Stufen allmählig zur Balchafsch-Niederung ab. Sein wichtigster Seitenzweig ist die von O. nach W. streichende Kopalkette, die mit den Burakoi-Bergen sich in die Steppe hinaus verflacht. Im SW. bilden die Alamankette und jene des Althyn-hmel (Paßhöhe 1420 M.) eine Verlängerung desselben, die fast dicht an die Ufer des Ili reicht, sich aber nirgends bis in die Schneelinie erhebt. Der Hauptkamm des Alatau, wie auch der Kopalkette, besteht aus Granit und Syenit, der NW.-Abhang ist aus Thonschiefern und anderen Schiefer-

Die Altyn-hmel- und Alamanberge sind an Porphyr-  
stein und werthvolle Mineralschätze, silberhaltige Blei-  
und Kohle. (F. v. Hellwald. Centralasien. S. 119–120.)

... liegt der Endpunkt einer aufblühenden Karawanenstraße  
... leider durch die Kriege schon im Jahre 1866 ein jähes  
... Grenzstadt Tschugutschak: braune Lehmmauern nie-  
... wenig unterschieden von der Steppenfarbe. Um von Tschu-  
... Saissan-See zu gelangen, hat man den Tarbagatai oder das  
... zu überschreiten. Diese mächtige, meist granitische Kette streicht  
... von W. nach O., erreicht im Taston 3466 M. Seeshöhe, im  
... langen Sommers mit Schnee bedeckt und erscheint, wenn von N.  
... imposant; sie trennt das Gebiet des Saissan-Nor oder Djaisang-  
... von dem Steppengebiet des Sasyk-Kul und Ala-Kul im S. Von  
... der Weg durch eine öde, mit „Dshi“, eine meterhohe Grasart,  
... Steppe, die hier und da mit halbvertrocknetem Morast und weißschim-  
... Salzflächen abwechselt, nach dem überaus fischreichen Saissan-Nor, aus  
... der schwarze Irtysh, Kara Irtysh, schon als mächtiger Strom ausfließt.  
... ist, ehe er in den etwa 584 M. hohen Saissan-See eintritt, in der chine-  
... Dsungarei noch etwa 200 Km. hinein schiffbar. Nördlich vom Saissan und  
... schwarzen Irtysh erheben sich die Vorberge des Altai.

Was mit dem Namen Altai bezeichnet zu werden pflegt, ist kein be-  
stimmter Gebirgszug, sondern vielmehr eine große Gruppe verschiedener Berg-  
ketten, welche zwischen dem Oberlaufe des Irtysh und Jenissei in sehr man-  
nigfacher Richtung streichen. Richtiger würde man statt vom Altai von den  
altaischen Gebirgen sprechen. Sie sind das Quellgebiet einer der mächtigsten  
Wasseradern des westlichen Asien, denn hier entspringen die Katunja und  
die Bija, aus deren Vereinigung der Ob hervorgeht. Die mannigfachen  
Ketten des Altai-Systems haben im S. allgemein eine Richtung von W. nach  
O., im nördlichen Theile aber von S. nach N. Der eigentliche Altai, der  
kaum mehr denn ein Viertel der ganzen Gruppe einnimmt, erstreckt sich nörd-  
lich von der Buchtarma, einem rechten Nebenflusse des Irtysh, vom soge-  
nannten Schlangenberge, Smeinogorsk, bis zu dem romantischen See  
Altyn-kul, den die Russen den Telezkischen nennen, und dem darein  
mündenden Fluß Tschulyshman im O.

Der am meisten gegen W. vorgeschobene Theil ist der eigentliche oder rus-  
sische, auch kolywan'sche Altai, ein berühmtes Erzgebirge; hier liegt in nur 230 M.  
Seeshöhe der kleine See von Kolywan, der als der schönste des ganzen Altai zwar  
geschildert, in der That äußerst lieblich aber keineswegs großartig ist. Von un-  
bedeutendem Umfange sind seine Ufer von grotesken Granitfelsen und grünem  
Baumschmucke umgeben, der ihm hier und da ein parkartiges Aussehen verleiht.  
Im O. reihen sich an den kolywan'schen Altai höhere und bedeutendere Gebirgs-  
ketten, die ihrerseits durch zahlreiche, mitunter tief eingeschnittene Wasserläufe von  
einander scharf getrennt und durch eigene Bezeichnungen unterschieden werden.  
Unter den wichtigsten dieser Höhenzüge befindet sich das Katunja-Gebirge, in wel-  
chem sich der mächtigste Gipfelpunkt des Altai-Systems, die majestätische, zu 3332 M.  
emporsteigende Bjelucha (weißer Berg) nebst den zwei unersteiglichen Spitzen der  
Katunja-Säulen erhebt. Die mittlere Erhebung des Altai-Systemes mag etwa  
1600 M. betragen; seine Spitzen und zackigen Hörner aber ragen bis zu 970 M.

über die Schneelinie hinaus. Die zahlreichen und schnellfließenden Ströme, die verschiedenen Gestalten und Farben verleihen der Landschaft innerhalb des Gebirges große Mannigfaltigkeit; zwischen den Gebirgsketten erstrecken sich überall ausgedehnte Hochebenen, die mit Schnee oder Sümpfen bedeckt sind, hier und da nur durch niedrige Felsreihen oder durch Granitblöcke unterbrochen; selten erhebt sich ein Berg 30 M. über sie. Das Klima des Altai-Gebietes, ein überaus continentales, zeichnet sich durch kalte Winter und rasche Uebergänge aus, oft sinkt das Thermometer auf  $-40^{\circ}$  R. Dazu kommt, daß im Sommer der Regen oft monatelang ausbleibt und Dürren entstehen. Die herrschenden SW.-Winde sind dort in der Regel so trocken, daß sie meist nur verderblich wirken und die denselben ausgesetzten Bezirke eine öde, dürftige Steppenvegetation aufweisen. (V. v. Cotta. Der Altai. Sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten. Leipzig 1871. 8<sup>o</sup>.) Im Altai hausen mit Vorliebe nomadische, zum Theile noch dem Schamanismus ergebene Stämme, welche den westmongolischen Völkerzweig bilden.

Die südlichen Vorberge des Altai bestehen aus Granit, krystallinischem Schiefer und einem Hornblendeporphyr, und bieten phantastische, obschon kahle Formen, die nicht ohne malerischen Reiz sind. In ihnen liegt das berühmte Bergwerksrevier des Altai. Serianowsk, ein kleines, 1800–2000 Einw. zählendes Städtchen, ist hier einer der bedeutendsten Bergwerksorte und gehört wie der Altai selbst als Domäne dem Kaiser, eine Domäne, die beiläufig fast so groß als Frankreich ist. Die Werke von Serianowsk liefern Gold, Silber, Kupfer, Blei und Zinn. Nur das erstere wird mittelst Pochwerke und Waschens an Ort und Stelle gewonnen, die übrigen Erze gehen theils auf dem Irtysh, theils mittelst Achse nach Smeinogorsk, Barnaul und anderen Hütten, um hier verschmolzen zu werden. Smeinogorsk liefert jährlich 725,000 Pud Erze, aus denen 50 Pud Silber und 15,000 Pud Kupfer gewonnen werden. Der jährliche Goldertrag beträgt drei bis vier Pud. Das Muttergestein der Erzlagerstätten ist Augit-Porphyr, der mit Schiefer und mächtigen Quarzstöcken abwechselt; in letzterem kommt vorzugsweise Gold vor. Die Bergwerke sind ganz nach deutscher Weise angelegt, doch benutzt man noch keine Dampfmaschinen, sondern die Förderschachte werden mit Pferdegöpel, die Schachtpumpen mittelst Wasserkraft betrieben. Etwa 70 Km. von Serianowsk liegt die Erzlagerstätte Werchnei Pristor, wo die Erze auf besonderen Erzschiffen, „Karbaz“, am Irtysh nach Ust-Kamenogorsk verladen werden. Die Fahrt auf dem Irtysh ist ebenso angenehm, als interessant. Anfangs zwischen sanften Wiesengründen dahinfließend, tritt der Fluß, bald nachdem er die wild daherschäumende Buchtarma, deren Hauptort Ust-Buchtarminsk man am Fuße eines pyramidalen kahlen Granitberges malerisch liegen sieht, aufgenommen, in Berge resp. Felsen ein, die an malerischen und wildromantischen Scenerien unendlich reich sind. In der That können die Ufer dieses Theiles des Irtysh sehr wohl mit denen des Rheines verglichen werden, ja sie übertreffen die Scenerien dieses deutschen Flusses um vieles an Großartigkeit, entbehren aber des poetischen Hauches, der uns am Rhein entgegenweht; auch merkt man an der spärlichen Bewohnung der Ufer, daß man sich auf einem asiatischen Flusse befindet, denn kaum einem halben Duzend einzelner Fischerhäuser und etwa noch einmal so vielen kleinen Erzschiffen begegnet man auf der ganzen Strecke. Um so reicher ist die Thierwelt vertreten, in erster Linie die der Vögel. Endlich öffnet sich das graue oder braungraue mit orangefarbenen Flechten belleidete Felslabrynth zu einem Blicke auf ebene Gegend; man sieht rechts und links große Aul's mit schönen Viehheerden, und nachdem man um eine mit Busch bestandene Insel gebogen, liegt das freundliche Ust-Kamenogorsk vor Augen. Der weitere Weg nach Smeinogorsk führt durch hügeliges angebautes Land, mit vielen und großen Dörfern. Smeinogorsk, wohl das älteste Bergwerk des Altai, steht als solches jetzt schon seit mehreren Jahren still und betreibt nur die Verschmelzung der in Serianowsk, Rybinsk und anderwärts gewonnenen Erze. Unweit davon befinden sich die berühmten kaiserlichen Steinschleifereien von Kolyman und der gleichnamige kleine See. In dem freundlichen mit malerischen Felspartien umgebenen Orte werden die schönsten Porphyre, Jaspis, Marmor u. dgl. verschliffen, aber, wie zu Jekaterinburg, nur zu großen Gegenständen, als Basen, Kamingesimsen, Spiegelrahmen zc. Von Kolyman gelangt man durch eine zwar nicht vegetationslose aber überaus öde Steppe nach Barnaul, der etwa 14,000 Einw. zählenden Hauptstadt des



Altai-Gebietes am linken Ufer des Ob, in außerordentlich fruchtbarer und wohlhabender Umgebung, mit zahlreichen wissenschaftlichen Anstalten.

Was wir bisher von Sibirien erfahren, rechtfertigt keineswegs, wie man sieht, die Vorurtheile, welche ein großer Theil selbst des gebildeten Publikums noch immer über dieses Land nährt; gilt ja vielen doch der bloße Name Sibirien als Schreckenswort. (Siehe darüber D. W. Wahl. *The land of the czar*. London 1875. 8<sup>o</sup>.) Dagegen spricht die Erfahrung, wornach dieser Name eine elektrische Wirkung auf alle ausübt, welche Sibirien bewohnt haben, und in ihnen die süßesten Erinnerungen weckt. Ist es doch Hr. A. v. Mübendorff gelungen, sogar in der miasmenschwangeren Barabingen-Steppe, östlich von Omsk, ein wahrhaft paradiesisches Plätzchen aufzufinden! (Mübendorff. *Die Barabá*. St. Petersburg 1870. 4<sup>o</sup>.) Allerdings gelten solche Schilderungen hauptsächlich vom westlichen und südlichen Theile Sibiriens, nicht vom nördlichen, in welchen uns der Lauf der großen Ströme hinabführt.

Einen Blick in den sibirischen N. gewährt die Stromfahrt auf dem Ob. An seinen Ufern erhebt sich Tomsk mit 25,600 Einw., eine der größten, aber auch reichsten und genußsüchtigsten Städte Sibiriens; eine wichtige Handels- und Verkehrsstadt. Hier beginnt die 1830 entdeckte große Goldregion, welche vor Ausbeutung des californischen Goldes so viel Gold lieferte als ganz Amerika zusammen. Von hier bis Tjumen besteht eine regelmäßige Dampfschiffahrt mit gut eingerichteten Dampfern. Weiter abwärts finden wir Samarow, den Hauptplatz nahe der Mündung des Irtysch in den Ob, welcher hier eine Breite von 3½ Am. hat, ein collossaler Strom, für welchen mit seinen Nebenflüssen in Europa kaum Platz sein würde. Leider ist er völlig unbelebt, trotz der fruchtbaren Umgebung und der gewaltigen Naturschätze seines Gebietes. Hoch im Norden, 1066 Am. von Tobolsk, inmitten undurchdringlicher Urwälder und öder, bodenloser Sümpfe — hier Tundras genannt — liegt am steilen, abschüssigen Ufer des Flüsschens Soswa, unweit der Stelle, wo diese sich in den riesenhaften Ob ergießt, das Kreisstädtchen Veresow, früher einer der härtesten Verbannungsorte. Die von dem Flusse abgekehrte Seite umziehen uralte, gigantische Nadelwälder, ausgedehnte Biesen, ebenen, von See'n, Bächen und schwankenden Moosmorästen durchbrochen. Die ganze Natur trägt hier das Gepräge des rauhen, grausen Nordens. Acht Monate lang bedeckt das weiße Leinentuch des Schnee's die gefrorene Erde; das Thermometer fällt oft auf 45 Grad unter Null, die Kälte hindert am freien Athmen und verwandelt den Hauch in starren Reif; die Vögel fallen oft todt aus der Luft und die Scheiben in den Fenstern zerspringen, die gefrorene Erde bekommt weite, tiefe Risse; selbst das Eis der See'n spaltet sich. Dabei ist das Wetter unbeständig; die Luft ist oft feucht und nebelig, der Himmel stets trübe und mit grauen Wolken bedeckt. Oft wüthen hier heftige Stürme; die einzige Rettung für Mensch oder Thier, die ein solches Unwetter trifft, ist — sich in den Schnee einzugraben und geduldig, oft 24 Stunden lang, das Ende des Sturmes abzuwarten. Die Nächte sind lang und finster, nur zeitweise durch die majestätische Erscheinung eines Nordlichts unterbrochen. Das tiefe Schweigen einer Einöde herrscht in dem halbbüsteren, fest im Schnee vergrabenen Städtchen. Nur Nadelholzbäume, Lärchen, Tannen und Fichten beleben durch ihr Grün und ihren hohen Wuchs etwas dieses traurige Bild ewigen Winters. Der Mündung des Ob schon nahe liegt Obdorsk. Der Strom, welcher im Mai durch die Schneeschmelze der Ebene, im Juni und Juli durch jene im Altai anschwillt, wird immer breiter, und oberhalb Veresow, nach der Mündung der Soswa, ist er 50 Am. breit und gleicht einem Meere mit unzähligen größeren und kleineren und dicht bewaldeten Inseln. Nur wenig östlich von dem









unweit von ihrem Austritte aus dem Baikalsee die bedeutendste Stadt Sibiriens liegt, Irkutsk mit 30,000 Einwohnern, bei denen Petersburger Moden und westeuropäische Sitten mehr als irgendwo im Lande Eingang gefunden haben. Irkutsk, ein Hauptplatz für den sibirischen Pelzhandel, besitzt Theater, Gymnasium, Bibliothek und eine überaus thätige geographische Gesellschaft.

Der Baikalsee, nicht sehr weit von der sibirischen S.-Grenze gelegen, ist einer der größten Südwasser-See'n der alten Welt mit einem Flächenraume von 33,400 □ Km., einer Länge von 600 und einer Breite von 150—180 Km. Der einzige Abfluß des See's ist die untere Angara; das hierdurch sowie durch die Verdunstung herbeigeführte Fallen des Seespiegels wird aber durch den Zufluß vieler Bäche sowie der Ströme Selenga, Bargusin und obere Angara wieder ausgeglichen. Im Sommer wird die Verbindung zwischen den Seeufern und den angrenzenden Landschaften durch ein Dampfschiff unterhalten. Der W.-Müde des Baikals ist die Insel Olchon vorgelagert, wo im Unterholz eine Menge von Alpenrosen steht, die überhaupt am ganzen See sehr häufig sind. Durch Olchon und die im O. gegenüberliegende Halbinsel Swiätoi kann man sich den Baikalsee in ein südliches und nördliches Becken natürlich geschieden denken. Das nordwestliche Gestade des letzteren zeigt großartige, wilde und schöne Partien, welche durch den Gegensatz der Granitfelsenmassen und der von den Höhen des Gebirgs bis zum Seespiegel hinabreichenden Kiefern und Lärchen bewirkt werden. Die Ufer des Baikals zeichnen sich auch durch das Vorkommen heißer Quellen aus, die mit vulcanischer Thätigkeit und zahlreichen Erdbeben in Verbindung stehen. Nicht weit von diesen Quellen liegt eine wohlhabende Niederlassung der Russen, welche Roggen, Gerste und Kartoffeln bauen. Im Winter ziehen die Bauern auf den Zobelfang und die Eichhörnchenjagd aus. Am Seeufer zeigen sich häufig Raubvögel, so der weißköpfige Flußadler, der Thurmfalke und der Buzkar. Neben den Russen gehört die Mehrzahl der Umwohner des Baikals den Volksstämmen der Burjäten und Tungusen an. Die Burjäten, mongolischer Abkunft, waren bis zur Unterwerfung Sibiriens ohne Ausnahme dem heidnischen Schamanismus ergeben. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts nahmen die jenseits des Baikals den buddhistischen Glauben an, während andere zur griechischen Kirche übertraten. Die Burjäten haben vorherrschend ein phlegmatisches Temperament, eine gewisse Arbeitsscheu scheint ihnen angeboren und oft treibt sie erst der Hunger zum Erwerb. Sie sind verschlossen, störrisch, maulsaul und wenig dienstfertig. Durch die Russen sind sie mit dem Tabak und den geistigen Getränken bekannt geworden und beides findet bei ihnen die leidenschaftlichsten Liebhaber, ja Knaben von kaum neun Jahren kann man mit chinesischen Pfeifen im Munde antreffen. Uebrigens sind die Burjäten ein sehr friedliebendes Volk. Todtschlag ist etwas Ungewöhnliches, Plünderungen und Raub kommen gar nicht vor; wohl aber sind sie von einer Neigung zum Diebstahl nicht frei. Vor noch nicht langer Zeit erst haben sie begonnen, sich mit dem Ackerbau zu beschäftigen, und zum Theil bereits günstige Erfolge darin aufzuweisen. Zu Handwerken hat der Burjäte große Neigung, und lernt er etwas von dem Russen, so wird er gewöhnlich geschickter als sein Lehrer. Die Religion der Burjäten besteht theils in heidnischem Schamanenthum, theils in Buddhismus oder in einer Mischung beider; selbst die der griechischen Kirche Angehörigen huldigen bald offen, bald insgeheim dem einen oder andern dieser Bekenntnisse. Der nur auf mündliche Ueberlieferung gegründete Schamanenglaube war ursprünglich allen Völkern O.- und N.-Sibiriens gemein. Er konnte aber als eine in der Luft schwebende Lehre dem systematisch ausgebildeten und durch eine reiche geistlichen Literatur unterstützten Lamaismus oder Buddhismus auf die Dauer nicht Stand halten, wenn er auch unter diesem immer noch fortgährt. Für die buddhistische Geistlichkeit Sibiriens gibt es drei Stufen der Weihe, aber nur die Priester der ersten beiden Stufen heißen Lamas. Ein charakteristischer Zug dieses ganzen Priesterstandes ist grobe Unwissenheit. Viele ältere Lamas sind gar nicht im Stande, aus den heiligen, in tibetanischer Sprache abgefaßten Büchern, deren sie

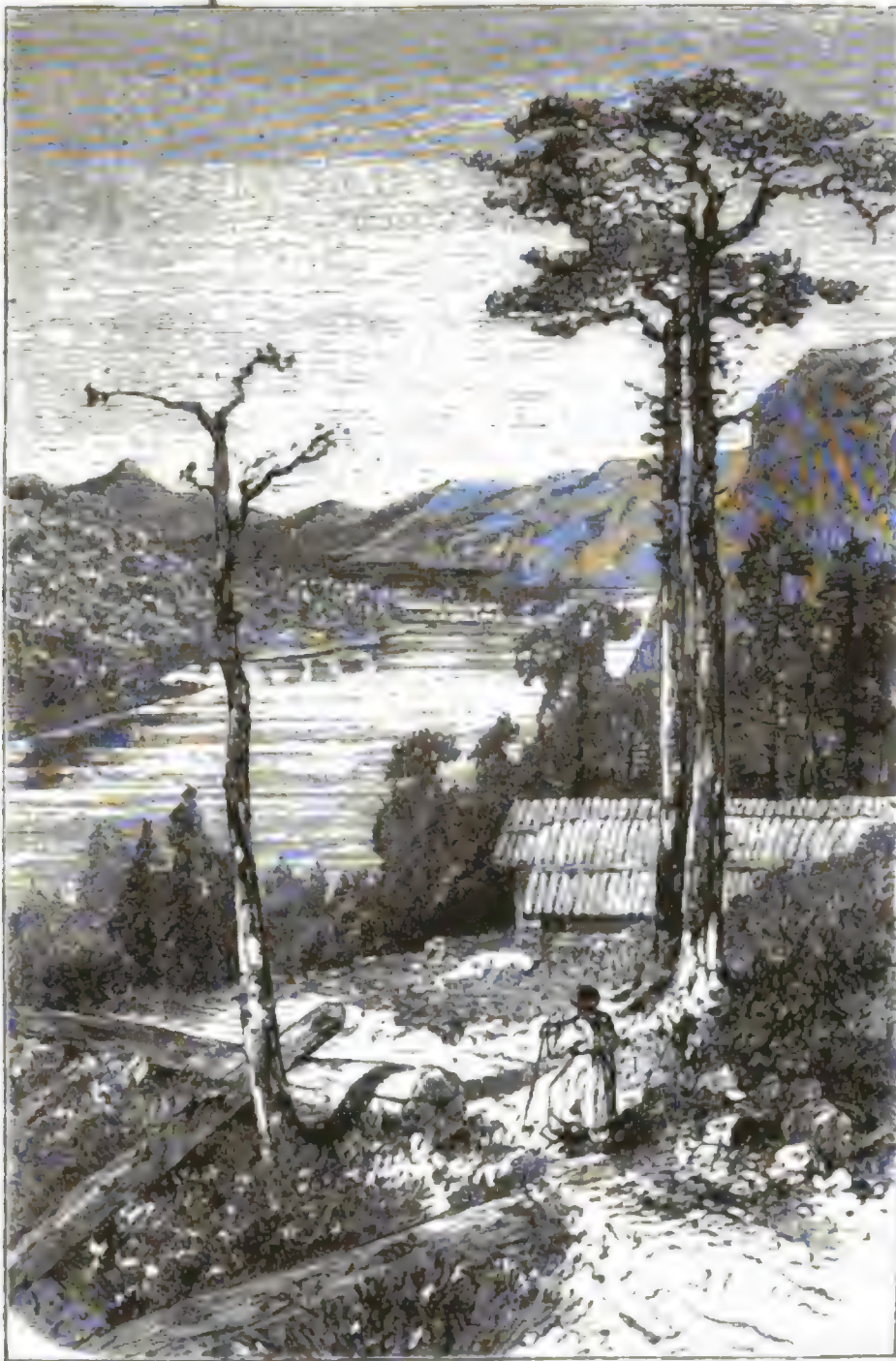
sich bei ihrem Cultus bedienen, zu überlegen. Sie verstehen durchaus nicht, was sie daraus herbeten, obgleich von den meisten dieser Bücher mongolische, in China gedruckte Uebersetzungen vorhanden sind. Trotz dieser Unwissenheit war dieser Clerus in O.-Sibirien voll fanatischen Eifers in Ausbreitung des Buddhaglaubens, Austreibung des Schamanenthums und Hemmung des Christenthums unter den dortigen Eingeborenen. Nicht minder groß war und ist seine Habsucht, die ihn von Jurte zu Jurte treibt, um das Beste zu genießen, was deren Bewohner besitzen. Unbeschäftigt und beständig jeder weltlichen Versuchung ausgesetzt, werden die frommen Herren Säuser und Wollüstlinge. Jeder Lama, mit Ausnahme sehr weniger Greise, hat eine Haushälterin oder sogenannte „Rhabinka“, mit welcher er zusammenlebt. Einige halten sich 2–3 Rhabinkas. Die Söhne aus diesen Ehen gelten als „Reffen“ und erben fast immer die geistliche Würde des Vaters. Am N.-Ufer des Baikals haufen Tungusen, welche die Gegenden nördlich am See und seine O.-Küste als ihr Eigenthum betrachten, und sich von den meist stumpfsinnigen Buriäten an der W.-Küste und auf Olchon sehr vortheilhaft unterscheiden. Sie sind fröhlich, rasch, achtsam, offenherzig, bescheiden und kühn, ein Jägervolk, das, im Dämmer der Tannenwälder geboren, bereits in der Wiege von wilden Thieren bedroht ist. Hunger und Durst ertragen die Tungusen geduldig, und trotz der Noth, der sie in ihren einsamen Waldungen namentlich im Winter ausgesetzt sind, wo oft erst nach tagelanger Dauer sich Sturm und Schneefall legen, lassen sie sich doch nicht bewegen, bei den Russen Dienste zu nehmen. Die Kleidung des Tungusen ist in ihrer Art geschmackvoll und leicht, namentlich der plumpen und unsauberen der Buriäten gegenüber. So frei der Mann seiner Neigung folgt, so slavisch ist die Stellung des Weibes. Die Frau baut die Hütte auf, gerbt das Leder, näht die Kleider, besorgt das Hauswesen, leitet die Renthiere oder nimmt sich der Viehheerden an; sie thut mit einem Wort Alles und hilft zuweilen selbst bei der Jagd mit; ohne das Weib ist der Mann verloren. Die meisten der Tungusen an der N.- und O.-Küste des Baikals sind getauft. Jedoch ist die russische Taufe ihnen kaum durch die Haut gedrungen. Sie betrachten das Ganze als bloße Form und genügen nur in Gegenwart von Russen den Gebräuchen ihrer Kirche; sobald sie aber wandern und Zwei im Walde leben, schamanen sie.

Das Land im O. vom Baikals führt den Namen Transbaikalien und bildet seit 1851 eine Provinz, deren Hauptstadt Tschita, in 538 M. Seehöhe gelegen, erst 4000 Einwohner zählt. Wichtig ist die Provinz durch die im Thale der Selenga in die chinesische Mongolei, nach Urga führende Handelsstraße, welche besonders die Thee- und Rhabarberkarawanen benützen. An der Grenze liegen die bekannten Doppelstädte Kjachta auf russischer und Maimatschin auf chinesischer Seite, in welchen beide Nationen sehr gesellig mit einander verkehren. Das Stanowoi-Gebirge durchzieht Transbaikalien in fast süd-nördlicher Richtung, und am Fuße dieser Höhen liegt an der Schilka in 444 M. Meereshöhe der Mittelpunkt des daurischen Bergdistricts, Nertschinsk, mit reichhaltigen Silber- und Bleibergwerken. Von noch ungleich größerer Bedeutung als Transbaikalien ist aber das östlich benachbarte Amur-Gebiet. Dieses 623,300 □ Km. große und durchgehend aus fruchtbarem, culturfähigem Boden bestehende Land hat ohne Zweifel noch eine bedeutende Zukunft. Die erst im Entstehen begriffene Hauptstadt ist Blagowjeschtschensk am Amur, an dessen Mündung Nikolajewsk liegt, welcher Ort mit Wladiwostok im S. zu den wichtigsten Küstenplätzen des Landes gehört.

Das ganze Gebiet wird vom Amur und seinen Nebenflüssen durchströmt, und dieser entsteht aus den Quellflüssen Schilka und Argun und ist eine Strecke von 816 Km., bis zur Mündung der Seja, für kleinere Schiffe fahrbar. Von der Mündung der Seja bis zu der des Ussuri, 950 Km. weit, kann er mit Schiffen, die nicht mehr als  $2\frac{1}{2}$  M. Tiefgang haben, befahren werden, und von dort ab ist er für Seeschiffe zugänglich, die indessen schwer über die Barre vor der Mündung (4 M.) hinweg können. Das Becken des Amur, von dem nur der nördliche Theil zu Rußland gehört, während der südliche bei China verblieben, ist von allen Seiten von Gebirgen eingeschlossen und mehrfach von ihnen durchsezt. Im N. folgt in der Richtung NO. der Stanowoirücken ungefähr dem  $55\frac{1}{2}$  Grad n. Br.; im W. bildet der Große Chingan die Grenze, im S. der Tschanboschan; im O. wird es durch den Sichota-ahn vom Meere getrennt. Der Große Chingan wird vom Amur, dort wo dieser Fluß seinen Namen erhält, der Sichota-ahn, kurz vor der Mündung durchschnitten, so daß wir, dem Laufe des Flusses entsprechend, im W. und im O. je ein Eingangsthor in das Amurbassin erhalten. Parallel dem Stanowoi, aber einige Grad südlicher, erstreckt sich der von der Seja durchbrochene Djudu unter verschiedenen Namen bis zum Schotskischen Meere. Zwischen der Mündung der Bureja und des Songari muß der Amur den von SW. nach NO. streichenden Kleinen Chingan durchbrechen, und noch weiter abwärts wird das Land von dem Tschanajatyngebirge durchzogen, das indessen mehr wie ein von den Flüssen zerlegtes Plateau als wie ein eigentliches Gebirge erscheint. Trotz seines im Ganzen gebirgigen Charakters weist das Amurbecken doch drei große Niederungen auf: die Seja-Bureja'sche zwischen dem Großen und dem Kleinen Chingan; die des mittleren Amur, welche zwar kleiner, aber noch üppiger ist als die erstere; und endlich die Chankaebene. Neben diesen je bis zu 82,500 □ Km. umfassenden Niederungen gibt es natürlich noch eine große Anzahl kleinerer. Die klimatischen Verhältnisse sind im Allgemeinen ungünstig, denn die mittlere Jahrestemperatur ist bei gleicher Breite um 8 bis  $10^{\circ}$  niedriger als in W.-Europa und sogar immer noch um  $4\frac{1}{2}$  bis  $6\frac{1}{2}^{\circ}$  tiefer als im europäischen Rußland. Das Klima ist ein continentales mit sehr heißem Sommer und sehr kaltem Winter, so daß europäische Getreidearten und Wein noch reif werden. Im Juli gibt es eine regelrechte Regenperiode mit starkem Hochwasser, das sich mitunter sehr rasch einstellt. Die herrschende Feuchtigkeit bewirkt, daß das Land sehr reich an Waldungen ist. Die Nadelwälder bestehen aus Lärchen, Fichten, Roth- und Weißtannen und Cedern, während die Laubwälder Birken, Eichen, Rüstern, Eichen, Nußbäume, Korbäume, Ahornbäume und Linden, alle diese zum Theil in riesigen Dimensionen, aufweisen. Der Wein trägt wild reichliche Früchte. Eine erstaunliche Ueppigkeit entwickeln die Grasarten. Es ist charakteristisch für die Flora dieser Landschaften, daß sich dieselbe aus solchen Pflanzen, welche der gemäßigten kalten Zone angehören, und aus solchen, welche sich sonst nur in sehr viel wärmeren Gegenden finden, zusammensetzt. Dies gilt theilweise auch von der Thierwelt. Panther und Tiger durchkreuzen die Spur des Luchses, der Fjellfräse und der Wölfe. Daneben kommen zweierlei Bären vor und die eigentlichen Pelzthiere: Zobel (jährlich 22,000 bis 25,000 Felle), rothe und schwarzbraune Füchse, Marder, Hermeline, Flußottern. Die Cedernwälder wimmeln von dunkelgrauen Eichläzchen, deren Felle geschägt und an Ort und Stelle mit 12—17 Kopfen bezahlt werden. Die Wiederkäufer sind durch Hirsche, Elenthiere, Rehe und Moschusthiere vertreten, Vögel gibt es 211 Arten. Unglaublich reich ist das Amur- und zumal das Ussuribassin an Fischen: Störe, Haufen, Buckellachs, Karpfen, Sterljaden, Welsen u. a. m. Eine arge Landplage dagegen bilden die Fliegen und Mücken. Gold wurde an 23 Stellen entdeckt; an zweien findet ein Betrieb statt. Eisen findet sich im Kleinen Chingan und sehr häufig Arsenik, ein Mineral, das man früher in Rußland nicht beiaß; ferner Kalk, Asphalt, Alabaster und Marmor, auch Steinkohlen, allein diese nur von mittelmäßiger Beschaffenheit. Die Communication wird fast ausschließlich auf den Wogen oder dem Eise der Flüsse hergestellt; eigentliche fahrbare Landstraßen gibt es fast gar nicht. Der Verkehr auf dem Wasser wird durch die Amur-Dampfschiffsgesellschaft und durch die Regierung vermittelt. Außerdem gehören 3 Schiffe dem Ingenieur-, 5 dem Telegraphenressort. Das letztere hat eigene Schiffe, weil es 4000 Km. Telegraphendraht zu überwachen hat, denn die Ufer des Stillen Oceans sind bereits durch den Telegraphen mit Europa verknüpft. Die Besetzung des Landes



mit russischen Colonisten, welche 1854 begann, war mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden. Die Bevölkerung besteht aus theils sesshaften, theils nomadisirenden Tungusen, aus Chinesen und Giljaken, welche letztere Jäger oder Fischer sind, alles Leute, die eben nur für den eigenen Bedarf produciren. Berücksichtigt man nun die ungeheuren Entfernungen, die Unbekanntschaft mit dem Klima und die dünne Bevölkerung des Hinterlandes, so muß man darüber erstaunen, daß doch noch solche Resultate erreicht wurden. Im Jahre 1869 gab es dort nämlich schon 18,519 Ko-



Amurgegend.

jaken, d. h. auf Anordnung der Obrigkeit dorthin versetzte Leute, und 25,870 Bauern, welche mit Ausnahme von 3900 Personen freiwillig kamen. Im Ganzen ist die materielle Lage dieser Bevölkerung als eine günstige zu bezeichnen. (Wenjukow. Die russisch-asiatischen Grenzlande. Aus dem Russischen übertragen von Krahm er. Leipzig 1874. 8°. S. 106—179.) Einen raschen Aufschwung nimmt insbesondere die am nördlichen Ufer des „Goldenen Hornes“ (Solotoi Rog) vor wenigen Jahren gegründete Stadt Wladiwostok, deren Hauptstraße mehrere Km. lang am Ufer

Die Häuser, beinahe alle aus Holz und einstöckig, und mehrere unter etwa 5000 Einwohnern gehören nur 1045, die Soldaten und einige, zum russischen Unterthanenverbande. Die übrigen sind aus verschiedenen Stämmen. Frauen sind in Wladiwostok nur wenige zu sehen. Die Chinesen gewöhnlich ihre Weiber zu Hause lassen.

Die Mündung des Amur und dem nördlichen Küstenlande des Amur vorgelagert ist die früher unter der Doppelherrschaft Rußlands und Japans stehende große Insel Sachalin oder Karakto; jetzt ist sie durch Vertrag in den alleinigen Besitz der Russen übergegangen.

Der Flächeninhalt Sachalins beträgt 58,600 □ Km. Die Insel ist 950 Km. lang, die Breite schwankt zwischen 140 und 25 Km. Die Lage derselben wäre an sich nicht ungünstig, denn sie liegt unter der Breite von Kaluga bis Verchow, aber die Nähe des Ochotskischen Meeres bewirkt, daß das Klima ein sehr unfreundliches ist. Noch um Mitte Mai liegt Schnee auf den Bergen und die mittlere Temperatur unter dem 48. Grad n. Br. ist wie dieselbe in Norwegen nördlich vom Polarkreise. Dazu ist das Klima ebenso feucht als kalt. An der W.-Küste, die noch dazu in dieser Beziehung vor der O.-Küste bevorzugt ist, weisen im Jahre 253 Tage einen bedeckten Himmel auf. Die ganze Insel wird von einem Höhenzuge durchzogen, der bis zu 620 M. aufsteigt, ohne jedoch die ewige Schneeregion zu berühren. Auf diesem entspringen Flüsse, welche der Natur der Dinge nach nur einen kurzen Lauf haben. Unter den Naturproducten der Insel sind in erster Reihe die Steinkohlen zu nennen. Diese, deren Lager bereits mehrfach in Angriff genommen sind, werden, wenn sie auch die englischen Kohlen an Güte nicht erreichen, doch sehr geschätzt und um ein Drittel besser bezahlt, als die australischen oder japanischen. Neben den Kohlen können mit der Zeit die ausgedehnten Wälder wichtig werden, obgleich man sie gegenwärtig nur durch die Jagd auf Pelzthiere ausbeutet. Diese und der sehr lohnende Fischfang sind es, welche neben dem Robbenschlag die einheimische Bevölkerung ernähren, denn der Getreidebau will nicht mehr gedeihen. Gemüse kann man jedoch noch bauen und auch Viehzucht ist noch möglich. Die Bevölkerung besteht aus etwa 3000 Russen, fast ausschließlich Soldaten, aus etwa ebensoviel Chinesen, die sich vom Fischfang nähren, und aus den Eingeborenen, den Giljaken und Ainos, welche ungefähr 3000 Köpfe stark sind. Auf je 5 □ Km. lebt mithin 1 Mensch.

Den ganzen N. O.-Sibiriens nehmen die nomadischen Stämme der Jakuten, Tugagiren, Korkjaken und Tschultschen ein. Der Hauptstrom dieses weiten Gebietes ist die Lena, deren Quellen dicht am W.-Ufer des Baikalsees liegen; nach Aufnahme des von O. kommenden Witim beschreibt sie eine S-förmige Linie, empfängt aus O. noch die Olenok und den mächtigen Aldan, und wendet sich dann nordwärts dem Eismeere zu, in welches sie sich mit einem weitverzweigten Delta ergießt. An der Lena liegt oberhalb der Einmündung des Aldan Jakutsk, die ansehnlichste Stadt N.O.-Sibiriens. Unter ihren westlichen Zuflüssen ist der Wiljui der bedeutendste und hängt derselbe im W. mit einer bisher noch unbekannten sibirischen Seenregion zusammen. Kleinere, aber immerhin noch sehr bedeutende Ströme sind im W. der Lena die Chatanga, Anabara und der Olenok, im O. die Jana, Indigirka und Kolyma. Sie alle münden in das nördliche Eismeer, in welchem dem Lena-Delta schräg gegenüber die pflanzen- und menschenleeren





Mandschuren und Giljaken am Amur eine Gruppe mit chinesischer Ähnlichkeit bilden. Samuten und Tungusen stehen sich ganz nahe, beide Stämme sind schlant und dünngebaut, mit schwarzen straffen Haaren, aber keinem Bartwuchs versehen, von dunklem Olivenbraun und mehr oder weniger schiefgestellten Augen. Sie leben als Renthier-Nomaden unter Zelten, schleppen aber nicht wie die Korjaken die Zeltstangen von Platz zu Platz, sondern lassen sie stehen und schlagen am nächsten Anstaplage entweder neue, oder benutzen die, welche andere Vorden hinterlassen haben. Die dritte Gruppe der N.-Asiaten gehört dem Kreise der Turkvölker an, und zu ihr zählen die Jakuten. Russen versichern, daß ein Osmane aus Stambul sich mit seiner Sprache den Jakuten an der Lena leicht verständlich machen könne. Während alle übrigen Stämme im Aussterben begriffen sind, wächst die Zahl der Jakuten. Wrangell bezeichnet sie nicht mit Unrecht als eiserne Menschen, denn unter allen Bewohnern Sibiriens sind sie gegen niedrige Temperaturen am meisten gestählt. Bei einem Thermometerstande von  $-32^{\circ}$  R. sah sie Kennan nur mit einem Hemd und einem Schafpelz bekleidet in den Straßen stehen, lachend und plaudernd, als ob eine balsamische Sommerluft sie umspielt hätte. Dazu sind sie äußerst betriebsam und verstehen so geschickt wie die Russen mit dem Topor oder der Art sich eine Holzhütte mit Thüren und Fenstern zu zimmern. Ueberhaupt fehlt ihnen weder der gute Wille noch die Fähigkeit, schwere Arbeiten dauernd zu verrichten.

Das merkwürdigste Glied der nordöstlichen Küste Asiens ist die von einer Kette hoher Feuerberge der Länge nach durchzogene Halbinsel Kamtschatka; neben einer Menge heißer Quellen und Seen, dann zahlreichen erloschenen Vulkanen ragen 14 noch gegenwärtig thätige dicht an der O.-Küste des Landes empor, darunter die 4804 M. hohe Kljutschewskaja Sopka, der höchste Feuerspeier Asiens. Diese kamtschadalischen Vulcane sind eines der schönsten Beispiele von Reihenvulkanen auf der Erde und finden auf der Inselgruppe der Kurilen, welche gleich einer Schnur bis nach Jesso, dem nördlichsten unter den größeren Eilanden Japans, hinüberreichen, eine directe Fortsetzung, denn auch die schwach bevölkerten Kurilen sind durchaus vulcanisch und besitzen 8—10 sehr hohe noch entzündete Gassen. Im Gegensatz zur O.-Küste ist die westliche Küste Kamtschatka's niedriges Hügelland, während Mittelgebirge den inneren Raum ausfüllen. Der bedeutendste Ort der Halbinsel ist Petropawlowsk, wohin die Post einmal im Jahre gelangt, an der Awatscha-Bucht, welche einen der schönsten und sichersten Häfen der Erde bildet.

Kamtschatka wird dem Leser bisher noch nicht als ein besonders reizender Erdenwinkel geschildert worden sein. Hr. Kennan ist aber voller Entzücken. Auch gehörten die ersten Wochen seines Aufenthaltes (im September) noch zur glänzenden Jahreszeit unter jenen hohen Breiten, so daß das Erscheinen des jungen Tages voller Schönheiten war. Der Himmel ist klar und rein. Wilde Schwäne ziehen mit wohl lautenden Trompetenstößen landeinwärts durch die stille Luft und die glühende Sonne wirft ihren Rosenschimmer auf den Schnee einer vulcanischen Kette, von der sich zuallernächst der Koriatskoi-Gipfel 3512 M. erhebt, während weiter zur Rechten vom zerstörten Awatschatrater ein langer Streifen goldenen Rauches in den Aether fliehet, der Koselskoi-Vulcan aber dunkle schwere Dämpfe ausstößt. Zehn Km. seitwärts liegt der scharfe Willutschinskii-Pil, dessen entzündete Wadtfener den jungen Morgen ebenfalls begrüßen. Die Ufer der Landgewässer schmückt ein Graswuchs von fast tropischer Ueppigkeit, durchweht von bunten Blumen, mit

Büschen von Alpenrosen, Fünffingerkraut und den seltsamen schwarzen Kamtschatka-Lilien. Pappeln und Birken stehen in Gruppen auf dem Tieflande, später aber werden auch geschlossene dunkelnde Nadelholzwälder an den Abhängen der Berge bemerkt.

Die Kamtschadalen, physisch streng verschieden von den benachbarten Korjaken und Tschuktschen, sind ein schwarz-bräunlicher kleiner Menschengeschlag mit flachen breiten Gesichtern, vortretenden Backenknochen, kleinen tiefliegenden Augen, bartlosem Gesicht, langen schlichten schwarzen Haaren, kleinen Händen und Füßen, zierlichen Gliedmaßen, aber mit Neigung zu einem aufgetriebenen Unterleibe. Seit 1780 sind sie durch Seuchen und Hungersnöthe allmählig bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Im Sommer fischen sie mit dem Speere die aufwärts im Süßwasser ziehenden Lachse, bauen auch Rüben, Kartoffeln und Roggen, tauschen gegen erbeutete Pelze von den Russen Thee und Zucker ein und halten sich etliche Kühe. Kennan versichert, daß sie aus saurer Milch, gebackenem Quark und süßem Rahm, die überstreut mit Zucker und Zimmt, ein Gericht bereiten, welches würdig sei, auf der Tafel civilisirter Völker zu erscheinen. Im Innern der Häuser herrscht die höchste Reinlichkeit. Wände, Decke und Fußboden sind mit rohen, aber glatten und schneeweißen Birkenendielen ausgekleidet, die Fenster mit Mattenvorhängen versehen und die Wände hin und wieder mit amerikanischen Stahlstichen geschmückt. Nur die Thüren sind gar zu niedrig, so daß der Fremde, dessen Wirbelsäule die landesüblichen scharfen Krümmungen nicht verträgt, durch die Oeffnung hindurchkriechen muß. In der Mitte der Ortschaften, die stets zwischen Baumgruppen am Ufer eines fischreichen Flusses liegen, fehlt nie die im kamtschatka-byzantinischen Style erbaute Kirche, denn die Kamtschadalen sind zum Christenthume bekehrt. Außer ihrer Halbinsel bewohnen sie auch noch einige der Kurilen.

## §. 10. Japan.

An der äußersten O.-Grenze Asiens liegt das Kaiserthum Japan (spr. Schapan), zweifelsohne in der Gegenwart der interessanteste Staat jenes Welttheiles. Japan steht zu dem asiatischen Continent ungefähr in demselben Verhältniß wie Großbritannien zu dem europäischen, nur daß man sich die Lage des letzteren längs der spanischen und französischen Küste denken müßte. So wie dieses dereinst mit Europa, war der japanische Archipel mit dem asiatischen Festlande verbunden, und dies scheint bezeugt zu werden durch das Vorkommen wilder Säugethiere, von denen bis jetzt erst bekannt sind: ein Hase, ein Reh, eine Antilope, ein Bär, ein Wildschwein, der Fuchs, der rothe und schwarze Dachs, eine Otter, ein Marder und Eichhörnchen. (Raphael Pumpelly. Across America and Asia. London 1870. 80. S. 88.) Merkwürdig ist die kleine Anzahl von Hausthieren, die sich auf Rinder, Roffe, zwei Arten Hunde und die Katze beschränkt. Schafe, Ziegen und Esel scheinen auf der Gruppe zu fehlen. Das japanische Reich besteht aus den vier größeren Inseln Jesso, Honshiu, das wir fälschlich Nippon nennen, Sikok'j und Kiufiu, nebst 3850 kleineren Eilanden, die einen Flächenraum



von 330,000—440,000 □ Km. einnehmen und von etwa 33—34 Millionen Einwohnern bevölkert sind. Die nördlichste der vier größeren Inseln, Hesso, wird durch die La Pérouse-Straße von dem russischen Sachalin und die Tsugaru-Straße von Nippon getrennt. Dieses, gestaltet etwa wie ein Kinnbad, ist die größte der japanischen Inseln, und sozusagen in einem südlichen Ausschnitte derselben liegt Sikok'f, die kleinste der vier; zwischen beiden lagert sich das sogenannte Suwo-Nada oder „Innere Meer“, die „Binnenzee“ der holländischen Karten, und ist diese breite, mit Inseln, Klippen und Felsen erfüllte, ja gewissermaßen von ihnen starrende Straße zwischen Nippon und Sikok'f reicher als irgend eine andere Meeresgegend an malerischer Naturschönheit. Im O. endet sie in der Linschoten-Straße, nach SW. geht sie in den Meeresarm über, welcher Kjusiu durch die Van der Capellen-Straße von Nippon und die Bungo-Straße von Sikok'f scheidet. Die Küste der japanischen Inseln ist durch zahllose Felseneilande, Untiefen und Korallenriffe, das japanische Meer durch Strudel, Wasserhosen und Orkane für die Schifffahrt in hohem Grade gefährlich. Das Innere der einzelnen Inseln haben wir erst seit wenigen Jahren etwas kennen gelernt, doch ist unsere geographische Kenntniß Japans immer noch eine äußerst bescheidene, hauptsächlich auf die wichtigsten Küstenpunkte und deren nähere Umgebung beschränkte.

Sollen wir die japanesische Inselwelt in allgemeinen Umrissen charakterisiren, so können wir sagen, daß das Innere durchaus gebirgig sei. Die größeren Inseln tragen beträchtliche Gebirge mit Vulkanen, die zum Theile noch thätig sind und mitunter in die Region des ewigen Schnee's emporreichen. Basalte und trachtytische Gebilde, aus welchen heiße Quellen hervorbrechen, herrschen vor. Erdbeben sind häufig. Das Klima ist regelmäÙig und gesund. Japans Küsten werden im Sommer von frischen Seewinden gekühlt, im Winter von den warmen Aequatorialströmungen des Stillen Oceans gleichsam geheizt. Die demselben zugekehrten Küsten haben das mildeste Klima, während die nördlichen Theile verhältnißmäßig kälter sind als gleich hoch gelegene Gebiete Europa's; auf Graden, die Marseille und Gibraltar entsprechen, findet man starkes Eis in den Wintermonaten. Die Naturproducte sind mannigfaltig, die Agriculturzustände vortrefflich, die Production reich und üppig; die Pflanzenwelt der niederen Regionen, die einen lebhaften Gegensatz zu den höheren Gebirgspartien bildet, gewährt ein herrliches lachendes Bild, und es ist bekannt, daß unsere Blumenwelt von Japan her durch manche schöne Zierpflanze bereichert ward. Die Früchte sind groß, theils von Natur, theils durch die Pflege des Gärtners. Japan erzeugt den besten Reis von überaus sättigender Kraft; sein Anbau wird von den fleißigen Ackerleuten besonders eifrig betrieben und jedes nutzbare Fleckchen Erde ist wie in China angebaut. Zu den Nahrungsmitteln des festen Landes kommen zahlreiche Arten von Fischen und Schalthieren, zu denen der Japaner Schlangen und allerlei Reptilien hinzuzufügen liebt. Unter den Waldbäumen liefert der Kampherbaum aus Holz und Wurzel ein Hauptausfuhrproduct. Die metallführenden Gebirge haben besonders reiche Kupferminen. Japan besitzt zahlreiche Städte, darunter viele volkreiche, doch sind ihrer nur die sogenannten Vertragshäfen genauer bekannt. Dahin gehören auf Hesso die Stadt Hakodadi, auf Nippon die Hafen Niigata an der W.-Küste, Tokio (früher Jedo genannt), die Hauptstadt des Reiches, Kanagawa und Yokohama an der O.-Küste, Fjogo oder Hiogo und Chiofaka im S. der Insel, endlich Nagasaki auf Kjusiu, und Nawa auf den eine südliche Fortsetzung

Japans darstellenden Riukiu-Inseln. Im Inneren von Nippon liegt in der Nähe des großen Biwako-See's die Stadt Miako, „das japanische Rom“ und frühere Residenz der Kaiser, deren Name jetzt immer gebräuchlicher in Kioto umgewandelt wird. Die am Schlusse des Jahres 1874 von der japanischen Regierung veranstaltete Volkszählung ergab 33,300,675 Einw., und zwar 16,891,729 männliche und 16,408,946 weibliche. Die Bevölkerungszunahme seit 1872 betrug 189,850 Köpfe. Im Jahre 1874 wurden 290,836 Knaben und 278,198 Mädchen geboren und es starben 208,092 Personen männlichen und 197,312 Personen weiblichen Geschlechtes.

Japans Ureinwohner bildeten in vorgeschichtlicher Zeit allem Anschein nach das Volk der Ainos. Von den heutigen Japanern, welche vom asiatischen Festlande herübergekommen sein sollen, wurden die Ainos zum Theil gegen N. verdrängt, zum Theil civilisirt und mit den neuen Ankömmlingen vermischt. Heute sind dieselben hauptsächlich auf die Insel Nesso beschränkt, doch noch im VII. Jahrhundert n. Chr. waren sie fast im ausschließlichen Besitze alles Landes in Nippon nördlich vom 38.<sup>o</sup> n. Br. und haben nicht ohne harte Kämpfe das Feld geräumt. Die Spuren der Vermischung mit den Ainos finden sich hauptsächlich im N. Nippons, wo sich dieselben am längsten gehalten haben und daher die Berührungen mit den Japanern am häufigsten gewesen sind.

Die Ainos sind die Urbewohner der Kurilen, Sachalins und Nesso's; identisch oder stammverwandt mit ihnen sind die Giljaken, die Bewohner des Sachalin gegenüber liegenden Festlandes. Auf diesem, südlich vom Amur, sind die Ainos wahrscheinlich die Aboriginer, wurden aber durch die immer mehr vordringenden See-Tungusen oder Lamuten und andere tungusische Stämme auch immer mehr eingeschränkt. Die Ainos sind ein auf tiefster Stufe der Bildung stehender Stamm, dem Einige sogar die Bildungsfähigkeit absprechen, eine Meinung, welche jedoch nicht alle Beobachter theilen. Capitän Blakiston versichert sogar, daß die Ainos bedeutende Fähigkeiten besitzen und gerne die Gelegenheit sich zu bilden ergreifen, wo sich ihnen eine solche bietet. Trotzdem scheinen sie, wie so andere Urvölker, die Berührung mit einer fremden höheren Cultur nicht vertragen zu können und daran zu Grunde zu gehen. Alle Berichterstatter, die wir in dieser Beziehung zu Rathe gezogen, Brandt, Blakiston, Pumpelly, S. C. St. John u. A. stimmen darin vollkommen überein. Wenn dieser Proceß in Japan Jahrtausende gedauert hat und noch nicht beendet ist, so rührt dies wohl daher, daß die Ainos immer noch Raum zum Ausweichen nach N. gefunden haben. Aber ihre Zahl nimmt ab und sie gehören zu den Völkern, welche sicher aussterben werden. Die Japaner behaupten, daß auf Nesso allein etwa 10,000 Ainos hausen; der englische Marine-offizier, Commandeur St. John, hält diese Angabe für übertrieben. Dagegen ist zu bemerken, daß eine Schätzung ihre Zahl auf 50,000 und Hr. v. Brandt dieselbe für Nesso allein auf 60,000 angibt, obwohl auch er überzeugt ist, daß die, wenn auch langsam fortschreitende Urbarmachung der Insel im Vereine mit den Blättern und den geistigen Getränken bald die letzten Spuren der Ainos verschwinden lassen wird. Sir Henry Parkes schätzt ihre Anzahl auf Nesso auf 25,000 bis 30,000. Sie halten sich in besonderen Dörfern getrennt von den Japanern auf, welche nur mit tiefer Verachtung auf sie herabblicken. Die Geringschätzung der Japaner gegen diesen Volksstamm spiegelt sich in dem Mythos, daß die Frau eines vorgeschichtlichen Mikado aus Nippon nach dem menschenleeren Nesso mit einem Hunde verbannt wurde und aus ihrer Vereinigung jene seltsame Race entsprungen sein soll.

Die Statur der Ainos ist klein, höchstens mittelgroß, ihre Haut dunkel, dunkler als jene der Japaner, ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, mit freundlichem Ausdrucke, gutmüthig und gefällig, und dem europäischen ähnlicher als dem asiatischen Typus. Charakteristisch erscheint das Haar; es ist grob, gerade, wallend und







Schon der alte Thunberg hatte gefunden, daß von allen Völkern der Erde die Japaner durch ihre Gesittung den Europäern am nächsten kämen. Diese Aehnlichkeit verdanken sie hauptsächlich dem Umstande, daß sie außerordentlich viel Sinn besitzen, das Gute aus der Fremde sich anzueignen. Geistig gewandt und lebhaft sind die Japaner durch Wißbegierde und Verständniß für höhere Interessen ausgezeichnet. Ihr Charakter, im Ganzen gutherzig und liebenswürdig, besonders bei einem Vergleiche mit dem anderer mongolischer Volksstämme, namentlich der Chinesen, ist nichts weniger als kindlich oder gar kindisch und weist Tugenden auf, unter denen Falschheit, Unzuverlässigkeit, Mißtrauen, Tücke und eine ihr Opfer nicht selten jahrelang unter dem Anscheine herzlicher Freundschaft verfolgende Rachsucht verborgen schlummern. Auch Wuchergeist und üppige Sinnlichkeit sind Rehrseiten des Japaners, der den Fremden durch seine liebenswürdige Heiterkeit besticht. Auch sind die Japaner in hohem Grade höflich und artig, die Hochgestellten nicht weniger als die aus den niederen und selbst den untersten Volksklassen, zugleich tapfer und für die Großthaten ihrer Vorfahren begeistert, ein kriegerisch gesinntes Volk, das, wie kein anderes, sich durch Todesverachtung auszeichnet, und einen bis zur Krankhaftigkeit ausgebildeten Sinn für Ehre besitzt. Diesem häufig zum Zweikampfe führenden Sinne entspringt auch die eigenthümliche Sitte des Harakiri oder Bauchaufschlitzens, einer ebenso abnormen als mit grausamem Raffinement erdachten Art des Selbstmords, die schon seit unvordenklichen Zeiten in Japan eingebürgert ist.

Eine ausführliche Schilderung dieses Vorganges durch Augenzeugen (Ausland 1869, Nr. 47, S. 1110–1113) ist neuestens durch Baron Heinrich von Siebold (Wiener Abendpost 1874, Nr. 63) bestätigt worden und entnehmen wir letztgenanntem Gewährsmann nachstehende Einzelheiten: „Geschieht die Ausführung (des Harakiri) auf Befehl der Regierung oder eines Fürsten, der hierzu ebenfalls das Recht hat, so erfolgt dieselbe in Gegenwart von eigens aus diesem Anlasse ermittelten Beamten und sonstigen Solennitätszeugen, welche dazu berufen sind, auf die genaue Einhaltung der für solche Acte vorgeschriebenen Regeln und Formeln streng zu achten, die ungefähr in Folgendem bestehen: Die Operation findet gewöhnlich des Nachts in Tempeln oder unter freiem Himmel statt, und nur Hochgestellten wird ein im besondern für diesen Zweck eingerichtetes Gemach von Freunden und selbst von Fürsten zur Verfügung gestellt, die sich's als große Ehre anrechnen, daß man ihr Haus oder Schloß zu dem erwähnten edeln Zweck benutzt. Das Gemach ist mit weißer Seide, der Trauerfarbe der Japaner, drapirt und darf nur ganz einfach sein. Ebensolcher Kleidung bedient sich der Harakirier, der auch hierin der Vorschrift genügen muß. Wenige Lichter erleuchten den Raum, und so in mysteriöses Halbdunkel gehüllt, läßt sich der Erlesene, mit dem Antlitze nach N. gekehrt, an einem etwas erhöhten Plaze auf beide Kniee nieder, während ihn die andern im Halbkreise lautlos umgeben. Nun wird ihm, ist das Harakiri höhern Orts verhängt, der Beschluß feierlich verlesen und der Dolch von 6–9 Zoll Länge und äußerster Schärfe in schlichter weißer Seide auf einem Taburet ebenso feierlich als förmlich dargereicht. Hierauf äußert er seinen letzten Willen und bittet einen schon früher in auszeichnender Weise hierzu designirten Freund, ihm nach vollendetem Aufschnitt den entscheidenden Streich um den Kopf mit seinem Schwerte zu



führen, ein Liebesdienst, der nie versagt wird. Jetzt ergreift der Harakirier die ihm dargereichte Waffe, entblößt die betreffende Stelle und führt mit unerschütterlichem Gleichmuth, der diesem Act den hohen moralischen Werth verleiht, einen 4 Zoll tiefen Schnitt von links nach rechts, während der hinter ihm postirte Freund mit gewandtem Hiebe den Kopf vom Rumpfe trennt, der den Versammelten so dann vorgezeigt wird. Die größte Demüthigung für den zum Harakiri Entschlossenen liegt darin und gilt allgemein als Zeichen tiefster Verachtung, wenn er in der Ausführung des Schnittes verhindert und in dem Moment, wo er sich gegen den ihm gebotenen Dold hinneigt, um ihn entgegenzunehmen, durch's Schwert getödtet wird. Noch empfindlicher trifft ihn die moralische Niederlage, die er erleidet, wenn er, die Waffe aus der Scheide ziehend, bemerkt, daß ihm statt des Stahls eine Bambusflinge oder gar der weibliche Fächer gereicht wurde; ein Zeichen, daß man ihn männlicher That nicht fähig oder unwürdig erachte. Die Japaner sind so durchdrungen von der Ritterlichkeit des Harakiri und betrachten es so sehr als die entscheidende Probe ihrer Männlichkeit, die ihrem Namen Unsterblichkeit garantirt, daß sie den Schmerz mit Leichtigkeit überwinden. Nie hat man noch einen Aelgelaute von einem würdigen Harakirier gehört, und einem, der im vorhinein Bedenken äußert, ob es ihm bei seiner Körperbeschaffenheit möglich sein werde, den Aufschrei des Schmerzes zu ersticken, dem rettet sein Freund gewiß den guten Namen durch rascheres Abschlagen des Kopfes, um ihm die Schande des Seufzers aus männlicher Brust zu ersparen. Die gegebene Schilderung des Harakiri ist bis auf den heutigen Tag entsprechend; denn ein Offizier, Beamter oder Polizist ergibt sich ihm bei dem geringsten Vorwurfe des Obern mit Freuden, zum mindesten mit Leichtigkeit. Eine zweite Art des Haraschnittes ist die jetzt noch bei den Samurai häufig vorkommende, wonach dieselben, wenn sie in eine Ehrensache verwickelt sind, sich in solcher Weise das Leben nehmen und zwar ganz ohne Beihülfe eines andern und mit dem erhöhten Beweise von Geistesgegenwart wie Mannesmuth, daß sie sich nach vollzogenem Schnitte durch den Bauch noch eigenhändig die Stehle durchschneiden. Diese Art des Selbstmordes steht in Japan ganz besonders in hohem Ansehen, und die Person selbst und deren Angehörige, die sie einem Heros gleich bewundern und darüber die Trauer vergessen, stehen als Märtyrer ihrer Ehre da, und auch nicht der kleinste Makel kann ihr mehr anhaften. Es gehört in Japan zum hon ton, genau mit den Vorschriften des Harakiri vertraut zu sein. Darum hat die Art und Ausführung ihre eigene Literatur, welche alle Vorschriften, aber auch eine große Anzahl hervorragender concreter Fälle enthält.“

Alle Reisenden bestätigen, daß dem fremden Ankömmling in Japan Alles, worauf sein Auge fällt, wie ein verkörpertes Märchen erscheint, ihn überrascht, befremdet und seine lebhafteste Bewunderung erregt. Er fragt sich, ob dies Alles auch wahr und wirklich, nicht bloß ein Traum, eine Erzählung aus Tausend und Eine Nacht sei; so verschieden gestaltet sich von dem unserigen das Leben und Treiben des Volkes in Japan.

In Japan, bestätigt Baron Hübnér (*Promenade autour du monde*. Paris 1873. 8°. 2 Bde.), dessen Beobachtungen freilich nicht alle ohne Prüfung aufzunehmen sind, hat alles ein munteres Ansehen. Alles lacht in diesem Lande: der Himmel, die Vegetation, die Menschen. Diese schwagen und scherzen fortwährend, sind sorglos, leichtlebig und dazu äußerst höflich. Nicht nur die hübschen japanischen Mädchen in den Theehäusern, sondern auch die Träger des Balankins, worauf der Reisende mit seinem Gepäck lastet. Sogar die armen japanischen Bettler suchen nicht etwa wie unsere durch Weinen und jämmerliche Geberden das Mitleid, sondern durch allerlei Späße und komische Vermummungen das Gelächter zu erregen und dadurch reichliche Almosen zu gewinnen. In diesem Lande überläßt sich alle Welt in Zeiten der Muße den lustigsten Spielen, wie die Kinder. Baron Hübnér sah dort drei Generationen, Großvater, Vater und Enkel, sich damit eifrig unterhalten, daß sie einen phantastisch ausgeschmückten Drachen in die Luft steigen ließen; sie brennen sogar Feuerwerke bei Tage zu ihrer Belustigung ab! Der



so muß dieselbe extra illuminirt werden, und dies geschieht, indem ein kleiner Knabe, der hinter dem betreffenden Künstler in möglichst gebückter Stellung einhergeht, demselben zwei auf langen Stangen befestigte Lichter während seiner ganzen Rede vor die Nase hält, was sich höchst komisch ausnimmt. So wenig der europäische Zuschauer von der ganzen Sache versteht, so wird er doch Gelegenheit haben, einzelne nur zu handgreifliche Scenen zu beobachten, die so gemein sind, daß er sich unwillkürlich nach der Ausgangspforte des Theaters umsieht. („Schwäb. Merkur“ vom 14. Jan. 1875.) Unter den japanischen Volksbelustigungen ist das Ringen eine der beliebtesten, und diese Gattung Schauspiele werden sogar dem Theater vorgezogen und steigern die Theilnahme des Publikums oft bis zu einer Frenesie, welche an die der Spanier bei den Stiergefechten erinnert. Der Japaner ist vor allem ein genußsüchtiger Mensch. Sein erstes Bedürfniß beim Beginne des dem doles far niente gewidmeten Abends — ist ein Bad. Er hat nicht auf die Einführung der verfeinerten europäischen Civilisation gewartet, um die Reinlichkeit zu lieben. Die wohlhabenden Bürgerfamilien haben Bäder in ihren eigenen Wohnungen, die Unbemittelten sind aber auf die öffentlichen Bäder angewiesen, die sich noch im primitivsten Zustand befinden. Die Europäer, welche gewisse Gewohnheiten des Anstandes und der Schamhaftigkeit nach Japan mitbringen, sind ganz verblüht beim ersten Anblick einer Badehalle, wo junge Mädchen und Frauen jedes Alters sich gemeinschaftlich baden, ohne im Mindesten die neugierigen und indiscreten Blicke der Vorübergehenden zu beachten, welche von der Gasse aus ganz ungehindert diesem Schauspiele beizohnen können. Man hat jedoch Unrecht, zu sagen, daß die Japaner schamlos sind, weil beide Geschlechter die Gewohnheit haben, gemeinschaftlich zu baden, oder weil eine junge „Musme“ versäumen wird, das Fenster zu schließen, wenn sie ihre Toilette macht. In einem japanischen Hause, wie in einer Kinderwiege, ignoriert man das, was man Scham nennt und eigentlich vom Klima bedingt wird. Ein Japaner ist nicht weniger erstaunt als ein Neger, wenn man ihm sagt, er beleidige die Moral, weil er in Gesellschaft von Frauen badet. Auch sind geschlechtliche Unordnungen in Japan nicht häufiger als anderwärts; Liebe und Ehe werden in Japan zwar naiver, wenn man will unschuldiger, aber nicht weniger streng aufgefaßt als bei uns. Die Ehe ist eine bloße Formalität, ein geschriebenes Versprechen, welches ausgetauscht wird. Der Mann verständigt sich mit den Eltern und führt seine Gattin heim, ohne daß sich die Religion oder das Gesetz in das Uebereinkommen mengen. Sie wird seine Hausfrau, Matrone; sie leitet alles, befiehlt den Bedienten und wird in die Geschäfte ihres Mannes eingeweiht. Sie hat die ganze Verantwortlichkeit im Hause. Ihr neues Leben ist nicht den Vergnügungen, sondern den Entsagungen gewidmet. Ihr erster Act als Hausfrau ist das Opfer ihrer Schönheit. Sie macht sich alt und häßlich, rasirt ihre Augenbrauen und gibt ihren Zähnen eine schwarze Glasur, so daß, wenn sie den Mund öffnet, man in eine Grube zu schauen vermeint, und selbst eine mit fünfzig Pferdebkräften ausgestattete Schmeichlergabe einer solchen Dame gegenüber etwas Artiges zu sagen nicht ausreichen würde. Die Ehen werden durch einen Vermittler abgeschlossen, der zugleich die Verpflichtung auf sich nehmen muß, daß die Ehe eine glückliche sein wird. Der Japaner darf nämlich nur eine legitime Gemahlin haben und nur, wenn er vom Adel ist, noch zwei oder vier Concubinen nebstbei halten, die oft, des häuslichen Friedens wegen, von der Gattin selbst ausgewählt und dem Gatten zum Geschenke gemacht werden. Auch sind die japanischen Ehemänner in ihren Neigungen nicht eben sehr beständig, denn trotz ihrer Freiheiten machen sie auch noch von dem jüdischen Vorrechte Gebrauch, ihre Ehehälften mittelst Scheidebriefen zu entlassen. Untreue der Gattin wird auf das Strengste bestraft. Ein Mann, welcher seine Frau allein mit einem anderen Manne in einem Zimmer trifft, sei es auch nur im Gespräche, hat das Recht, Beide auf der Stelle zu tödten; entwischt ihm der Mann, kann er seine Frau anklagen und sie wird enthauptet; nimmt er aber dem Manne allein das Leben, so ist er selbst dem Tode verfallen.

Das weibliche Geschlecht ist in Japan, wie anderwärts, sehr gefallsüchtig und liebt es, sich zu puzen. Der mongolische Typus der Gesichtsbildung thut den Reizen desselben im Ganzen genommen kaum einigen Abbruch, welche durch die Künste der Toilette nach Kräften erhöht werden. Das erste Kleidungsstück, welches die Japanerinnen unter allen übrigen auf dem bloßen Leib tragen, ist das „Jtanno“,

eine Art von Schürze, ungefähr zwei M. breit und einen M. lang, an deren beiden oberen Zipfeln sich Bänder befinden. Das Itanno wird von hinten nach vorn so umgebunden, daß seine Seitenhälften vorn vor dem Bauch und den Schenkeln übereinander schlagen. Es ist von buntem, meistens rothem Seidenzeug oder Crepp und ebenso elegant wie alle übrigen Kleidungsstücke japanischer Damen. Hat die Dame sich mit dem Itanno umgürtet, so legt sie, nach dem Bedürfnisse der Jahreszeit oder je nachdem sie sich bloß für das Haus kleiden oder Gala-Toilette machen will, zwei oder mehr, mitunter selbst fünf bis sechs, der langen weiten, einem Schlafrocke gleichenden, „Kinemon“ genannten, bis auf den Fuß herabfallenden Gewänder, das eine über das andere an. Dieselben sind fast immer von Seide oder Crepp, die unteren von weißer oder hellerer, das obere meistens von dunklerer Farbe. Letzteres ist im Winter wattirt. Ueber diesen verschiedenen Kinemons umwindet sie sich den Leib mit dem eigenthümlichen mitunter 2 $\frac{1}{2}$ —3 M. langen, 0,3 M. breiten, aus einem Stücke Sammet oder schwersten Seidenzeuges bestehenden, „Obi“ genannten Gürtel. Die Enden desselben werden zu einem großen viereckigen Knoten verschlungen, der in der Regel auf dem Rücken, bei den Damen im Jomwara aber vorn unter der Brust zu liegen kommt. Der Säugling wird von der Mutter in einer Binde auf dem Rücken getragen, und diese entledigt sich selbst während der Verrichtung ihrer häuslichen Arbeiten ihrer Last nicht. Schirm und Fächer sind für Mann und Frau unentbehrlich. Beinahe ein Dritteltheil der Männer gehen, eine Gurte um den Leib abgerechnet, nackt einher und sind gewöhnlich prächtvoll blau und roth tätowirt. Es sind größtentheils Leute aus der Classe der Fischer, Kulis und Bettos (Pferdefnechte), bei welchen die Tätowirungen gleichsam die Stelle von Tricots vertreten, allein auch vor diesen Kleidungsstücken Kühle und Dauerhaftigkeit voraushaben. Schultern und Oberarme, Rücken, sowie die Oberschenkel und zwar vorzugsweise eine Körperhälfte sind für gedachten Schmuck ausreichen, und bei der Vorliebe der Japaner für die willkürliche Vertheilung gemalter Ornamente auf Porzellan und Lackgegenständen darf diese Unregelmäßigkeit nicht befremden. Die dargestellten Gegenstände sind besonders häufig menschliche Figuren oder Theile von solchen, etwa  $\frac{1}{3}$  oder  $\frac{1}{4}$  natürlicher Größe, und fehlt es dabei nicht an unaufrichtigen Bildern, auf welche deren Besitzer sich besonders viel einzubilden scheinen. Die gewöhnlich angewendeten Farbstoffe sind nur Zinnober und schwarze Tusch. Die übrigen Männer haben eine ähnliche Kleidung wie die Frauen. Die Patriarchen, Fürsten, Daimios u. s. w. kleiden sich in Seide und trugen früher als Insignien ihrer Würde zwei Schwerter im Gürtel; auch hatten sie allein das Privilegium, zu reiten und ihre Kopfschmähre wachsen zu lassen. Seit Kurzem ist letzteres auch dem gewöhnlichen Manne erlaubt; ehemals mußte er stets mit theilweise geschorenem Schädel einhergehen, was namentlich bei Knaben gar possierlich aussieht. Uebrigens herrscht hinsichtlich der Haartracht eine große Verschiedenheit. Die buddhistischen Mönche haben den Kopf kahlgeschoren, während die Priester des Sinto-Cultus das Haar in einer eigenthümlichen Weise tragen. Die in Diensten der Daimios stehenden Aerzte und andere Personen tragen dasselbe wieder anders. Die gewöhnlichste Haartracht ist allerdings auf geschorenem Vorderköpfe ein kurzer Haarzopf, japanisch „Kami Notari“, der, an seiner Wurzel mit einem Papierband, „Motooi“, zusammengebunden, nach vorne gerichtet auf dem kahlgeschorenen Schädel zu ruhen kommt und an letzterem mit einer aus dem Oele der Frucht von Camelia Sasanqua bereiteten Pomade, „Bingso“, befestigt wird. Eigentliche Beinkleider, „Batjeh“, sind in Japan keineswegs ein allgemein gebräuchliches Kleidungsstück, und werden hauptsächlich nur von Soldaten, Reisenden, Landleuten, Trägern, überhaupt Personen, welche sich viel im Freien bewegen, getragen. Die Häuser sind meist einstöckig, fast ganz aus Bambu gebaut, mit vorspringendem Dach zum Schutz gegen den Regen; Möbel gibt es nicht darin. Da sieht man weder Tisch noch Stuhl, und selbst das Bett ist bei den Japanern ein unbekannter Luxusartikel. Dies gilt für den geringsten Mann wie für den Mikado, und nur in den mehr oder weniger reichen Matten erkennt man den Unterschied des Standes und des Besitzes. Den Franken werden in den Gasthäusern („Tschaias“ und „Hondschin“) des Landes stets die schlechtesten Zimmer angewiesen. Auch gebühren ihnen die besseren nicht, denn diese sind mit sehr kostbaren Matten (Tatamis) belegt, und da die Ausländer fleißig sich nicht dazu bequemen wollen, die Stiefel auszuziehen, so verwüsten sie mehr an der reichen Ausstattung, als ihre Beche beträgt. Die japanischen Betten be-





von 330,000—440,000 □ Km. einnehmen und von etwa 33—34 Millionen Einwohnern bevölkert sind. Die nördlichste der vier größeren Inseln, Jesso, wird durch die La Pérouse-Straße von dem russischen Sachalin und die Tsugaru-Straße von Nippon getrennt. Dieses, gestaltet etwa wie ein Kinnbaden, ist die größte der japanischen Inseln, und sozusagen in einem südlichen Auschnitte derselben liegt Sikok'f, die kleinste der vier; zwischen beiden lagert sich das sogenannte Suwo-Nada oder „Innere Meer“, die „Binnenjee“ der holländischen Karten, und ist diese breite, mit Inseln, Klippen und Felsen erfüllte, ja gewissermaßen von ihnen starrende Straße zwischen Nippon und Sikok'f reicher als irgend eine andere Meeresgegend an malerischer Naturschönheit. Im O. endet sie in der Linschoten-Straße, nach SW. geht sie in den Meeresarm über, welcher Kjusiu durch die Van der Capellen-Straße von Nippon und die Bungo-Straße von Sikok'f scheidet. Die Küste der japanischen Inseln ist durch zahllose Felseneilande, Untiefen und Korallenriffe, das japanische Meer durch Strudel, Wasserhosen und Orkane für die Schifffahrt in hohem Grade gefährlich. Das Innere der einzelnen Inseln haben wir erst seit wenigen Jahren etwas kennen gelernt, doch ist unsere geographische Kenntniß Japans immer noch eine äußerst bescheidene, hauptsächlich auf die wichtigsten Küstenpunkte und deren nähere Umgebung beschränkte.

Sollen wir die japanische Inselwelt in allgemeinen Umrissen charakterisiren, so können wir sagen, daß das Innere durchaus gebirgig sei. Die größeren Inseln tragen beträchtliche Gebirge mit Vulkanen, die zum Theile noch thätig sind und mitunter in die Region des ewigen Schnee's emporreichen. Basalte und trachtytische Gebilde, aus welchen heiße Quellen hervorbrehen, herrschen vor. Erdbeben sind häufig. Das Klima ist regelmäßig und gesund. Japans Küsten werden im Sommer von frischen Seewinden gekühlt, im Winter von den warmen Aequatorialströmungen des Stillen Oceans gleichsam geheizt. Die demselben zugekehrten Küsten haben das mildeste Klima, während die nördlichen Theile verhältnißmäßig kälter sind als gleich hoch gelegene Gebiete Europa's; auf Graden, die Marseille und Gibraltar entsprechen, findet man starkes Eis in den Wintermonaten. Die Naturproducte sind mannigfaltig, die Agriculturzustände vortrefflich, die Production reich und üppig; die Pflanzenwelt der niederen Regionen, die einen lebhaften Gegensatz zu den höheren Gebirgspartien bildet, gewährt ein herrliches lachendes Bild, und es ist bekannt, daß unsere Blumenwelt von Japan her durch manche schöne Zierpflanze bereichert ward. Die Früchte sind groß, theils von Natur, theils durch die Pflege des Gärtners. Japan erzeugt den besten Reis von überaus sättigender Kraft; sein Anbau wird von den fleißigen Ackerleuten besonders eifrig betrieben und jedes nutzbare Fleckchen Erde ist wie in China angebaut. Zu den Nahrungsmitteln des festen Landes kommen zahlreiche Arten von Fischen und Schalthieren, zu denen der Japaner Schlangen und allerlei Reptilien hinzuzufügen liebt. Unter den Waldbäumen liefert der Kampherbaum aus Holz und Wurzel ein Hauptausfuhrproduct. Die metallführenden Gebirge haben besonders reiche Kupferminen. Japan besitzt zahlreiche Städte, darunter viele volkreiche, doch sind ihrer nur die sogenannten Vertragshäfen genauer bekannt. Dahin gehören auf Jesso die Stadt Hakodadi, auf Nippon die Hafen Niigata an der W.-Küste, Tokio (früher Jedo genannt), die Hauptstadt des Reiches, Kanagawa und Yokohama an der O.-Küste, Fioogo oder Hiogo und Chiofaka im S. der Insel, endlich Nagasaki auf Kjusiu, und Nawa auf den eine südliche Fortsetzung

Japans darstellenden Liu-Inseln. Im Inneren von Nippon liegt in der Nähe des großen Biwako-See's die Stadt Miako, „das japanische Rom“ und frühere Residenz der Kaiser, deren Name jetzt immer gebräuchlicher in Kioto umgewandelt wird. Die am Schlusse des Jahres 1874 von der japanischen Regierung veranstaltete Volkszählung ergab 33,300,675 Einw., und zwar 16,891,729 männliche und 16,408,946 weibliche. Die Bevölkerungszunahme seit 1872 betrug 189,850 Köpfe. Im Jahre 1874 wurden 290,836 Knaben und 278,198 Mädchen geboren und es starben 208,092 Personen männlichen und 197,312 Personen weiblichen Geschlechtes.

Japans Ureinwohner bildeten in vorgeschichtlicher Zeit allem Anschein nach das Volk der Ainos. Von den heutigen Japanern, welche vom asiatischen Festlande herübergekommen sein sollen, wurden die Ainos zum Theil gegen N. verdrängt, zum Theil civilisirt und mit den neuen Ankömmlingen vermischt. Heute sind dieselben hauptsächlich auf die Insel Nesso beschränkt, doch noch im VII. Jahrhundert n. Chr. waren sie fast im ausschließlichen Besitze alles Landes in Nippon nördlich vom 38.<sup>o</sup> n. Br. und haben nicht ohne harte Kämpfe das Feld geräumt. Die Spuren der Vermischung mit den Ainos finden sich hauptsächlich im N. Nippons, wo sich dieselben am längsten gehalten haben und daher die Verührungen mit den Japanern am häufigsten gewesen sind.

Die Ainos sind die Urbewohner der Kurilen, Sachalins und Nesso's; identisch oder stammverwandt mit ihnen sind die Giljaken, die Bewohner des Sachalin gegenüber liegenden Festlandes. Auf diesem, südlich vom Amur, sind die Ainos wahrscheinlich die Aborigines, wurden aber durch die immer mehr vordringenden See-Tungusen oder Lamuten und andere tungusische Stämme auch immer mehr eingeschränkt. Die Ainos sind ein auf tiefer Stufe der Bildung stehender Stamm, dem Einige sogar die Bildungsfähigkeit absprechen, eine Meinung, welche jedoch nicht alle Beobachter theilen. Capitän Blakiston versichert sogar, daß die Ainos bedeutende Fähigkeiten besitzen und gerne die Gelegenheit sich zu bilden ergreifen, wo sich ihnen eine solche bietet. Trotzdem scheinen sie, wie so andere Urvölker, die Verührung mit einer fremden höheren Cultur nicht vertragen zu können und daran zu Grunde zu gehen. Alle Berichterstatter, die wir in dieser Beziehung zu Rathe gezogen, Brandt, Blakiston, Pumpelly, H. C. St. John u. A. stimmen darin vollkommen überein. Wenn dieser Proceß in Japan Jahrtausende gedauert hat und noch nicht beendet ist, so rührt dies wohl daher, daß die Ainos immer noch Raum zum Ausweichen nach N. gefunden haben. Aber ihre Zahl nimmt ab und sie gehören zu den Völkern, welche sicher aussterben werden. Die Japaner behaupten, daß auf Nesso allein etwa 10,000 Ainos hausen; der englische Marine-offizier, Commandeur St. John, hält diese Angabe für übertrieben. Dagegen ist zu bemerken, daß eine Schätzung ihre Zahl auf 50,000 und Hr. v. Brandt dieselbe für Nesso allein auf 60,000 angibt, obwohl auch er überzeugt ist, daß die, wenn auch langsam fortschreitende Urbarmachung der Insel im Vereine mit den Plattern und den geistigen Getränken bald die letzten Spuren der Ainos verschwinden lassen wird. Sir Henry Parkes schätzt ihre Anzahl auf Nesso auf 25,000 bis 30,000. Sie halten sich in besonderen Dörfern getrennt von den Japanern auf, welche nur mit tiefer Verachtung auf sie herabblicken. Die Geringschätzung der Japaner gegen diesen Volksstamm spiegelt sich in dem Mythos, daß die Frau eines vorgeschichtlichen Mikado aus Nippon nach dem menschenleeren Nesso mit einem Hunde verbannt wurde und aus ihrer Vereinigung jene seltsame Race entsprungen sein soll.

Die Statur der Ainos ist klein, höchstens mittelgroß, ihre Haut dunkel, dunkler als jene der Japaner, ihre Gesichtszüge sind regelmäÙig, mit freundlichem Ausdrucke, gutmüthig und gefällig, und dem europäischen ähnlicher als dem asiatischen Typus. Charakteristisch erscheint das Haar; es ist grob, gerade, wallend und

von 330,000—440,000 □ Km. einnehmen und von etwa 33—34 Millionen Einwohnern bevölkert sind. Die nördlichste der vier größeren Inseln, Jesso, wird durch die La Pérouse-Straße von dem russischen Sachalin und die Tsugaru-Straße von Nippon getrennt. Dieses, gestaltet etwa wie ein Rinnbad, ist die größte der japanischen Inseln, und sozusagen in einem südlichen Ausschnitte derselben liegt Sikot's, die kleinste der vier; zwischen beiden lagert sich das sogenannte Suwo-Nada oder „Innere Meer“, die „Binnenzee“ der holländischen Karten, und ist diese breite, mit Inseln, Klippen und Felsen erfüllte, ja gewissermaßen von ihnen starrende Straße zwischen Nippon und Sikot's reicher als irgend eine andere Meeresgegend an malerischer Naturschönheit. Im O. endet sie in der Linschoten-Straße, nach SW. geht sie in den Meeresarm über, welcher Kiusiu durch die Van der Capellen-Straße von Nippon und die Bungo-Straße von Sikot's scheidet. Die Küste der japanischen Inseln ist durch zahllose Felseneilande, Untiefen und Korallenriffe, das japanische Meer durch Strudel, Wasserhosen und Orkane für die Schifffahrt in hohem Grade gefährlich. Das Innere der einzelnen Inseln haben wir erst seit wenigen Jahren etwas kennen gelernt, doch ist unsere geographische Kenntniß Japans immer noch eine äußerst bescheidene, hauptsächlich auf die wichtigsten Küstenpunkte und deren nähere Umgebung beschränkte.

Sollen wir die japanesische Inselwelt in allgemeinen Umrissen charakterisiren, so können wir sagen, daß das Innere durchaus gebirgig sei. Die größeren Inseln tragen beträchtliche Gebirge mit Vulkanen, die zum Theile noch thätig sind und mitunter in die Region des ewigen Schnee's emporreichen. Basalte und trachtytische Gebilde, aus welchen heiße Quellen hervorbrehen, herrschen vor. Erdbeben sind häufig. Das Klima ist regelmäßig und gesund. Japans Küsten werden im Sommer von frischen Seewinden gekühlt, im Winter von den warmen Aequatorialströmungen des Stillen Oceans gleichsam geheizt. Die demselben zugekehrten Küsten haben das mildeste Klima, während die nördlichen Theile verhältnißmäßig kälter sind als gleich hoch gelegene Gebiete Europa's; auf Graden, die Marseille und Gibraltar entsprechen, findet man starkes Eis in den Wintermonaten. Die Naturproducte sind mannigfaltig, die Agriculturzustände vortrefflich, die Production reich und üppig; die Pflanzenwelt der niederen Regionen, die einen lebhaften Gegensatz zu den höheren Gebirgspartien bildet, gewährt ein herrliches lachendes Bild, und es ist bekannt, daß unsere Blumenwelt von Japan her durch manche schöne Zierpflanze bereichert ward. Die Früchte sind groß, theils von Natur, theils durch die Pflege des Gärtners. Japan erzeugt den besten Reis von überaus tätiger Kraft; sein Anbau wird von den fleißigen Ackerleuten besonders eifrig betrieben und jedes nutzbare Fleckchen Erde ist wie in China angebaut. Zu den Nahrungsmitteln des festen Landes kommen zahlreiche Arten von Fischen und Schalthieren, zu denen der Japaner Schlangen und allerlei Reptilien hinzuzufügen liebt. Unter den Waldbäumen liefert der Kampherbaum aus Holz und Wurzel ein Hauptausfuhrproduct. Die metallführenden Gebirge haben besonders reiche Kupferminen. Japan besitzt zahlreiche Städte, darunter viele volkreiche, doch sind ihrer nur die sogenannten Vertragshäfen genauer bekannt. Dahin gehören auf Jesso die Stadt Hakodadi, auf Nippon die Hafen Niigata an der W.-Küste, Tokio (früher Jedo genannt), die Hauptstadt des Reiches, Kanagawa und Yokohama an der O.-Küste, Fiojo oder Hiogo und Chiofaka im S. der Insel, endlich Nagasaki auf Kiusiu, und Nawa auf den eine südliche Fortsetzung



Japans darstellenden Lintiu-Inseln. Im Inneren von Nippon liegt in der Nähe des großen Biwako-See's die Stadt Miako, „das japanische Rom“ und frühere Residenz der Kaiser, deren Name jetzt immer gebräuchlicher in Kioto umgewandelt wird. Die am Schlusse des Jahres 1874 von der japanischen Regierung veranstaltete Volkszählung ergab 33,300,675 Einw., und zwar 16,891,729 männliche und 16,408,946 weibliche. Die Bevölkerungszunahme seit 1872 betrug 189,850 Köpfe. Im Jahre 1874 wurden 290,836 Knaben und 278,198 Mädchen geboren und es starben 208,092 Personen männlichen und 197,312 Personen weiblichen Geschlechtes.

Japans Ureinwohner bildeten in vorgeschichtlicher Zeit allem Anschein nach das Volk der Ainos. Von den heutigen Japanern, welche vom asiatischen Festlande herübergekommen sein sollen, wurden die Ainos zum Theil gegen N. verdrängt, zum Theil civilisirt und mit den neuen Ankömmlingen vermischt. Heute sind dieselben hauptsächlich auf die Insel Jesso beschränkt, doch noch im VII. Jahrhundert n. Chr. waren sie fast im ausschließlichen Besitze alles Landes in Nippon nördlich vom 38.° n. Br. und haben nicht ohne harte Kämpfe das Feld geräumt. Die Spuren der Vermischung mit den Ainos finden sich hauptsächlich im N. Nippons, wo sich dieselben am längsten gehalten haben und daher die Verührungen mit den Japanern am häufigsten gewesen sind.

Die Ainos sind die Urbewohner der Kurilen, Sachalins und Jesso's; identisch oder stammverwandt mit ihnen sind die Giljaken, die Bewohner des Sachalin gegenüber liegenden Festlandes. Auf diesem, südlich vom Amur, sind die Ainos wahrscheinlich die Aboriginer, wurden aber durch die immer mehr vordringenden See-Tungusen oder Lamuten und andere tungusische Stämme auch immer mehr eingeschränkt. Die Ainos sind ein auf tiefster Stufe der Bildung stehender Stamm, dem Einige sogar die Bildungsfähigkeit absprechen, eine Meinung, welche jedoch nicht alle Beobachter theilen. Capitän Blakiston versichert sogar, daß die Ainos bedeutende Fähigkeiten besitzen und gerne die Gelegenheit sich zu bilden ergreifen, wo sich ihnen eine solche bietet. Trotzdem scheinen sie, wie so andere Urvölker, die Verührung mit einer fremden höheren Cultur nicht vertragen zu können und daran zu Grunde zu gehen. Alle Berichterstatter, die wir in dieser Beziehung zu Rathe gezogen, Brandt, Blakiston, Pumpelly, S. C. St. John u. A. stimmen darin vollkommen überein. Wenn dieser Proceß in Japan Jahrtausende gedauert hat und noch nicht beendet ist, so rührt dies wohl daher, daß die Ainos immer noch Raum zum Ausweichen nach N. gefunden haben. Aber ihre Zahl nimmt ab und sie gehören zu den Völkern, welche sicher aussterben werden. Die Japaner behaupten, daß auf Jesso allein etwa 10,000 Ainos haufen; der englische Marine-offizier, Commandeur St. John, hält diese Angabe für übertrieben. Dagegen ist zu bemerken, daß eine Schätzung ihre Zahl auf 50,000 und Hr. v. Brandt dieselbe für Jesso allein auf 60,000 angibt, obwohl auch er überzeugt ist, daß die, wenn auch langsam fortschreitende Urbarmachung der Insel im Vereine mit den Blattern und den geistigen Getränken bald die letzten Spuren der Ainos verschwinden lassen wird. Sir Henry Parkes schätzt ihre Anzahl auf Jesso auf 25,000 bis 30,000. Sie halten sich in besonderen Dörfern getrennt von den Japanern auf, welche nur mit tiefer Verachtung auf sie herabblicken. Die Geringschätzung der Japaner gegen diesen Volksstamm spiegelt sich in dem Mythos, daß die Frau eines vorgeschichtlichen Mikado aus Nippon nach dem menschenleeren Jesso mit einem Hunde verbannt wurde und aus ihrer Vereinigung jene seltsame Race entsprungen sein soll.

Die Statur der Ainos ist klein, höchstens mittelgroß, ihre Haut dunkel, dunkler als jene der Japaner, ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, mit freundlichem Ausdrucke, gutmüthig und gefällig, und dem europäischen ähnlicher als dem asiatischen Typus. Charakteristisch erscheint das Haar; es ist grob, gerade, wallend und

von 330,000—440,000 □ Km. einnehmen und von etwa 33—34 Millionen Einwohnern bevölkert sind. Die nördlichste der vier größeren Inseln, Jesso, wird durch die La Pérouse-Straße von dem russischen Sachalin und die Tsugaru-Straße von Nippon getrennt. Dieses, gestaltet etwa wie ein Kinnbaden, ist die größte der japanischen Inseln, und sozusagen in einem südlichen Ausschnitte derselben liegt Sikot's, die kleinste der vier; zwischen beiden lagert sich das sogenannte Suwo-Nada oder „Innere Meer“, die „Binnenzee“ der holländischen Karten, und ist diese breite, mit Inseln, Klippen und Felsen erfüllte, ja gewissermaßen von ihnen starrende Straße zwischen Nippon und Sikot's reicher als irgend eine andere Meeresgegend an malerischer Naturschönheit. Im O. endet sie in der Linschoten-Straße, nach SW. geht sie in den Meeresarm über, welcher Kiusiu durch die Van der Capellen-Straße von Nippon und die Bungo-Straße von Sikot's scheidet. Die Küste der japanischen Inseln ist durch zahllose Felseneilande, Untiefen und Korallenriffe, das japanische Meer durch Strudel, Wasserhosen und Orkane für die Schifffahrt in hohem Grade gefährlich. Das Innere der einzelnen Inseln haben wir erst seit wenigen Jahren etwas kennen gelernt, doch ist unsere geographische Kenntniß Japans immer noch eine äußerst bescheidene, hauptsächlich auf die wichtigsten Küstenpunkte und deren nähere Umgebung beschränkte.

Sollen wir die japanesische Inselwelt in allgemeinen Umrissen charakterisiren, so können wir sagen, daß das Innere durchaus gebirgig sei. Die größeren Inseln tragen beträchtliche Gebirge mit Vulkanen, die zum Theile noch thätig sind und mitunter in die Region des ewigen Schnee's emporreichen. Basalte und trachtytische Gebilde, aus welchen heiße Quellen hervorbrehen, herrschen vor. Erdbeben sind häufig. Das Klima ist regelmäßig und gesund. Japans Küsten werden im Sommer von frischen Seewinden gekühlt, im Winter von den warmen Aequatorialströmungen des Stillen Oceans gleichsam geheizt. Die demselben zugekehrten Küsten haben das mildeste Klima, während die nördlichen Theile verhältnißmäßig kälter sind als gleich hoch gelegene Gebiete Europa's; auf Graden, die Marseille und Gibraltar entsprechen, findet man starkes Eis in den Wintermonaten. Die Naturproducte sind mannigfaltig, die Agriculturzustände vortrefflich, die Production reich und üppig; die Pflanzenwelt der niederen Regionen, die einen lebhaften Gegensatz zu den höheren Gebirgspartien bildet, gewährt ein herrliches lachendes Bild, und es ist bekannt, daß unsere Blumenwelt von Japan her durch manche schöne Zierpflanze bereichert ward. Die Früchte sind groß, theils von Natur, theils durch die Pflege des Gärtners. Japan erzeugt den besten Reis von überaus sättigender Kraft; sein Anbau wird von den fleißigen Ackerleuten besonders eifrig betrieben und jedes nutzbare Fleckchen Erde ist wie in China angebaut. Zu den Nahrungsmitteln des festen Landes kommen zahlreiche Arten von Fischen und Schalthieren, zu denen der Japaner Schlangen und allerlei Reptilien hinzuzufügen liebt. Unter den Waldbäumen liefert der Kampherbaum aus Holz und Wurzel ein Hauptausfuhrproduct. Die metallführenden Gebirge haben besonders reiche Kupferminen. Japan besitzt zahlreiche Städte, darunter viele volkreiche, doch sind ihrer nur die sogenannten Vertragshäfen genauer bekannt. Dahin gehören auf Jesso die Stadt Hakodadi, auf Nippon die Hafen Niigata an der W.-Küste, Tokio (früher Jedo genannt), die Hauptstadt des Reiches, Kanagawa und Yokohama an der O.-Küste, Fiojo oder Hiogo und Chiojaka im S. der Insel, endlich Nagasaki auf Kiusiu, und Nawa auf den eine südliche Fortsetzung



Japans darstellenden Lintiu-Inseln. Im Inneren von Nippon liegt in der Nähe des großen Biwako-See's die Stadt Miako, „das japanische Rom“ und frühere Residenz der Kaiser, deren Name jetzt immer gebräuchlicher in Kioto umgewandelt wird. Die am Schlusse des Jahres 1874 von der japanischen Regierung veranstaltete Volkszählung ergab 33,300,675 Einw., und zwar 16,891,729 männliche und 16,408,946 weibliche. Die Bevölkerungszunahme seit 1872 betrug 189,850 Köpfe. Im Jahre 1874 wurden 290,836 Knaben und 278,198 Mädchen geboren und es starben 208,092 Personen männlichen und 197,312 Personen weiblichen Geschlechtes.

Japans Ureinwohner bildeten in vorgeschichtlicher Zeit allem Anschein nach das Volk der Ainos. Von den heutigen Japanern, welche vom asiatischen Festlande herübergekommen sein sollen, wurden die Ainos zum Theil gegen N. verdrängt, zum Theil civilisirt und mit den neuen Ankömmlingen vermischt. Heute sind dieselben hauptsächlich auf die Insel Jesso beschränkt, doch noch im VII. Jahrhundert n. Chr. waren sie fast im ausschließlichen Besitze alles Landes in Nippon nördlich vom 38.<sup>o</sup> n. Br. und haben nicht ohne harte Kämpfe das Feld geräumt. Die Spuren der Vermischung mit den Ainos finden sich hauptsächlich im N. Nippons, wo sich dieselben am längsten gehalten haben und daher die Verührungen mit den Japanern am häufigsten gewesen sind.

Die Ainos sind die Urbewohner der Kurilen, Sachalins und Jesso's; identisch oder stammverwandt mit ihnen sind die Giljaken, die Bewohner des Sachalin gegenüber liegenden Festlandes. Auf diesem, südlich vom Amur, sind die Ainos wahrscheinlich die Aboriginer, wurden aber durch die immer mehr vordringenden See-Tungusen oder Lamuten und andere tungusische Stämme auch immer mehr eingeschränkt. Die Ainos sind ein auf tiefster Stufe der Bildung stehender Stamm, dem Einige sogar die Bildungsfähigkeit absprechen, eine Meinung, welche jedoch nicht alle Beobachter theilen. Capitän Blakiston versichert sogar, daß die Ainos bedeutende Fähigkeiten besitzen und gerne die Gelegenheit sich zu bilden ergreifen, wo sich ihnen eine solche bietet. Trotzdem scheinen sie, wie so andere Urvölker, die Verührung mit einer fremden höheren Cultur nicht vertragen zu können und daran zu Grunde zu gehen. Alle Berichterstatter, die wir in dieser Beziehung zu Rathe gezogen, Brandt, Blakiston, Pumpelly, H. C. St. John u. A. stimmen darin vollkommen überein. Wenn dieser Proceß in Japan Jahrtausende gedauert hat und noch nicht beendet ist, so rührt dies wohl daher, daß die Ainos immer noch Raum zum Ausweichen nach N. gefunden haben. Aber ihre Zahl nimmt ab und sie gehören zu den Völkern, welche sicher aussterben werden. Die Japaner behaupten, daß auf Jesso allein etwa 10,000 Ainos hausen; der englische Marine-offizier, Commandeur St. John, hält diese Angabe für übertrieben. Dagegen ist zu bemerken, daß eine Schätzung ihre Zahl auf 50,000 und Hr. v. Brandt dieselbe für Jesso allein auf 60,000 angibt, obwohl auch er überzeugt ist, daß die, wenn auch langsam fortchreitende Urbarmachung der Insel im Vereine mit den Plattern und den geistigen Getränken bald die letzten Spuren der Ainos verschwinden lassen wird. Sir Henry Parkes schätzt ihre Anzahl auf Jesso auf 25,000 bis 30,000. Sie halten sich in besonderen Dörfern getrennt von den Japanern auf, welche nur mit tiefer Verachtung auf sie herabblicken. Die Geringschätzung der Japaner gegen diesen Volksstamm spiegelt sich in dem Mythos, daß die Frau eines vorgeschichtlichen Mikado aus Nippon nach dem menschenleeren Jesso mit einem Hunde verbannt wurde und aus ihrer Vereinigung jene seltsame Race entsprungen sein soll.

Die Statur der Ainos ist klein, höchstens mittelgroß, ihre Haut dunkel, dunkler als jene der Japaner, ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, mit freundlichem Ausdrucke, gutmüthig und gefällig, und dem europäischen ähnlicher als dem asiatischen Typus. Charakteristisch erscheint das Haar; es ist grob, gerade, wallend und

durchgängig schwarz, und bei beiden Geschlechtern in üppigster Fülle vorhanden; was um so auffallender, als die Völkerschaften des benachbarten O.-Asien sich im Gegentheile durch einen schwächeren Haarwuchs auszeichnen; doch lauten die Aussagen über die Behaarung der Ainos sehr verschieden, und scheint manche Angabe von ihrer den ganzen Körper umgebenden pelzartigen Haardecke auf Uebertreibung zu beruhen. Viel Muskelstärke scheinen die Ainos nicht zu haben, und die mittlere Lebensdauer ist niedrig, da nicht viele das 55. Jahr erreichen. Die Frauen sind häßlich genug, von dunkler Complexion und altern früh, führen auch von Jugend an ein angestrenktes Leben. Die gewöhnliche Tracht beider Geschlechter besteht in einem Rocke aus Hirschfell, der bis auf die Kniee reicht und über den Hüften einen Gürtel besitzt. Die Frauen tätowiren sich das Gesicht rund um die Lippen und auf dem unteren Theile der Wangen in der Form eines aufgedrehten Schnurrbartes sehr fein blau, was sie sehr häßlich macht. Allgemein klagen die Reisenden über den bei den Ainos herrschenden Schmutz, dem sie auch viele Hautausschläge verdanken. Als Waffen werden Bogen und vergiftete Pfeile benutzt, außerdem auch Luntengewehre. Ihre Kunstfertigkeit steht auf tiefer Stufe; zwar sind einige buddhistische Begriffe bis zu ihnen gedrungen, doch haben sie sich über den Fetischdienst nicht erhoben. Ueber ihre Sprache, die natürlich nicht geschrieben wird, sind die Forscher noch nicht einig. Auf Jesso und Kunaschir, einer Insel im N.O. von Jesso, sind die Ainos an der Küste von den Japanern durchaus abhängig; der früher auf Jesso gebietende Fürst von Matsmai hat ihnen die Fischerei als einzige Beschäftigung gestattet. Jährlich müssen sie ihren Herren einen Tribut von Pelzen und getrockneten Fischen entrichten, und nur bei dieser Gelegenheit zeigen sich ihrer einige in den Städten Matsmai und Sakobadi, um ihren Ueberfluß an Fischen und Pelzen, den einzigen Erzeugnissen ihrer jetzigen unwirthbaren Heimath, gegen Reis und Jagdgeräthe einzutauschen. Auch als Fischer, Jäger und zum Einsammeln von Algen bedienen sich ihrer die Japaner; im Innern können sie sich zwar freier bewegen, sie halten sich indeß lieber in den Gestadengegenden auf, weil sie sich dort leichter Nahrungsmittel verschaffen können. An einem einzigen Orte bemerkte Blakiston, daß Ainos sich mit dem Bebauen des Bodens befassen; es war dies an der Vulcanbai, wo er Anpflanzungen von Hirse, Kartoffel und Rüben gedeihen sah. (Siehe: Ausland 1873, Nr. 44, S. 75, Nr. 46, S. 911.)

Was nun die heutigen Japaner anbelangt, so gehören sie zum hochasiatischen Stamme und nehmen unter dessen Völkerschaften körperlich und geistig einen hohen Rang ein. Schlanken Wuchses, nicht klein und gedunsen wie die Chinesen, wenngleich durchschnittlich von kleinerer Statur als die Europäer, mit unbedeutend geschlitzten Augen und von dunkler Hautfarbe, erfreuen die Männer sich meist eines äußerst musculösen Körperbaues. So abstoßend im großen Ganzen die Gesichtszüge der männlichen Bevölkerung sind, so anmuthig ist dagegen, nach dem ziemlich einstimmigen Urtheile aller Beobachter, die ganze Erscheinung einer Japanerin der besseren Classe. Viele von ihnen können einen ebenso weißen Teint aufweisen wie die schönste Europäerin. Die japanische Volkssprache wird von modernen Philologen als vereinzelt stehend angesehen, und die nächste Verwandtschaft, wenn auch eine sehr ferne, verknüpft sie mit dem Mandschu und den echten Mongolensprachen; doch wird allseitig bestätigt, daß das Japanische im Frauenmund so musikalisch klinge wie das Italienische. Auch soll es an sich nicht schwerer zu erlernen sein als eine moderne europäische Sprache.



Schon der alte Thunberg hatte gefunden, daß von allen Völkern der Erde die Japaner durch ihre Gesittung den Europäern am nächsten kämen. Diese Aehnlichkeit verdanken sie hauptsächlich dem Umstande, daß sie außerordentlich viel Sinn besitzen, das Gute aus der Fremde sich anzueignen. Geistig gewandt und lebhaft sind die Japaner durch Wißbegierde und Verständniß für höhere Interessen ausgezeichnet. Ihr Charakter, im Ganzen gutherzig und liebenswürdig, besonders bei einem Vergleiche mit dem anderer mongolischer Volksstämme, namentlich der Chinesen, ist nichts weniger als kindlich oder gar kindisch und weist Tugenden auf, unter denen Falschheit, Unzuverlässigkeit, Mißtrauen, Lüge und eine ihr Opfer nicht selten jahrelang unter dem Anscheine herzlicher Freundschaft verfolgende Rachsucht verborgen schlummern. Auch Wuchergeist und üppige Sinnlichkeit sind Aehrseiten des Japaners, der den Fremden durch seine liebenswürdige Heiterkeit besticht. Auch sind die Japaner in hohem Grade höflich und artig, die Hochgestellten nicht weniger als die aus den niederen und selbst den untersten Volksclassen, zugleich tapfer und für die Großthaten ihrer Vorfahren begeistert, ein kriegerisch gesinntes Volk, das, wie kein anderes, sich durch Todesverachtung auszeichnet, und einen bis zur Krankhaftigkeit ausgebildeten Sinn für Ehre besitzt. Diesem häufig zum Zweikampfe führenden Sinne entspringt auch die eigenthümliche Sitte des Harakiri oder Bauchaufschlitzens, einer ebenso abnormen als mit grausamem Raffinement erdachten Art des Selbstmords, die schon seit unvordenklichen Zeiten in Japan eingebürgert ist.

Eine ausführliche Schilderung dieses Vorganges durch Augenzeugen (Ausland 1869, Nr. 47, S. 1110–1113) ist neuestens durch Baron Heinrich von Siebold (Wiener Abendpost 1874, Nr. 63) bestätigt worden und entnehmen wir letztgenanntem Gewährsmanne nachstehende Einzelheiten: „Geschieht die Ausführung (des Harakiri) auf Befehl der Regierung oder eines Fürsten, der hierzu ebenfalls das Recht hat, so erfolgt dieselbe in Gegenwart von eigens aus diesem Anlasse ermittelten Beamten und sonstigen Solennitätszeugen, welche dazu berufen sind, auf die genaue Einhaltung der für solche Acte vorgeschriebenen Regeln und Formeln streng zu achten, die ungefähr in Folgendem bestehen: Die Operation findet gewöhnlich des Nachts in Tempeln oder unter freiem Himmel statt, und nur Höhergestellten wird ein im besondern für diesen Zweck eingerichtetes Gemach von Freunden und selbst von Fürsten zur Verfügung gestellt, die sich's als große Ehre anrechnen, daß man ihr Haus oder Schloß zu dem erwähnten edeln Zweck benutzt. Das Gemach ist mit weißer Seide, der Trauerfarbe der Japaner, drapirt und darf nur ganz einfach sein. Ebensolcher Kleidung bedient sich der Harakirier, der auch hierin der Vorschrift genügen muß. Wenige Lichter erleuchten den Raum, und so in mysteriöses Halbdunkel gehüllt, läßt sich der Erlesene, mit dem Antlitze nach N. gekehrt, an einem etwas erhöhten Plaze auf beide Kniee nieder, während ihn die andern im Halbkreise lautlos umgeben. Nun wird ihm, ist das Harakiri höhern Orts verhängt, der Beschluß feierlich verlesen und der Dolch von 6–9 Zoll Länge und äußerster Schärfe in schlichter weißer Seide auf einem Taburet ebenso feierlich als förmlich dargereicht. Hierauf äußert er seinen letzten Willen und bittet einen schon früher in auszeichnender Weise hierzu designirten Freund, ihm nach vollendetem Aufschnitt den entscheidenden Streich um den Kopf mit seinem Schwerte zu



führen, ein Liebesdienst, der nie versagt wird. Jetzt ergreift der Harakirier die ihm dargereichte Waffe, entblößt die betreffende Stelle und führt mit unerschütterlichem Gleichmuth, der diesem Act den hohen moralischen Werth verleiht, einen 4 Zoll tiefen Schnitt von links nach rechts, während der hinter ihm postirte Freund mit gewandtem Hiebe den Kopf vom Rumpfe trennt, der den Versammelten sodann vorgezeigt wird. Die größte Demüthigung für den zum Harakiri Entschlossenen liegt darin und gilt allgemein als Zeichen tiefster Verachtung, wenn er in der Ausführung des Schnittes verhindert und in dem Moment, wo er sich gegen den ihm gebotenen Dösch hinneigt, um ihn entgegenzunehmen, durch's Schwert getödtet wird. Noch empfindlicher trifft ihn die moralische Niederlage, die er erleidet, wenn er, die Waffe aus der Scheide ziehend, bemerkt, daß ihm statt des Stahls eine Bambus Klinge oder gar der weibliche Fächer gereicht wurde; ein Zeichen, daß man ihn männlicher That nicht fähig oder unwürdig erachte. Die Japaner sind so durchdrungen von der Ritterlichkeit des Harakiri und betrachten es so sehr als die entscheidende Probe ihrer Männlichkeit, die ihrem Namen Unsterblichkeit garantirt, daß sie den Schmerz mit Leichtigkeit überwinden. Nie hat man noch einen Klage laut von einem würdigen Harakirier gehört, und einem, der im vorhinein Bedenken äußert, ob es ihm bei seiner Körperbeschaffenheit möglich sein werde, den Aufschrei des Schmerzes zu ersticken, dem rettet sein Freund gewiß den guten Namen durch rascheres Abschlagen des Kopfes, um ihm die Schande des Seufzers aus männlicher Brust zu ersparen. Die gegebene Schilderung des Harakiri ist bis auf den heutigen Tag entsprechend; denn ein Offizier, Beamter oder Polizist ergibt sich ihm bei dem geringsten Vorwurfe des Obern mit Freuden, zum mindesten mit Leichtigkeit. Eine zweite Art des Harakinschnittes ist die jetzt noch bei den Samurais häufig vorkommende, wonach dieselben, wenn sie in eine Ehrensache verwickelt sind, sich in solcher Weise das Leben nehmen und zwar ganz ohne Beihülfe eines andern und mit dem erhöhten Beweise von Geistesgegenwart wie Mannesmuth, daß sie sich nach vollzogenem Schnitte durch den Bauch noch eigenhändig die Kehle durchschneiden. Diese Art des Selbstmordes steht in Japan ganz besonders in hohem Ansehen, und die Person selbst und deren Angehörige, die sie einem Hero gleich bewundern und darüber die Trauer vergessen, stehen als Märtyrer ihrer Ehre da, und auch nicht der kleinste Makel kann ihr mehr anhaften. Es gehört in Japan zum *hon ton*, genau mit den Vorschriften des Harakiri vertraut zu sein. Darum hat die Art und Ausführung ihre eigene Literatur, welche alle Vorschriften, aber auch eine große Anzahl hervorragender concreter Fälle enthält."

Alle Reisenden bestätigen, daß dem fremden Ankömmling in Japan Alles, worauf sein Auge fällt, wie ein verkörpertes Märchen erscheint, ihn überrascht, befremdet und seine lebhafteste Bewunderung erregt. Er fragt sich, ob dies Alles auch wahr und wirklich, nicht bloß ein Traum, eine Erzählung aus Tausend und Eine Nacht sei; so verschieden gestaltet sich von dem unserigen das Leben und Treiben des Volkes in Japan.

In Japan, bestätigt Baron Hübner (*Promenade autour du monde*. Paris 1873. 8°. 2 Bde.), dessen Beobachtungen freilich nicht alle ohne Prüfung aufzunehmen sind, hat alles ein munteres Ansehen. Alles lacht in diesem Lande: der Himmel, die Vegetation, die Menschen. Diese schwagen und scherzen fortwährend, sind sorglos, leichtlebig und dazu äußerst höflich. Nicht nur die hübschen japanischen Mädchen in den Theehäusern, sondern auch die Träger des Palantins, worauf der Reisende mit seinem Gepäck lastet. Sogar die armen japanischen Bettler suchen nicht etwa wie unsere durch Weinen und jämmerliche Geberden das Mitleid, sondern durch allerlei Späße und komische Vermummungen das Gelächter zu erregen und dadurch reichliche Almosen zu gewinnen. In diesem Lande überläßt sich alle Welt in Zeiten der Muße den lustigsten Spielen, wie die Kinder. Baron Hübner sah dort drei Generationen, Großvater, Vater und Enkel, sich damit eifrig unterhalten, daß sie einen phantastisch ausgeschmückten Drachen in die Luft steigen ließen; sie brennen sogar Feuerwerke bei Tage zu ihrer Belustigung ab! Der







eine Art von Schürze, ungefähr zwei M. breit und einen M. lang, an deren beiden oberen Zipfeln sich Bänder befinden. Das Itanno wird von hinten nach vorn so umgebunden, daß seine Seitenhälften vorn vor dem Bauch und den Schenkeln übereinander schlagen. Es ist von buntem, meistens rothem Seidenzeug oder Crepp und ebenso elegant wie alle übrigen Kleidungsstücke japanischer Damen. Hat die Dame sich mit dem Itanno umgürtet, so legt sie, nach dem Bedürfnisse der Jahreszeit oder je nachdem sie sich bloß für das Haus kleiden oder Gala-Toilette machen will, zwei oder mehr, mitunter selbst fünf bis sechs, der langen weiten, einem Schlafrocke gleichenden, „Kinemon“ genannten, bis auf den Fuß herabfallenden Gewänder, das eine über das andere an. Dieselben sind fast immer von Seide oder Crepp, die unteren von weißer oder hellerer, das obere meistens von dunklerer Farbe. Letzteres ist im Winter wattirt. Ueber diesen verschiedenen Kinemons umwindet sie sich den Leib mit dem eigenthümlichen mitunter  $2\frac{1}{2}$ —3 M. langen, 0,3 M. breiten, aus einem Stücke Sammet oder schwersten Seidenzeuges bestehenden, „Obi“ genannten Gürtel. Die Enden desselben werden zu einem großen viereckigen Knoten verschlungen, der in der Regel auf dem Rücken, bei den Damen im Josiware aber vorn unter der Brust zu liegen kommt. Der Säugling wird von der Mutter in einer Binde auf dem Rücken getragen, und diese entledigt sich selbst während der Verrichtung ihrer häuslichen Arbeiten ihrer Last nicht. Schirm und Fächer sind für Mann und Frau unentbehrlich. Veinahe ein Dritteltheil der Männer gehen, eine Gurte um den Leib abgerechnet, nackt einher und sind gewöhnlich prächtvoll blau und roth tätowirt. Es sind größtentheils Leute aus der Classe der Fischer, Kulis und Bettos (Pferdefnechte), bei welchen die Tätowirungen gleichsam die Stelle von Tricots vertreten, allein auch vor diesen Kleidungsstücken Kühle und Dauerhaftigkeit voraushaben. Schultern und Oberarme, Rücken, sowie die Oberschenkel und zwar vorzugsweise eine Körperhälfte sind für gedachten Schmuck auszuzeichnen, und bei der Vorliebe der Japaner für die willkürliche Vertheilung gemalter Ornamente auf Porzellan und Lackgegenständen darf diese Unregelmäßigkeit nicht befremden. Die dargestellten Gegenstände sind besonders häufig menschliche Figuren oder Theile von solchen, etwa  $\frac{1}{3}$  oder  $\frac{1}{4}$  natürlicher Größe, und fehlt es dabei nicht an unanständigen Bildern, auf welche deren Besitzer sich besonders viel einzubilden scheinen. Die gewöhnlich angewendeten Farbstoffe sind nur Zinnober und schwarze Tusche. Die übrigen Männer haben eine ähnliche Kleidung wie die Frauen. Die Patrieier, Fürsten, Daimios u. c. kleiden sich in Seide und trugen früher als Insignien ihrer Würde zwei Schwerter im Gürtel; auch hatten sie allein das Privilegium, zu reiten und ihre Kopfhaare wachsen zu lassen. Seit Kurzem ist letzteres auch dem gewöhnlichen Manne erlaubt; ehemals mußte er stets mit theilweise geschorenem Schädel einhergehen, was namentlich bei Knaben gar possierlich aussieht. Uebrigens herrscht hinsichtlich der Haartracht eine große Verschiedenheit. Die buddhistischen Mönche haben den Kopf kahlgeschoren, während die Priester des Sinto-Cultus das Haar in einer eigenthümlichen Weise tragen. Die in Diensten der Daimios stehenden Aerzte und andere Personen tragen dasselbe wieder anders. Die gewöhnlichste Haartracht ist allerdings auf geschorenem Vorder Schädel ein kurzer Haarpopf, japanisch „Kami Jotari“, der, an seiner Wurzel mit einem Papierband, „Motooi“, zusammengebunden, nach vorne gerichtet auf dem kahlgeschorenen Schädel zu ruhen kommt und an letzterem mit einer aus dem Oele der Frucht von *Camelia Sasanqua* bereiteten Pomade, „Dingso“, befestigt wird. Eigentliche Beinkleider, „Batjeh“, sind in Japan keineswegs ein allgemein gebräuchliches Kleidungsstück, und werden hauptsächlich nur von Soldaten, Reisenden, Landleuten, Trägern, überhaupt Personen, welche sich viel im Freien bewegen, getragen. Die Häuser sind meist einstöckig, fast ganz aus Bambu gebaut, mit vorspringendem Dach zum Schutz gegen den Regen; Möbel gibt es nicht darin. Da sieht man weder Tisch noch Stuhl, und selbst das Bett ist bei den Japanern ein unbekannter Luxusartikel. Dies gilt für den geringsten Mann wie für den Mikado, und nur in den mehr oder weniger reichen Matten erkennt man den Unterschied des Standes und des Besitzes. Den Franken werden in den Gasthäusern („Tschaias“ und „Hondschin“) des Landes stets die schlechtesten Zimmer angewiesen. Auch gebühren ihnen die besseren nicht, denn diese sind mit sehr kostbaren Matten (Tatamis) belegt, und da die Ausländer flegelhaft sich nicht dazu bequemen wollen, die Stiefel auszuziehen, so verwüsten sie mehr an der reichen Ausstattung, als ihre Zechen beträgt. Die japanischen Betten be-

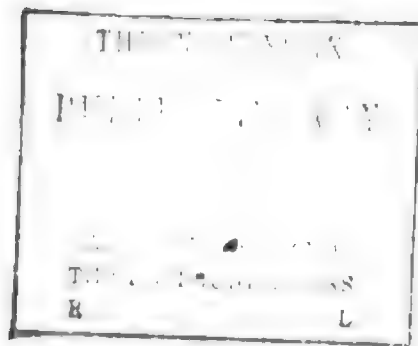


ein und dasselbe Nahrungsmittel auf die verschiedenste Art zuzubereiten. Will jedoch ein Europäer die Proben der japanischen Kochkunst kosten, so lerne er vor allem den Gebrauch der Gßstäbchen, sonst muß er sich dazu bequemen, sich von seinem Gastfreunde, der ihn geladen, äßen zu lassen. Das Angenehme dabei ist das, daß für die reichste Mahlzeit in Japan nur eine Bagatelle bezahlt wird, wie man überhaupt zu seinem Unterhalt dort sehr wenig braucht. Daher mag es auch kommen, daß es dort Scheidemünzen der kleinsten Art gibt; mit einem eisernen Geldstück, wovon zehntausend auf einen Dollar gehen, kann man einen Armen glücklich machen; dasselbe ist auch die Opfermünze, welche man in den vor jedem Altar aufgestellten enormen Opferkasten wirft. Die japanischen Tempel sind von ganz sonderbarer Construction und oft von ganz colossalem Umfang, angefüllt mit Götzenbildern aller Art, mit Ausgeburten der tollsten Phantasie, von grauerregender Gestalt, mehr geschaffen, um Furcht einzujagen, als Liebe und Vertrauen zu wecken. An jedem Festtage ziehen die Japaner in dichten Massen nach den Tempeln, aber nicht allein um ihre Andacht zu verrichten, denn dies nimmt nur einen kleinen Theil des Tages in Anspruch, sondern auch um sich zu unterhalten. Bei jedem größeren Tempel befinden sich nämlich eine Menge Schaubuden, Panoramas, Theater u. dgl. Auch sind Lotterien aller Art vorhanden, verschiedene Spiele, das berühmte Fächerwerfen, Schießen mit Pfeil und Bogen und mit Blaserohr, wobei der Sieger immer einen kleinen Preis gewinnt. Ein eigenthümliches Möbel, das die Aufmerksamkeit des Fremden bei seiner Ankunft vor allem fesselt, ist endlich die japanische Lohnkutsche, das sogenannte „Dschinritschia“ oder Dschinritschia, eine Art Kinderwagen auf zwei Rädern, der von einem Eingeborenen, „Ninjogo“ genannt, gezogen wird; die Straßen wimmeln von diesen Fuhrwerken, während man nur höchst selten ein Pferd zu Gesicht bekommt, und alsdann gewöhnlich nur ein Reitypferd. Uebrigens ist das Fahren in einem Dschinritschia durchaus nicht unbequem, und abgesehen davon, daß man mit Leichtigkeit sein Gefährt lenken kann, wohin man will, leistet es auch ganz Erstaunliches in Bezug auf Schnelligkeit, und man könnte mit unseren gewöhnlichen Stadtfuhrwerken ganz sicher um die Wette fahren, wenn man einen nur einigermaßen schnellfüßigen Japaner am Dschinritschia hat.

Haben wir im Vorstehenden das Volksleben in Japan flüchtig betrachtet, so geziemt es jetzt auch der staatlichen und socialen Einrichtungen zu gedenken. Beide entwickelten sich durchaus selbständig in dem langen Zeitraume, seitdem die Japaner ihr schönes Land in Besiz genommen. Wie lange dies her, ist schwer zu sagen; die geschichtliche Zeit beginnt für Japan erst etwa im 3. Jahrhundert n. Chr.; was vor jenem Zeitpunkte liegt, ist Fabel. Sicher ist nur, daß das japanische Volk unvermischt blieb. Fremde kamen nur selten in's Land und hatten wenig Einfluß auf Leben und Sitten der Eingebornen. So blieb die Nationalität der Japaner unangetastet und sie verstanden es, sich ihrer Gegner wirksam zu erwehren. Wir glauben nicht, daß sich in der Geschichte ein zweites Beispiel solcher Aristokratie des Blutes finden läßt. Die Geschichte Japans bis auf die Gegenwart zerfällt in zwei deutlich erkennbare Perioden, welche die Japaner „Oschai“ und „Haschai“ nennen. Die erstere reicht bis 1192 der christlichen Aera und umfaßt die Zeit der Allgewalt der Mikados oder militärischen Kaiser, welche sich allmählig in Priesterkönige verwandelten; es ist das japanische Alterthum. Die zweite entspricht der Machtentfaltung der Sjoguns oder Militärherrscher, welche die







Europäer lange mit dem unpassenden Namen „Laitun“ zu bezeichnen pflegten. Diese Periode, das japanische Mittelalter, hebt mit dem Jahre 1192 an und endet erst 1868 mit der Wiederherstellung der alleinigen Gewalt der Mikados. (Fr. D. Adams. Geschichte von Japan von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Uebersetzt von Emil Lehmann. Gotha 1876. 8<sup>o</sup>. I. Bd.)

Erst mit

Beginn  
des 16.  
Jahrhun-  
derts  
ward das  
Sjogunat  
eine unbe-  
strittene  
legale Ein-  
richtung,  
über deren  
Bedeu-  
tung die  
Europäer  
sich lange  
nicht klar  
wurden;  
sie wahn-  
ten, Japan  
besitze zwei  
Kaiser, ei-  
nen welt-  
lichen, den  
in Jedo re-  
sidenten



Tempel in Kamakura.

Sjogun,  
und einen  
geistli-  
chen, den  
Mikado in  
Kioto,  
während  
in Wirk-  
lichkeit der  
Sjogun  
nie etwas  
anderes  
war als  
ein Vice-  
regent des  
Mikado  
und nicht  
gleiche  
Rechte der  
Souverä-  
nität mit  
diesem of-  
fen bean-  
spruchen  
durfte, ob-  
wohl im

Laufe der Zeit die Sjogune alle effective Gewalt an sich gerissen und den Mikado zu Kioto fast in ehrender Gefangenschaft hielten. Die Revolution vom Jahre 1868 führte aber zur völligen Abschaffung des Sjogunats und setzte den wahren Herrscher des Landes, den Mikado, wieder in seine volle Gewalt ein.

Die oberste Staatsgewalt befindet sich also dermalen in den Händen des Kaisers, des Mikado, doch hat sich derselbe am 4. November 1873 freiwillig entschlossen, seinem Volke eine Repräsentativ-Verfassung zu geben, welche 1875 in's



Leben getreten ist. An der Spitze der Staatsgeschäfte steht der „Dai-schi-in“, welcher aus dem eigentlichen Staatsrathe (Schoin), dem Ministerialcollegium (Uin) und dem Senat (Sain) besteht. Nach der uralten wesentlich geographischen Einteilung zerfiel das japanische Reich in 9 große Landschaften oder Provinzen, deren jede wieder in eine Anzahl „Kuni“ oder Bezirke zerfiel. Die Provinzen waren 1) Kintai, die centrale Landschaft, das unveräußerliche Eigenthum der kaiserlichen Familie mit 5 Bezirken; 2) Tokaido, d. i. östliche Meerstraße mit 15 Bezirken; 3) Tosando, d. i. östliche Bergstraße mit 13 Bezirken; 4) Hofurofudo, d. i. nördliche Continentalstraße mit 7 Bezirken; 5) Sanindo, d. i. Bergstraße an der Sonnenseite mit 8 Bezirken; 6) Sanjodo, d. i. Bergstraße an der Schattenseite mit 8 Bezirken; 7) Nankaido, d. i. südliche Meerstraße mit 5 Bezirken und der Insel Awadsi, dem heiligen Wohnort des Götterpaares Ijanagi und Ijanami no Mikoto; 8) Saikado, d. i. westliche Meerstraße, bestehend aus der Insel Kiu-siu und allen übrigen südlich gelegenen Inseln des japanischen Archipels, und 9) Hofukaido oder nördliche Meerstraße in neuerer Zeit gebildet mit 10 Bezirken auf der Insel Nesso und einem 11., der die Kurilen-Inseln umfaßt. Diese alte Einteilung des Reichs entsprach schon seit Jahrhunderten den Bedürfnissen der Verwaltung nicht mehr. Es wurde deshalb 1871 im ganzen Reich eine neue administrative Einteilung nach dem Muster des aus China entlehnten „Gun-Ken“-Systems eingeführt, und das heutige „Ken“ entspricht dem französischen Departement, und der Gouverneur desselben, „Ken-ren“, dem Präfekten. Darnach bilden nur die 3 Hauptstädte Japans erimirte Verwaltungsbezirke mit der chinesischen Benennung „Fu“, unter einem vom Kaiser unmittelbar ernannten Oberbürgermeister. Es sind dies die beiden eigentlichen Reichshauptstädte Kio und das japanische Venedig Chosaka; Sai-Kio-Fu oder „Bezirk der westlichen Hauptstadt“ begreift die Stadt Kio oder Miako, To-Kio-Fu oder der „Bezirk der östlichen Hauptstadt“ umfaßt Jedo, Chosaka-Fu endlich die letztgenannte Handelsstadt. Das ganze Reich, mit Ausnahme der 3 eben genannten Fu und der Provinz Hofukaido wurde nun im Jahre 1871 in 66 Ken eingetheilt, welche Zahl seither auf 60 reducirt worden ist. Jedes Ken wird von einem Ken-ren verwaltet, der unmittelbar vom Ministerium des Innern abhängt. Der Name der Hauptstadt ist zugleich der des betreffenden Ken. Von den Ken-Hauptstädten sind bis jetzt 4, Kanagawa, Kiogo, Nagasaki und Niigata für Ausländer zugänglich, die übrigen 56 den Fremden noch verschlossen. Auf die Provinz Hofukaido ist das Gun-Ken-System noch nicht ausgedehnt, dieselbe steht vielmehr unter einer Colonialverwaltung. Der Gouverneur von Nesso residirt in Hakodadi. (Leo Mettschnikow, in: Petermann's Geograph. Mitth. 1876.)

Die Wehrkraft soll fernerhin auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhen. Nach dem allgemeinen Conscriptiionsgesetze vom Jahre 1873 sind alle japanischen Unterthanen mit dem 20. Jahre militärpflichtig und müssen 3 Jahre in der Armee oder auf der Flotte dienen. Um den Offiziersrang zu erhalten, müssen Prüfungen abgelegt werden. Nach dreijähriger Dienstzeit muß jeder in der Reserve dienen und alle Jahre an den Uebungen theilnehmen. Nach zweijähriger Dienstleistung in der Reserve tritt man in die zweite Reserve, die nur im Falle einer levée en masse einberufen wird. Eine aus allen Männern zwischen dem 17. und 40. Lebensjahre, die nicht in jene drei Kategorien eingegriffen sind, gebildete Miliz oder Landwehr wird im Nothfalle zur Vertheidigung der einzelnen Districte aufgeboden. Die japanische Armee wird nach diesem neuen System in Zukunft in Friedenszeiten ein Heer von 31,680 Mann und in Kriegszeiten eine Stärke von 46,360 Mann haben. Diese ganze Armee besteht aus 42 Regimentern (Dai-tai) Infanterie, 3 Regimentern Kavallerie, 16 Batterien Artillerie und 10 Bataillons (Sio-tai) Genie und Train. Auf dem Friedensfuß besteht die Armee nur aus 4 Regimentern Infanterie, 1 Regiment Kavallerie, 2 Batterien und 1 Geniebataillon. Die japanischen Soldaten sind ausgezeichnet; Feigheit kennt der Japaner nicht und Ehrgefühl ist eine allgemeine Tugend. Die Instructeure, die früher Preußen waren, sind jetzt Franzosen. Nach den Erfolgen des Deutsch-Französischen Krieges wurden allerdings die frühern französischen Instructeure durch deutsche ersetzt, allein der Contract mit den letztern ist nicht erneuert worden. Es scheint, daß der französische Ton den Japanern mehr zusagt als der preussische. Fünf Anstellungen erhält kein Fremder in der japanischen Armee. Das ganze Reich zerfällt in 6 Kriegsbezirke; Artilleriedepots und Arsenale sind in Tingawa, einer Vorstadt Jedo's, in Chosaka,



Kiogo, Nagasaki, Kagosima und Hakodadi. Die Kriegsmarine besteht aus 21 Schiffen (darunter 2 eiserne Panzerfregatten) mit zusammen 60 Kanonen und 3677 Mann, worunter 272 Offiziere. Der erste Marinebezirk hat seinen Sitz in Dobsu, der zweite in Kagosima. Im Schiffbau hat sich Japan bereits selbständig gemacht, Englands Hilfe wird nur noch für die Panzerschiffe gebraucht. Die Japaner haben alle Anlagen zu tüchtigen Seeleuten, sind kühn, unternehmend und werden ihren Lehrmeistern mit der Zeit nichts nachgeben.

Das Unterrichtswesen, wenn es auch im Allgemeinen noch graue Theorie ist, erfreut sich der eifrigsten Fürsorge der Regierung. Für das Schulwesen ist das Reich in 7 Bezirke getheilt. Jede Bezirksstadt besitzt eine höhere Schule (Dah-gaku-ko); Mittel-Schulen (Tsin-gaku-ko) gibt es 224, und Elementarschulen (Sio-gaku-ko) 47,040 für eine Bevölke-

runge von 33,423,715 Seelen. Japan ist auch dem Weltpostverein beigetreten und zerfällt in acht Hauptpostämter, Tokio, Saikio, Yokohama, Ohosaka, Motomura, Dobsu, Sakai und Koba; außerdem bestehen 2832 km. telegraphischer Verbindungen. Seit März 1875 gibt es zwischen Ohosaka und Koba eine Eisenbahnverbindung, welche nördlich durch das Thal des Biwa-See's

bis nahe bei selben widmen und unerschöpfliche Lager von Kaolin sich befinden. Unter dem Namen Imari haben die Holländer schon längst das japanische Porcellan nach Europa gebracht. Im April 1875 besuchte Dr. J. J. Mein, welcher im Auftrage des preussischen Handelsministeriums während zwei Jahren Japan bereiste, um die dortigen Industriezweige zu studiren, mit dem österreichischen Arzt und Naturforscher Dr. A. von Kores diesen District, wo neben 2 M. hohen Vasen auch das dünne, sogenannte Eierschalenporcellan bereitet wird. Höchst interessant sind die japanischen Malereien auf Papier oder Seide und die Bücher mit Holzschnitten. Zeugstreifen von mehreren M. Länge und etwa einem M. Breite sind theils mit Pflanzen, theils mit Figuren bemalt, die erstern höchst reizend in der Mitte zwi-

Tsugara und unsern der W.-Küste fortgesetzt werden soll.

Die Hauptindustriezweige Japans, welches seine Cultur von China erhielt, sind den chinesischen verwandt. Die Waffenfabrikation ist sehr eingeschränkt worden durch die europäische Organisation der Truppen und die dadurch bedingte Einfuhr europäischer Waffen. Dagegen blüht noch die altberühmte Papier-, Bronze- und Lack-Industrie. Zün-geru Ursprungs, d. h. erst seit etwa 300 Jahren betrieben, ist die Porcellan- und Email-Fabrikation.

Die Porcellanbereitung hat ihren Hauptsitz in Arita und Imari, wo 36 Dörfer sich der-



Japanischer Krieger.



schen strenger Stylistik und Naturalismus gehalten, die letztern durchaus conventionell in Gestalten und Gesichtern, wie man sie von Fächern, Ovenschirmen, Theebrettern u. s. w. her kennt, nur nicht so minutiös ausgeführt, sondern überaus flott behandelt. Die Bilderbücher gestatten mancherlei Beobachtung. Erstens ist die Perspective den Japanern keineswegs unbekannt: Entfernteres erscheint entsprechend verkleinert. Dann lehren auf den Abbildungen öffentlicher Plätze u. s. w. regelmäßig auch Europäer wieder, in einer Weise karikirt, die uns zeigt, was den Eingeborenen an uns lächerlich erscheint. Bewundernswürdiges wird im Holzschnitt geleistet. Unter der großen Zahl von Büchern, von der Stärke eines kleinen Fingers, die aus lauter zusammengelegten, nur auf Einer Seite bedruckten und nicht mit der Rückseite, sondern umgekehrt zusammengehefteten Querblättchen bestehen, befinden sich zahlreiche Skizzenbücher, in welchen Landschaftliches, Menschen- und Thierstudien, Genrescenen und die tollsten Karikaturen bunt abwechseln. Die Zeichnungen sind größtentheils vortrefflich, die schwierigsten Verkürzungen völlig correct behandelt; in Landschaften mit bewaldeten Hügeln und Flußwäher ist durch die einfachsten Mittel und nur mit Zuhilfenahme eines leichten Lodrudes ein Effect gebracht, der nichts zu wünschen läßt.

Im Allgemeinen herrschen indeß, wie Professor Erner in Wien kürzlich ausführte, die abenteuerlichsten Vorstellungen über das japanische Volk und seine Leistung in Handel und Industrie, die in ihrer Uebertreibung dem Streben der Japaner nach moderner Bildung durchaus nicht von Vortheil sein können. Der gesammte Umsatz des Jahres 1871 betrug 156 Millionen Mark, als Import fast ausschließlich Fabrikate, dagegen im Export bloß 12 Millionen für Waare. Dieses Mißverhältniß zwischen der Ausfuhr von Rohproducten und Fabrikaten würde die Bedeutung Japans als Industriestaat für die übrige Welt zu einer Null herabdrücken, wenn nicht die Rücksicht auf den vollständigen Abgang von Maschinen und der Umstand, daß die Bevölkerung vorwiegend eine aderbautreibende ist, uns für die japanische Hausindustrie gerechte Anerkennung abnöthigen würde. Professor Erner zeigte an Mustern die fast unglaubliche Einfachheit, ja in mancher Hinsicht zweckwidrige Gestalt der bei den meisten Industriezweigen verwendeten Werkzeuge, die eine wahrhaft affenartige Behendigkeit des Arbeiters mit Händen und Füßen zugleich erfordert, um Dinge zu Stande zu bringen, welche bei uns trotz der complicirtesten Maschinen nicht hergestellt werden können. Allerdings beruht die unübertreffliche Güte japanischer Erzeugnisse zumeist auf der Vortrefflichkeit der Rohproducte; dies gilt namentlich von der Papiererzeugung, den Seidenfabrikaten und den beliebten Lackarbeiten, welch' letztere eben nur durch die Eigenschaften des dazu verwendeten Baumharzes ermöglicht werden. Zugleich verdient die beispiellose Geduld und Gewissenhaftigkeit des japanischen Arbeiters alles Lob. Wenn in der That in neuester Zeit eine Verschlechterung der japanischen Waaren zugestanden werden muß, so trägt jedoch hieran die europäische Civilisation keine Schuld, da sich vielmehr der Beginn des industriellen Rückganges bereits auf hundert Jahre zurück nachweisen läßt. Aber nicht dieser Umstand allein läßt mit Besorgniß der Zukunft der japanischen Industrie entgegenblicken. Es ist vielmehr der Zustand des Landes selbst, das durch die gegenwärtige Ueberhastung und Ueberstürzung betreffs der neuesten Errungenschaften der Civilisation neben dem Festhalten an Jahrhunderte alten Einrichtungen zu einem Lande der grellsten Contraste geworden ist.

Mit der Abschaffung des Sjogunats beginnt nämlich für Japan eine neue Aera, die der allerumfassendsten Umgestaltung, theilweise selbst des Umsturzes von dem früher Bestehenden. Man möchte dort gern mit einemmal Theilgenosse an allen geistigen und materiellen Errungenschaften der Culturvölker des W. werden. Die Regierung des Mikado extemporirt eine Flotte und ein Landheer, stellt Eisenbahnen und Telegraphenlinien her, baut, mit sehr unnöthiger Verschwendung vieler Millionen, Prachtgebäude, wie die neue Münze zu Chosaka, unterhält höchst kostbare Gesandtschaften in Washington,







fällt in zwei streng geschiedene Classen, die „Kuge“, den Hofadel, und die „Buke“, den Schwertadel, und unter diesen gibt es wieder mehrere Abstufungen mit sechs Hauptclassen. (Siehe: Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 19. Sept. 1875.) Im Ganzen zerfällt die Bevölkerung von altersher nach den hauptsächlichsten Lebensbeschäftigungen in verschiedene und zwar 7, nach Anderen 8 Rangclassen: 1) Die „Daimios“, nämlich die obersten Reichsfürsten, ursprünglich mächtige Lehensträger, die zum Mikado in ähnlichem Verhältnisse standen, wie im mittelalterlichen Deutschland die reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen zum Kaiser. Ihre Zahl entsprach ursprünglich jener der Landschaften, japanisch „Koku“, und betrug 18 „Kokufiu“-Daimios. 2) Der erbliche Adel, aus welcher Classe die Gouverneure der Provinzen, die Generale und Staatsbeamten gewählt werden; den niederen Adel bilden



Yaconin mit Diener.

die „Gattamoto“. 3) Die Priester des Sinto wie des Buddhismus. 4) Die der Krieger „Yaconin“ und „Samurai“; diese vier Classen sind die höheren und tragen zwei Schwerter nebst losen, fast einem Weiberrocke ähnlichen Hosen, die keiner von niederem Range anlegen darf. 5) Der höhere Theil der Mittelclassen: Aerzte, Amtsschreiber, Beamte u. s. w. 6) Kaufleute und Krämer, so reich sie sein mögen. 7) Die Kleinhändler, kleinen Krämer, Hausirer, Mechaniker, Künstler, Maler. 8) Die Schiffer, Fischer, Bauern, Landleute, Arbeitsleute. Endlich gibt es eine mit der übrigen Bevölkerung außerhalb der Gemeinschaft des Feuers, Wassers und des Raumes lebende Art von Varias, die „Jetas“ oder „Jetoris“ (siehe Mohnke im: Ausland 1871, Nr. 30, S. 697–700), deren Zahl zwischen 250,000–300,000 beträgt. Sie sind über das ganze Reich verbreitet, am zahlreichsten aber auf der großen Insel Nippon. Sie sind Abdecker, Gerber, Arbeiter in Leder und auch die Vollzieher öffentlicher mit Entehrung verbundener Hinrichtungen. Sie dürfen nicht in einem Dorfe oder einer Stadt leben, wo Leute der anderen Classen wohnen

und werden bei der Bevölkerung nicht mitgezählt; dürfen auch kein Gast- oder Theehaus u. s. w. betreten und müssen auf Reisen außerhalb der Häuser aus eigenem Gefäße essen. Ueber die Bedeutung aller dieser Classen herrscht noch keine Einigkeit unter den Japan-Kennern. Manche wollen sie als Kasten im indischen Sinne betrachten, Andere bestreiten dies. (Siehe: *Veil. zur Allgem. Zeitg.* vom 27. August 1874 und dagegen *George Bousquet. Les moeurs et le droit au Japon*, in der: *Revue des deux mondes* vom 15. Juli 1875, S. 254.)

Daß wir über viele wichtige Punkte des japanischen Volkslebens noch sehr mangelhaft unterrichtet sind, kann uns nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß wir von dem ganzen Reiche nichts als ein paar Küstenpunkte, die sogenannten Vertragshäfen, kennen. Unser Urtheil hat nicht mehr Werth als jenes eines Fremden, der z. B. von Deutschland bloß Bremen, Hamburg, Stettin oder Danzig gesehen hätte. Die Anknüpfung der Verbindungen mit dem Auslande brachte zwar die Erschließung der wichtigsten Küstenstädte für die Europäer, keineswegs aber die Erlaubniß in's Innere zu dringen. Vielmehr sind die Europäer auf gewisse genau vorgeschriebene Zonen beschränkt; die Erlaubniß, dieselben zu überschreiten, ist äußerst schwierig zu erhalten und bisher nur Wenigen geglückt. Dies ist wohl auch der Grund, warum wir über die Topographie des inneren Japan noch in so tiefer Unwissenheit stehen.

Die besuchteste der japanischen Inseln ist natürlich Nippon, welche die wichtigsten Ansiedlungen der Europäer enthält und ob der landschaftlichen Reize ihrer Natur berühmt ist. Die Insel Jesso (78,600 □ M.) gibt indessen an malerischen Reizen Nippon nichts nach, und geradezu verlockend schildert uns ein moderner Reisender einen Weg über die Kehle der Halbinsel, welche die schöne geräumige Vulcanbai im S. Jesso's von der Tsugara-Bucht trennt.

Im S. liegen noch die Gebirge von Nippon, während im N. der Vulcan von Komangadake sich erhebt, an dessen Fuß sich ein lieblicher See zwischen Wald und Wiesen hineinschmiegt. Der Pflanzenwuchs ist an Kraft und Fülle beinahe tropisch zu nennen. Allenthalben stößt man auf edle Exemplare von Magnolien, Buchen, Birken, Ahorn und Eichen, prächtig umrankt von Weinreben oder eingesponnen von Ephen. Der obere Kegel des Komangadake besteht nur aus einer Bimssteinaufschüttung, und die höchste Stelle am Rande erhebt sich 1152 M. über die See. An der O.-Seite oder nach dem Meere zu ist die Kraterwand eingefallen. Der innere Absturz des Feuerichlundes sinkt steil in eine Tiefe von etlichen hundert Fuß nach dem ebenen Boden des Trichters hinab, in dessen Mitte sich ganz regelrecht ein Hügel erhebt, der Nest eines Auswurfkegels. In allen Richtungen wird der Kraterboden von gähnenden Spalten durchzogen, aus denen vorhangsartig Wasserdämpfe aufsteigen. Die Aussicht über Meer und Insel ist glorreich, zumal der Mittel- und Hintergrund mit bewaldeten Bergen gefüllt sind, deren Grün stufenweis bis in's Violett erkaltet. Eine Anzahl Feuerberge, auf Reihen geordnet, liegen unter dem Beschauer, ganz in weiter Ferne auch der halb erloschene Ussu-Vulcan. Obgleich es schon der 29. Mai war, hatte sich doch noch immer Schnee in den inneren Runzeln des Komangadake erhalten. Die Ufer der Vulcanbai und ihre Umgebung sind überaus mineralreich; hier gibt es Gold, Silber, Blei, Eisen, Erdöl und Kohle. An der SO.-Ecke Jesso's, bei Jesan, befindet sich eine Solfatara mit Schwefelwerken, und eine solche besitzt auch der Iwaunobori, der mittlere Kegel einer Drillingsvulcangruppe. An der Tsugara-Straße, also







Nippon gegenüber, liegen die Städte Matsmai oder Matsumal und Hakodadi, letzteres einer der wichtigsten Handelsplätze des nördlichen Japan, an einer geräumigen und sicheren Bai mit trefflichem Ankergrunde. Das eigentliche Innere Nesso's, welches von N. nach S. von einer Reihe meist erloschener Regelberge durchschnitten sein soll, ist noch so gut wie völlig unerforscht. Die bisherigen Untersuchungen erstreckten sich hauptsächlich auf die Umgebungen der Vulkanbai und der daran hängenden Halbinsel. Am meisten hat von Nesso noch gesehen Capitän Blakiston bei seiner im September 1869 ausgeführten Reise. (Siehe: Journal of the R. geograph. Soc. 1872, S. 77—142.)

Die Hauptinsel Nippon oder Honshiu (230,600 □ Km.) ist in ihrem Inneren gleichfalls nur wenig durchwandert. Der Boden ist sandig und wenig fruchtbar, und bloß in der Umgebung von Tokio, etwa 160 □ Km. im Umkreise, kommt schwarze reiche Erde, offenbar ein vulcanisches Geschenk, zum Vorschein, mit ihr Wohlstand und Behaglichkeit der Bevölkerung; sonst tragen alle Dörfer auf Nippon den Stempel der Armuth. Die Häuser dienen Menschen und Vieh unparteiisch als Obdach, denn für die ersteren ist nicht viel besser gesorgt, als für das andere. Gegen die Liebe zur Ordnung und zur Reinlichkeit im übrigen Japan sticht dieses Gland sehr grell ab.

Die wichtigste Stadt Nippon's ist die Hauptstadt Tokio, früher Jedo, welche zugleich den Europäern am besten bekannt. Obgleich dicht an der Mündung eines der größten und schönsten Meerbusen der Erde liegend, genießt Jedo nur wenige von den Vortheilen einer Hafenstadt, da die Mündung von Sinagawa für große Schiffe kaum zugänglich ist. Die Stadt breitet sich auf einer wellenförmigen Ebene aus, die im S. von dem Golf, im O. und N. von einem breiten und schönen Strome, dem Sumidagawa — „Gawa“ bedeutet Fluß —, gegen W. theils durch flaches, in Reisfelder verwandeltes Land, theils durch niedrige, mit Coniferen und Bambusanpflanzungen bestandene Hügelreihen begrenzt wird. Im Mittelpunkte der Stadt erhebt sich ein Hügel, welcher das Schloß, japanisch „Siro“, bis 1869 die Residenz der Sjoguns, seitdem aber die des Mikado, trägt. Im NO. der Stadt liegt ein anderer Hügel, auf dem sich der prächtige buddhistische Tempel von Ujeno und die Gräber mehrerer Sjoguns der letzten Dynastie befinden. Westlich vom Sumidagawa, der sich mit einer scharfen Biegung von NO. gegen SW. in das Meer ergießt, liegt die große Vorstadt Hondjo; südwestlich von ihm und der Stadt der Flecken Sinagawa, eigentlich nur eine Fortsetzung der Vorstadt Takanaawa. Jedo besteht aus vier Quartieren: dem Siro, dem Soto-Siro, dem Mitsi und dem Hondjo. Der Siro, die Residenz des Mikado, von hohen Mauerwällen und prächtigen Bäumen, sowie einem breiten Festungsgraben mit fließendem Wasser umgeben, entzieht sich bis auf einige die übrigen Gebäude überragende Thurmspitzen den Blicken. Rings um den Siro erstreckt sich der Soto-Siro, den ebenfalls ein breiter canalähnlicher Graben in unregelmäßigem Kreis umgibt. Dieser letztere und der den Siro einschließende stehen miteinander in Verbindung. Südlich erstreckt sich dieses Quartier bis an den Sumidagawa. Dieser südliche Theil des Soto-Siro ist von einer großen Anzahl kleinerer, mit jenen schon erwähnten beiden größeren, sowie unter sich in Verbindung stehender, theilweise in die See ausmündender Canäle durchschnitten. Er enthält mehrere lange und breite, sowie eine Anzahl kleinerer, sich mit diesen in einem rechten Winkel kreuzender Straßen und Gassen. Hier ist die Residenz der Handelswelt und befinden sich die reichsten und prächtigsten Kaufläden. Mehr in der Nähe des Siro liegen zahlreiche „Jasikes“ (sprich Jas'kes), d. h. die Paläste der Daimios sowie der Großwürdenträger und höchsten Staatsbeamten. Vier Elemente wiederholen sich in Jedo in das Unendliche. Sie sind: der Tempel, das Jaske des Daimio, das Bürgerhaus und der feuerfeste Waarenthurm. Im Tempel waltet der buddhistische Charakter vor.



abgestumpfter Regel, welcher alle umliegenden Gipfel überragt. Oben liegt ein gewaltiger Krater von 320 M. Tiefe und überblickt man die ganze Kette des 2130 M. hohen Hakoni-Gebirges. (Siehe Rutherford Alcock. *The Capital of the Tycoon. A Narrative of a three years' residence in Japan.* London 1863. 8°. I. Bd.) Der Fusi-yama (yama, Berg) ist indeß nur einer der vier großen Feuerberge Nippons; die drei anderen sind der Siro-yama, der Asama-yama und der Mase-yama; letzterer ist der nördlichste der Insel und liegt an der Tsugara-Strasse, Nesso gegenüber; der gewaltige Asama-yama behauptet aber eine ziemlich centrale Lage im NW. von Tokio. Mit dem Fusi bildet er ein herrliches Zwillingspaar, welches den Geographen unwillkürlich an die beiden Bergriesen Anahuac, an den Popocatepetl und Iztaccihuatl erinnert. Im Jahre 1873 ist der Asama-yama von dem Franzosen Hrn. George Bousquet erklimmen worden, welcher wahrscheinlich überhaupt am meisten vom Inneren Nippons gesehen hat. Sein Weg führte ihn von Tokio durch den Wagi-Toge (Toge-Paß) und den Simonhita-Paß an den Fuß des Vulcans, dessen Besteigung überaus beschwerlich ist. Der über 3000 M. hohe Asama-yama trägt an seinem Gipfel einen 300 M. im Durchschnitte haltenden Krater, aus dem beständige Rauch- und Dampfwolken in die Lüfte steigen. Von dort genießt man auch eine treffliche Ueberschau über das Land; nach NO. und O. fließen dem Stillen Oceane die Gewässer zu, welche zumeist den großen Tone-gawa bilden; gegen S. hin entrollt sich eine 180 Km. lange Bergkette bis zur Halbinsel Atami und neigt sich in der Nähe des Fusi-yama gegen O. Alle hier entquellenden Gewässer ergießen sich in die Bai von Jedo. Von hier bis zur W.-Küste wird Nippon von N. nach S. durch gewaltige Längsketten rostartig durchzogen. Diese Gebirge bilden eine Wasserscheide zwischen dem pacifischen Ocean und dem japanischen Meere; letzteres nimmt alle an ihrem N.-Abhange entspringenden Flüsse auf. Hr. Bousquet nahm seinen Rückweg vom Asama-yama nicht nach Tokio, sondern nach dem Hafen- und Handelsorte Nagoya, welcher weit westlicher an der pacifischen Küste liegt. Um dahin zu gelangen, mußte er alle diese Bergketten überschreiten und das mühselige Defile Wada-Toge passiren, wo jegliche Vegetation aufhört. Er befand sich hier in der japanischen Schweiz, in welcher die romantischen Gestade des kleinen warmen Suiva-See's (900 M. Meereshöhe) abwechseln mit den grausigsten Engpässen, wie jenem von Schiwodschiri und Torii-Toge, und Thälern, welche der Kiso-gawa durchbraust. Ueber Ni durch eine monotone Sandhügellandschaft im Gebiete Owari, wo das blaue Porcellan, das gemeinste in Japan, erzeugt wird, gelangt man endlich nach Nagoya, einer Stadt von tödtlicher Regelmäßigkeit mit 200,000 Einwohnern, welche nach Jedo, Ohosaka und Kio-to die viertgrößte Stadt Nippons, wegen ihres schlechten Hafens aber im Sinken begriffen ist.

Die interessanteste Stadt des Inneren ist unstreitig Kio-to oder Mijako und dahin führen von Jedo zwei Hauptstraßen: der „Tosaido“, welcher längs der S.-Küste der Insel hinzieht, und der „Tosando“ oder „Nakasendo“, die durch die Mitte Nippons führende Bergstraße, welche Hr. Bousquet zum Theil schon bisher benützt hatte. Nun zog er von Nagoya aus durch eine Reihe von Orten, die alle mehr oder minder befestigt sind, zum mindesten ein „Siro“ (Schloß) haben, nach dem malerischen großen Biwa-See, aus dem ein schöner klarer Strom nach dem Meere abfließt. Seinen Namen hat der 110 Km. lange und 45 Km. breite See von seiner Gestalt, welche der zweisaitigen Guitarre der Japaner ähnelt; er ist allseits von Bergen umrahmt und besitzt mehrere Ortschaften, darunter das sehr alte Otsu mit seinen zahlreichen „Kurayashi“ (palastartigen Kaufläden) an seinen Ufern. Der Tosaido führt von hier nach dem heiligen Kio-to, dem japanischen Athen. Kio-to, jetzt Mijako genannt, liegt in einer von niedrigen Hügeln umkränzten Ebene, welche der Kamogawa-Bach bewässert, und enthält 63,217 Häuser, 93 sintoistische und 945 buddhistische Tempel, wovon zwei besonders ausgezeichnet sind; der eine birgt nach Angabe der Japaner 333,333 Götzenbilder, der andere den berühmten Coloss des Buddha mit der Lotosblume, worauf er sitzt. Die Bevölkerung wird zu 238,663 Köpfen angegeben. Die Japaner betrachten diese alte Hauptstadt als eine Art Athen, da Sai-Kio oder Kio-to seit Alters der Mittelpunkt der nationalen Gelehrsamkeit ist und der hier gesprochene Dialect als das classische Japanische gilt. In der That ist Mijako der Sitz der Buchdruckereien und ein Brennpunkt der japanischen Literatur; auch wimmelt es von Pilgern und





Meerenge, welche die W.-Mündung dieses Binnenmeeres bildet, liegt noch auf Nippon die Stadt Simonoseki, ihr gegenüber Kofura auf Kjusiu. Die Berge auf Kjusiu sind Sandsteinformationen und sandig ist auch alles Ackerland der Insel, was nicht hindert, daß auch Kjusiu reich an malerischen Naturschönheiten sei. In besonders reichem Maße sind letztere angehäuft an der fjordartig ausgezackten S.-Küste, an welcher die Stadt Nagasaki mit 70,000—80,000 Einwohnern liegt, der älteste unter den für Europäer geöffneten Häfen, jetzt aber immer mehr veröbend.

## §. 11. Die Halbinsel Korea.

Westlich von Japan und diesem gegenüber liegt die in jeder Hinsicht als ein selbständiges Glied Asiens zu betrachtende Halbinsel Korea, verberbt aus dem einheimischen Namen Keirin oder Tsjo Sjon. Sie hat die Richtung von NW. nach SO. und reicht von  $34^{\circ} 40'$  bis  $42^{\circ} 30'$  n. Br. und  $125^{\circ}$  bis  $129^{\circ}$  ö. L. v. Gr. Die O.-Seite wird vom Japanischen, die W.-Seite vom Gelben Meere und der Korea-Bai bespült. Im N. bilden die Ströme Yalu und Tumen die Grenze gegen die chinesische und russische Mandchurei. Der Flächenraum, abgesehen von den vielen kleinen Inseln an den S.- und W.-Küsten, wird auf 205,000 □ Km. geschätzt, ist also etwa dreimal so groß wie Schottland. Das Land ist gebirgig und selbst in der Küstenregion erheben sich Gipfel bis zu 2400 M. Meereshöhe. Die Thäler sollen fruchtbar und die Berge stellenweise bis hinauf mit dichten Waldungen bedeckt sein. So berichtet der Reisende Rev. Alexander Williamson (*Journeys in North-China*. London 1870. 8°. II. Bd. S. 295). Das ein Königreich bildende Land ist in acht „Taoß“ oder Provinzen getheilt.

Unter allen Staaten der Gegenwart behauptet Korea eine Abgeschlossenheit und Isolirung, die den schärfsten Contrast bildet zu dem merkwürdigen Umschwung der Ansichten, der sich seit wenigen Jahren in dem benachbarten Japan vollzogen hat. Selbst China hat vor den europäischen Bestrebungen sein Inneres theils erschließen müssen, nur Korea, das zum blumigen Reiche der Mitte sogar in tributarem Verhältnisse steht, hat es verstanden, sich nicht nur gegen den Einfluß europäischer Berührungen, sondern sogar gegen den seiner allernächsten Nachbarn, der Chinesen und Japaner, hermetisch abzuschließen, so daß wir von Korea kaum viel mehr wissen, als von manchen Theilen Inner-Afrika's. (*Edinburgh Review* vom Oktober 1872, Nr. 278, S. 300.) In der Gebirgseinöde des N. erhebt sich der Bergriesen Peh-tau-Schen, der „Berg mit dem weißen Haupt“, als Landmarke auf der Grenze gegen die Mandchurei; seine Höhe schätzen die chinesischen Geographen auf 20 „Li“ oder etwa 12,000 M. (*Bulletin de la Soc. de géograph.*

de Paris 1865. II. Bd. S. 345.) Auf den westlichen und östlichen Abhängen entspringen die obgenannten Ströme Yalu und Tumen; der nach O. abfließende Tumen bildet heute die Grenze gegen den gefürchteten russischen Nachbar, während der Yalu durch eine weite, öde, nur von Tigern und Pelzthieren bewohnte Waldregion nach W. zieht und sich nach einem angeblich 2115 „Li“ langen Laufe in die Korea-Bai des Gelben Meeres ergießt. Im Inneren des Landes liegen, so sagt man, 33 Städte ersten, 28 zweiten und 70 Städte dritten Ranges. (N. a. D. S. 345–346.) Im Inneren des Landes ist der Han-kan der wichtigste Strom; er fließt durch die Provinz King-ki von O. nach W. und bildet ein ausgedehntes Delta, in welchem sehr viele felsige und bewaldete Inseln zerstreut liegen; es ist dies der Archipel des kaiserlichen Prinzen. Am Han-kan liegt die Reichshauptstadt Seul (auch Kjong). Uebereinstimmend wird Korea als durchaus gebirgig, wenn auch von zahlreichen Flußthälern durchfurcht, beschrieben; übereinstimmend melden auch alle Quellen von der Armuth des Landes, dem Darniederliegen von Ackerbau und Handel, den einfachen Sitten der Bewohner. Die Bevölkerung dürfte 9 Millionen kaum übersteigen; eine Zählung von 1793 hat 7,342,341 Köpfe ergeben. Die Bevölkerung erscheint, wie sich dies in einem so gebirgigen Lande von selbst versteht, sehr ungleich vertheilt; in den großen Thälern, namentlich an der W.-Seite, ist sie sehr dicht, im O. weit dünner und im N. spärlich; hier aber nicht etwa, weil Klima und Boden ungünstig wären, was keineswegs der Fall ist, sondern weil die Regierung dort eine künstliche Wüstenei schuf, um die kriegerischen Mandchu fern zu halten, und zu diesem Behufe vier Städte und viele Dörfer schleifen ließ. Auf Petermanns Karte ist deshalb zwischen Korea und Schinking oder Piao-tong ein sehr ansehnlicher, breiter Streifen neutralen, unbewohnten Gebietes verzeichnet. Das Klima ist gesund, im N. sehr streng, wie jenes der Mandchurei, gegen S. sich jenem Japans nähernd; im Winter gibt es aber Schnee und Eis selbst in den südlichsten Landestheilen. Von drei Seiten vom Meere umflossen, sind die Niederschläge natürlich sehr häufig, daher der Pflanzenwuchs üppig, und die Küsten bieten reizende Scenerien dar. (Edinburgh Review. N. a. D. S. 307–308.)

Die Koreaner gehören nach Friedrich Müller zum ural-altaischen Zweige der hochasiatischen (mongolischen) Race und sind ein Mischvolk, nämlich einerseits Nachkommen der in der Geschichte Hochasiens wiederholt auftretenden Sien-pis, die in der nordöstlichen Mongolei ihre Heimath gehabt haben, aber als besondere Nation längst verschwunden sind, andererseits der im S. Korea's ansässigen San-han. Ihre Nationalität und Sprache erhielten sie von dem im zweiten Jahrhundert v. Chr. vom N. her eingedrungenen Eroberervolk der Kas-li, welches die ganze Halbinsel unter seine Herrschaft brachte. (Fr. Müller. Allgemeine Ethnographie. Wien 1873. 8°. S. 355.) Das Aeußere der Koreaner gleicht mehr den Japanern als den Chinesen, läßt aber jedenfalls den mongolischen Typus in scharfer Ausprägung hervortreten. Die abgerundeten Jochbeine springen stark vor, die Nase ist am Stege eingedrückt, die Nasenflügel sind breit, die Augen unabänderlich schwarz und schräg nach innen geschliffen; der Wuchs ist schlank und kräftig, wahrscheinlich auch größer als durchschnittlich bei den Nachbarvölkern. (Edinburgh Review. N. a. D. S. 309 und Globus XXIV. S. 131.)

Hauptnahrungsmittel ist eine mindere Sorte Reis, dann Weizen, Gerste, Hirse und Mais, der sehr viel gebaut wird. Kohl und Rüben, eingesalzen, werden fast täglich genossen, ebenso an den Küsten Fische; Wohlhabende schlachten Ochsen und

Schweine, Aermere verschmähen auch das Fleisch von Pferden und Hunden nicht, welche letztere bekanntlich auch von den pantophagen Chinesen gerne verzehrt werden. Tabak baut man zwar, die feineren Qualitäten aber werden aus China eingeführt. Äpfel, Äpfel, Birnen, Aprikosen, Granatäpfel, Pflaumen gedeihen im Lande. Wichtiger als die Baumwollencultur ist der Anbau der verschiedenen Hanfvarietäten, aus denen grobe, starke Hanfleinwand für die Kleidung der unteren Volksklassen bereitet wird; die Edelleute und Beamten tragen Gewänder von Seide, die in geringer Menge im Lande selbst gewonnen wird. Im Uebrigen besitzt Korea nur zwei Ausfuhrwaaren, welche von chinesischen Händlern auf halbem Schmugglerwege geholt oder vom Gefolge der alljährlich nach Peking wandernden Gesellschaft

verkauft, außerdem aber auch auf den Jahrmärkten gebracht werden, der mit Erlaubniß der Regierung an der Grenze abgehalten wird. Diese zwei Artikel sind Papier und Ginseng. Letzterer (Panax Ginseng) wird unter Schutzbäcern von Fichtenrinde aus Samen gezogen; die Wurzeln der Pflanze sind erst nach fünf Jahren zu verwenden, dann werden sie gesammelt und an der Sonne getrocknet. Der koreanische Ginseng wird



Koreaner.

von den Chinesen bei weitem nicht so hoch geschätzt als der, den die Wälder am Amur und Ussuri liefern, aber doch immerhin mit 60 bis 80 Mk. das halbe Kilo bezahlt. Das koreanische Papier wird aus Baumwolle und der inneren Rinde einer Maulbeerart verfertigt, ist, gleich dem japanischen, sehr stark und wird sehr verschiedenartig verwendet. Der Mineralreichtum der Halbinsel ist sehr groß; es gibt Gold, Silber, Eisen, Kupfer,

Blei und Kohle, doch hat sich die Regierung das Recht der Ausbeutung vorbehalten. Die Koreaner verstehen die Metallbearbeitung gerade so gut wie die Japaner und entwickeln mitunter einen feinen, künstlerischen Geschmack. Die Schifffahrt befindet sich dagegen bei ihnen auf tiefer Stufe; auf den Flüssen haben sie Boote mit flachem Boden, an der Küste kleine Dschunken. Die Lebensweise des Volkes ist, von den Hofkreisen abgesehen, überaus einfach; nicht einmal der Thee ist bis zu ihm gedrungen. Der gewöhnliche Mann trinkt einen Absud von Reis oder Hirse, der Reiche dann und wann als Luxus eine Abkochung von Ginseng; ein schlechter, aus verschiedenen Getreidearten destillirter Branntwein, der stark zu Kopfe geht, wird nur mäßig getrunken. Zucker kommt nur in Apotheken vor, zum Versüßen gebraucht man Honig. Die Kleidung der Volksmassen besteht aus einem langen, weiten Beinkleide, welches bis auf die Knöchel herabgeht, dann aus einem einfachen weiten Kittel, den ein Gürtel zusammenhält. Die höheren Classen tragen über einem baumwollenen Oberkleide und weiten Baumwoll-Beinkleidern häufig einen bis unter



gegriffen und es kann leicht dahin kommen, daß sich 300 Millionen als die richtige Schätzung herausstellen. Wie immer aber diese Ziffer sich gestalten möge, sie vertheilt sich auf sehr verschiedene Volkselemente, welche im Laufe der Geschichte den Chinesen unterworfen und ihrer Gesittung dienstpflichtig gemacht worden sind. Gleichwohl herrscht gegenwärtig seit 1640 in China eine tatarische Dynastie aus der Mandschurei. Das eigentliche China bildet nur etwas mehr als ein Drittel des Gesamtreiches, und seine Bevölkerung stellt natürlich auch nur einen, wenn auch sicherlich den numerisch ansehnlichsten Bruchtheil der oben erwähnten Volkszahl dar. Es ist gewiß eines der am dichtesten bevölkerten Länder der Erde, ja man kann sagen, daß es geradezu an Uebervölkerung leide. Seiner geographischen Lage nach ist dieses eigentliche China das Land am Großen Ocean, den wir hier das chinesische Meer nennen, zwischen den Grenzen von Korea und jenen des hinterindischen Reiches Annam. Im N. liegt die Mandschurei und weiter nach W. hin die Mongolei, beide den Chinesen unterthänig, im W. endlich thürmen sich die Plateaux Hochasiens, C.-Turkestan und Tibet empor, welches letzteres bis an den N.-Fuß der gewaltigen Himalaya-Kette reicht. Die Reichsautorität in allen diesen Ländern ist durchwegs eine sehr lose, mitunter nur nominelle; zu einer durchgebildeten Verwaltung hat sich das Reich bloß im eigentlichen China erhoben.

Das chinesische Reich ist noch immer nach patriarchalischen Formen regiert. Der Kaiser, genannt „Ta-Kuang-ti“ oder „der große Kaiser“, wird als Vater des Volkes betrachtet, mit beschränkter Gewalt über dasselbe. Des Kaiserreiches Fundamentalgesetze sind in den vier ersten Büchern des Con-fu-tse enthalten und basiren auf dem Grundsatz, daß der Staat nach denselben Normen regiert werden müsse, welche für die Leitung einer Familie gelten. Der officielle Name des regierenden Kaisers ist „Si-tiang“, was „Hohes Wohlergehen“ bedeutet; häufiger nennt man ihn „Tung-Chi“. Der Herrscher ist gleichzeitig das Haupt der Regierung und des Cultus im Staate. Die Staatsreligion, die von Con-fu-tse, ihrem großen Lehrer, den Namen hat, besitzt keine Hierarchie und keinen eigenen Cultus, sondern bloß wenige symbolische Functionen, die zu Neujahr vom Kaiser und den Vic Königen celebrirt werden. Mit dieser geringen Ausnahme schreibt die Religion nichts Anderes vor, als Studium und Betrachtungen der moralischen Principien des Con-fu-tse und Lao-tse. Die andern in China blühenden Culte, unter denen Buddhismus und Brahmanismus vorherrschen, werden begünstigt, weil sie für des Volkes Erziehung nützlich sind; sie sind jedoch von der Classe der Gelehrten, Indifferenten und Materialisten mißachtet. Im S. des Reiches leben eingeborne Muhammedaner und Christen, ja ganze christliche Gemeinden sind überall im Innern zerstreut. Die Schulen, ganz und gar Laienschulen, erfreuen sich einer außerordentlichen Entwicklung. Es ist daher selten Jemand zu begegnen, der nicht seinen eigenen Dialect zu lesen und zu schreiben im Stande wäre, während bloß die Gelehrten der Mandarinensprache in Wort und Schrift mächtig sind, zu deren Studium sie oft das ganze Leben verwenden. Jährlich werden in den Hauptstädten der Provinzen wissenschaftliche Examen für die ersten zwei Grade der Gelehrsamkeit abgehalten; die Prüfungen für die höheren zwei Grade finden ausschließlich in der Reichshauptstadt Peking statt. Die höchste Stufe des Wissens erreicht man mit der Kenntniß von mehr als 100,000 Schriftzeichen, während jede niedrigere



Stufe entsprechend weniger mnemonische Anstrengungen erheischt. Wenige und selten sind diejenigen, welche so jung zum höchsten Grade der Gelehrsamkeit gelangen, daß sie sich auch der Physik und den Naturwissenschaften widmen können; die meisten beschränken sich darauf, uralte Sentenzen dieser Wissenschaften und die Regeln zu deren praktischen Anwendung — auswendig zu lernen. Jeder Grad hat das Recht, einen besonderen, ihn auszeichnenden Knopf am Güte zu tragen. Die öffentlichen Aemter sollen an die verschiedenen Gelehrtengrade nach dem Maße ihrer Wichtigkeit vergeben werden. Die Verwaltung des Reiches ist in erster Linie einem hohen vertrauten Rathe von vier Mitgliedern anvertraut, von denen zwei der tatarischen, zwei der chinesischen Nation angehören. An den Sitzungen dieses Rathes nehmen zwei Repräsentanten des „Kianlin“ oder des großen Collegiums Theil, welche die Pflicht haben, darüber zu wachen, daß keinerlei Verfügungen getroffen werden, die mit den in den heiligen Büchern des Con-fu-tse enthaltenen

Fundamentalgesetzen im Widerspruche stehen. Die Mitglieder des Rathes und deren Gehilfen werden „Ta-hyo-si“ oder Minister des Staates genannt und leiten die „Le-poo“, Regierungsämter oder Ministerien. Deren sind folgende: 1) Das Ministerium der Civilbeamten, welches über das Verhalten dieser Staatsbediensteten und über die ihnen anvertraute Administration zu wachen hat. 2) Das Ministerium der Finanzen, welches das Vermögen des Staates verwal-



Erster Mandarin.

tet. 3) Das Ministerium der Gebräuche und Ceremonien; es hat darüber zu wachen, daß die nationalen Geseze und Sitten vom Volke beobachtet werden. 4) Das Kriegsministerium. 5) Das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. 6) Das hohe Militärgericht.

Unabhängig von diesen Ministerien und theoretisch über ihnen stehend ist das „Tuchewivem“ oder das Amt der öffentlichen Censoren. Es besteht aus 40 bis 50 Mitgliedern unter zwei Präsidenten, deren einer Tatar, der andere Chineser ist. Nach altherkömmlicher Sitte ist je-

dem Gliede dieses Rathes das Recht eingeräumt, den Kaiser direct auf alles Tadelnswerthe im Staate aufmerksam zu machen. Bei den Berathungen in den verschiedenen Ministerien ist immer einer dieser Censoren anwesend, jedoch nicht zur Stimmenabgabe berechtigt; andere bereisen die verschiedenen Provinzen des Kaiserreiches und prüfen die Geschäftsführung der Statthalter. Ueber die Totaleinnahme des Reiches fehlen genaue Auskünfte, wir wissen nur, daß die Zolleinnahmen mehr der Ausfuhr als der Einfuhr zu verdanken sind.

Die militärischen Kräfte des Landes umfassen zwei getrennte Gruppen, deren eine aus denjenigen Truppen besteht, die der Nationalität der jetzt regierenden tatarischen Dynastie angehören, die zweite aus den Truppen der chinesischen und anderen Stämme. Die erste Gruppe, die Hauptmacht, auf welche die Dynastie sich stützt, ist in acht Fahnen eingetheilt und hält die vorzüglichsten Städte des Landes in Festungen oder dominirenden, mit Mauern und Werken umgebenen Positionen besetzt. Obwohl kriegerischen Sinnes, ist sie wegen mangelhafter Bewaffnung und Instruction doch als werthlos zu betrachten. In jüngster Zeit sind indeß mit Hilfe englischer Instructoren, besonders im Artilleriewesen, namhafte Fortschritte erzielt worden. Die Gruppe der Soldaten chinesischer Natio-











und einer weiten Verbreitung erfreut sich leider der Anbau des so verderblichen *Papaver orientale*, welcher das gefährliche Opium liefert. Der Genuß dieses *Narcoticum*s war bereinst in China unbekannt, sondern ward dort von den gewinn-süchtigen Engländern aus Indien eingeführt, wo das Product in vorzüglichster Qualität vorkommt. Seither arbeiten die Engländer — wahrscheinlich im Interesse der Civilisation — mit dem größten Erfolge daran, das chinesische Volk durch das Opiumgift zu beglücken, so daß es jetzt Provinzen des großen Reiches gibt, in welchen die ganze Bevölkerung durch das Laster des Opiumtraufches für immer siech und ruinirt ist. Man glaubt, daß in China etwa der vierte Theil der Bevölkerung Opium raucht, welches ein Monopol der Regierung bildet, und diese hört nicht auf, die Anpflanzung von Opium durch Geldunterstützung zu befördern. Größtentheils wird das im Lande erzeugte Opium in der östlichen Mongolei und der nördlichen Mandchurei hervorgebracht; auch einige südliche Provinzen beginnen sich an der Cultur zu betheiligen. Doch reicht das selbst-producirte Quantum für die Bedürfnisse des Volkes nicht aus, und nicht weniger als 120—140 Mill. Mark fließen alljährlich in die Cassen der anglo-indischen Verwaltung, welche von den Opium-verzehrenden Chinesen bestritten werden. Daß dieser schändliche Handel selbst deutsche Fürsprecher findet (z. B. in der: *Allgem. Zeitung* vom 25. Juli 1875), kann wohl nicht genug gebrandmarkt werden. Sehr auffallend ist es, daß die Chinesen trotz des allgemeinen Holzmangels alle Gesträuche und Wälder sorgfältig ausrotten. Wenn auch die starke Nachfrage nach Holz und die Gewinnung von Boden für den Ackerbau als Gründe für dieses Treiben in Betracht kommen, so können dieselben doch nicht das systematische Niederbrennen des Holzwuchses auf den Bergen erklären, ebensowenig, wie etwa das Bedürfniß nach Weideplätzen, denn die Viehzucht ist in China nur unbedeutend. Abbé David ist der Meinung, daß diese Vernichtung der Wälder hauptsächlich wohl eine Maßregel zur Vertreibung der wilden Thiere sei. Nicht nur im heißen Indien, sondern auch in China, selbst in dessen nördlichsten Provinzen sind Tiger und Panther theilweise sehr verbreitet, welche, dem kälteren Klima entsprechend, sich durch stärkeren Körperbau und größere Wildheit auszeichnen. Die Erfahrung lehrt nun, daß alle Thiere, welche zum Geschlechte der Katzen gehören, regelmäßig solche Gegenden verlassen, in welchen mit dem Verschwinden von Wäldern und Büschen ein Mangel an Schlupfwinkeln eintritt, und diese Thatsache mag wohl bei dem geringen Muth der Chinesen die Entholzung des Landes herbeigeführt haben. Eine Quelle des Volksreichthums ist dagegen die Erzeugung von Rohseide, welche bei dem Umstande, als die Zucht der Seidenwürmer in China von Alters her einheimisch ist, einen der wichtigsten Handelsartikel bildet. In Schanghai gehört sie mit Thee und Baumwolle zu den drei wichtigsten Ausfuhrsgegenständen, in Canton steht sie geradezu obenan; ihr reihen sich dort erst der Thee und in dritter Linie *Cassia lignea* an, ein für Mitteleuropa sehr wichtiges Product, weil *Cassia* dort allgemein statt des theueren Zimmts von Ceylon consumirt wird. China's größte Reichthümer liegen aber in seinem Boden, welcher unermessliche Schätze an Erz- und Kohlenlagern birgt, so daß diese beiden Producte wohl im Stande sind, in späteren Zeiten noch eine neue Wendung des chinesischen Handels und Verkehrs herbeizuführen.

Die Benutzung der Steinkohlen als Brennmaterial ist in China schon sehr alt; erst seit zehn Jahren ist aber die Aufmerksamkeit von europäischer Seite auf die Steinkohlen-Lagerstätten gerichtet. Sehr verdienstvolle Reisende, namentlich Kingsmill, Raphael Pumpelly, Abbé David hatten schon einige der bedeutendsten Gruben untersucht; v. Richthofen ist aber die genauere Kenntniß der chinesischen Kohlenbecken zu verdanken. Im S. des bis 3350 M. hohen Tsing-ling-schan (auf unseren Karten fälschlich Peling genannt), d. h. der krystallinischen Gebirgskette, welche das hydrographische Becken des Yangtse von dem des Hoangho trennt, sind die Steinkohlenablagerungen minder bedeutend, als nördlich dieser Trennungslinie, indeß haben sie doch noch eine große Verbreitung. Die Oberfläche des großen und breiten Kohlenbeckens in der Provinz Sz-tschwan schätzt v. Richthofen zu 250,000 □Km. Dieses Becken ist von allen Seiten von hohen Bergen umgeben, die Zuflüsse des Yangtse zeigen in ihren tiefen Aushöhlungen überall die aufstehenden Kohlen, was die Gewinnung erleichtert, denn die meisten dieser Flüsse sind schiffbar bis zum Rande des Beckens. Die Qualität der Kohlen in diesem ist

verschieden, im N. und W. lagert gute bituminöse Kohle, im S. und O. besteht sie in mäßig gutem Anthracit. Mehr im S., in Yün-nan, kommen bedeutende Flöze von sehr gutem Anthracit vor, und in der Nachbarschaft findet man Kupfer-, Zinn-, Zink- und Bleierz in großer Ergiebigkeit. Die alte eigentliche Steinkohlenformation lagert mehr östlich in der Provinz Hu-nan. Dieses Becken kann man mit demjenigen von Pennsylvanien in seiner Reichhaltigkeit vergleichen; es hat eine Ausdehnung von 40,000 □ Km. und verbreitet sich auf beiden Seiten des Flusses Siang bis Siang-tang; es enthält ganz vortrefflichen Anthracit im S. und bituminöse Kohle im N. Im N. des Reiches lagern die ausgedehntesten und reichsten Kohlenbecken, welche sich über 25 Längengrade verbreiten, von den westlichen Wüsten bis zum Gestade des Gelben Meeres. Der größere Theil derselben gehört der alten Steinkohlenformation an, nur ein kleiner Theil ist geologisch jünger. Das Centrum dieser Ablagerungen ist die Provinz Schan-si, worin auch reiche Eisensteinlagerstätten vorhanden. Der Reichthum der Kohlenablagerungen ist sehr großartig, und kaum irgend anders dürfte der Bergbau ebenso günstige Verhältnisse darbieten. Die sehr mächtigen Kohlenflöze sind fast horizontal gelagert und verbreiten sich in einem einzigen Plateau von 80,000 □ Km. in Ausdehnung; ebenfalls horizontal abgelagerter Kalkstein bildet ihre Sohle. Das Plateau, welches den Namen Tal-han-schan trägt, erhebt sich 600—900 M. über der umgebenden Ebene, und an vielen Stellen haben die Wasserläufe das Terrain bis auf den Kalkstein ausgehöhlt, so daß die Kohlenflöze zu Tage treten. Die Anthracitkohle ist von bester Qualität, dicht und sehr rein. Die Provinzen Ho-nan und Kan-su, welche Schan-si begrenzen, sind weniger reich an Kohle; auch in der Gegend von Peking kommt sie vor. (Siehe hierüber: F. v. Hochstetter. Asien, seine Zukunftsbahnen und seine Kohlenschätze. Wien 1876. 8<sup>o</sup>. S. 171—186.)

Diese allgemeinen Mittheilungen beweisen, daß die Steinkohlenablagerungen in China hinsichtlich der Verbreitung und Qualität vollkommen mit den amerikanischen rivalisiren können. Dazu kommen noch die sehr vortheilhaften Verhältnisse, welche die Gewinnung und Ausfuhr der Kohlen in China begünstigen. Bei der Lage von China, welches über eine gewaltige Küstenentwicklung verfügt und von zahlreichen Flüssen und Canälen durchzogen wird, bei seiner Fruchtbarkeit an Getreide, Reis, Thee, Seide, Baumwolle, Lein, Hanf, Zucker, Indigo und Tabak, und besonders bei seinem Reichthum an Kohlen und allen Arten mineralischer Producte, besitzt China vielleicht die größten pecuniären Reichthümer, da der Occident ihm seit dreißig Jahren allein für Seide und Thee drei Viertel des Werthes in baarem Gelde bezahlt. Betrachtet man die bewunderungswürdige Industrie der Chinesen, den Fleiß und die Ausdauer der arbeitenden Classen, ihre geringen Bedürfnisse, ihre Achtung gegen Vorgesetzte, Vorliebe für Ordnung und Friede, ihre Lust bei der härtesten Arbeit, ferner ihre Gewandtheit in Handelsgeschäften, worin sie selbst die Engländer überbieten, so wird man ermessen können, welche Kraft in dieser Nation von 300—400 Millionen Einwohner liegt. In der That können wir in der Gegenwart schon eine neue Phase im Handel China's beobachten. Europäische Häuser werden jetzt sehr eifrig von den Chinesen gekauft und zu Wohnungen und Magazinen für sich eingerichtet. Dies erklärt eine der Hauptursachen der fortwährenden Klagen, welche jetzt von Seite der Fremden über die Flaueheit des Handels gehört werden, und bestätigt die längst gehegte Ansicht, daß die Chinesen allmählig — aber stetig — den ganzen Handel in eigene Hand nehmen und in demselben Verhältniß der in den Händen der Fremden befindliche Handel abnehmen muß, während die anderen Bedingungen dieselben bleiben. Wir sehen hier eine Wiederholung dessen, was in Californien geschieht. Bis vor Kurzem war es etwas ganz Unerhörtes, daß Eingeborene Dampfschiffe chartern — heute chartern sie nicht nur welche, sie besitzen sogar eigene Dampfschiffe. Die Ursachen dieses Umschwungs liegen vor allem in der Billigkeit der chinesischen Arbeit; es liegt darin, daß chinesische Häuser, in welchen keine Europäer verwendet werden, wenigstens ein Fünftel weniger brauchen, als solche, die von Europäern geführt werden. Ferner sind die Bedürfnisse der chinesischen Kaufherren viel geringer, als die des fremden Kaufmanns in diesen Gegenden, er kann sich daher mit geringem Gewinn begnügen. Ferner verkehrt der Chinese mit seinen eigenen Landsleuten, deren Denkart, Sprache, Gewohnheiten, Bedürfnisse er gründlich kennt, — während der fremde Kaufmann im Allgemeinen seinen eingeborenen Compradore

oder Assistenten als Vermittler gebrauchen muß. Außerdem ist der chinesische Kaufmann unermüdlich, er widmet seine ganze Aufmerksamkeit dem Geschäft, arbeitet früh und spät, und sein ganzes Sinnen und Trachten ist nur auf Geldgewinn gerichtet. (Allgem. Zeitung vom 4. November 1876.)

Die wichtigsten Handelsinteressen hat England zu vertreten, dessen Handel mit China sich auf 840 Mill. Mk. im Jahre beläuft. Ebenfalls von höchster Wichtigkeit, wiewohl von ganz anderer und nicht bloß mercantilischer, sondern auch politischer Art, sind die Beziehungen zwischen dem Himmlischen Reich und Rußland. Beide sind Grenznachbarn auf viele tausend Km. Die Beziehungen zwischen beiden bestehen seit zwei Jahrhunderten. Die Russen haben das ihnen vor allen andern Europäern eigenthümliche Talent für den Verkehr mit Asiaten auch von jeher in ihren Beziehungen zu den Chinesen an den Tag gelegt. Letztere machen deshalb einen wesentlichen Unterschied zwischen allen Europäern und den Russen. Ihr Fremdenhaß erstreckt sich nicht auch auf die letzteren. Verglichen mit denen der Engländer und Russen erscheinen die Beziehungen der Amerikaner und Franzosen zu China sehr unbedeutend. Namentlich ist solches mit den letzteren der Fall. Um aber den Einfluß und die Geltung in China zu erlangen, welche ihm sein unbedeutender Handel mit diesem Lande nicht verschaffen kann, hat Frankreich vor allen andern europäischen Mächten nicht allein das Protectorat über das katholische Missionswesen und über die chinesischen Christen auf sich genommen, sondern zeigt auch den größten Eifer für die Verbreitung des katholischen Glaubens unter den Chinesen. Von 500 europäischen Missionären in China sind drei Vierteltheile Franzosen, und von den sehr zahlreichen daselbst wirkenden religiösen Schwestern gehören nur sehr wenige nicht letztgenanntem Volke an.

Die Posten der katholischen Glaubensboten Frankreichs laufen in ununterbrochener Kette bis zur W.-Grenze China's. Diese Männer sind gezwungen, Tracht und Sitten der Eingebornen anzunehmen und ihrem Vaterlande auf immer zu entsagen. Sie können China nie wieder verlassen und dürfen Fremden keine Aufklärungen über das Land geben. Nur auf diese Weise läßt sich der übertriebene und nie schlummernde Argwohn der Behörden und Beamten beschwichtigen. Die Missionen sind blühend, und zahlreiche Gemeinden eingeborner Christen existiren überall im Inneren des ungeheuren und geheimnißvollen chinesischen Reiches. (Siehe: T. Cooper. *Travels of a pioneer of commerce in pigtail and petticoats: or an overland journey from China towards India*. London 1871. 8°. S. 117—118.)

Die Chinesen sind das vornehmste Volk der mongolischen, richtiger hochasiatischen Race, mit nahezu viereckigem Gesichte, stark hervortretenden Backenknochen und langgeschlitzten kleinen Augen. Der Tradition nach sind sie von W. in die Becken des Hoangho und Yang tse kiang eingewandert, wo vor ihnen bereits ein anderes Volk saß, dessen Ueberreste, die Miao-tse und



andere barbarische Stämme nunmehr den gebirgigen S. China's bewohnen. (C. v. Scherzer. Einige Beiträge zur Ethnographie China's. Wien 1859. 8°.; Revue d'Anthropologie. III. Bd. S. 699; Sitten und Gewohnheiten in Kwei-Tschu, im: Ausland 1872, Nr. 5, S. 115—118; endlich Dr. Ch. G. Martin. Etude ethnographique sur les Chinois et les Miao-tse. Paris 1873. 8°.) Auf sehr hohes Alter der chinesischen Gesittung weist zweifellos die Sprache. „Es ist dies die ‚Wortstammsprache‘, welche aus lauter einsyllbigen Wörtern besteht; es gibt hier keine Declination oder Conjugation. Dieselbe Lautgruppe vermag alle grammatischen Functionen auszuüben, ja es ist eigentlich zur Wortbildung noch gar nicht gekommen, sondern die Sinnbegrenzung der Wurzeln erfolgt nur durch die Stellung zu andern Wurzeln. Auf dieser Stufe standen vormals alle anderen höheren und höchsten Sprachen. Es gab anfangs nur Wurzeln, keine Worte, und erst durch die Verührung von Wurzel mit Wurzel erhielt das Gedachte seine Umriffe. Die Stellungsgesetze des Chinesischen aber genügen vollständig, nicht bloß für den Verkehr in Haus und auf dem Markte, für die Gesetzgeber volkreicher Gesellschaften, sondern auch für den dichterischen Liebeserguß, für den fesselnden Roman, für die Schauspiele mit Staatsactionen, ja selbst für den Philosophen, der sie dialectisch zum Aufbau wunderlicher Gedankengebäude mißbrauchen will. Wie man mit einfachen Mitteln Großes leisten kann, haben die Chinesen durch ihre Sprache gezeigt.“ (Beschel im: Ausland 1872, Nr. 14, S. 315; Robert R. Douglas. The language and literature of China. London 1875. 8°.) Gleich originell und eigenthümlich ist die chinesische Schrift, welche zur Wiedergabe fremder, nichtchinesischer Sprachlaute principiell unfähig ist. (Siehe H. Wuttke. Geschichte der Schrift. Leipzig 1872. 8°. I. Bd. S. 241 ff.)

Die hohe Verehrung, welche die Chinesen für alles ihnen von ihren Vätern Ueberlieferte bis auf den heutigen Tag besitzen, bringt es naturgemäß mit sich, daß sie in ihrer wissenschaftlichen Bildung weit hinter anderen Nationen zurückgeblieben sind; ihr patriarchalisches Verhältniß, das den Staat als eine Familie im Großen und umgekehrt die Familie als einen Staat im Kleinen erscheinen läßt, hat jedoch im Volks- und Familienleben neben manchem, das uns lächerlich vorkommen mag, doch auch ganz hübsche Züge und mitunter auch vorzügliche Einrichtungen hervorgerufen, und es wäre weit gefehlt, wollte man aus dem tiefen Bildungsgrad auf eine herabgekommene, verdorbene Nation schließen. Die Chinesen sind ein äußerst mäßiges Volk; Trunkenheit gehört zu den allergrößten Seltenheiten; um 9 Uhr oder längstens 10 Uhr Nachts geht Niemand mehr in den Straßen einer Stadt. Eine ganz besonders hervorragende Eigenschaft der Chinesen ist Höflichkeit; wenn ein Chinese Besuch bekommt, wird er nicht eher seinen Platz zur Rechten seines Gastes einnehmen, auf daß der Gast an der Seite seines Herzens zu sitzen kommt, bis sich dieser gesetzt hat, und sollte sich lehterer in der Erregung des Gespräches nur etwas erheben, so wird der Hausherr sofort das Gleiche thun und sich nicht eher wieder niederlassen, bevor der Gast seinen Platz eingenommen hat. Die hierbei unvermeidliche Theeschale dient nicht dazu, sofort ausgetrunken zu werden, sondern ihre Berührung wird als Zeichen

ober Assistenten als Vermittler mann unermüdlich, er w<sup>ir</sup> früh und spät, und se<sup>it</sup> gerichtet. (Allgem. 3)

Die wichtigst  
mit China sich  
höchster Wichti  
sondern auch  
Reich und  
Beziehun  
haben  
Verke  
an  
sch

der Vater  
einige  
Erzählungen.  
ähnlich wie bei  
und, gefallen  
lassen: daß die  
Geburt eines  
Sohnes beson-  
ders freudig be-  
grüßt wird, muß  
um so natür-  
licher gefunden  
werden, wenn  
man das chine-  
sische Verhält-  
niß berücksich-  
tigt, nach wel-  
chem der Sohn,  
auch wenn er



Vornehme Frau von Shanghai.

weit an Strenge überbieten: hundert Tage lang tragen der Hof und die höheren Stände weiße Kleidung mit weißem Pelz verbrämt; weiß ist bekanntlich in China die Trauerfarbe; eine ebenso lange Zeit darf kein männliches Wesen seinen Bart rasiren lassen und die Frauen müssen für diese Dauer allen Kopfschmuck, den sie sonst so reichlich tragen, ablegen. Nach Ablauf dieser Zeit verwandelt sich die Farbe des Anzuges in schwarz, oder mindestens in eine dunkle, welche dann während eines ganzen Jahres fortgetragen wird. Unter den besseren Ständen dürfen wäh- rend eben dieser Zeit keine Trauungen statthaben; für das gewöhnliche Volk sind hiefür hundert Tage vorgeschrieben, alle Unterhaltungen und öffentlichen Belustig- ungen sind für die Dauer eines ganzen Jahres streng verboten; der sonst so häufig gehörte Klang der Flöte und Guitarre verstummt in jedem Haus, die Visiten- karten für gewöhnlich roth, als die Farbe der Freude, verwandeln sich in dunkles Braun; Zeilen und Siegel auf Priefpapier, sonst auch roth, nehmen eine tiefblaue Farbe an. Unter gewöhnlichen Umständen ist es in China eine Beleidigung, je- mandem, auf ganz weißem Papier, mit blauer Tinte zu schreiben. Einzelne Stände

sich eine Menge anführen  
häufig annimmt; die Frauen  
Nahrung, welche fast aus-  
arbeiten, doch nicht mehr als eine  
Obwohl dem Manne in gewissen  
räumt ist, soll es doch nie vorkommen,  
es soll sogar keine Seltenheit sein, daß  
steht. Die relative Zahl jener Leute,  
zu leiden haben, ist weit geringer als z. B.  
Lebensbedingung sind die arbeitenden Frauen

sich verheirathet,  
im Hause der  
Eltern bleibt  
und sie im Alter  
unterstützt, wäh-  
rend die Tochter  
entweder das  
Haus verläßt  
oder den Unter-  
halt nur er-  
schwert. Eine  
besondere Ver-  
ehrung zollen  
die Chinesen  
dem hohen Al-  
ter; für einen  
bejahrten Mann  
ist es eine  
Schmeichelei,  
nach seinem Al-  
ter gefragt zu  
werden, was in  
der originellen  
Weise geschieht:  
Ihre ehrenwer-  
then Zähne?  
Bei dem Ab-  
leben des Kai-  
sers tritt das  
ganze Land in  
tiefste Trauer,  
deren Vorschrif-  
ten jene einer  
europäischen

Landestrainer



gemäß durch eine solche Landestrauer schwer betroffen: alle Väter sind hundert Tage nahezu, alle Mitglieder eines Theaters oder ähnliche Gesellschaften für ein ganzes Jahr völlig erwerbslos. Ähnlich wie die Landestrauer wird dem Einzelnen jene für ein dahingekommenes Familienmitglied begangen und wird hierbei namentlich wieder die schon wiederholt erwähnte Ehrfurcht vor dem Alter zum Ausdruck gebracht. — Wie bei den übrigen Menschenkindern, so ereignet es sich auch bei dem Bewohner des Himmlischen Reiches, daß sich Geldmangel bei ihm einstellt und er sich auf irgend eine Weise welches verschaffen muß; die Zinsen eines Darlehens sind aber kaum zu erschwingen, es sind nämlich gesetzlich bis 3 % monatlich gestattet, welcher exorbitanter Preis nur dadurch einigermaßen erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß der Gläubiger dem Schuldner gegenüber fast Alles riskirt, denn Beide scheuen die Pforten des Gerichtes, indem bei der schlechten Wirthschaft der chinesischen Beamten gewöhnlich nur mit viel Geld zu seinem Recht zu kommen ist. Es übt daher der chinesische Gläubiger oft selbst das Gesetz aus: mit Theemaschine, Pfeife und Matrage versehen, steigt er dem widerspenstigen Schuldner auf das Zimmer, und weicht nicht eher, als bis der erwünschte Erfolg erzielt ist. Um solchen Mißständen aus dem Wege zu gehen, bildeten sich in China eigene Leihgesellschaften, welche von höchst wohlthätigem Einfluß zu sein scheinen. Die Mitglieder einer solchen Gesellschaft zahlen eine gewisse Summe ein, über welche in monatlichem Wechsel Einer die Verwaltung führt, und beziehen daraus Darlehen zu sehr niederen Procenten; Dividenden werden nie ausbezahlt, und so kommt es, daß manche Gesellschaften enorm reich sind; Nichtmitglieder können, bei vollständiger Sicherheit der betreffenden Persönlichkeit, Darlehen um etwa ein Drittel niedriger, als es sonst in China üblich ist, beziehen. Eine gleich wohlthätige Einrichtung findet man in den sogenannten Kaufmannsgilden. Diese bestimmen den Preis der Waaren, geben dem Bedürftigen Darlehen und schützen ihre Mitglieder vor Uebergriffen tyrannischer und eigennütziger Mandarinen, gegen welche der Einzelne fast machtlos ist; stirbt ein Mitglied unbemittelt, so werden seine Leichenkosten von der Gilde übernommen; der wohlthätige Einfluß dieser Gilden geht aber noch weiter; sie bilden Feuerwehren, welche nicht nur ihre Mitglieder, sondern alle Einwohner der Stadt gleichmäßig schützen. — In jeder chinesischen Stadt gibt es mehrere Pfandhäuser, von welchen sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht wird; man findet selbst in den besseren Classen gar nichts Anstößiges daran, Pelze und Winterkleider über Sommer in eine solche Anstalt wandern zu lassen. Die Chinesen glauben, daß ihr Lebenslauf nach unabänderlichen Gesetzen bis in das kleinste Detail vorherbestimmt sei. Auch sind sie sehr abergläubisch und schreiben den gewöhnlichsten Naturereignissen übernatürliche Ursachen und Wirkungen zu; so werden Cometen und Sonnen- oder Mondfinsternisse als besondere Warnungen für den Thron angesehen; Donner, Blitz und Hagelschlag für den Besuch eines erzürnten Gottes gehalten; daher ein vom Blitz Getroffener als geheimer Verbrecher, eine von Hagelschlag zerstörte Gegend als von ruchlosen Leuten bewohnt betrachtet wird. Der Kaiser selbst fleht den Himmel um Regen oder schönes Wetter, je nach Bedürfniß, an. Sehr merkwürdig ist auch der von Europäern noch wenig verstandene „Feng-shui“-Aberglauben. (Siehe darüber: Dr. Ernst Gistel. Feng-shui: or the rudiments of natural science in China. London 1873. 8°.)

Das eigentliche China zerfällt in 18 Provinzen (Sang) mit durchaus selbständiger Verwaltung, welche sich auf alle erdenklichen Zweige des Staatslebens erstreckt. Die Städte sind in verschiedene Ordnungen getheilt; jene der ersten Ordnung führen die Bezeichnung „Fu“, und haben immer mehrere Städte zweiter Ordnung „Tschou“ und diese mehrere der dritten Ordnung „Hieu“ unter sich. Die chinesischen Städte, wie die japanischen, sind sich alle sehr ähnlich und kann die Schilderung der jetzigen Haupt- und Residenzstadt Peking als Muster für alle übrigen, nur in verkleinertem Maßstabe, gelten.

oder Assistenten als Vermittler gebrauchen muß. Außerdem ist der chinesische Kaufmann unermüdlich, er widmet seine ganze Aufmerksamkeit dem Geschäft, arbeitet früh und spät, und sein ganzes Sinnen und Trachten ist nur auf Geldgewinn gerichtet. (Allgem. Zeitung vom 4. November 1876.)

Die wichtigsten Handelsinteressen hat England zu vertreten, dessen Handel mit China sich auf 840 Mill. Mt. im Jahre beläuft. Ebenfalls von höchster Wichtigkeit, wiewohl von ganz anderer und nicht bloß mercantilischer, sondern auch politischer Art, sind die Beziehungen zwischen dem Himmlischen Reich und Rußland. Beide sind Grenznachbarn auf viele tausend Km. Die Beziehungen zwischen beiden bestehen seit zwei Jahrhunderten. Die Russen haben das ihnen vor allen andern Europäern eigenthümliche Talent für den Verkehr mit Asiaten auch von jeher in ihren Beziehungen zu den Chinesen an den Tag gelegt. Letztere machen deshalb einen wesentlichen Unterschied zwischen allen Europäern und den Russen. Ihr Fremdenhaß erstreckt sich nicht auch auf die letzteren. Verglichen mit denen der Engländer und Russen erscheinen die Beziehungen der Amerikaner und Franzosen zu China sehr unbedeutend. Namentlich ist solches mit den letzteren der Fall. Um aber den Einfluß und die Geltung in China zu erlangen, welche ihm sein unbedeutender Handel mit diesem Lande nicht verschaffen kann, hat Frankreich vor allen andern europäischen Mächten nicht allein das Protectorat über das katholische Missionswesen und über die chinesischen Christen auf sich genommen, sondern zeigt auch den größten Eifer für die Verbreitung des katholischen Glaubens unter den Chinesen. Von 500 europäischen Missionären in China sind drei Viertel Franzosen, und von den sehr zahlreichen daselbst wirkenden religiösen Schwestern gehören nur sehr wenige nicht letztgenanntem Volke an.

Die Posten der katholischen Glaubensboten Frankreichs laufen in ununterbrochener Kette bis zur W.-Grenze China's. Diese Männer sind gezwungen, Tracht und Sitten der Eingebornen anzunehmen und ihrem Vaterlande auf immer zu entsagen. Sie können China nie wieder verlassen und dürfen Fremden keine Aufklärungen über das Land geben. Nur auf diese Weise läßt sich der übertriebene und nie schlummernde Argwohn der Behörden und Beamten beschwichtigen. Die Missionen sind blühend, und zahlreiche Gemeinden eingeborner Christen existiren überall im Inneren des ungeheuren und geheimnißvollen chinesischen Reiches. (Siehe: T. Cooper. *Travels of a pioneer of commerce in pigtail and petticoats: or an overland journey from China towards India*. London 1871. 8°. S. 117—118.)

Die Chinesen sind das vornehmste Volk der mongolischen, richtiger hochasiatischen Race, mit nahezu viereckigem Gesichte, stark hervortretenden Backenknochen und langgeschlitzten kleinen Augen. Der Tradition nach sind sie von W. in die Becken des Hoangho und Yang tse kiang eingewandert, wo vor ihnen bereits ein anderes Volk saß, dessen Ueberreste, die Miao-tse und

andere barbarische Stämme nunmehr den gebirgigen S. China's bewohnen. (C. v. Scherzer. Einige Beiträge zur Ethnographie China's. Wien 1859. 8°.; Revue d'Anthropologie. III. Bd. S. 699; Sitten und Gewohnheiten in Kwei-Tschu, im: Ausland 1872, Nr. 5, S. 115—118; endlich Dr. Ch. E. Martin. Etude ethnographique sur les Chinois et les Miao-tse. Paris 1873. 8°.) Auf sehr hohes Alter der chinesischen Gesittung weist zweifellos die Sprache. „Es ist dies die ‚Wortstammsprache‘, welche aus lauter einsyllbigen Wörtern besteht; es gibt hier keine Declination oder Conjugation. Dieselbe Lautgruppe vermag alle grammatischen Functionen auszuüben, ja es ist eigentlich zur Wortbildung noch gar nicht gekommen, sondern die Sinnbegrenzung der Wurzeln erfolgt nur durch die Stellung zu andern Wurzeln. Auf dieser Stufe standen vormalis alle anderen höheren und höchsten Sprachen. Es gab anfangs nur Wurzeln, keine Worte, und erst durch die Verührung von Wurzel mit Wurzel erhielt das Gedachte seine Umriffe. Die Stellungsgeetze des Chinesischen aber genügen vollständig, nicht bloß für den Verkehr in Haus und auf dem Markte, für die Gesetzgeber volkreicher Gesellschaften, sondern auch für den dichterischen Liebeserguß, für den fesselnden Roman, für die Schauspiele mit Staatsactionen, ja selbst für den Philosophen, der sie dialectisch zum Aufbau wunderlicher Gedankengebäude mißbrauchen will. Wie man mit einfachen Mitteln Großes leisten kann, haben die Chinesen durch ihre Sprache gezeigt.“ (Beschel im: Ausland 1872, Nr. 14, S. 315; Robert R. Douglas. The language and literature of China. London 1875. 8°.) Gleich originell und eigenthümlich ist die chinesische Schrift, welche zur Wiedergabe fremder, nichtchinesischer Sprachlaute principiell unfähig ist. (Siehe H. Wuttke. Geschichte der Schrift. Leipzig 1872. 8°. I. Bd. S. 241 ff.)

Die hohe Verehrung, welche die Chinesen für alles ihnen von ihren Altvätern Ueberlieferte bis auf den heutigen Tag besitzen, bringt es naturgemäß mit sich, daß sie in ihrer wissenschaftlichen Bildung weit hinter anderen Nationen zurückgeblieben sind; ihr patriarchalisches Verhältniß, das den Staat als eine Familie im Großen und umgekehrt die Familie als einen Staat im Kleinen erscheinen läßt, hat jedoch im Volks- und Familienleben neben manchem, das uns lächerlich vorkommen mag, doch auch ganz hübsche Züge und mitunter auch vorzügliche Einrichtungen hervorgerufen, und es wäre weit gefehlt, wollte man aus dem tiefen Bildungsgrad auf eine herabgekommene, verdorbene Nation schließen. Die Chinesen sind ein äußerst mäßiges Volk; Trunkenheit gehört zu den allergrößten Seltenheiten; um 9 Uhr oder längstens 10 Uhr Nachts geht Niemand mehr in den Straßen einer Stadt. Eine ganz besonders hervorragende Eigenschaft der Chinesen ist Höflichkeit; wenn ein Chinese Besuch bekommt, wird er nicht eher seinen Platz zur Rechten seines Gastes einnehmen, auf daß der Gast an der Seite seines Herzens zu sitzen kommt, bis sich dieser gesetzt hat, und sollte sich letzterer in der Erregung des Gespräches nur etwas erheben, so wird der Hausherr sofort das Gleiche thun und sich nicht eher wieder niederlassen, bevor der Gast seinen Platz eingenommen hat. Die hierbei unvermeidliche Theeschale dient nicht dazu, sofort ausgetrunken zu werden, sondern ihre Verührung wird als Zeichen



zum Aufbruch angesehen. Solcher Courtoisie-Akte ließen sich eine Menge anführen. Die Stellung der Frau ist nicht so schlimm als man häufig annimmt; die Frauen der ärmeren Classen haben allerdings für die tägliche Nahrung, welche fast ausschließlich aus Reis und Kohl besteht, hart zu arbeiten, doch nicht mehr als eine Frau derselben Classe in anderen Gegenden. Obwohl dem Manne in gewissen Fällen Gewalt über Leben und Tod eingeräumt ist, soll es doch nie vorkommen, daß ein Mann seine Frau schlägt; ja es soll sogar keine Seltenheit sein, daß auch hier der Mann unter dem Pantoffel steht. Die relative Zahl jener Leute, welche wirklich von Hunger und Kälte zu leiden haben, ist weit geringer als z. B. in England, und in dieser ersten Lebensbedingung sind die arbeitenden Frauen China's besser daran als ihre westlichen

Schwestern. Ein besonders freudiges Ereigniß in einer chinesischen Familie bildet die Geburt eines Sohnes, ohne daß die einer Tochter als ein Unglück betrachtet wird; im letzteren Falle muß sich der Vater höchstens einige

Spötteleien, ähnlich wie bei uns, gefallen lassen; daß die Geburt eines Sohnes besonders freudig begrüßt wird, muß um so natürlicher gefunden werden, wenn man das chinesische Verhältniß berücksichtigt, nach welchem der Sohn, auch wenn er

weit an Strenge überbieten: hundert Tage lang tragen der Hof und die höheren Stände weiße Kleidung mit weißem Pelz verbrämt; weiß ist bekanntlich in China die Trauerfarbe; eine ebenso lange Zeit darf kein männliches Wesen seinen Bart rasiren lassen und die Frauen müssen für diese Dauer allen Kopfschmuck, den sie sonst so reichlich tragen, ablegen. Nach Ablauf dieser Zeit verwandelt sich die Farbe des Anzuges in schwarz, oder mindestens in eine dunkle, welche dann während eines ganzen Jahres fortgetragen wird. Unter den besseren Ständen dürfen während eben dieser Zeit keine Trauungen statthaben; für das gewöhnliche Volk sind hiefür hundert Tage vorgeschrieben, alle Unterhaltungen und öffentlichen Belustigungen sind für die Dauer eines ganzen Jahres streng verboten; der sonst so häufig gehörte Klang der Flöte und Guitarre verstummt in jedem Haus, die Visitenkarten für gewöhnlich roth, als die Farbe der Freude, verwandeln sich in dunkles Braun; Zeilen und Siegel auf Priespapier, sonst auch roth, nehmen eine tiefblaue Farbe an. Unter gewöhnlichen Umständen ist es in China eine Beleidigung, jemandem, auf ganz weißem Papier, mit blauer Tinte zu schreiben. Einzelne Stände



Vornehme Frau von Shanghai.

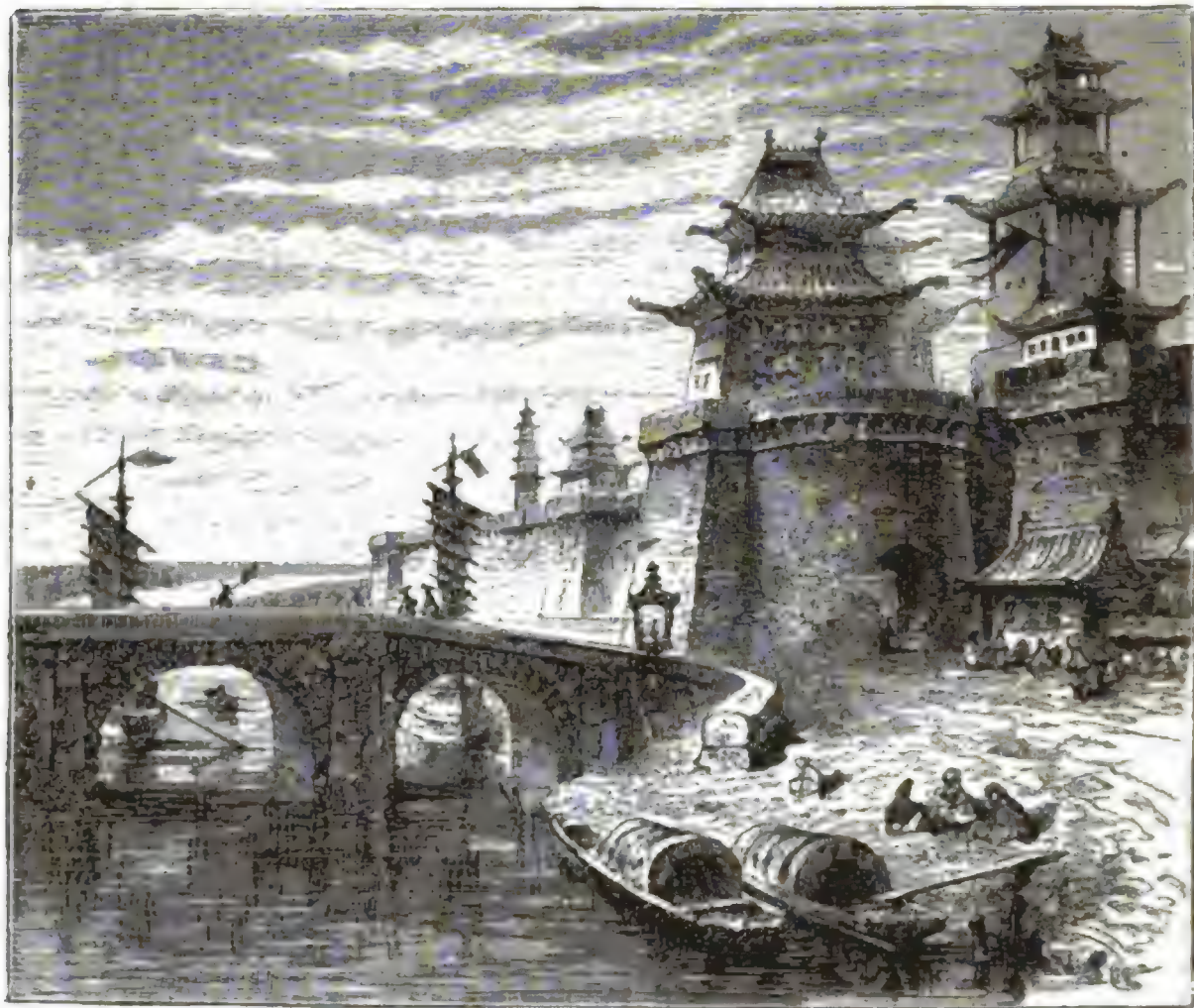
sich verheirathet, im Hause der Eltern bleibt und sie im Alter unterstützt, während die Tochter entweder das Haus verläßt oder den Unterhalt nur erschwert. Eine besondere Verehrung zollen die Chinesen dem hohen Alter; für einen bejahrten Mann ist es eine Schmeichelei, nach seinem Alter gefragt zu werden, was in der originellen Weise geschieht: Ihre ehrenwerthen Zähne? Bei dem Ableben des Kaisers tritt das ganze Land in tiefe Trauer, deren Vorschriften jene einer europäischen Landestrauer

werden demgemäß durch eine solche Landestrauer schwer betroffen: alle Väter sind für hundert Tage nahezu, alle Mitglieder eines Theaters oder ähnliche Gesellschaften für ein ganzes Jahr völlig erwerbslos. Ähnlich wie die Landestrauer wird von dem Einzelnen jene für ein dahingeshiedenes Familienmitglied begangen und wird hierbei namentlich wieder die schon wiederholt erwähnte Ehrfurcht vor dem Alter zum Ausdruck gebracht. — Wie bei den übrigen Menschenkindern, so ereignet es sich auch bei dem Bewohner des Himmlischen Reiches, daß sich Geldmangel bei ihm einstellt und er sich auf irgend eine Weise welches verschaffen muß; die Zinsen eines Darlehens sind aber kaum zu erschwingen, es sind nämlich gesetzlich bis 3 % monatlich gestattet, welcher exorbitanter Preis nur dadurch einigermaßen erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß der Gläubiger dem Schuldner gegenüber fast Alles riskirt, denn Beide scheuen die Pforten des Gerichtes, indem bei der schlechten Wirthschaft der chinesischen Beamten gewöhnlich nur mit viel Geld zu seinem Recht zu kommen ist. Es übt daher der chinesische Gläubiger oft selbst das Gesetz aus: mit Theemaschine, Pfeife und Matratze versehen, steigt er dem widerspenstigen Schuldner auf das Zimmer, und weicht nicht eher, als bis der erwünschte Erfolg erzielt ist. Um solchen Mißständen aus dem Wege zu gehen, bildeten sich in China eigene Leihgesellschaften, welche von höchst wohlthätigem Einfluß zu sein scheinen. Die Mitglieder einer solchen Gesellschaft zahlen eine gewisse Summe ein, über welche in monatlichem Wechsel Einer die Verwaltung führt, und beziehen daraus Darlehen zu sehr niederen Procenten; Dividenden werden nie ausbezahlt, und so kommt es, daß manche Gesellschaften enorm reich sind; Nichtmitglieder können, bei vollständiger Sicherheit der betreffenden Persönlichkeit, Darlehen um etwa ein Drittel niedriger, als es sonst in China üblich ist, beziehen. Eine gleich wohlthätige Einrichtung findet man in den sogenannten Kaufmannsgilden. Diese bestimmen den Preis der Waaren, geben dem Bedürftigen Darlehen und schützen ihre Mitglieder vor Uebergriffen tyrannischer und eigennütziger Mandarinen, gegen welche der Einzelne fast machtlos ist; stirbt ein Mitglied unbemittelt, so werden seine Leichenkosten von der Gilde übernommen; der wohlthätige Einfluß dieser Gilden geht aber noch weiter; sie bilden Feuerwehren, welche nicht nur ihre Mitglieder, sondern alle Einwohner der Stadt gleichmäßig schützen. — In jeder chinesischen Stadt gibt es mehrere Pfandhäuser, von welchen sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht wird; man findet selbst in den besseren Classen gar nichts Anstößiges daran, Pelze und Winterkleider über Sommer in eine solche Anstalt wandern zu lassen. Die Chinesen glauben, daß ihr Lebenslauf nach unabänderlichen Gesetzen bis in das kleinste Detail vorherbestimmt sei. Auch sind sie sehr abergläubisch und schreiben den gewöhnlichsten Naturereignissen übernatürliche Ursachen und Wirkungen zu; so werden Cometen und Sonnen- oder Mondfinsternisse als besondere Warnungen für den Thron angesehen; Donner, Blitz und Hagelschlag für den Besuch eines erzürnten Gottes gehalten; daher ein vom Blitz Getroffener als geheimer Verbrecher, eine von Hagelschlag zerstörte Gegend als von ruchlosen Leuten bewohnt betrachtet wird. Der Kaiser selbst fleht den Himmel um Regen oder schönes Wetter, je nach Bedürfniß, an. Sehr merkwürdig ist auch der von Europäern noch wenig verstandene „Feng-shui“-Aberglauben. (Siehe darüber: Dr. Ernst Citel. Feng-shui: or the rudiments of natural science in China. London 1873. 8°.)

Das eigentliche China zerfällt in 18 Provinzen (Sang) mit durchaus selbständiger Verwaltung, welche sich auf alle erdenklichen Zweige des Staatslebens erstreckt. Die Städte sind in verschiedene Ordnungen getheilt; jene der ersten Ordnung führen die Bezeichnung „Fu“, und haben immer mehrere Städte zweiter Ordnung „Tschou“ und diese mehrere der dritten Ordnung „Hieu“ unter sich. Die chinesischen Städte, wie die japanischen, sind sich alle sehr ähnlich und kann die Schilderung der jetzigen Haupt- und Residenzstadt Peking als Muster für alle übrigen, nur in verkleinertem Maßstabe, gelten.



Peking ist den Fremden gegenwärtig zugänglich. Nur der weidlänfige, im Mittelpunkte der tatarischen Stadt gelegene Palast des Kaisers, auch die „kaiserliche oder verbotene Stadt“ genannt, macht hiervon eine Ausnahme. Hr. v. Hübner, der uns hier als Führer dient, hatte aber Gelegenheit, durch ein weitgeöffnetes Thor den Blick in eine der Straßen dieses verbotenen Stadttheiles zu werfen, und derselbe schien ihm mit den zugänglichen völlig übereinzustimmen. Er besteigt die Plattform des von der chinesischen in die Tatarenstadt führenden großen Mittelthores „Chien-men“, um sich einen Ueberblick über die ganze Stadt zu verschaffen. Dieselbe bildet zwei Parallelogramme, deren eines, die Tatarenstadt, mit der Kurzseite senkrecht auf der Langseite der andern, der chinesischen Stadt, steht. In größerer Gesellschaft besucht Hr. v. Hübner den „Tien-tan“, den Tempel des



Westliches Thor von Peking.

Himmels, welcher einmal im Jahr vom Kaiser besucht, die übrige Zeit aber geschlossen ist. Der Tempel mißt mit seinen verschiedenen Heiligthümern, Gärten, Höfen, Gräbern u. s. w. zwei Meilen im Umfang. Das interessanteste der zu diesem Tempel gehörenden Gebäude ist der Tempel der Jahreszeiten, in welchem vier Holzsäulen eine Kuppel tragen, die einzige, welche Herr v. Hübner in China bemerkte. Dieses Heiligthum darf allein von dem Kaiser, den Prinzen von Geblüt und ihrem Gefolge betreten werden. Andere Tempel sind die große Lamasarie, d. h. buddhistischer Tempel, „Jung-ho-kung“, und der Tempel des Con-fu-tse „Wen-Miao“, beide am N.-O.-Ende der Tatarenstadt gelegen. In letzterem befinden sich in einem kleinen Hof sämmtliche Werke des Weisen, sowie andere classische Werke, zum Gebrauche der Literaten in schwarze Marmortafeln gegraben. Andere Besuche gelten der alten und berühmten, auf der östlichen Ringmauer der Tatarenstadt gelegenen Sternwarte der Jesuiten, wo als wahre Meisterstücke, in künstlerischer, wie in wissenschaftlicher Beziehung, zwei unter der Leitung der Patres von



chinesischen Arbeitern gefertigte Globen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sowie den vier in der Tatarenstadt gelegenen katholischen Kirchen. Die merkwürdigste derselben ist die sogenannte Nordkirche, chinesisch „Pei-tang“, mit welcher ein Seminar verbunden ist, das eine interessante Bibliothek und ein reichhaltiges Naturalien-cabinet besitzt. Die Zahl der zum apost. Vicariat von Peking gehörenden Christen beträgt gegenwärtig 27,000, von denen 8000 die Stadt bewohnen. Unter ihnen gibt es viele wohlhabende Handwerker, namentlich sind auch alle Uhrmacher in Peking Christen. Die Gesamtbevölkerung dieser Stadt wird, gleich wie die von Jedo, sehr verschieden angegeben, beträgt jedenfalls aber weniger als man gewöhnlich in Europa annimmt. Nach einer von v. Hübnert gewordenen Angabe sollte sie sich auf eine Million, nach einer andern auf 800,000, nach einer dritten nur auf 500,000 Seelen belaufen. Im Allgemeinen macht Peking durch den Schmutz in seinem Innern, den jämmerlichen Zustand seiner Straßen und den Verfall seiner theilweise erst im vorigen Jahrhundert aus Marmorblöcken erbauten Brücken, durch seine schlecht unterhaltenen Canäle und das bei jedem Schritte hervortretende Bild allgemeiner Verkommenheit einen ungünstigen Eindruck. Man fragt sich, welcher Ursache dieser sonderbare Gegensatz mit den moralischen Eigenschaften, mit der geistigen Begabung des chinesischen Volkes, dieser kräftigen, thätigen, aufgeweckten Nation, welche Amerika, Australien, Oceanien überfluthet und bis zu einer gewissen Grenze den Wettstreit mit den entwickeltesten Völkern Europa's siegreich besteht, wohl zugeschrieben werden müsse.

So wie Peking die nördliche Hauptstadt, ist Kiang-ning am Yangtse-kiang, welches wir gewöhnlich Nanking nennen, die südliche, ehemalige Capitale des chinesischen Reiches; wir halten uns jedoch bei ihrer Beschreibung nicht weiter auf, ebensowenig als das an der Mündung des blauen Stromes in sumpfiger, unschöner Gegend gelegene Schanghai mit seinen fast 400,000 Einwohnern oder die durchaus uninteressante Handelsmetropole des S., Kuangtung, von den Europäern Canton genannt, uns zu fesseln vermag. Der Typus aller dieser Küstenplätze ist gleichförmig der nämliche, und charakteristisch ist nur ihre große Einwohnerzahl. Städte unter 100,000 Einwohnern gehören zu den kleinen, und 2—3-, ja 400,000 Einwohner sind gar keine Seltenheit; ihnen gegenüber ist das in Verfall begriffene portugiesische Macao mit seinen 12,000 Köpfen, ja selbst die britische Colonie Hongkong mit 115,000 Einwohnern ziemlich unbedeutend, trotz der Wichtigkeit, welche letztere als Handelsplatz für die Europäer besitzt. Den Golf von Tonkin schließt im O. eine südwärts vorspringende Halbinsel ab, und dieser gegenüber, nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt, liegt die gebirgige, ungesunde Insel Hainan mit ergiebigen Goldminen und kostbaren Holzarten. Das Innere derselben, welches unabhängige Stämme bewohnen, ist noch ziemlich unerforscht, doch wissen wir, daß der Ta-utschischan die Schneelinie erreicht. Die Chinesen haben nur die Küsten der Insel in Besitz, deren Bevölkerung bei einem Flächenraum von 41,750 □ Km. etwa 1 1/2 Millionen beträgt, wovon 200,000 allein auf die Hafenstadt Kiang-tschou-fu entfallen. Weiter nördlich, der Provinz Fu-kien gegenüber, und vom Festlande durch die breite Fu-kien- oder Formosa-Straße getrennt, liegt die große Insel Thaitwan oder

Formosa, von welcher bloß die W.-Küste den Chinesen gehört. Im Innern und im O. hausen noch ununterworfenen wilde Stämme, welche jedoch von den chinesischen Colonisten der W.-Küste immer mehr verdrängt werden.

Wie ein Festungswerk schließt ein Bollwerk von Inseln und Inselgruppen die östliche Küste Asiens; am südlichen Endpunkte Kamtschatka's beginnend, verläuft dasselbe bis über die nördlichen Tropen. Zuerst kommen die kurilischen Inseln, dann die japanische Gruppe, die Linschotten-Inseln, der Liu-tiu-Archipel und die Maiaco-sima-Gruppe, die sich wie auf eine Flankenbefestigung auf die große Insel Formosa zu stützen scheint. Der Vergleich mit einem Bollwerke ist hier vollkommen zutreffend, denn Dank diesen Inseln und Inselgruppen sind die chinesischen Häfen von Amoy bis zum Gelben Meere vor jener entsetzlichen Geißel der östlichen Meere, dem Teifun, geschützt. Von den mächtigen Felsen Formosa's zurückgeworfen, bringt er dafür Verheerung über Hongkong und Macao an der südlichen Küste China's. Die spanischen Seefahrer haben die Insel passend mit dem Namen Formosa belegt, denn sie ist wahrhaft majestätisch in ihrer Schönheit. Ein alpiner Höhenzug vulcanischer Natur, jedoch ohne thätige Feuerberge, durchzieht sie im Inneren und verläuft im W. in eine ausgedehnte fruchtbare Ebene, die von einer großen Anzahl klarer Ströme durchzogen ist, welche viele industrielle Colonisten aus der nahen chinesischen Provinz Fu-kian herbeigelockt haben. Wo die Colonisten sich befinden, da ist die Ebene zu Städten und Gärten umgeschaffen. Der östliche Theil der Insel dagegen, der bis an die Küste hin gebirgig, ist von wilden Stämmen in ganz barbarischem Zustande bevölkert. Eine Seefahrt an der westlichen Küste bietet den Anblick ganz wunderbar schöner Scenerien. Der mittlere Höhenzug erhebt sich bis zu 3650 M., während die dem Wasser näher liegenden Gebirge sich nur bis zur Hälfte dieser Höhe erheben. Die Umrisse dieser Gebirgszüge sind so phantastisch als schön; Dome und schlanke Thürme, seltsame Faden und steile Abhänge wechseln unter einander ab. Glänzendes Grün überkleidet zum großen Theile diese Abhänge, über die Cascaden niederfallen, die im tropischen Sonnenscheine wie Silber schimmern, und mitunter zeigt sich in den Klüften, wie ein Schattenbild, ein Dorf der Eingebornen. Diese zerfallen in zwei Classen, von denen die eine, die Peppohoans, die unterworfenen, mit den Chinesen Heirathen abschließt und deren Sitten und Gebräuche, mit Beibehaltung ihrer eigenen Sprache, angenommen hat. Sie vermittelt den Verkehr mit den nicht unterworfenen Einwohnern, welche etwa 70 Km. nordöstlich von Taiwan leben. Diese Wilden werden als wohlgebaut, lebhaft, von feinen Zügen, großen schwarzen Augen und gleichfarbigen Haaren geschildert. „Die Peppohoans dagegen scheinen ein ganz vielversprechendes Volk, das auch den Lehren des Christenthums ziemlich zugänglich ist. Die Chinesen wählen mit Vorliebe Frauen aus diesem Stamme, da sie stärker, arbeitstüchtiger und hübscher sind als die ihrigen. Auch verkümmern sie sich die Füße nicht und tragen das Haar in anderer Weise. Die Wilden auf Formosa tätowiren sich das Gesicht. Ihre Hütten aus Bamburohr und Palmblättern sind nach Capitän Bor ganz hübsch. Häufig sieht man über der Thüre, als Trophäen aufgehängt, die Schädel von wilden Bären, sowie von Hirschen oder Affen, und ein besonders stolzer Formosaner ließ sogar über seiner Hütte ein Büschel von sechs Köpfen prangen, die er eigenhändig erschlagenen Chinesen abgenommen. Die Leute bauen Mais und rothen Reis, doch nur in höchst primitiver, ja fahrlässiger Weise. Von der Größe Formosa's kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man den Flächeninhalt Corsica's jenem von Sardinien hinzuaddirt denkt. Unter den Naturproducten sind die schwefelhaltigen Quellen, sowie überhaupt der außerordentliche Schwefelreichtum der Insel berühmt. Auch Petroleum kommt häufig vor und in jüngster Zeit ist ein kleines Kohlenfeld entdeckt worden. Von der Insel Formosa kommt der Kampher in den Handel, und im Inneren derselben sollen noch ganze Wälder von Kampherbäumen völlig unberührt stehen, da die Eingeborenen mit der Kunst der Kamphergewinnung nicht vertraut sind.

Die wichtigste und von Europäern wiederholt benützte Straße nach dem Inneren China's bildet der blaue Fluß, der mächtige Yang tse kiang, an



setzt, und der Fluß hatte gefährliche Stromschnellen. Bei Tschien-Tschien-Hsien beschreibt der Fluß eine große Schlinge, welche 100 Li nach S. und ebenso weit nach N. geht, worauf er wieder westwärts umbiegt. Tschien-Nuan-Fu, eine von großartigen Felsenhöhen umgebene Stadt, wurde am 27. October erreicht. Auf der langwierigen Bootfahrt, die hier endigte, war Margary schwer erkrankt, so daß er fast fortwährend das Bett hüten mußte; er setzte dennoch die Reise muthvoll fort.

Am folgenden Tage wurde die Landreise in einem Tragstuhle angetreten. Margary genas jetzt von seinen Leiden. Bei Tsching-Ping-Hsien sah er Steinkohlen zum Verkauf ausgestellt, wonach Kohlengruben sich in der Nähe befinden müssen. Je mehr man sich der Hauptstadt nähert, desto größer werden die Städte, desto zahlreicher die Dörfer, und desto ausgedehnter der Ackerbau, namentlich der Anbau von Reis und Tabak. Am 3. November kam Margary in Kwei-Ting-Hsien an. Am folgenden Tage ging der Weg größtentheils durch enge Schluchten, und die grasbestandenen Berge rückten so dicht zusammen, daß kein Raum für Ackerbau übrig blieb. Zu beiden Seiten der Straße zogen sich dichte lebendige Hecken entlang. Am 5. November wurde Kwei-Yang, die Hauptstadt von Kwei-Tschou erreicht. Der erste Anblick dieser Stadt, den man auf der Höhe des letzten Passes erhielt, ist sehr schön. Kwei-Yang liegt auf einer gewellten Ebene, die gut mit Bäumen bestanden und rings von Bergen umschlossen ist. Diese Berge erheben sich meistens vereinzelt in der Ebene und sind von reichem Pflanzenwuchs bekleidet, ausgenommen an den Gipfeln, die als glatte schwarze Felsentafeln emporstehen und von Tempeln prächtig gekrönt werden. Am Ende der Landstraße vor der Stadt stand eine Menge von Ehrenbögen von weißem Marmor, die zum Andenken an fromme Frauen errichtet waren. Bei Tsching-Tschien-Hsien begannen weite urbare Ebenen, die dormalen mit hohem Grase bewachsen waren, jedoch den frühern Anbau noch wahrnehmen ließen. Die Thäler hatten meistens westfälische Erstreckung. Wilde Blumen besäumten die Wegseiten, in den Hecken stand die wilde Theestauden in voller Blüthe. Merkwürdig sind die vereinzelt 100 M. hohen Hügel, welche in der nordsüdlich sich erstreckenden Ebene von Kwei-Yang, sowie im Landstrich jenseit Tsching-Tschien-Hsien in großer Menge emporragen; im S. schien das Land weithin ebenso beschaffen zu sein. Man hatte Kwei-Tschou als ein unzugängliches Gebirgsland geschildert, und Margary wurde angenehm überrascht, viele schöne Ebenen zu finden. Der Weg führte über grassbewachsene Hügel und gewellte öde Strecken nach Yang-Tai. Hier war endlich eine wirkliche Gebirgslandschaft, und die Straße hatte wiederholt einen steilen Anstieg. Der Reisende schätzte die Höhe der Gipfel auf 1220 M. Der Fluß Metou begrenzt hier die Niederlassungen der wilden Stämme Miao-tse und Tschung-Tschia. Weiter nach W. findet man noch ausgedehnteren Ackerbau und zahlreichere Dörfer, auch einigen Verkehr in Orangen und Strohshuhen. Yün-nan hat ein kälteres Klima als Kwei-Tschou, wo die Häuser nicht zum Widerstande gegen Kälte eingerichtet sind. Man hatte bisher eine durchschnittliche Temperatur von 10–11° R. gehabt. Der Yün-nan-Paß, die letzte Barriere, wurde nun passirt, und am 20. November die erste Grenzstadt von Yün-nan erreicht. Von der Hauptstadt Yün-nan-fu nach dem Irawaddy-Thale im benachbarten Birma sind die natürlichen Schwierigkeiten des Landes so groß, daß sie dem Handelsverkehr sehr ernste Hindernisse in den Weg legen. Es wäre in der That schwer, die rauhe Natur des Landes zu übertreiben. Ganz Yün-nan ist mit Gebirgen bedeckt. Von Yün-nan-fu bis nach Yhamo muß man Bergketten übersteigen, welche sich 1000–1200 M. über die Ebene erheben, die selbst ebenso hoch über der Meeresfläche liegt. Das Land ist spärlich bevölkert und selbst die Thäler sind nur theilweise cultivirt. Opium wird in großer Menge erzeugt. Ein Drittel der ganzen Ernte soll aus Mohn bestehen. Die Bewohner des Landes sind im Allgemeinen arm und ihre Behausungen schlecht. „Lekin“-Stationen scheinen die prosperirendsten Anstalten zu sein; man trifft sie überall an und sie werden beständig als Wohnhäuser benützt, da sie im Allgemeinen die besten und reinsten Plätze in den Städten sind.

Rehren wir aus dem S. nach dem N., nach der Reichshauptstadt Peking zurück, so öffnet sich uns hier die große, die Gobi-Wüste und die Mon-





schenräumen ihre Wellenlinie unterbrechen, zeigt nicht die Spur einer Beschädigung, eines Verfalls. Wie vor 2000 Jahren ihre Baumeister sie fertig verlassen haben, so steht sie unverfehrt bis auf den heutigen Tag.

Im N. des eigentlichen China liegt das Bergland der Mandſchurei, westlich von dieser, durch das Chingan-Gebirge getrennt, die Mongolei, ein im S. von der Wüste Gobi oder Schamo bedecktes Plateau, welches gegen W. bis an die russischen Besitzungen Turkestan's sich erstreckt. Dieser westliche Theil führt den Namen Dsungarei, ist das Quellgebiet vieler Gewässer, welche nach den turkestanischen Niederungen ihren Abfluß nehmen, darunter der Schwarze Irtyſch und der Ili die bedeutendsten sind, und geht in die verschiedenen Gebirgssysteme des Altai, Tarbagatai, dsungarischen Ala-Tau und Tian-Schan über. Der nördliche Theil der Mongolei lehnt sich an die sajanischen und chinesisch-russischen Scheidegebirge an, während die Mandſchurei eigentlich das Gebiet des Amur und seiner Zuflüsse, des Sungari und Ussuri umfaßt. Letzterer und der Amur selbst bilden die Grenze des heute noch im Besitze China's verbliebenen mandſchurischen Antheiles gegen die russische Amur- und Küstenprovinz, welche in geographischem Sinne dazu-gerechnet werden müssen.

Die Mandſchurei, deren Hauptfluß der mit dem Amur an Wassermenge rivalisirende Sungari ist, besitzt ein gutes Klima, einen fruchtbaren Boden und reiche Mineralichätze, so daß sie vollkommen geeignet ist, die überquellende Volksmenge des nördlichen China in sich aufzunehmen und zu ernähren. In der That ist die Mandſchurei nach und nach von ackerbauenden Chinesen besetzt worden, so daß nomadische Mandſchu jetzt die Minderzahl der Bevölkerung bilden. In diesem Gebiete hat seit 1864 Rev. A. Williamson ansehnliche Reisen gemacht; er ging unter anderem von Mukden, der alten Hauptstadt des Landes, welche die Mandſchu als Heiligthum ansehen, obwohl ihre ausgedehnten Vorstädte sehr schmutzig sind, nordwärts nach Petuna oder Sing-tſchung unfern der Einmündung des Nonni in den Sungari, dann parallel mit letzterem hinab bis Sang-sing, der letzten chinesischen Stadt am Sungari, von wo er über Girin nach Mukden zurückkehrte. Girin, die neue Hauptstadt der Mandſchurei, liegt gleichfalls am Sungari, soll 100,000 Einwohner zählen, ist mit Balken und Bohlen gepflastert, hat belebte Schifffahrt und treibt ausgedehnten Holzhandel. Im Jahre 1870 führte der russische Archimandrit Palladius mit dem Topographen Nachwalnych eine hochinteressante Reise aus, indem er von Mukden über Girin und Petuna den Nonni erreichte und diesen Fluß aufwärts verfolgend die festen Plätze Zizihar und Mergen besuchte und bei der Mandſchustadt Nigun, welche dem russischen Hauptorte des Amur-Gebietes, Blagoweschtschensk, gegenüberliegt, den Amur erreichte. Der genannte Topograph Nachwalnych ging dann 1872 neuerdings mit dem russischen Oberlieutenant Parabatsch nach der Mandſchurei, und beide Reisende brachten neue Nachrichten über die Flüsse Nonni und Sungari mit, obwohl dieselben schon von früheren russischen Reisenden, wie Fürst Strapotkin, Ussolow, Schilkowsky u. A. besucht wurden. Bei San-sing mündet in den Sungari, der weiter abwärts eine unabsehbare Waldwüste durchzieht, von rechts her der Hurka oder Schurkha, dessen Thal von Chinesen gut bevölkert ist. In demselben liegt Ninguta, eine reiche gutgebaute Stadt; von ihr ritten die Reisenden über die Bergkette, welche das Becken des Hurka von dem des Suifun trennt. Letzterer ist ein Küstenstrom, welcher nach kurzem W.-Laufe in der Nähe von Wladiwostok in die Peter d. Gr. Bai des japanischen Meeres sich ergießt. Die Russen haben

entschieden am meisten zur Erforschung der Mandschurei beigetragen; ihre Dampfschiffe befahren sogar den Sungari und sind selbst in den Nonni bis Zizihar, und den Hurta eingedrungen, doch ist letzterer so leicht und steinig, daß Ninguta nur zu Boot erreicht werden konnte. An der O.-Grenze der Mandschurei liegt in 49 M. Seehöhe und meist schon auf russischem Gebiete der ziemlich bedeutende Chanka-See. Gegen S. hin wird Korea der östliche Grenznachbar der Mandschurei, die hier durch das der Küste parallel streichende Schan-Min-Gebirge abgeschlossen wird. Vom Gelben Meere erstreckt sich vorwärts zwischen beiden Ländern ein schmaler Streifen neutralen Gebietes; an demselben liegt Fung-huang, einziger Platz für Landescommunication mit Korea, das durch Holzpallisaden von China abgeschieden wird. Weniger erforscht ist die W.-Mandschurei mit dem Chingan-Gebirge, über welches man in 1140 M. hohen Pässen nach der Mongolei gelangt. Doch ist dies nicht so aufzufassen, als ob es eine wirkliche natürliche Grenze zwischen Mandschu und Mongolen gebe, sondern trifft man die letzteren auch schon am O.-Fuße des Chingan. Die ausführlichste Kunde über dieses mandschurisch-mongolische Grenzgebiet verdanken wir dem russischen Astronomen Fritsche, welcher 1873 von Peking nach der russischen Grenzfestung Staro-Zuruchaitjewsk am Argun sich begab.

Nach sechstägiger Fahrt von Peking erreicht man Kalgan, an einer der Pforten der großen Mauer erbaut, 200 Km. nordwestlich von Peking; der Weg dahin führt durch zwei Pässe und drei Ebenen jenes Gebirgslandes, welches das Plateau der Gobi im SO. umgibt; die ersten 50 Km. haben eine Meereshöhe von circa 40 M., die folgenden 150 Km. die Meereshöhe von 600 M., und Kalgan selbst 826 M. Von hier begab er sich nach einem großen chinesischen Dorfe, Si-wan-tse, außerhalb der großen Mauer, ca. 1150 M. ü. d. M. Dort leben drei katholische Priester und der Chef der belgisch-katholischen Mission der süd-östlichen Mongolei, deren Aufgabe es ist, unter den sogenannten Mansen, den nördlich von der großen Mauer wohnenden Chinesen, Propaganda zu machen. Ihre anderen Stationen heißen Si-hin-tse, westlich von Si-wan-tse, ferner Bei-lei-gu, an einem Quellfluß (Ning-ging) des Liao-ho gelegen, der bei dem bekannten, dem europäischen Handel geöffneten Hafen Niu-tichuang in den Golf von Liao-tung mündet; ihre vierte Station heißt He-schui; sie liegt 90 Km. NO. von Bei-lei-gu, und 30 Km. südlich vom Schara-Mureen, wahrscheinlich dem größten Quellflusse des Liao-ho. Von Si-wan-tse nach He-schui führen zwei Wege. Der eine geht anfangs nach NO. zur Handelsstadt Lama-miao über die Hochebene Gobi in einer nahezu constanten Meereshöhe von 1400 M., und von dort nach NO. durch ein Gemisch von Plateau und Gebirgsland bis He-schui. Er ist etwa 400 Km. lang und wird von den Missionären im chinesischen Wagen in etwa zehn Tagen zurückgelegt. Der zweite Weg zwischen Si-wan-tse und He-schui ist ungefähr 700 Km. lang und, da er beständig zwischen engen und stark gewundenen Thälern von sehr wechselnder Meereshöhe hinführt, namentlich während der Sommerhize äußerst beschwerlich zu bereisen. Er schneidet, etwa 40 Km. von der Pforte Tu-schi-lu, die große Mauer zweimal, seine Meereshöhe schwankt zwischen 600 und 1550 M.; die in seiner Nachbarschaft befindlichen Verggipfel erreichen im Maximum eine Meereshöhe von nicht ganz 3000 M. Schneeberge, wie der noch auf neueren Karten stehende Pe-tscha, existiren in jener Gegend nicht. Die mittlere Luft-Temperatur des ganzen ausgedehnten Gebirgslandes wird nahezu 4,4° R. sein.

Nach 18tägiger Fahrt erreichte Fritsche die Missionsstation Bei-lei-gu am Ning-ging, später das chinesische Dorf He-schui, nahe an der Stelle, wo die chinesische Bevölkerung aufhört und die mongolische beginnt. Um nämlich nicht das Schicksal der Mongolen der Fürstenthümer Onhiot, Tschathar und Jehol zu theilen, welche durch die Einwanderung der Chinesen aus ihrem eigenen Vaterlande verdrängt sind, erlauben die Fürsten der nördlich und westlich von He-schui wohnenden Mongolen keinem Chinesen, sich bleibend in ihrem Lande als Ackerbauer niederzulassen. Nur als Kaufleute leben Chinesen überall in der Mongolei zerstreut, indem die Mongolen sich nicht zu Kaufleuten zu eignen scheinen. Die Zahl der römisch-katholischen Christen in Si-wan-tse, Bei-lei-gu und He-schui beträgt im Ganzen etwa 3000 Seelen; sie leben hauptsächlich vom Ackerbau, auch theilweise von der Jagd, sind aber meistens arm, wenn auch reicher als die um sie wohnenden heidnischen Chinesen, weil das Opiumrauchen, Dank dem wohlthätigen Einfluß der

Priester, bei den christlichen Chinesen gar nicht vorkommt. Schon am ersten Tage nach der Abreise von He-schui erreichte Fritsche, vom 43. Breitengrad nach N. reisend, einen der größten, vielleicht den größten Quellfluß des Liao-ho, den Schara-Mureen. Seine Ufer sind sandig, sein Wasser trübe, und nur 500 M. ü. d. M., während He-schui noch 300 M. höher gelegen ist. Einen Tag später erreichte er den Tschagan-Mureen, dessen Laufe er in NNW.-Richtung fast bis zu seiner Quelle unter 44,5° Breite folgte, wo noch ein anderer Quellfluß des Liao-ho, der Dertsche-Mureen, entspringt. Der Tschagan-Mureen ist auf unseren Karten fälschlicher Weise Kara-ussu genannt, und sein oberer Lauf verkehrt gezeichnet, nämlich von WW. nach OÖ., während er fast von N. nach S. in jener Gegend fließt. Etwa unter der Breite 47,7 und 118° ö. L. v. Gr. stieg Fritsche über den Paß Tscholotu-dawân (1200 M.), und befand sich nun am W.-Abhange des von SSW. nach NNÖ. ziehenden niedrigen Randgebirges, auf einer welligen Steppe von 900 M. Meereshöhe, die sich von da bis zum Argun-Strome allmählig bis zu 600 M. abdacht. Mit dem Tscholotu-dawân endet das Fürstenthum Varin und beginnt das Fürstenthum Ude-Mitschin, in welchem die chinesische Sprache, bis dahin die herrschende, nicht mehr verstanden wird. In der weiten Steppe zwischen dem 45. und 50.° n. Br. fand Fritsche überall, durchschnittlich in einem Abstände von etwa 20 Km., Wasser zur Bereitung des Ziegelthee's, der in Verbindung mit Brod, Butter und Salz seine einzige Nahrung ausmachte. Dasselbe wurde häufig aus Brunnen entnommen, welche merkwürdiger Weise auf dieser langen Strecke fast genau dieselbe Tiefe, etwa drei M., hatten. Die Anzahl der Flüsse, welche er auf seinem Wege antraf, betrug nur fünf. Sie fließen meistens nach NW. und W.; zwei davon enden ihren kurzen Lauf in kleinen Salzsee'n nahe unter dem Meridian des großen See's Kulun-noor, die anderen ergießen sich vermittelt des Puir und Kulun-noors in den Argun. Flache Seebecken, welche, wenn sie gefüllt sind, süßes (Regen-) Wasser enthalten, sah Hr. Fritsche sehr häufig. Nur ein Becken jedoch enthielt Wasser: die anderen waren alle ausgetrocknet, indem man sich damals dicht vor der Regenzeit befand. Außer den spärlich vertheilten Jurten und der chinesischen Stadt Khailar befinden sich auf dem Wege zwischen 43° und 50° Br., im Lande der Mongolen Varin, Ude-Mitschin, Khalla, und der Solonen, die er der Reihe nach von S. nach N. durchwanderte, nur sieben Lama-Klöster, welche bei den Mongolen, wie es scheint, die Stelle der Städte vertreten. Die Mongolen dieser Gegenden werden von ihren eigenen Beamten regiert, nur der oberste Beamte der eben genannten chinesischen Vasallenländer, welcher in Khailar residirt, ist ein von Peking gesandter Mandschu. In der Stadt Khailar, dem Centrum für den Handel in der nordöstlichen Mongolei und, obwohl von der russischen Grenze am Argun nur etwa 120 Km. entfernt, den Russen bis dahin fast unbekannt, haben chinesische Kaufleute etwa 60 Läden; außerdem vertheilen sie ihre Waaren — Thee, Tabak, Brod, Sättel, Jurten etc. — im Lande an einzelnen meist von einander abstehenden Punkten, wo sie sich häuslich — jedoch ohne Weiber — niedergelassen und namentlich Einrichtungen zur Fabrication mongolischer Zelte getroffen haben. Die Mongolen bezahlen die chinesischen Waaren mit Hindvieh, Pferden und Schafen. Kameele, welche zwischen Kiachta und Peking in großer Menge von den Mongolen gehalten werden, kennen die Mongolen der von Hrn. Fritsche eingeschlagenen Strake zwischen Peking und dem Argun-Strome fast nicht. Wald hat er auf diesem Wege so gut wie nicht gesehen. In den von Chinesen bevölkerten Gegenden, bis zur Breite 43°, sah er nur geringe Reste von Wäldern und kleine Anpflanzungen in der Nähe der Dörfer; in der darauf nördlich folgenden Steppe nur einigemal Sträucher, erst bei Annäherung gegen die russische Grenze einzeln stehende Bäume, namentlich Tannen. (Verhandl. d. Gesellsch. f. Erbk. zu Berlin 1874, Nr. 1, S. 27—32.)

Die Mongolei nimmt das niedrigste Plateau zwischen Altai und Tian-Schan und den östlichen Theil zwischen Tian-Schan und Kün-lün ein; ihre durchschnittliche Höhe dürfte 600 M. kaum überragen; außerdem wird das mongolische Hochplateau von einer tiefen Einsenkung durchzogen. Von der Mongolenstadt Urga aus gegen SO. fortschreitend, erhebt sich jenseits des



Flusses Tola die wald- und wasserleere Bergebene oder die Gobi bis zu dem 1500 M. hohen Gebirge Darchan Dola. Das Land trägt bis hierher noch nicht den eigentlichen Charakter der Wüste, indem 0,60 bis 1 M. hohe Gesträuche die Bergabhänge bedecken. Man schildert die Gobi als ein in weiter Ausdehnung bedecktes Weideland, welches zahlreiche Viehheerden ernährt. Von hier beginnt die Senkung bis zum Mandal-Paß (1130 M.). Bei den Ruinen Olong Baifching wird die Senkung bedeutender und hier erblickt man eine aus dem flachen Boden sich erhebende, wagerecht geschichtete Mauer von Sphenit, einen natürlichen Wall, welchen die Mongolen den „Gürtelfelsen“ nennen. Er zieht sich in gerader Linie von O. gegen W. und scheidet auf's deutlichste die nördliche Mongolei von der mittleren, der eigentlichen Gobi, wo diese als Wüste im strengeren Sinne des Wortes auftritt. Steintrümmer und Geschiebe von Porphyr, Jaspis, Chalcedon und Carneol, zwischen denen Salzpflanzen wachsen, bedecken den Boden und hier beginnt das große Becken, dessen tiefste Punkte bei Ergi, Ude, Durma und Schabadurghuma liegen. Diese Senkung, die eigentliche Sandwüste oder Schamo der Chinesen, ist ein nicht aus Flugsand, sondern ein aus Sand mit Salztheilen geschwängert gebildeter Boden, der Grund eines ehemaligen Binnenmeeres, worin Arundo-Arten und fast alle Arten des Caspisee gedeihen. Von Durma südwärts erhebt sich der Boden wieder bis zur Höhe des Uferrandes dieses alten Meerbeckens und erreicht bei Tsagan-Balgasu 1370 M., mithin eine Höhe entsprechend der auf dem N.-Rande des Beckens bei Urga beobachteten. Die höchste Erhebung erreicht das Plateau kurz vor der großen Mauer, nämlich 1645 M., im Gebirge Chingan, von wo es sich allmählig nach Peking hinabsenkt. (Zeitschrift für Allg. Erdk. 1863, S. 355—356.)

Zwei Eingangspforten waren es hauptsächlich, die bis nun von den Reisenden in die Mongolei benützt wurden: nämlich Kiachta-Maimatschin im N. und Semipolatsinsk in W.-Sibirien, wo die Straße aus den Bergwerks- und Hütten-Districten des Altai-Gebirges über Ust-Kamenogorsk nach der mongolischen Stadt Kobdo führt. Der erstgenannte Weg, die Linie Kiachta-Peking, durchschneidet die östliche Mongolei in fast nord-südlicher Richtung und ist als Handelsstraße seit Jahrhunderten schon ziemlich gut bekannt.

Urga im Gebiete der Khalka- oder Chalkas-Mongolen und von diesen Kuren oder Takuren, d. h. „eingefriedelter Raum“, genannt, liegt in 47° 55' n. Br. und 106° 41' ö. L. v. Gr., etwa 250 Km. von der sibirischen Grenze bei Kiachta. Die Stadt ist das Mekka der buddhistischen Mongolen, denn in dem Kloster Urga's hat der Lama-König oder höchste Priester der Mongolen, der Guisson-Tamba, welcher so wie in Tibet der Dalai-Lama als fleischgewordener Gott verehrt wird, seinen Sitz, zu dem unzählige Pilger aus allen Theilen des buddhistischen O.-Asien wandern. Die Stadt selbst mit ihren unregelmäßig umherliegenden Häusern und ihrem Zeltbazar, in welchem viel Handel getrieben wird, gleicht eher einem Nomadenlager. In der westlichen Mongolei ist Uliassutai (2500 M.) das Centrum der Militärverwaltung. Den Weg von Urga aus dahin hat im Sommer 1868 der russische Consul Schischmarew erkundet. Er verließ Urga am 23. Juli und



gelangte am 3. August an den Fluß Bajantu, welcher zum Stromgebiete des See's Ite-Ural-Noor gehört. Vom Ufer dieses Flusses erblickte er zuerst den mit ewigem Schnee bedeckten majestätischen Otchon-Tengri; am 4. erreichte er das vor ihm von keinem Europäer betretene Uliassutai, am Flusse Bogdo, dort wo das Flüsschen Uliassutai sich in denselben ergießt, in reizender Gebirgslage; es liegt in einem tiefen Thale, das sich im O. durch eine enge Schlucht, vom Uliassutai durchströmt, öffnet; die Winde, welche fast den ganzen Tag hindurch wehen, machen es nur wenig besser als die Wüste; auf Kohl und Rüben beschränken sich fast alle Anpflanzungen. Auch ist das Klima sehr strenge, und der englische Reisende Mey Elias beobachtete während seines elftägigen Aufenthaltes im November 1872 selten über — 6° R. Uliassutai ist keine eigentliche Stadt, sondern eine Festung, im Ganzen nur 600 M. lang und 590 M. breit; sie ist von ziemlich hohen Wallisaden umgeben, die auf jeder Seite ein Eingangsthor und vier Thürme haben. Die Einwohnerschaft, etwa 4000 Köpfe, meistens Mongolen, besteht aus Beamten und Soldaten. Die Handelsgeschäfte gehen in einem Dorfe 1 Km. von Uliassutai vor sich, und zwar setzen die chinesischen Kaufleute ihre Baumwollentstoffe, ihren Blüsch und Tabak, ihr Leder gegen Schaffelle, Talg, Rinder, Pferde, Büfelhörner und Pelzwerk um. Doch soll der Handel der Stadt sehr gesunken sein und eine ungeheure Theurung herrschen.

Das Gebiet nördlich von Uliassutai und den Uebergang nach Sibirien hat Matuffowski 1870 recognoscirt. Dieser verließ Uliassutai am 8. September und verfolgte die Wachtpostenstraße zur Kette des Tannu-Dola hin, überstieg dieses Gebirge bei einem heftigen Schneesturm und stieß hier auf die Quellen des Schurmak, der zum System der linken Nebenflüsse des oberen Jenissei gehört, unterhalb des Vereinigungspunktes seiner Hauptzuflüsse, des Bei-Schem und Kua-Schem, und übersekte denselben auf einem Floße. Von hier aus erreichte Matuffowski in weiteren vier Tagen die russische Grenze und das erste russische Dorf Ussa (oder Ussu) am S.-Abhänge der sajanischen Gebirgskette. Nach Matuffowski's Erkundigungen müssen alle Wege von Minussinsk in die Mongolei diese bedeutenden Bergketten passiren, doch schien ihm der Tannu-Dola niedriger als das nördliche sajanische Gebirge; die Pässe des ersteren bieten für Lastthiere keine besonderen Schwierigkeiten, während die schmalen Saumpfade des letzteren für beladene Kameele äußerst beschwerlich sind; namentlich die S.-Abhänge sind steil und steinig, stellenweise auch tief morastig und können nur mit leicht beladenen Pferden passirt werden. Der Wasserweg des Jenissei ist wieder wegen der häufigen Stromschnellen und unter dem Wasser liegenden Steine unbrauchbar. Von den auf mongolischem Boden zurückgelegten Strecken entwarf der verdienstvolle Topograph Wegearten. Außerdem recognoscirte er den See Ite Ural Noor, eine der bedeutendsten Seengruppen der westlichen Mongolei, und brachte in Erfahrung, daß der im NO. von Kobdo liegende See Kirgis-Noor, obwohl von unbedeutendem Umfange, doch das Centrum des westmongolischen Bassins bilde, in welches die zahlreichen dortigen See'n und Flüsse ihre Gewässer ergießen, ferner daß die zwischen dem See Knyzl-Basch und dem Schwarzen Irtysh oft behauptete hydrographische Verbindung nicht existire, wiewohl auch andererseits keine Gebirgskette dazwischen liegt. Eine bedeutende Erweiterung unserer Kenntniß der Mongolei brachte die Reise des Engländers Mey Elias, welcher 1872 das Land von O. nach W., von Peking nach dem russischen Altai durchquerte. Er begab sich nach Kalgan und von hier nach der belgischen Missionsstation Si-pin-tse. Weizen, Hafer, Hirse und hauptsächlich Mohn werden in dieser Gegend gepflanzt, und soll letzterer ein Hauptbeweggrund für die Chinesen sein, sich hier anzusiedeln. Verlässliche Nachrichten über den Opiumhandel waren nicht zu erhalten, doch ist soviel gewiß, daß ungeachtet der hohen Besteuerung er immer noch das einträglichste Geschäft in der Mongolei bildet. Die 240 Km. lange Straße nach Kwei-Hwa-Tschang, dem äußersten Endpunkte des von Uliassutai und vom Tian-Schan kommenden Handels, führt über etwas bergiges Grasland; etwa 65 Km. von der Stadt liegt ein 1770 M. hoher Paß, von dem man in ein Thal hinabsteigt, dessen Boden ein braungelber Löß bildet; zahlreiche Sprünge und Klüfte, oft 10 M. tief, durchziehen denselben. An der andern Seite der Hügel dienen diese Risse den Einwohnern als förmliche Bohnstätten. Kwei-Hwa-Tschang besteht aus zwei Städten und besitzt einen ausgedehnten Handel in Thee, Mehl, Hirse und Manufaktur-

artikeln, wie sie die Mongolen benöthigen, welche dagegen Vieh und Häute abgeben. Von hier aus besuchte Elias den nächstgelegenen Punkt am Gelben Flusse, Sokow, eine kleine geschäftige Stadt mit großen Vorräthen einer harten, schieferigen Kohle. Ein anderer Ausflug führte ihn nach Ku-lu-Ilifung, die letzte chinesische Niederlassung an der Wüste. Von Kwei-Hwa-Tschang gehen zwei Wege nach Uliassutai, eine offizielle und eine Karawanenstrasse. Die mongolische Steppe bietet dem Reisenden nur wenig Abwechslung; Elias kam zuerst zum Stamme der Tümet-Mongolen, die höflich und freundlich sich erwiesen; sie besitzen einige wenige Heerden von Ziegen und Schafen. Der allgemeine Anblick der Wüste zeigt niedere Hügel mit dazwischen liegenden Thälern und Ebenen mehr steiniger als sandiger Natur, hier und da von niedrigen Felsenhügeln durchzogen und fast ohne Gras. Das beste Wasser wird in der Nähe dieser Hügel getroffen; hier ist es immer süß, während es in der Ebene häufig brackisch ist. Am 8. Oktober erreichte Elias den Fluß Onghin, sein nordwest-südöstlicher Lauf ist etwa 100 Km. lang und verliert sich dann in der Wüste. Im westlichen Marsche am S.-Abhange der schroffen, aus rothen und grauen Granitmassen bestehenden Kanguai-Berge erreichte er den Tui, dann den Baitarik, den mächtigsten unter den Kanguai-Flüssen; rings herum ist die Gegend wild und unfruchtbar; wilde Bonnies und Esel streifen in Rudeln zu 20—30 Stück umher. Am 25. Oktober lagerte Nien Elias am linken Ufer des Tschagan-Tokoi, der in einem nördlich von der Straße gelegenen Bergmassiv entspringt, anfangs südsüdwestlich, dann westlich und parallel mit einer anderen hohen Bergkette fließt, die Sirke genannt wird und einen wichtigen Zug in der geographischen Physiognomie des Landes bildet, da einzelne ihrer Gipfel das allgemeine Niveau um 1000—1300 M. überragen. Im NW. stoßt man auf den Gebirgsstock, aus dem der Uliassutai und Dujanta hervorkommen und der auf einem 2440 M. hohen Passe überschritten werden muß. Von Uliassutai zog Elias nach Kobdo zuerst längs des Jablan-Flusses, dann überschritt er ihn, um an die S.-Ufer des Turgen-Ile-Aral zu gelangen. Zwischen beiden See'n läuft eine Bergkette, über welche die Straße nach Kobdo führt. Dieses liegt in einer weiten, steinigen, vegetationslosen Ebene und besteht aus einer offiziellen Stadt, die eine Lehmmauer umschließt, und einem offenen Handelsquartier im SO. Kobdo's Handel soll beträchtlicher sein als jener Uliassutai's; seine Einwohnerzahl beträgt etwa 6000, davon 3000 Mongolen und 1650 Soldaten. Die einzigen Anpflanzungen bestehen aus Rüben, Kohl und Opium. Ein 2750 M. hoher Paß führt von Kobdo nach der chinesischen Grenzstadt Suot, von welcher man über einen zweiten hohen aber nicht schwierigen Paß im Altai an den Tschu und nach Wiisk gelangt. (Proced. R. geograph. Soc. Vol. XVII. Nr. 3. S. 184—193.)

Den SO. der Mongolei erschließen uns die merkwürdigen Wanderungen des russischen Stabscapitäns M. M. Prschewalski nach dem Lande Ordos und Aläshan. Dieser kühne Reisende zog 1871 von Kalgan aus gegen SW. gerade auf das Inshan-Gebirge los, welches am linken Ufer des mittleren Hoangho hinstreicht. Schon von der Kiachta'schen Karawanenstrasse aus beginnt ein Wechsel in der Physiognomie der Gegend, die Berge werden höher, die Felsen häufiger, der lehmige, theilweise sandige Boden wird ärmer an Graswuchs. Noch weiter nach W. hin treten an die Stelle der Wiesen Steppen in den ausgedehnten Thälern; von Verieselung keine Spur, viele Meilen weit fehlt alles Wasser und die Mongolen sammt ihren Heerden sind von dem Wasser abhängig, welches sie in Brunnen ergraben. Die höchsten Gebirge, die über diesem Lande sich erheben, heißen Schara-chad und Suma-chad. Die Scenerie dieser Gebirge ist wild; in Suma-chad entdeckte Prschewalski das wilde Ammonsichaf (*Ovis Argali*) in Rudeln bis zu 15 Stück. Die Inshankette zieht als hohe steile Gebirgsmauer am linken Ufer des Hoangho hin und stürzt wild ab. Prschewalski besuchte nur das W.-Ende dieser Kette, welches die Mongolen „Muni-Ula“, die Chinesen „Uljassan“ nennen, fand für ihre absolute Höhe 2255 M. und erkannte ihren durchaus alpinen Charakter; die Inshan-Berge und der Hoangho, welche letzteren sammt dem Ordos-Lande man vom höchsten Gipfel des Muni-Ula prächtig überschauen kann, bilden eine ganz bestimmte Grenze in der Verbreitung der Säugethiere und Vögel. Vom Inshan-Gebirge schlug Prschewalski den Weg nach Bautu ein, einer Stadt am linken Hoangho-Ufer, von vier Mauern umschlossen; sie ist sehr bevölkert, recht schmutzig und unterhält lebhaften Handel mit der Mongolei. Den südlichsten und



der sich in den am 11. Februar 1877 zum ersten Male von eines Europäers (Prschewalski) Auge geschauten Binnensee Tarym-gol oder Lop-Noor ergießt, oder das Land, welches wir kurzweg O.-Turkestan nennen, von den Chinesen Sli oder das Westland geheißen, dann Tibet und Kaschmir (Kleintibet), welche beiden letzteren nichts anderes sind als große Hochebenen des Himalaya-Systems. Dieses besitzt im N.W. und W. Fortsetzungen in zwei Gebirgen, die man ebenfalls als gänzlich selbständige sich vorstellte; es sind dies der Hindu-kuh im W., der das Stromgebiet des Amu-Deja von den afghanischen Gewässern scheidet, und die Pamir, welche vom Puscht-i-Kahr (Eisbrücken), dem nordwestlichsten Gebirgsstock des Karakorum, wo sie sich mit dem Hindu-kuh verbindet, gegen N.-W. bis zum Tian-Schan sich erstreckt. Hindu-kuh und Pamir bilden demnach so zu sagen einen gegen N.W. geöffneten Winkel und lassen sich in ihrem Zusammenhange mit dem Himalaya etwa als ein schief gestelltes Ypsilon ( $\sim$ ) denken; der zwischen den beiden oberen Armen des Ypsilon eingeschlossene Winkel ist das Gebiet des oberen Amu, der das westliche Turkestan bewässert, — hier liegen die Landschaften Wakhan, Badachschan und Kunduz, südlich vom Hindu-kuh Tschitral und Kasiristan oder das Land der Siyah-Bosch und am Knotenpunkte das Land der Darden. Wir wenden uns zunächst dem Gebirgssysteme im N., dem Tian-Schan oder Himmelsgebirge zu, welches Hochasien von den nördlich vorgelagerten Vorstufen der Dsungarei und W.-Mongolei scheidet.

Es ist schwer zu sagen, wo der Tian-Schan anhebt, wo er endet. Im Allgemeinen wird man die Höhenzüge, welche im O. von den Städten Tschemkend und Samarkand in der russischen Provinz Turkestan beginnen, schon dem Tian-Schan-Systeme beizählen dürfen. Dieses besteht nämlich aus mehreren meist parallelen Ketten, die beiläufig in der Richtung von W. nach O. streichen und zwischen die das westliche Tiefland in langgestreckten Zungen nach O. hineingreift. Ein Blick auf die Karte lehrt uns diese Ketten als die Scheide zwischen der Dsungarei und jener Hochebene O.-Turkestan erkennen, wo ein asiatischer Eroberer seit einigen Jahren ein mächtiges Reich gestiftet hat. Der von O. nach W. fließende Sli-Strom im N. und der in umgekehrter Richtung zum Binnensee des mongolischen Lop-Noor sich schleppende Tarym im S. bezeichnen beiläufig den Abschnitt, auf dem sich zwischen 40 und 45° n. Br. die Himmelsberge emporthürmen.

Die nördlichste Parallellette des Tian-Schan führt den Namen transilischer Ala-Tau und findet ihre Fortsetzung nach O. im Nan-Schan bei Kuldscha, nach W. aber in einer langen, am Talas-Flusse entlang ziehenden Kette, den gegen W. zu immer höher hinan bis zu 4572 M. ansteigenden Ale-



randrowski-Bergen. Der transilische Ala-Tau gliedert sich seinerseits wiederum in eine N.- und eine S.-Kette. Beide werden durch ein tiefes Thal von einander geschieden, aber in der Mitte durch ein Querjoch mit einander verknüpft, worauf der dreiköpfige Riese Talgarnyn-Tal-Tschoku in der Höhe des Montblanc aufragt. Das tief eingeschnittene Thal, welches durch diesen Bergknoten eigentlich in zwei Theile, einen westlichen und einen östlichen, zerlegt wird, dient zwei, natürlich in entgegengesetzter Richtung fließenden Gewässern, der großen Rebin und dem Tschilik, zum Bette. Der S.-Fuß der transilischen S.-Kette badet sich im Becken des großen Gebirgssee's Issi-Kul; die Oberfläche des ganzen Bassins übertrifft das Großherzogthum Oldenburg, die Nebeländer abgerechnet. Die Ufer des Issi-Kul, in den etwa 40 verschiedene Gewässer münden, sind wenig gaulich und einladend, meist ziemlich öde und nur an einzelnen Stellen für den Aufenthalt der Kirgisen geeignet. Das nördliche führt die Bezeichnung Kungei, das südliche hingegen den Namen Terskei, und hier ragt eine gewaltige schneegekrönte Kette auf, jene des Temurtu-Tagh oder des eigentlichen Tian-Schan. Von allen Seiten von Hochgebirgen umkränzt, ist also der Issi-Kul ein riesiger Alpensee in der vollen Bedeutung des Wortes. Die gewaltigsten Erhebungen des Tian-Schan, welche man bisher kennt, liegen in jenem centralen Theile, dem Temurtu-Tagh. In dieser Kette thürmt sich wahrscheinlich als höchster Gipfel des ganzen Systems der etwa 6100 M. hohe Tengri-Chan, der „König der Geister“, inmitten eines Stockes von Riesengletschern empor. Im S. wird die völlig kahle, unbewaldete und unbewohnbare Kette durch das Thal des Naryn oder oberen Syr-Deja begrenzt, welches mit der südlichen Uferlinie des Issi-Kul so ziemlich parallel läuft und in das sechs Paßübergänge hinüberführen. Der beste dieser Pässe ist der Barskaun-assu an dem östlichen und der Kyzart am westlichen Ende. Vom Stocke des Tengri-Chan abgesehen, scheint indeß die höchste Anschwellung des Tian-Schan an seinem S.-Rande zu liegen, welchen die 5100 M. hohe Kok-Nija-Kette gegen das warme O.-Turkestan hin bildet. Zwischen ihr und dem Temurtu-Tagh hat man den Rücken des Tian-Schan-Systems in seiner ganzen Breite zu überschreiten. Dieser Rücken, Syrt in der Sprache der Kirgisen, ist ein breites, ausgedehntes Hochland, dessen Ebene sich in einer sehr beträchtlichen absoluten Höhe ausbreitet und aus dem einzelne Spitzen und Ketten in noch höhere Regionen des Luftmeeres emporsteigen. Diese aufgesetzten Zwischenmauern theilen die gesammte Bodenerhebung in mehrere kleinere Hochplateaux, worunter das Thal des Naryn und jenes des südlicher liegenden Affai der Länge und Breite nach die bedeutendsten sind. Das Hochthal des von W. nach O. fließenden Affai, der im unteren Laufe den Namen Kokschal empfängt, darf man als die breiteste und umfangreichste Hochebene des Tian-Schan bezeichnen. (Siehe Hellwald. Centralasien. S. 139—172.) Ueber das O.-Ende des tief in die Mongolei sich hineinerstreckenden Tian-Schan sind wir nur sehr mangelhaft, fast gar nicht unterrichtet; erst in den letzten Jahren sind Europäer, ausschließlich Russen, in jene Gebiete gedrungen; obenan steht Sosnowski, welcher 1875 vom Yangtsekiang in China nach den Städten Khami und Barkul wanderte, die am O.-Ende des Tian-Schan liegen; von dort ging er über Gutschin, dem N.-Fuße des Tian-Schan entlang, nach dem Tsaisang-See und Semipolatsinsk. Darnach hebt sich der Tian-Schan an seinem O.-Ende weit bedeutender als man bisher annehmen durfte. Im Allgemeinen stellt sich das Himmelsgebirge (auch Wo-schan, d. h. weißes Gebirge genannt) als eine ununterbrochene Kette dar, welche sich von den nordöstlichen Theilen des Bezirkes Chami durch Alt-Turfan und die Dsungarei nach W. zieht und sich dann südwestlich wendet zur Vereinigung mit dem chinesischen Tsing-ling oder Zwiebelgebirge. Auf der ganzen Strecke hat die Kette verschiedene locale Benennungen. (Zeitschr. der Gesellsch. f. Erdk. Berlin 1875. S. 405.)

Im S. dieses mächtigen Gebirgssystems breitet sich O.-Turkestan oder Kaschgarien aus, wie es auch nach dem Namen der Hauptstadt genannt wird, eine weite, 1300—1400 M. hohe, vom Taryn, dem von W. her der Kaschgar-Deja zufließt, bewässerte Hochebene, auf drei Seiten von Hochgebirgen umgeben, auf der vierten Seite durch die Wüste Gobi

von der Außenwelt abgeschieden. Früher China unterworfen, schüttelte es das fremde Joch im Jahre 1864 ab, und ein Bauernsohn, der sich als kühnster Parteiführer die Krone erkämpfte, saß bis vor wenigen Monden auf dem Throne von Kaschgar. Diese Stadt ist von bedeutendem Umfange, enthält eine Bevölkerung von ungefähr 80,000 Einwohnern und ist mit Gräben und Lehmwällen befestigt. Aber noch größer ist Jarland mit einer Bevölkerung von 120,000 Seelen. Als große Manufakturstadt mag hier noch das zwölf Tagereisen östlich von Jarland gelegene Khotan oder Keltchi genannt werden, das erst 1866 von dem englischen Reisenden Johnson besucht ward und bei 40,000 Einwohner zählt.

Die großen Städte D.-Turkestans werden gewöhnlich von Citadellen beherrscht, die in einiger Entfernung außerhalb der Stadt liegen und früher von den chinesischen Besatzungstruppen bewacht wurden. Die äußere Erscheinung dieser Städte ist einförmig und düster. Da die Minarete an den Moscheen fehlen — nur in Jarland befindet sich ein Thurm auf der alten Moschee Registan — und da die Häuser niedrig sind und flache Dächer haben, so sieht der Reisende, wenn er sich der Stadt nähert, nur Lehmmauern von gleicher Farbe mit dem Erdbreich der Umgebung und an den Ecken leichte, würfelförmige Thürme von chinesischer Bauart. Stein wird nirgends zum Bauen verwendet, ist auch im ebenen Lande nicht zu haben; wegen dieses Mangels an steinernen Bauwerken findet man auch nirgends Inschriften oder Alterthümer, welche Licht auf die frühere Geschichte des Landes werfen könnten. Alle Städte D.-Turkestans sind von Mauern umgeben, die gegen oben sich verjüngen; an den Thoren und Mauern und in den Winkeln sind Contreforts angebracht. Die Straßen sind unregelmäßig und eng, nur in den Hauptstraßen kann eine zweirädrige Araba (Fuhrwerk) passiren. Die Läden, Garläden, Badestuben sind offene Buden und befinden sich an den beiden Seiten der Hauptstraßen, d. h. derjenigen, welche von den Stadthoren nach dem großen Marktplatz im Mittelpunkte der Stadt führen. Die Wichtigkeit von D.-Turkestan erklärt sich aus dem Umstande, daß dieses neuerstandene muhammedanische Reich, dem indessen in der Gegenwart wieder der Untergang droht, zwischen den äußersten Grenzlinien des russischen und englischen Einflusses liegt. Hier begegnet sich Rußlands und Englands asiatische Politik.

Eines der dunkelsten Gebiete mittelasiatischer Geographie ist bis zur Stunde noch jenes, welches Kaschgarien im W. von den russischen Besitzungen Turkestan trennt. Ist D.-Turkestan an sich schon ein bedeutendes Hochland, so thürmt sich doch hier ein noch weit gewaltigeres Gebirgsmassiv auf, welches die Verbindung zwischen dem Tian-Schan und Himalaya-Systeme vermittelt. Das Innere dieses Massivs ist noch sehr wenig erforscht, so viel darf man indeß als gewiß annehmen, daß es hauptsächlich den Charakter einer großartigen Plateaulandschaft trage, welche man gemeiniglich als die Pamir-Höhebene bezeichnet. Die auf diesen kalten Gefilden umherziehenden Kirgisen nennen sie passend ob ihrer Höhe Pam-i-duniah, „das Dach der Welt“.

A. v. Humboldt dachte sich in der Gegend der Pamir die hohe isolirte Kette des Bolor- oder Belut-Tagh, des Wollengebirges, welches als Querriegel nord-



N. her. Schon von der Höhe des Knyzylhart-Passes im Transalai konnte er ganz Pamir, in dessen südlichem Theile der malerische, blaue See Kara-Kul liegt, überschauen, dann besuchte er den See selbst, über den bisher blos Hypothesen existirten, und unternahm eine Recognoscirung in der Richtung zur kaschgarischen Grenze bis zum kleinen See Kan-Kul. Zwischen diesen beiden See'n erhebt sich der 3500 M. hohe Berg Us-bel, die Wasserscheide zwischen dem Kara-Kul und den Flüssen, die den Tarym-gol bilden. Von der Spitze dieses Berges eröffnet sich ein großartiger Anblick nach O. auf ein weit über die Schneegrenze hinaufragendes Gebirge, welches das Thal des Kaschgar-Derja abschließt und kein anderes als Haywards Knyzylhart sein kann. Kostenko schätzt diese Berge auf 7620—7920 M. Seehöhe und schlägt für sie den Namen Constantinow'sches Gebirge vor. Die Charakteristik dieser Gegend faßt Hr. Kostenko in Folgendem zusammen: Das Transalagebirge hat das Aussehen einer Alpenkette. Es bildet die nördliche Grenze von Pamir. Hinter diesem Gebirge beginnt ein Hochplateau, welches nach allen Richtungen hin von Bergrücken durchzogen ist, von denen die wenigsten die Schneeregion erreichen. Die Ebenen, Thäler, Schluchten, sowie die Bergrücken selbst, liegen nicht in einer bestimmten Richtung, sondern sind wie durcheinandergeworfen. Die Thäler sind nicht breit (2—3 Km.), auch zweigen sich häufig Nebenthäler von ihnen ab. Die ganze Gegend ist baum- und strauchlos, selbst Gras wächst nur an einzelnen kleinen Stellen, an den Ufern der Bäche, wo es bisweilen sehr dicht und üppig erscheint und so dem Vieh der Nomaden einige Nahrung gewährt. Die Berge bestehen aus weichem Gestein, und sind daher die Pässe weniger steil und leichter zu überschreiten, wie überhaupt sämtliche Wege in Pamir leidlich gut sind. Die von den nicht hohen Bergen herabflommenden Bäche und Flüßchen sind in der Regel nicht reißend und bieten daher auch beim Uberschreiten keine Schwierigkeiten dar. Der Boden besteht entweder aus steinigem Sande oder sandigem Lehm, oder sandigen Salzflächen, oder auch aus reinen Salzflächen, die, wenn sie erst vor Kurzem ausgetrocknet sind, mit einer wie Schnee blizenden Magnesia-schicht überzogen sind. Bisweilen sind auch feuchte Stellen anzutreffen, auf denen stets ein niedriges aber dichtes Gras wächst. Auf Bläsen; wo der Boden Einbrüche aufnehmen konnte, waren Fährten von Gamsen, Hasen, Wölfen, Füchsen und Hirschen zu sehen. Der Steinbock (*Ovis polii*) ist unzweifelhaft früher hier sehr zahlreich vorgekommen, aber der gänzliche Mangel an frischen Fährten, sowie die zahllose Menge überall umherliegender großer schwerer Hörner dieser Thiere berechtigen zu der Annahme, daß sie nach der Seuche, welche im Jahr 1869 unter ihnen herrschte, scheinbar ausgestorben sind. Bären und Tiger wurden nicht angetroffen; aus der Vogelwelt wurden: Adler, Geier, Raben, rothschnabelige Dohlen und sehr vieles kleines Geflügel gesehen. Trotz des rauhen Klima's wird die Pamir dennoch im Sommer von den Nomaden der kaschgarischen, schugnanischen, karateginischen und anderer Gebiete besucht. Alle diese Nomaden beschäftigen sich ausschließlich nur mit Viehzucht. Im Sommer sind die Tage heiß, die Nächte dagegen kalt. Anfang August sinkt die Temperatur hier schon bis zu 4° N. herab. Im Winter erreicht die Kälte einen sehr hohen Grad, und sie ist es, welche die Nomaden zwingt, in niedrigere Regionen herabzusteigen. Die Winde sind in der Regel sehr scharf; ihre Richtung hängt von der Lage der Thäler ab. Die dünne Atmosphäre erschwert dem Menschen, sogar während des Sommers, ebenfalls den Aufenthalt, wenn gleich die Erzählungen von ihrem schädlichen Einfluß oftmals übertrieben sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß vollblütige Menschen hier an Nasenbluten leiden, auch Ohnmachten unterworfen sind; bei der Mehrzahl aber äußert sich der Einfluß dieser Atmosphäre in erschwertem Athmen und zeitweiligen Brustbellemmungen; indeß gewöhnt man sich auch an diese Luft.

Die Gebirge im S. der Pamir sind nach W., wie wir wissen, der Hindu-kuh, nach O. die Ketten des Himalaya-Systems, welche auch O.-Turkestan und die Wüste Gobi im S. begrenzen. Die nördlichste dieser Ketten ist der Kun-lün oder das Aneuta-Gebirge, welches um den 36.° n. Br. oscillirend nach O. streicht. Da die Existenz des Knyzylhart und dessen Fort-



setzung nach E., der Tschitschil, nunmehr gesichert erscheint, so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir den Künlün als eine Fortsetzung dieser beiden betrachten. Darauf folgt südwärts der hohe Karakorum und endlich die Hauptkette des Himalaya selbst. Alle drei ballen sich im W., d. h. gegen den Puscht-i-Kahr hin, enge zusammen, so daß sie hier eine Reihe auf einander folgender Ketten mit parallelen engen Flußthälern darstellen, unter welchen jenes des Indus den ersten Rang behauptet. Dieses durchwegs gebirgige Indusgebiet ist Kleintibet oder Kaschmir, über welches sich noch die Herrschaft der in Indien ansässigen Briten erstreckt. Westlich vom Indus, welcher nach seiner Ablenkung gegen S.-O. gewissermaßen das Himalayagebiet von jenem des Hindu-kuh scheidet, birgt der Winkel im E. der Pamir, zwischen der indischen und afghanischen Grenze, die wenig bekannten Thäler Kasiristan, Tschitral, Gilgit und Dardistan. Westlich von Kleintibet hingegen spalten sich die Ketten des Himalaya immer weiter auseinander und lassen zwischen Kün-lün im N. und der südlichen Hauptkette Raum für die gewaltige Hochebene Bodhul oder Tibets, die sich bis in die unbekannten Gebirgsregionen des südöstlichen China erstreckt. Wir wollen im W. beginnend über diese Gebiete eine flüchtige Ueberschau halten.

Die südlichen Thäler des Hindu-kuh bis zum Indus und Kabul führen keine gemeinsame Benennung. Der Oesterreicher Dr. G. W. Leitner, der hauptsächlichste Erforscher dieses unwegsamen Gebietes, schlägt dafür den Namen Dardistan vor, abgeleitet von den Darbu oder Darden, welchem Stamme alle die einzelnen Völkerschaften dieser Thäler angehören.

An der N.-Grenze Dardistans dehnen sich die usbekischen Länder Badachshan und Kunduz aus; im S. läuft der Kabul, Dardistan von Afghanistan trennend. Viele Ströme durchziehen das Land, gleich dem Aderssysteme eines Blattes nach O. und W. fließend und in fünf bedeutende Flüsse sich ergießend, die dann das Land durchschneiden. Der bedeutendste und östlichste dieser Flüsse trennt Kasiristan von der Landschaft Kaschgar, heißt bei seinem Einflusse in den Kabul Kama, weiter aufwärts Kumar und an seinen Quellen Kaschgar oder Tschitral. Viele kleine Ströme, aus den tiefen Schluchten und gähnenden Abgründen der Seitenthäler als reißende Bergwasser hervorbrechend und vom Gipfelschnee der Berge gespeist, schwellen die größeren Flüsse, welche zur Zeit der Schneeschmelze nur auf Flößen passirbar sind. Zu beiden Seiten der Flüsse dehnen sich reiche Alluvialebenen aus. Temperatur und Klima wechseln sehr, da die Höhenunterschiede bedeutend sind. In den höheren Gebirgen fällt die Sommerhitze selten beschwerlich und in den Wintermonaten liegt der Schnee mehrere Wochen lang. Die tiefer gelegenen Thäler bleiben vor den scharfen Winterstürmen geschützt, und obgleich von hohen, ewig schneebedeckten Bergen umrahmt, wird doch die Hitze vom Juni bis in den August sehr drückend. Heftige Schneestürme sind im Winter sehr häufig; dann werden die Pässe ungangbar, und aller Verkehr zwischen den einzelnen Thälern ist auf Wochen abgebrochen.

Die Bewohner dieses Gebietes sind wie gesagt die Darbu oder Darden, unter welchen im engeren Sinne blos das Volk im Berglande von Schinati, im weiteren aber nicht nur die Stämme der Tschilasis, Astoris, Gilgitis und Durehis,

sondern auch das Volk von Gunza, Nagyr, Tschitral und die Siya-Bosch Kasiristan zu verstehen sind. Gilgit liegt im W. des Indus, Tschilas im SW. von Gilgit, Tschitral näher dem Hindu-kuh. Die Gebiete der Gunza und Nagyr liegen an einem Zuflusse des Gilgit, der in den Indus mündet. Westlich von Gilgit bis an die Grenze Afghanistans endlich wohnen in schwer zugänglichem Gebirgslande die verschiedenen Stämme der Siya-Bosch Kasirs. Die Namenszersplitterung bei diesen kleinen Bergvölkern ist ungeheuer, und eben so arg ist die Verwirrung in den Sprachen und Religionen. Unter diesen Dardubvölkern ist aber keines interessanter als jenes der sogenannten Siya-Bosch oder Schwarzbeinler, deren Unterwerfung zu allen Zeiten oft, aber stets erfolglos versucht worden; sie blieben unabhängig bis auf den heutigen Tag und wahrten ihren alten heidnischen Glauben. Die Gesichtszüge der Kasir sind ganz europäisch und sehr intelligent; sowohl blaue als schwarze Augen kommen vor, die Augenbrauen sind gewölbt, die Lider lang, die Stirn ist offen und breit; die Farbe des Haares wechselt von Schwarz bis Hellbraun. Die Gestalt beider Geschlechter ist hübsch und recht schlank. Die Siya-Bosch theilen sich in 18 Stämme, die übrigens durch die Kleidung sich nicht unterscheiden; ihre Städte und Dörfer — denn die Kasir wohnen niemals in Zelten — liegen meist am Bergeshang und zählen mitunter 400—500 Häuser. Die Siya-Bosch sind gute Viehzüchter und besitzen bedeutende Heerden von Rindvieh, Schafen und namentlich Ziegen; alle lieben den Wein; sie sind gegenwärtig mit Feuersteinflinten versehen, die wahrscheinlich aus russischen Fabriken stammen; ihre Raubzüge sind aber meist nur Repressalien gegen die Einfälle der Muhammedaner. Die Religion ist sehr einfach und reiner Götzendienst, und hat, beim Mangel einer Schriftsprache, auch kein strenge ausgearbeitetes System. Viele Gebräuche erinnern an jene der Parsis, zu denen die Siya-Bosch wohl in verwandtschaftlicher Beziehung stehen. Sie reden, obwohl in verschiedenen Dialecten, eine dem Sanscrit sehr nahe verwandte Sprache und scheinen daher Ueberreste der Ureinwohner der Länder am Kabul und im heutigen Afghanistan zu sein, was auch durch historische Schriften in afghanischer Sprache und von anderen muhammedanischen Schriftstellern bestätigt wird.

Das Gebiet des oberen Indus, wahrscheinlich das großartigste Hochgebirgsland der Erde, bildet das Reich Gholab Singhs, allgemein bekannt unter dem Namen Kaschmir, obgleich letzteres nur einen kleinen Theil des weiten Raumes darstellt, über das der „Maharadschah“ (Großkönig) von Kaschmir gebietet, und von dessen Ausdehnung die wenigsten Europäer vermuthlich einen genauen Begriff besitzen. Das Territorium des Maharadschah, welcher sich im Vertrage zu Amritsar am 16. März 1846 unter die Oberherrlichkeit der Engländer stellte, begreift eine große Mannigfaltigkeit des Klima, der physikalischen Merkmale und der Racen in sich, da es von den heißen Ebenen des Pandschab bis zu den unermesslichen Gletschern und dem ewigen Schnee der höchsten Himalaya-Gipfel sich erstreckt und Menschen von arischer wie von ural-altaischer Abstammung, sowie von muhammedanischem, buddhistischem und brahmanischem Glauben in sich schließt. Im Allgemeinen aber ist das Land gebirgig und zwar in so hohem Grade, daß man sich ordentlich wundert, wie für die Bevölkerung Raum überhaupt noch übrig bleibt. Zu Kaschmir gehört der District Dschamu, welcher strenge genommen ein besseres Anrecht hätte, dem Lande den Namen zu geben, da in der Hauptstadt dieses Districts der Maharadschah seine Residenz aufgeschlagen hat. Dschamu liegt



Fluß durchzieht und worin der Wollar-See liegt. Diese Hochebene hat im Mittel 1620 M. Höhe, so daß das ganze Kesselthal an einen colossalen Krater erinnert. Unter den Gipfeln des umgebenden Kranzes erheben sich die höchsten im O., doch führen allerwärts gangbare Pässe nach den Nachbarländern zwischen denselben hindurch. Kaschmir ist wiederholt als Paradies mit ewigem Frühlinge geschildert worden, und der Großmogul Schah Dschehangir pflegte zu sagen: „Ich würde lieber das ganze große Indien einbüßen, als mein liebes Kaschmir verlieren mögen.“ Die landschaftlichen Elemente zu diesem Paradiese sind die schneetragenden Pässe, die malerischen Thalschluchten, die zahlreichen See'n und schönen Ströme mit ihren Wasserfällen, die herrlichen Wälder und der reiche Blumenschmuck der Ebene. Unter den See'n ist der vom Jhelum durchflossene Wollar der bedeutendste, der Manasa-Kul aber der schönste. Diese und alle die Zuflüsse des Jhelum machen Kaschmir zu einem herrlich bewässerten Lande. An den Ufern des Jhelum, in einem Thale, 1830 M. über dem Meeresspiegel, 100 Km. lang und 65 breit, umgeben und geschützt von prächtigen Gebirgen, mit einem milden Klima und üppiger Vegetation, erhebt sich die Hauptstadt des Hochthales, Srinaggarr, die Sonnenstadt, welche sich namentlich an der rechten Seite des Stromes hin ausdehnt. Sie muß einst viel volkreicher gewesen sein als jetzt, wo ihre Einwohnerzahl sehr verschieden, zwischen 40,000 und 120,000 Köpfen angegeben wird. In mancher Hinsicht läßt sich Srinaggarr mit Florenz vergleichen, während manche seiner Canäle Scenen bieten, wofür selbst in Venedig keine Parallele aufzufinden ist. Wie dieses ist es eine Stadt der Brücken, welche, aus übereinandergelegten mächtigen Stämmen der herrlichen Deodwara-Ceder gebaut, über die zahlreichen Canäle oder vielmehr Flußverzweigungen führen, die die Stadt durchziehen und mit dem nahen See, dem etwa 8 Km. langen und halb so breiten Dal, verbinden. Ein Unterschied besteht nur darin, daß in Srinaggarr die Canalufer mit grünen Bäumen eingefast sind. Vermittelt einer Anzahl von Schleußen gibt der Dal Wasser an den Jhelum ab, wenn derselbe niedrigen Stand hat, wenn aber der heilige Strom Hochwasser bekommt und über den Spiegel des See's anwächst, schlägt er vermöge seines Druckes die Schleußen zu. Von diesen Verbindungscanälen zwischen Dal und Jhelum ist der Sut-i-kul oder Apfelbaumcanal großartig schön; den Fluß bedecken Wasservögel mit buntfarbigem Gefieder und herrliche Bäume streben an seinen lotosbesäumten Ufern himmelwärts; auf dem Dal aber schwimmen seltsam geformte Gärten, die wohl an die, jetzt freilich zum großen Theile nicht mehr schwimmenden, sogenannten Chinampas im See von Tezcuco bei Mexico erinnern mögen. Unter den mannigfachen Gewächsen, welche das Auge entzücken, leuchtet die hornige Wassernuß (*Trapa bispinosa*) als Rußpflanze hervor, woraus die Leute in Kaschmir ein schmachtendes Mehl und Brod bereiten. Herr Wilson (*The abode of snow. Observations on a journey from chinese Tibet to the Indian Caucasus through the upper valleys of the Himalaya. Edinburgh et London 1875. 8°.*) erzählt, daß 60,000 Tonnen dieses Gewächses aus dem Wollar-See allein alljährlich gewonnen werden.

Die Bevölkerung des ganzen Staates ist in die arische und nicht-arische zu sondern. Erstere zerfällt wieder in fünf Familien: die Dogra, Chibali, Bahari, Kaschmiri und Darden; die nicht-arischen Tibetaner dagegen in die drei Familien der Baltis, Ladakhi und Champa. Die Arier, meist sunnitische Muhammedaner, sind zweifelsohne die schönsten Hindu. Das Volk hat den ausgesprochenen indogermanischen Typus, und der französische Reisende Wilhelm Dejean bezeichnet dasselbe als eine quasi-europäische Race. In Kaschmir fehlen Merkmale, welche sonst so oft bei den Indiern unangenehm berühren, nämlich die hageren Gliedmaßen, die vorstehenden Backenknochen und die sehr dunkle Hautfarbe. Die Männer sind breit und herkulisch gebaut, dabei dennoch gut proportionirt und von männlichen Gesichtszügen. Da sie ihre Race reiner erhalten haben als die Hindu im Unterlande, besizen sie auch eine hellere Hautfarbe. Die Weiber sind frisch und schön, daher für die Harems in Hindostan gesucht, haben aber überraschend viel Jüdisches in ihren Zügen. Die Bäuerinnen, welche in der Sonne auf dem Felde arbeiten, sind allerdings oberflächlich gebräunt, wie das auch bei uns in Europa während der Sommermonate der Fall ist, und in Kaschmir ähnelt dann ihr Teint jenem der Frauen in Pandshab, aber jene der wohlhabenden Classen sind nicht dunkler als durchschnittlich die Italienerinnen. Die Kaschmirer sind leb-





nauer Kenner des Landes, Frederick Drew (*The Jummoo and Cashmere territories, a geographical account*. London 1875. 8°.), die geringe Bevölkerung dieser Himalaya-Districte zu. Die Glieder des Stammes Gaddi erregen namentlich durch die merkwürdigste aller Hutformationen Effect. Die Champas dagegen scheinen sich mehr durch ihre Organisation und namentlich ihre Lungen als ihre Kleidung auszuzeichnen. Sie leben auf den Hochpässen Kaschmirs und finden es unbehaglich, ja nahezu unerträglich, unterhalb einer Höhe von 3320 M. über der Meeresfläche zu athmen. Am liebsten lagern sie an den Ufern eines ausgedehnten Salzsee's in einem einsamen Hochthale von fast 4000 M. Höhe. Sie leben in Zelten und es herrscht Polyandrie unter ihnen. Der Gebrauch des Waschens scheint ihnen völlig unbekannt zu sein. In Baltistan leben Menschen vom nämlichen Stamme wie in Ladakh, doch sind sie zum Islam bekehrt und haben damit die Polyandrie mit der Polygamie vertauscht, was zum Resultate gehabt hat, die Bevölkerungsziffer in solchem Maße zu schwellen, daß das Land sie nicht mehr ernähren kann und Auswanderung nothwendig ist. Es scheint, daß ein Theil der Baltis dem Maharadschah von Kaschmir als Soldaten dient.

Jenseits des Indus erhebt sich die Kette des Karakorum oder Muztagh, d. i. Gletschergebirge, wie die Bewohner von O.-Turkestan ihn nennen, während sie mit Karakorum nur den so benannten Paß bezeichnen. Der Karakorum beginnt ebenfalls an dem schon erwähnten Knotenpunkte Puscht-i-Kahr, wo er mit der Pamir und dem Hindu-kuh zusammenläuft, und zieht sich in der Richtung nach OSO. bis in die Nähe der Indusquelle im chinesischen Tibet hin.

Von seiner Fortsetzung östlich vom Passe Tschang-Tschenmo hinaus ist nichts Bestimmtes bekannt; ob er sich mit der hohen Gruppe der Kailas-Gipfel des Himalaya an den heiligen Quellen des Indus und Brahmaputra vereinigt, oder seinen Charakter als einzelne Kette verliert und mit ausstrahlenden Armen in das Hochplateau von Tibet übergeht, muß erst noch ermittelt werden. Die höchsten Gipfel kommen in dem Theile der Kette vor, der zwischen dem Karakorum-Passe und dem Beginne des Gilgitthales liegt; dort erreichen einige Gipfel die Höhe von 7620—7925 M., der Stamm eine durchschnittliche Erhebung von 6000—6300 M., und der höchste, unfern des Muztagh-Passes befindliche Dapsang erhebt sich sogar zu 8619 M. In die N.-Seite der Kette dringen hier lange Querthäler ein, während die dem Indus zugekehrte S.-Seite steilere Abhänge bietet und wilder ist als die N.-Seite. So hat augenscheinlich der Boden im N. eine bedeutendere allgemeine Erhebung als südlich von der Kette im Indusbecken. Die Richtung NW—OSO. behält der Karakorum vom Puscht-i-Kahr bis jenseits des gleichnamigen Passes bei, hier aber wendet er sich gegen S. und steigt wieder zu höheren Gipfeln an. Von da an ostwärts bildet er den südlichen Rand der Hochplateaux, die sich mit einer durchschnittlichen Höhe von 5000 M. nach dem Kün-lün hinziehen, und setzt sich ostwärts von dem Tschang-Tschenmo nach dem tibetanischen Pangong-See fort. Der Stamm des Karakorum, und nicht jener des Kün-lün, ist es, welcher die Wasserscheide zwischen N. und S. in Hochasien bildet; seine Schneelinie scheint im N. 5670, im S. 5550—5600 M. zu erreichen. Sehr bedeutend ist die Höhe der Pässe. Die beiden Hauptpässe über den mehr centralen Theil der Kette sind der Muztagh und der Karakorum, letzterer 5583 M. hoch. Der Weg über ihn kommt vom oberen Schahol, einem der Hauptnebenflüsse des Indus, im S. und steigt nordwärts vom Passe auf das Plateau von Aktagh herab, um weiter im Thale des Jarland-Flusses nach O.-Turkestan zu führen. Der dritte Paß, der Tschangtang oder Tschang-Tschenmo kreuzt die Bergkette mehr im SO. hin in einer Höhe von 5942 M. und ist merkwürdig bequem. Die Hauptschwierigkeit beim Ueberschreiten dieses Gebirges liegt in der verdünnten Luft bei so bedeutender Höhe und der Unfruchtbarkeit der Umgebung, durch welche beide die Lastthiere viel zu leiden haben. Zwischen Karakorum und Kün-lün strecken sich ausgedehnte Hochebenen aus. Freilich bleibt die Höhe nicht dieselbe, man kreuzt mehr oder weniger hohe Parallel-



Das eigentliche Tibet, das Land zwischen Kün-lün und Himalaya, stellt sich dar als eine longitudinale Thalregion von gewaltiger Dimension, deren Boden von verschiedenen kleineren Plateaux eingenommen wird. Einer der besten Kenner Tibets, Hodgson, schildert die physikalische Gestalt dieses Landes folgendermaßen: „Tibet ist ein abgestumpftes, dreieckiges Plateau, das sich von SO. nach NW. zwischen dem 28.<sup>o</sup> und 36.<sup>o</sup> n. Br. und dem 72.<sup>o</sup> und 102.<sup>o</sup> östlichen Längengrade ausdehnt. Es ist sehr kalt und trocken, Dank seiner ungemeinen Höhe, die durchschnittlich 3650 M. über der Meeresfläche beträgt, den gewaltigen Schneegebirgen, die es einrahmen und sich im S. bis zu 6000 M. erheben, dem Mangel an Wolken und Regen, Dank einer außerordentlichen Dünnhcit der Atmosphäre, seinem sandigen und salzigen Boden und endlich, in Rückwirkung all dieser Ursachen, seiner ungemein spärlichen Vegetation. Es ist im S. von dem Hemachal, im N. vom Kün-lün, im W. vom Behir, und im O. vom Yun-ling begrenzt, die zum größten Theile von ewigem Schnee bedeckt sind und deren Pässe schon 4870—5180 M. hoch liegen.“ (B. H. Hodgson. *Essays on the languages, literature and religion of Nepal and Tibet; together with further papers on the geography, ethnology and commerce of those countries.* London 1874. 8<sup>o</sup>.)

In der Mitte des breiten Thales erhebt sich bis zu 4800 M. eine mächtige Bodenschwelle, welche dasselbe in ein westliches und ein östliches Becken scheidet. Zu W.-Tibet gehören die kaschmirischen Landschaften Baltistan und Ladakh, dann die Provinz Gnari Khorsum des chinesischen Tibet; das östliche Becken ist das Bodnol, bestehend aus den Provinzen Kham, Ue und Tsang, welches letzteres Gebiet wieder in zwei getrennte Theile, Tsang und Dogthol zerfällt. Die Provinz Kham ist die an China grenzende; ihr Hauptort Khamdo; südwestlich von diesem liegt Bortga, die erste Station permanenten Aufenthaltes für christliche Missionäre, woselbst auch die erste christliche Gemeinde in Tibet sich bildete. Die Provinz Ue ist die kleinste, aber die wichtigste. Dort ist zu Lasa (Lhasa) der Sitz des „Dalai-Lama“, des geistlichen Oberhauptes der Buddhisten und Beherrschers des östlichen Tibet, wenn auch gegenwärtig unter chinesischer Oberhoheit. Letztere erstreckt sich auch auf Gnari Khorsum; die Verwaltung haben die Chinesen hier sogar noch mehr in die Hand genommen wie in O.-Tibet. Nur darin zeigt sich die chinesische Regierung bis jetzt noch nachgiebig, daß zwei geborne Tibetaner als oberste functionirende Behörde für Gnari Khorsum gewählt werden. Diese sogenannten „Garphans“ werden für je drei Jahre ernannt und haben im Sommer zu Gartok, im Winter zu Gargunsa ihren Sitz. Zur Landesvertheidigung findet sich in Gnari Khorsum, wie im Gebiete des Dalai-Lama, eine Art Landeswehr, in die, wenn auch gering an Zahl, die ganze männliche weissenfähige Bevölkerung eingereiht ist. In der nicht ganz unberechtigten Angst, gleich Indien der Fremdherrschaft der lündergierigen Briten zu verfallen, schließen die tibetanischen Beamten das Reich eifersüchtig vor jedem, auch noch so harmlosen Besuche ab. (Siehe: Hermann von Schlagintweit. *Reisen in Indien und Hochasien.* Jena 1872. 8<sup>o</sup>. III. Bd.)

Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß unsere Kenntniß des Inneren Tibets noch äußerst lückenhaft ist. Mit Ausnahme einiger Missionäre haben nur sehr wenige Europäer das Land betreten; den südlichen Theil haben in den letzten Jahren unterrichtete Hindu, sogenannte „Panditen“, erforscht, der N. gähnt auf unseren Karten immer noch in trostloser Leere; bloß im äußersten NO. ist es dem wackeren Russen Prischewalski gelungen, von der südlichen Mongolei aus bis



in das Gebiet des großen See's Kuku-noor und die Landschaft Tschaidam einzubringen. „Nie in meinem Leben,“ schreibt Prschewalski, „habe ich einen so schönen See wie den Kuku-noor gesehen. Sein Salzwasser schillert in tiefblauer Farbenpracht und die umliegenden schneebedeckten Berge (es war im October) bildeten einen weißen Rahmen um die weit ausgedehnte Wasserfläche, die östlich von unserem Lagerplatz unter den Horizont verschwand. Die Steppen in der Umgegend sind äußerst fruchtbar und von einer großen Menge Antilopen (*Antilope gutturosa*) belebt; die Mongolen und Tanguten sind hier sehr zahlreich vertreten und überall weiden ungeheure Heerden auf den Grassflächen.“ Die absolute Höhe des See's beträgt etwa 3040 M. Nachdem Prschewalski und seine Begleiter die hohen Berge überschritten hatten, die sich auf dem südlichen Ufer des Kuku-noor erheben und bis auf 600 Km. westlich vom See erstrecken, traten sie in die Landschaft Tschaidam ein; die ganze Gegend besteht aus einem ungeheuren salzigen Sumpfe mit vollständig ebener Oberfläche, die mit Schilf bestanden ist, und muß in einer nicht gar zu fernen Epoche der Boden eines großen See's gewesen sein. Sie liegt etwa 300 M. niedriger als der Kuku-noor und wird von dem beträchtlichen Flusse Bajangol von O. nach W. durchflossen. Gegen N. begrenzt durch die Gebirge südlich vom Kuku-noor, gegen S. durch die Kette Burkhan-Buda, verliert sich die sumpfige Ebene von Tschaidam im fernen W. und dehnt sich, nach den Aussagen der Mongolen, ohne Unterbrechung bis zum Lop-noor aus. In diesem Gebiete leben wilde Kameele in Freiheit, denen die Mongolen Tschaidam nachstellen. Südlich von der Kette Burkhan-Buda, welche die Grenze des kalten und öden Hochlandes des nördlichen Tibet bildet, erhebt sich das Land zu 4250 bis 4600 M. absoluter Höhe und behält dieselbe bis zum Gebirge Tanla. Auf diesem ungeheuren Plateau thürmten sich wieder riesige Gebirge auf, so die Schuga- und die Gurbu-Naidshi-Kette, welche beide die Schneelinie erreichen. Die Gurbu-Naidshi-Kette bildet den Anfang des großen Kün-lün-Systems, welches den westlichen Theil von Tschaidam und die Ebenen des Lop-noor im S. begrenzt. Ueberall, wo etwas Gras wächst, begegnet man ungeheuren Heerden von Hals (Poëphagus grunniens), Gazellen, Antilopen, Dromedars, Alben (neue Arten) und Bergschafen, die zuweilen in Schaaren von mehreren Hunderten beisammen sind. Prschewalski entdeckte auch eine neue Art Mufflon (*Ovis argali nov. spec.*) mit schneeweißer Brust, und seiner Karawane zogen beständig Wölfe nach, die sich von dem wegen Ueberfülle weggeworfenen Fleisch der erlegten Thiere nährten.

Die Tanguten, welche in großer Menge Kansu, Kuku-noor und Tschaidam bewohnen, erinnern ihrem Typus nach an unsere Zigeuner, welchen sie noch mehr im Charakter gleichen. So roh der Mongole dem Europäer erscheint, so ist er im Vergleich zum Tanguten doch immer noch ein civilisirter Mensch. Seine Wohnung, die Jurte, ist ein Palast gegen das Zelt des Tanguten, in welchem man zuweilen bis an die Kniee in Schmutz tritt und wo etwas auf die Erde geworfenes Gesträuch als Ruhestätte dient. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der Bau eines Marmelthieres oder eines Pfeishafens (*Lagomys*) zehnmal wohlthlicher ist, als die Behausung des Tanguten. Das Thier hat wenigstens ein weiches und warmes Lager, während das Zelt des Tanguten, das aus einem Gewebe, so dünn wie ein Sieb, gemacht ist, ihn weder gegen den Regen noch gegen die Winternächte schützt. Den Hauptcharakterzug der Tanguten bildet die Neigung zum Diebstahl und Betrug. In dieser Beziehung übertreffen sie die Chinesen und sind für die letzteren, was diese für die Mongolen sind. Ein Stamm dieser Race, die Kara-Tanguten, die hauptsächlich die Landschaft Kuku-noor bewohnen, lebt vom Raube und verbreitet unaufhörlich Schrecken über das Land. Die Mongolen sind der Gegenstand der Angriffe von Seiten der Kara-Tanguten, die ihnen nicht nur Vieh wegnehmen, sondern auch die Einwohner tödten oder sie in die Sklaverei führen.

Das südliche Tibet, von den nördlichen Parallelzügen des Himalaya durchstrichen, wird von dem gegen NW. fließenden Indus und dessen Nebenflüsse, dem Satledsch, sowie von dem oberen Brahmaputra, der in umgekehrter Richtung strömt, bewässert. Dieser, welcher in Tibet den Namen Yaru-zang-bo-tsin oder kurzweg Sangpo, später Dihong führt, ent-

springt etwas östlich von den Indus- und Satledschquellen im N. des Himalaya und ist schon in Tibet ein sehr mächtiger Strom. Sein Flußnetz liegt hier in 5200 M. über dem Meeresspiegel und wird im N. durch eine hohe Gebirgskette begrenzt, jenseits welcher das Becken des großen Tengri-Moor liegt, der auf unseren Karten auch als Tschunghen-Moor oder Jang-Namtscho-See erscheint, bis jetzt aber noch von keinem europäischen Forscher besucht worden ist.

Ueber das südliche Tibet brachte am meisten Licht die 1874—1875 ausgeführte Reise des gelehrten Panditen Rain Sing, welcher dasselbe von W. nach O. durchwandert und auf dem Wege durch Assam glücklich nach Indien zurückkehrte. Im Juli 1874 brach Rain Sing zu Le auf, überschritt bei Tschagra die Grenze von Tibet und erreichte bei Roh im Bezirke Rudol den 160 Km. langen, aus einer Reihe von See'n bestehenden Pangong-See, dessen Wasser im östlichen Theile trinkbar, im westlichen dagegen salzig ist. Von Roh führt der Weg über das Plateau ostwärts, einem breiten, grasreichen Thale entlang, wo Heerden von wilden Eseln, Antilopen und Riesenschafen (*Ovis Ammon*) in großer Zahl weideten. Ausgedehnte Wasserflächen werden auf diesem 4180—4570 M. hohen Plateau allenthalben angetroffen. Die meisten dieser See'n sind salzig. Die Bewohner des Landes gehören zum Stamme der Kampa, welcher vor einem Vierteljahrhundert aus dem östlichen Tibet hier einwanderte. Es sind breitschulterige, wohlgebaute Männer, gekleidet in Schaffellröcke, Filzhut und aufwärts gekrümmte, spitzschnabelige Lederstiefel. Sie sind tüchtige Reiter und auch die Frauen sind immer im Sattel. Ihre schwarzen Zelte fertigen sie aus dem Haare des Naks und außerdem bereiten sie noch ein grobes wollenes Tuch. Ihre Nahrung besteht in Fleisch, Butter, Käse, Milch und ein wenig Mehl zum Verdicken der Suppe. Am 17. September erreichte Rain Sing die Goldfelder von Thol-Daurakpa. Dieselben sind weniger bedeutend, als die von Thol-Malung, welche er 1867 besuchte. Die gesammte Goldausbeute aus diesem und noch zwei anderen, weiter östlich gelegenen Fundplätzen beträgt jährlich etwa 160,000 M. In der Fortsetzung der Reise in ostostsüdlicher Richtung folgt die Route auf einer Strecke von 290 Km. dem Gangdis-ri, einem nördlichen Zuge des Himalaya. Unter den schneebedeckten Gipfeln dieses Gebirges fällt durch seine Höhe 7620 M. der Targot-jap auf; zu seinen Füßen breitet sich in der Gestalt einer 8 ein von Bergen umschlossener See, der Dangrajum, aus, dessen Ufergebiet den Bezirk Naksschang Ombo bildet. Der Bezirk Ombo ist geographisch insofern merkwürdig, als er bei einer Seehöhe von 4650 M., mithin einer der höchsten des Plateau's, in weitem Umkreise die einzige Gegend ist, wo eine Ackerkultur (Gerste) zu bemerken. — Von hier aus gelangte Rain Sing auf dem Wege zu dem etwa 320 Km. östlich entfernten Tengri-Moor durch das Gebiet eines ausgedehnten Systems von See'n. Dieselben, von Fischen und Vögeln massenhaft belebt, sind die Sammelbecken zahlreicher Flüsse, die in dem Gebirgszuge, welcher das Plateau vom Thale des Brahmaputra scheidet, ihren Ursprung nehmen. Der größte dieser See'n ist der schon erwähnte Dangrajum-tcho, welcher 72 Km. in der Länge von S. nach N. und 40 Km. in der Breite mißt. Der große See Tengri-Moor wird im Lande Nam-tso, d. h. „Himmelssee“, genannt, wegen seiner hohen Lage. Es ist ein prachtvolles Wasserbecken von 80 Km. Breite in 4712 M. Seehöhe; im S. wird es von hohen Schneebergen begrenzt, an denen enorme Gletscher niedersteigen. Der höchste Gipfel dieser über 240 Km. langen Kette ist der herrliche Pil Dschang Nindschinthangla, der sich bis über 7600 M. über das Meeresniveau erhebt. Die Berge sind weniger hoch im N. des See's, der für heilig gilt und trotz seiner von bewohnten Stätten entfernten Lage, wegen der an seinen Ufern und Inseln erbauten buddhistischen Klöster von vielen Pilgern besucht wird. Dem nördlichen Ufer des Tengri-Moor (dessen Höhe über dem Meere 4712 M. beträgt), und dann nach S. abbiegend, erreichte Rain Sing Lasa, dann das südöstlich, unweit des Brahmaputra gelegene Mönchs-Kloster Samaje-gonpa. Stromabwärts, etwa unter 91° 42' ö. L. von Gr., auf

...mer 450 M. breiten und 6 M. tiefen, trägflicßenden Brahmaputra-Fluss. Die Stadt Tichetang mit ihren 2 Klöstern und 700 Lama-Nonnen (3500 M.) steigt die Route durch das Thal des Zelung-Flusses zum Brahmaputra, zu dem in der Höhe von 4940 M. über der Himalaya führenden Karakoram-Paß empor, um nach Ueberwindung des Karakoram-Passes in das Thal von Lawang (3135 M.) abzufallen. In dem nahen Tichuthang-Thale, kommen die Kaufleute von allen Seiten zu einer großen Messe zusammen, um ihre Waaren auszu-

Das ungeheure Gebirgswall des Himalaya, Tibets Begrenzung im S. und W., reicht in fast ungebrochener Kette vom Hindu-Kuh im NW. nach Osten nach Birma, wo das Thal des Brahmaputra das O.-Ende dieses nach N. geöffneten Bogen streichenden Gebirges bezeichnet. Was von dem Brahmaputra weiterhin nach O. auf der hinterindischen Halbinsel zu Gebirgen liegt, lassen wir nicht mehr als Fortsetzungen oder Verzweigungen des Himalaya gelten; die Kenntniß der südchinesischen Hochgebirge ist uns noch viel zu unvollkommen, um einen solchen Zusammenhang behaupten zu können. Der Himalaya, unter welchem hier nur die südlichste Kette der verschiedenen Parallelzüge zu verstehen ist, welche das ganze System ausmachen, besitzt eine von W. nach O. wachsende Breite, im Durchschnitt von 300—370 Km., fällt gegen Hochasien zu sanft, zum indischen Festlande nach S. jedoch steil ab. Weit im Innern des Continents liegt die Grenze des Hochgebirgs, welches von der Meeresküste aus nicht zu erreichen, ohne alle Vorberge, gleich einer hohen stark geneigten Mauer, die auf einer Ebene erbaut ist, emporsteigt. Den Südfuß umgibt das Sumpfland „Terai“ in einer Breite bis zu 20 Stunden. Seine Bodenbeschaffenheit fördert eine üppige Vegetation, die sich reich und vielgestaltig in den prächtigsten Exemplaren der Tropenpflanzen, als: Palmen und Calamus in verschiedenen Arten, Gummibäume, Bambu, Schlinggewächse, entfaltet. Aber in den schädlichen Dünsten, welche der Erde entsteigen und sich beständig in einer feinen Nebelschicht darüber lagern, in den gefährlichen Raubthieren und giftigen Reptilien, welche hier haufen, droht dem Wanderer Krankheit und Tod. Das armfelige Menschengeschlecht, welches hier seine Wohnstätten aufgeschlagen hat, die Volksas, baut — darum zu seinem Schutze die elenden Hütten, in welchen es seine kümmerliche Existenz fristet, mehrere Fuß hoch über der Erde. Im Bau des Himalaya fällt besonders das Enge, Schluchtartige der Thäler des äußeren Gebirgstheils auf, denen jedoch Wasserfälle durchweg fehlen. Thäler von sanfter Neigung und angemessener, für die Besiedlung günstiger Weitung, wie z. B. das Innthal in Tyrol, sind sehr selten. In einer Seehöhe von 1820—2130 M. liegen die Sanitarien oder Gesundheits-







stationen der in Indien hausenden Briten, Luftcurorte, welche besonders in den ersten Stadien der Lungenkrankheiten sich sehr erfolgreich erweisen. Mineralquellen und Vulcane finden sich in dem aus Granit und Glimmerschiefer bestehenden Massengebirge nicht.

Man kann den Himalaya in einen westlichen, einen centralen und einen östlichen theilen. Die W.-Gruppe reicht von der Beugung des Indus nach S. bis zur Indusquelle. In ihr liegen die Landschaften des Maharadschah von Kaschmir, sowie die englischen Provinzen Kulu, Spiti, Lahul, Kanaur. Ein eigentlicher Stamm existirt hier nicht, doch ist die Gruppe reich an Hochgipfeln über 7000 M.; der Nanda Devi steigt sogar zu 7808 M. empor. Die Flüsse, welche in dem südlichen Gebirgscomplexe entspringen, haben die Eigenthümlichkeit, daß sie ihren Weg nicht sofort in die Ebene finden, sondern oft viele hundert Km. weit in Längenthälern zwischen den Ketten und parallel mit ihnen dahinfließen, bis sie endlich ihre Kraft zusammennehmen und durch eine Spalte in der Gebirgsbarriere aus ihrem Gefängnisse ausbrechen. Das auffälligste Beispiel ist der Indus, der auf tibetanischem Gebiete entspringend, hinter fünf Ketten des Himalaya gegen NW. läuft, bevor er seinen Wendepunkt erreicht, und alle fünf durchbricht, um südwärts in die indische Ebene hinauszutreten. In diesem weiten Bogen schließt er den ganzen Lauf seiner fünf großen Zuflüsse ein, die dem Pandischab (Fünftstromlande) den Namen geben. Jeder aber von diesen ahmt das Beispiel in kleinerem Maßstabe nach, und diese Schluchten, in welchen sie die Bergketten durchschneiden, bilden die wildesten Scenerien im Himalaya. Die Stämme der Volkas, Kavat, Tharus u. s. w., welche diesen Theil des Himalaya bewohnen, stammen von den Hindu; ihre hervorstechenden Eigenschaften sind vollständige Ehrlichkeit, Liebe zur Familie und zur Heimath, Pietät und religiöse Gesinnung, die bis zum Abergläubischen ausartet. Die Zahl der Brahmanen, welche sich in den Gebirgsgegenden herumtreiben und von den Einwohnern, sowie dem Almosen der „Fakirs“ (Pilger) leben, ist denn auch ungemein groß.

Der centrale Theil des Himalaya, von der Indusquelle bis zum Gangeszuflusse Tista, ist durch Querthäler von N. nach S. vielfach zerschnitten und trägt die Riesengipfel der Erde. Als die zwei bemerkenswerthesten Zinnen nennen wir bloß den Dhaulagiri (8576 M.) im W. und den Gauri-Sankar oder Mount Everest (8840 M.), den höchsten Berg unseres Planeten, im O., dem weiterhin der Kantchindschinga mit 8583 M. folgt. Man nennt diesen centralen Theil des Himalaya auch den nepalesischen, weil derselbe fast gänzlich von dem selbstständigen Reiche Nepal eingenommen wird. Unter Nepal verstehen wir einen langen Streifen Landes, gegen N. von den Gipfeln des Himalaya begrenzt, gegen S. aber gleich einer gigantischen Welle mit immer geringeren Abstufungen in die indische Ebene abfallend. Am nördlichsten ziehen als Schaumspitzen dieser Welle die eisglänzenden Rämme des Himalaya hin, dessen enorme Gebirgsmasse, nachdem sie zweimal bis zu 3050 M. herabgesunken, plötzlich rapid bis zu etwa 300 M. über die nord-indische Ebene sich erniedrigt, um dann jäh wieder aufzusteigen. Hier bilden eine lange Sandsteinkette und „Thuns“ eine andere, aber kleinere Welle, etwa 900—1220 M. über dem Meerespiegel. Diese undulirt hinüber in das sogenannte „Bhaver“ (ein trockenes Waldband), das seinerseits sich wieder in lang geschwungenem Bogen in die Terai-Region, ein im Ganzen feuchtes, ungesundes malariaverpestetes Gebiet, absenkt. Dieses Terai liegt tiefer als die nord-indische Ebene und ist eigentlich nur eine Wiederholung der bisher beobachteten Wellenformation, die Mulde einer neuen Welle. Einige seiner Theile sind mit niederem Dschungel bedeckt, in welchem sich Dörfer der elendesten Art erheben; andere Strecken sind unbewohnbare Wüsten, die ein grober Graswuchs bekleidet. In diesen Landstrichen besteht keine festgezogene Grenzlinie zwischen Nepal und den britischen Besizungen und wird vielleicht auch niemals bestehen. Es gibt aber auch fruchtbare Theile des Terai an der indisch-nepalischen Grenze. Den Kern bildet der schöne, gut bewässerte und fruchtbare Thalkessel, worin die Hauptstadt Katmandau mit 50,000 Einwohnern gebettet ist. Sie ist eine schöne Stadt mit gepflasterten Straßen, anmuthigen Häusern und vielen Tempeln zwischen den Gärten,

und verräth in ihrem Aeußeren das Zusammengehen indischer und chinesischer Elemente. Das von einem „Radcha“ (König oder Fürst) aus dem Stamme der kriegerischen Ghorkas despotisch regierte Land ist sehr productiv, besonders maassreich, und wird von etwa 2 Millionen Menschen bewohnt. Die Bevölkerung besteht theils aus brahmanischen Hindu (Parabatija), theils aus buddhistischen Remaris, einen indisch-tibetanischen Milchvolk, theils aus Burijas, die als Hirten im Hochgebirge umherziehen. Es herrscht deshalb eine große Sprachverwirrung im Reiche, innerhalb dessen Grenzen nicht weniger als 13 Dialecte gesprochen werden.

In der östlichen Gruppe des Himalaya ragt der Dschamalari mit 7300 M. als höchster Gipfel hervor; sie zerfällt in verschiedene Landschaften, nämlich in Sikkim, Bhutan und Assam. Von Sikkim ist ein Theil ein britischer Vasallenstaat unter einem einheimischen Radcha, der andere ein britischer Bezirk mit der ob der Reize ihrer Lage und ihres trefflichen Klima's hochgepriesenen Hauptstadt Dardschiling. Bhutan, ein Staat von 50,000 □ Km. mit etwa <sup>3</sup>/<sub>4</sub> Million Buddhisten tibetanischer Abkunft und Sprache, eritreut sich einstweilen noch seiner Unabhängigkeit und wird von zwei Herrschern, einem geistlichen, „Deb Radcha“, und seinem weltlichen Stellvertreter, dem „Dharma oder Dhwana Radcha“, regiert, welcher letzterer von den drei mächtigsten „Rillos“ oder Statthaltern gewählt und selten länger als drei Jahre auf dem Throne geduldet wird. Sämmtliche Beamte sind Priester, deren Einfluß überhaupt bedeutend ist. Die herrschende Religion ist der Buddhismus in seiner nördlichen Form, die wir als Lamaismus bezeichnen. Bhutans Hauptstadt ist Tasi-tcho-song (Taschindon). Assam endlich, die vom Brahmaputra durchströmte Landschaft, trägt schon ganz den Charakter Indiens, dessen nordöstlichste Provinz es auch in der That bildet. Wir erwähnen hier deshalb bloß, daß die Engländer sich bemühen, von Assam aus einen Ueberlandweg nach dem südlichen China ausfindig zu machen.

#### §. 14. Die vorderindische Halbinsel.

Dem ausgedehnten Massiv Hochasiens ist die etwa 3,850,000 □ Km. große Halbinsel Vorderindiens gerade so angeschweißt wie dem Festlande Mitteleuropa's Italien, und so wie dieses wird sie durch ein hohes Gebirge im N. begrenzt. Der Himalaya, das größte Gebirgssystem der Erde, ist wie die Alpen ein relativ sehr jugendliches Gebilde, denn keines seiner Gesteine reicht über das Cöcän, die älteste der drei großen Abtheilungen der Tertiärzeit, hinauf. Die Solimanfette aber, welche Indien im W. von dem afghanischen Hochplateau scheidet, gehört größtentheils einer noch viel jüngeren Periode an. So ist denn Indien gerade so wie Italien dereinst eine Insel gewesen, und erst die Ausfüllung des Ganges-Thales, wie dort jene der Poebene, stellte die terrestrische Verbindung mit dem asiatischen Festlande her.

Die Grenzen des alten Indien müssen wir daher, nicht wie heute an seinem Rande, sondern in den paläozoischen Gesteinen suchen, welche in den Höhenzügen des dormaligen Centralindiens sich vorfinden. Die nördlichste Region, östlich vom Indus, welche aus der Sandwüste aufsteigt, heißt die Arabulli-Kette, deren höchster Pil, der Abu, bis zu 1520 M. über dem Meeresspiegel sich erhebt. An

ihrem östlichen Ende begegnet sich die Aravulli-Kette mit dem etwa 6—900 M. hohen Bindhya-Plateau, welches nördlich und östlich gegen das Gangesthal, nach W. hin gegen die Thäler der Nerbudda und Tapti abfällt. Im SO. und SW. des Bindhya-Gebirges erstrecken sich zwei andere Ketten: die südöstliche trägt verschiedene Benennungen, begleitet die W.-Grenze des Gangesthals und endet in Orissa und am Meere; die andere zieht durch Berar und Nagpur, heißt zuerst Satpura, und dort, wo sie auf die Ausläufer des Bindhya trifft, die Mahadev- oder Mahadeva-Kette, welche nach Orissa überseht. Gegen S. fortschreitend, verbinden sich die nur durch den Godavery und Krishna unterbrochenen Höhenzüge und setzen sich unregelmäßig fort bis zum Plateau von Mysore (Mäsur) und der oberen Erhebung der nördlichen und westlichen Ghats, welche als Annimullans, Pulnans und andere geringere Höhen sich bis Cap Comorin erstrecken. Natur und Leben der indischen Halbinsel bestimmt der uns schon bekannte Himalaya. „Er schützt vor den rauhen Winden, welche von N. her über das Hochland von Centralasien kalt und zerstörend brausen; er hemmt aber auch die Regenwolken, die gesammte Feuchtigkeit des Oceans, welche die Passatwinde vom Südmeere herantreiben. So müssen diese Wolken ihren Wasservorrath in den Ebenen am Fuße ergießen und die Sommergluth in Kühlung, die verbrannte Vegetation in üppiges Grün verwandeln. Der Himalaya ist eine klimatische Scheidewand, die auf ihrer Höhe und an ihrem Fuße die schärfsten Contraste bildet.“ (Daniel. Hdb. der Geogr. I. Bd. S. 310.)

Nach seiner Bodenplastik darf man Indien in zwei scharf von einander unterschiedene Theile zerlegen: in das weite Tiefland, welches am Fuße des Himalaya sich ausbreitet und die uralte Insel Indiens mit diesem verbindet, dann letztere selbst, welche das sogenannte Plateau von Dekkan bildet. Die eigentliche Himalaya-Region gehört geographisch und selbst ethnographisch nicht zu Indien, sondern zu Hochasien, denn sie bildet nur den letzten, südlichsten Bergwall der innerasiatischen Erdveste, und obwohl gegenwärtig indische Einflüsse, indisches Volksthum überall im Himalaya mehr oder weniger bemerklich sind, so gehört doch dessen ursprüngliche Bevölkerung nicht dem Hindustamme an. Ethnisch und geographisch beginnt Indien erst mit dem Tieflande, das sich ununterbrochen dem ganzen S.-Fuße des Himalaya entlang, vom W. dort wo der Indus aus ihm hervorbricht bis zur großen Bai von Bengalen des indischen Oceans lagert. Zwei gewaltige Ströme, mit ihren wichtigsten Nebenflüssen dem Himalaya entsteigend, bewässern dasselbe: der Indus oder Sind im W., die Ganga (der Ganges) im O.

Der erstgenannte Strom fließt nach seinem Austritte aus den Thälern Kaschmirs von NO. gen SW. dem indisch-afghanischen Scheidegebirge entlang, und nimmt bloß im O. und in seinem Oberlaufe namhafte Zuflüsse auf; mit diesen, dem Jhelum (spr. Dschelam), in welchen der Tschinab und Kawi einmünden, dann dem Satledsch, bewässert er zuerst die Ebene des Pandschab oder Fünfstromlandes, der nordwestlichsten Provinz Indiens. An den Ufern dieser Ströme herrscht die üppigste Tropenvegetation, während die „Duab“ genannten Zwischenstufen oft nur Wildnisse von Gebüsch und Gras bilden; der Duab zwischen dem Indus und dem Jhelum ist eine vollständige Wüste, welche durch den 1000 M. hohen Kalabagh oder das Salzgebirge in zwei Theile geschieden wird. An diesem Höhenzuge liegt das Salz zu Tage und befinden sich in demselben auch verschiedene Salzbergwerke, worunter jene bei Saridi und Warcha, insbesondere aber das von Rhewra die bedeutendsten sind. Das Pandschab ist reich an großen ansehnlichen Städten mit klangreichem Namen; so finden wir hier drei durch Handel





Namen gibt. Bis zum 5. Jahre wird das Haar des Kindes nicht geschoren; dann wird es gewöhnlich nach Iwalamuli (wo eine Flamme aus dem Boden herausbricht) gebracht, wo sein Haupthaar von einem Brahmanen geschoren wird. Wenn der Knabe 8 bis 12 Jahre alt ist, so wird sein Kopf rasirt, der Hauspriester lehrt ihn, wie man die „Tschauka“ macht (ein mit Kuhmist überstrichener Ort, wo die Hindu essen); er unterrichtet ihn in der „Sandhya“ und der „Gayatri“ (heilige Sprüche aus den Vedas) und legt ihm dann die heilige Schnur um. Der Knabe wird nun als mündig angesehen und hat die sechs einem Hindu obliegenden Pflichten zu beobachten: er muß einen Haarschopf auf dem Kopfwirbel tragen (während der übrige Theil des Kopfes rasirt wird), er muß das „Dhoti“ anlegen (ein Tuch um die Hüften geschlungen und hinten eingesteckt, nach Art einer Unterhose), er muß die heilige Schnur tragen, in der Hand eine Art Rosenkranz halten und auf der Stirne die heilige Marke (mit rother oder weißer Farbe) auftragen. Ist der Knabe 14 Jahre alt geworden, so trachten seine Eltern, ihm eine ebenbürtige Frau zu verschaffen. Nach Verständigung der beiden Familien wird die Verlobung auf folgende Weise zu Stande gebracht: Der Vater des Mädchens schickt durch den Hausbarbier 6 Datteln und 1 Rupie (2 Mk.) in das Haus des Vaters des Knaben, zum Zeichen, daß er seine Tochter dem Knaben zur Frau überlassen wolle. Nach Ankunft des Barbiers streichen die Hausbewohner Del auf beide Seiten der Mauer an der Thüre, als Willkommgruß für den Barbier. Hierauf versammeln sich die Verwandten und der Hauspriester macht die „Tschau“ von Mehl (ein viereckiger Platz, auf welchen Mehl gestreut wird, in welches der Priester verschiedene Zeichen behufs guter Vorbedeutung macht), welche er den Knaben anbeten läßt. Ist dies geschehen, so wirft der Barbier die sechs Datteln und die Rupie in des Knaben Schooß und macht die (religiöse) Marke auf seine Stirne, worauf die Gratulation und ein Mahl folgt. — Sieben Tage vor der Hochzeit werden die Braut und der Bräutigam mit einer aus Mehl, Del und wohlriechenden Stoffen bestehenden Composition wohl abgerieben und gewaschen (was oft dringend nöthig ist). Wenn am Hochzeitstage der Bräutigam auf einem Pferde reitend, in Begleitung seiner Verwandten unter einer fürchterlichen, ohrenzerreißenden Musik im Hause seines Schwiegervaters ankommt, wird ihm daselbst ein schönes Kleid angelegt, auf sein Haupt ein Diadem aus Silber und Gold gesetzt und um seine Stirne ein Kranz aus Goldfäden gebunden. Dann wird im Hofraume ein Feuer angezündet, um welches der Priester die Braut und den Bräutigam viermal herumsührt; so darf sie dann, auch wenn ihr Gemahl stirbt, nicht mehr heirathen. Nun dauern die Hochzeitsfestlichkeiten durch vier Tage, an deren letztem die Geschenke vertheilt werden. Diese Hochzeiten sind oft sehr kostspielig; daher es viele vornehme Hindu vorgezogen haben, ihre Töchter gleich nach der Geburt in warmer Milch zu ertränken, weil sie die Hochzeitsauslagen für ihre Töchter fürchten. — Die Gebräuche der Sikhs sind verschieden von denen der Hindu. Die echten Sikhs gebrauchen keine Brahmanen (die sie hassen), noch achten sie auf die Vedas oder sonstige heilige Schriften der Hindu, sondern das heilige „Granth“ (Buch) ist die Richtschnur ihres Glaubens und ihres Lebens. Die Sikhs heirathen etwas später als die Hindu, und sind darum auch ein viel kräftigerer Volksschlag. Die echten Sikhs gebrauchen bei ihren Heirathen nur Granthis, die dabei einen passenden Abschnitt aus dem Granth vorlesen; der viermalige Umgang um das Hochzeitsfeuer findet nicht statt. Die Sikhs scheeren nie das Haupthaar noch den Bart, sondern lassen alles wachsen, und binden ihr Haupthaar in langen Zöpfen um das Haupt. Sie tragen eine Art enganliegender Hosen, einen hohen Turban, in dem sich etwas Stahl befinden muß, da jeder Sikh Stahl bei sich haben soll. Ihre Todten verbrennen sie wie die Hindu, wobei aber nur das Granth gebraucht wird; Eradhs und sonstige Ceremonien der Hindu verwerfen sie als gottlos. Unter den Muhammedanern, Hindu und Sikhs gibt es eine große Anzahl sogenannter „Fakire“, welche ein religiöses, beschauliches Leben auf Kosten der arbeitenden Classen führen. Diese Asketen leben entweder einzeln, unter Bäumen, an Gräbern oder Verbrennungsorten, oder sie leben nach Art der Mönche zusammen in Klöstern unter einem „Mahant“ oder Abt. Die meisten sind nichts als reine Faullenzer, die das Betteln unter einer religiösen Maske der Arbeit vorziehen, und sind darum auch durch den Volkswitz gebrandmarkt, aber nichtsdestoweniger finden sie ihren reichlichen Unterhalt, besonders durch die Gunst der Weiber.

Unterhalb, d. h. südlich vom Pandschab, dehnt sich zur Linken eine weite wasserleere Steppe, das Tiefland Sindh aus, welches nur Büffelherden, Eseln und Kameelen eine spärliche Nahrung gibt. Der hier zuflußlose Indus zieht dicht am Fuße des Gala-Gebirges nach dem Meere hin, in welches er sich durch ein elfmündiges, theils mit Reismarschen bedecktes, theils aber sandiges und sumpfiges Delta ergießt, in dessen Gebiete und zwar am Anfang des Delta's die Festung Haidarabad mit 24,000 Einwohnern und Waffen- und Seidenfabriken, am Meere aber Karantschi (Curatchi), der westlichste Hafen Indiens, liegt. Westlich vom Indusdelta greift tief in's Land hinein

der Meer-  
busen von  
Ratsch,  
welcher die  
Halbinsel  
Gudscherat  
im W. be-  
grenzt und  
allmählig in  
die Niederung  
des sogenann-  
ten Kan  
übergeht.

Dieses ist eine  
im Sommer  
baum- und  
strauchlose  
Sandwüste,



Ein Fakir.

zur Regenzeit  
eine schlammige Lagune,  
an deren W.  
Ende der See  
Sindri  
liegt, nördlich  
vom Allah-  
Band (d. h.  
Gottes-  
Damm) um-  
säumt. Beide,  
See und  
Damm, ver-  
danken einem  
Erdbeben  
1819 erst ihr  
Entstehen.

Dieses ganze niedrige Deltagebiet ist auf weite Strecken stromaufwärts den Ueberschwemmungen des Indus ausgesetzt, und diese Inundationszone findet eine östliche Schranke erst in der Tharr oder Indischen Wüste, welche von zahlreichen Oasen unterbrochen die Wasserscheide zwischen Indus und Ganges bildet. Den Kern des Sindhvolkes machen wiederum, wie im Pandschab, die Dschats aus.

Größer noch als die Indusebene ist jene der Ganga, des heiligen Stromes der Hindu, welcher vom Himalaya herabstürzend seinen Lauf von NW. nach SO. nimmt und dem Fuße der Riesenkette entlang, zwischen dieser und dem Bindhya-Gebirge im S. fließt. Ihm nahezu südlich parallel zieht die









... nach Kanhpur (Cawnpore, 50,000 Einw.),  
... Briten, und in dem ehemaligen Königreiche Audd  
... volkreiche Lakhnau (Lucknow) am Gumbi mit  
... und prachtvollen Palästen, Tempeln, Moscheen und  
... wieder am Ganges die gefeierten Stätten Benares und  
... 170,000 Köpfen die heilige Stadt der Hindu und Mittel-  
... cultus mit 1000 Hindutempeln und 333 muhammedanischen  
... der Sitz altindischer Gelehrsamkeit; letzteres mit 280,000  
... der Haupthandelsplatz für das Opium, das in der Umgebung

... Inseln von Bengalen, so nennt man die vom Ganges und seinen  
... durchschnitene Ebene, ist überaus fruchtbar und bringt der Boden  
... Producte, als Baumwolle, Zucker, Kaffee, Reis, in reicher Menge  
... daneben gedeihen die edelsten Gewürze: Pfeffer, Ingwer, Zimmt und Mus-  
... *Myristica moschata* Thunb.), Gewürznelken (*Caryophyllus aromaticus*),  
... Menge Palmenarten, darunter die Cocospalme (*Cocos nucifera* L.) und die  
... *Areca catechu* L.), deren betäubende Nüsse, in die Blätter einer  
... Art, des Betel (*Chavica Betle* Miq.) gewickelt, gekaut werden, was  
... Lippen und Zahnfleisch in etelhaftester Weise blutroth färbt, in Indien  
... ganz O.-Asien aber als schön gilt. Die Viehzucht ist bedeutend, und Schafe,  
... Ziegen finden eifrige Pflege. In den noch vorhandenen Urwäldern Ben-  
... in denen unendliche Schlingpflanzen die Bäume überwuchern, leben der ge-  
... stete Königstiger, der Elephant, das Nashorn und anderes Gethier. Das  
... ist im höchsten Grade heiß und ungesund; hier ist der Hauptsitz der Cholera,  
... das Viertel aller Sterbenden fordert. Sowie er sich seinen Mündungen nähert,  
... der braune trübfließende Ganges so breit, daß das Auge das andere Ufer  
... nicht erreicht, endlich tritt er in das sumpfige aber dichtbevölkerte Deltagebiet, in  
... welchem sich ihm der von O. kommende Brahmaputra vermählt. Durch unzäh-  
... Mündungen in den sogenannten Sundarban (Sunderbunds, d. h. tausend  
... Mündungen) ergießen die vereinigten Ströme sich in den indischen Ocean.

Ein lebenswahres Bild der Natur im unteren Gangesgebiete gewährt uns  
... H. Beveridge in seiner Beschreibung des Districtes Bakargandisch. Der ge-  
... bilderte Landstrich befindet sich im SO. des unteren Bengalen und ist von einem  
... wahren Netzwerke von Flüssen durchzogen. Bei einem Regensfalle von 2—2,25 M. im  
... Jahre producirt er wunderbare Reis- und Zuckerrohr-Ernten. Die Waldungen,  
... die ihn zum Theile bedecken, sind prachtvoll und seine zahlreichen Teiche und Flüsse  
... voll vortrefflicher Fische. Es ist ein köstliches Land der Fülle, bis auf einige  
... etwas fatale Eigenthümlichkeiten. Ueber die prächtigen Palmen und die Reisfelder  
... fährt oft ganz urplötzlich ein verheerender Cyclon hin oder eine Tigerschaar fällt  
... in einem Dorfe ein und entvölkert es sogleich. Auch die schönen Buchten, die so  
... sehr zum Baden locken und deren kühle Fluth in dem heißen Sonnenbrande so  
... köstlich erfrischt, erhalten ganz unvermuthet den Besuch gefräßiger Alligatoren, oder  
... die Cobras, Brillenschlangen, stellen unter den Menschen so arge Verheerungen an,  
... wie die Mäuse auf den Fruchtfeldern. Die Dörfer sind zumeist an der Eindäm-  
... mung von Sümpfen erbaut oder am Ufer von See'n, deren Tiefe je nach dem  
... Regensfalle variirt. Der ganze Landstrich besteht aus Alluvialboden und ist nahezu  
... eben; 6,70 M. über der Meeresfläche ist seine höchste Höhe. Um nur eine Andeu-  
... tung über die alluvialen Ablagerungen des Ganges zu geben, wollen wir Pells  
... Schilderung anführen: „Es ist kaum möglich, eine nur halbwegs adäquate Vor-  
... stellung von dem ungeheuren Maßstabe des Anschwemmungsvorganges zu geben,  
... den der Ganges so ruhig und unscheinbar vollzieht. Man denke sich zweitausend  
... Schiffe, jedes mit 1400 Tonnen Schlamm befrachtet, jede Stunde des Tages und  
... der Nacht während vier Monaten den Fluß hinabfahren, so würden sie der See  
... nur eben so viel feste Stoffe zuführen, als der Ganges während der vier Monate

der Fluthzeit anschwellt.“ Der Verkehr im Lande wird hauptsächlich nur auf den Wasserstraßen bewerkstelligt. Boote aller Art und Gestalt und hier und da Dampfer vermitteln ihn in ziemlich unregelmäßiger und von der Fluth abhängiger Weise. Eine Anzahl Flüsse rollt nur träge, einige aber führen eine große Wassermenge in starkem Falle, und zahllose kleine Wasserfäden durchziehen die Dörfer und durchschneiden die Felder. Der nördliche Theil des Landes besteht zumeist aus ungeheuren Sümpfen und ist nur von einer niederen Kaste der Hindu bewohnt, die sich auf kleinen, aus dem Schlamm emporgehobenen Erhöhungen angebaut haben und von dem Fange der Fische und des Wassergeflügels leben, wie von dem Reis, den sie an trockeneren Stellen anbauen. Die Frucht wird da auf einer trügerisch schwimmenden Oberfläche gesät und geerntet, die an die schwimmenden Melonen- und Kürbisgärten der See'n von Kaschmir gemahnt. Ein etwas stärkerer Mensch steht in Gefahr, auf der dünnen Oberschichtskruste einzubrechen und im Sumpfe zu versinken. Das Leben dieser halbaquatischen Hindu zeichnet sich durch absolute Unabhängigkeit von jedem Comfort aus. Wie von Wolken sind sie von Mosquito-Schwärmen umgeben und zur Regenzeit graben sich giftige Schlangen durch das bißchen trockene Erdreich, auf dem sie ihre Hütten errichtet haben. Das Vieh hat manchmal ganze Tage lang bis an den Hals im Wasser die Ueberfluthung zu überstehen, während Menschen und Vieh durch zwei bis drei Monate, bis die kalte Jahreszeit mit dem Mai ein Ende nimmt, unter Wassermangel und kalten Stürmen leiden. Die Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Muhammedanern, allein die Religion scheint keine in's Leben greifende Rolle bei ihnen zu spielen, denn Betrug, Meineid, Fälschungen sind bei ihnen alle Tage vorkommende Ereignisse. Ueberdies sind sie streit- und zerstörungssüchtig und legen sogar in ihrem Hader mitunter Feuer an die Tempel der Gegner. Die ungeheure Fruchtbarkeit des Bodens enthebt sie so ziemlich der Arbeit und die Leute sind daher von zu Apathie gesteigerter Trägheit. Es gibt da auch, trotz der Reichthümer der Natur, keinen Reichthum der Menschen, denn niemand nimmt sich die Mühe, zu erwerben, zu sparen, zu sammeln. (H. Beveridge. The district of Bakarganj. London 1876. 8°.)

In diesem ungesunden Landstriche erhebt sich an den Ufern des Hugly, des westlichen großen Mündungsarms, welcher, obwohl durch künstliche Mittel vor Verschlammung gesichert, dennoch eine der gefahrvollsten Flußschiffahrten bietet, Calcutta, die glänzende Hauptstadt des indo-britischen Reiches, etwa 165 Km. vom Meere entfernt, 20 □ Km. bedeckend und von über 600,000 Menschen bewohnt.

Calcutta (spr. Calcutta) zerfällt in die weiße und in die schwarze Stadt. Erstere, nicht bloß von Europäern, sondern auch von vielen Einheimischen bewohnt, hat einen durchaus europäischen Anstrich und ist von stattlichen geraden Straßen durchschnitten, während das aristokratische Viertel, die Chowringhee (spr. Tschau-ringhi), die prächtigen Paläste der höheren Regierungsbeamten und reichen Kaufleute umfaßt. Die Schwarze Stadt, in welcher sich der größte Theil der Bevölkerung, darunter jedoch nur wenige Europäer, zusammendrängt, trägt ganz den Charakter orientalischer Städte, hat enge, krumme und schmutzige Straßen, theilweise hohe, wenige massive Häuser, zum großen Theile nur armselige Hütten. Das Leben in Calcutta wird uns von der Gräfin Kostik eingehend geschildert. Der Mangel an Europäerinnen in Indien hat zur Folge, daß viele Engländer aller Classen im Concubinat mit eingebornen Frauen leben. Sonderbar genug sind diese Frauen von ihren Angehörigen in hohem Grade mißachtet, obschon moralische Principien dem nicht zu Grunde liegen können, da die Ehe bei den Hindu nach unseren Begriffen auch nichts anderes ist als ein Concubinat. Jeder nimmt sich der Frauen so viele als ihm beliebt, und nicht selten verbindet man einen lucrativen Handel damit, wenn nämlich ein Mann der höheren Kaste sich eine Frau aus einer wohlhabenden, aber einer niederen Kaste angehörigen Familie nimmt und die Ehre, die er dadurch den Eltern erweist, sich anständig bezahlen läßt. Er ist nicht einmal





rière zu machen. Die Mädchen kommen im Alter von 15—17 Jahren, ihren Familien entfremdet und zu kaum wieder erkennbaren jungen Damen verwandelt, zurück, finden sich sogleich von Bewerbern umringt und vertauschen bald das elterliche Haus mit dem zu gründenden neuen, um dann auch ihrerseits denselben harten Trennungen unterworfen zu sein. So wird das Band, das die englischen Familien in ihrer Heimath innig und fest umschließt, in Indien durch nicht zu beseitigende Umstände gelockert. Nur wenig ausgewählten Familien ist es vergönnt, durch frühzeitige Heimkehr diesen schmerzlichen Trennungen vorzubeugen. (Gräfin Nostitz-Helfer's Reisen. II. Bd. S. 28—72.)

Nebst Calcutta liegt im Mündungsgebiete des Ganges noch die französische Stadt Tschander nagore mit 32,000 Einwohnern am Hughly, und ganz im O., in geographischem Sinne schon auf hinterindischem Boden, Bengalens wichtigster Handelsplatz Tschittagong oder Islamabad. Gewissermaßen zu Hinterindien gehört auch das Stromgebiet des mächtigen Brahmaputra, welcher seine Fluthen mit jenen des Ganges mischt und mit diesem das größte Delta der Erde bildet. Der Brahmaputra durchströmt das östliche Bengalen in ziemlich nordsüdlicher Richtung; macht aber weiter oben, wenn wir von seiner Mündung zur Quelle fortschreiten, einen gewaltigen Bug gegen O.; hier liegt Assam, eine Landschaft, die sich eigentlich auf das Thal des Brahmaputra beschränkt. Der Strom fließt hier nahezu ostwestlich, und wird im S. von den Garo, Khasia und Naga-Hügeln begleitet, welche von gleichnamigen wilden Stämmen bewohnt werden und Assam nach S. hin begrenzen. Die britische Autorität über diese Bergvölker steht noch immer auf ziemlich schwachen Füßen, und die Ansiedlungen im theereichen Assam werden von ihnen oft genug belästigt. Der wichtigste Platz im nördlichen Assam ist Sudiya, in dessen Nähe dem Brahmaputra ein wichtiger Zufluß von O. her, der Brahmapund, zuströmt, während von N. her der Dihong aus Tibet durch ein enges Defilé hervorbricht. Man hat lange den ersteren für den Quellfluß des Brahmaputra gehalten, neuere Forschungen haben aber fast zur Gewißheit erhoben, daß der Dihong, der in Tibet den Namen Yaru-zang-bo-tsiu oder kurzweg Sangpo führt, sein Oberlauf sei. Das Thal des Dihong zieht von N. nach S. und darf als die östliche Begrenzung des indischen Himalaya gelten. Die Reisen der indischen Bunditen haben fast zur Evidenz bewiesen, daß der Dihong die Fortsetzung des Sangpo sei, der etwas östlich von den Indus- und Satledsch-Quellen im N. des Himalaya entspringt und einen westöstlichen Lauf hat. In dieser Form darf man den Brahmaputra sich also beinahe wie ein riesiges S denken. Sein Dihong genannter Theil trennt das westliche, noch zum indischen Himalaya-System gehörige Gebirgsland der wilden Slo, welche die Engländer Abor nennen, von den Bergen der Nahong im O., welche die Engländer Mishmi nennen.

Der allgemeine Anblick des bengalischen Brahmaputra-Gebietes, namentlich in Assam, ist der einer immensen Ebene, welche im N., O. und S. von hohen Gebirgen umrahmt und von zahllosen Flüssen durchschnitten wird. Einzelne Hügelketten, welche hier und da aus der ebenen Fläche steil emporstehen, endlose Urwälder und ausgedehnte Prairien wechseln mit einander ab. Die Anzahl der Flüsse übersteigt wohl die jedes andern Landes von gleicher Größe, denn von den bedeutendsten, unter welchen der Brahmaputra die erste Stelle einnimmt, hat man allein einundsechzig gezählt, welche alle durch ein unentwirrbares Netz von Nebenflüssen mit einander verbunden sind. Das Land ist daher im höchsten Grade wasserreich und gehört zu den fruchtbarsten Indiens. Das Klima ist feucht, und da die dichten Wälder eine genügende Ventilation der Atmosphäre nicht zulassen, schwül, drückend, überhaupt ungesund, umsomehr, da die Regenzeit hier länger dauert, als in andern Theilen Indiens: sie beginnt im März und endet Mitte November, so daß die niederen, den Flüssen zunächst gelegenen Strecken oft mehr als acht Monate unter Wasser stehen. Der Verdunstungsproceß dieser gewaltigen Wassermassen geht nur langsam vor sich und erzeugt eine von Miasmen geschwängerte Luft, welche Fieber, Ruhr und andere malarische Krankheiten zur Folge hat. Während der Regenzeit wird Assam von verheerenden Stürmen heimgesucht, welche oft unermesslichen Schaden in den Plantagen anrichten. Ebenso sind Erdbeben nichts Seltenes. Die kalte Zeit von Ende November bis Anfang Februar bietet eine angenehmere Temperatur, und würde zur Erholung für die Europäer ganz geeignet sein, wenn nicht auch sie durch die schweren Nebel, welche nach Mitternacht aufsteigen und oft bis 11 Uhr Vormittags Alles in einen undurchdringlichen, naßen Schleier hüllen, ungesund gemacht würde. Höher gelegene Orte haben, von stärkerem Luftzug begünstigt, weniger von ihnen zu leiden. Die heißen Winde, welche die westlichen und südlichen Theile Indiens im Mai und Anfang Juni mit ihrer versengenden Gluth durchwehen, verschonen glücklicher Weise Assam. Was die Producte des Landes betrifft, so ist es äußerst reich an Kohle. Eisen findet sich in vorzüglicher Qualität, und besitzen die assamesischen Schmiede eine besondere Fertigkeit im Stählen ihrer Messer und Waffen; Schwefel- und Salz-Quellen sind in Menge vorhanden, ja man hält das aus letzteren gewonnene Salz für besser als das aus Bengalen importirte. Die von den Bergen herabstürzenden Flüsse enthalten mehr oder minder reiche Anschwemmungen von Goldsand, welcher zu Ende der Regenzeit von den Eingebornen eifrig gesucht wird. Der obere Theil des Landes ist unerschöpflich an Petroleum. Ehe die englische Regierung den Handel mit Opium zum Monopol machte, hauten die Assamesen selbst so viel, als für ihre eigenen Bedürfnisse erforderlich war. Die verschiedensten Arten Reis wachsen in üppiger Fülle auf den sumpfigen „Bothars“ (mit Wasser bedeckte Landstrecken), welche oft meilenweit das Grasland durchziehen. Die trockner gelegenen Stellen tragen Baumwolle und Tabak in solcher Menge, daß die beiden Artikel einen nicht unbedeutenden Theil des Exports bilden. Vor allem steht der Seidenbau in Blüthe. Unter den Baumarten dient vorzüglich der „Sum“ zur Nahrung für die Würmer. Bernstein, Elfenbein, Hörner aller Art; — Büffel-, Tiger- und Hirschfelle sind in großen Quantitäten vorhanden. Das Haupterzeugniß des Landes ist endlich der Thee, welcher hier schon vor Ankunft der Engländer bekannt war und von den Assamesen medicinisch gebraucht wurde. Die Thierwelt ist unendlich reich und mannigfaltig. Die Wälder und Gebirge sind der Aufenthaltsort der wilden Elephanten, welche einzeln, gewöhnlich aber in Heerden unter Anführung des ältesten und stärksten, welcher von den Assamesen „Gunda“ genannt wird, umherwandern und in den Reisfeldern und Plantagen enorme Zerstörungen anrichten. Das Rhinoceros findet sich in den tieferen Theilen der Wälder und in der Nähe der Sümpfe. Assam ist ferner überfüllt mit Tigern und Leoparden, welche unter den Eingebornen und deren Vieh jährlich zahlreiche Opfer fordern. Bären, wilde Büffel und Schweine trifft man überall. Eine wahre Landplage sind die Schakals und wilde Hagen. Rehe und verschiedene Hirscharten weiden in den Prairien und geben besonders in der kalten Zeit, wenn das Gras abgebrannt ist, eine vortreffliche Jagd. Endlich ist keine Provinz Indiens so reich an giftigen Schlangen, wie diese, der Scorpionen, Tausendfüße und anderen Gewürms gar nicht zu gedenken. Ebenso excellirt sie in Blutigeln und Termiten. Zu ihnen gesellen sich ferner die Ratten, Frösche und Musquitos. Alle diese









sammt höchst interessant. Zu den letzteren gehört der Mhowa, einer der nützlichsten wilden Bäume, da seine Blüthe essbar ist und man aus ihr auch den größeren Theil der im Lande verbrauchten geistigen Getränke bereitet. Sie wird ferner geopfert zur Versöhnung der unzähligen Götter der Gonds, welche Pantheisten sind. Diese sonderbaren Menschen wurden zuerst in den Kohlengruben des Marbada-Thales und seiner Nebenflüsse beschäftigt, und ihr Muth im Eindringen in die Eingeweide der Erde war wundervoll. Ihr Pantheismus kam ihnen in dieser Hinsicht zu statten. Von der Wiege an hat der Gond jeden Felsen, jeden Fluß und jede Höhle als von einem besondern Geiste bewohnt betrachtet, den man, um ganz sicher vor ihm zu sein, versöhnen muß, wenn auch in der aller-einfachsten Weise. So berührt der Gond zuerst mit Mennig das Gestein, welches er im Begriff ist mit einem Löffchen Pulver in tausend Stücke zu zer Sprengen, legt eine Handvoll Reis und eine Nußschale voll Mhowa-Branntwein davor, und siehe! der Gott der Kohlengrube ist dergestalt befriedigt, daß er seinem einfachen Verehrer erlaubt in dem Göttersitze wegzuhauen, was und soviel ihm beliebt. Die Mahadeo-Berge, oder die Berge des großen Gottes, zwischen Marbada und Tapti, sind von großer Schönheit und besonderer Heiligkeit. Die ganze Gebirgsreihe ist dem Siva geheiligt, und inmitten der hohen Pits liegt einer der heiligsten Schreine, zu welchem mindestens eine Wallfahrt im Leben eines jeden Hindu nothwendig ist. Der Schauplatz ist von außerordentlicher Art; eine Menschenmenge, so bunt wie die, welche sich an den berühmten Ghats in Benares drängt, sammelt sich dann auf allen dahin führenden Straßen; zu andern Zeiten aber wird der Zugang, wie das Volk glaubt, durch wilde Thiere, Kobolde und grausame Krankheiten unmöglich gemacht. Gleich hinter Dschilpa, dem letzten Dorf auf den Ebenen, befindet man sich im Dschungel; wenn man aber bergan steigt, ändert sich die Scene allgemach. Nach einem Marsch von 22 Km. erreicht man die Hochebene von Petschmarri (Buchmurree), die einem schönen englischen Park gleicht, und dann beginnen, durch die lichten Baumstellen hindurch, drei große vereinzelte Bergspitzen sich zu zeigen, die in der untergehenden Sonne glühend roth und feurig sich von dem purpurnen Hintergrund einer Wolkenbank abheben. Die mittlere ist der Pil von Mahadeo, der Schrein des Gottes selbst; zur Rechten erhebt sich, gleich der Bastei der Weste eines Riesen, die viereckige und abschüssige Form des Tschauradeo; während zur Linken die steile Abdachung des Dhupgarh, des höchsten Punktes der mittelindischen Hochlande, düster herüberschaut. Der Weg, auf welchem man heraufkommt, zieht sich verhältnißmäßig sanft in die Höhe; in allen andern Richtungen aber ist die Senkung vom Plateau aus plötzlich und jäh. Der östliche Paß wurde nie von irgend einem Lastthier betreten. Von dieser Hochebene aus überblickt man nun das Panorama, welches vor Augen liegt: Reihen auf Reihen waldbedeckter Berge, in wilder Unordnung neben einander; die lange Linie brustwehrartiger Klippen, welche die südliche Seite der Mahadeo-Berge kennzeichnen; das tiefe Roth ihrer Sandsteinformation, hübsch abstechend von dem intensiven Grün der Bambu-Vegetation, außerhalb deren sie emporragen, während der Beobachter, wenn er auf dem östlichen Rande des Plateau steht, einen 620 M. hohen Felsabhang vor sich hat, der in langen grünen Abdachungen in ein flaches, unermessliches, waldbedecktes Thal hinunterführt. Dies ist der große Sal-Wald. An den Rändern dieses gewaltigen Plateau sieht man schreckliche geheimnißvolle Schluchten, deren eine, die Dschambo-Durp, ein besonders heiliger und unumgänglicher Ort auf der Wanderung des frommen Pilgers, ein grauerregendes Naturwunder ist. Die großartigen, grenzenlosen Waldungen bewohnt der edle Bison und der „Sambar“, der Fürst des Rothwilds. Tiger sind auf der Hochebene selten, ebenso Bären, Panther aber gibt es in Menge in Petschmarri. (J. Forsyth. The Highlands of Central India: notes on their forests and wild tribes, natural history and sports. London 1871. 8°.)

Den westlichen Rand des dekkanischen Plateau's bildet die große Kette der West-Ghats (d. i. Pässe), welche an der Mündung des Rhandesch-Thales in das Meer anheben, parallel mit der Küste in zackigen abgerissenen Gipfeln hinziehen und im Mahabaleschwar über 1500 M. Seehöhe er-

reichen. In den Ghats herrscht Gneis vor, welcher in Dharwar auf secundären Sandstein stößt. Wie alle Küstengebirge senken sie sich sanft nach der continentalen Seite, hier nach dem Plateau von Dekkan, steil dagegen stürzen sie zu dem schmalen Küstenfaume hinab, jedoch nicht ohne mehrere Terrassen zu bilden, die wie ein Garten angebaut sind. Auf der unteren gedeihen die Pfeffer- und Betelranke, das Zuckerrohr und die Cocospalme; höher folgen die Tel-Wälder mit ihrem fast unverwüsthlichen Holz (*Tectonia grandis* L.) und noch höher hinauf beginnen die Waldungen des kostbaren Sandel- und Ebenholzes. Kurze Fließchen stürzen in Katarakten von den Ghats zur Meeresküste hinab. An diesem W.-Gestade Indiens liegt auf einer kleinen Insel in ungesundem Klima Bombay mit 650,000 Einwohnern, darunter über 400,000 Hindu, 140,000 Moslim, an 50,000 Parsen (Nachkommen der alten Perser und Feueranbeter), 25,000 Indo-Portugiesen, eine der wichtigsten Handelsstädte Indiens mit prächtigem Hafen, dann, an der Malabar-Küste, — so heißt der Küstenstrich südlich von Bombay — die portugiesische Stadt Goa mit ihrem Gebiete, Mangalore und die französische Niederlassung Mahe.

Die westlichen Ghats enden mit dem Nilagiri-Gebirge oder den blauen Bergen, deren angenehme und gesunde Luft neuerdings viele Europäer zu vorübergehendem oder bleibendem Aufenthalt angelockt hat. Im Dobabetta, welchen man lange für den höchsten Berg S.-Indiens gehalten, steigen sie zu 2500 M. empor und stellen einen Querriegel vor, welcher die W.-Ghats mit den der indischen O.-Küste parallel ziehenden östlichen Ghats verbindet und gegen S. steil zu einem schmalen, tiefen, bloß 130 M. über dem Meere sich erhebenden Querspalt, dem Gap, abstürzt.

Die ursprünglichen Bewohner der Nilagiris theilen sich in vier oder fünf Stämme, welche sowohl von den Hindu der Ebene als auch unter sich sehr verschieden sind. Einer dieser Stämme hat nach Wesen und Sitte viele Uebereinstimmung mit unseren Zigeunern, führt jedoch kein Nomadenleben, sondern hat feste Wohnsitze; von Religion findet man bei diesem Stamme keine Spur, sondern die einzige übersinnliche Vorstellung besteht im Glauben an Zauberei. Von den anderen Stämmen ist einer, jener der Todas (siehe William G. Marshall. *A phrenologist amongst the Todas; or the study of a primitive tribe in South India: history, character, customs, religion, infanticide, polyandry, language.* London 1873. 8°.), ausschließlich Hirtenvolk; der zahlreichste und cultivirteste, der etwa 20,000 Köpfe zählt, treibt Ackerbau.

Südlich von dem erwähnten Gap bildet Indien ein neues selbständiges Gebirgssystem, jenes von Cardamum, welches die Spitze des indischen Triangels erfüllt, bis zu Cap Comorin in fast 8° n. Br. reicht und Gipfel von 2900 M. besitzt. In diesem Gebirgssysteme, genauer in den Anamalli-Bergen, erhebt sich der höchste Pk im S. des Himalaya. Die Kette



tritt von der W.-Küste mehr in's Innere zurück und gewährt an ihrem Abhange dem Lande Trawancore Raum. Der indischen E.-Küste liegt im S. die große gebirgige Insel Ceylon gegenüber, welche durch den Golf von Manaar und die Palk-Straße vom Festlande getrennt wird. Nördlich von der Palk-Straße führt die sandige, hasenlose Küste die Benennung Karomandal-Küste und besitzt eine Breite von 70—200 Km. Das Klima ist hier am bengalischen Meerbusen im höchsten Grade ungesund, und während der Herrschaft des NO.-Monsons (October bis April) ist den Schiffen das Landen unmöglich. Unter Regengüssen und Orkanen tritt Mitte April der SW.-Monsun ein, unter dem die Vegetation erstirbt. Hier liegen die französischen Niederlassungen Karikal (62,000 Einw.) und Pondichéry (124,000 Einw.), dann die britische Hauptstadt der Karomandal-Küste Madras mit 430,000 Einwohnern, ein hochwichtiger Handelsplatz, dessen geographische Lage für den Handel gar nicht ungünstiger gedacht werden kann; denn beim NO.-Monsun kann an der Rhede — ein Hafen, der Schutz für die Schiffe böte, ist nicht vorhanden — kein Boot landen ohne zertrümmert zu werden, und zu anderer Zeit passiren nur die „Massula“ oder Fischerboote den furchtbaren Surf.

Landeinwärts erheben sich die östlichen Ghats, die jedoch bei weitem nicht so hoch und auch nicht so schroff sind wie die westlichen, nur als schwacher Rand des Plateau von Innerdekan gelten können und von dessen Gewässern durchbrochen werden. Während die indische W.-Küste wegen der Schranke der W.-Ghats südlich vom Tapti kein bedeutendes Gewässer, bloß kurze Küstenflüsse aufzuweisen hat, strömen dem bengalischen Meerbusen ganz gewaltige Flußläufe zu. Das Plateau von Dekkan bildet nämlich eine wellenförmige Ebene, deren Seehöhe zwischen 450 bis 800 M. schwankt, mit zahlreichen Hügelzügen und vereinzelt Ruppen besetzt. Nach N. hin ist sie wild, waldig, gebirgig und mit dichtem Dschungel bedeckt. Diese Ebene nun besitzt einen Gang von W. nach E., so daß die Gewässer, welche ganz im W. Dekkans, also am östlichen Fuße der W.-Ghats entspringen, ihren Weg, die E.-Ghats durchbrechend, zum bengalischen Meerbusen finden. Von E. nach N. schreitend, finden wir so den Kaveri, den Tirunkojilur, Palar, Penna, den gewaltigen Krishna oder Ristna, den Godawari, und Mahanadi. Die hohe Lage des Plateau von Dekkan mildert die tropische Gluth und verleiht ihm ein gesundes, glückliches Klima, in welchem die meisten indischen Pflanzenproducte gedeihen. An der NO.-Grenze, gegen Bengalen hin, nördlich vom Mahanadi, erstreckt sich gegen die Ganges-Mündungen hin eine von Urwald bestandene Gebirgsregion, welche ein wildes Volk bewohnt und der an der Meeresküste die Landschaft Orissa vorlagert.

Die Vorstellungen der meisten Menschen über die Bevölkerung Vorderindiens sind ziemlich verworrene; im Allgemeinen denkt man sich dieselbe als eine ziemlich homogene, während im Gegentheile es kaum ein Land der Erde gibt, in dem wir einer größeren Verschiedenheit von Völkern und Stämmen in allen erdenklichen Culturabstufungen, vom gesitteten Europäer, vom philosophisch gebildeten Hindu bis hinab zum rohesten Wilden begegnen.

Nach der letzten Zählung betrug die Gesamteinwohnerzahl Vorderindiens 240,726,193 Köpfe; diese zerfallen aber, von den eingewanderten Europäern abgesehen, zunächst in zwei Racen, in die arischen Hindu und in die Dravida-Völker. Letztere bildeten zweifelsohne die Urbevölkerung ganz Indiens, sind aber durch die etwa um 2000—1500 v. Chr. eingewanderten Hindu unterworfen und nach dem S. verdrängt worden, wobei sicherlich vielfache Mischungen zwischen beiden Racen stattfanden. Die Hindu sind auch heute noch bloß in den nördlichen Ebenen vom Indus bis in das Brahma-putra-Thal hinein ansässig. Ganz Dekkan sammt den gebirgigen Theilen des Inneren nehmen dagegen die Dravida ein; beide Racen bilden aber wieder keine homogenen Einheiten, sondern zerfallen in eine



Ein Hindu.

große Zahl sehr verschiedener Stämme, über deren Leben und sonstige Culturverhältnisse in vielen Fällen noch gar nichts bekannt ist.

Vom ethnologisch-culturhistorischen Standpunkt theilt Friedrich Müller die arische Familie der Indier in drei Abtheilungen, nämlich: in die Stämme des

nord-westlichen Gebirges, in die arischen Bewohner der indischen Ebenen (Hindu schlechthin) und in die Zigeuner. Zu den Stämmen des nord-westlichen Gebirges gehören

die uns schon bekannten Dardur und die Sinaposh Kasirs. Die Hindu aber zerfallen sowohl sprachlich als auch social in eine Reihe von Gesellschaften. In ersterer Hinsicht unterscheidet man: das Kaschmiri in Kaschmir, von ungefähr 3 Millionen Menschen gesprochen; südlich davon bis gegen Multan, zwischen Indus und Satledsch das Pandschabi (16 Millionen), welches im S. und S.O. in das Hindi übergeht, die Sprache des mittleren Indien, welche in verschiedenen Nuancen und mehreren Dialecten von nicht weniger als 61 Millionen gesprochen wird. Das mit persisch-arabischen Elementen stark versetzte Hindi, genannt Urdu oder Hindostani, welches von der muhammedanischen Bevölkerung Central-Indiens gesprochen wird, ist die allgemeine Verkehrssprache und in dieser Eigenschaft über ganz Indien verbreitet. Im Thale des unteren Indus von Multan bis gegen das Meer herrscht das Sindhi (2 Millionen). Im S. des Arabulli-Gebirges geht das Hindi in das Gudscherati (6 Millionen) über, welches bis gegen die Bindhya-Kette hinabreicht. Südlich von diesem bis Tschota Nagpur im O., bis gegen Goa an der W.-Küste herrscht das Marathi (10 Millionen). Zwischen Barmiah und Dinadschpur geht das Hindi in das Bangali (22½ Millionen) über, dessen Gebiet längs des Himalaya bis gegen Assam reicht. Daneben gibt es noch das Orija (2 Millionen), das Assami (etwa 1 Million), ein Seitendialect des

Bengali, und das Nepali. Es reden also von den 240 Millionen Menschen in Indien bloß etwa 125, also etwas mehr als die Hälfte, ein arisches Idiom; alle übrigen gehören dem Dravidastamme an. Nach den Gesellschaftsclassen unterscheidet man unter den Hindu: die Brahmanen, gegenwärtig über ganz Indien verbreitet und durch ihre höhere Intelligenz vor allen ausgezeichnet; sie haben am meisten den mittelländischen Racencharakter bewahrt, und zeigen im Durchschnitt jenen edlen Typus, den wir an den unvermischten Repräsentanten dieser Race bewundern. Die uns schon bekannten Dschat im NW. Indiens; die Radschput, ursprünglich die feudalen Eroberer des W. von Hindostan; gegenwärtig gehen sie als ackerbauende Ansiedler einer immer größeren Abnahme entgegen, theils durch vielfache Mischungen mit anderen Classen, theils durch den bei ihnen so häufigen Mord weiblicher Kinder; sie wohnen im ND.-Pandschab, in den Districten von Dschamu und Kangra, in den Simla-Bergen, ferner im östlichen Rudh, in Azimghar und Ghazipur, dann im SW. von Bundelkhand, in Malwa und in Udeipur. Das Centrum ihrer Macht liegt in den sogenannten Radschputana-Staaten, wo aber nicht sie, sondern vielmehr die Dschat den numerisch größeren Theil der Bevölkerung bilden. Die Kurmi oder Kunbi in den mittleren und östlichen Theilen der sogenannten nordwestlichen Provinzen; die Gudschar, ein unruhiger Hirtenstamm in den Hügellagen um Kaschmir, besonders aber in Gudscherat. Die Ahir, der Hirtenstamm der Radschput- und Brahmanenländer; die Gwala in Bengalen und Orissa. Die Khatrī, die Nachkommen der alten Kriegerkaste, jetzt ein handeltreibender Stamm in Pandschab und im östlichen Afghanistan. Die Vaniya (Vani, Vaniamen), einer der zahlreichsten Stände in Indien, nehmen im eigentlichen Hindostan und im S. jene Stellung ein, welche die Khatrī im Pandschab befüßen. Außerlich unterscheiden sich die Vaniya mit den Khatrī auffallend von den Brahmanen. Die Rajasth (Rajath, Raith), eine zwar niedere Kaste von dunkler Farbe, schmucker Gestalt, aber von bedeutender Intelligenz und Geschäftlichkeit; sie sind die eigentlichen weltlichen Schriftgelehrten des heutigen Indien und als solche in allen Aemtern in bedeutenden Stellungen vertreten. Die Handwerkerkaste unterscheiden sich nicht wesentlich von einander und zeigen in allen Theilen Indiens einen ziemlich einheitlichen Typus. Dagegen sind die sogenannten Gelotenkaste besonders hervorzuheben. Natürlich finden wir dieselben in den nordwestlichen Gebirgsgegenden gar nicht, da hier keine feindliche Aboriginer-Bevölkerung unterjocht wurde. Zu diesen Varias gehören die Dom, die Tschaugar, die Tschamar u. a. (F. Müller. Allgem. Ethnographie. S. 453—463.)

Der religiöse Glaube der Hindu ist der Hinduismus, welcher mit der alten Religion der Arier nur mehr geringe Aehnlichkeit besitzt; etliche vedische Verse und Formeln, welche die Priester recitiren, ohne sie zu verstehen, sind so ziemlich alles, was sich von der vedischen Religion erhalten hat. Innerhalb dieses Glaubenskreises, welchen man in seiner heutigen Form nach seinen Priestern den brahmanischen nennt, herrschen verschiedene Secten, darunter manche, welche von Grund aus verdorben sind. So zeigt sich der Gipfel menschlicher Entwürdigung in den Aghoris oder Aghor-Pants, welche, nach dem letztern Namen zu schließen, unter den Hindu als „Lehrer“ betrachtet werden und nicht selten Brahmanen sind. Wer vom Hinduismus eine gute Meinung hat, mag folgenden Bericht erwägen: „Die Aghoris sind eine Volksclasse, der man häufig an den Ghats (Ganges-Ufern und Ganges-Treppen) in Benares, gelegentlich auch sonst in Indien und sogar in Asien begegnet. Sie sind Ogern (Menschenfresser) und glauben, daß unter den Dingen kein Unterschied bestehe, sondern alle Unterscheidungen nur Einbildung seien. Ein Schlag oder Stoß ist ihnen so gleichgültig wie ein Segen. Sie gehen in puris naturalibus, mit einem Menschenschädel in der Hand, von dem sie das modernde Fleisch abgenagt, und dem sie Gehirn und Augen mit den Fingern ausgebohrt haben, und woein sie dann irgendein Getränk gießen, gleichviel ob Branntwein, Milch oder faules Wasser. Als Speise dient ihnen das nächste beste, ein modernder Leichnam, ein Thieraas, Gefochtes oder Unrath. Mit verfilztem Haar, blutrothen Augen, den Leib von Schmutz und Ungeziefer bedeckt, so ist der Aghori ein Gegenstand des Grauens und Abscheues. Einem Wolf sieht er ähnlicher als einem menschlichen Wesen. Der Hindu aber betrachtet diese Elenden mit Verehrung, und keiner wagt sie von seiner Thüre wegzujagen. Sie gehören zur schlimmsten Sorte unter dem vielen Gefindel der heiligen Stadt Benares, und sind jedes Verbrechens



fähig.“ (The People of India; a Series of Photographic Illustrations, with Descriptive Letter-press, of the Races and Tribes of Hindustan. Originally prepared under the authority of the Gouvernement of India etc. Edited by the J. Forbes Watson and J. W. Kaye. Vols I and II. London, Allen.) Die zwei verbreitetsten Religionsparteien Indiens sind aber jene, welche dem Siwa und dem Wischno göttliche Verehrung zollen. Diese beiden typificiren die zwei entgegengesetzten Pole religiösen Denkens, die sich bei den Menschen stets gefunden haben und stets finden werden; der eine im Waischnava zu dem Gott aufblickend, welcher der Urheber alles Guten, der andere in der Saiva nur von dem Menschen selbst und durch seine eigenen Thaten die Erreichung des Guten, das er ersehnt, erwartend. Dies ist die Hauptverschiedenheit, doch begegnen sich die beiden Secten häufig auf demselben Terrain. Im Allgemeinen kann man sagen: „Der Hinduismus hat sich nicht als eine Restauration, sondern als eine Conservirung über Indien verbreitet. Er hat aus



Reisewagen eines Hindu.

allem vorhandenen Aberglauben Nutzen gezogen, wie grob, unmoralisch und verbrecherisch derselbe auch sein mochte, und alle mit einer philosophischen Basis versehen, hat er jeden einzelnen förmlich krystallisirt, zugleich zwischen sämmtlichen eine Solidarität herstellend, die es ungemein schwierig macht, einen einzelnen Punkt als solchen anzugreifen. Er hat die Unterscheidungen der Classen und Stämme nicht allein anerkannt, sondern noch durch besondere Rechtfertigung ausgeprägt und sie in ihrer Gesamtheit gewissermaßen erstarrt, statt sie zu fusioniren, so daß in einem indischen Dorfe die verschiedenen Kasten neben einander leben mit weit weniger gemeinschaftlichen Interessen, Gedanken und Empfindungen, als zum Beispiel Deutsche und Franzosen. Dies macht den Patriotismus und das Nationalbewußtsein in unserem Sinne einfach unmöglich für die Hindu, so lange der Hinduismus besteht.“ Andererseits umfaßt der Hinduismus nicht allein eine subtile Philosophie, er gibt nicht allein hohen moralischen Wahrheiten Ausdruck und lehrt viele sociale Tugenden, sondern er enthält auch viele Hauptzüge der christlichen Lehre. (John Robson. Hinduism and relations to Christianity. Edinburgh 1874. 8°.)



Der allgemeine Anblick des bengalischen Brahmaputra-Gebietes, namentlich in Assam, ist der einer immensen Ebene, welche im N., O. und S. von hohen Gebirgen umrahmt und von zahllosen Flüssen durchschnitten wird. Einzelne Hügelketten, welche hier und da aus der ebenen Fläche steil emporstreben, endlose Urwälder und ausgedehnte Prairien wechseln mit einander ab. Die Anzahl der Flüsse übersteigt wohl die jedes andern Landes von gleicher Größe, denn von den bedeutendsten, unter welchen der Brahmaputra die erste Stelle einnimmt, hat man allein einundsechzig gezählt, welche alle durch ein unentwirrbares Netz von Nebenflüssen mit einander verbunden sind. Das Land ist daher im höchsten Grade wasserreich und gehört zu den fruchtbarsten Indiens. Das Klima ist feucht, und da die dichten Wälder eine genügende Ventilation der Atmosphäre nicht zulassen, schwül, drückend, überhaupt ungesund, umso mehr, da die Regenzeit hier länger dauert, als in andern Theilen Indiens: sie beginnt im März und endet Mitte November, so daß die niederen, den Flüssen zunächst gelegenen Strecken oft mehr als acht Monate unter Wasser stehen. Der Verdunstungsproceß dieser gewaltigen Wassermassen geht nur langsam vor sich und erzeugt eine von Miasmen geschwängerte Luft, welche Fieber, Ruhr und andere malarische Krankheiten zur Folge hat. Während der Regenzeit wird Assam von verheerenden Stürmen heimgesucht, welche oft unermesslichen Schaden in den Plantagen anrichten. Ebenso sind Erdbeben nichts Seltenes. Die kalte Zeit von Ende November bis Anfang Februar bietet eine angenehmere Temperatur, und würde zur Erholung für die Europäer ganz geeignet sein, wenn nicht auch sie durch die schweren Nebel, welche nach Mitternacht aufsteigen und oft bis 11 Uhr Vormittags Alles in einen undurchdringlichen, nassen Schleier hüllen, ungesund gemacht würde. Höher gelegene Orte haben, von stärkerem Luftzug begünstigt, weniger von ihnen zu leiden. Die heißen Winde, welche die westlichen und südlichen Theile Indiens im Mai und Anfang Juni mit ihrer versengenden Gluth durchwehen, verschonen glücklicher Weise Assam. Was die Producte des Landes betrifft, so ist es äußerst reich an Kohle. Eisen findet sich in vorzüglicher Qualität, und besitzen die assamesischen Schmiede eine besondere Fertigkeit im Stählen ihrer Messer und Waffen; Schwefel- und Salz-Quellen sind in Menge vorhanden, ja man hält das aus letzteren gewonnene Salz für besser als das aus Bengalen importirte. Die von den Bergen herabstürzenden Flüsse enthalten mehr oder minder reiche Anschwemmungen von Goldsand, welcher zu Ende der Regenzeit von den Eingebornen eifrig gesucht wird. Der obere Theil des Landes ist unerschöpflich an Petroleum. Ehe die englische Regierung den Handel mit Opium zum Monopol machte, bauten die Assamesen selbst so viel, als für ihre eigenen Bedürfnisse erforderlich war. Die verschiedensten Arten Reis wachsen in üppiger Fülle auf den sumpfigen „Bothars“ (mit Wasser bedeckte Landstrecken), welche oft meilenweit das Grasland durchziehen. Die trockner gelegenen Stellen tragen Baumwolle und Tabak in solcher Menge, daß diese beiden Artikel einen nicht unbedeutenden Theil des Exports bilden. Vor allem steht der Seidenbau in Blüthe. Unter den Baumarten dient vorzüglich der „Sum“ zur Nahrung für die Würmer. Bernstein, Elfenbein, Hörner aller Art; — Büffel-, Tiger- und Hirschfelle sind in großen Quantitäten vorhanden. Das Haupterzeugniß des Landes ist endlich der Thee, welcher hier schon vor Ankunft der Engländer bekannt war und von den Assamesen medicinisch gebraucht wurde. Die Thierwelt ist unendlich reich und mannigfaltig. Die Wälder und Gebirge sind der Aufenthalt der wilden Elephanten, welche einzeln, gewöhnlich aber in Heerden unter Anführung des ältesten und stärksten, welcher von den Assamesen „Gunda“ genannt wird, umherwandern und in den Reisfeldern und Plantagen enorme Zerstörungen anrichten. Das Rhinoceros findet sich in den tieferen Theilen der Wälder und in der Nähe der Sümpfe. Assam ist ferner überfüllt mit Tigern und Leoparden, welche unter den Eingebornen und deren Vieh jährlich zahlreiche Opfer fordern. Bären, wilde Büffel und Schweine trifft man überall. Eine wahre Landplage sind die Schalals und wilde Hagen. Rehe und verschiedene Hirscharten weiden in den Prairien und geben besonders in der kalten Zeit, wenn das Gras abgebrannt ist, eine vortreffliche Jagd. Endlich ist keine Provinz Indiens so reich an giftigen Schlangen, wie diese, der Scorpionen, Tausendfüße und anderen Gewürms gar nicht zu gedenken. Ebenso excellirt sie in Blutigeln und Termiten. Zu ihnen gesellen sich ferner die Ratten, Frösche und Musquitos. Alle diese



Der allgemeine Anblick des bengalischen Brahmaputra-Gebietes, namentlich in Assam, ist der einer immensen Ebene, welche im N., O. und S. von hohen Gebirgen umrahmt und von zahllosen Flüssen durchschnitten wird. Einzelne Hügelketten, welche hier und da aus der ebenen Fläche steil emporstreiben, endlose Urwälder und ausgedehnte Prairien wechseln mit einander ab. Die Anzahl der Flüsse übersteigt wohl die jedes andern Landes von gleicher Größe, denn von den bedeutendsten, unter welchen der Brahmaputra die erste Stelle einnimmt, hat man allein einundsechzig gezählt, welche alle durch ein unentwirrbares Netz von Nebenflüssen mit einander verbunden sind. Das Land ist daher im höchsten Grade wasserreich und gehört zu den fruchtbarsten Indiens. Das Klima ist feucht, und da die dichten Wälder eine genügende Ventilation der Atmosphäre nicht zulassen, schwül, drückend, überhaupt ungesund, umso mehr, da die Regenzeit hier länger dauert, als in andern Theilen Indiens: sie beginnt im März und endet Mitte November, so daß die niederen, den Flüssen zunächst gelegenen Strecken oft mehr als acht Monate unter Wasser stehen. Der Verdunstungsproceß dieser gewaltigen Wassermassen geht nur langsam vor sich und erzeugt eine von Miasmen geschwängerte Luft, welche Fieber, Ruhr und andere malarische Krankheiten zur Folge hat. Während der Regenzeit wird Assam von verheerenden Stürmen heimgesucht, welche oft unermesslichen Schaden in den Plantagen anrichten. Ebenso sind Erdbeben nichts Seltenes. Die kalte Zeit von Ende November bis Anfang Februar bietet eine angenehmere Temperatur, und würde zur Erholung für die Europäer ganz geeignet sein, wenn nicht auch sie durch die schweren Nebel, welche nach Mitternacht aufsteigen und oft bis 11 Uhr Vormittags Alles in einen undurchbringlichen, nassen Schleier hüllen, ungesund gemacht würde. Höher gelegene Orte haben, von stärkerem Luftzug begünstigt, weniger von ihnen zu leiden. Die heißen Winde, welche die westlichen und südlichen Theile Indiens im Mai und Anfang Juni mit ihrer versengenden Gluth durchwehen, verschonen glücklicher Weise Assam. Was die Producte des Landes betrifft, so ist es äußerst reich an Kohle. Eisen findet sich in vorzüglicher Qualität, und besitzen die assamesischen Schmiede eine besondere Fertigkeit im Stählen ihrer Messer und Waffen; Schwefel- und Salz-Quellen sind in Menge vorhanden, ja man hält das aus letzteren gewonnene Salz für besser als das aus Bengalen importirte. Die von den Bergen herabstürzenden Flüsse enthalten mehr oder minder reiche Anschwemmungen von Goldsand, welcher zu Ende der Regenzeit von den Eingebornen eifrig gesucht wird. Der obere Theil des Landes ist unerschöpflich an Petroleum. Ehe die englische Regierung den Handel mit Opium zum Monopol machte, bauten die Assamesen selbst so viel, als für ihre eigenen Bedürfnisse erforderlich war. Die verschiedensten Arten Reis wachsen in üppiger Fülle auf den sumpfigen „Bothars“ (mit Wasser bedeckte Landstrecken), welche oft meilenweit das Grasland durchziehen. Die trockener gelegenen Stellen tragen Baumwolle und Tabak in solcher Menge, daß diese beiden Artikel einen nicht unbedeutenden Theil des Exports bilden. Vor allem steht der Seidenbau in Blüthe. Unter den Baumarten dient vorzüglich der „Sum“ zur Nahrung für die Würmer. Bernstein, Elfenbein, Hörner aller Art; — Büffel-, Tiger- und Hirschfelle sind in großen Quantitäten vorhanden. Das Haupterzeugniß des Landes ist endlich der Thee, welcher hier schon vor Ankunft der Engländer bekannt war und von den Assamesen medicinisch gebraucht wurde. Die Thierwelt ist unendlich reich und mannigfaltig. Die Wälder und Gebirge sind der Aufenthalt der wilden Elephanten, welche einzeln, gewöhnlich aber in Heerden unter Anführung des ältesten und stärksten, welcher von den Assamesen „Gunda“ genannt wird, umherwandern und in den Reissfeldern und Plantagen enorme Zerstörungen anrichten. Das Rhinoceros findet sich in den tieferen Theilen der Wälder und in der Nähe der Sümpfe. Assam ist ferner überfüllt mit Tigern und Leoparden, welche unter den Eingebornen und deren Vieh jährlich zahlreiche Opfer fordern. Bären, wilde Büffel und Schweine trifft man überall. Eine wahre Landplage sind die Schakals und wilde Hagen. Rehe und verschiedene Hirscharten weiden in den Prairien und geben besonders in der kalten Zeit, wenn das Gras abgebrannt ist, eine vortreffliche Jagd. Endlich ist keine Provinz Indiens so reich an giftigen Schlangen, wie diese, der Scorpionen, Tausendfüße und anderen Gewürms gar nicht zu gedenken. Ebenso excellirt sie in Blutegehn und Termiten. Zu ihnen gesellen sich ferner die Ratten, Frösche und Musquitos. Alle diese



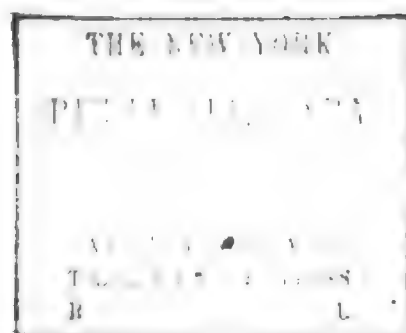
Der allgemeine Anblick des bengalischen Brahmaputra-Gebietes, namentlich in Assam, ist der einer immensen Ebene, welche im N., O. und S. von hohen Gebirgen umrahmt und von zahllosen Flüssen durchschnitten wird. Einzelne Hügelketten, welche hier und da aus der ebenen Fläche steil emporstreiben, endlose Urwälder und ausgedehnte Prairien wechseln mit einander ab. Die Anzahl der Flüsse übersteigt wohl die jedes andern Landes von gleicher Größe, denn von den bedeutendsten, unter welchen der Brahmaputra die erste Stelle einnimmt, hat man allein einundsechzig gezählt, welche alle durch ein unentwirrbares Netz von Nebenflüssen mit einander verbunden sind. Das Land ist daher im höchsten Grade wasserreich und gehört zu den fruchtbarsten Indiens. Das Klima ist feucht, und da die dichten Wälder eine genügende Ventilation der Atmosphäre nicht zulassen, schwül, drückend, überhaupt ungesund, umso mehr, da die Regenzeit hier länger dauert, als in andern Theilen Indiens: sie beginnt im März und endet Mitte November, so daß die niederen, den Flüssen zunächst gelegenen Strecken oft mehr als acht Monate unter Wasser stehen. Der Verdunstungsproceß dieser gewaltigen Wassermassen geht nur langsam vor sich und erzeugt eine von Miasmen geschwängerte Luft, welche Fieber, Ruhr und andere malarische Krankheiten zur Folge hat. Während der Regenzeit wird Assam von verheerenden Stürmen heimgesucht, welche oft unermesslichen Schaden in den Plantagen anrichten. Ebenso sind Erdbeben nicht selten. Die kalte Zeit von Ende November bis Anfang Februar bietet eine angenehmere Temperatur, und würde zur Erholung für die Europäer ganz geeignet sein, wenn nicht auch sie durch die schweren Nebel, welche nach Mitternacht aufsteigen und oft bis 11 Uhr Vormittags Alles in einen undurchdringlichen, nassen Schleier hüllen, ungesund gemacht würde. Höher gelegene Orte haben, von stärkerem Luftzug begünstigt, weniger von ihnen zu leiden. Die heißen Winde, welche die westlichen und südlichen Theile Indiens im Mai und Anfang Juni mit ihrer versengenden Gluth durchwehen, verschonen glücklicher Weise Assam. Was die Producte des Landes betrifft, so ist es äußerst reich an Kohle. Eisen findet sich in vorzüglicher Qualität, und besitzen die assamesischen Schmiede eine besondere Fertigkeit im Stählen ihrer Messer und Waffen; Schwefel- und Salz-Quellen sind in Menge vorhanden, ja man hält das aus letzteren gewonnene Salz für besser als das aus Bengalen importirte. Die von den Bergen herabstürzenden Flüsse enthalten mehr oder minder reiche Anschwemmungen von Goldsand, welcher zu Ende der Regenzeit von den Eingebornen eifrig gesucht wird. Der obere Theil des Landes ist unerschöpflich an Petroleum. Ehe die englische Regierung den Handel mit Opium zum Monopol machte, bauten die Assamesen selbst so viel, als für ihre eigenen Bedürfnisse erforderlich war. Die verschiedensten Arten Reis wachsen in üppiger Fülle auf den sumpfigen „Bothars“ (mit Wasser bedeckte Landstrecken), welche oft meilenweit das Grasland durchziehen. Die trockener gelegenen Stellen tragen Baumwolle und Tabak in solcher Menge, daß diese beiden Artikel einen nicht unbedeutenden Theil des Exports bilden. Vor allem steht der Seidenbau in Blüthe. Unter den Baumarten dient vorzüglich der „Sum“ zur Nahrung für die Würmer. Bernstein, Elfenbein, Hörner aller Art; — Büffel, Tiger- und Hirschfelle sind in großen Quantitäten vorhanden. Das Haupterzeugniß des Landes ist endlich der Thee, welcher hier schon vor Ankunft der Engländer bekannt war und von den Assamesen medicinisch gebraucht wurde. Die Thierwelt ist unendlich reich und mannigfaltig. Die Wälder und Gebirge sind der Aufenthalt der wilden Elephanten, welche einzeln, gewöhnlich aber in Heerden unter Anführung des ältesten und stärksten, welcher von den Assamesen „Gunda“ genannt wird, umherwandern und in den Reisfeldern und Plantagen enorme Zerstörungen anrichten. Das Rhinoceros findet sich in den tieferen Theilen der Wälder und in der Nähe der Sümpfe. Assam ist ferner überfüllt mit Tigern und Leoparden, welche unter den Eingebornen und deren Vieh jährlich zahlreiche Opfer fordern. Bären, wilde Büffel und Schweine trifft man überall. Eine wahre Landplage sind die Schakals und wilde Hagen. Rehe und verschiedene Hirscharten weiden in den Prairien und geben besonders in der kalten Zeit, wenn das Gras abgebrannt ist, eine vortreffliche Jagd. Endlich ist keine Provinz Indiens so reich an giftigen Schlangen, wie diese, der Scorpionen, Tausendfüße und anderen Gewürms gar nicht zu gedenken. Ebenso excellirt sie in Blutigeln und Termiten. Zu ihnen gesellen sich ferner die Ratten, Frösche und Musquitos. Alle diese





Der allgemeine Anblick des bengalischen Brahmaputra-Gebietes, namentlich in Assam, ist der einer immensen Ebene, welche im N., O. und S. von hohen Gebirgen umrahmt und von zahllosen Flüssen durchschnitten wird. Einzelne Hügelketten, welche hier und da aus der ebenen Fläche steil emporstreben, endlose Urwälder und ausgedehnte Prairien wechseln mit einander ab. Die Anzahl der Flüsse übersteigt wohl die jedes andern Landes von gleicher Größe, denn von den bedeutendsten, unter welchen der Brahmaputra die erste Stelle einnimmt, hat man allein einundsechzig gezählt, welche alle durch ein unentwirrbares Netz von Nebenflüssen mit einander verbunden sind. Das Land ist daher im höchsten Grade wasserreich und gehört zu den fruchtbarsten Indiens. Das Klima ist feucht, und da die dichten Wälder eine genügende Ventilation der Atmosphäre nicht zulassen, schwül, drückend, überhaupt ungesund, umso mehr, da die Regenzeit hier länger dauert, als in andern Theilen Indiens: sie beginnt im März und endet Mitte November, so daß die niederen, den Flüssen zunächst gelegenen Strecken oft mehr als acht Monate unter Wasser stehen. Der Verdunstungsproceß dieser gewaltigen Wassermassen geht nur langsam vor sich und erzeugt eine von Miasmen geschwängerte Luft, welche Fieber, Ruhr und andere malarische Krankheiten zur Folge hat. Während der Regenzeit wird Assam von verheerenden Stürmen heimgesucht, welche oft unermesslichen Schaden in den Plantagen anrichten. Ebenso sind Erdbeben nichts Seltenes. Die kalte Zeit von Ende November bis Anfang Februar bietet eine angenehmere Temperatur, und würde zur Erholung für die Europäer ganz geeignet sein, wenn nicht auch sie durch die schweren Nebel, welche nach Mitternacht aufsteigen und oft bis 11 Uhr Vormittags Alles in einen undurchdringlichen, nassen Schleier hüllen, ungesund gemacht würde. Höher gelegene Orte haben, von stärkerem Luftzug begünstigt, weniger von ihnen zu leiden. Die heißen Winde, welche die westlichen und südlichen Theile Indiens im Mai und Anfang Juni mit ihrer versengenden Gluth durchwehen, verschonen glücklicher Weise Assam. Was die Producte des Landes betrifft, so ist es äußerst reich an Kohle. Eisen findet sich in vorzüglicher Qualität, und besitzen die assamesischen Schmiede eine besondere Fertigkeit im Stählen ihrer Messer und Waffen; Schwefel- und Salz-Quellen sind in Menge vorhanden, ja man hält das aus letzteren gewonnene Salz für besser als das aus Bengalen importirte. Die von den Bergen herabstürzenden Flüsse enthalten mehr oder minder reiche Anschwemmungen von Goldsand, welcher zu Ende der Regenzeit von den Eingebornen eifrig gesucht wird. Der obere Theil des Landes ist unerschöpflich an Petroleum. Ehe die englische Regierung den Handel mit Opium zum Monopol machte, bauten die Assamesen selbst so viel, als für ihre eigenen Bedürfnisse erforderlich war. Die verschiedensten Arten Reis wachsen in üppiger Fülle auf den sumpfigen „Bothars“ (mit Wasser bedeckte Landstrecken), welche oft meilenweit das Grasland durchziehen. Die trockener gelegenen Stellen tragen Baumwolle und Tabak in solcher Menge, daß diese beiden Artikel einen nicht unbedeutenden Theil des Exports bilden. Vor allem steht der Seidenbau in Blüthe. Unter den Baumarten dient vorzüglich der „Sum“ zur Nahrung für die Würmer. Bernstein, Elfenbein, Hörner aller Art; — Büffel-, Tiger- und Hirschfelle sind in großen Quantitäten vorhanden. Das Haupterzeugniß des Landes ist endlich der Thee, welcher hier schon vor Ankunft der Engländer bekannt war und von den Assamesen medicinisch gebraucht wurde. Die Thierwelt ist unendlich reich und mannigfaltig. Die Wälder und Gebirge sind der Aufenthalt der wilden Elephanten, welche einzeln, gewöhnlich aber in Herden unter Anführung des ältesten und stärksten, welcher von den Assamesen „Gunda“ genannt wird, umherwandern und in den Reisfeldern und Plantagen enorme Zerstörungen anrichten. Das Rhinoceros findet sich in den tieferen Theilen der Wälder und in der Nähe der Sümpfe. Assam ist ferner überfüllt mit Tigern und Leoparden, welche unter den Eingebornen und deren Vieh jährlich zahlreiche Opfer fordern. Bären, wilde Büffel und Schweine trifft man überall. Eine wahre Landplage sind die Schakals und wilde Hagen. Rehe und verschiedene Hirscharten weiden in den Prairien und geben besonders in der kalten Zeit, wenn das Gras abgebrannt ist, eine vortreffliche Jagd. Endlich ist keine Provinz Indiens so reich an giftigen Schlangen, wie diese, der Scorpionen, Tausendfüße und anderen Gewürms gar nicht zu gedenken. Ebenso excellirt sie in Blutegeln und Termiten. Zu ihnen gesellen sich ferner die Ratten, Frösche und Musquitos. Alle diese







schlagen ihre Wohnung in den Häusern mit den Menschen zusammen auf, und erschöpfen nur zu oft seine Geduld durch ihre unerwünschte Gegenwart. Die Wälder sind außer den oben genannten Thieren belebt von Affen, Papageien, Adlern, Falken, Geiern und anderem Geflügel. Die Fischerei wird großartig betrieben, denn die Flüsse bieten alle Gattungen von Fischen, und der Assamese ißt dieselben gern. Die jetzige Einwohnerzahl beträgt nicht ganz eine Million und besteht aus Hindu, Muhammedanern, eingewanderten Bengalen und einigen wilden Stämmen, den Ureinwohnern des Landes. Die Verkehrssprache ist Assamesisch, eine Tochtersprache des Sanskrit, welche große Ähnlichkeit mit Bengali hat. Die Muhammedaner verstehen und sprechen außerdem Urdu, und seit die Regierung Schulen angelegt hat, ist auch Englisch den gebildeten Kasten nicht fremd. Die Assamesen oder Ahoms, wie sie ursprünglich hießen, sind ein schöner, ziemlich hellfarbener, stark gebauter Menschenschlag, im höchsten Grade intelligent und bildungsfähig. (Oscar Flex. Pflanzenleben in Indien. Berlin 1873. 8°. S. 2—6.) In den die Ebene umgebenden Gebirgen haufen jedoch völlig wilde und unabhängige Stämme, wie jene der Garo, Khasia und der Naga, deren Sitten und Gewohnheiten noch wenig bekannt sind. Von den Nagas wissen wir, daß die sociale Stellung des einzelnen Individuums vom Tätowiren bedingt ist. Diese Operation darf aber erst dann an einem Knaben vorgenommen werden, wenn er aufhört, ein solcher zu sein, was jedoch erst der Fall, wenn er einen Mann oder auch ein Weib umgebracht hat, was er durch Ablieferung des Kopfes seines Schlachtopfers bethätigen muß. (Ausland 1872, Nr. 45, S. 1079. Siehe auch William Robinson. A descriptive account of Asam. London 1841. 8°. S. 335—421, wo die Butias, Mas und Kapachors, Duphas, Miris, Abors und Borabors, Mishmis und Bormishmis, Shanti, Singu, Naga, Kachar, Khasias und Garos geschildert werden.)

Südlich von den bisher geschilderten Regionen, nämlich von dem Tieflande Bengalens, erhebt sich das nach S. zur Dreiecksform sich verjüngende Plateau von Dekkan, durchschnittlich 600—800 M. hoch. Der N.-Rand Dekkans bildet das schwer zugängliche Vindhya-Gebirge, dessen secundäre Sandsteine sich nach Panna in Bandelkand, dem Tara-Paß und Rhotos-Fort fortsetzen. Am S.-Abhang dieses bis zu 2000 M. aufragenden Gebirges nimmt die schon ihren Ursprung, um nach NO. dem Ganges zuzustießen, aber auch die in umgekehrter Richtung dem arabischen Meere sich ergebende Narbada (Nerbudda). Ihr parallel fließt der nur wenig südlich, bei Surat in's Meer mündende Tapti. Die Quellgegend dieser Gewässer bildet eine Hochlandsregion voller Bergspitzen und Bergreihen, und in dieser wunderbaren Gegend findet man Formen thierischen und pflanzlichen Lebens vereinigt, die anderswo nicht neben einander vorhanden sind: die Sal-Wälder stoßen hart an die Tel-Wälder, obgleich beide abgesondert wachsen; das zwölfsendige Moor-Rothwild und das Dschungel-Geflügel kommen innerhalb der Sal-Wälder-Fläche in Menge vor.

Eine merkwürdig schöne Scenerie bietet das offene und gut angebaute Thal der Narbada. Man denke sich einen mächtigen, auf ein Drittel seiner Breite eingengten Fluß, der mehr als 3 Km. weit zwischen zwei hellen Wänden reinen weißen Marmors dahinbraust — Wände, die 30 M. Höhe und da und dort eine Ader dunklen grünen oder schwarzen vulcanischen Gesteins zeigen, welches, einer Lage Gagat gleich, die reine Weiße des Marmors beträchtlich erhöht. Ein Marsch durch das Narbada-Thal gewährt ungemein viel Vergnügen. Das Klima ist ein vorzügliches, und die Scenerie, die Menschen- und die Naturerzeugnisse sind insge-

sammt höchst interessant. Zu den letzteren gehört der Mhowa, einer der nützlichsten wilden Bäume, da seine Blüthe essbar ist und man aus ihr auch den größeren Theil der im Lande verbrauchten geistigen Getränke bereitet. Sie wird ferner geopfert zur Versöhnung der unzähligen Götter der Gonds, welche Pantheisten sind. Diese sonderbaren Menschen wurden zuerst in den Kohlengruben des Narbada-Thales und seiner Nebenflüsse beschäftigt, und ihr Muth im Eindringen in die Eingeweide der Erde war wundervoll. Ihr Pantheismus kam ihnen in dieser Hinsicht zu statten. Von der Wiege an hat der Gond jeden Felsen, jeden Fluß und jede Höhle als von einem besondern Geiste bewohnt betrachtet, den man, um ganz sicher vor ihm zu sein, versöhnen muß, wenn auch in der aller-einfachsten Weise. So berührt der Gond zuerst mit Mennig das Gestein, welches er im Begriff ist mit einem Tönnchen Pulver in tausend Stücke zu zersprengen, legt eine Handvoll Reis und eine Nußschale voll Mhowa-Brantwein davor, und siehe! der Gott der Kohlengrube ist dergestalt befriedigt, daß er seinem einfachen Verehrer erlaubt in dem Göttersitz wegzuhauen, was und soviel ihm beliebt. Die Mahadeo-Berge, oder die Berge des großen Gottes, zwischen Narbada und Tapti, sind von großer Schönheit und besonderer Heiligkeit. Die ganze Gebirgsreihe ist dem Siva geheiligt, und inmitten der hohen Pits liegt einer der heiligsten Schreine, zu welchem mindestens eine Wallfahrt im Leben eines jeden Hindu nothwendig ist. Der Schauplatz ist von außerordentlicher Art; eine Menschenmenge, so bunt wie die, welche sich an den berühmten Ghats in Benares drängt, sammelt sich dann auf allen dahin führenden Straßen; zu andern Zeiten aber wird der Zugang, wie das Volk glaubt, durch wilde Thiere, Kobolde und grausame Krankheiten unmöglich gemacht. Gleich hinter Dschilpa, dem letzten Dorf auf den Ebenen, befindet man sich im Dschungel; wenn man aber bergan steigt, ändert sich die Scene allgemach. Nach einem Marsch von 22 Km. erreicht man die Hochebene von Petschmarri (Buchmurree), die einem schönen englischen Park gleicht, und dann beginnen, durch die lichten Baumstellen hindurch, drei große vereinzelte Bergspitzen sich zu zeigen, die in der untergehenden Sonne glühend roth und feurig sich von dem purpurnen Hintergrund einer Wolkenbank abheben. Die mittlere ist der Pit von Mahadeo, der Schrein des Gottes selbst; zur Rechten erhebt sich, gleich der Basti der Weste eines Riesen, die viereckige und abschüssige Form des Tschau-radeo; während zur Linken die steile Abdachung des Dhupgarh, des höchsten Punktes der mittelindischen Hochlande, düster herüberschaut. Der Weg, auf welchem man heraufkommt, zieht sich verhältnismäßig sanft in die Höhe; in allen andern Richtungen aber ist die Senkung vom Plateau aus plötzlich und jäh. Der östliche Paß wurde nie von irgend einem Lastthier betreten. Von dieser Hochebene aus überschaut man nun das Panorama, welches vor Augen liegt: Reihen auf Reihen waldbedeckter Berge, in wilder Unordnung neben einander; die lange Linie brustwehrartiger Klippen, welche die südliche Seite der Mahadeo-Berge kennzeichnen; das tiefe Roth ihrer Sandsteinformation, hübsch abstechend von dem intensiven Grün der Bambu-Vegetation, außerhalb deren sie emporragen, während der Beobachter, wenn er auf dem östlichen Rande des Plateau steht, einen 620 M. hohen Felsabhang vor sich hat, der in langen grünen Abdachungen in ein flaches, unermessliches, waldbedecktes Thal hinunterführt. Dies ist der große Sal-Wald. An den Rändern dieses gewaltigen Plateau sieht man schreckliche geheimnißvolle Schluchten, deren eine, die Dschambo-Durp, ein besonders heiliger und unumgänglicher Ort auf der Wanderung des frommen Pilgers, ein grauenerregendes Naturwunder ist. Die großartigen, grenzenlosen Waldungen bewohnt der edle Bison und der „Sambar“, der Fürst des Rothwilds. Tiger sind auf der Hochebene selten, ebenso Bären, Panther aber gibt es in Menge in Petschmarri. (J. Forsyth. The Highlands of Central India: notes on their forests and wild tribes, natural history and sports. London 1871. 8°.)

Den westlichen Rand des dekkanischen Plateau's bildet die große Kette der West-Ghats (d. i. Pässe), welche an der Mündung des Rhandesch-Thales in das Meer anheben, parallel mit der Küste in zackigen abgerissenen Gipfeln hinziehen und im Mahabaleschwar über 1500 M. Seehöhe er-

reichen. In den Ghats herrscht Gneis vor, welcher in Dharwar auf secundären Sandstein stößt. Wie alle Küstengebirge senken sie sich sanft nach der continentalen Seite, hier nach dem Plateau von Dekkan, steil dagegen stürzen sie zu dem schmalen Küstensaume hinab, jedoch nicht ohne mehrere Terrassen zu bilden, die wie ein Garten angebaut sind. Auf der unteren gedeihen die Pfeffer- und Betelranke, das Zuckerrohr und die Cocospalme; höher folgen die Tel-Wälder mit ihrem fast unverwüsthlichen Holz (*Tectonia grandis* L.) und noch höher hinauf beginnen die Waldungen des kostbaren Sandel- und Ebenholzes. Kurze Flüßchen stürzen in Katarakten von den Ghats zur Meeresküste hinab. An diesem W.-Gestade Indiens liegt auf einer kleinen Insel in ungesundem Klima Bombay mit 650,000 Einwohnern, darunter über 400,000 Hindu, 140,000 Moslim, an 50,000 Parsen (Nachkommen der alten Perser und Feueranbeter), 25,000 Indo-Portugiesen, eine der wichtigsten Handelsstädte Indiens mit prächtigem Hafen, dann, an der Malabarküste, — so heißt der Küstenstrich südlich von Bombay — die portugiesische Stadt Goa mit ihrem Gebiete, Mangalore und die französische Niederlassung Mahe.

Die westlichen Ghats enden mit dem Nilagiri-Gebirge oder den blauen Bergen, deren angenehme und gesunde Luft neuerdings viele Europäer zu vorübergehendem oder bleibendem Aufenthalt angelockt hat. Im Dodabetta, welchen man lange für den höchsten Berg S.-Indiens gehalten, steigen sie zu 2500 M. empor und stellen einen Querriegel vor, welcher die W.-Ghats mit den der indischen O.-Küste parallel ziehenden östlichen Ghats verbindet und gegen S. steil zu einem schmalen, tiefen, bloß 130 M. über dem Meere sich erhebenden Querspalt, dem Gap, abstürzt.

Die ursprünglichen Bewohner der Nilagiris theilen sich in vier oder fünf Stämme, welche sowohl von den Hindu der Ebene als auch unter sich sehr verschieden sind. Einer dieser Stämme hat nach Wesen und Sitte viele Uebereinstimmung mit unseren Zigeunern, führt jedoch kein Nomadenleben, sondern hat feste Wohnsitze; von Religion findet man bei diesem Stamme keine Spur, sondern die einzige übersinnliche Vorstellung besteht im Glauben an Zauberei. Von den anderen Stämmen ist einer, jener der Todas (siehe William G. Marshall. *A phrenologist amongst the Todas; or the study of a primitive tribe in South India: history, character, customs, religion, infanticide, polyandry, language.* London 1873. 8°.), ausschließlich Hirtenvolk; der zahlreichste und cultivirteste, der etwa 20,000 Köpfe zählt, treibt Ackerbau.

Südlich von dem erwähnten Gap bildet Indien ein neues selbständiges Gebirgssystem, jenes von Cardamum, welches die Spitze des indischen Triangels erfüllt, bis zu Cap Comorin in fast 8° n. Br. reicht und Gipfel von 2900 M. besitzt. In diesem Gebirgssysteme, genauer in den Anamalli-Bergen, erhebt sich der höchste Pfl im S. des Himalaya. Die Kette



tritt von der W.-Küste mehr in's Innere zurück und gewährt an ihrem Abhange dem Lande Trawancore Raum. Der indischen O.-Küste liegt im S. die große gebirgige Insel Ceylon gegenüber, welche durch den Golf von Manaar und die Palk-Straße vom Festlande getrennt wird. Nördlich von der Palk-Straße führt die sandige, havenlose Küste die Benennung Karomandal-Küste und besitzt eine Breite von 70—200 Km. Das Klima ist hier am bengalischen Meerbusen im höchsten Grade ungesund, und während der Herrschaft des NO.-Monsons (October bis April) ist den Schiffen das Landen unmöglich. Unter Regengüssen und Orkanen tritt Mitte April der SW.-Monsun ein, unter dem die Vegetation erstirbt. Hier liegen die französischen Niederlassungen Karikal (62,000 Einw.) und Pondichéry (124,000 Einw.), dann die britische Hauptstadt der Karomandal-Küste Madras mit 430,000 Einwohnern, ein hochwichtiger Handelsplatz, dessen geographische Lage für den Handel gar nicht ungünstiger gedacht werden kann; denn beim NO.-Monsun kann an der Rhede — ein Hafen, der Schutz für die Schiffe böte, ist nicht vorhanden — kein Boot landen ohne zertrümmert zu werden, und zu anderer Zeit passiren nur die „Massula“ oder Fischerboote den furchtbaren Surf.

Landeinwärts erheben sich die östlichen Ghats, die jedoch bei weitem nicht so hoch und auch nicht so schroff sind wie die westlichen, nur als schwacher Rand des Plateau von Innerdekan gelten können und von dessen Gewässern durchbrochen werden. Während die indische W.-Küste wegen der Schranke der W.-Ghats südlich vom Tapti kein bedeutendes Gewässer, bloß kurze Küstenflüsse aufzuweisen hat, strömen dem bengalischen Meerbusen ganz gewaltige Flußläufe zu. Das Plateau von Dekkan bildet nämlich eine wellenförmige Ebene, deren Seehöhe zwischen 450 bis 800 M. schwankt, mit zahlreichen Hügelzügen und vereinzelt Stuppen besetzt. Nach N. hin ist sie wild, waldig, gebirgig und mit dichtem Dschungel bedeckt. Diese Ebene nun besitzt einen Gang von W. nach O., so daß die Gewässer, welche ganz im W. Dekkans, also am östlichen Fuße der W.-Ghats entspringen, ihren Weg, die O.-Ghats durchbrechend, zum bengalischen Meerbusen finden. Von S. nach N. schreitend, finden wir so den Kaveri, den Tirunkojilur, Palar, Penna, den gewaltigen Krishna oder Ristna, den Godawari, und Mahanadi. Die hohe Lage des Plateau von Dekkan mildert die tropische Gluth und verleiht ihm ein gesundes, glückliches Klima, in welchem die meisten indischen Pflanzenproducte gedeihen. An der NO.-Grenze, gegen Bengalen hin, nördlich vom Mahanadi, erstreckt sich gegen die Ganges-Mündungen hin eine von Urwald bestandene Gebirgsregion, welche ein wildes Volk bewohnt und der an der Meeresküste die Landschaft Orissa vorlagert.

Die Vorstellungen der meisten Menschen über die Bevölkerung Vorderindiens sind ziemlich verworrene; im Allgemeinen denkt man sich dieselbe als eine ziemlich homogene, während im Gegentheile es kaum ein Land der Erde gibt, in dem wir einer größeren Verschiedenheit von Völkern und Stämmen in allen erdenklichen Culturabstufungen, vom gesitteten Europäer, vom philosophisch gebildeten Hindu bis hinab zum rohesten Wilden begegnen.



Nach der letzten Zählung betrug die Gesamteinwohnerzahl Vorderindiens 240,726,193 Köpfe; diese zerfallen aber, von den eingewanderten Europäern abgesehen, zunächst in zwei Racen, in die arischen Hindu und in die Dravida-Völker. Letztere bildeten zweifelsohne die Urbevölkerung ganz Indiens, sind aber durch die etwa um 2000—1500 v. Chr. eingewanderten Hindu unterworfen und nach dem S. verdrängt worden, wobei sicherlich vielfache Mischungen zwischen beiden Racen stattfanden. Die Hindu sind auch heute noch bloß in den nördlichen Ebenen vom Indus bis in das Brahma-putra-Thal hinein ansässig. Ganz Dekkan sammt den gebirgigen Theilen

des Inneren nehmen dagegen die Dravida ein; beide Racen bilden aber wieder keine homogenen Einheiten, sondern zerfallen in eine

Vom ethnologisch-culturhistorischen Standpunkt theilt Friedrich Müller die arische Familie der Indier in drei Abtheilungen, nämlich: in die Stämme des

die uns schon bekannten Dardur und die Sinaposh Kasirs. Die Hindu aber zerfallen sowohl sprachlich als auch social in eine Reihe von Gesellschaften. In ersterer Hinsicht unterscheidet man: das Kaschmiri in Kaschmir, von ungefähr 3 Millionen Menschen gesprochen; südlich davon bis gegen Multan, zwischen Indus und Satledsch das Pandschabi (16 Millionen), welches im S. und SÖ. in das Hindi übergeht, die Sprache des mittleren Indien, welche in verschiedenen Nuancen und mehreren Dialecten von nicht weniger als 61 Millionen gesprochen wird. Das mit persisch-arabischen Elementen stark verfehlte Hindi, genannt Urdu oder Hindostani, welches von der muhammedanischen Bevölkerung Central-Indiens gesprochen wird, ist die allgemeine Verkehrssprache und in dieser Eigenschaft über ganz Indien verbreitet. Im Thale des unteren Indus von Multan bis gegen das Meer herrscht das Sindhi (2 Millionen). Im S. des Aravulli-Gebirges geht das Hindi in das Gudscherati (6 Millionen) über, welches bis gegen die Bindhya-Kette hinabreicht. Südlich von diesem bis Tschota Nagpur im O., bis gegen Goa an der W.-Küste herrscht das Marathi (10 Millionen). Zwischen Parniah und Dinabschpur geht das Hindi in das Bangali (22½ Millionen) über, dessen Gebiet längs des Himalaya bis gegen Assam reicht. Daneben gibt es noch das Orija (2 Millionen), das Assami (etwa 1 Million), ein Seitendialect des

große Zahl sehr verschiedener Stämme, über deren Leben und sonstige Culturverhältnisse in vielen Fällen noch gar nichts bekannt ist.

nord-westlichen Gebirges, in die arischen Bewohner der indischen Ebenen (Hindu schlechthin) und in die Zigeuner. Zu den Stämmen des nord-westlichen Gebirges gehören



Ein Hindu.

Bengali, und das Nepali. Es reden also von den 240 Millionen Menschen in Indien bloß etwa 125, also etwas mehr als die Hälfte, ein arisches Idiom; alle übrigen gehören dem Dravidastamme an. Nach den Gesellschaftsclassen unterscheidet man unter den Hindu: die Brahmanen, gegenwärtig über ganz Indien verbreitet und durch ihre höhere Intelligenz vor allen ausgezeichnet; sie haben am meisten den mittelländischen Racencharakter bewahrt, und zeigen im Durchschnitt jenen edlen Typus, den wir an den unvermischten Repräsentanten dieser Race bewundern. Die uns schon bekannten Dschat im NW. Indiens; die Radschput, ursprünglich die feudalen Eroberer des W. von Hindostan; gegenwärtig gehen sie als ackerbauende Ansiedler einer immer größeren Abnahme entgegen, theils durch vielfache Mischungen mit anderen Classen, theils durch den bei ihnen so häufigen Mord weiblicher Kinder; sie wohnen im ND.=Pandschab, in den Districten von Dschamu und Kangra, in den Simla-Bergen, ferner im östlichen Audh, in Nzinghar und Ghazipur, dann im SW. von Bundelkhand, in Malwa und in Udeipur. Das Centrum ihrer Macht liegt in den sogenannten Radschputana-Staaten, wo aber nicht sie, sondern vielmehr die Dschat den numerisch größeren Theil der Bevölkerung bilden. Die Skurmi oder Skunbi in den mittleren und östlichen Theilen der sogenannten nordwestlichen Provinzen; die Gudschar, ein unruhiger Hirtenstamm in den Hügellagen um Kaschmir, besonders aber in Gudscherat. Die Ahir, der Hirtenstamm der Radschput- und Brahmanenländer; die Gwala in Bengalen und Orissa. Die Khatrri, die Nachkommen der alten Kriegerkaste, jetzt ein handeltreibender Stamm in Pandschab und im östlichen Afghanistan. Die Vanina (Vani, Vaniamen), einer der zahlreichsten Stände in Indien, nehmen im eigentlichen Hindostan und im S. jene Stellung ein, welche die Khatrri im Pandschab befüßen. Außerlich unterscheiden sich die Vanina mit den Khatrri auffallend von den Brahmanen. Die Rajasth (Rajath, Raith), eine zwar niedere Kaste von dunkler Farbe, schmucker Gestalt, aber von bedeutender Intelligenz und Geschäftlichkeit; sie sind die eigentlichen weltlichen Schriftgelehrten des heutigen Indien und als solche in allen Aemtern in bedeutenden Stellungen vertreten. Die Handwerkerkassen unterscheiden sich nicht wesentlich von einander und zeigen in allen Theilen Indiens einen ziemlich einheitlichen Typus. Dagegen sind die sogenannten Gelotenkassen besonders hervorzuheben. Natürlich finden wir dieselben in den nordwestlichen Gebirgsgegenden gar nicht, da hier keine feindliche Aboriginer-Bevölkerung unterjocht wurde. Zu diesen Varias gehören die Dom, die Tschangar, die Tschamar u. a. (F. Müller. Allgem. Ethnographie. S. 453—463.)

Der religiöse Glaube der Hindu ist der Hinduismus, welcher mit der alten Religion der Arier nur mehr geringe Ähnlichkeit besitzt; etliche vedische Verse und Formeln, welche die Priester recitiren, ohne sie zu verstehen, sind so ziemlich alles, was sich von der vedischen Religion erhalten hat. Innerhalb dieses Glaubenskreises, welchen man in seiner heutigen Form nach seinen Priestern den brahmanischen nennt, herrschen verschiedene Secten, darunter manche, welche von Grund aus verdorben sind. So zeigt sich der Gipfel menschlicher Entwürdigung in den Aghoris oder Aghor-Pants, welche, nach dem letztern Namen zu schließen, unter den Hindu als „Lehrer“ betrachtet werden und nicht selten Brahmanen sind. Wer vom Hinduismus eine gute Meinung hat, mag folgenden Bericht erwägen: „Die Aghoris sind eine Volksclasse, der man häufig an den Ghats (Ganges-Ufern und Ganges-Treppen) in Benares, gelegentlich auch sonst in Indien und sogar in Aham begegnet. Sie sind Ogern (Menschenfresser) und glauben, daß unter den Dingen kein Unterschied bestehe, sondern alle Unterscheidungen nur Einbildung seien. Ein Schlag oder Stoß ist ihnen so gleichgültig wie ein Segen. Sie gehen in paris naturalibus, mit einem Menschenschädel in der Hand, von dem sie das moderne Fleisch abgenagt, und dem sie Gehirn und Augen mit den Fingern ausgebohrt haben, und worin sie dann irgendein Getränk gießen, gleichviel ob Branntwein, Milch oder faules Wasser. Als Speise dient ihnen das nächste beste, ein moderner Leichnam, ein Thieraas, Gefochtes oder Unrath. Mit verfilztem Haar, blutrothen Augen, den Leib von Schmutz und Ungeziefer bedeckt, so ist der Aghori ein Gegenstand des Grauens und Abscheues. Einem Wolf sieht er ähnlicher als einem menschlichen Wesen. Der Hindu aber betrachtet diese Glenden mit Verehrung, und keiner wagt sie von seiner Thüre wegzujagen. Sie gehören zur schlimmsten Sorte unter dem vielen Gefindel der heiligen Stadt Benares, und sind jedes Verbrechens



fähig.“ (The People of India; a Series of Photographic Illustrations, with Descriptive Letter-press, of the Races and Tribes of Hindustan. Originally prepared under the authority of the Gouvernment of India etc. Edited by the J. Forbes Watson and J. W. Kaye. Vols I and II. London, Allen.) Die zwei verbreitetsten Religionsparteien Indiens sind aber jene, welche dem Siwa und dem Wischno göttliche Verehrung zollen. Diese beiden typificiren die zwei entgegengesetzten Pole religiösen Denkens, die sich bei den Menschen stets gefunden haben und stets finden werden; der eine im Vaischnava zu dem Gott aufblickend, welcher der Urheber alles Guten, der andere in der Saiva nur von dem Menschen selbst und durch seine eigenen Thaten die Erreichung des Guten, das er ersehnt, erwartend. Dies ist die Hauptverschiedenheit, doch begegnen sich die beiden Secten häufig auf demselben Terrain. Im Allgemeinen kann man sagen: „Der Hinduismus hat sich nicht als eine Restauration, sondern als eine Conservirung über Indien verbreitet. Er hat aus



Reisewagen eines Hindu.

allem vorhandenen Aberglauben Nutzen gezogen, wie grob, unmoralisch und verbrecherisch derselbe auch sein mochte, und alle mit einer philosophischen Basis versehen, hat er jeden einzelnen förmlich krystallisirt, zugleich zwischen sämmtlichen eine Solidarität herstellend, die es ungemein schwierig macht, einen einzelnen Punkt als solchen anzugreifen. Er hat die Unterscheidungen der Classen und Stämme nicht allein anerkannt, sondern noch durch besondere Rechtfertigung ausgeprägt und sie in ihrer Gesamtheit gewissermaßen erstarrt, statt sie zu fusioniren, so daß in einem indischen Dorfe die verschiedenen Kasten neben einander leben mit weit weniger gemeinschaftlichen Interessen, Gedanken und Empfindungen, als zum Beispiel Deutsche und Franzosen. Dies macht den Patriotismus und das Nationalbewußtsein in unserem Sinne einfach unmöglich für die Hindu, so lange der Hinduismus besteht.“ Andererseits umfaßt der Hinduismus nicht allein eine subtile Philosophie, er gibt nicht allein hohen moralischen Wahrheiten Ausdruck und lehrt viele sociale Tugenden, sondern er enthält auch viele Hauptzüge der christlichen Lehre. (John Robson. Hinduism and relations to Christianity. Edinburgh 1874. 8°.)

Die Dravida-Race in Indien zerfällt vom ethnologischen Standpunkte in zwei, und wenn wir die Ureinwohner von Ceylon hinzurechnen, in drei von einander grundverschiedene Volksstämme, nämlich einen nord- und einen süd-indischen, oder den Munda-Stamm und den Dravida-Stamm im engeren Sinne und die Singhalesen. Nur die culturlosen dieser Völker, die Mundas und die Stämme der Nilagiris, haben ihre alten Sitten und Gebräuche beibehalten; die übrigen haben sich civilisirt und durch Aufnahme der arischen Cultur ganz umgestaltet. Alle Dravida-Sprachen zeigen den nämlichen Charakter der Agglutination, welcher auch die ural-altaischen Sprachen so sehr auszeichnet, daher auch manche Forscher an eine genealogische Verwandtschaft beider gedacht haben, die indeß gewiß nicht vorhanden ist.

Zum Munda-Stamme gehören die uncultivirten Gebirgsstämme des Hochlandes von Tschota-Nagpur, im SW. von Calcutta, die im Allgemeinen mit dem Namen Kolh bezeichnet werden. Es sind dies die Santal (Sonthal), die Kolh von Singbhum (Larkha-Kolh oder Ho), Bhumiidisch und die sogenannten Munda-Kolh. Dagegen sind die Ura- und Radschmahal-Kolh nicht hierher zu beziehen, sondern in die Classe der Dravida-Völker zu stellen. (L. Kottrott. Die Gökner'sche Mission unter den Kolhs. Bilder aus dem Missionsleben. Halle 1874. 8<sup>o</sup>.) Unter diesen Halbwilden, welche gleichwohl dem Ackerbau obliegen, herrscht der Glaube an eine Unzahl böse Geister „Bongas“, an Zauberei und Hexen, welche letztere unter Umständen getödtet oder aus dem Lande getrieben werden. Man sieht, der menschliche Geist vollführt überall die nämlichen Höffelsprünge. Deutsche evangelische Missionäre sind unter den Kolh thätig und besteht schon eine große Anzahl christlicher Gemeinden. Nebst den Kolh sind die Bhilla oder Bhils ein weit ausgebreiteter Stamm der Mundafamilie; sie wohnen in den Wäldern der Anhöhen, welche die Flüsse Tapti, Narbada und Maha begleiten, und sind ein stark gemischter Stamm, welcher Sitte und Sprache größtentheils von jenen cultivirten Völkern, in deren Gebiet er lebt, angenommen hat. (Siehe: Globus XXI. Bd. S. 193–198.) Die Mera (Mhairs) sitzen in den Arabulli-Bergen, wo sie Ackerbau treiben; die Mina, ein mit den vorigen innig verwandter Stamm, wohnen in dem Gebirgszuge, welcher von Adschmir gegen die Tschamuna hin verläuft.

Der Dravida-Stamm zerfällt in zehn sprachlich geschiedene Abtheilungen: 1) die Tamulen (Tamil), das gebildetste und unternehmendste aller Dravida-Völker, wohnen im sogenannten Karnatik, d. i. dem Lande unterhalb der östlichen Ghats von Palicat bis an das Cap Comorin und dem darüber liegenden Hochlande; zu den Tamulen gehört auch die Arbeiterbevölkerung von N. und NW.-Ceylon; ebenso die größte Anzahl der sogenannten Klings oder Kalingas, welchen man in den Seestädten Hinterindiens und des malayischen Archipels findet; endlich die wilden Stämme der Irular und Kurumbar in den Nilagiris. 2) Die Telinga (Telugu) von Palicat bis Gendischam an der Küste des bengalischen Meerbusens. 3) Die Kanareesen (Kannadis, Karnatas) in Maisur und Kanara, welchen sprachlich die wilden Kotar oder Kohatar und Wadagar (Burgher) in den Nilagiri-Wäldern, endlich die culturlosen Kodugu oder Kurg in den W.-Ghats anzuschließen sind. 4) Die Malabaren oder Malayala an der Malabarküste von Mangalor bis gegen Trivandram. 5) Die im Aussterben begriffenen Tulu (Tuluva) auf einem schmalen Küstenstriche um Mangalor. 6) Die Toda (Tuda, Tuvavar) in den Nilagiri. 7) Die Gond (Gonda) in jenem Striche Indiens, der zwischen dem Godawari, seinen Nebenflüssen Wain und Indravati und dem Gondwana-Gebirge im S. der Narbada gelegen ist. 8) Die blutdürstigen, Menschenopfern fröhnenden Rhond oder Ru, südlich von der Mahanadi in dem waldreichen Hügellande der Provinz Orissa. (John Campbell. A personal narrative of thirteen years service amongst the wild tribes of Khondistan



for the suppression of human sacrifice. London 1864. 8°.) 9) Die schon erwähnten Ura- und Radſchamal-Kolh; 10) endlich die in Belutſchiſtan wohnenden Brahui.

Die Urbevölkerung der Inſel Ceylon gehört entſchieden der Dravida-Race an, wie der Grundſtock der ſinghaleſiſchen Sprache, das Elu, beweist. Mit der Zeit iſt aber eine ſtarke Vermischung mit den vom Feſtlande herübergekommenen Indern eingetreten. Als ziemlich unvermiſchte Ueberreſte der alten Urbevölkerung können die Weddah oder Wedda gelten, welche in den Waldregionen der ſogenannten Weddaratta, an der O.-Seite der Inſel, wohnen. (F. Müller. Allgem. Ethnographie. S. 410—416.) Die intellectuelle Befähigung der Wedda ſteht ſo niedrig, wie es nur bei einem mit Verſtand begabten Weſen überhaupt der Fall ſein kann. (Ausland 1876, Nr. 15, S. 296—297.)

Ceylon, eine Inſel von herz- oder birnenförmiger Geſtalt mit 63,300 □ Km. Flächenraum und etwa 2 1/2 Millionen Einwohner, iſt in der Mitte und einem Theile des S. ein Bergland, an welches ſich Hügelland anſchließt; gegen N. geht dieſes in eine vollſtändige Niederung über, während im S. die Hügel oft das Meer erreichen. Das Bergland, durchschnittlich 1600 M. hoch, aber mit Spitzen wie der Pedrotalagalla (Peduru Taſſagalle, 2536 M.) und der ob ſeiner feenhaften Ausſicht berühmte Samanella oder Adams-pik (2250 M.), iſt reich an pittoresken, maleriſchen Landſchaften, reich bewäſſert und von kühlem Klima, das Hügelland ebenſo fruchtbar und meiſt cultivirt, während nie verbleichende, üppige grüne Flächen und Maſſen von Cocospalmen den N.-Saum der Inſel bedecken. Unter den zahlreichen Producten Ceylons glänzen die koſtbarſten Edelſteine, Diamanten und Rubinen, ferner Eiſen, Mangan, Salz, herrliche Perlen-Muſtern. Die Schätze des Pflanzenreiches werden aber von keinem anderen Punkte der Erde übertroffen. Neben den verſchiedenartigſten Nuzhölzern gedeihen Pfeffer, Baumwolle, Kaffee, Zimmt. Die Hauptſtadt der Inſel iſt Kolumbo (Colombo) an der O.-Küſte, von wo eine Eiſenbahn in's Innere nach Kandy führt, und Point de Galle an der S.-Küſte mit dem wichtigſten Handelshafen.

Im Uebrigen wird Vorderindien nur durch wenige Inſeln bereichert. Die Küſte iſt allerwärts faſt völlig inſelentblößt und nur in größerer Ferne treffen wir auf einige Gilandsgruppen, welche ihrer Natur nach zu Indien gezählt werden müſſen. Es ſind dieſe zuerſt im W., alſo vor der Küſte von Malabar, die Lakadiven und die ſüdlich davon gelegenen Malediven. Erſtere ſind Korallenbildungen, etwa 14,000 an der Zahl, welche in zwanzig Haufen geſondert werden können und zum Theile aus bloßen Fellen beſtehen. Sie werden von beiläufig 10,000 Indoarabern bewohnt und bringen bloß Cocospalmen hervor; doch findet man dort die beliebte Kaurimuschel, welche im Oriente die Stelle des Geldes vertritt. Auch die Malediven ſind eine Kette von 12—15,000 Koralleninſeln, wovon nur 50 bewohnt ſind und die nämlichen Producte wie die Lakadiven beſitzen. Doch iſt ihre Bevölkerung eine weit größere; ſie beſteht aus 200,000 muhammedaniſchen Malaien, über welche ein in Male reſidirender Sultan herrſcht. Im bengaliſchen Meerbuſen, dem hinterindischen Feſtlande ſchon näher gerückt als dem vorderindischen, liegen die Andamanen und die Nikobaren, beide wiederum eine Kette bildend, welche die Zehngrad-Straße von einander trennt. Die Andamanen ſind vier größere und zahlreiche kleinere Inſeln, die zuſammen 6600 □ Km. Areal

und etwa 15,000 Negrito-Einwohner zählen, welche letztere zu den niedrigststehenden Menschen gehören; ohne feste Wohnsitze und fast ohne Kleidung finden sie ihre Nahrung vorzüglich in Fischen. Vorzügliches Bauholz in Menge, Palmen, Melonen gedeihen auf den meist flachen, aber vulcanische Spuren tragenden Inseln. Wegen ihrer Sümpfe ist das Klima sehr ungesund, und die menschenfreundlichen Briten haben deswegen auf der nördlichsten, Chatham, eine Verbrechercolonie angelegt. (Frederick J. Moat. *Adventures and researches among the Andaman Islanders*. London 1863. 8°. und Dr. v. Liebig. *Die Andaman-Inseln*, in: *Jahresbericht der Geogr. Ges. in München* 1871, S. 103–125.) Die Nikobaren bestehen aus 9 größeren und 11 kleineren sehr fruchtbaren aber gleichfalls ungesunden Eilanden mit 5000 malayischen Bewohnern.

Seit 1. Januar 1877 bildet Vorderindien ein Kaiserreich, dessen Monarch der Träger der britischen Krone ist, und dieser läßt das Land durch einen in Calcutta residirenden Vizekaiser regieren. Indien, welches sich einer durchaus selbständigen Verwaltung und eines besonderen Heeres von 180,000 Mann erfreut, in welcher letzterem eingeborne Soldaten (Sipahis) die Mehrzahl bilden, zerfällt in drei Präsidentschaften, nämlich Bengalen mit der Hauptstadt Calcutta, Madras und Bombay. Diese hinwieder sind in eine Anzahl von Provinzen (Bengalen), Districte (Madras) oder Divisionen (Bombay) zerlegt. In London fungirt ein eigenes indisches Ministerium oder Staatssecretariat, um die Geschäfte des weiten Reiches zu besorgen. Wie wir wissen, umfaßt Vorderindien einen Raum von 3,850,000 □Km., auf welchem ungefähr 240 Millionen Menschen leben. Nicht diese ganze Fläche und nicht diese ganze Menschenmasse steht indeß unter der unmittelbaren Herrschaft der Engländer, sondern ein sehr ansehnlicher Theil des Landes gehorcht noch einheimischen Fürsten, bildet unter diesen besondere Staaten, welche zu den Engländern in den benachbarten unmittelbaren Gebieten in oft complicirten Verhältnissen stehen. Da in ganz Britisch-Indien bloß etwa 100,000 Europäer leben, so kann man sich denken, wie schwierig ihre Aufgabe den ungeheuren Volksmassen, die sie beherrschen wollen, gegenüber sein muß.

Die Gesamtbevölkerung des britischen Indien betrug nach der letzten Zählung 189,613,238 Seelen; das unter britischer Verwaltung stehende Gebiet umfaßte 2,323,145 □Km. Die Dichtigkeit der Bevölkerung war 81 auf 1 □Km. Die Staaten der Eingebornen haben eine Größe von 1,526,264 □Km. und eine Bevölkerung von 50,325,457. (Französische Besitzungen 508 □Km. und 259,918 Einwohner; portugiesische 4168 □Km. und 527,517 Einwohner.) — Gesamtgebiet Indiens 3,845,318 □Km. und 240,726,193 Einwohner, oder 76 Proc. der Gesamtbevölkerung Europa's. Nahezu  $\frac{1}{3}$  von jenen 189 Mill. bewohnt Bengalen, je  $\frac{1}{6}$  die Nordwestprovinzen, mit Allahabad, Benares u. s. w., und die Präsidentschaft Bombay. Von den einheimischen Staaten zählen die meisten Einwohner, je 9 Millionen, die Radschputanastaaten im NW. und Haiderabad im Dekkan. Am dichtesten beisammen wohnt die Bevölkerung in den Provinzen Niederbengalen, Behar, Aude mit 167, 180 und 181 Einwohnern auf den □Km. Im District Hugli in Niederbengalen steigt das Verhältniß bis auf 400 Seelen. Von den 195 Städten der Erde mit mehr als 100,000 Einwohnern fallen auf Britisch-Indien 16, auf die einheimischen Staaten 5. Von der Bevölkerung Britisch-Indiens sind 96 Mill. männlichen, 92 Mill. weiblichen Geschlechts. Nach

der Abstammung unterschied man ferner 127 Mill. Hindu, 40 Mill. Muhammedaner,  $\frac{1}{2}$  Mill. nicht-indische Asiaten,  $\frac{1}{10}$  Mill. Nichtasiaten u. s. w. (dabei Brit. Birma mitbegriffen). Nach der Religion endlich waren 73% Hindu, 21% Muhammedaner, 1,5% Buddhisten, 0,5% Christen, endlich einige Juden. Die durchschnittliche Zunahme der Bevölkerung in Indien beträgt  $\frac{1}{2}$  pCt. jährlich: die Hindu vermehrten sich in Folge der frühen Verheirathungen schneller als die Muhammedaner; die Katholiken schneller als die beiden vorgenannten, nämlich um  $1\frac{1}{3}$  %, und die Protestanten gar um  $6\frac{1}{10}$  %; doch ist wohl zu bedenken, daß die Gesamtzahl der protestantischen Christen nicht eine Viertelmillion beträgt. Die Parsen sterben allmählig aus, ihre Zahl beträgt 70.000. Am wenigsten Anhänger hat die jüdische Religion, deren Zahl sich auf 8800 nur beläuft, doch zeigen diese keine Neigung zum Aussterben. Sehr wichtig ist die große Anzahl der in Indien lebenden Muhammedaner, von deren wahrer Ziffer man bis zur letzten Zählung keine Ahnung hatte. Es leben in Bengalen 19,553,831, im Pandischab 9,337,685, in den NW.-Provinzen 4,189,348, sodann in Bombay 3,870,450, in Madras 1,857,975, in Aude 1,197,705, in Assam 1,104,601, und in den Central-Provinzen Maisur, Verar, Britisch Birma, Adschmir und Kurg etwas unter 2 Mill. Muselmänner, da dort die Hindu fast die ganze Bevölkerung ausmachen. Man sieht, daß England über mehr als 40 Mill. Muhammedaner herrscht, und da es unter diesen gerade viele sehr energische und fanatische Elemente gibt, so ist immerhin einige Rücksicht auf die Gefühle der muselmännischen Welt geboten.

Ueber die colossale Tragweite von Englands muhammedanischer Verlegenheit in Indien belehrt uns sehr genau einer der gründlichsten lebenden Kenner des Islams, Hermann Bamberg. Seit Jahren, sagt er, lassen die fanatischen Wahabis von ihrem Hauptquartier zu Patna ihre revolutionären Raketen immer häufiger aufsteigen. Bald zetteln sie zwischen den Bergstämmen einen kleinen Aufstand an, bald sehen wir, wie ein begeisterter Jünger dieser Secte den Sipahi-Regimentern fränk und frei Revolution predigt und zum „Dschihad“, d. h. zum Krieg gegen die Ungläubigen, folglich gegen die eigenen Herren ermuntert. Diesem gefährlichen Spiele gegenüber verhält sich England fast passiv, ja es gibt sogar Männer, welche der Utopie nachjagen: man müsse Sorge tragen, daß das Schulwesen, die Jurisdiction und Civilverwaltung der muhammedanischen Unterthanen einen mehr moslimischen Zuschnitt erhalten; die Handhabung eines derartig mit britischen Institutionen geimpften Scheriat würde sie sicherlich zufrieden stellen. Ist es schon an und für sich paradox genug, ein welches immer durch das Schwert besiegt Volk durch Concessionen in das Reich des Eroberers hineinschmeicheln zu wollen, so ist dies erst bei Asiaten, bei Muhammedanern geradezu Wahnsinn. Sehr treffend sagt Bamberg: als die beste Concession würde dem muhammedanischen Hindu gelten, wenn alle Briten, von den Thälern Kaschmirs bis zum Cap Comorin, auf einmal ihr Bündel schnürten und das Land verließen. Wenn England mit seinen muhammedanischen Unterthanen in Indien reussiren will, muß es ein- für allemal mit allen sogenannten constitutionellen Experimenten gründlich aufräumen und in seiner großen asiatischen Besizung mehr asiatisch sein. Dabei darf es nie vergessen, daß das Grundprincip des Islams immer die Bekämpfung der Ungläubigen bleiben wird. Soweit der gelehrte und praktische Kenner des Orients, Hermann Bamberg. Seine gediegenen Auseinandersetzungen selbst führen jeden Unbefangenen zu dem Schlusse: daß die englische Herrschaft in Indien auf einem vulcanischen und tief unterwühlten Boden ruht.

Ebenso wenig wie die Moslim sind die Hindu Freunde der Engländer, welche die Macht der einheimischen Fürsten immer mehr brach zu legen sich bestreben. Die jetzt noch bestehenden einheimischen Staaten in Indien sind insgesammt „Schutzstaaten“ der Briten; wahrhaft unabhängig sind nur die wilden Bergvölker, die den Engländern oft genug grausame Verlegenheiten bereiten.

Unter den Schutzstaaten findet ein dreifaches Verhältniß statt. Die in Subsidiens-Allianz stehenden Staaten versieht die britische Regierung mit einer regulären Armee und erhält dafür jährlich eine gewisse Summe, die in speciellen Fällen durch







und etwa 15,000 Negrito-Einwohner zählen, welche letztere zu den niedrigststehenden Menschen gehören; ohne feste Wohnsitze und fast ohne Kleidung finden sie ihre Nahrung vorzüglich in Fischen. Vorzügliches Bauholz in Menge, Palmen, Melonen gedeihen auf den meist flachen, aber vulcanische Spuren tragenden Inseln. Wegen ihrer Sümpfe ist das Klima sehr ungesund, und die menschenfreundlichen Briten haben deswegen auf der nördlichsten, Chatham, eine Verbrehercolonie angelegt. (Frederick J. Moat. *Adventures and researches among the Andaman Islanders*. London 1863. 8°. und Dr. v. Liebig. *Die Andaman-Inseln*, in: *Jahresbericht der Geogr. Ges. in München* 1871, S. 103–125.) Die Nikobaren bestehen aus 9 größeren und 11 kleineren sehr fruchtbaren aber gleichfalls ungesunden Eilanden mit 5000 malayischen Bewohnern.

Seit 1. Januar 1877 bildet Vorderindien ein Kaiserreich, dessen Monarch der Träger der britischen Krone ist, und dieser läßt das Land durch einen in Calcutta residirenden Vizekaiser regieren. Indien, welches sich einer durchaus selbständigen Verwaltung und eines besonderen Heeres von 180,000 Mann erfreut, in welcher letzterem eingeborne Soldaten (Sipahis) die Mehrzahl bilden, zerfällt in drei Präsidenschaften, nämlich Bengalen mit der Hauptstadt Calcutta, Madras und Bombay. Diese hinwieder sind in eine Anzahl von Provinzen (Bengalen), Districte (Madras) oder Divisionen (Bombay) zerlegt. In London fungirt ein eigenes indisches Ministerium oder Staatssecretariat, um die Geschäfte des weiten Reiches zu besorgen. Wie wir wissen, umfaßt Vorderindien einen Raum von 3,850,000 □Km., auf welchem ungefähr 240 Millionen Menschen leben. Nicht diese ganze Fläche und nicht diese ganze Menschenmasse steht indeß unter der unmittelbaren Herrschaft der Engländer, sondern ein sehr ansehnlicher Theil des Landes gehorcht noch einheimischen Fürsten, bildet unter diesen besondere Staaten, welche zu den Engländern in den benachbarten unmittelbaren Gebieten in oft complicirten Verhältnissen stehen. Da in ganz Britisch-Indien bloß etwa 100,000 Europäer leben, so kann man sich denken, wie schwierig ihre Aufgabe den ungeheuren Volksmassen, die sie beherrschen wollen, gegenüber sein muß.

Die Gesamtbevölkerung des britischen Indien betrug nach der letzten Zählung 189,613,238 Seelen; das unter britischer Verwaltung stehende Gebiet umfaßte 2,323,145 □Km. Die Dichtigkeit der Bevölkerung war 81 auf 1 □Km. Die Staaten der Eingebornen haben eine Größe von 1,526,264 □Km. und eine Bevölkerung von 50,325,457. (Französische Besitzungen 508 □Km. und 259,918 Einwohner; portugiesische 4168 □Km. und 527,517 Einwohner.) — Gesamtgebiet Indiens 3,845,318 □Km. und 240,726,193 Einwohner, oder 76 Proc. der Gesamtbevölkerung Europa's. Nahezu  $\frac{1}{3}$  von jenen 189 Mill. bewohnt Bengalen, je  $\frac{1}{6}$  die Nordwestprovinzen, mit Allahabad, Benares u. s. w., und die Präsidenschaft Bombay. Von den einheimischen Staaten zählen die meisten Einwohner, je 9 Millionen, die Nadschputanastaaten im NW. und Haiderabad im Dekkan. Am dichtesten beisammen wohnt die Bevölkerung in den Provinzen Niederbengalen, Behar, Aude mit 167, 180 und 181 Einwohnern auf den □Km. Im District Hugli in Niederbengalen steigt das Verhältniß bis auf 400 Seelen. Von den 195 Städten der Erde mit mehr als 100,000 Einwohnern fallen auf Britisch-Indien 16, auf die einheimischen Staaten 5. Von der Bevölkerung Britisch-Indiens sind 96 Mill. männlichen, 92 Mill. weiblichen Geschlechts. Nach

der Abstammung unterschied man ferner 127 Mill. Hindu, 40 Mill. Muhammedaner,  $\frac{1}{2}$  Mill. nicht-indische Asiaten,  $\frac{1}{10}$  Mill. Nichtasiaten u. s. w. (dabei Brit. Birma mitbegriffen). Nach der Religion endlich waren 73% Hindu, 21% Muhammedaner, 1,5% Buddhisten, 0,5% Christen, endlich einige Juden. Die durchschnittliche Zunahme der Bevölkerung in Indien beträgt  $\frac{1}{2}$  pCt. jährlich: die Hindu vermehrten sich in Folge der frühen Verheirathungen schneller als die Muhammedaner; die Katholiken schneller als die beiden vorgenannten, nämlich um  $1\frac{1}{3}$  %, und die Protestanten gar um  $6\frac{1}{10}$  %; doch ist wohl zu bedenken, daß die Gesamtzahl der protestantischen Christen nicht eine Viertelmillion beträgt. Die Parsen sterben allmählig aus, ihre Zahl beträgt 70.000. Am wenigsten Anhänger hat die jüdische Religion, deren Zahl sich auf 8800 nur beläuft, doch zeigen diese keine Neigung zum Aussterben. Sehr wichtig ist die große Anzahl der in Indien lebenden Muhammedaner, von deren wahrer Ziffer man bis zur letzten Zählung keine Ahnung hatte. Es leben in Bengalen 19,553,831, im Pandischab 9,337,685, in den NW.-Provinzen 4,189,348, sodann in Bombay 3,870,450, in Madras 1,857,975, in Aude 1,197,705, in Assam 1,104,601, und in den Central-Provinzen Maisur, Verar, Britisch Birma, Adschmir und Kurg etwas unter 2 Mill. Muselmänner, da dort die Hindu fast die ganze Bevölkerung ausmachen. Man sieht, daß England über mehr als 40 Mill. Muhammedaner herrscht, und da es unter diesen gerade viele sehr energische und fanatische Elemente gibt, so ist immerhin einige Rücksicht auf die Gefühle der muselmännischen Welt geboten.

Ueber die colossale Tragweite von Englands muhammedanischer Verlegenheit in Indien belehrt uns sehr genau einer der gründlichsten lebenden Kenner des Islam, Hermann Vambéry. Seit Jahren, sagt er, lassen die fanatischen Wahabis von ihrem Hauptquartier zu Patna ihre revolutionären Raketen immer häufiger aufsteigen. Bald zetteln sie zwischen den Bergstämmen einen kleinen Aufstand an, bald sehen wir, wie ein begeisterter Jünger dieser Secte den Sipahi-Regimentern frank und frei Revolution predigt und zum „Dschihad“, d. h. zum Krieg gegen die Ungläubigen, folglich gegen die eigenen Herren ermuntert. Diesem gefährlichen Spiele gegenüber verhält sich England fast passiv, ja es gibt sogar Männer, welche der Utopie nachjagen: man müsse Sorge tragen, daß das Schulwesen, die Jurisdiction und Civilverwaltung der muhammedanischen Unterthanen einen mehr moslimischen Zuschnitt erhalten; die Handhabung eines derartig mit britischen Institutionen geimpften Scheriat würde sie sicherlich zufrieden stellen. Ist es schon an und für sich paradox genug, ein welch immer durch das Schwert besiegt Volk durch Concessionen in das Reich des Eroberers hineinschmeicheln zu wollen, so ist dies erst bei Asiaten, bei Muhammedanern geradezu Wahnsinn. Sehr treffend sagt Vambéry: als die beste Concession würde dem muhammedanischen Hindu gelten, wenn alle Briten, von den Thälern Kaschmirs bis zum Cap Comorin, auf einmal ihr Bündel schnürten und das Land verließen. Wenn England mit seinen muhammedanischen Unterthanen in Indien reussiren will, muß es ein- für allemal mit allen sogenannten constitutionellen Experimenten gründlich aufräumen und in seiner großen asiatischen Besizung mehr asiatisch sein. Dabei darf es nie vergessen, daß das Grundprincip des Islams immer die Bekämpfung der Ungläubigen bleiben wird. Soweit der gelehrte und praktische Kenner des Orients, Hermann Vambéry. Seine gediegenen Auseinandersetzungen selbst führen jeden Unbefangenen zu dem Schlusse: daß die englische Herrschaft in Indien auf einem vulcanischen und tief unterwühlten Boden ruht.

Ebenso wenig wie die Moslim sind die Hindu Freunde der Engländer, welche die Macht der einheimischen Fürsten immer mehr brach zu legen sich bestreben. Die jetzt noch bestehenden einheimischen Staaten in Indien sind insgesammt „Schutzstaaten“ der Briten; wahrhaft unabhängig sind nur die wilden Bergvölker, die den Engländern oft genug grausame Verlegenheiten bereiten.

Unter den Schutzstaaten findet ein dreifaches Verhältniß statt. Die in Subsibien-Allianz stehenden Staaten versieht die britische Regierung mit einer regulären Armee und erhält dafür jährlich eine gewisse Summe, die in speciellen Fällen durch

und etwa 15,000 Negrito-Einwohner zählen, welche letztere zu den niedrigststehenden Menschen gehören; ohne feste Wohnsitze und fast ohne Kleidung finden sie ihre Nahrung vorzüglich in Fischen. Vorzügliches Bauholz in Menge, Palmen, Melonen gedeihen auf den meist flachen, aber vulcanische Spuren tragenden Inseln. Wegen ihrer Sümpfe ist das Klima sehr ungesund, und die menschenfreundlichen Briten haben deswegen auf der nördlichsten, Chatham, eine Verbrehercolonie angelegt. (Frederick J. Moat. *Adventures and researches among the Andaman Islanders*. London 1863. 8°. und Dr. v. Liebig. *Die Andaman-Inseln*, in: *Jahresbericht der Geogr. Ges. in München* 1871, S. 103–125.) Die Nikobaren bestehen aus 9 größeren und 11 kleineren sehr fruchtbaren aber gleichfalls ungesunden Eilanden mit 5000 malayischen Bewohnern.

Seit 1. Januar 1877 bildet Vorderindien ein Kaiserreich, dessen Monarch der Träger der britischen Krone ist, und dieser läßt das Land durch einen in Calcutta residirenden Vizekaiser regieren. Indien, welches sich einer durchaus selbständigen Verwaltung und eines besonderen Heeres von 180,000 Mann erfreut, in welcher letzterem eingeborne Soldaten (Sipahis) die Mehrzahl bilden, zerfällt in drei Präsidenschaften, nämlich Bengalen mit der Hauptstadt Calcutta, Madras und Bombay. Diese hinwieder sind in eine Anzahl von Provinzen (Bengalen), Districte (Madras) oder Divisionen (Bombay) zerlegt. In London fungirt ein eigenes indisches Ministerium oder Staatssecretariat, um die Geschäfte des weiten Reiches zu besorgen. Wie wir wissen, umfaßt Vorderindien einen Raum von 3,850,000 □Km., auf welchem ungefähr 240 Millionen Menschen leben. Nicht diese ganze Fläche und nicht diese ganze Menschenmasse steht indeß unter der unmittelbaren Herrschaft der Engländer, sondern ein sehr ansehnlicher Theil des Landes gehorcht noch einheimischen Fürsten, bildet unter diesen besondere Staaten, welche zu den Engländern in den benachbarten unmittelbaren Gebieten in oft complicirten Verhältnissen stehen. Da in ganz Britisch-Indien bloß etwa 100,000 Europäer leben, so kann man sich denken, wie schwierig ihre Aufgabe den ungeheuren Volksmassen, die sie beherrschen wollen, gegenüber sein muß.

Die Gesamtbevölkerung des britischen Indien betrug nach der letzten Zählung 189,613,238 Seelen; das unter britischer Verwaltung stehende Gebiet umfaßte 2,323,145 □Km. Die Dichtigkeit der Bevölkerung war 81 auf 1 □Km. Die Staaten der Eingebornen haben eine Größe von 1,526,264 □Km. und eine Bevölkerung von 50,325,457. (Französische Besitzungen 508 □Km. und 259,918 Einwohner; portugiesische 4168 □Km. und 527,517 Einwohner.) — Gesamtgebiet Indiens 3,845,318 □Km. und 240,726,193 Einwohner, oder 76 Proc. der Gesamtbevölkerung Europa's. Nahezu  $\frac{1}{3}$  von jenen 189 Mill. bewohnt Bengalen, je  $\frac{1}{6}$  die Nordwestprovinzen, mit Allahabad, Benares u. s. w., und die Präsidenschaft Bombay. Von den einheimischen Staaten zählen die meisten Einwohner, je 9 Millionen, die Radschputanastaaten im NW. und Haiderabad im Dekkan. Am dichtesten beisammen wohnt die Bevölkerung in den Provinzen Niederbengalen, Behar, Aude mit 167, 180 und 181 Einwohnern auf den □Km. Im District Hugli in Niederbengalen steigt das Verhältniß bis auf 400 Seelen. Von den 195 Städten der Erde mit mehr als 100,000 Einwohnern fallen auf Britisch-Indien 16, auf die einheimischen Staaten 5. Von der Bevölkerung Britisch-Indiens sind 96 Mill. männlichen, 92 Mill. weiblichen Geschlechts. Nach



der Abstammung unterschied man ferner 127 Mill. Hindu, 40 Mill. Muhammedaner,  $\frac{1}{2}$  Mill. nicht-indische Asiaten,  $\frac{1}{10}$  Mill. Nichtasiaten u. s. w. (dabei Brit. Birma mitbegriffen). Nach der Religion endlich waren 73% Hindu, 21% Muhammedaner, 1,5% Buddhisten, 0,5% Christen, endlich einige Juden. Die durchschnittliche Zunahme der Bevölkerung in Indien beträgt  $\frac{1}{2}$  pCt. jährlich: die Hindu vermehrten sich in Folge der frühen Verheirathungen schneller als die Muhammedaner; die Katholiken schneller als die beiden vorgenannten, nämlich um  $1\frac{1}{3}$  %, und die Protestanten gar um  $6\frac{1}{10}$  %; doch ist wohl zu bedenken, daß die Gesamtzahl der protestantischen Christen nicht eine Viertelmillion beträgt. Die Parsen sterben allmählig aus, ihre Zahl beträgt 70,000. Am wenigsten Anhänger hat die jüdische Religion, deren Zahl sich auf 8800 nur beläuft, doch zeigen diese keine Neigung zum Aussterben. Sehr wichtig ist die große Anzahl der in Indien lebenden Muhammedaner, von deren wahrer Ziffer man bis zur letzten Zählung keine Ahnung hatte. Es leben in Bengalen 19,553,831, im Pandschab 9,337,685, in den NW.-Provinzen 4,189,348, sodann in Bombay 3,870,450, in Madras 1,857,975, in Aude 1,197,705, in Assam 1,104,601, und in den Central-Provinzen Maisur, Verar, Britisch Birma, Adschmir und Kurg etwas unter 2 Mill. Muselmänner, da dort die Hindu fast die ganze Bevölkerung ausmachen. Man sieht, daß England über mehr als 40 Mill. Muhammedaner herrscht, und da es unter diesen gerade viele sehr energische und fanatische Elemente gibt, so ist immerhin einige Rücksicht auf die Gefühle der muselmännischen Welt geboten.

Ueber die colossale Tragweite von Englands muhammedanischer Verlegenheit in Indien belehrt uns sehr genau einer der gründlichsten lebenden Kenner des Islam, Hermann Bamberg. Seit Jahren, sagt er, lassen die fanatischen Wahabis von ihrem Hauptquartier zu Patna ihre revolutionären Raketen immer häufiger aufsteigen. Bald zetteln sie zwischen den Bergstämmen einen kleinen Aufstand an, bald sehen wir, wie ein begeisterter Jünger dieser Secte den Sipahi-Regimentern frank und frei Revolution predigt und zum „Dschihad“, d. h. zum Krieg gegen die Ungläubigen, folglich gegen die eigenen Herren ermuntert. Diesem gefährlichen Spiele gegenüber verhält sich England fast passiv, ja es gibt sogar Männer, welche der Utopie nachjagen: man müsse Sorge tragen, daß das Schulwesen, die Jurisdiction und Civilverwaltung der muhammedanischen Unterthanen einen mehr moslimischen Zuschnitt erhalten; die Handhabung eines derartig mit britischen Institutionen geimpften Scheriat's würde sie sicherlich zufrieden stellen. Ist es schon an und für sich paradox genug, ein welch immer durch das Schwert besiegtcs Volk durch Concessionen in das Joch des Eroberers hineinschmeicheln zu wollen, so ist dies erst bei Asiaten, bei Muhammedanern geradezu Wahnsinn. Sehr treffend sagt Bamberg: als die beste Concession würde dem muhammedanischen Hindu gelten, wenn alle Briten, von den Thälern Kaschmirs bis zum Cap Comorin, auf einmal ihr Bündel schnürten und das Land verlassen. Wenn England mit seinen muhammedanischen Unterthanen in Indien reussiren will, muß es ein- für allemal mit allen sogenannten constitutionellen Experimenten gründlich aufräumen und in seiner großen asiatischen Besingung mehr asiatisch sein. Dabei darf es nie vergessen, daß das Grundprincip des Islams immer die Bekämpfung der Ungläubigen bleiben wird. Soweit der gelehrte und praktische Kenner des Orients, Hermann Bamberg. Seine gebiegenen Auseinandersetzungen selbst führen jeden Unbefangenen zu dem Schlusse: daß die englische Herrschaft in Indien auf einem vulcanischen und tief unterwühlten Boden ruht.

Ebenso wenig wie die Moslim sind die Hindu Freunde der Engländer, welche die Macht der einheimischen Fürsten immer mehr brach zu legen sich bestreben. Die jetzt noch bestehenden einheimischen Staaten in Indien sind insgesammt „Schutzstaaten“ der Briten; wahrhaft unabhängig sind nur die wilden Bergvölker, die den Engländern oft genug grausame Verlegenheiten bereiten.

Unter den Schutzstaaten findet ein dreifaches Verhältniß statt. Die in Subsidiën-Allianz stehenden Staaten versieht die britische Regierung mit einer regulären Armee und erhält dafür jährlich eine gewisse Summe, die in speciellen Fällen durch

und etwa 15,000 Negrito-Einwohner zählen, welche letztere zu den niedrigststehenden Menschen gehören; ohne feste Wohnsitze und fast ohne Kleidung finden sie ihre Nahrung vorzüglich in Fischen. Vorzügliches Bauholz in Menge, Palmen, Melonen gedeihen auf den meist flachen, aber vulcanische Spuren tragenden Inseln. Wegen ihrer Sümpfe ist das Klima sehr ungesund, und die menschenfreundlichen Briten haben deswegen auf der nördlichsten, Chatham, eine Verbrechercolonie angelegt. (Frederick J. Moat. *Adventures and researches among the Andaman Islanders*. London 1863. 8°. und Dr. v. Liebig. *Die Andaman-Inseln*, in: *Jahresbericht der Geogr. Ges. in München* 1871, S. 103–125.) Die Nikobaren bestehen aus 9 größeren und 11 kleineren sehr fruchtbaren aber gleichfalls ungesunden Eilanden mit 5000 malayischen Bewohnern.

Seit 1. Januar 1877 bildet Vorderindien ein Kaiserreich, dessen Monarch der Träger der britischen Krone ist, und dieser läßt das Land durch einen in Calcutta residirenden Vizekaiser regieren. Indien, welches sich einer durchaus selbständigen Verwaltung und eines besonderen Heeres von 180,000 Mann erfreut, in welcher letzterem eingeborne Soldaten (Sipahis) die Mehrzahl bilden, zerfällt in drei Präsidentschaften, nämlich Bengalen mit der Hauptstadt Calcutta, Madras und Bombay. Diese hinwieder sind in eine Anzahl von Provinzen (Bengalen), Districte (Madras) oder Divisionen (Bombay) zerlegt. In London fungirt ein eigenes indisches Ministerium oder Staatssecretariat, um die Geschäfte des weiten Reiches zu besorgen. Wie wir wissen, umfaßt Vorderindien einen Raum von 3,850,000 □Km., auf welchem ungefähr 240 Millionen Menschen leben. Nicht diese ganze Fläche und nicht diese ganze Menschenmasse steht indeß unter der unmittelbaren Herrschaft der Engländer, sondern ein sehr ansehnlicher Theil des Landes gehorcht noch einheimischen Fürsten, bildet unter diesen besondere Staaten, welche zu den Engländern in den benachbarten unmittelbaren Gebieten in oft complicirten Verhältnissen stehen. Da in ganz Britisch-Indien bloß etwa 100,000 Europäer leben, so kann man sich denken, wie schwierig ihre Aufgabe den ungeheuren Volksmassen, die sie beherrschen wollen, gegenüber sein muß.

Die Gesamtbevölkerung des britischen Indien betrug nach der letzten Zählung 189,613,238 Seelen; das unter britischer Verwaltung stehende Gebiet umfaßte 2,323,145 □Km. Die Dichtigkeit der Bevölkerung war 81 auf 1 □Km. Die Staaten der Eingebornen haben eine Größe von 1,526,264 □Km. und eine Bevölkerung von 50,325,457. (Französische Besitzungen 508 □Km. und 259,918 Einwohner; portugiesische 4168 □Km. und 527,517 Einwohner.) — Gesamtgebiet Indiens 3,845,318 □Km. und 240,726,193 Einwohner, oder 76 Proc. der Gesamtbevölkerung Europa's. Nahezu  $\frac{1}{3}$  von jenen 189 Mill. bewohnt Bengalen, je  $\frac{1}{6}$  die Nordwestprovinzen, mit Allahabad, Benares u. s. w., und die Präsidentschaft Bombay. Von den einheimischen Staaten zählen die meisten Einwohner, je 9 Millionen, die Radschputanastaaten im NW. und Haiderabad im Dekkan. Am dichtesten beisammen wohnt die Bevölkerung in den Provinzen Niederbengalen, Behar, Aude mit 167, 180 und 181 Einwohnern auf den □Km. Im District Hugli in Niederbengalen steigt das Verhältniß bis auf 400 Seelen. Von den 195 Städten der Erde mit mehr als 100,000 Einwohnern fallen auf Britisch-Indien 16, auf die einheimischen Staaten 5. Von der Bevölkerung Britisch-Indiens sind 96 Mill. männlichen, 92 Mill. weiblichen Geschlechts. Nach

der Abstammung unterschied man ferner 127 Mill. Hindu, 40 Mill. Muhammedaner,  $\frac{1}{2}$  Mill. nicht-indische Asiaten,  $\frac{1}{10}$  Mill. Nichtasiaten u. s. w. (dabei Brit. Birma mitbegriffen). Nach der Religion endlich waren 73% Hindu, 21% Muhammedaner, 1,5% Buddhisten, 0,5% Christen, endlich einige Juden. Die durchschnittliche Zunahme der Bevölkerung in Indien beträgt  $\frac{1}{2}$  pCt. jährlich: die Hindu vermehrten sich in Folge der frühen Verheirathungen schneller als die Muhammedaner; die Katholiken schneller als die beiden vorgenannten, nämlich um  $1\frac{1}{3}$  %, und die Protestanten gar um  $6\frac{1}{10}$  %; doch ist wohl zu bedenken, daß die Gesamtzahl der protestantischen Christen nicht eine Viertelmillion beträgt. Die Parsen sterben allmählig aus, ihre Zahl beträgt 70,000. Am wenigsten Anhänger hat die jüdische Religion, deren Zahl sich auf 8800 nur beläuft, doch zeigen diese keine Neigung zum Aussterben. Sehr wichtig ist die große Anzahl der in Indien lebenden Muhammedaner, von deren wahrer Ziffer man bis zur letzten Zählung keine Ahnung hatte. Es leben in Bengalen 19,553,831, im Pandschab 9,337,685, in den NW.-Provinzen 4,189,348, sodann in Bombay 3,870,450, in Madras 1,857,975, in Aude 1,197,705, in Assam 1,104,601, und in den Central-Provinzen Maisur, Berar, Britisch Birma, Adschmir und Sturg etwas unter 2 Mill. Muselmänner, da dort die Hindu fast die ganze Bevölkerung ausmachen. Man sieht, daß England über mehr als 40 Mill. Muhammedaner herrscht, und da es unter diesen gerade viele sehr energische und fanatische Elemente gibt, so ist immerhin einige Rücksicht auf die Gefühle der muselmännischen Welt geboten.

Ueber die colossale Tragweite von Englands muhammedanischer Verlegenheit in Indien belehrt uns sehr genau einer der gründlichsten lebenden Kenner des Islam, Hermann Bamberg. Seit Jahren, sagt er, lassen die fanatischen Wahabis von ihrem Hauptquartier zu Patna ihre revolutionären Raketen immer häufiger aufsteigen. Bald zetteln sie zwischen den Bergstämmen einen kleinen Aufstand an, bald sehen wir, wie ein begeisterter Jünger dieser Secte den Sipahi-Regimentern frank und frei Revolution predigt und zum „Dschihad“, d. h. zum Krieg gegen die Ungläubigen, folglich gegen die eigenen Herren ermuntert. Diesem gefährlichen Spiele gegenüber verhält sich England fast passiv, ja es gibt sogar Männer, welche der Utopie nachjagen: man müsse Sorge tragen, daß das Schulwesen, die Jurisdiction und Civilverwaltung der muhammedanischen Unterthanen einen mehr moslimischen Zuschnitt erhalten; die Handhabung eines derartig mit britischen Institutionen geimpften Scheriat würde sie sicherlich zufrieden stellen. Ist es schon an und für sich paradox genug, ein welch immer durch das Schwert besiegt Volk durch Concessionen in das Joch des Eroberers hineinschmeicheln zu wollen, so ist dies erst bei Asiaten, bei Muhammedanern geradezu Wahnsinn. Sehr treffend sagt Bamberg: als die beste Concession würde dem muhammedanischen Hindu gelten, wenn alle Briten, von den Thälern Kaschmirs bis zum Cap Comorin, auf einmal ihr Bündel schnürten und das Land verließen. Wenn England mit seinen muhammedanischen Unterthanen in Indien reussiren will, muß es ein für allemal mit allen sogenannten constitutionellen Experimenten gründlich aufräumen und in seiner großen asiatischen Besingung mehr asiatisch sein. Dabei darf es nie vergessen, daß das Grundprincip des Islams immer die Bekämpfung der Ungläubigen bleiben wird. Soweit der gelehrte und praktische Kenner des Orients, Hermann Bamberg. Seine gediegenen Auseinandersetzungen selbst führen jeden Unbefangenen zu dem Schlusse: daß die englische Herrschaft in Indien auf einem vulcanischen und tief unterwühlten Boden ruht.

Ebenso wenig wie die Moslim sind die Hindu Freunde der Engländer, welche die Macht der einheimischen Fürsten immer mehr brach zu legen sich bestreben. Die jetzt noch bestehenden einheimischen Staaten in Indien sind insgesammt „Schutzstaaten“ der Briten; wahrhaft unabhängig sind nur die wilden Bergvölker, die den Engländern oft genug grausame Verlegenheiten bereiten.

Unter den Schutzstaaten findet ein dreifaches Verhältniß statt. Die in Subsidiën-Allianz stehenden Staaten versieht die britische Regierung mit einer regulären Armee und erhält dafür jährlich eine gewisse Summe, die in speciellen Fällen durch



und etwa 15,000 Negrito-Einwohner zählen, welche letztere zu den niedrigststehenden Menschen gehören; ohne feste Wohnsitze und fast ohne Kleidung finden sie ihre Nahrung vorzüglich in Fischen. Vorzügliches Bauholz in Menge, Palmen, Melonen gedeihen auf den meist flachen, aber vulcanische Spuren tragenden Inseln. Wegen ihrer Sümpfe ist das Klima sehr ungesund, und die menschenfreundlichen Briten haben deswegen auf der nördlichsten, Chatham, eine Verbrechercolonie angelegt. (Frederick J. Moat. *Adventures and researches among the Andaman Islanders*. London 1863. 8°. und Dr. v. Liebig. *Die Andaman-Inseln*, in: *Jahresbericht der Geogr. Ges. in München* 1871, S. 103–125.) Die Nikobaren bestehen aus 9 größeren und 11 kleineren sehr fruchtbaren aber gleichfalls ungesunden Eilanden mit 5000 malayischen Bewohnern.

Seit 1. Januar 1877 bildet Vorderindien ein Kaiserreich, dessen Monarch der Träger der britischen Krone ist, und dieser läßt das Land durch einen in Calcutta residirenden Vicekaiser regieren. Indien, welches sich einer durchaus selbständigen Verwaltung und eines besonderen Heeres von 180,000 Mann erfreut, in welchem letzterem eingeborne Soldaten (Sipahis) die Mehrzahl bilden, zerfällt in drei Präsidentschaften, nämlich Bengalen mit der Hauptstadt Calcutta, Madras und Bombay. Diese hinwieder sind in eine Anzahl von Provinzen (Bengalen), Districte (Madras) oder Divisionen (Bombay) zerlegt. In London fungirt ein eigenes indisches Ministerium oder Staatssecretariat, um die Geschäfte des weiten Reiches zu besorgen. Wie wir wissen, umfaßt Vorderindien einen Raum von 3,850,000 □Km., auf welchem ungefähr 240 Millionen Menschen leben. Nicht diese ganze Fläche und nicht diese ganze Menschenmasse steht indeß unter der unmittelbaren Herrschaft der Engländer, sondern ein sehr ansehnlicher Theil des Landes gehorcht noch einheimischen Fürsten, bildet unter diesen besondere Staaten, welche zu den Engländern in den benachbarten unmittelbaren Gebieten in oft complicirten Verhältnissen stehen. Da in ganz Britisch-Indien bloß etwa 100,000 Europäer leben, so kann man sich denken, wie schwierig ihre Aufgabe den ungeheuren Volksmassen, die sie beherrschen wollen, gegenüber sein muß.

Die Gesamtbevölkerung des britischen Indien betrug nach der letzten Zählung 189,613,238 Seelen; das unter britischer Verwaltung stehende Gebiet umfaßte 2,323,145 □Km. Die Dichtigkeit der Bevölkerung war 81 auf 1 □Km. Die Staaten der Eingebornen haben eine Größe von 1,526,264 □Km. und eine Bevölkerung von 50,325,457. (Französische Besitzungen 508 □Km. und 259,918 Einwohner; portugiesische 4168 □Km. und 527,517 Einwohner.) — Gesamtgebiet Indiens 3,845,318 □Km. und 240,726,193 Einwohner, oder 76 Proc. der Gesamtbevölkerung Europa's. Nahezu  $\frac{1}{2}$  von jenen 189 Mill. bewohnt Bengalen, je  $\frac{1}{6}$  die Nordwestprovinzen, mit Allahabad, Benares u. s. w., und die Präsidentschaft Bombay. Von den einheimischen Staaten zählen die meisten Einwohner, je 9 Millionen, die Radschputanastaaten im NW. und Haiderabad im Dekkan. Am dichtesten beisammen wohnt die Bevölkerung in den Provinzen Niederbengalen, Behar, Aude mit 167, 180 und 181 Einwohnern auf den □Km. Im District Hugli in Niederbengalen steigt das Verhältniß bis auf 400 Seelen. Von den 195 Städten der Erde mit mehr als 100,000 Einwohnern fallen auf Britisch-Indien 16, auf die einheimischen Staaten 5. Von der Bevölkerung Britisch-Indiens sind 96 Mill. männlichen, 92 Mill. weiblichen Geschlechts. Nach



der Abstammung unterschied man ferner 127 Mill. Hindu, 40 Mill. Muhammedaner,  $\frac{1}{2}$  Mill. nicht-indische Asiaten,  $\frac{1}{10}$  Mill. Nichtasiaten u. s. w. (dabei Brit. Birma mitbegriffen). Nach der Religion endlich waren 73% Hindu, 21% Muhammedaner, 1,5% Buddhisten, 0,5% Christen, endlich einige Juden. Die durchschnittliche Zunahme der Bevölkerung in Indien beträgt  $\frac{1}{2}$  pCt. jährlich: die Hindu vermehrten sich in Folge der frühen Verheirathungen schneller als die Muhammedaner; die Katholiken schneller als die beiden vorgenannten, nämlich um  $1\frac{1}{3}$  %, und die Protestanten gar um  $6\frac{1}{10}$  %; doch ist wohl zu bedenken, daß die Gesamtzahl der protestantischen Christen nicht eine Viertelmillion beträgt. Die Parsen sterben allmählig aus, ihre Zahl beträgt 70,000. Am wenigsten Anhänger hat die jüdische Religion, deren Zahl sich auf 8800 nur beläuft, doch zeigen diese keine Neigung zum Aussterben. Sehr wichtig ist die große Anzahl der in Indien lebenden Muhammedaner, von deren wahrer Ziffer man bis zur letzten Zählung keine Ahnung hatte. Es leben in Bengalen 19,553,831, im Pandschab 9,337,685, in den NW.-Provinzen 4,189,348, sodann in Bombay 3,870,450, in Madras 1,857,975, in Aude 1,197,705, in Assam 1,104,601, und in den Central-Provinzen Maisur, Verar, Britisch Birma, Adschmir und Kurg etwas unter 2 Mill. Muselmänner, da dort die Hindu fast die ganze Bevölkerung ausmachen. Man sieht, daß England über mehr als 40 Mill. Muhammedaner herrscht, und da es unter diesen gerade viele sehr energische und fanatische Elemente gibt, so ist immerhin einige Rücksicht auf die Gefühle der muselmännischen Welt geboten.

Ueber die colossale Tragweite von Englands muhammedanischer Verlegenheit in Indien belehrt uns sehr genau einer der gründlichsten lebenden Kenner des Islam, Hermann Bamberg. Seit Jahren, sagt er, lassen die fanatischen Wahabis von ihrem Hauptquartier zu Patna ihre revolutionären Raketen immer häufiger aufsteigen. Bald zetteln sie zwischen den Bergstämmen einen kleinen Aufstand an, bald sehen wir, wie ein begeisterter Jünger dieser Secte den Sipahi-Regimentern frank und frei Revolution predigt und zum „Dschihad“, d. h. zum Krieg gegen die Ungläubigen, folglich gegen die eigenen Herren ermuntert. Diesem gefährlichen Spiele gegenüber verhält sich England fast passiv, ja es gibt sogar Männer, welche der Utopie nachjagen: man müsse Sorge tragen, daß das Schulwesen, die Jurisdiction und Civilverwaltung der muhammedanischen Unterthanen einen mehr moslimischen Zuschnitt erhalten; die Handhabung eines derartig mit britischen Institutionen geimpften Scheriat würde sie sicherlich zufrieden stellen. Ist es schon an und für sich paradox genug, ein welch immer durch das Schwert besiegt Volk durch Concessionen in das Joch des Eroberers hineinschmeicheln zu wollen, so ist dies erst bei Asiaten, bei Muhammedanern geradezu Wahnsinn. Sehr treffend sagt Bamberg: als die beste Concession würde dem muhammedanischen Hindu gelten, wenn alle Briten, von den Thälern Kaschmirs bis zum Cap Comorin, auf einmal ihr Bündel schnürten und das Land verließen. Wenn England mit seinen muhammedanischen Unterthanen in Indien reussiren will, muß es ein für allemal mit allen sogenannten constitutionellen Experimenten gründlich aufräumen und in seiner großen asiatischen Besizung mehr asiatisch sein. Dabei darf es nie vergessen, daß das Grundprincip des Islams immer die Bekämpfung der Ungläubigen bleiben wird. Soweit der gelehrte und praktische Kenner des Orients, Hermann Bamberg. Seine gediegenen Auseinandersetzungen selbst führen jeden Unbefangenen zu dem Schlusse: daß die englische Herrschaft in Indien auf einem vulcanischen und tief unterwühlten Boden ruht.

Ebenso wenig wie die Moslim sind die Hindu Freunde der Engländer, welche die Macht der einheimischen Fürsten immer mehr brach zu legen sich bestreben. Die jetzt noch bestehenden einheimischen Staaten in Indien sind insgesammt „Schutzstaaten“ der Briten; wahrhaft unabhängig sind nur die wilden Bergvölker, die den Engländern oft genug grausame Verlegenheiten bereiten.

Unter den Schutzstaaten findet ein dreifaches Verhältniß statt. Die in Subsidien-Allianz stehenden Staaten versieht die britische Regierung mit einer regulären Armee und erhält dafür jährlich eine gewisse Summe, die in speciellen Fällen durch

Landabtretung (!) gedeckt werden kann. Sie betragen etwa 20 Mill. Einwohner. In den tributpflichtigen Schutzstaaten unterhält zwar die britische Regierung kein stehendes Heer, übernimmt aber ihre Vertheidigung im Falle eines ausbrechenden Krieges (gegen wen?) und empfängt dafür einen regelmäßigen Tribut. Man zählt solcher Staaten gegen 50 mit 12 Mill. Einwohnern. Die tributfreien Schutzstaaten stehen in gleichem Verhältniß, zahlen aber keinen Tribut; es sind ihrer über 90 mit  $3\frac{1}{2}$  Mill. Einwohnern. Alle drei Classen haben das Recht der Selbstvertheidigung und der diplomatischen Verhandlungen mit anderen Staaten aufgegeben, d. h. sind den Engländern völlig ausgeliefert, die sich auch überall einmischen, wo es ihnen passend, nämlich ihrem Vortheile dienlich erscheint. Die britische Regierung garantirt ihre äußere Ruhe, und ist Schiedsrichter in allen Streitigkeiten, die zwischen den Regierungen dieser Staaten vorkommen. Dabei ist es diesen großmüthig „erlaubt“, für sich eine gesonderte Militärmacht zu halten, doch nur so stark, als die englische Regierung für gut hält, die obendrein das ihr zulänglich scheinende Quantum Pulver liefert, d. h. diese einheimischen Wehrkräfte völlig schadlos macht. Hinsichtlich der inneren Verwaltung hat sich die britische Regierung das Recht vorbehalten, die Leitung selbst zu übernehmen, sobald sich die einheimischen Fürsten einer schlechten Regierung schuldig machen. (Daniel. Handb. d. Geogr. I. S. 327—328.) Was eine schlechte Regierung sei, dies zu beurtheilen ist natürlich wiederum Sache der Engländer, welche also auch in den einheimischen Staaten die eigentlichen Herren sind. Alljährlich erscheinen die einheimischen Fürsten zum „Darbar“, der großen Audienz beim Vicelaiser, eine der Hauptstaatsactionen des Vertreters der britischen Macht, um ihm ihre Huldigung darzubringen. Der bedeutendste dieser Fürsten ist der Nizam in Dekkan, dessen Hauptstadt Haiderabad (20,000 Einw.) „zum Schutze des Nizam“ eine englische Besatzung von drei Regimentern hat.

Die Gerechtigkeit erfordert auch der Fortschritte zu gedenken, welche Ostindien unter britischer Verwaltung gemacht hat. Ueber die vor sich gegangene Wandlung in guter wie in schlimmer Hinsicht spricht sich der amtliche Bericht über den moralischen und materiellen Fortschritt Indiens sehr belehrend aus: Voll wie Recht in Ostindien haben eine tiefer gehende Wandlung erfahren als die oberflächliche Betrachtung erkennen läßt. Die Verlegung des politischen Mittelpunktes von den Herrschersitzen im Innern der Halbinsel an die Seeküste, die Entwaffnung der Bevölkerung, die Herstellung dauernden Friedens und Sicherheit in den dichtesten wie in den unwirthlichsten Theilen des Reiches, die Unterdrückung roher Gebräuche, wie die Abschaffung der Menschenopfer unter den Waldbewohnern, der Wittwenverbrennung unter den Hindu und der Selbstpeinigungsschauspiele der Asceten bei Hindu und Muhammedanern, dann die Anlegung von Verkehrswegen, Eisenbahnen und telegraphischen Verbindungen zwischen allen, selbst den kleineren Städten, machen sich auf den ersten Blick bemerkbar; weniger deutlich tritt hervor, ist aber nicht weniger schwerwiegend, daß die Bevölkerung aus Gewerbetreibenden zur Ackerbauthätigkeit überging. Auch in den Fabrikaten Indiens geht ein großer Wechsel vor. Die alten einheimischen Industrien sterben an vielen Plätzen aus, zuerst durch die Concurrenz englischer Webstühle und zweitens durch die Einführung des Maschinenwesens in Indien. Die feinhändigen Eingebornen aber passen sich den veränderten Umständen an und zeigen eine große Fertigkeit und Geschicklichkeit für Maschinenarbeit. In Jute-, Baumwolle- und Zuckersabriten finden sie Beschäftigung zu Tausenden, aber die traditionelle Vortrefflichkeit ihrer Arbeit ist noch nicht an allen Plätzen dem Dampfe unterlegen; in Orissa und Watua z. B. erhält sich noch der Handwebstuhl, und der schönste Musselin der Welt, von dem fabelhafte Erzählungen in Verbindung mit den reizendsten Prinzeßinnen berichtet werden, kann noch jetzt, obwohl sehr kostspielig, von den Webern in Tacca erlangt werden.

Eine andere Folge der englischen Herrschaft ist die Hebung des Sinnes für Stammeszusammengehörigkeit unter den einzelnen Nationen; die Unterschiede in Sitten und Gebräuchen zwischen den einzelnen Provinzen sind größer geworden als sie waren. Die Zahl derer, denen Rechte am Grund und Boden zuerkannt wurden, hat sich gegen früher bedeutend vermehrt, in ihren Berechtigungen besteht aber größte Mannigfaltigkeit. In derselben Richtung wirkt die Pflege der Volkssprachen; waren diese unter den früheren persisch, Hindostani oder Marathi redenden

Groberern unterdrückt und dagegen ihre Hofsprache aufgezwungen worden, so mußte sich dieses unter der englischen Verwaltung vollkommen ändern seit der Errichtung von Volksschulen, denen Mittelschulen, und später sogar Universitäten nach englischem Muster folgten. Die Regierung ist eifrig bemüht, alle Einschiebe zu beseitigen, die in die Sprachen des nördlichen Indien unter dem Drucke der Großmogule gekommen waren; die Frage, welche Sprache in einer Provinz zur Schul- und Gerichtssprache erhoben werden soll, füllt Bände von Denkschriften und wird mit Gründlichkeit erwogen. Der Fortschritt im Unterrichtswesen ist im Allgemeinen günstig, obwohl viel zu thun übrig bleibt, um das Volk zur richtigen Würdigung der ihm gebotenen Ausbildungsgelegenheit zu bringen. Im Pandschab haben Schulen und Schüler stark zugenommen, trotzdem sollen noch 70% schulbedürftiger Kinder ohne jedweden Unterricht aufwachsen. In dem nördlichen Theile von Bombay erlitt der Unterricht dadurch große Einbuße, daß eine ungewöhnlich große Anzahl von Knaben sich davonmachte, um — sich zu verheirathen! In Bengalen sind die Elementarschulen beträchtlich vermehrt worden, und der Wunsch, Englisch zu lernen, soll allgemein sein. Die Regierung ist mit dem Unternehmen beschäftigt, technische und Industrieschulen höherer Art einzurichten, damit die jungen Bengalen auch andere Berufe in das Auge fassen mögen als nur das Rechtswesen oder den Staatsdienst. Mit dem Unterrichte der jungen Männer und sogar der Knaben hat sich freilich in Calcutta und anderen großen Mittelpunkten auch eine Zunahme der Neigung zum Trunke gezeigt. Zwar zeichnet sich die Masse des Volkes noch durch Nüchternheit aus, aber nicht so die Classe der Gebildeten. Die Regierungsmaßnahmen zur Unterdrückung der schrecklich herrschenden Kindertödtung zeigen befriedigenden Erfolg. In den nordwestlichen Provinzen stieg das Verhältniß der Mädchen zur Gesamtzahl der Kinder von 28 $\frac{1}{10}$ % am Anfange des Jahres auf 30 $\frac{1}{10}$ % am Ende desselben. Im Goruckpore-District kommt das Verbrechen nicht vor und in Aude ist es durchaus nicht allgemein üblich.

Der alte Weg, als Günstling des Fürsten mehr durch Intrigue und Gewalt als durch ernste Thätigkeit zu Würden und Reichthum zu gelangen, ist dem Inder jetzt verschlossen. „Wenn der Eingeborne irgend etwas in unserer Staatsverfassung haßt, so ist es die gleichmäßige, uhrwerkartige Art und Weise wie die Maschine arbeitet. Es ist keine Möglichkeit, heut ein gewöhnlicher Arbeiter und morgen Befehlshaber über einen Haufen Bewaffneter zu sein. Wohl kann sich jeder vom Straßenverkäufer täglicher Lebensbedürfnisse bei Talent und Fleiß zum Millionär emporheben; aber abgeschnitten ist der Weg zu königlichem Rang und fürstlicher Gewalt. Dagegen liebt der Inder an unserer Verfassung, daß sie ihm einen mächtigen Herrscher gab, der vom Land Groberer ferne hält, innere Fehden nicht duldet, Milde übt und gleiches Recht für alle hat.“

Weniger groß ist die Umwälzung in den Sitten. An den Seeplätzen und in ihrer nächsten Umgebung haben die seit 20 Jahren bestehenden Mittel- und Hochschulen wohl auf den Charakter der jüngeren Generation, ihre Anschauungen und Denkungsweise, eingewirkt; aus dem Innern des Landes wissen aber die Schulbehörden noch von keiner Steigerung der Energie zu berichten. Der Ehrgeiz der besseren Stände wurde noch nicht in neue Bahnen gelenkt. Das alte Indien kannte keine persönlichen Rechte an Grund und Boden; die neu geschaffenen Eigenthümer oder Rentner mit ihren sprichwörtlich gewordenen Reichthümern haben sich nicht im Entferntesten zu einem Landadel herausgebildet, der dem Volk ein Vorbild, der Regierung eine Stütze wäre. Die Kluft zwischen Europäer ist noch zu groß, als daß dem Eingebornen die an Bildung, Selbstbewußtsein und Umgangsformen so hoch über ihm stehenden Beamten europäischer Abkunft zum Muster dienen könnten.

Auf ganz neuen Grundlagen baute die englische Gesetzgebung das Strafrecht und das Verfahren in Civilrechtsstreitigkeiten auf. Im Allgemeinen übertragen diese Gesetze englische Anschauungen und Einrichtungen auf Indien; doch finden davon sehr wichtige Abweichungen statt. Einzelnes ist der Entwicklung vorausgeeilt und in der Praxis zur Lächerlichkeit geworden, oder hat sich selbst als schädlich erwiesen. In der Hand des gewissenlosen geschäftskundigen Wucherers, dessen Dienste in Indien dem kleinen Manne gerade so unentbehrlich sind wie unseren Bauern der Unterhändler, sind die Civilproceßgesetze mit ihren Fristen und ihrem Officialbetrieb eine fürchterliche Waffe geworden; ward der kleine Steuerzahler früher durch Gewalt und Bedrückung ruiniert, so ist jetzt sein Besitz durch Gesetz und Richter ge-



fährdet; der Streitsucht ist durch die neuen Gesetze größter Vorschub geleistet, und dieß ist ein um so größerer Mißstand, als der Inder die Abgabe falschen Zeugnisses für eine erlaubte Erwerbsart hält.

Die alten drei Präsidenschaften sind in eine Reihe kleinerer Provinzen und diese wieder in entsprechend große Kreise zerlegt. Die Verwaltungsgeschäfte sind im größeren Theile des Reiches, den sogenannten nicht regulirten Provinzen, vollständig den Richtern erster Instanz zur Wahrnehmung überwiesen; in Bengalen und den sonstigen regulirten Provinzen wurde dagegen eine so strenge Trennung der Verwaltung von der Justiz angestrebt wie in England; solche Trennung taugt aber für den Orientalen nicht, und die Vermittlung wird jetzt für das ganze Reich darin gesucht, daß beide Gewalten in einem Amte vereinigt, aber von verschiedenen Mitgliedern des Amtes ausgeübt werden. Für die größeren Städte bestehen Städte-Ordnungen mit dem Rechte der Selbstbesteuerung und der Verpflichtung zu gewissen gemeinnützigen Einrichtungen; die Stadtverordneten werden theils von der Bürgerschaft gewählt, theils von der Regierung ernannt. Einzelne Ausnahmen abgerechnet, zeigt sich beim Inder wenig Sinn für Selbstverwaltung; es ist deswegen abzuwarten, ob sich die Berufung von Kreisausschüssen bewährt, wie sie seit einigen Jahren mit beschränktem Wirkungskreis im Pandschab wirken. Die Bedingungen, unter denen in alter Zeit die Dorfgemeinden ein reges Leben entfalteten und die gesammte Localverwaltung wirksam führten, sind mit Anerkennung von Individualbesitz vernichtet, während früher die Markung sich im Gesammtbesitze der Gemeinde befand und zeitweise neuer Vertheilung unterlag; zunächst wird versucht die einst vortreffliche Dorfpolizei wieder zu Thätigkeit zu bringen. In der Steuerverwaltung sind gegen früher große Fortschritte gemacht, aber auch manche Erhebungsbehörde beseitigt worden, die vortrefflich gearbeitet hatte. Verglichen mit uns sind die directen Grundabgaben hoch, ja selbst überspannt: Klagen über Steuerüberbürdung finden aber eingehende Würdigung, Gesetze wie Beamte sind bestrebt sie zu beseitigen, wo sie noch besteht. Um es kurz zu sagen: sowohl in moralischer wie materieller Hinsicht macht Indien Fortschritte, bisweilen langsame, fast unbemerkbare, dann wieder in unerwarteter und überraschender Weise schnelle. „Times“ besprach unlängst den Unterschied der englischen und der indischen Herrschaft und glaubt, daß die englische gerechter, leichter und wohlthätiger ist, als die indische, gesteht indessen zu, daß die Bewohner die indische der englischen bei weitem vorziehen. (Allg. Zeitung vom 8. December 1875.)

### §. 15. Hinterindien.

Weniger groß als Vorderindien, gehört die hinterindische Halbinsel, welche wir auch die „goldene“ nennen, besonders in ihren nördlichen Theilen, zu den noch am wenigsten bekannten Gebieten der Erde. Ausgedehnte Gebirgslande erstrecken sich vom O.-Ende der Himalaya-Kette im W. fast bis zum chinesischen Südmeere im O., und in ihnen liegt die ziemlich unsichere Grenze zwischen dem Blumenreiche der Mitte und den indo-malayischen Staaten Hinterindiens. Einbuchtungen, Golfe und Halbinseln lassen letzteres weit gegliederter erscheinen als das formlose Vorderindien; seine Lage ist auch eine südlichere, denn es nähert sich bis auf einen Grad dem Erdgleicher und reicht nördlich kaum über den Wendekreis hinaus. Die W.-Küste bespült der Golf von Bengalen, welcher hier den Busen von Pegu oder Martaban ein-



schneidet und dann, hinter den Andamanen und Nikobaren, zur Malakka-Straße sich verengt. Diese Meerenge scheidet die große ostindische Insel Sumatra von der Halbinsel Malakka, welche einen jungenartigen, gegen S. und SO. gerichteten Ausläufer Hinterindiens bildet und in ihrem unteren Ende mit dem westlich daneben liegenden Sumatra gleiche Richtung einhält. Im O. der Halbinsel Malakka, auch die malayische genannt, fluthet das chinesische Meer mit seiner Abzweigung, dem tiefem Golfe von Siam, dann folgt die vorspringende stumpfe Halbinsel Cochinchina's und der Busen von Tonkin im N. Diese große hinterindische Halbinsel ist durch sechs Meridianketten in ebenso viele parallele Längenthäler gespalten, jedes von N. nach S. von einem Strome durchflossen, worunter besonders drei die staatlichen und geschichtlichen Ereignisse bestimmten. Vermöge der Kinnale des Irawaddy, des Menam und des Mekhong findet man dort von Alters her drei große Reiche: Pegu, Schan und Annam, oder unter anderen Namen: Birma, Siam und Cochinchina, in der Gegenwart zum Theile von der meergebietenden europäischen Macht Albions umgeben, welche an der W.-Küste herrscht, während im O. der Halbinsel der französische Einfluß maßgebend ist.

Das Gebiet, welches gemeiniglich mit dem Namen Birma bezeichnet wird (nach Prof. Adolf Bastian ist Birma, nicht Barma oder Burmah die richtige Schreibweise), zerfällt in zwei scharf geschiedene Theile: in Niederbirma, jetzt in englischem Besitze, und in Oberbirma oder Ava, noch unter der Herrschaft eines eingebornen Monarchen, der sein Dasein jedoch nur von Englands Gnaden fristet. Nieder- oder Britisch-Birma läßt sich wiederum in drei Theile zerlegen: Arracan, Kachang oder Kachang, ein etwa 480 Km. langer, schmaler Landstrich an der Bai von Bengalen und durch eine hohe Bergkette vom Reiche Ava getrennt; Pegu, d. h. das Deltaland des Irawaddy, das an den Golf von Martaban hinabreicht; endlich der lange schmale Küstenstrich Tenasserim, der auf der malayischen Halbinsel bis zur Landenge von Krau sich erstreckt. Die Bewohner des Irawaddy-Beckens sind im Mündungs-Gebiete die Talaing oder Peguaner, weiter hinten die Birmanen und in den nördlichen Gebirgsregionen die sogenannten Schan-Stämme, in Siam Laos genannt, die alle die zahlreichen Gebirgsländer und Alpenthäler im N. der Goldenen Halbinsel und im S. des Himmlischen Blumenreiches bewohnen. Unter Siam haben wir das Flußgebiet des Menam, also das eigentliche Siam oder Thai und ein gutes Stück der Laosländer, außerdem einen Theil des ehemaligen Kambodscha und dazu den mittleren Theil der Halbinsel Malakka zusammenzufassen. Dieses Gebiet ist mindestens ebenso groß wie Deutschland und erstreckt sich von N. nach S. in einer Entfernung, welche jener von der schleswig-jütländischen Grenze bis zur S.-Spitze Italiens gleichkommt. Das eigentliche Siam besteht zum allergrößten Theile aus einer Niederung, die, vom Menam und von zahlreichen Zuflüssen, Abzweigungen desselben und Verbindungsruinen durchzogen, ein großartiges Delta bildet, eine allmähliche Ablagerung des Flußschlammes, die unaufhaltsam weiter in den Meerbusen vordringt. Das im nördlichen Hintergrunde gelegene Laos ist mehr oder minder Gebirgsland, das sich wie ein Gürtel von dem Meerbusen von Tonkin nach Assam, an den Rändern der Reiche Birma, Siam, Annam und China hinzieht. Hier wohnen Völker, die sich selbst Lows, woraus die europäische Benennung Laos, am liebsten jedoch, gleichwie die stammverwandten Siamesen, Thai, die Herrlichen, nennen. Bei den Birmanen heißen sie Schan, woraus der Name Siam entstanden, und die Chinesen nennen sie Lolo. Zu beiden Seiten der Menamniederung erhebt sich stufenförmig Wald=



zwischen dem Gebiete des Brahmaputra und des Irawaddy bezeichnet. Hier wohnen die Singpho oder Singfu, deren Sitze sich bis tief in das nördliche Birma hinein erstrecken. Wir befinden uns hier im Stromgebiete des Irawaddy, zweifelsohne der mächtigsten Wasserader Hinterindiens, der im Allgemeinen von N. nach S. läuft und in den Golf von Pegu mündet. Wo seine Quellen liegen, ist bis nun unaufgeklärt. Einstweilen wollen wir uns mit der Annahme begnügen, daß der Irawaddy in den Gebirgen der Rhamti östlich von der Patkoi-Kette entspringe. Nehmen wir eine Karte des südöstlichen Asien zur Hand, so gewahren wir, daß fast alle bedeutenden Gewässer der hinterindischen Halbinsel in diesem nördlichen Gebirgsstocke, dem theilweise die südchinesische Provinz MÜN-nan angehört, ihren Ursprung nehmen. Von W. nach O. schreitend, treffen wir zuerst auf den Khen-bwen, den wichtigsten rechtsseitigen Nebenfluß des Irawaddy, mit dem er lange Zeit parallel fließt. Seinem Quellengebiete nahe liegt die Hügel-Landschaft Kung-lung, welche nur eine Bergreihe von dem oberen Irawaddy-Thale trennt. Wiederum parallel mit diesem, aber östlich davon, fließt der bei Martaban und Maulmein in's Meer sich ergießende Saluen oder Salween, dessen Quellen ebenfalls noch nicht bekannt sind. Er kommt als Lu-Kiang vom Langtan- oder vom Gulongsigong-Gebirge an der Grenze MÜN-nans herab. Noch einen Schritt weiter nach Osten und wir stehen an der Thalsurche des Kiulung-Kiang oder Lantsang, den wir besser unter dem Namen des Mekhong oder Kambodscha-Stromes kennen, — dank der französischen Expedition unter Hrn. De la Grée herrschen keine Zweifel mehr über den Lauf dieses längsten aller hinterindischen Flüsse; wir wissen, daß er ganz MÜN-nan durchströmt und im östlichen Tibet seine Quellen hat. Nur ein Gebirgsrücken trennt die Thäler des Lantsang und des Kinscha-Kiang, welcher letzterer kein anderer ist, als der Riesenstrom China's, der Yang tse Kiang oder Blaue Fluß, welcher die Provinz MÜN-nan in ihrem nördlichsten Theile streckenweise durchfließt und streckenweise begrenzt. Der letzte der gegen S. hin gerichteten Flüsse, welche dem südchinesischen Hochlande entquellen, ist der in den Bufen von Tonkin mündende Song-koi, dessen commercielle Wichtigkeit erst in den jüngsten Jahren erkannt worden ist. Die Völker, welche diesen weiten Raum von den Grenzen Affams bis in das Innere MÜN-nans und bis nach Siam und Kambodscha bewohnen, sind meistens, nebst den Singfu, die Schan-Stämme, welche sich selbst Tai nennen. Sie zerfallen in mehrere Abtheilungen, wie die Rhamti im W. am oberen Irawaddy und die Laos am oberen Mekhong im O. Ueber die Singfu brachte neuere Nachrichten Herr G. L. Jenkins, welcher wiederholt Ausflüge in das Patkoi-Gebirge unternahm. Die Singfu stehen zwar nominell unter dem birmanischen „Bun“ oder Gouverneur von Magong, kümmern sich aber nicht im Geringsten um dessen Anordnungen, sondern handeln lediglich auf eigene Faust. Sicher ist nur, daß die Birmanen von den Singfu aus vollem Herzen gehaßt werden. (Journal of the R. Geograph. Soc. 1871. S. 342—348.)

Unnig verwandt mit den Singfu sind die Kachyen; ja nach Major Gladen sind die Kachyen identisch mit den Singfu, welche allerwärts, obwohl in eine Unzahl kleinerer Stämme zersplittert, sich selbst dieses letzteren Namens bedienen. Singfu bedeutet übrigens einfach „Mensch“, eine Bezeichnung, die sich wilde Stämme vielfach beilegen. In östlicher Richtung reichen sie bis Momein und allgemein gelten sie als wild, verrätherisch und unbändig. Gladen's eigene Erfahrungen mit den Kachyen lauten dahin, daß sie bei geeigneter Behandlung sich nahbar und intelligent zeigen, allerdings nicht ohne eine gewisse Beimischung von Schlaueit und Hinterlist. Die Kachyen sind eifrige Handelsleute, auf den Gewinn erpicht, gegen Fremde aber gastfrei. Ihre Religion besteht lediglich in dem Cult von guten und bösen Geistern (nats), welchen Opfer dargebracht werden. Berge, Thäler, Bäume und Gewässer, ja selbst Sonne und Mond stehen unter dem Einflusse dieser Nats. Auch an Gespenster wird eifrig geglaubt. Die Schan sind den Chinesen an Kleidung und Klang der Sprache sehr ähnlich und haben eigene, von der birmanischen etwas abweichende Schriftzeichen. Auf ihren heimatlichen Bergen betreiben sie vorzüglich Viehzucht und bringen alle Jahre im December und Januar große Herden starker Ponies nach Maulmein und Kangun; sie züchten auch mit Erfolg Elephanten, denn diese Thiere pflanzen sich sehr wohl in der Gefangenschaft fort, wenn sie nicht überarbeitet werden. Die Schan verfertigen ausgezeichnete Stahlarbeiten, besonders die birmanischen Schlagmesser mit langem Handgriff, die „Dahs“;

ihr Stahl soll an Güte jedem andern gleichzustellen sein. Sie tätowiren fast den ganzen Körper, einzelne selbst das Gesicht, und gebrauchen dabei selten-oder nie die rothe Farbe, sondern nur ein dunkles Braunblau. Die Schan sind Buddhisten; christliche Missionäre sind bis jetzt noch nicht unter ihnen thätig gewesen. Im N. der Schan-Länder, unter den verschiedenen Stämmen, die zwischen Tibet, Nün-nan und Birma sitzen, aller Wahrscheinlichkeit nach auch mehr minder zur Familie der Schan im weiteren Sinne gehören, existiren dagegen katholische Missionen, fast ausschließlich von französischen Priestern geleitet, welchen die Erbkunde für eine Reihe der werthvollsten Nachrichten über jene verborgenen Länderwinkel und deren Bewohner tief verpflichtet ist.

Steigen wir am Irawaddy nach S. herunter, so erblicken wir hier die Keime zu einem großen Reiche, denn der Strom ist der mächtigste in den hinterindischen Gebieten und sein fruchtbares Thal gut abgeschlossen durch Meridianketten nach O. und W. Die Entwicklung ist aber hier durch das störende Eingreifen der Europäer gehemmt worden, indem die Engländer das birmanische Reich auf immer engere Grenzen zusammenpreßten. Das heutige Königreich Birma ist etwa so groß wie Frankreich und zählt bloß  $3\frac{1}{2}$ , höchstens 4 Millionen Einwohner indo-malayischen Stammes.

Das Reich Birma besteht aus drei verschiedenen Theilen, nämlich aus dem eigentlichen Birma, zwischen  $23\frac{1}{2}$  und  $18\frac{1}{2}^{\circ}$  n. Br., von den reinen Birmanen, dann N.-Birma, von den Singu, Schan und anderen Stämmen bewohnt, drittens den östlichen Schan-Tributstaaten. Letztere reichen von der Meridiankette auf der O.-Grenze des eigentlichen Birma bis zum Kambojscha- oder Mekhong-Strome; die Gebiete der Schan jedoch, die man zu Birma rechnen darf, liegen zwischen  $24-20^{\circ}$  n. Br. und  $97-101^{\circ}$  ö. L. v. Gr. Die Suzeränität des birmanischen Hofes ist eine drückende Wirklichkeit für alle solche Gebiete, welche der Hauptstadt Mandalay nahe liegen, wird aber, je weiter man nach O. fortschreitet, desto blässer. Im NO. ragt auch die Oberhoheit der Chinesen herüber, so daß man nicht weiß, wo birmanische oder wo chinesische Hoheit aufhört. In einzelnen Gebieten besteht der alle drei Jahre an den birmanischen Hof entrichtete Tribut nur in einem kleinen goldenen Becher, einer silbernen Blume mit Stücken Seide und Goldstoff, einem Paar Schuhe, Salz, Thee und vergoldeten Herzen, und solche Geschenke werden von manchen Gebieten zugleich an Birma und an China entrichtet. In jedem Gebiete ist die Würde des „Tschauab“ (Thabwa) oder Lehenskönigs in der fürstlichen Familie erblich, doch ertheilt der Hof von Mandalay jedem Thronfolger die Investitur und designirt den nächsten Thronerben. In den Fürstenthümern, Tschauabschaften, wo die Suzeränität in Gemeinschaft mit den Chinesen ausgeübt wird, verständigen sich beide Mächte über die Wahl des Nachfolgers, bisweilen aber werden sie nicht eins, und es geschieht dann, daß zwei Nachfolger auftreten und sich bekriegen.

Die Regierungsform des Reiches ist die vollendetste Despotie. Seine „goldfüßige“ Majestät herrscht als absoluter König, vor dem alles sich beugen muß. Selbst europäische Gesandte müssen die Schuhe ablegen, wenn sie vor dem Antlitz des Goldfüßigen erscheinen, dessen Abzeichen der Pfau ist. Neben dem Könige genießt der weiße Elefant die größte Verehrung, wie in allen Ländern Hinterindiens, so auch in Birma. Seine elephantinische Herrlichkeit besitzt als ein „Großer des Staates“ seinen eigenen Palast, seinen eigenen Hausminister, seine Domänen im fruchtbarsten Baumwollendistrikt des Landes, vier goldene Sonnenschirme und einen Hofhalt von 30 Personen. Der Begriff „weißer Elefant“ ist übrigens sehr elastisch, denn selbst ein sehr brünettes Thier kann noch so genannt werden, wenn es nur helle Flecken hinter den Ohren, an der Stirn oder am Rüssel zeigt.

Die Birmanen bekennen sich zur Lehre Buddha's, die im Allgemeinen bei ihnen sich reiner als anderswo vor dem Eindringen von Schutzgötterwesen erhalten hat, und werden die Klostergelübde der Armuth und der Keuschheit am wenig-



sten gebrochen. Sie besitzen ein vollständiges nationales Erziehungssystem, indem die Knaben insgesammt gesetzlich genöthigt sind, drei Jahre in einem „*Ahhung*“ oder religiösen Hause zu wohnen, wo sie den „*Bhunghis*“ oder Priestern dienen, und von diesen im Lesen, im Schreiben, in den Elementen der Arithmetik und der Religion unterrichtet werden, so daß alle Birmanenkinder ohne Ausnahme lesen und schreiben können. Merkwürdig frei ist auch die Stellung des weiblichen Geschlechtes, welches sich in Birma frei bewegt, an allen Geschäften des täglichen Lebens Theil nimmt und ganz die gleichen Rechte besitzt wie die Männer. In ihrem Charakter haben die Birmanen viel mit den Chinesen gemein; sie sind scharfsinnig und unternehmend, obgleich träg, und besitzen viel Geistesunabhängigkeit und Intelligenz.



Birmanische Tänzerin.

Frei von Rastengeist und Racenborurtheil, erkennen sie willig die Ueberlegenheit der Europäer an und sind begierig, von ihnen zu lernen. Aeußerst tolerant oder aber indifferent gegen andere religiöse Ueberzeugungen, sind die Birmanen indeß unzugänglich für Belehrung. Ihre Priester führen zwar lange Disputationen mit den Missionären, halten aber ihre eigenen religiösen Schriften für ebenso alt und unumstößlich wahr wie diese die christlichen, und verlangen, um vom Gegentheile überzeugt zu werden, mathematische Beweise, die die christlichen Sendboten ihnen natürlich schuldig bleiben müssen.

Alle wichtigen Plätze des Reiches liegen natürlich in dem durch landschaftliche Schönheit und große Fruchtbarkeit geschmückten Thale des Irawaddy. Hier erhebt sich die jetzige Hauptstadt Mandalay. Die Birmanen haben nämlich wiederholt ihre Hauptstadt verlegt, theils infolge von Revolutionen oder Dynastien-

wechsel, theils aus Aberglauben oder wegen königlicher Laune. So war denn Ava seit 1364 Hauptstadt; um 1740 ward sie nach Mutschob und 1782 nach Amerapura verlegt; 1819 kam sie zurück nach Ava, 1837 wanderte sie abermals nach Amerapura und 1857 nach Mandalay, wo sie sich noch heute befindet. Diese Stadt liegt nur wenige Km. oberhalb Amerapura, gleichfalls am Irawaddy und am nämlichen Ufer. Die Häuser längs des Ufers und in den Vorstädten Mandalay's sind nach dem gewöhnlichen birmanischen Typus gebaut; gebrechliche Bauten aus Mattenwerk und Bambu, die auf hölzernen, in Schlamm stehenden Pfählen ruhen. Diese Häuser sind klein und haben ein keineswegs stattliches Aussehen; sie sind stark an einander gepreßt, was bei der leichten Entzündbarkeit des verwendeten Materials eine Feuersbrunst zu den schrecklichsten Gefahren macht. In den Hauptstraßen trifft man meistens Ziegelhäuser; oft sind auch nur die Ziegeln auf die hölzerne Unterlage aufgenagelt. Einen hübschen Anblick gewähren die oft zwei Stockwerke hohen Kaufläden der Chinesen, welche meist in den Vorstädten und den südlichen Stadttheilen wohnen und den ganzen Handel Mandalay's in ihren Händen haben. Die Zahl der 1871 hier residirenden Europäer betrug nur 14. Nach allen Richtungen hin sieht man Pagoden, Tempel und „Sihungs“ (Schulen oder Klöster). Die Stadt ist von einer sehr dicken Mauer von lockeren Ziegeln und einem Graben umgeben, über welchen eine sehr primitive Brücke führt.

Das heutige Britisch-Birma, vormalig alles dem Könige von Birma unterthan, ist demselben im Laufe der Zeiten von den Engländern stückweise abgezwackt worden. Es untersteht dormalen der Präsidentschaft Bengalen in Vorderindien und zerfällt in die vier Provinzen: Tschittagong, Arracan, das Küstenland im O. der Gangesmündungen, Pegu und Tenasserim, welche zusammen 243,000 □ Km. mit etwa 2,400,000 Einwohnern fassen.

Von der Küste aus gesehen ist Arracan außerordentlich wild und malerisch. Die hohen, bis an den Gipfel mit finsternen, majestätischen Wäldern bekleideten Berge erheben sich von den Ebenen aus in aufeinander folgenden Ketten bis zu einer Höhe von 1200 bis 1500 M. Die Ebenen sind von sehr geringer Ausdehnung und meist begrenzt durch Vorsprünge der niedrigen Bergketten oder von dichten Waldgürteln eingefast, die in der unmittelbaren Nähe der See unwandelbar aus Mangrovebäumen bestehen. Die Niederungen sind von zahllosen Bächen durchschnitten, die von den Bergen herabkommen, die Springfluthen bilden mit Wasser bedeckte Striche und diese in Verbindung mit den zahlreichen Meeresbuchten ein Labyrinth von Binnengewässern, das noch immer sehr unvollkommen erforscht ist. Diese dienen statt der Straßen und bieten das Mittel einer raschen Verbindung zwischen den Dörfern. Der Boden ist im Allgemeinen sehr fruchtbar, das Klima aber Europäern ungemein gefährlich. Günstiger gestaltet es sich an der streckenweise sehr zernagten Seeküste, welcher eine Reihe von Inseln vorlagert. An der Küste treffen wir demnach die wichtigsten Plätze des Landes, Sandoway, Ramri und Akyab, zugleich nebst dem binnenländischen Arracan die einzigen Orte, welche den Städtenamen verdienen. Längs der Küste und auf den Inseln hat man Schlammvulcane gefunden, und überdies wird der Landstrich von Erdbeben heimgesucht. Die Thierwelt stimmt im Ganzen mit jener Indiens überein. Die mineralischen Schätze des Landes sind noch wenig bekannt; man weiß indeß von Eisenerzen, von sehr guten aber armen Petroleumquellen, endlich von trefflichen Kohlenlagern. Mächtige Eichen- und Tectwälder bedecken die Gebirge und alle Arten von Bambu die Hügel. Für den Reisbau sind die tieferen Gegenden außerordentlich geeignet; außerdem baut man hauptsächlich herrlichen Tabak, Zucker, Baumwolle, Indigo und Pfeffer. Ausgezeichnetes Salz gewinnt man mittels Verdunstung an den Küsten. Reis und Salz sind die Hauptausfuhrartikel, außerdem Tabak, Zucker, Holzöl, Betelnüsse, Büffelhäute und Hörner, Elephantenzähne, getrocknete Fische und Schwalbennester. Eine eigene Industrie bildet die Gewinnung des Holzöles vom Girdschumbaum. Die Bevölkerung besteht aus: Abkömmlingen von Bengalis, von muhammedanischen Hindustanis, Kachans, Bir-

manen und Mugh's oder Arracanen, welche letztere für die eigentlichen Eingeborenen gelten und mehr denn die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachen. Mugh's und Birmanen haben eine starke Ähnlichkeit und scheinen wesentlich eines Stammes; sie haben das breite indo-malayische Gesicht, kleinen aber kräftigen Bau, und sprechen eine einsilbige Sprache mit großem Nachdruck und viel Gestikulationen; die Birmanen sind jedoch im Allgemeinen heller und stärker und zeichnen sich durch eine äußerst künstliche Tätowirung aus. Die Kayans, ein roher aber sanfter Bergstamm, leben meist von Wild, das sie mit vergifteten Pfeilen erlegen, haben wie die Chinesen eine große Vorliebe für Hundefleisch und sind vielleicht die Ureinwohner des Landes.

Begu umfaßt das Gebiet des unteren Irawaddy, der hier ein weitverzweigtes Delta bildet. Letzteres ähnelt seinem Charakter nach dem Gangesmündungslande; der Boden ist niedrig, sandig, schlammig und in der Regenzeit verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt. Hier liegt die Hauptstadt Britisch-Birma's, Rangun (b. i. „Stadt des Sieges“) mit etwa 100,000 Einwohnern, Birmanen, Chinesen und Hindu. Westlich im Delta liegt die Stadt Bassein (25,000 Einw.), wichtig durch ihren Reishandel.

Von den vier Hauptvölkern Birma's, den eigentlichen Birmanen, den Talains, den Karen und den Schan, wohnen die drei erstgenannten in Begu untereinander. Die Talains oder Mons sind die eingeborene Race oder die ältesten Einwanderer in Begu, doch begegnet man ihnen heute nur noch im O. und S. des Irawaddy-Delta's, in Martaban und Tenasserim. Die Talains unterscheiden sich wenig von den Birmanen, und da sie dieselbe Tracht tragen, kann eine Verwechselung mit diesen wohl vorkommen. Im Allgemeinen sind sie heller als diese, haben feinere Gesichtszüge und etwas Bartwuchs. Der Klang ihrer Sprache aber unterscheidet sie sofort, denn die birmanische Sprache kennt kein R, woran die der Talain reich ist. Diese beiden Völkerschaften leben so gemischt unter einander und Zwischenheirathen sind bei ihnen so häufig, daß vielleicht die Zeit nicht mehr ferne ist, wo die birmanische Race die dominirende sein wird. („Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin“ 1874.)

Die Tenasserim-Provinzen bilden einen schmalen Streifen Landes an der W.-Küste der Halbinsel Malakka zwischen 11 und 20° n. Br. in einer Längenausdehnung von 1000 und einer Breite von kaum 200 Km., im W. von dem Meerbusen von Bengalen, im O. durch das hohe Gebirge begrenzt, welches die Halbinsel der Länge nach durchzieht und die Scheide zwischen dem britischen Gebiete und dem Königreiche Siam bildet. Im N. sind sie durch den Salweenfluß von dem Birmanenreiche, dem sie vor dem Kriege einverleibt gewesen, getrennt. Auf der hohen Wasserscheide zwischen dem Meerbusen von Bengalen und Siam entspringen eine unglaubliche Menge Flüsse, welche die mit dem Hauptgebirge parallel laufenden Seitenketten durchbrechen, nach einem zwar kurzen, aber reißenden Laufe sich in den bengalischen Golf ergießen und während des Monsuns oft zu reißenden Strömen anschwellen. Der ansehnlichste darunter ist der majestätische Martaban- oder Maulmein-Strom, der aus der Vereinigung dreier schiffbarer Flüsse, des Attaran, Gyne und Salween, entsteht. An seiner Mündung liegen die beiden Städte Martaban und Maulmein (70,000 Einw.), welche letzteres mit Akyab, Bassein und Rangun zu den vier „Reishäfen“ Hinterindiens zählt. Der Küste vorgelagert erscheint der felsige Mergui-Archipel, früher ein Aufenthaltsort malayischer Piraten, und von den spärlichen, nomadisirend umherziehenden, wilden Seelongs bewohnt. Im Inneren Tenasserims haufen in möglichster Abgeschlossenheit die Karen. Von den früheren Eroberern des Landes, den Birmanen, mit Geringschätzung behandelt, vermeiden sie soviel als möglich jede Gemeinschaft mit diesen, nur einzelne kommen in die Städte, um durch Tauschhandel unentbehrliche Geräthschaften einzukaufen. In kleinen Gemeinden von 10—15 Familien schlagen sie ihre Wohnungen unfern von einem Bache im Hochwalde auf, zünden das Unterholz an, dessen emporlodende Flamme auch die Zweige und Stämme der stehen gebliebenen hohen Bäume verkohlt, und bauen dann auf dem darunter befindlichen, mit Asche vermengten Boden Reis, Bananen, Gurken, Betelnüsse und Bataten. Diese Früchte, etwas Federvieh und die Jagd reichen hin, ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Die Baumwolle liefert ihnen Bekleidung, die bei ihnen mehr als bei den Birmanen ihre Blößen verdeckt. Sie



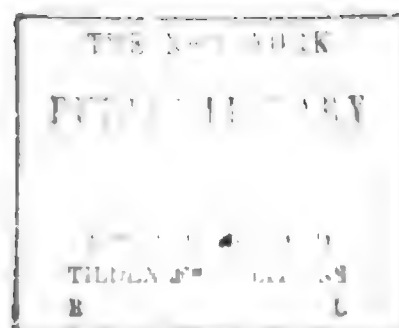
haben einen weniger kräftigen Körperbau, auch treten die Beckenknochen weniger hervor, die Augen haben eine nicht so schräge Lage und der Teint ist heller, dem der europäischen Südländer ähnlicher. Auffallend sind die gefärbten Wangen und überraschend das leichte Erröthen der Mädchen. Da ihnen Schriftzeichen für ihre nur dürftig ausgebildete Sprache und jeder Unterricht abgehen, entbehren sie gänzlich der höheren religiösen Begriffe. In den sie umgebenden mächtigen Naturerscheinungen Kräfte wahrnehmend, die sie sich nicht zu erklären vermögen, schreiben sie dieselben guten oder bösen Geistern, den Nats, zu. Fragt man sie nach übersinnlichen Begriffen, etwa nach ihren Vorstellungen über eine Fortdauer nach dem Tode, welche alle Naturmenschen mit Begierde ergreifen, so antworten sie: „Davon wissen wir nichts; wir denken auch nicht daran; wir wissen nur, daß wir auf die Welt kommen und wieder hinausgehen müssen, und da es in der Welt so schön ist, so wird es wohl auch hernach gut sein.“

Von Birma und dem Stromgebiete des Irawaddy wandern wir östlich in das Strombecken des Menam, der „Mutter der Gewässer“, welches das Königreich Ithai oder Siam umfaßt. Auf einer Ausdehnung von 800,340 □ Km. zählt das siamesische Reich etwa 6,300,000 Einwohner. Von der gedachten Zahl leben 2,600,000 im eigentlichen Siam, ebensoviel im Innern, im Laoslande, 500,000 in Kambodscha und 600,000 Malaien auf der Halbinsel Malakka. Wie immer aber auch diese Zahlen, für die wir keine Gewähr besitzen, modifizirt würden, die Bevölkerung selbst ist buntschedig genug; der Abstammung nach zählt man nur zwei Millionen eigentliche Siamesen, eine Million Chinesen, eine Million Malaien und eine Million Laos. Die herrschende Religion ist der Buddhismus. Jede dieser Völkerschaften hat ihre besonderen Sitten und Gebräuche, und obwohl sie zumeist zu den sogenannten mongolenähnlichen Völkern gehören, so hat doch jede ihren besonderen Typus.

Der Siamese hat gewöhnlich eine stumpfe Nase und vorstehende Backenknochen; der Ausdruck des Auges ist trübe und ohne Intelligenz, der Mund weit gespalten, die Lippen sind immer von Betel geröthet, die Zähne schwarz wie Ebenholz, die Nasenflügel breit. Er scheert das Haupthaar ab und läßt nur auf der Höhe des Kopfes einen Büschel stehen. Das Haar selbst ist schwarz und straff, aber bei den Frauen, welche ebenfalls einen solchen Büschel haben, feiner und sorgfältig gepflegt. Hübsch sind nur die Kinder. Leider bleibt von ihren Reizen wenig mehr über, wenn die Jahre der Kindheit vorbei sind, namentlich altern die Mädchen früh und werden dann entschieden häßlich. Einer anderen Stimme, jener Mouhot's (Travels in the central parts of Indochina [Siam], Cambodia, and Laos, during the years 1858, 1859 and 1860. London 1864. 8°. 2 Bde.) zufolge, sind die siamesischen Frauen weit hübscher als die Männer, und junge Mädchen zwischen zwölf und zwanzig Jahren könnten mitunter unseren Bildhauern als Modelle dienen. Sowohl Gustav Spieß (Die preussische Expedition nach Ostasien 1860—1862. Berlin und Leipzig 1864. 8°. 2 Bde.) als Frank Vincent (The Land of the white Elephant: a personal narrative of travel and adventure in Burma, Siam, Cambodia and Cochin-China. London 1873. 8°. 2 Bde.) beobachten, daß Mann und Frau in ihrem Aeußern kaum zu unterscheiden sind. Beide tragen als Kleidung ein um die Hüften geschlungenes Stück Zeug von farbiger Seide oder Baumwolle, das „Languti“, ein Lendentuch, welches zwischen den Beinen aufgeknapft und durch Einstopfen der Zipfel festgehalten wird. Als Oberkleider, je nach der Jahreszeit, dienen Jacken oder Tücher. Besonders die Frauen tragen meist noch eine Jacke oder einen Streifen Zeug quer über die Brust ge-







faltet. Erwachsene, selbst Frauen, tragen keinen Schmuck — weder Ringe, noch Ketten oder Zierrath in den Ohren; um so reichlicher ist dies auf die Kinder vermögender Leute übertragen, die an goldenen und silbernen Spangen und dergleichen oft ganze Schätze auf dem nackten Leibe tragen. Neben dem Betelskauen geht das Tabakrauchen im Schwange, und eine Papiereigarre trägt fast jeder Mann hinter dem Ohr. Die Hauptnahrung besteht aus Reis mit Fischen, Gemüsen, Früchten, Zwiebeln, sowie Pfeffer- und Gewürzbrühen. Zu den Früchten zählt auch der übel beleumundete Durian.

Das nördliche Siam ist die Heimath der Laos-Völker, welche man gleichfalls zur sogenannten mongolischen Gruppe rechnet. Die Laos sind im Allgemeinen durchaus unkriegerisch und bildeten den Grundstock der heutigen Siamesen, von denen sich ihre Sprache so wenig unterscheidet, daß sich beide Völker ohne Schwierigkeit verstehen. Das Gebiet der jetzt Siam unterworfenen Laos ist in eine große Anzahl von Provinzen getheilt, deren Statthalter vom siamesischen Hofe ernannt werden. Dieser befolgt die verständige Praxis, zu Gouverneuren Laos-Häuptlinge aus angesehenen Familien zu ernennen, und denen, welche aus fürstlichem Geblüte stammen, den königlichen Titel zu belassen. Die Landesversammlung in Laos ist im Allgemeinen ebenso eingerichtet wie in Siam und Kambodscha. Wenn der Statthalter einer Provinz zugleich den Königstitel führt, wird er als „Kiao



Laos.

Mung“, d. h. Herr des Mung, bezeichnet. Unter ihm stehen drei Würdenträger: der „Opalat“, welcher neben ihm etwa dieselbe Stellung hat wie in Siam der zweite König, der „Latsvong“ und der „Latsbut“. Auch diese Ehrenämter werden von Männern aus fürstlichem Blute bekleidet und von der siamesischen Regierung ernannt; alle anderen Verwaltungsämter bezieht der Statthalter.

doch soll der Gewählte stets ein „Chao Fa“, d. h. von Vater- und Mutterseite königlichen Blutes sein.

Siam ist ein Wahlreich. Die Nachfolge wird nämlich von den Baronen des Reiches entschieden,

Will also der König successionsfähige Nachkommen erzielen, so muß er seine ebenbürtige Gemahlin unter den Töchtern des zweiten oder eines früheren ersten oder zweiten Königs suchen oder wenigstens eine Lao-Prinzessin heimführen, in welchem Falle jedoch die Legitimität von den strengen Staatsrechtkundigen bezweifelt wird. Die Siamesen und ihre Stammverwandten sind das einzige Volk, welches sich den Luxus von zwei Königen vergönnt. Diese alte siamesische Sitte hat im Uebrigen jetzt alle Bedeutung verloren; der zweite König, „Wangna“ betitelt, der gewöhnlich aus der nächsten Verwandtschaft des ersten Königs gewählt wird, lebt ruhig in seinem Palaste und kümmert sich gar nicht um die Regierungsangelegenheiten. Wenn kurzweg vom Könige die Rede ist, so ist damit stets der erste König gemeint. Diesem gegenüber sind alle Unterthanen Leibeigene oder Sklaven. Doch be-





Flüssen und Canälen durchschnittenen Land von üppiger Fruchtbarkeit dar, welches Zucker, Reis, Indigo, Mais, Baumwolle, Pfeffer u. s. w. hervorbringt.

Kambodscha, der südlichste im Gebiete des Mekhong gelegene Theil Siam's, bildet ein eigenes Königreich mit gleichfalls zwei Königen, welches bis vor Kurzem zu Siam in einem Vasallenverhältnisse stand. Seitdem die Franzosen aber die Mekhong-Mündungen in Besitz genommen, ward der König von Kambodscha ein Vasall Frankreichs. Sein Land bildet eine weite, überaus fruchtbare Ebene, in deren O. der große See Tuli Sap liegt, das „Meer des süßen Wassers“, wie ihn die Kambodschaner, oder Bien-ho, wie ihn die Annamiten, oder endlich Sri Rama, wie ihn die Siamesen nennen; er besitzt einen Durchmesser von 192 und einen Umfang von 640 Km., gleicht auf der Karte einer Violine und steht durch den Mesap-Fluß in Verbindung mit dem Mekhong. Hauptstadt Kambodscha's ist Udong am Semum, eine Bambustadt von etwa 12,000 Köpfen, der einzige Hafenplatz Komput oder Kampot, im SW. von Udong; er zählt kaum 300 Häuser und handelt hauptsächlich mit Reis, Gummigutti, das in der Umgebung gewonnen wird, etwas Elfenbein, sodann getrockneten Fischen und Hölzern.

Die französische Colonie Nieder-Cochinchina (Basse Cochinchine), sechs dem Reiche Annam abgenommene Provinzen umfassend und in 17 Districte eingetheilt, bildet gegenwärtig einen homogenen Complex, der durch die französische Marine militärisch regiert und verwaltet wird. Zur Hauptstadt erhoben die Franzosen Saigon, annamitisch Gia-dinh genannt, sehr malerisch und vortheilhaft an dem breiten Dong-Nai gelegen und etwa 50,000 Einwohner zählend; obwohl in ziemlicher Entfernung vom Meere, besitzt es gleichwohl einen zum Freihafen erklärten Handelshafen ersten Ranges, den chinesische, portugiesische und andere Schiffe besuchen. Die etwaigen Nachtheile der geographischen Lage Saigons werden vollkommen ausgeglichen durch den Besitz der nahen und wichtigen Insel Pulo Condor, die sich trefflich eignet, um daraus ein Hinterlager für die Erzeugnisse der benachbarten Länder zu machen. Nach den officiellen Angaben beträgt die Einwohnerzahl der französischen Colonie 1,267,566 Köpfe, wovon 1,100,000 Annamiten sind.

Der tropischen Lage des sumprigen, tiefliegenden Landes entsprechend ist das Klima außerordentlich heiß, aber dabei herrscht das ganze Jahr hindurch bei Tag und Nacht eine ungemein starke Feuchtigkeit. Diese ist Ursache der großen Fruchtbarkeit, aber auch die Quelle vieler Krankheiten: Dysenterie und typhösen Fieber. Man darf sich den Sonnenstrahlen nicht aussetzen, weil der Sonnenstich meist verhängnißvoll wird; die Cholera ist einheimisch, richtet aber keine bedeutenden Verheerungen an.

Kambodscha und Nieder-Cochinchina bildeten in früheren Zeiten Theile des Kaiserthums Annam, welches heute den O. der Goldenen Halbinsel zwischen Mekhong und Meer einnimmt. Seinem dermaligen Umfange nach zerfällt das Reich, dessen Inneres übrigens noch durchaus unerforscht und nur durch die spärlichen Nachrichten kühner katholischer Missionäre bekannt ist, in drei Theile: 1) Tonkin oder Dang-gnoi, die äußere Gegend, mit Bezugnahme auf 2) das eigentliche Cochinchina, welches Dang-long, die innere Gegend, heißt; 3) Tsiampa oder Champa im S. Dazu kommt noch das Gebiet der Moi und der Annam unterworfenen Laos-Stämme. Die Gesamteinwohnerzahl des Reiches wird auf 9 Millionen geschätzt.

Das eigentliche Annam oder Dang-trong, ein 16–32 Km. breiter Streifen Landes, erstreckt sich von etwa 12° n. Br., wo er an Tsiampa grenzt, bis zu der S.-Grenze Tonkins, ist im W. von nackten, nur mit spärlicher Vegetation bedeckten Bergen eingeschlossen und 15 Km. weit landeinwärts eine völlige Wüste. Hat der Reisende diese Gegend durchzogen, so kommt er an hohe Berge, die noch fast gar nicht durchforscht sind. Die Hauptstadt Hue, am Meere gelegen, soll 50–100,000 Einwohner haben und ist durch französische Ingenieure mittelst ausgezeichneten Außen- und Innenwerke stark befestigt; auch besitzt sie treffliche Magazine und Arsenalen. Die Stadtmauern sind 20 M. hoch, der Festungsgraben 30 M. breit. Wegen all dieser Werke galt Hue für den bedeutendsten Waffenplatz Asiens. Kriegsschiffe werden alle Jahre gebaut, theils nach europäischen Mustern, theils sind sie eine Mischung der europäischen und asiatischen Formen. Der König bewohnt einen weiten und festen Palast.

Das Moigebiet erstreckt sich zwischen Kambodscha und Annam von 10° 40' bis 16° n. Br. Die Annamiten bezeichnen mit dem Worte Moi alle die zahlreichen Bergstämme von verschiedenen Dialecten und Sitten, welche den Siamesen als Mhas gelten. Das Gebiet jener Laos, welche dem Kaiser von Annam unterworfen sind, liegt nördlich von Kambodscha und dem Mekhong. Die Breite des Landes ist 32 bis 40 Km.; im S. und W. sind viele Städte, aber der O. ist öde. Zwei Bergketten durchziehen im N. die Ebene und die Flüsse sind nur Bergwasser. Alle Berichte schildern das Land als in sehr blühendem Zustande, von einem wohlhabenden, unter patriarchalischen Häuptlingen lebenden Volke bewohnt; sie bauen den Boden, auch haben sie einige Seiden- und Goldmanufakturen. (Güßlaff im „Journal of the R. geograph. Soc.“ 1849.)

Tonkin ist im N. bedeutend bergig und trägt denselben allgemeinen Charakter wie die benachbarten chinesischen Provinzen. Der O. ist nahezu flach und geht gegen das Meer zu in eine Alluvialebene aus. Die meisten Flüsse Tonkins strömen in südöstlicher Richtung. Der größte ist der Hong-liang oder Rothe Fluß, auch Song-koi oder Song-ka genannt, welcher durch die Vereinigung zweier Gewässer gebildet wird. Der Sand dieser Gewässer enthält viele Goldtheilchen, und Tausende von Menschen sind beschäftigt, sie zu sammeln. Der Fluß strömt dann südöstlich und läßt die Hauptstadt Tonkins, Ke-scho oder Ha-noi (100,000 Einw.) rechts liegen, macht zu Hien eine plötzliche Wendung, strömt nordwärts und bildet ein Delta, auf welchem Domea, früher der Hafen für fremde Schiffe, gelegen ist. An der S.-Grenze gegen Annam zu erstreckt sich von dem Gebirge bis an's Meer eine Grenzmauer, die aber jetzt, da beide Länder unter Einem Herrscher stehen, unnütz ist. Nächst Korea hat Tonkin sein Ausschliefungssystem gegen Fremde am entschiedensten behauptet, und auch die annamitische Regierung wünschte Tonkin in Vergessenheit zu begraben und es vor der spürbaren Neugier der Europäer zu schützen.

Die verschiedenen Völker Annams bieten in physischer wie in moralischer Hinsicht große Verschiedenheiten dar. So sind die Gebirgsbewohner weißer,

höheren Wuchses und einfacheren Charakters als die übrigen Annamiten. Mehrere unter ihnen sind Nomaden. Die Bewohner der Ebenen, viel ansehnlicher, gesitteter, in den Künsten vorgeschrittener, in den Wissenschaften bewanderter und arbeitsamer als die Stämme der Gebirge, sind dagegen auch lügnerischer, verschlagener und verdorbener als diese.

Stammverwandte mit den S.-Chinesen, mit den sogenannten Punt-Stämmen, haben Zeit und Umstände gleichwohl Sprache und Sitten der Annamiten theilweise modificirt. Ihre Bildung und Civilisation ist jedoch chinesisch geblieben, wie der Charakter der Annamiten überhaupt wenig Originalität und Selbständigkeit bekundet. Auch ihre Religionen sind ihnen zum Theile aus China gekommen, so die Lehre des Con-fu-tse, der Ahnencult, und die Verehrung der Schutzgeister. Die herrschende Religion ist jedoch der Buddhismus. Die Annamiten sind ein leichtsinniges, nachgiebiges, tapferes und lebhaftes Volk, von dem die Franzosen behaupten, daß es unter allen Asiaten, was gewisse Eigenschaften betrifft, ihnen am ehesten gleichkomme. Andere Schilderungen klingen indeß weniger schmeichelhaft. Nach H. Vinetean („Bulletin de la Société de géographie de Paris“, 1864) ist der Annamit schwach und dabei feig und grausam; er stiehlt gern und ist dem Seeraube ergeben. Die Annamiten besitzen umfassenden Handelsinn und handeln mit Allem. Messen und Märkte haben sie in Menge, allein ihre Handelsverbindungen beschränken sich auf das Innere; den Ausfuhrhandel hat als Monopol sich der König vorbehalten. Es ist dem Volke verboten, das Reich zu verlassen, um im Auslande Handel zu treiben, und unter allen benachbarten Völkern haben bloß die Chinesen — und seit jüngster Zeit an gewissen Plätzen die Franzosen — das Recht, des Tauschhandels halber in's Land zu kommen. Neben manchen Eigenschaften zeichnen sich die Annamiten noch durch eine musterhafte Mäßigkeit aus. Ihr Hauptnahrungsmittel ist, wie allerwärts in Hinterindien, der Reis, der statt des Brodes dient. Ueber Thee oder andere aromatische Blätter abgeglichenes warmes Wasser bildet ihr Getränk. Dagegen leben die Annamiten gern von Nahrungsmitteln, vor denen die Europäer Abscheu fühlen — Insecten, Heuschrecken, Grillen, gewisse Erdwürmer, Krebse, Schlangen, Ratten, Hunde, Katzen, Tiger, wenn sie diese erlegen können, und das Fleisch verendeter Thiere sind ebenso viele Gerichte, welche ihnen trefflich munden. Und dennoch sind diese Leute, trotz der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens, trotz ihrer Geschicklichkeit, sich mit nur Wenigem zu begnügen, oft von grausamen Hungersnöthen heimgesucht.

Die Regierung Annams ist unumschränkt in dem Sinne, daß die ganze Gewalt in der Person des Königs oder Kaisers vereinigt ist und von ihm ausgeht, in der Theorie ist sie aber keine Willkürregierung, da die Ausübung der Gewalt durch Gesetze geregelt ist. Der Fürst hat seinen geheimen Rath; er befehlt ferner ein Ministerium der peinlichen Rechtspflege, ein Kriegsministerium, ein Ministerium für religiöse und doctrinelle Fragen (also ein Cultusministerium), ein Ministerium der öffentlichen Arbeiten und ein Ministerium der inneren Angelegenheiten und der auswärtigen Beziehungen. Durch den 1874 abgeschlossenen Vertrag ist Annam, wie schon bemerkt, thatsächlich ein Vasallenstaat Frankreichs geworden.

Es erübrigt nunmehr noch einen Blick auf die Halbinsel Malakka, den Hauptstiz des Malayen-Volkes, zu werfen. Sie erstreckt sich von 13° 45' bis 1° 35' n. Br., und zwar bis 8° 50' n. Br. gegen S., von da ab gegen SO. Die Scheidung zwischen den beiden Richtungen ist durch die Landenge









Die angrenzenden Inseln von Australien trennt. Da geringere eine erst lärglich gestörte Länderverbindung vermuthen ziemlich zuversichtlich mit Peschel aussprechen, daß Borneo mit Malakka, Malakka mit Banta und was wir als ostindischen Archipel bezeichnen und gehört also eigentlich nur zur Hälfte diesem des Archipels ist australisch, nicht bloß der Fauna und Flora nach. Ja, Inselcomplexes gehört zwei scharf an Papúa an, so daß die oft vollen Genauigkeit entbehrt. heidet, liegt etwas östlich trennt. (Alfred Russel orang-utan and studies of man and Bequemen wir uns dem, alle Inseln des Archipels bis man darin mehrere bestimmte Gruppen eine der gewaltigsten und thätigsten Völkern in großem Bogen schwingt. Diese Gruppen Philippinen, woran sich südöstlich die Molukken, B. die kleinen und dann die großen Sundainseln, wovon man die vier großen Eilande Sumátra, Java (Dscháwa), Borneo und Celébes versteht. Alle diese Gruppen, wovon geographisch bloß die großen Sundainseln, Celébes ausgenommen, und die Philippinen asiatisch sind, werden durch Meeresarme geschieden, deren jeder einzelne besondere Benennungen trägt; weitaus die Mehrzahl der Eilande steht unter der Botmäßigkeit der Holländer, welche hier ein mit Britisch-Ostindien an Gedeihen wetteiferndes, ausgedehntes Colonialreich mit dem Hauptsitze auf Java besitzen. Neben ihnen treffen wir auf der australischen Insel Timor die Portugiesen, und auf den Philippinen herrschen fast ausschließlich die Spanier; einzelne Inseltheile sind noch unabhängig und stehen unter einheimischen Sultanen.

Von den beiden im Archipel lebenden Menschenracen ist die malayische entschieden die höher stehende, zahlreichere, wichtigere. Die Malayen verbreiteten ihre Sprache, ihre Hausthiere und manche ihrer Sitten und Gebräuche weit und breit über den pacifischen Ocean, auch nach solchen Inseln, wo sie an den physischen oder moralischen Merkmalen der Bewohner keinerlei Art von Umwandlung hervor gebracht haben. Diese Verbreitung der malayischen Völker ist in der That eine

man ferner noch die Mahet Utan, Jafun, Sakkhe, Galas, Belandab und Besifil. Die beiden ersteren, Bai und Semang, wohnen vorzugsweise in den Wäldern des N., die übrigen, die man unter die gemeinsame Bezeichnung Orang-Benua zusammenfassen kann, im S. An der Meeresküste treiben sich die Orang-Laut umher. Ethnologisch lassen sich diese Waldmenschen von den Malaien nicht sondern; sie gehören zum selben Stamme und stellen nur eine in der Cultur zurückgebliebene Abzweigung der Malaien dar.

Zweifelsohne der bedeutendste Platz nicht bloß Malakka's sondern ganz Hinterindiens ist das am äußersten S.-Ende der Halbinsel gelegene kleine Eiland Singapur mit der gleichnamigen Stadt, einer Schöpfung der Briten. Auf mittelmäßigem Boden und in gesundem Klima, obwohl nur 130 Km. vom Aequator entfernt, ist Singapur, die „Löwenstadt“, im Laufe von noch nicht sechzig Jahren aus dem Nichts zu einer Stadt von über 100,000 Köpfen angewachsen. Wenige Orte der alten und neuen Welt bieten ein solches Beispiel raschen Aufblühens wie Singapur. Bei der Besignahme war die Insel nur spärlich bewohnt und fast gar nicht bebaut. Jetzt ist das Innere theilweise urbar gemacht und man findet eine Anzahl Pfeffer- und Gambir- (*Nauclea Gambir*) Plantagen von Chinesen unterhalten. Außerdem wird Perlsago hergestellt, etwas Gewürze, Zucker und Reis angebaut, während die Cocospalme nur kümmerlich fortkommt. Der Ertrag der Bodencultur ist im Ganzen unbedeutend und das Innere der Insel mit Ausnahme einiger Chinesendörfer nur dünn bevölkert. Selbst diese geringe Bevölkerung ist in Betreff der Lebensmittel völlig abhängig von den Nachbarinseln. Die Gunst der geographischen Lage allein ist es, welcher Singapur, am Handelswege zwischen Indien und China gelegen, seinen Aufschwung verdankt, mehr jedenfalls als der liberalen Politik der Engländer, welche nicht ohne Gefahren für die junge Colonie war. Letztere allein hat es ermöglicht, daß Singapur zwar den Engländern gehört, faktisch aber von den Chinesen für sich genommen worden ist. Selbst in der Stadt rechnet man die chinesische Bevölkerung auf mindestens 60,000 Köpfe; der Rest besteht aus Malaien und nur 6000 Europäern. Singapur trägt daher hervorsteckend das Gepräge seiner chinesischen Einwohnerschaft.

## §. 16. Der ostindische Archipel.

Die reichste Gruppe der fünf Zusammenschaarungen größerer Inseln deren Erhebung weder auf vulcanische Kräfte, noch auf die Thätigkeit von Korallen sich zurückführen läßt, ist der ostindische Archipel zwischen S.-Asien und Australien, die Bruchstücke eines einstigen ausgedehnten Festlandes. Noch in tertiärer Zeit bestand zwischen Asien und Australien terrestrische Verbindung, war die Zerbröckelung der nunmehr dazwischen geschobenen Inselwelt noch nicht so weit gediehen, und als selbst die völlige Loslösung Australiens vollzogen war, mochte ein noch heute deutlich wahrnehmbarer Zusammenhang zwischen den einzelnen Ländermassen lange hindurch bestanden haben. Eine tiefe Meeresfurche zieht nämlich als Grenzscheide beider Welttheile zwischen den Inseln Bali und Lombok, sowie zwischen Borneo und Celebes hin, während eine nur seichte See, keine 50 Faden tief, das kampferreiche Sumátra, Java und Borneo von Asien, und eine eben solche



Neuguinea und die angrenzenden Inseln von Australien trennt. Da geringere Meerestiefen immer eine erst länglich gestörte Länderverbindung vermuthen lassen, so dürfen wir ziemlich zuversichtlich mit Beschel aussprechen, daß Java ehemals mit Borneo, Borneo mit Malakka, Malakka mit Banta und Sumátra zusammenhing. Was wir als ostindischen Archipel bezeichnen und zu Asien zu zählen gewohnt sind, gehört also eigentlich nur zur Hälfte diesem Welttheile an; die östliche Halbe des Archipels ist australisch, nicht bloß der Entstehungsgeschichte, sondern auch der Fauna und Flora nach. Ja, sogar die Bevölkerung jenes ausgedehnten Inselcomplexes gehört zwei scharf geschiedenen Racen, den Malaien und den Papúa an, so daß die ubliche Bezeichnung „malayischer Archipel“ der vollen Genauigkeit entbehrt. Eine Linie, die beide Racentypen von einander scheidet, liegt etwas östlich von jener, welche die beiden zoologischen Regionen trennt. (Alfred Russel Wallace. *The Malay Archipelago: the land of the orang-utan and the bird of paradise. A narrative of travel with studies of man and nature.* London 1869. 8°. II. Bd. S. 278.) Bequemen wir uns dem bisherigen Gebrauche an, welcher willkürlich alle Inseln des Archipels bis Neuguinea zu Asien rechnet, so kann man darin mehrere bestimmte Gruppen erkennen, durch welche sich eine der gewaltigsten und thätigsten Vulcanreihen unseres Planeten in großem Bogen schwingt. Diese Gruppen sind im N. die Philippinen, woran sich südöstlich die Molukken, weiterhin nach W. die Kleinen und dann die großen Sundainseln reihen, unter welch' letzteren man die vier großen Eilande Sumátra, Java (spr. Djáwa), Borneo und Celébes versteht. Alle diese Gruppen, wovon geographisch bloß die großen Sundainseln, Celébes ausgenommen, und die Philippinen asiatisch sind, werden durch Meeresarme geschieden, deren jeder einzelne besondere Benennungen trägt; weitaus die Mehrzahl der Eilande steht unter der Botmäßigkeit der Holländer, welche hier ein mit Britisch-Ostindien an Gedeihen wetteiferndes, ausgedehntes Colonialreich mit dem Hauptsitze auf Java besitzen. Neben ihnen treffen wir auf der australischen Insel Timor die Portugiesen, und auf den Philippinen herrschen fast ausschließlich die Spanier; einzelne Inseltheile sind noch unabhängig und stehen unter einheimischen Sultanen.

Von den beiden im Archipel lebenden Menschenracen ist die malayische entschieden die höher stehende, zahlreichere, wichtigere. Die Malaien verbreiteten ihre Sprache, ihre Hausthiere und manche ihrer Sitten und Gebräuche weit und breit über den pacifischen Ocean, auch nach solchen Inseln, wo sie an den physischen oder moralischen Merkmalen der Bewohner keinerlei Art von Umwandlung hervor gebracht haben. Diese Verbreitung der malayischen Völker ist in der That eine









wobei sie zuletzt sich selbst mit ihrer persönlichen Freiheit auf's Spiel setzen. In-  
deß sind sie sehr mäßig. Für ihre Genügsamkeit charakteristisch ist die Bitte des  
Arbeiters um ein Geschenk: „ketjel presentie, tuwan, poer makan,“ — ein kleines  
Geschenk, Herr, für Essen! Eßbuden sind auch ihre Haupterholungsplätze; sie  
bekommen dort trockenen Reis, spanischen Pfeffer, kleine Stücke Fleisch, gekochte  
Vegetabilien und süße Leckereien, wozu eine Tasse heißes Wasser gereicht wird.  
Dem Namen nach sind die Malaien Muhammedaner, haben jedoch nichts von dem  
Fanatismus jener Religion; besonders der Javane meint dem Islam durch Be-  
schneidung, Beobachtung der Waschungen und des Ramadan-Festes zu genügen,  
hat aber noch immer viele der früheren Hindu-Vorstellungen beibehalten. Einige  
sind Christen, das heißt, sie besuchen den Gottesdienst der holländischen Kirche,  
rasiren ihre Köpfe nicht und feilen ihre Zähne nicht. Die lingua franca des ge-  
samten ostindischen Archipels ist das Nieder-Malayische. (Kost. Die malayische  
Sprache, im: Globus XIII. Bd. S. 114.) Es enthält keine rauhen und harten  
Stehlaute oder andere Consonanten, die schwer auszusprechen sind, ist weich und  
wohlklingend, und gleicht in seinen flüssigen Lauten etwas dem Italienischen;  
jeder Europäer in Niederländisch-Indien spricht Malayisch, welches sich schnell und  
ganz leicht erlernen läßt. Einen ansehnlichen Bruchtheil der Bevölkerung in Nieder-  
ländisch-Indien bilden die Chinesen, welche dort mit den gleichen schlimmen und  
guten Eigenschaften auftreten, wie überall in der Welt, wo sich die bezopften,  
fleißigen Söhne des Himmlischen Reiches niedergelassen haben.

Fast in gerader Linie von N. nach S. ziehen sich die Philippinischen  
Inseln von Formosa an hinunter bis nach Borneo und den Molukken,  
eine Kette vulcanischer Gebilde von 1500 Km. Länge und 300,000 □ Km.  
Flächenraum, welchen auf zwölf größeren und vielen kleineren Inseln etwa  
6 Millionen Menschen bewohnen, meistens vom westmalayischen Stamme und  
Tagalas oder Bisayas genannt, zum Theile den Spaniern unterworfen  
und katholisch, zum anderen Theile unabhängig und dem Islam ergeben.  
Im Inneren einzelner Inseln wohnen unabhängige, rohe Papua-Stämme.

Von fast viereckiger Form, von N. nach S. streichenden östlichen und west-  
lichen Küsten zieht sich Luzon, die größte der Philippinen (110,000 □ Km.) vom  
19. bis zum 14. Breitengrade herunter und biegt dann plötzlich in fast ganz öst-  
licher Richtung um. Durch Meeresarme und Buchten in zahlreiche schmale Halb-  
inseln und Landzungen zerpalten scheint dieser südlichere Theil von Luzon aus  
von einer Menge kleinerer Inseln zusammengesetzt zu sein und lehnt sich so in natür-  
lichster Weise an die zahlreichen Inseln an, welche man gewöhnlich unter dem  
Namen der Islas Bisayas oder der Islas de los pintados (der Tättö-  
wirthen) begreift. Unter diesen fallen die beiden südlichsten leicht in die Augen:  
die langgestreckte Palawan oder Paragua der Spanier, welche von Borneo's  
N.-Spitze nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt eine enge Beziehung zwi-  
schen diesen und den Philippinen anzudeuten scheint, und dann am meisten gegen  
O. vortretend Mindanao oder Magindanao, die größte der Philippinen  
nach Luzon (88,000 □ Km.). So schließt dieser Archipel den nördlichen Theil  
des Stillen Oceans mit seinen östlichen Strömungen von der durch ihre Wirbel-  
stürme berühmten chinesischen See ab und gestattet eine Verbindung beider  
Meere unmittelbar nur durch den nördlichen ziemlich breiten Canal zwischen Luzon  
und Formosa, mittelbar durch die Straßen von S. Bernardino, Surigao und  
Celebes. Gänzlich innerhalb des Tropengürtels und in einem Grenzgebiete zwi-  
schen den Monsuns und dem NO.-Passat des Stillen Meeres gelegen, mit unend-  
lich reicher Küstenentfaltung, wie sie nur wenigen begünstigten Ländern der Welt  
eigen ist; mit langgestreckten Bergketten von 1000—1300 M. mittlerer Kammhöhe  
und bis zu über 2750 M. ansteigenden Berggipfeln und einzelnen Feuerbergen;  
mit einer durchschnittlichen mittleren Jahrestemperatur von 21° N., mittleren Ex-  
tremen von 19—23° N. und einem mehr als 70% betragenden mittleren Feuchtig-

leitsgrade der Atmosphäre; von zahlreichen Flüssen und Bächen durchfurcht und mit großen Landsee'n in den ausgedehnten Ebenen oder tief versteckt zwischen den Bergen — so besitzen die Philippinen alle Momente zur üppigsten Entfaltung tropischer Vegetation und Scenerien. Und in der That reihen sich diese Inseln in solcher Beziehung durchaus würdig den gefeiertsten Gegenden tropischer Länder, wie Brasilien, Java und Ceylon, an. Vom dunklen Grün der tropischen Laubwälder stehen die Fichtenwaldungen der hohen Berggipfel in ihrem düsteren eiförmigen Ton ab — hier vermählt sich der Tannenbaum mit der Palme — und in den Thälern, den Flüssen entlang, zieht sich ein schwarzer Streif, der Bald der Casuarinen hin. Halb unter den Cocospalmenhainen versteckt liegen die Städte und Dörfer zwischen dem heiteren lichten Grün der Reisfelder und der Zuckerpflanzen, und alle die Bäume des Waldes und die Sträucher der Gärten schmücken sich mit blendend gefärbten Blumen und Früchten. Die Schönen des Landes scheinen diesen die Kunst abgelauſcht zu haben, sich in den grellsten, blendendsten Farben zu kleiden, ohne unseren Augen wehe zu thun, und es steht der Reichthum der Farben, mit denen sich die Pflanzen und Thiere, wie auch die Menschen schmücken, in vollster Harmonie zu der Fülle des Lichtes, welche eine tropische Sonne selbst durch Wolken hindurch ihrer geliebten Erde zusendet. Aber unter diesen Blumen ruht auch hier die Schlange, bereit zum Sprunge und zum giftigen Bisse, und hier so wenig wie anderswo ist dem Menschen ungestörter friedlicher Genuß gewährt. Schreckliche Krankheiten, Pocken und die asiatische Cholera, decimiren die bevölkerten Städte und



Eingeborner der Philippinen.

Dörfer; Wanderheuschrecken, welche wolkengleich den Himmel verfinstern, verheeren die Saat und es folgt ihnen Theuerung und Hungersnoth nach; beim Wechsel der Monsune überschwemen die angeschwollenen Gießbäche das Land, und wenn der Tagale sich in seinen Holzhütten oder Steinhäusern von der verheerenden Fluth auch glücklich gerettet wähnt, so sieht er sich unter den Trümmern seines Hauses durch ein Erdbeben begraben oder in der Gluth der Aschenregen eines neu ausbrechenden Vulcanes erstickt. (Dr. C. Semper. Die Philippinen und ihre Bewohner. Würzburg 1869. 8°. S. 3—5.)

Außer den Tagalas gibt es auf den Philippinen auch Negritos, womit die Spanier die schwarzen Eingebornen, die Aetas oder Itas, bezeichnen, die auf den fünf Inseln Luzon, Negros, Panay, Mindero und Mindanao in der Zahl von etwa 25,000 Köpfen vorkommen und als sicher zur Papua-Race gehörig zu betrachten sind. Dieselbe Menschenvarietät scheint im Inneren von Sumatra, Borneo, Celebes und Dschilolo (Halmaherra) vorzukommen. Daneben finden wir auf Luzon, im W. der nordöstlichen Gebirge, den Mischstamm der Itayas; ein Theil derselben, die Catalanganes, ist einer Mischung der Tagalas mit Chinesen entsprossen, während der andere Theil aus einer Mischung der Tagalas mit Negritos hervorgegangen zu sein scheint. Auf der W.-Seite von Luzon wohnen die Igorrotes, wohl ein Mischstamm aus tagalischem und chinesisch-japanischem Blute, in den östlichen Gebirgen die Mlungut oder Mlongotes, wilde Tagalastämme unbekannten Ursprungs. Die Manobos auf der O.-Seite von Mindanao sind aus einer Vermischung der Tagalas mit Chinesen hervorgegangen. — Die wichtigste und einzig behaltenswerthe Stadt der Philippinen ist das volkreiche, handelsstehige Manila auf Luzon (160,000 Einw.); Sitz des spanischen Generalcapitäns, eines Erzbischofes, vieler Fabriken und Manufacturen, darunter große Cigarrenfabriken.

Zwischen den südlichen Philippinen und N.O.-Borneo erstreckt sich die Kette des Sulu-Archipels; es sind dies über 150 kleine, gebirgige, doch fruchtbare Eilande mit etwa 200,000 malayischen Bewohnern, welche unter einem unabhängigen Sultan stehen und mit Vorliebe der Seeräuberei obliegen. Ein Stück der N.-Küste Borneo's gehört zu den Staaten des Sultans, welcher auf der größten dieser Inseln, Sulu genannt, residirt.

Südlich von den Philippinen breitet sich über die sämtlichen übrigen Inselgruppen des ostindischen Archipels das große Colonialreich der Holländer aus mit dem Mittelpunkt in Batavia auf Java, ein Reich das an Umfang Deutschland um mehr als das Dreifache übertrifft, mit 22 Millionen Einwohnern, überaus ergiebig an edlen Metallen und Pflanzen, an Gold, Diamanten und Perlen, an Kohlen und Salz, an Pfeffer und Zimmt, an Kaffee und Thee, an Reis, Tabak, Indigo, Kampher und Gewürzen. So ist das hinterindische Reich Hollands zu einem mächtigen Concurrenten des englischen in Ostindien herangewachsen, sein Verkehr mit dem Mutterlande beträgt wenigstens die Hälfte des Handels zwischen Ostindien und England, und das Capital, das dabei umgetrieben wird, dürfte mit 500 Millionen Mark nicht zu hoch angeschlagen sein.

Auf zwei Pfeilern ruht die Macht des weit entfernten Mutterlandes über dieses ausgedehnte Reich: auf dem Heere und auf der Politik den Einheimischen gegenüber. Jenes zählt ungefähr 30,000 Mann, deren Oberleitung dem aus 6 Mitgliedern bestehenden „Rath von Indien“ übergeben ist und von denen  $\frac{2}{3}$  auf Java, dem Kernlande des Ganzen, sich befinden. Der Nationalität nach besteht es aus Holländern und Eingeborenen, d. h. Malayen, europäisch erercirt und unter europäischen Offizieren; also ganz wie die englische Armee in Ostindien auch gebildet wird aus Engländern und Seapoy's. Durchschnittlich kommen auf 3 Europäer 5 Malayen, ein an sich nicht ungefährliches Verhältniß, das aber durch die Wirkungen der Disciplin viel von seiner Bedenklichkeit verliert. Die Flotte besteht aus etwa 30 Schiffen. Dieses Heer hat allmählig allen Widerstand niedergeschlagen, so weit es erforderlich war, so daß namentlich auf Java die Holländer unbedingt herrschen und auch die paar dem Namen nach „unabhängigen“ Sultane ihren Winken folgsam sind. War aber der Widerstand gebrochen, dann ließen die Sieger mit Berechnung die alten Fürsten auf ihren Thronen, wo sie nicht mehr schädlich sein konnten, und machten sie zu ihren Werkzeugen, in der ganz richtigen Anschauung, daß die Malayen Befehle ihrer „Angestammten“ viel williger vollziehen würden, als ein Geheiß der Fremden; Batavia ist der Mittelpunkt, von dem aus alle die Fäden in Bewegung gesetzt werden können, an denen diese Marionetten tanzen. Dadurch ward es möglich, die Colonien in einer Weise auszubeuten, wie sie rationeller kaum gedacht werden kann. Die holländische Regierung ist erster, fast einziger Kaufmann der Colonien; sie hat das Monopol von Kaffee, Reis, Indigo, und will ein Javane z. B. Kaffee auf eigene Rechnung bauen, so darf er sich seine Kunden nicht selbst auswählen, sondern muß seine Waare an die Regierung verkaufen, die den Preis, natürlich einen niedrigen, festsetzt. So hat sie ungeheuren Gewinn, da z. B. Java allein jährlich 62 Mill. Rg. Kaffee hervorbringt und die gesammte Einfuhr nur den dritten Theil der Ausfuhr beträgt. Die Regierung ihrerseits überläßt die Arbeit in den Plantagen zwar nicht mehr Sklaven, da die Sklaverei schon vor mehr als einem Jahrzehnt abgeschafft ist; wohl aber werden die Eingeborenen zu Frohndiensten gezwungen, neben







der thätigsten der Merapi. Zahlreiche heiße Quellen entspringen am Fuße dieser Berge, und Schlammvulcane befinden sich in der Ebene. Mofetten kennt man an sechs Stellen, von den Eingebornen „Gua-lpas“ oder Gifthöhlen genannt; berüchtigt ist außerdem das Todtenthal, Palaraman. Zwischen den Bergen, von welchen kurze aber zahlreiche Ströme zur Küste niederbrausen, liegen kleine schöne See'n, theils saure theils süße, und einige Sumpfssee'n. Die Fruchtbarkeit Java's ist geradezu beispiellos, die Vegetation von einer Leppigkeit, wie sie auf der östlichen Erdhalbe kaum wieder gefunden wird. In der heißen Region (bis 600 M.), welche den größten Theil der Oberfläche einnimmt, wird Reis, das Hauptproduct der Insel, gebaut; daran reiht sich in der gemäßigten Zone (600—1500 M.) die Cultur des zweitwichtigsten Landesproductes, des Kaffee's, während in der kühlen Region (1500—2500 M.) Tabaksbau getrieben und die peruanische Fiebertinde mit Glück acclimatist wird. Die bedeutendsten Städte der Insel liegen insgesammt an der N.-Küste. Unter diesen steht obenan die Hauptstadt von Niederländisch Indien und Sitz der Regierung, Batavia (70,000 Einw.), mit reichem Hafen und ungesundem Klima, in einiger Entfernung landeinwärts jedoch umgeben von den zierlichen und eleganten Niederlassungen der Europäer in Weltevreden (d. i. Wohlfrieden) und Buitenzorg (d. i. Ohnesorg); ferner Tscheribon, Samarang (50,000 Einw.) und das blühende Surabaja (90,000 Einw.) mit dem besten Hafen Java's.

Europäer sind in Niederländisch-Indien nur sehr wenige vorhanden. Der Censüs vom 31. Dezember 1871 wies deren für ganz Java! bloß 28,003 aus, während die Gesamtbevölkerung der Insel am gleichen Tage 16,891,068 Köpfe betrug. Gegenwärtig dürfte man dieselbe mit 18—19 Millionen nicht zu hoch schätzen. Java ist also dichter bewohnt als die bewohntesten Striche Britisch-Ostindiens und ebenso dicht wie die besten Striche Deutschlands. Von der angegebenen Censüs-Ziffer entfielen 16,661,378 auf Javanen, der Rest auf Chinesen, Araber und andere Orientalen, dann die wenigen Diplap, mit welchem Spitznamen man die Kinder von Europäern und malayischen Frauen bezeichnet. Was nun die malayischen Einwohner Java's betrifft, so wird die Insel eigentlich von zwei Völkern bewohnt, den Sundanesen und den Javanen, von welchen die ersteren, wenig zahlreichen den W. der Insel inne haben. Fast alle Javanen sind mit Landbau beschäftigt, außer wenigen Fischern und Handwerkern. Obwohl auch er träge, nur zugreift, wo es sein muß oder wo er durch einen kühnen Griff sich verschaffen kann, was sonst zu erlangen Anstrengung kosten würde, so hat doch, nächst den Chinesen und Japanern, der Eingeborene Java's unter den Völkern Asiens die meisten Fortschritte im Ackerbau gemacht. Im übrigen darf man sagen, daß die Javanen auf einer niedrigen Stufe stehen geblieben sind, denn was sich von Civilisation bei ihnen vorfindet, ist durch Fremde von außen hingebraht worden; in den mechanischen Künsten sind sie zurück, und nur in der Metallverarbeitung übertreffen sie die andern Stämme des Archipels. Die Verbreitung des Christenthums unter den Javanen wird von der holländischen Regierung keineswegs begünstigt, weil sie mit Recht von der Aufhebung des islamitischen Spirituosenverbotes eine Zunahme von Trunksucht und damit das Schwinden mancher Volkstugenden besorgt. Nicht ganz Java befindet sich im unmittelbaren Besitze der Holländer, sondern es gibt, wie in Britisch-Ostindien, noch einheimische Staaten, — darunter jene der











löstliche Harze und Balsame in den Handel. Inmitten einer solchen Productionskraft des Pflanzenlebens und solch' undurchdringlicher Urwälder zeigt natürlich auch das Thierleben eine ungemein reiche Entfaltung von Individuen und Arten aller Classen in überwältigender Fülle. Die Thierwelt stimmt in der Hauptsache mit derjenigen des übrigen Sunda-Archipels überein; doch kommen auf der nord-östlichen Halbinsel auch noch wilde Elephanten vor, dazu Tiger, Panther, Büffel, Wildschweine, zahlreiche Rehe und Hirsche, eine Menge kleiner Nagethiere aus der Familie der Fledermäuse, Eichhörnchen, Ottern, Ratten u. s. w. Als Charakterthiere, welche Borneo sozusagen spezifisch eigenthümlich sind, kennt man bis jetzt den Orang-Utan, den Nasenaffen, die Bartotter (*Potamophilus barbatus*), mehrere

eigenthümliche Stachelschweine, den Katzenleopard, eine besondere Art Krokodil und einige prachtvoll gefiederte Vogelarten. Die Gewässer der Insel und diejenigen der Küste wimmeln von löstlichen Fischen, und der Fang derselben bildet eine der wesentlichsten Beschäftigungen der Dayaks. Diese Dayaks, ein schöner, kräftiger Menschenstamm von brauner Hautfarbe, sind eine ansehnliche, begabte Race, voll Unternehmungsgestalt und Ausdauer, in ihrer Entwicklung jedoch gehemmt durch die malayischen Eroberer, die nach und nach den ganzen Küstenstrich besetzt, die Eingeborenen nach dem Innern zurückgedrängt und Staaten nach malayischen Anschauungen gegründet haben. Die Ureingeborenen

eisernen Schwerter und Dolche, ihre Fischfangsgeräthchaften und die gefürchteten „Sampitans“ oder Blaseröhren, von 2—3 M. Länge, aus denen sie auf 30 bis 40 Schritte mit außerordentlicher Sicherheit die vergifteten Pfeile von der Dide eine Stricknadel schießen, und deren sie sich auf der Jagd wie im Kriege mit großem Erfolge bedienen. Die Unsitte des Sammelns von Menschenköpfen, welcher die abergläubische Ansicht zu Grunde liegt, daß man sich dadurch die Gunst der höheren Mächte sichern könne, und der noch bis vor wenigen Jahrzehnten alljährlich viel Tausende von Menschen zum Opfer fielen, hat früher die Dayaks sehr gefürchtet gemacht; neuerdings hat ein Engländer, Sir James Brooke, welcher viele Jahre auf Borneo gelebt und sich zum Radschah von Sarawak emporgeschwungen hatte, wenigstens im Bereich seines Einflusses diese Barbarei unterdrückt.

Wir schreiten von Asien nach Australien, wenn wir von Borneo die Straße von Makassar übersehen, welche diese Insel von Celebes, der letzten der großen Sunda-Inseln, trennt. Höchst eigenthümlich ist die Gestalt von



Dayaken-Tänzer.

von Borneo, etwa eine Million, zerfallen in fünf größere Stämme und sprechen sämtlich Dialecte einer und derselben wenig ausgebildeten Sprache ohne Schriftzeichen und Literatur. Dieser geringen Entwicklung der Sprache gegenüber zeigen die Dayaks eine große Geschicklichkeit in der Verfertigung ihrer Waffen, Stähne, Schiffe, Häuser und Geräthe, in der Verarbeitung des Eisens und anderer Metalle. Sie leben in kleinen Gemeinden familienweise, haben keine Handwerker und Industrie, sondern verfertigen alle Gegenstände ihres täglichen Bedarfs selbst, von den sehr sauber gearbeiteten und ziemlich behaglichen Häusern, die meist auf Pfählen in's Wasser oder an das Ufer gebaut sind, bis hinunter auf ihre

Celebes (198,000 □ Km.), die im Wesentlichen aus vier großen, nach S., O., N. und N. sich erstreckenden, durch drei tiefe Meeresbuchten gebildeten Landzungen besteht; nur die W.-Küste bildet einen schmalen, wenig gegliederten und zugänglichen Rand. Wie die übrigen Sundainseln ist auch Celebes durchaus gebirgig, vulcanisch, reich an kurzen Flüssen und theilweise hochgelegenen See'n, dem Klima nach tropisch aber nicht ungesund, und mit allen Producten des Pflanzenreiches ausgestattet, welche wir im Archipel kennen lernten. Die Bevölkerung, etwa 2—3 Millionen, bilden Alfurus, Ureingeborne, und die malayischen Stämme der Bugi oder Buginesen und Mankassaren. Erstere, über den ganzen ostindischen Archipel, namentlich in den Küstenplätzen verbreitet, sind unbedingt das ausgezeichnetste Glied des malayischen Stammes und das eigentliche und unternehmendste Handelsvolk Oceaniens. Die Oberherrschaft über Celebes beanspruchen die Holländer, wenngleich ihnen nur die Landschaften Mankassar auf der südwestlichen und das kaffeereiche Menado auf der nordöstlichen Halbinsel unmittelbar unterworfen sind. Das Uebrige zerfällt in eine Anzahl kleiner Reiche, deren Fürsten die Souveränität der niederländischen Krone anerkennen. Die wichtigsten Plätze von Celebes sind Blaardingen oder Mankassar im S. und Menado im N.

Die kleinen Sunda-Inseln, eine Reihe von 39 Eilanden in der östlichen Verlängerung Java's, bilden einen weiten Bogen, der sich bis Neu-guinea fortsetzt, an welches sie durch die südliche Gruppe der Molukken und vermittelst der Aru- und Ki-Inseln sich gleichsam anheften. Auch sie sind insgesamt vulcanisch, und in klimatischer, physikalischer und productiver Hinsicht ihren Nachbarn ähnlich. Die meisten stehen unter mittel- oder unmittelbarer Herrschaft der Niederländer, bloß die nördliche Hälfte von Timor und das kleine Eiland Ramping gehören den Portugiesen.

Die wichtigsten der kleinen Sundainseln sind die folgenden: Bali am O.-Ende Java's, oft auch Klein-Java genannt, überaus fruchtbar und von einer halben Million Menschen bewohnt. Bali ist noch asiatisch, dagegen gehört die östliche Nachbarinsel Lombok, obwohl nur durch eine schmale Meeresstraße getrennt, geographisch schon zu Australien. Etwas kleiner als Bali, beträgt Lomboks Einwohnerzahl bloß 200,000 Köpfe; ein 4200 M. hoher Vulcan erhebt sich im N. der Insel, deren wichtigste Stadt Mataram ist. Die weiteren hervorragenden Kettenglieder sind Sumbawa, Mangaracel oder Flores, Tschindana oder Sandelholz und Timor. Erstere ist hauptsächlich bekannt durch den furchtbaren Ausbruch des Vulcans Tambora am 11. April 1815, der 42,000 Menschen begrub; Flores ist im Innern noch sehr wenig untersucht, und nur zum Theil den Niederlanden zinspflichtig; ein Gleiches gilt von Tschindana. Timor endlich, die größte und östlichste der kleinen Sundainseln, zählt schätzungsweise eine Million Menschen, Negritos, Malayen, Chinesen und Europäer, und ist besonders reich an Sandelholz, im Innern aber gleicherweise noch sehr unerforscht.

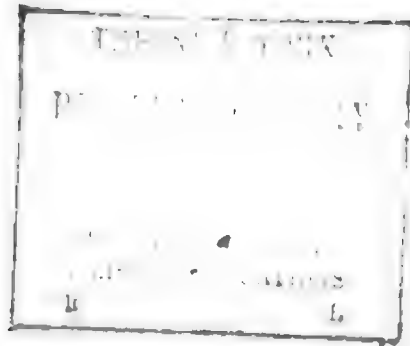




mäßig und schön gebauten Stadt mit trefflichem Hafen (18,000 Einw.), zugleich Sitz des holländischen Molukken-gouverneurs; ferner nebst Buru die Insel Ceram (spr. Sirang), die größte der Amboinagruppe (18,000 □ Km.), mit hohen, bis zu 2800 M. aufragenden Gebirgen, aber trotz ihrer Fruchtbarkeit schwach bevölkert. Im Binnenlande sitzen die wilden Alfuru oder Parafura, vielleicht die Urbewohner der Molukken, wahrscheinlicher aber eine Mischung von Malaien und Papua; wenigstens stehen sie den Eingebornen Australiens sehr nahe, tragen aber deutlich die Körpermerkmale der Malaien. Das Innere Cerams ist noch sehr wenig erforscht. Die südlichste Gruppe endlich sind die vulcanischen, häufig von Erdbeben heimgesuchten, ungesunden Banda-Inseln, unter welchen Banda-Neira (22,000 □ Km. und 112,000 Einw.) und Timor-Laut (5000 □ Km.) die wichtigsten. Die Banda-Inseln, reich an Cocos- und Muskatnüssen, liefern auch Macis- und Cajaputöl, besitzen aber sonst keine Producte und sind daher gänzlich auf die Einfuhr angewiesen. Ihre Bewohner, wie fast überall im Archipel, sind Malaien und Papua nebst Mischlingen von beiden. Der holländische Resident hat seinen Sitz zu Neira auf Banda-Neira. Als letztes Glied des Molukken-Archipels kann die Inselkette der Ri- oder Uru-Eilande betrachtet werden, welche südlich von Neuguinea hinziehen und vollkommen australisch sind.

---









hoher felsiger Inseln bis nach Neu-Guinea, während die Meerestiefe der Torres-Straße zwischen diesem und dem Continente Australien nirgends über 9 Faden beträgt. Andererseits ist der Louisiaden-Archipel im N. Australiens nichts anderes als eine in's Meer versunkene Gliederung Neu-Guinea's. Dergleichen darf Tasmanien oder Van-Diemens-Land als die wahre S.-Spitze Australiens angesehen werden, da die Bass-Straße sehr leicht und Tasmanien in einer vergleichsweise kurzen geologischen Vergangenheit mit dem nahen Festlande verbunden gewesen ist. Australien war also, nach Pechel's Ansicht, ehemals viel geräumiger; auch gegen O. hat es an Ausdehnung verloren, denn dort erstreckt sich das gefürchtete Barrièrenriff, dessen Korallenmauer zu beträchtlichen Tiefen hinabsinkt und die Uferlinien des ehemaligen Australien uns noch aufbewahrt hat. Außerdem gewahren wir an seiner O.-Seite und auf beträchtlichem Abstand auch größere Inseln, die verdächtig sind, ihm, wenn auch vielleicht vor den tertiären Zeiten, angehört zu haben, nämlich das unvulcanische Neu-Caledonien, welches gegenwärtig langsam abwärts schwebt, und in einer ferneren Vergangenheit auch Neuseeland.

Noch großartiger denn in Australien, welches wir uns als einen versinkenden Continent mit dem Habitus der Tertiärzeit zu denken haben, tritt uns die Erscheinung eines Sinkens der Erdoberfläche in der Südsee entgegen. Alle „Atolle“ oder echten Koralleninseln sind auf der Flur eines versunkenen Landes emporgewachsen, und der Boden der Südsee ist noch in beständigem Sinken begriffen. Von dem einstigen hier unter den Meeresfluthen schlummernden Welttheil ragen in der zahllosen pacifischen Inselnsaat nur mehr die Binnen hervor. Sieht man von den gewöhnlich zu Asien gezählten Gilandegruppen der Sundasee und des chinesischen Meeres ab, so pflegt man geographisch die australische Inselnsaat in vier große Abtheilungen zu gruppiren: 1) den australischen Continent mit Tasmanien; 2) Melanesien, nämlich die Inseln von Neu-Guinea im W. bis zu den Viti im O.; 3) Mikronesien, nämlich die kleinen Gilande des Palau-, Ladronen-, Carolinen-, Marshall- und Gilbert-Archipels; endlich 4) Polynesien von den Ellice-Inseln im W. bis zu den Niedrigen oder Paumotu-Inseln im O., einschließlich der Hawai- oder Sandwichs-Gruppe im N. und Neuseeland im S. Die drei letzten Abtheilungen kann man auch im Gegensatz zu Australien, worunter vornehmlich die große continentale Landmasse verstanden wird, unter der Bezeichnung Oceanien zusammenfassen. Man kann auch einen inneren Inselgürtel, der mit Neu-Guinea beginnend

sich um den australischen Continent im O. bis Neuseeland herumkrümmt, und einen äußeren Inselgürtel unterscheiden, der bei den Philippinen anhebt und gegen Amerika hinüberzieht. Die Gilande dieses Gürtels sind gegen jene des ersteren alle sehr klein, ihrer Natur nach entweder hoch und basaltisch-vulcanisch mit zahllosen, ehemaligen Kratern, oder Bauten der Koralle, sogenannte „Atolle“, nämlich ringsförmige niedrige Gebilde, welche im Inneren ein Binnentwasser haben, zu welchem durch das Riff ein Eingang führt. Oft aber ist der Ring auch zerrissen und bildet mehrere Inseln. Die Binnentwasser oder Lagunen der Atolle sind reicher an Muschelthieren und Trepang als an Fischen, auf den Korallenringen selbst bildet die Cocospalme oft die einzige Vegetation.

Neuseeland und die südliche Hälfte Australiens ausgenommen, liegt der übrige Theil des Continents und ganz Oceanien in der heißen Zone, südlich vom Aequator, aber das Klima ist doch weit milder als in der alten Welt, eines der gesündesten und angenehmsten die man kennt. In Beziehung auf Pflanzen- und Thierwelt steht fest, daß in der Richtung



Australneger.

von W. nach O. die Zahl der Arten abnimmt, sowie daß Continent und Inseln des äußeren Gürtels einen durchaus verschiedenen Charakter tragen. Während auf letzteren nährnde Bäume, die oft prächtige Wäldungen bilden, und nährnde Wurzeln auftreten und die Thierwelt

aller größeren Formen, reißender Thiere und giftiger Schlangen entbehrt, dafür aber die farbenprächtigsten Vogelgestalten aufweist, mahnt der australische Continent in jeder Richtung daran, daß er eigentlich von allen Erdtheilen allein den berechtigten Anspruch auf die Benennung „die alte Welt“ besitze. In seiner Flora und Fauna hat er bis zur Stunde die Trachten bewahrt, als die Känguruh noch Mode waren, und neben diesen Marsupialien stoßen wir auf schattenlose Laubwälder, aus denen die Riesenfackeln der Eucalypten, die californische Ceder an Höhe noch übertreffend, emporragen.

Die Bewohner Australiens und Oceanien zerfallen in drei Gruppen: in die Malaien, die Papua und die Australneger oder Australier, letztere die Eingebornen des australischen Continents und Tasmaniens, auf welcher

Insel sie indeß vor wenigen Jahren ausgestorben sind. Darüber, daß die Ureinwohner der australischen Ländermasse von den Inselbewohnern ethnisch verschieden sind, herrscht ziemlich Uebereinstimmung. Ihrer natürlichen Bildung nach stehen sie zwar den schwarzen Einwohnern der nördlichen Inselgruppen, den Papua, entschieden am nächsten, wir halten es jedoch für unzutreffend, sie mit denselben unter der gemeinsamen Benennung Australneger oder Negritos zu identificiren. Sicher ist, daß diese Australier die tiefste Stufe auf der Leiter menschlicher Gefittung einnehmen; sie sind von Thieren nur durch ihre menschliche Gestalt und ihre grammatikalisch hochausgebildeten Idiome verschieden. Die Papua haufen auf Neu-Guinea, welches deßhalb mitunter Papuaasien genannt wird, und den nächstliegenden Eilanden bis nach Viti im O., also in dem Districte, der gemeiniglich als Melanesien gilt. Die Aufstellung eines besonderen, von den Papua verschiedenen Typus des Melanesiers scheint uns ein entschiedener Mißgriff; ebensowenig darf man den Papua mit dem Australier identificiren, welcher Meinung das Ergebniß der vergleichenden Sprachuntersuchung völlig widerspricht. In den australischen Idiomen kommt durchgehends nur die Suffixbildung vor, in den Papua Sprachen läßt sich dagegen auch die Präfixbildung nachweisen. Dies sind aber tiefgreifende grammatische Unterschiede, welche jedwede Verwandtschaft der Papua Sprache mit den australischen Idiomen vollständig ausschließen. Den schwarzen, kraushaarigen Papua-Typus treffen wir nicht nur auf den oben erwähnten Inseln Melanesiens, sondern weit über ganz Polynesien und Mikronesien sind die Spuren vom Dasein einer dunklen Race verbreitet; überall in Polynesien finden sich Individuen, welche durch dunkle, ja schwarze Farbe und krauses oder wolliges Haar den Papua sehr nahe stehen. Den lichten Menschenschlag repräsentiren dagegen die Malaien und deren Verwandte, welche auf einzelnen Punkten, auf dem gepriesenen Tahiti und den Marquesas-Inseln z. B. an Weiße der Haut wie an Schönheit der Formen und Adel der Züge dem Europäer nicht nachstehen. Sie alle aber schwinden sichtlich dahin bei der giftigen Berührung mit den Segnungen unserer Civilisation. Nirgends entrollt sich großartiger als in der Südsee der unaufhaltsame Proceß vom „Aussterben der Naturvölker“.



## §. 1. Der Continent Australien.

Bis vor Kurzem zählte das australische Festland, besonders in seiner W.-Hälfte, zu den unbekanntesten Gebieten der Erde; seit wenigen Jahren machte die Erforschung jedoch so rasche Fortschritte, daß wir über die Natur des ganzen Landes jezt im Klaren sind und bald auch im Einzelnen nicht mehr viel zu thun übrig bleiben wird. Darnach stellt sich Australien, etwas kleiner denn Europa (7,627,827 □ Km.), als ein seinen Umrissen nach ziemlich plumpe, ungegliedertes Festland dar, im W. vom Indischen, im O. vom Großen oder Stillen Ocean umflossen. Im N. trennt es die 150 Km. breite Torres-Straße von Neu-Guinea, im S. die zwar viel befahrene, aber gefährliche Bass-Straße von Tasmanien. Parallel mit der O.-Küste zieht auf etwa 45 Km. Entfernung das 900 Km. lange Korallenriff der Großen Barrière, welches nur in einem einzigen Canal sicheren Durchgang bietet. Nördlich reicht es fast bis an die Spitze der York-Halbinsel, der hervorragendsten Gliederung Australiens. Sie bildet mit der westlicheren, aber weitaus schwächeren Arnhem-Halbinsel den flachen Bogen des Carpentariagolfes, welcher jedoch so wenig wie die Große australische Bucht an der S.-Seite den allgemeinen Charakter Australiens als eines zusammenhängenden Massenlandes verändern kann. Die W.-Küste ist im Allgemeinen buchtenreicher als die östliche und besitzt auch mehrere gute Häfen; im S. bemerken wir tief eingeschnitten den einförmigen Spencer-Golf und den traurigen Vincent-Golf mit der Känguru-Insel an der schmalen York-Halbinsel (nicht zu verwechseln mit jener im N. des Continents).

Die Bodenplastik Australiens ist überaus einfach. Im Ganzen steigt das Land von S. nach N. und von W. nach O. Höhere Gebirge treten bloß im O. auf und ziehen von der Bass-Straße an der Küste parallel, in mehrfache Ketten gebrochen, bis zur flachen York-Halbinsel nach N. hin. Australien erscheint also am stärksten aufgerichtet längs seiner O.-Küste, jedoch fehlen auch in W.-Australien nicht Hochebenen mit steilen Abstürzen; dagegen ist die Vermuthung, Australien müsse einer an den Rändern allseitig aufgerichteten, im Inneren einsinkenden Hochebene gleichen, deren tiefste Stelle von den in der Verlängerung des Spencer-Golfes gelegenen See'n Torrens und Eyre (21,34 M. Meereshöhe) eingenommen wird, nur insoferne zutref-



näen im O., sich erheben, während den südlichen Abhang eine Reihe niedriger vulcanischer Berge auszeichnet, deren Thätigkeit vielleicht noch nicht erloschen. Eine Art breiter Einsenkung trennt dies Bergland im N. von jenem von Neusüdwales, das sich bei geringer Breite längs der O.-Küste gegen ONO. ausdehnt und in der Kette der australischen Alpen oder Barragong-Berge den höchsten Gipfel des Continents, Mount Kosciuszko (2190 M.), enthält. Daran reihen sich, durch Hochebenen getrennt, die mit Wald bedeckten unfruchtbaren Hochflächen der Blauen Berge (Blue Mountains) und die ausnahmsweise von O. nach W. streichende Liverpool-Kette, an deren N.-Abhänge die schönen und reichen Liverpool-Ebenen liegen. Westlich und nördlich von ihnen breiten sich andere, viel höhere Ebenen bis weit gegen N. aus, welche den schönen Weidebezirk Neu-England bilden und fast bis an das nördliche Ende des Berglandes reichen. Dieses besteht aus der Dividing Range (spr. Dimeiding Rangs), welche das Thal des Küstenflusses Brisbane im W. begrenzt und sich nördlich zum Thale des Burnett herabsenkt. Am W.-Abhänge der Dividing Range liegen die anmuthigen und reichen Wiesenebenen der Canning und Darling Downs, die der dem Innern zufließende Condamine durchschneidet. Nördlich der beiden letztgenannten Gewässer beginnt das Bergland von Queensland, welches sich bei ebenfalls verhältnißmäßig geringer Breite bis 17° s. Br. in nordwestlicher Richtung erstreckt und durch eine Einsenkung im Thale des unteren Burdekin in zwei Theile verschiedener Bildung zerfällt. Ganz allmählig geht dasselbe in das wenig bekannte Bergland von N.-Australien in der nördlichen Halbinsel des Continents, westlich vom Carpentaria-Golfe, über. Das Innere besteht aus Hochebenen, welche sogar die ähnlichen der Bergländer an der O.-Küste an Meereshöhe noch übertreffen sollen und durch Fruchtbarkeit sowie eine reiche, üppige Vegetation sehr ausgezeichnet sind. Am unbekannten ist das Bergland des nordwestlichen Australien, das Gebiet des in den Queens-Channel (spr. Anthon-Ischänel) mündenden Victoria-Stromes, das im S. durch einen niedrigen Höhenzug von dem öden Binnen-Tieflande getrennt wird; nach N. senkt sich das Land in breiten, von Bergzügen unterbrochenen Stufen, die von fruchtbaren Ebenen gebildet und von den Armen des Victoria bewässert werden, während sich weiter im O. wieder öde Tiefebene ausbreiten. Das Bergland von W.-Australien zerfällt in zwei zusammenhängende, aber in ihrer Bildung sehr verschiedene Theile. Der nördliche besteht aus weiten, größtentheils fruchtbaren Ebenen, über welche einzelne Bergketten in ONO.-Richtung fortziehen und die von den Thälern der nach W. zum Ocean fließenden Ströme, des Ashburton, Gascoigne und des oberen Murchison durchschnitten werden. Der südliche, am mittleren Murchison beginnende Theil zeigt eine ganz andere, für Culturverhältnisse höchst ungünstige Bildung. Die weiten Ebenen haben bis auf einzelne sehr kleine Oasen, an denen sich Wasser, Bäume und Gras finden, höchst unfruchtbaren Boden, der fast ganz von süßem Wasser entblößt, mit Dickicht und niedrigem Gesträuch bedeckt ist. Bergketten erheben sich hier nur selten, häufiger kleine, mit einander nicht verbundene Berge, und ein Hauptcharakterzug des Landes sind die großen Seebecken, die fast durchwegs salziges Wasser haben, gewöhnlich aber nur salzhaltigen Schlamm zeigen und ohne Zweifel zusammenhängende Flußsysteme, freilich von der unvollkommensten und mangelhaftesten Art, bilden, wie die des oberen Schwanenflusses (Swan River) und des Blackwood im S., während bei den meisten dieser Becken die Verbindung zu Flußsystemen noch nicht bestimmt ist. Die W.-Grenze dieser Hochebenen gegen die Küste zu bildet eine Reihe von Bergzügen, worunter die Darling-Range die bedeutendste ist. Das Bergland von S.-Australien endlich, das kleinste von allen, erstreckt sich von der S.-Küste nach N. längs der O.-Küste der großen Golfe Vincent und Spencer, im O. von Tiefland, im N. von den See'n des Torrens-Gebietes umgeben. Die wichtigste Kette ist hier die Flinders-Range.

Australiens Inneres besteht größtentheils aus Tiefebene, die auch an einzelnen Stellen, da wo die Bergländer des Küstenlandes von einander getrennt sind, in den Lücken bis an die Küsten reichen. Die Bildung dieser Tiefebene ist fast durchwegs eine höchst ungünstige, sie gehören zu den furchtbarsten und abschreckendsten Einöden unseres Planeten. Die flachen, selten hügeligen, doch manchmal von einzelnen, felsigen Bergen unterbrochenen Ebenen haben überwiegend einen





in großen Zügen angelegt. Bald sind es anmuthige, wellenförmig geschwungene Linien, die bis in unabsehbare Ferne vor uns auf- und niedertauchen und uns tagelang denselben Charakter vorführen, bald kühn gezeichnete Gebirgsstöcke, die, wenigstens was den Eindruck anbelangt, auch mit unsern Gebirgen rivalisiren können, bald unabsehbare Ebenen, deren kreisförmiger Horizont uns tagelang wie der des Oceans umgibt, und über welchen sich nichts erhebt, als das von der Luftspiegelung erborgte, zitternde und duftige Bild einzelner ferner Bäume oder das ebenfalls maßlos vergrößerte, aber immer sehr täuschende Bild winziger Sträucher. Der Fluß selbst bietet die ganze Strecke entlang, von den hohen Ufern gesehen, fast überall ein imposantes Strombild. Von den erwähnten Uferklippen, über welche sich die Straße oft sehr nahe am Wasser hinzieht, übersieht man oft weite Strecken des Bettes und des Thales, in welchem sich das Wasser nicht immer auf das erste beschränkt. Ganze Rehe von Canälen und See'n mit stehendem Wasser zeigen sich hier und da und geben der in solchen Gegenden breiten Uferlandschaft ein ungemein reiches und lebensfrisches Ansehen.“ (Beckler. N. a. D.) Dennoch besteht das Gebiet des Murray größtentheils aus öden, wasserlosen Ebenen, gewöhnlich mit dichtem Gebüsch bedeckt, nur selten mit niedrigen Wäldern oder offenen Stellen mit krautigen Pflanzen. Uebrigens zerfällt es in zwei Theile, den südlichen des eigentlichen Murray und den nördlichen des Darling. Der Murray, von allen Flüssen Australiens der vollkommenste, entspringt in den Warra-gong und verbindet sich nach Aufnahme des Goulburn und Loddon mit dem zweiten Quellarme, dem Murrumbidgee, welcher seinerseits den Lachlan aufnimmt, falls er nämlich Wasser hat. Nicht viel tiefer vereinigt sich der Murray mit dem von N. kommenden Darling, welcher ebenfalls aus zwei Quellarmen entsteht und alle von den W.-Flanken her an der O.-Küste sich ziehenden Gebirge herabströmenden Gewässer sammelt. Außer diesem Tieflande kann man noch jenes des Torrens-See's und des unteren Barlu, jenes des Gairdner-See's, des Burke, von Carpentaria und das westliche Tiefland unterscheiden. Das Torrens-Tiefland, im NW. des Murray, erhält seinen Hauptcharakter durch eine Reihe unverbundener Seebecken, darunter Lake Torrens und Lake Eyre, der größte von allen, welche meist ohne oder nur mit salzigem Wasser das unvollkommen entwickelte Mündungsland des Flusses Cooper bilden, der im oberen Laufe Barlu genannt wird, — eine der schrecklichsten und furchtbarsten Einöden Australiens. Weniger unwirthlich ist das im SW. vom vorigen gelegene Tiefland des Gairdner-See's, welcher wieder nur der größte unter einer Ansammlung verschiedener Salzsee'n ist. Wenig bekannt ist das traurige Gebiet des Burke-Flusses im westlichen Queensland, sowie die vor allen übrigen Australiens durch natürliche Vorzüge ausgezeichneten Tiefebene von Carpentaria. Ein grauenhaftes Bild gewähren dagegen wieder die zum Theil mit *Spinifer* (*Triodia irritans*) bestandenen westlichen Wüsten, welche gleichwohl in den letzten Jahren wiederholt durchwandert worden sind. Im Centrum dieser Wüsteneien erhebt sich abermals ein Hochland mit der Macdonald-Ränge und dem südwestlich davon gelegenen großen Amadeus-Salzsee. (Petermann und Meinicke. Australien. Gotha 1871. 4<sup>o</sup>.)

Wie man sieht, ist Australien reich an stehenden Gewässern, denen aber nur in seltenen Fällen eine Ausdauer durch alle Jahreszeiten gesichert ist. Sie lassen sich übrigens mit anderen See'n deßhalb nicht vergleichen, weil ihre Unterhaltungskosten von regenträgenden Monsunen bestritten werden müssen. Sie werden nicht wie anderwärts durch Zuflüsse oder die Feuchtigkeit des Bodens gespeist, sondern liegen inmitten einer völlig wasserlosen Wüste. Denn Australien, afrikanischer als Afrika, ist vorzugsweise das Wüsten- und Steppenland der Erde. Da nämlich Australiens Höhenrand sich auf der Windseite des Festlandes emporrichtet, müssen die Passatlüste an diesen Wänden emporsteigen, so daß sie schon einen Theil ihrer Dunstmassen verlieren, bevor

sie in das Innere fortschreiten. Hart am Rande der Küstenstufe beginnen daher dort schon die Steppen. Erst sind es sättigende Weiden (Darling Downs), dann werden sie dürre und dürre. Der Kern des Festlandes erhitzt durch Ausstrahlung die Luft, und der Rest der Passatdünste kann daher nicht zur Verdichtung gelangen. In den Tagebüchern der Entdecker, die durch den australischen Continent zogen, kehrt die Beobachtung wieder, daß die Schmachenden den Himmel sich bewölken sehen, daß sie jeden Augenblick erwarten, jezt müsse Regen fallen, und daß sie immer und immer wieder getäuscht werden, denn die Wolken ziehen vorüber, ohne den schon sichtbar gewordenen Wasserdampf bis zur Tropfbarkeit zu verdichten. Da nämlich die Strahlung des erhitzten Bodens die Luftwärme steigert, so wird der Sättigungspunkt der Atmosphäre gehoben und die bereits sichtbaren Wasserdünste wieder auf's Neue zur Gasform aufgelockert. Als traurige Folge davon besitz Australien nur Küstenflüsse oder periodische Binnengewässer, und wird, obgleich es auf Erdfarten doch nur als große Insel erscheint, im Kern von Wüsten ausgefüllt wie ein großer Continent. (Peschel. Neue Probleme. S. 192—193.) Ein eigentliches Stromsystem, jenes des Murrumbidgee und seiner Zuflüsse, des Darling und Murrumbidgee, entwickelt sich bloß im S.O. des Festlandes und entquillt den W.-Flanken der Australischen Alpen und ihrer nördlichen Fortsetzungen. Ueberall sonst gibt es fast nur kleine Flüsse (Creeks), die im Sommer versiegen. Selbst die großen schrumpfen dann zu einer Reihe von Lachen zusammen; im Winter dagegen überschwemmen sie weite Strecken und verwandeln dieselben in Sümpfe, worauf im Sommer wegen Wassermangels das Vieh zuweilen zu Tausenden umkommt und ungeheure Flächen zur Wüste werden.

Australiens Klima gilt wegen der trockenen milden Luft als gesund, weist aber große Verschiedenheiten auf. Das nördliche Drittel des Continents hat tropisches, der Rest subtropisches und gemäßigtes Klima. Der tropische Regen reicht bis 19° f. Br.; nördlich von hier regnet es nur im Sommer, d. i. von November bis April, südlich im Winter (April bis November), und dazwischen liegt ein Strich mit unregelmäßigen und seltenen Regen. Auf die Küsten wirkt das Seeklima ein; im Binnenlande leiden die weiten wasser- und waldbarmen Flächen oft von der anhaltenden Dürre, von welcher der S. Australiens indeß verschont bleibt. Im Ganzen steht die Temperatur S.-Australiens der von S.-Europa gleich, so daß man ohne Gefahr im Freien arbeiten und übernachten kann.

Sehr verschieden ist das Reich der Pflanzen und Thiere in Australien im Vergleich mit den übrigen Theilen der Erde; hier tritt uns in der That eine andere Welt entgegen, die ganz isolirt dasteht und mit nichts anderem vollständige Gemeinschaft



waren, jetzt aber überall ausgestorben sind, mit Ausnahme einer einzigen Gattung (*Didelphys*) in Amerika. Sonst fehlen Australien alle Affen, alle Raubthiere mit Ausnahme des neuholländischen Hundes, Dingo, der aber nicht frei ist von dem Verdacht einer künstlichen Einfuhr; es mangeln alle Kusthiere, alle Zahnwülfen, und nur die Zahnlosen wie die Nagethiere sind neben den Fledermäusen vertreten. Pferd und Esel, Schaf und Schwein, sowie in neuerer Zeit das Kameel sind erst durch die Europäer eingeführt worden. Australien ist also die älteste der Weltinseln, d. h. derjenige Erdraum, dessen Geschöpfe noch die Trachten der geologischen Vorzeit nicht abgelegt haben.

Älter noch als Australien ist die Insel Tasmanien oder Vandiemenland, deren Pflanzenwelt sich zwar nicht erheblich von der australischen unterscheidet, deren Landvögel und Süßwasserfische, deren Säugethiere aber, namentlich durch die Seltenheit von Vertretern der placentalen Ordnungen, uns schließen lassen, daß Tasmanien sich von Australien zu einer Zeit abgesondert haben muß, als dieses noch einen Zusammenhang mit S.-Asien besaß. (Reue Probleme. S. 56—57.) Tasmanien bildet ungefähr ein gleichseitiges Dreieck mit schönen und sicheren Steilküsten, eine zusammenhängende Hochebene, aus welcher einzelne rauhe Gebirgsketten bis zu 1600 und 1700 M. sich erheben. Die Form des Flachlandes fehlt hier vollständig.

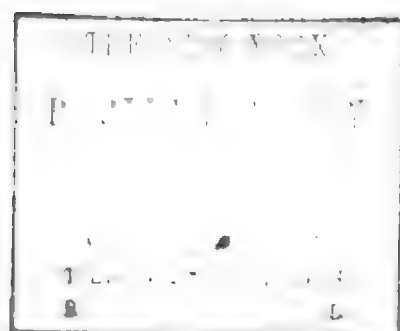
Alterthümlich wie Flora und Fauna ist auch der schwarze Ureinwohner Australiens, der sichtlich dahin schwindende „Blackfellow“, dessen tiefe Culturstufe an die ersten Stadien der Menschengeschichte mahnt, eine Annahme, welcher die ausgebildeten Sprachen der Australier keineswegs entgegenstehen. Die in kaum nennenswerther Anzahl mehr vorhandenen Australier sind in viele Stämme zersplittert, welche gleichwohl von den kraushaarigen dunklen Papua als auch von den straffhaarigen olivengelben Malayopolynesiern scharf zu sondern sind und einen besonderen Racentypus bilden.

Im Allgemeinen erreicht der Australier nicht die Mittelgröße des Weißen und bleibt in Betreff der Muskelentwicklung weit hinter ihm zurück. Die Glieder sind dünn und beispieldlos mager, dagegen der Bauch von großem Umfange. Der Knochenbau ist äußerst fein, man könnte sagen, zierlich; auffallend ist, gleich wie bei anderen dunklen Racen, der völlige Mangel der Waden. Die Schädelbildung ist bei den Männern etwas schöner als bei den Weibern, im Ganzen schmal und länglich. Die Wangenbeine sind hoch; der untere Theil der Stirn um die Brauen ist hervorragend, dagegen der obere Theil stark zurücktretend. Die Nase ist an der Wurzel schmal, wodurch die Augen zusammengedrückt erscheinen; gegen unten zu wird sie breiter und etwas eingedrückt. Die Ohren sind ein wenig nach vorn gebogen, der Mund groß und unförmlich; die Zähne dagegen schön und weiß. Die oberen Zähne decken meistens die unteren, dasselbe ist auch mit der Oberlippe gegenüber der Unterlippe der Fall. Das Kieferbein ist zusammengebrückt, das Kinn klein und zurücktretend; die Haut meistens kaffeebraun, seltener schwarz, das Haar reichlich entwickelt, nicht nur auf dem Haupte, sondern am ganzen Körper. Bei den Männern findet sich auf dem Kinn und den Wangen ein üppiger Bartwuchs. Das straffe Haar ist von pechschwarzer Farbe und etwas gekräuselt, ohne jedoch wollig zu werden. Die Ausdünstung der Haut, von eigenthümlichem, widerlichem Geruche, wird für die Nase Civilisirter noch unerträglicher durch das Einreiben des Körpers mit dem Fette verschiedener größerer Fische. Die mittlere Lebensdauer beträgt etwa 50 Jahre.

Die geistigen Anlagen des Australiers sind, falls man sie mit jenen der höchsten organisirten Thiere vergleicht, bedeutend entwickelt, dagegen mit den Anlagen höherer Racen in Parallele gestellt sehr beschränkt. Der Australier zeigt in allen Verrichtungen, welche sich auf das tägliche Leben beziehen, eine ungemeine Geschicklichkeit. Seine Geräthe und Waffen sind, obschon höchst primitiv, dennoch sehr zweckmäßig; er weiß dieselben gegen das Wild mit großem Scharfsinn zu verwenden. In der Auf-









Würmer und Raupen werden mit dem besten Appetit verzehrt. Trotzdem wird nichts in rohem Zustande gegessen, sondern alles vorher am Feuer geröstet. Ebenso einfach wie die Wohnung des Australiers sind auch seine Geräthe und Waffen. Von den ersteren kennt er nur diejenigen, welche zum Behauen des Holzes, zum Auftragen des Bodens oder Zerreißen des Fleisches und zur Aufbewahrung der spärlichen genießbaren Pflanzensamen und Knollen dienen. Es sind dies Art und Messer, beide in der Regel aus Stein, besonders Quarz oder Knochen, erstere mit einem hölzernen Stiel, in welchen sie hineingesteckt wird, und eine aus Rinden oder Rinde geflochtene Tasche. An Truppwaffen finden sich der Speer, die Keule und der Wurfsack; an Schutzwaffen der Schild. Der eigenthümliche Wurfsack, Bumerang genannt, besteht in einem harten, schwach bogenförmig gekrümmten, glatt polirten Stücke Holz von 0,60—1 M. Länge, und hat, wenn von geübter Hand geworfen, die Eigenschaft, in der Luft einen Bogen zu beschreiben und sodann wieder zu seinem Ausgangspunkte zurückzuflogen. Jedoch nimmt die Geschicklichkeit in der Handhabung dieser originellen Waffe unter den Eingebornen immer mehr ab. Das Leben des Australiers bewegt sich ausschließlich innerhalb der Familie, welche auf den primitivsten Grundlagen aufgebaut ist. Die Verheirathung findet ohne alle Ceremonien statt. Der Australier nimmt sich so viele Weiber, als er zu ernähren vermag. Da die Nahrungsquellen jedoch nicht allzu reichlich fließen, kann die Zahl der Weiber auch keine große sein; sie übersteigt selten zwei bis drei. — Bei der Werbung, in den meisten Fällen ein einfacher Raub, entscheiden das persönliche Ansehen und der Reichthum, welche wieder von der physischen Kraft und den bereits vollbrachten Thaten abhängen. Daher geschieht es oft, daß ältere Männer die jugendlicheren, schöneren Mädchen heimführen, während mancher Jüngling mit einem älteren Weibe sich begnügen muß. Nach der Verheirathung wird das Mädchen unter die Weiber aufgenommen. Die Ceremonie, welche dabei stattfindet, beschränkt sich darauf, daß demselben von einem Weibe ein Stück des kleinen Fingers an der linken Hand abgebissen wird. Eheliche Treue soll nicht zu den Tugenden der australischen Frauen zählen. Erkrankungen und Todesfälle, besonders bei jungen, kräftigen Individuen, werden den Zauberkünsten der Feinde zugeschrieben. Im Kriege scheint Cannibalismus geübt zu werden, wobei die weit verbreitete Vorstellung zu Grunde liegt, daß man durch den Genuß des Fleisches oder Fettes des erschlagenen Feindes seine Tapferkeit in sich aufnehme. Auch die Zauberer sollen durch Genuß von Menschenfleisch sich ihre Zauberkraft erwerben. Dagegen scheint die Sitte, das Fleisch von verstorbenen Angehörigen zu verzehren und die abgezogene Haut derselben mit sich herumzutragen, ein Ausfluß sehr sonderbar bethätigter Pietät zu sein. Zu den Belustigungen der Australier gehören Tänze, namentlich eine Art Kriegstanz, genannt „Morropori“, den sie, wie die Negervölker, während des Mondscheins bei einem angezündeten Feuer aufführen. Der Glaube der Australier beruht vorzüglich auf der Verehrung böser Geister, welche mit den Geistern der Verstorbenen für verwandt oder identisch gehalten werden. Seit der Bekanntschaft mit den Weißen ist unter den Australiern der Glaube verbreitet, die letzteren seien Incarnationen ihrer abgeschiedenen Seelen und jeder Schwarze werde nach seinem Tode in einen Weißen verwandelt. Alle diese Ideen sind jedoch sehr allgemein und verschwommen und haben selbst nicht zur rohesten Gestalt irgend eines Gözendienstes geführt. — Ebenso wenig ist es bis heutzutage gelungen, ein Gözenbild bei einem australischen Stamme nachzuweisen. Bei einem so vagen und rohen Charakter des Gözendienstes ist es begreiflich, daß ein Priesterstand nicht existirt. Statt der Priester finden wir die Zauberer, welche die Mittel kennen, den bösen Geist oder Zauber unschädlich zu machen, und in dem Fall, als es sich um Abwendung persönlicher Uebel, z. B. Krankheiten, handelt, die Stelle des Arztes vertreten. Denn nach dem Glauben des Australiers, — wie auch der meisten Naturvölker, stammt alles Unglück vom Einflusse der bösen Geister und Zauberer, und kann nur durch Brechung ihrer Macht gehoben werden. Die Zauberer sind die einzigen Personen, welche bei der Menge ein Ansehen genießen. Zwar gibt es Häuptlinge, welche einen gewissen Einfluß auf mehrere Familien ausüben; die Macht derselben ist aber nur vorübergehend und beschränkt. Ein jeder gilt nur insofern etwas, als er die Mittel besitzt oder zu besitzen scheint, sich den anderen furchtbar zu machen. Ein Gleiches wie von den Mitgliedern einer Familie und eines Stammes gilt auch von den Stämmen im Verhältnisse zu ein-

ander. Während jeder Stamm absolut frei ist und streng genommen keine Autorität eines anderen anerkennt, so gibt es dennoch gewisse Stämme, welche entweder wegen der Tapferkeit ihrer Mitglieder oder wegen der Kraft ihrer Zauberer gefürchtet werden und in einem gewissen Ansehen stehen. Die Sprachen Australiens sind sehr zahlreich, was sich aus dem Zerfallen der Bewohner in eine Menge kleiner Stämme, deren mehrere bloß aus einigen Familien bestehen, leicht erklärt. Trotz ihrer Mannigfaltigkeit scheinen alle diese Sprachen dennoch im tiefsten Grunde verwandt zu sein. In weiterer Beziehung hängen sie jedoch mit keiner Sprache, weder der neuen, noch der alten Welt zusammen, sondern stehen, gleich der australischen Race, vollkommen isolirt da. Der Bau der australischen Sprachen ist polysyllabisch. Da der Accent meistens auf der vorletzten Sylbe ruht, so haben sie keinen unangenehmen Klang. Bei dieser sinnlichen Wohlgestaltung sind sie auch, was die innere Form betrifft, gut eingerichtet und sehr reich an Ausdrücken für sinnliche Anschauungen, in deren Ausmalung sie sich gefallen. Dagegen mangeln ihnen Ausdrücke für Begriffe ganz und gar. Sie sind vollkommen adäquat den beschränkten geistigen Bedürfnissen des Australiers, dessen ganzes Denken sich bloß in den Dingen des täglichen Lebens bewegt. — Merkwürdig ist auch der Umstand, daß der Australier, wie aus seiner Sprache hervorgeht, für Zahlen — also für Abstractionen — gar keinen Sinn zeigt, indem die meisten Stämme nur bis drei, einige bis fünf, welches obendrein ein unbestimmter Ausdruck ist, zählen können. Die Producte des dichtenden Volksgeistes sind, wie sich nach der niederen Culturstufe erwarten läßt, ganz unbedeutend; ihre Lieder kurze abgerissene Gedanken ohne einen tieferen Zusammenhang, wie sie die augenblickliche Erregung eingibt. Von Fabeln, Märchen und Sinngedichten, wie sie Hottentote und Neger in großer Anzahl und gelungener Form besitzen, ist keine Spur vorhanden. (Friedrich Müller. Allgemeine Ethnographie. S. 172—188.)

## §. 2. Die britischen Colonien in Australien.

Obwohl ursprünglich von Franzosen, später von Holländern und Spaniern, und erst zuletzt von Engländern besucht, haben doch diese allein das australische Festland in Besitz genommen und betrachten sich als dessen alleinige Eigenthümer. Die geschilderte Natur des Bodens macht es begreiflich, daß derselbe anfänglich zur Ansiedlung und Colonisation wenig anlockte, zumal die entlegeneren fruchtbaren Weidestriche noch kaum bekannt waren. Ein gewaltiger Umschwung der Dinge stellte sich, gerade wie in Californien, erst mit der Entdeckung des Goldes 1851 ein; seitdem hat die Durchforschung des Landes immer weitere Fortschritte gemacht und sind allenthalben Colonien entstanden, deren einige sich eines sichtlichen Gedeihens erfreuen. Heute ist ganz Australien in solche Colonien getheilt, von welchen freilich meist nur die Küstenländer wirklich bewohnt sind, während die wüsten Strecken des Inneren öde und menschenleer daliegen. Diese Colonien sind, wenn man sich Australien durch zwei parallele Meridianlinien in drei ziemlich gleiche Theile oder Streifen zerlegt denkt, im östlichen Drittel und von





N.-Amerika im Ganzen gering. Wissenschaft und Kunst sind noch sehr im Rückstande, das Schulwesen steht auf niedriger Stufe, und die Industrie befindet sich noch in den ersten Anfängen, weshalb die meisten Bedürfnisse in überwiegendem Maße aus Europa, besonders aus dem englischen Mutterlande bezogen werden. Während der Ackerbau wegen des wenig geeigneten Bodens stark zurücksteht, ist die Viehzucht von höchster Bedeutung, und unter dieser wieder ganz besonders die Zucht der Schafe, deren man am 31. März 1876 in allen festländischen Colonien Australiens 50,421,098 Stücke zählte. Am gleichen Tage verzeichnete man noch 811,920 Pferde, 6,270,916 Stück Rindvieh und 502,144 Schweine. Auch der Bergbau bildet einen der wichtigsten Beschäftigungszweige. S.-Australien birgt ergiebige Kupferminen, Neusüdwales große Steinkohlenlager und vor allem Gold; die bedeutendsten Goldfelder liegen jedoch in Victoria, wo man sieben Minen-Districte zählt: Ballarat, Beechworth, Sandhurst, Maryborough, Castlemaine, oder Bendigo, Ararat und Gipps Land. Von den genannten sind Ballarat, Sandhurst und Maryborough die ergiebigsten. Auch in Queensland ward Gold entdeckt und dieses behauptet eben so reich an Gold zu sein wie die Schwester-Colonien Australiens. Das Hauptgoldgebiet liegt dort in den Peak-Downs, 1876 wurden reiche Goldfunde aber auch in der Nähe von Cooktown gemacht. In Folge dessen stellte sich ein großer Zudrang von Glücksjägern ein, und die Gesundheitsverhältnisse der Stadt hatten arg darunter zu leiden. Es arbeiten auch viele Chinesen in den Goldminen Australiens, deren Ergiebigkeit sich jedoch von Jahr zu Jahr vermindert. Ende der Sechziger Jahre begann das Diamantenfieber einzureißen, nachdem bei Mudgee in Neusüdwales eine nicht unbedeutende Anzahl von Diamanten und anderen Edelsteinen zu Tage gefördert wurden. Der Handel der Colonien ist bereits sehr blühend und noch fortwährend in gedeihlicher Entwicklung begriffen, so daß Australien in dieser Hinsicht schon zu den wichtigsten Ländern der Erde gehört. Diesen Verhältnissen kommen die von den ansehnlichsten Küstenpunkten in's Innere führenden Eisenbahnen, sowie die Telegraphenverbindungen mit Neuseeland und Java, durch letzteres also mittelbar mit Europa, trefflich zu Statten. Dagegen ist Australien noch immer sehr, sehr dünn bevölkert; nach officiellen Statistiken des October 1876 zählten die fünf Colonien des australischen Continents am 31. December 1875 ausschließlich der Eingeborenen eine Volksmenge von 1,848,363 Menschen.

Die älteste unter den australischen Colonien ist Neusüdwales mit 799,138 □Km. und nach obigem Censüs 606,652 (Ende Juni 1876: 617,166) Einw., ursprünglich als Verbrechercolonie angelegt und bedeutend größer, da erst 1859 Queensland davon abgetrennt wurde. Die wichtigsten Producte sind das Gold und die Steinkohlen, letztere bei Newcastle, dessen Kohlenexport in enormer Steigerung begriffen ist; noch 1869 betrug er 710,388 Tonnen, 1876 aber 1,041,738, wobei zu bemerken, daß letztere Ziffer den Export nur bis 15. December darstellt. Die wichtigsten Plätze von Neusüdwales sind nebst dem eben erwähnten Newcastle (15,000 Einw.) am Hunterflusse, Bathurst (10,000 Einw.) jenseits der Blauen Berge, Paramatta (12,000 Einw.) mit einer Sternwarte. Die beiden letzteren verbindet eine Eisenbahn mit Sydney, der großartigen schönen Hauptstadt der Colonie.

Am Port Jackson gelegen zählt Sydney (spr. Sidne) über 140,000 Einwohner. Wegen ihrer prächtigen Lage nennt man die Stadt, die sich eines herrlichen Hafens erfreut, auch „die Königin des Südens“. Sydney ist eine durchaus moderne Stadt mit schönen breiten Straßen und imposanten Bauten; auch gibt es hier eine Universität. Ihre Hauptbedeutung erhält sie jedoch durch den Handel;

S. nach N. fortschreitend: Victoria, Neusüdwaless und  
im W. Westaustralien, welches das ganze westliche Drittl  
einnimmt. Im mittleren Streifen liegt an der großen  
die blühende Colonie Südaustralien, welche der 24.  
grenzt. Das nördlich von diesem Breitengrade gele  
leren Streifens umschließt den Kern Centralaustral-

sirt; es  
führt bis  
zum 16. o  
f. Br. die  
Benennung  
Alexan-  
draland,  
jenseits de  
selben aber  
Nordau-  
stralien  
oder Nor-  
thern-  
Territo-  
ry.  
Durch die-  
sen Mittel-  
streifen  
Australiens  
zieht der



Sydney.

Jede die-  
ser Colonien  
besitzt ein  
selbständi  
Verwaltu  
unter ei

der Colonie bieten noch viel sicherere Erwerbsquellen. Nament-  
lich zu Queensland ist so vortheilhaft, wie kaum irgend anderswo.  
Nördlicher liegt als irgend eine der Schwester-Colonien, so ist es von  
besondrer Sonnenhitze heimgesucht als diese, ein Nachtheil, der jedoch durch  
Art f. frische Brise, deren es sich stets erfreut und die den ganzen Sommer über  
der weinwärts bläst, vollkommen aufgewogen wird. Gewöhnlich wird sie gegen  
10 Uhr Morgens, eben wenn die Hitze eintritt, bemerkbar. Kaum fühlt der  
Arbeiter sie seine Stirne umwehen, so empfindet er auch schon eine wunder-  
bare Veränderung. Obwohl die Sonne immer höher und höher steigt — bis  
sie durch die Rauchfänge in die brodelnden Kochtöpfe am Herdfeuer scheint —

Die Brise ihre Strahlen und macht sie erträglich. Durch es auch Europäern möglich, in Queensland physische richten, wie in den südlichen Colonien, und mit größeres dieses der Gesundheit günstige Klima der Bodentheilhaft. Wie in allen anderen australischen hier von Ueberfluthungen und Stürmen viel fruchtbaren Alluvialboden der Niederungen, Ablande. Zu präcisiren wäre: daß der nungen, der Viehzüchter gewaltiger als so ziemlich die ausschließlichen der Landstrich an der Küste ist wärts dehnt sich unendlich die Colonie wird das Acker ist der Profit der Vieh- lischen Begriffen eben en Jahresgewinn von nebscapitale noch rasch steigert. der Viehzucht wieder frischen Auf- andlich das Weideland ungleich ausgedehnter

„Queensland ermöglicht es, tropische Pflanzen hier zu acclimatisirt die (im Mai 1876) 21,775 Einwohner zählende Hauptstadt Brisbane, einen botanischen Garten, in welchem Zuckerrohr, Kaffee mit Erfolg gezogen werden. Auch der Paraguanthee (*Ilex paraguayensis*) scheint sich dem Klima gut anzupassen, dergleichen der Tolubalsam (*Myroxylon guianense*), ferner *Balsamocarpon brevifolium*, *Urceola elastica* aus Sumatra, *Garcinella morella* var. *pedicellata* aus Siam. Auch der Einführung von fremden Gräsern und Futterpflanzen wird Aufmerksamkeit geschenkt.

Die reichste aller australischen Colonien ist Victoria, die kleinste mit nur 229,079 □ Km. Areal, aber 823,272 Bewohnern, deren Aus- und Einfuhrhandel bereits 640 Millionen Mt. jährlich übersteigt. Die Jahreseinnahmen betragen 90 Millionen Mt., d. h. viel mehr als die Staatseinnahmen von Portugal, Dänemark, Sachsen und anderen kleinen europäischen Staaten. Beinahe ein Drittel der Steuereinnahmen wird für den öffentlichen Unterricht, Volksbibliotheken u. dgl. verwendet. Gold und Wolle bilden die beiden Hauptexportartikel der Colonie; doch liefern die einst so unermesslichen reichen Goldfelder alljährlich einen Minderertrag, und die früher allein herrschende Vieh-, besonders Schafzucht wird durch den an wachsender Ausdehnung gewinnenden Ackerbau immer mehr zurückgedrängt. Man hat alle europäi-





N.-Amerika im Ganzen gering. Wissenschaft und Kunst sind noch sehr im Rückstande, das Schulwesen steht auf niedriger Stufe, und die Industrie befindet sich noch in den ersten Anfängen, weshalb die meisten Bedürfnisse in überwiegendem Maße aus Europa, besonders aus dem englischen Mutterlande bezogen werden. Während der Ackerbau wegen des wenig geeigneten Bodens stark zurücksteht, ist die Viehzucht von höchster Bedeutung, und unter dieser wieder ganz besonders die Zucht der Schafe, deren man am 31. März 1876 in allen festländischen Colonien Australiens 50,421,098 Stücke zählte. Am gleichen Tage verzeichnete man noch 811,920 Pferde, 6,270,916 Stück Rindvieh und 502,144 Schweine. Auch der Bergbau bildet einen der wichtigsten Beschäftigungszweige. S.-Australien birgt ergiebige Kupferminen, Neusüdwales große Steinkohlenlager und vor allem Gold; die bedeutendsten Goldfelder liegen jedoch in Victoria, wo man sieben Minen-Districte zählt: Ballarat, Beechworth, Sandhurst, Maryborough, Castlemaine, oder Bendigo, Ararat und Gypss Land. Von den genannten sind Ballarat, Sandhurst und Maryborough die ergiebigsten. Auch in Queensland ward Gold entdeckt und dieses behauptet eben so reich an Gold zu sein wie die Schwester-Colonien Australiens. Das Hauptgoldgebiet liegt dort in den Peak-Downs, 1876 wurden reiche Goldfunde aber auch in der Nähe von Cooktown gemacht. In Folge dessen stellte sich ein großer Zudrang von Glücksjägern ein, und die Gesundheitsverhältnisse der Stadt hatten arg darunter zu leiden. Es arbeiten auch viele Chinesen in den Goldminen Australiens, deren Ergiebigkeit sich jedoch von Jahr zu Jahr vermindert. Ende der Sechziger Jahre begann das Diamantenfieber einzureißen, nachdem bei Mudgee in Neusüdwales eine nicht unbedeutende Anzahl von Diamanten und anderen Edelsteinen zu Tage gefördert wurden. Der Handel der Colonien ist bereits sehr blühend und noch fortwährend in gedeihlicher Entwicklung begriffen, so daß Australien in dieser Hinsicht schon zu den wichtigsten Ländern der Erde gehört. Diesen Verhältnissen kommen die von den ansehnlichsten Küstenpunkten in's Innere führenden Eisenbahnen, sowie die Telegraphenverbindungen mit Neuseeland und Java, durch letzteres also mittelbar mit Europa, trefflich zu Statten. Dagegen ist Australien noch immer sehr, sehr dünn bevölkert; nach officiellen Statistiken des October 1876 zählten die fünf Colonien des australischen Continents am 31. December 1875 ausschließlich der Eingeborenen eine Volksmenge von 1,848,363 Menschen.

Die älteste unter den australischen Colonien ist Neusüdwales mit 799,138 □Km. und nach obigem Censuz 606,652 (Ende Juni 1876: 617,166) Einw., ursprünglich als Verbrechercolonie angelegt und bedeutend größer, da erst 1859 Queensland davon abgetrennt wurde. Die wichtigsten Producte sind das Gold und die Steinkohlen, letztere bei Newcastle, dessen Kohlenexport in enormer Steigerung begriffen ist; noch 1869 betrug er 710,388 Tonnen, 1876 aber 1,041,738, wobei zu bemerken, daß letztere Ziffer den Export nur bis 15. December darstellt. Die wichtigsten Plätze von Neusüdwales sind nebst dem eben erwähnten Newcastle (15,000 Einw.) am Hunterflusse, Bathurst (10,000 Einw.) jenseits der Blauen Berge, Paramatta (12,000 Einw.) mit einer Sternwarte. Die beiden letzteren verbindet eine Eisenbahn mit Sydney, der großartigen schönen Hauptstadt der Colonie.

Am Port Jackson gelegen zählt Sydney (spr. Sidsnes) über 140,000 Einwohner. Wegen ihrer prächtigen Lage nennt man die Stadt, die sich eines herrlichen Hafens erfreut, auch „die Königin des Südens“. Sydney ist eine durchaus moderne Stadt mit schönen breiten Straßen und imposanten Bauten; auch gibt es hier eine Universität. Ihre Hauptbedeutung erhält sie jedoch durch den Handel;



temperirt diese kühle Brise ihre Strahlen und macht sie erträglich. Durch diesen Umstand wird es auch Europäern möglich, in Queensland physische Arbeit ebenfogut zu verrichten, wie in den südlichen Colonien, und mit größerer Sicherheit. Doch ist dieses der Gesundheit günstige Klima der Bodenausnützung weit weniger vortheilhaft. Wie in allen anderen australischen Colonien hat der Ansiedler auch hier von Ueberfluthungen und Stürmen viel zu leiden; von ersteren auf dem fruchtbaren Alluvialboden der Niederungen, von letzteren auf dem Hoch- und Waldblande. Zu präcisiren wäre: daß der Ackerbauer mehr von den Ueberschwemmungen, der Viehzüchter gewaltiger durch die Stürme leide. Bis nun sind dies so ziemlich die ausschließlichen Erwerbszweige von Queensland zu nennen; der Landstrich an der Küste ist bebaut und beherbergt stetige Ansiedler, landeinwärts dehnt sich unendlich die üppigste Viehweide aus. Mit dem Wachsthum der Colonie wird das Ackerland das Weideland verdrängen. Gegenwärtig aber ist der Profit der Viehzucht jedenfalls verlockend; er beträgt bei einem nach englischen Begriffen eben nicht großen Capitalsaufwande von 400,000 Mk. einen Jahresgewinn von 17 1/2 %, ein Gewinn, der sich mit dem Betriebscapitale noch rasch steigert. Die Conservirung des Rindfleisches hat der Viehzucht wieder frischen Aufschwung gegeben und ist selbstverständlich das Weideland ungleich ausgedehnter als das Ackerland.

Das Klima von Queensland ermöglicht es, tropische Pflanzen hier zu acclimatilisiren und besitzt die (im Mai 1876) 21,775 Einwohner zählende Hauptstadt der Colonie, Brisbane, einen botanischen Garten, in welchem Zuckerrohr, Kaffee und Thee mit Erfolg gezogen werden. Auch der Paraguanthee (*Ilex paraguayensis*) scheint sich dem Klima gut anzupassen, dergleichen der Tolubalsam (*Myroxylon toluifera*), ferner *Balsamocarpon brevifolium*, *Urceola elastica* aus Sumatra, *Garcinella morella* var. *pedicellata* aus Siam. Auch der Einführung von fremden Gräsern und Futterpflanzen wird Aufmerksamkeit geschenkt.

Die reichste aller australischen Colonien ist Victoria, die kleinste mit nur 229,079 □ Km. Areal, aber 823,272 Bewohnern, deren Aus- und Einfuhrhandel bereits 640 Millionen Mk. jährlich übersteigt. Die Jahreseinnahmen betragen 90 Millionen Mk., d. h. viel mehr als die Staatseinnahmen von Portugal, Dänemark, Sachsen und anderen kleinen europäischen Staaten. Beinahe ein Drittel der Steuereinnahmen wird für den öffentlichen Unterricht, Volksbibliotheken u. dgl. verwendet. Gold und Wolle bilden die beiden Hauptexportartikel der Colonie; doch liefern die einst so unermesslichen reichen Goldfelder alljährlich einen Minderertrag, und die früher allein herrschende Vieh-, besonders Schafzucht wird durch den an wachsender Ausdehnung gewinnenden Ackerbau immer mehr zurückgedrängt. Man hat alle europäi-



Melbourne hat vier Theater. In der mächtig aufblühenden Stadt haben sich in den letzten Jahren fast alle Gewerke niedergelassen, deren Arbeiten der civilisirte Mensch zur Erhaltung und Verschönerung des Lebens bedarf. Hierzu gesellen sich, insoweit es die hohen Arbeitslöhne einigermaßen gestatten, Fabriken mancherlei Art. (Richard Oberländer im: Ausland 1874, Nr. 51, S. 1014—1015.)

Die beiden anderen Colonien S.- und W.-Australien sind bei weitem nicht so wichtig wie jene im L. des Continents, wie schon aus ihren Bevölkerungsziffern hervorgeht. S.-Australien hat einen Flächenraum von 985,719 □ Km., welchen 210,442 (Ende Juni 1876: 215,332) Menschen bewohnen; in W.-Australien gibt es aber gar bloß 26,709 Köpfe auf dem enormen Areal von 2,527,281 □ Km. Indes ist S.-Australien, welches mit Vorliebe von deutschen Auswanderern aufgesucht wird, in sichtlichem Aufschwunge begriffen, Dank dem Reichthum der dort gedeihenden Producte; die Colonie ist eines der ersten Weizenländer der Welt und ihre Schafwolle ausgezeichnet; zudem gedeihen Fruchtbäume, Oelpflanzen, Tabak und Wein ganz vorzüglich. Die Hauptstadt der Colonie, Adelaide am Torrensflusse, unweit von dessen Mündung in den St. Vincent-Golf, zählt mehr denn 27,000 Einwohner, darunter viele Deutsche. Die übrigen Niederlassungen und Städte sind noch nicht ansehnlich genug, um sie im Gedächtnisse zu behalten. W.-Australien dagegen ist noch sehr, sehr zurück; als Verbrechercolonie gegründet findet jetzt nur noch eine beschränkte Deportation dahin statt. Die Hauptstadt der Colonie nennt sich Perth und zählt 5000—6000 Einwohner.

Die Insel Tasmanien, früher Vandiemenland, gleichfalls als Verbrechercolonie angelegt, erfreut sich einer ruhigen fortschreitenden Entwicklung und zählt (am 31. Dezember 1875) eine Bevölkerung von 103,663 Köpfen auf 67,900 □ Km.; ihre blühende, modern und geschmackvoll erbaute Hauptstadt Hobarttown, welche schwunghaft den Robbenschlag und Walfischfang betreibt, hat über 20,000 Einwohner. Auch hier ist Wolle der Hauptausfuhrartikel, doch bringt die Insel nebstbei Getreide, Südfrüchte und Holz in genügender Menge hervor, um einen Export dieser Dinge zu gestatten.

### §. 3. Melanesien.

Unter dieser Bezeichnung verstehen wir alle Inseln und Inselgruppen von Neu-Guinea im W. bis zu den Viti-Inseln im O., das heißt das vorherrschend von Papuas bewohnte Gebiet. Den Reigen eröffnet die große, im



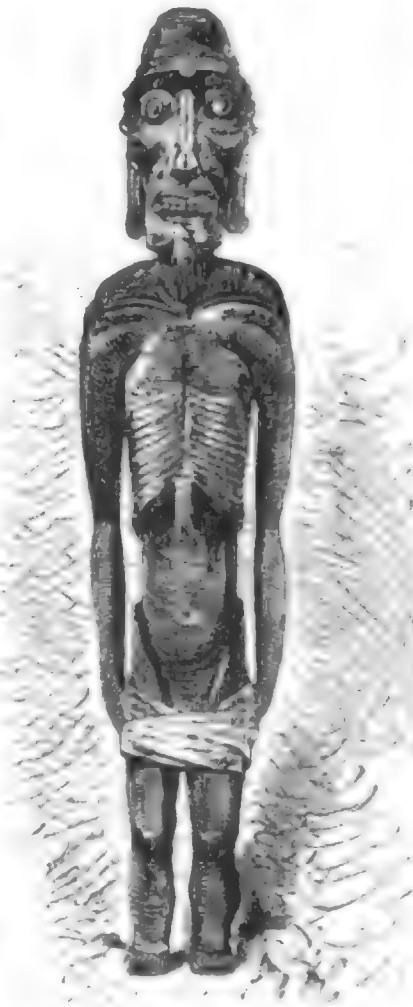
Inneren noch so wenig erforschte Insel Neu-Guinea, mit dem Louisiaden-Archipel im O. und dem Neu-Britannia-Archipel im N. Darauf folgen, immer in östlicher Richtung mit Abbiegung gegen S., die Gruppe der Salomons-Inseln, Santa Cruz oder der Königin-Charlotte-Inseln, die Neuen Hebriden, die von den Franzosen besetzten Loyalty-Inseln und Neu-Caledonien, endlich die Viti-Gruppe. Es liegt dem Zwecke dieses Buches fern, eine Schilderung aller dieser Eilande zu geben, wobei unzählige Wiederholungen einzelner Details den Leser ermüden würden. Wir begnügen uns vielmehr, eine Auswahl solcher uns wichtig dünkender Punkte zu treffen, daß dadurch ein in seinen allgemeinen Umrissen richtiges Bild der Südsee-Eilande und ihrer Bewohner gewonnen werde.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir uns mit den Papuas — ihr Name gründet sich auf das malayische papuwah „kraushaarig“ — näher befassen, obwohl fast über keine Race die Ansichten der Gelehrten weiter auseinander laufen. Alfred Russel Wallace, Carl Sempér, Adolf Bernhard Meyer, um nur einige der neuesten Forscher zu nennen, vertreten fast jeder eine andere Ansicht, und wird es voraussichtlich noch längerer Zeit und genauerer Untersuchung bedürfen, ehe eine leidliche Uebereinstimmung gewonnen wird. Nach Wallace ist die Hautfarbe der Papua tief schwarzbraun oder schwarz; sie erreicht zwar nie das Kohlschwarz einiger Negerracen, nähert sich aber demselben manchmal. Sie variiert in der Tinte jedoch mehr als die des Malayen und ist manchmal dunkelbraun. Der treffliche Dr. A. B. Meyer betont dagegen ausdrücklich die große Verschiedenheit der Hautfärbung, welche die Uebergänge von den hellen Farbtönen der Malayen zu denen wirklich schwarzer Neger aufweist. (A. B. Meyer. Anthropologische Mittheilungen über die Papuas von Neu-Guinea. Wien 1874. 8°. S. 15.) Das Haar ist sehr eigenthümlich rauh, trocken, gekräuselt, wächst in kleinen Büscheln oder Locken, welche in der Jugend sehr kurz und compact sind, aber später zu einer beträchtlichen Länge auswachsen und die feste gekräuselte Frisur bilden, in welcher des Papua Stolz und Ruhm besteht. Das Gesicht ist mit einem Barte von derselben krausen Art wie das Kopshaar geschmückt. Arme, Beine und Brust sind mehr oder weniger mit Haaren gleicher Art bekleidet. In seiner Statur übertrifft der Papua entschieden den Malayen und ist dem Durchschnitts-Europäer vielleicht gleich oder selbst überlegen. Die Beine sind lang und dünn, die Hände und Füße größer als bei dem Malayen. Das Gesicht ist etwas verlängert, die Stirn flach, die Brauen sehr hervorstehend, die Nase groß, ziemlich gebogen und hoch, die Nasenbasis derselben dick, die Nasenlöcher breit und die Oeffnungen derselben hinter der verlängerten Nasenspitze verborgen; der Mund ist groß, die Lippe dick und aufgeworfen. Das Gesicht hat daher in Folge der großen Nase im Ganzen ein mehr europäisches Aussehen, als das des Malayen; und die eigenthümliche Form dieses Organes, die hervorstehenden Brauen und der Charakter des Haares auf dem Kopf, im Gesicht und auf dem Körper setzen uns in den Stand, die beiden Racen auf einen Blick zu unterscheiden.

Die moralischen Charakteristiken des Papua scheinen ihn ebenso deutlich vom Malayen zu unterscheiden, wie seine Gestalt und Gesichtszüge. Er ist impulsiv und demonstrativ in Sprache und Handlungen. Seine Erregungen und Leidenschaften drücken sich im Schreien und Gelächter, im Geheul und ungestümen Sprüngen aus. Frauen und Kinder nehmen Theil an jeder Unterhaltung und scheinen bei dem Anblick von Fremden und Europäern wenig beunruhigt. Wallace beurtheilt den Intellect des Papua; er hält ihn dem Malayen gegenüber hierin überlegen und setzt seine thatsächliche Inferiorität auf Rechnung des mangelnden tieferen Einflusses von Seite höher gebildeter Racen, mit denen der Malayen zu wiederholten Malen verkehrt hat. Schließlich faßt er sein Urtheil zu folgender treffenden Charakteristik zusammen. „Der Malayen ist blöde, kalt, in sich geschlossen



entrichtet, noch zeichnet er sich vor den anderen Bewohnern durch besseren Schmuck oder eine schönere Wohnung aus. Ein großer Fortschritt des Papua gegenüber seinem auf der untersten Culturstufe stehenden Nachbar, dem Australier, ist der Handel. Derselbe beschränkt sich zwar in Neu-Guinea nur auf einzelne Rohproducte, welche von den Bewohnern aus dem Innern geholt und an malanische Kaufleute hintangegeben werden; er trägt aber wesentlich dazu bei, den Papua für gewisse Bedürfnisse des Lebens empfänglich zu machen. In jenen Gegenden, wo der Tauschhandel in größerem Umfange betrieben wird, bekleiden sich die Einwohner mit Kleidungsstücken aus Stattan und haben, wenn auch ziemlich oberflächlich, den Islam angenommen. Ein anderer nicht minder wesentlicher Vorzug des Papua gegenüber dem Australier ist ein ziemlich entwickelter Formensinn, welcher sich in der plastischen Nachahmung verschiedener Gegenstände kund gibt. Wir finden beim Papua eine Reihe von geschnittenen Figuren, welche sowohl Menschen als Thiere repräsentiren. Die Darstellung der ersteren ist allerdings höchst primitiv und sonderbar; überall zeigt sich ein im Verhältnisse zu den übrigen Körpertheilen auffallend großer Kopf, eine dicke große Nase, und ein unförmlich großer Mund. In Betreff der religiösen Anschauungen der Papuas sind wir wenig unterrichtet, doch scheinen dieselben eine bestimmte Form zu besitzen. Wenigstens finden sich größere Gebäude von eigenthümlicher Form, welche nichts anderes als Tempel sein können, sowie Figuren verschiedener Art, denen gewiß irgend welche religiöse Vorstellung zu Grunde liegt. In einigen



Ein Göthe von der Osterinsel.

Theilen von Neu-Guinea begegnet man einer bestimmten Idee von einem höchsten Wesen, das über den Wolken wohnend gedacht wird. Von Fällen des Cannibalismus wird zwar unter den Papuas berichtet, diese sind aber nicht hinlänglich verbürgt und beruhen wahrscheinlich auf Verwechslungen. Festlichkeiten kommen bei verschiedenen Gelegenheiten vor, so bei Hochzeiten, Begräbnissen. Eine Hauptrolle spielen dabei Musik und Gesang. Erstere wird in der Regel mittelst einer Trommel gemacht, letzterer besteht in dem lärmenden Absingen von Liedern. Gleich anderen Naturvölkern haben die Papuas ihren Nationaltanz, zu dem sie sich eigenthümlich schmücken. (F. Müller. Allgemeine Ethnographie. S. 100 bis 110.)

Unter den Inselgebilden des pacifischen Oceans fesselt, vom geographischen Standpunkte, keines die Aufmerksamkeit mehr, als Neu-Guinea, dessen Inneres noch zum größten Theile völlig unbekannt ist. Bei den Schwierigkeiten, welche die Natur des Landes und die Rohheit seiner Bewohner bereiten, ist es noch nirgends gelungen, in das Innere einzubringen, ja selbst die Küsten sind zum Theil immer nur noch unvollkommen bekannt, und wenn das auch jetzt von der W.-Küste, der nördlichen bis zum Telot-Vinhu im O. und der südlichen zwischen dem Papuagolf und Cap East nicht mehr so gilt, wie früher, so sind doch die Reste der N.- und S.-Küste, und vor Allem die O.-Küste, sehr ungenau erforscht und höchstens von den Borden der Schiffe aus gesehen.

Unter solchen Umständen muß Neu-Guinea für einen der am wenigsten bekannten Theile der Erde gelten.

Die Hauptrichtung des Landes geht von NW. nach OSD.; die größte Länge in dieser Richtung beträgt über 500, die größte Breite (in 142° östl. L.) 160 Km., der Flächeninhalt mit den umherliegenden Inseln über 15,800 □Km. Was wir über Natur und Bildung des Landes wissen, bezieht sich wesentlich nur auf einige bekannter gewordene Punkte der N.- und W.-Küste. Aber allenthalben enthält das Innere Gebirge, und zwar darunter von solcher Höhe, daß sie die aller Berge der indischen Inseln, Australiens und der übrigen Inseln des Oceans übertreffen und die höchsten Erhebungen zwischen Himalaya und Cordilleren bilden. Dabei scheinen es mehrere von einander getrennte Gebirgsländer zu sein, und fehlt es nicht an ausgedehnten Ebenen; der SW.-Theil des Landes ist ein größeres Tiefland. Die Gesteine der Berge sind wahrscheinlich größtentheils ältere sedimentäre Felsarten, namentlich Schiefer aller Art, von älteren eruptiven Gesteinen durchbrochen, und aus denen ohne Zweifel das Gold kommt, das sich in Alluvionen an der S.-Küste, und wahrscheinlich auch in anderen Theilen des Landes findet; an der W.-Küste treten auch jüngere Sedimentgesteine (der Jurabildung), vulcanische Gesteine nur auf der südlichen Seite der östlichen Halbinsel und (mit thätigen Vulkanen) auf den Inseln der N.-Küste auf.

Der Boden ist fast allenthalben von großer Fruchtbarkeit, und selbst in seinem jetzigen Zustande das Land reich an schätzbaren Naturproducten. Alles ist mit dichten Urwäldern bedeckt, gegen welche die sparsamen, von den Einwohnern angebauten Stellen verschwinden; größere Stellen mit Grasvegetation ohne Bäume sind wahrscheinlich nicht häufig. Diese Wälder haben von jeher die Beobachter in Verwunderung gesetzt; die oft colossalen Bäume, mit Lianen bedeckt und durch sie verbunden, reichen bis in das Meer hinaus und hängen über seine Wellen, der dichte Schatten der Blätter hält die Sonnenstrahlen wirksam ab, und daher fehlen niedrige krautige Pflanzen sehr. Der Charakter dieser Vegetation ist im Wesentlichen ganz der indische, und nicht wenige Pflanzen Neu-Guinea's sind mit molukischen identisch oder doch ihnen nahe verwandt; allerdings zeigt in den Ebenen des S.-Theils das stärkere Auftreten der Akazien und anderer Pflanzen die Nähe Australiens an, aber es ist auffallend, daß noch auf den Inseln der Torresstraße die Vegetation den indischen Charakter so rein und unverändert bis an die südlichsten dieser Inseln behält, die mit ihren dichtbelaubten, schattigen Wäldern merkwürdig gegen die lichten, schattenarmen Eucalyptenwälder der Inseln des Prinzen von Wales abstechen. Allein bei aller Schönheit dieser Wälder sind sie doch nicht so abwechslungsreich, wie man glauben sollte, und die Verschiedenheit der Bäume unter einander nicht so groß, wie in den westlichen indischen Inseln. Zu den vorherrschenden Pflanzenfamilien gehören Farren, die überall ebenso häufig, als verschiedenartig sind, dann Aroideen, Cyperaceen, Gräser, Palmen in über zehn Arten, Orchideen, die sehr verbreitet sind, Laurineen, zu denen der Baum gehört, der die Massoirinde, einen Haupthandelsartikel des Landes, liefert (eine Art Cinnamomum), Loranthaceen, Bignonien, Apocynaceen, Sapoteen, Synanthhereen, Rubiaceen, Myrtaceen, Rhizophoreen an allen Küsten in größter Fülle, Myristiceen, die für den Verkehr von besonderer Bedeutung sind, Leguminosen, doch nicht von solcher Verschiedenartigkeit, als man erwarten sollte, Cucurbitaceen, Euphorbiaceen, Urticaceen, Meliaceen, besonders häufig und mannigfaltig Arten von Ficus.

Die Fauna Neu-Guinea's hängt mit der der Molukken und des nördlichen Australien eng zusammen, und ist namentlich von der des letzten Landes viel weniger geschieden, als die Flora. Mammalien scheint es überaus wenig zu geben; man kennt ihrer nur zwischen zwanzig und dreißig Arten, sie sind bis auf einige Fledermäuse und Nagethiere, einen Paradoxurus, einen Sciurus und einige Schweinearten (vielleicht auch den Babirusa), alles Beuteltiere, von denen jedoch nur eines sich auch in Australien findet, die übrigen theils dem molukischen Geschlecht Cuscus angehören, theils eigenthümliche Geschlechter bilden, wie das auf Bäumen lebende Känguru (*Dendrolagus*). Mehr noch als in den Mammalien tritt die Verwandtschaft mit N.-Australien in den Vögeln hervor, die überhaupt den ausgezeichneten Theil der Fauna des Landes bilden. Kein Theil der Erde, einige Gegenden S.-Amerika's vielleicht abgerechnet, kommt an Schönheit und Eigenthümlichkeit der





An der NW.-Spitze Neu-Guinea's liegt die Gruppe der Papua-Inseln, größtentheils hohe, bergige, steil aufsteigende und mit dichten Wäldern bedeckte Eilande, darunter besonders zwei größere, Waigiu und Salawati, denen sich noch eine dritte, Misol, die gewöhnlich nicht dazu gerechnet wird, ihrer gleichartigen Beschaffenheit halber anreihen läßt. Am anderen östlichen Ende deutet der Louisiaden-Archipel eine Verlängerung Neu-Guinea's an; er besteht aus einer großen Anzahl von Inseln, unter denen nur drei größere, fast alle von Barriereriffen umgeben, theils Lagunengruppen, wie denn auch die Menge der Korallenriffe die Fahrt zwischen diesen Inseln sehr gefährlich macht. Der nördlich liegende Neu-Britannia-Archipel zerfällt zunächst in zwei große und eine kleinere, nahe bei einander liegende Inseln, an die sich zwei kleine Gruppen, die französischen und die hibernischen Inseln anschließen; im weiteren Sinne gehört noch zu Neubritannien der kleine Archipel der Admiralitäts-Inseln. Die einzelnen Eilande sind übereinstimmend nur schmal bei großer Länge, bis auf wenige kleine hoch und gebirgig und mit dichten Wäldern bekleidet — imposanten Wildnissen, die von der Feuchtigkeit des Klima's wie von der Fruchtbarkeit des Bodens Zeugniß ablegen. Fauna und Flora zeigen offenbare Verwandtschaft mit jenen Neu-Guinea's und der Molukken. Fast die gleiche Beschaffenheit besitzen die zahlreichen Inseln der Salomonsgruppe, welche in zwei parallelen Reihen so geordnet sind, daß die östliche früher im N. beginnt, allein im S. eher aufhört, während die westliche viel weiter nach S. reicht; man unterscheidet darunter sieben besonders große, von denen vier in der östlichen, drei in der westlichen Reihe liegen. Ein nicht allzu breiter Canal trennt die südlichen Salomonen von den Königin Charlotte-Inseln, zusammen sieben meist kleinere, außer einer Gruppe flacher Korallen-Inseln. Bis auf die nördlichsten sind sie alle hoch, die Berge aber nicht bedeutend; keiner scheint die Höhe von 1000 M. zu erreichen. Obwohl diese Eilande mit Ausnahme der einzigen Wanikoro zu den am wenigsten bekannten des Oceans gehören, weiß man doch, daß ihr Gestein vorherrschend vulcanischer Natur ist und eine derselben einen thätigen Feuerberg besitzt. Die Zahl der südlich benachbarten Neuen Hebriden läßt sich genau nicht angeben; sehr bedeutender zählt man zwei, von mittlerer Größe sind elf, kleinere vierzehn, außerdem der Inselchen und Felsen noch viele. Der Anblick der Neuen Hebriden ist überaus malerisch und anziehend; die fast jederzeit hohen, steilen Küsten begrenzt ein tiefes, im Ganzen gefahrloses Meer; Korallenriffe finden sich nur an einzelnen Stellen, nicht ausgedehnt

und einzig in der Form der Küstenriffe. Wie alle Inseln, die der Barrierenriffe entbehren, haben sie wenig Häfen, man kennt deren nur 2—3 gute. Das Innere ist stets bergig, doch übersteigen die höchsten Spitzen selten 1500 M.; aus dem Vorkommen thätiger, noch häufiger erloschener Vulcane läßt sich auf den vulcanischen Ursprung dieser Gruppe schließen; auch werden die überaus heißen Inseln oft von zerstörenden Erdbeben heimgesucht. Fauna und Flora schließen sich noch enge an die indische an, letztere jedoch hauptsächlich nur auf den nördlichen Inseln; in den südlichen dagegen zeigt sich mit den indischen Elementen gemischt ein anderes, der neuseeländischen Flora angehöriges, das in dem Auftreten charakteristischer Pflanzenformen, wie *Dammara* und *Podocarpus*, *Syngenesisten*, *Farren*, endlich des Sandelholzes sich äußert und zugleich die Verwandtschaft mit den Floren von Neu-Caledonien und Viti erklärt. (Nach Meinicke. Die Inseln des Stillen Oceans.)

Von allen Archipelen Melanesiens ist Neu-Caledonien, welcher außer der großen, diesen Namen tragenden und durch ihre Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt auffallenden Insel, noch die kleinen am N.- und S.-Ende derselben und die Gruppe der Loyalty umfaßt, der bedeutendste und für die Europäer wichtigste. Neu-Caledonien bildet seit 24. September 1853 einen Theil der oceanischen Besitzungen Frankreichs, dessen in Port de France oder Numea residirender Gouverneur unter dem Generalgouverneur von Oceanien steht, und wird als Strafcolonie benützt, wohin sowohl gemeine Verbrecher als in letzterer Zeit auch die verurtheilten Communarden deportirt wurden.

Die etwa 16,500 □ Km. große Insel erstreckt sich in der Richtung von NW. nach OSE., ist 40—60 Km. breit und von gefährlichen Korallenriffen und Sandbänken eingeschlossen. Der Boden im Innern ist fruchtbar, das Klima mild und den Europäern sehr zuträglich, die Berge sind dicht bewaldet, der Zugang zu denselben aber gefährlich, und die Anpflanzungen, die nicht geschützt liegen, werden durch häufige Stürme heimgesucht. Nach den Berichten eines Engländers gedeiht indeß das auf Neu-Caledonien einheimische Zuckerrohr ganz vorzüglich. Weniger günstig steht es mit der Baumwollencultur. Kaffee gedeiht überall gut, und mit Zucker zusammen wird er auf den Pflanzungen am großen Fluß gebaut. Mais kommt prächtig fort, und mit der Reiscultur sind günstige Versuche an der O.-Küste unternommen worden. Besonders geeignet zur Reiscultur sind die Stellen, wo die Eingebornen ihren Taro (*Arum esculentum*) pflanzten. Unter den Mineralien ist Neucaledonien reich an Gold, noch mehr aber an Nickel, einem bisher noch immer verhältnißmäßig seltenen Metall, d. h. es gibt nur wenige Punkte auf der Erde, wo seine Erze in so reichlicher Menge vorkommen, daß sie mit entsprechendem Vortheil bergmännisch zu gewinnen sind. Die wichtigsten, bislang in Arbeit genommenen Nickelminen Neucaledoniens befinden sich auf der O.-Küste der Insel, und darunter sind wieder die Vallardmine in Onilaw und die in Skannala die bedeutendsten. Auf der Insel mögen sich gegen 30,000 Eingeborene befinden, und die Männer, musculös und folgsam, arbeiten mitunter für 40 Pi. den Tag über. Die eingeborenen Neucaledonier haben den Franzosen seinerzeit tapferen Widerstand entgegengesetzt und sind auch in der That keine zu verachtenden Gegner. Sie huldigen der Anthropophagie; es fehlt ihnen nicht an Feuerwaffen, ihre Haupttaktik besteht aber in Ueberfällen aus schlaun gelegten Hinter-

halten. Einige Stämme sind jetzt noch an 2000 Seelen stark, doch ist auch hier, wie überall, wo Oceanier mit Weißen freundlich oder feindlich zusammentreffen, eine rasche Abnahme der Bevölkerung bemerkbar. Verschiedene Ursachen treffen auf Neu-Caledonien zusammen, um diese Abnahme zu beschleunigen: die Eingebornen sind unter sich so streitsüchtig und grausam wie gegen Fremde; die Polygamie begünstigt den Haß der Familienmitglieder unter einander, die weiblichen Geburten sind weit geringer als die männlichen, diese aber durch Krieg, Trunksucht und einheimische wie importirte Laster dem rascheren Untergang unterworfen; Schmutz und Mangel an gesunder Wohnung und Kleidung begünstigen die Brustkrankheiten, Schwindsucht und ähnliche Uebel, welche zahlreiche Opfer fordern. Das Klima ist mild, aber feucht, und die physische Widerstandskraft der Oceanier bei ausbrechenden Seuchen gering. Viel mag dazu auch der Mangel an animalischer Nahrung beitragen. Die Missionäre suchen die Eingebornen durch Geschenke von Fleischspeisen anzulocken, aber es kommt vor, daß die Insulaner plötzlich wieder lau werden, wenn die Speisung ausbleibt. So antwortete ein solcher auf Befragen des Missionärs, warum er nicht zur Kirche gekommen sei: „Du hast mich das letztemal mit der Fleischzahlung warten lassen.“ Das Verhältniß zwischen Eingebornen und Colonisten hat sich bisher trotz der Pacificirung der Insel als mißlich erwiesen; man traut einander nicht über den Weg, und die Colonisten haben es bisher nicht verstanden sich die Insulaner als Arbeiter durch gute Kost, Lohn und menschliche Behandlung dienstbar zu machen.

Die nahen, gleichfalls französischen Loyalty-Inseln, deren etwa 15,000 Eingeborne mit jenen Neu-Caledoniens zweifelsohne verschwistert sind, darf man als ziemlich christianisirt bezeichnen; sie sind durch protestantische Glaubensboten gewonnen worden, wie denn auch in Neu-Caledonien die meisten Ansiedler sich zur evangelischen Kirche bekennen.

#### §. 4. Mikronesien.

Nördlich vom Aequator, zwischen Neu-Guinea und den S.-Rüsten Japans ist der große Ocean mit einem Schwarme unzähliger kleiner Inseln erfüllt, welche zum Theile mit den Eilanden Melanefien parallel ziehend einen zweiten, äußeren Inselgürtel um das australische Festland darstellen. Wegen ihren auffallend geringen Dimensionen nennt man sie Mikronesien, und zerfallen dieselben in drei Archipele. Der östliche gliedert sich wieder in zwei Abtheilungen, welche die Geographen die Gilberts- und die Marshall-Inseln nennen; auf ihn folgt im W. der große Archipel der Carolinen, zu welchem auch die Pelew- oder Palau-Inseln, auch westliche Carolinen genannt, gehören, und nördlich von diesem der der Ladronen oder Marianen, an den sich nördlicher noch eine Zahl von kleinen Inseln und Gruppen anreicht, von denen die bedeutendste jene der Bonin-Inseln ist; sie werden auf manchen Karten mit dem Namen der Magalhães-In-

Inseln und des Anson-Archipels bezeichnet und sind zum größten Theile unbewohnt. Die anderen Gilande werden von dem hellfarbigen Menschenstamme bevölkert, welcher sich auch über Polynesien erstreckt und zu den Papua Melanesiens in schroffem Gegensatz steht.

Der Archipel der Marshall- und Gilbert-Inseln, auch Mulgrave-Archipel genannt, erstreckt sich von 12° n. Br. bis 3° s. Br. östlich von den Carolinen in der Richtung von NW. nach SO., und wird durch eine breite Straße in zwei Theile geschieden, von denen der nördliche den Namen der Marshall-Inseln trägt, während der südliche Gilbert-Inseln, von den Walfischfahrern aber Kingmill-Inseln genannt wird. Die Marshall-Inseln zerfallen dann wieder in zwei Abtheilungen: in die westliche, Ralik, in die östliche, Ratak. Von allen diesen Inseln, zusammen 46, sind die acht kleinsten flache, von Riffen umgebene Koralleninseln; alle übrigen Lagunengruppen.

Die Vegetation ist zwar üppig, steht aber an Fülle und Mannigfaltigkeit derjenigen der Carolinen nach, und nimmt in den Marshall-Inseln gegen N. immer mehr ab und verflümmert. Das nützlichste Gewächs ist der Pandanus, der in mehr als zwanzig Abarten vorkommt und auf vielen Inseln das Hauptnahrungsmittel ausmacht. Die Frucht wird in Gruben gebacken und so gegessen; auch bereitet man daraus ein unter dem Namen Mogan bekanntes Confect. Dem Pandanus zunächst steht die Cocosnuß, die nicht nur Trank, Speise, Del und Gefäße, sondern auch Bast zu Schnüren und Seilen liefert. Ohne die Fasern dieser Nuß würden die Eingebornen nicht an Schifffahrt denken können. Der Brodfruchtbaum ist nicht überall gemein, und findet sich nur in den feuchten Niederungen der bewohnten Inseln. Aus der Pia-Wurzel (*Tacca pinatifida*) wird ein nahrhaftes Mehl gezogen. Auf vielen Inseln trifft man auch mehrere Arten Arum und den Pisang an und wird Yam gebaut. Ueberdies liefern einige Hibiscusarten ein starkes Bast. Landsäugethiere gab es auf den Inseln gar nicht; die eingeführten Ziegen, Schweine und Katzen haben sich zahlreich vermehrt, sind aber verwildert. Außer Hühnern kommen bloß Wald- und Wasservögel, doch nicht in großer Mannigfaltigkeit, vor. Unter den Amphibien sind die Seeschildkröten, unter den Fischen zwei Arten giftiger Rochen von ungeheurer Größe zu erwähnen. Fliegende Fische und Haifische sind häufig. Die Mannigfaltigkeit ein- und zweischaliger Muscheln ist sehr groß, darunter das Tritonshorn, das als Trompete dient, und die Perlmutter, die zu Messern geschärft wird. Trepan ist in Menge vorhanden. Die Bevölkerung dieser Inseln ist in der nördlichen Abtheilung, deren 30 Inseln kaum 10,000 Einwohner haben mögen, weniger stark als auf den Gilbert-Inseln, die wahrscheinlich über 40,000 Einwohner zählen, und daher nicht bloß die am dichtesten bewohnten des ganzen Oceans sind, sondern überhaupt zu den am stärksten bewohnten Theilen der Erde gehören. Man möge nur bedenken, daß das bewohnbare Land auf diesen Inseln zusammen höchstens 100 Qkm. beträgt. Die Bewohner sämtlicher Inseln gehören den Mikronesiern an; doch bestehen zwischen ihnen große Verschiedenheiten. Die Bewohner der Gilbert-Inseln sind stark kupferfarbig, die der übrigen Inseln von hellerer Hautfarbe.

Die Carolinen, zwischen Neu-Guinea im S. und den Ladronen im N., erstrecken sich durch 30 Längengrade oder fast 3000 Km. von W. nach O. Durch zwei breite Canäle werden sie in drei Abtheilungen geschieden, deren westlichste unter anderem die größte aller Lagunengruppen des



Archipels, nämlich die Palau-Inseln umfaßt. Nordöstlich von diesen folgt die kleine Gruppe Lamoliork (Matelotas) und dann die größere hügelige Insel Yap. Die mittlere Abtheilung enthält die größte Anzahl Gilande, und mit einer einzigen Ausnahme sind es sämmtlich Laguneninseln. Ruuk oder Hogolu ist die merkwürdigste der ganzen Abtheilung; sie besteht aus einem Lagunenriff von 185 Km. Umfang, in dessen Lagunen sich wiederum einige gebirgige Inselchen ausbreiten. Die meisten Carolinen sind niedrig; die hohen Inseln aber vulcanischer Natur und voll steiler zackiger Berge. Das Klima ist gesund und wird durch erfrischende Winde gemäßigt.

Die Cocosplume, der Pandang und der Bifang sind über alle Inseln verbreitet; sonst findet man auf den hohen Inseln die Arecapalma, das Vambu, den Gewürznelkenbaum, die Orange, das Zuckerrohr, die Betelstaude, süße Bataten und Arum oder Taro verschiedener Arten (*Arum esculentum*), wogegen man auf den niedrigen Inseln vorzugsweise den Brotfuchtbaum (*Artocarpus incisa* L.) antrifft, welcher dort ebenso die alleinige Nahrung bildet wie auf den Gilanden die Tarowurzel. Die Bewohner der Carolinen, etwa 28—30,000 Köpfe, gehören dem malayo-polynesischen Menschenstamme an, sind groß und stark gebaut, von nußbrauner Hautfarbe auf den östlichen, von dunkelkupferfarbiger auf den Palau-Inseln. Alle lassen ihr krausgelocktes Haar lang wachsen und schlagen es hinten dicht am Kopfe in eine Locke. Auf den westlichen Inseln haben die Eingebornen in Folge des Betelkauens in der Regel ganz schwarze, auf den östlichen meist sehr schöne weiße Zähne. Die Bekleidung beschränkt sich auf das Nothdürftigste; das Tättowiren ist allgemein und in dem durchbohrten Nasenbein pflegt man wohlriechende Blumen, in den Ohren einen Schmuck von Schildpatt oder auch andere Gegenstände, z. B. Cigarren, Messer u. s. w. zu tragen.

Die westlichen Carolinen oder Palau hat ein deutscher Gelehrter, Prof. Dr. Carl Semper, während eines zehnmonatlichen Aufenthaltes erforscht und uns mit den dort herrschenden sehr eigenthümlichen Sitten vertraut gemacht. Heute noch wie vor neunzig Jahren ist Mugul = schlecht der Ausdruck für etwas nach dem conventionellen Sittlichkeitscodex der Inseln Verwerfliches; denn so locker in geschlechtlicher Beziehung die Sittlichkeit ist, so festbegründet ist in dem durchaus aristokratischen Staatswesen die Etiquette. Es belauscht z. B. nie ein Mann die Weiber im Bad; ähnlich erzählt Semper, daß seine einheimischen Begleiter, als er mit ihnen an einem Wasserbecken vorbeikam, in welchem Weiber badeten, einen Warnungsruf ausstießen. Es ist deshalb auch der Badeplatz der Frauen der sicherste und beliebteste Ort für heimliche Zusammenkünfte. Zum Glück dauert auf diesen Inseln die Toilette der Damen nicht lange. Die Weibertracht besteht sehr einfach aus zwei Blatterschürzen, welche von den Hüften bis zum Knie reichen, seitlich offen sind und durch einen Gürtel zusammengehalten werden. Zum guten Tone gehört auch, daß sich Männer niemals mit ihren rechtmäßigen Frauen zusammen auf der Straße oder in fremden Häusern sehen lassen, doch gelten diese Sitten nur bei ihnen, Fremden lassen sie die größte Freiheit, und so konnte Semper sich nicht retten vor Damenbesuchen, welche sein Schlafzimmer und Bett occupirten, sich bewirthen ließen und seine Sachen musterten. Eine Häuptlingsfrau, welcher Semper seinen Hut, dessen Bau dieselbe sehr zu interessiren schien, im Scherze aufgesetzt hatte, wurde im höchsten Grade erzürnt; es sei „Mugul“ für eine Eingeborene, den Kopf zu bedecken; ein andermal wurde ein Häuptling im höchsten Grade erzürnt, weil Semper ihn direct nach seinem Namen gefragt hatte; und dann war er wieder Zeuge einer heftigen Scene zwischen dem König oder Häuptling und einem spanischen Mestizen Gonzalez, weil dieser den König in der Sprache des gemeinen Volkes angeredet hatte. Es muß nämlich hier, wie auf Java und in andern malayischen Städten, der niedriger Stehende den Höheren in der feinen Sprache anreden; der Vornehme bedient sich dagegen umgekehrt der gewöhnlichen Volkssprache. Auch einen Orden kennen die Palau-Inulaner. Der König hat allein



das Recht ihn zu verleihen, er kann ihn auch dem in Ungnade Gefallenen wieder abnehmen. Er heißt „Kilt“ und ist der erste Halswirbel (Atlas) des Tugong, der indischen Seekuh (halicore). Das Anlegen des Ordens ist wie das Abnehmen eine grausame Procebur; mit Gewalt wird die Hand durch das enge Loch gepreßt, dabei geht oft ein Finger verloren, die Haut wird jedesmal mit fortgerissen. Der Orden wird von Seefahrern durch den Staat gegen Treppang angekauft. Ueber die unter beiden Geschlechtern zwischen Altersgenossen bestehenden Gilden und Genossenschaften (Clöbbergöls) hat Semper zuerst umfassende Mittheilungen gegeben. Die öffentlichen Arbeiten der Clöbbergöls der Männer sind folgender Art: 1) Dienst im Kriege, zu Lande wie zu Wasser; 2) Frohnarbeiten bei Gelegenheit der Abhaltung aller öffentlichen Feste ohne Unterschied; 3) das Bauen der Häuser, in welchen die Clöbbergöls leben; 4) das Nähen der Segel zu ihren Kriegsböten; 5) das Fangen gewisser Fische, vorzüglich der mächtigen Rochen. — In ganz ähnlicher Weise, wie die Männer, bilden auch die Weiber ihre Genossenschaften, die wie bei jenen ihre Anführer haben und die denen der Männer gegenüber die Rechte einer anerkannten Corporation besitzen, ohne freilich an den öffentlichen Arbeiten und am Kriege theilnehmen zu müssen, oder ihre Mitglieder zum Bewohnen gemeinschaftlicher Häuser zwingen zu können. (Carl Semper. Die Palau-Inseln im Stillen Ocean. Reiseerlebnisse. Leipzig 1873. 8<sup>o</sup>.)

Auch der dritte Archipel Mikronesiens, die Marianen, Ladronen- oder Diebsinseln werden durch eine breite Straße in zwei Abtheilungen geschieden und bilden vom 13.<sup>o</sup> bis zum 21.<sup>o</sup> n. Br. eine von N. nach S. gestreckte Reihe von 15 Inseln mit einem Flächengehalt von zusammen 1050 □ Km., welche nur von 5—6000 Menschen bewohnt werden und unter spanischer Herrschaft stehen. Der vom Generalcapitän in Manila abhängige Gouverneur wohnt in Agaña auf Guajan oder Guam, der 2000 Einwohner zählenden Haupt- und einzigen Stadt der Colonie, welche als Verbannungsort dient. Die flachen Küsten der südlichen Inseln sind mit Korallenriffen umgeben, hinter denen gute Häfen liegen, und ihr Boden ist überaus reich, fruchtbar und durch zahlreiche Bäche gut bewässert. Die nördlichen Eilande sind dagegen im Verhältnisse zu den südlichen unfruchtbar und arm an Pflanzen: aber voll jactiger pittoresker Berge, die jedoch die Höhe von 1000 M. nicht zu übersteigen scheinen, und durchaus vulcanisch. Neben erloschenen gibt es noch thätige Feuerberge, die Küsten sind hier steil und hoch, ohne Risse und Gefahren, aber auch ohne Häfen. Nach den Forschungen der Challenger-Expedition befindet sich südwestlich der Ladronen-Gruppe eine der tiefsten Stellen des Oceans; der „Challenger“ machte dort in 11° 24' n. Br. und 143° 16' ö. L. v. Gr. die tiefste Sondirung der ganzen Reise, nämlich 4575 Faden. Im W. von den Marianen und des Bonin-Archipels findet sich eine tiefe, durchschnittlich 2400 Faden messende Furche des Meeresbodens, welche zwischen die sonst fast gleich tiefen Gewässer der Marianen und Carolinen hinzieht. Tiefwasser von 2300 bis zu 2500 Faden hält auch bis nahe bei Japan an.

## §. 5. Polynesien.

Polynesien zerfällt in acht Archipele, denen sich noch einige kleinere Inselgruppen anschließen. Der westlichste ist der Archipel Viti, im O. der neuen Hebriden; von ihm östlich liegt der Archipel Tonga und von diesem im N. Samoa, endlich zwischen diesen Archipelen noch einige Inseln zerstreut und nördlich von Samoa die kleine Gruppe der Tokelau und im NW. von ihr die Gruppe der Ellice-Inseln, die Lagunen-Inseln der Missionäre. Den Raum zwischen Tonga und den Societätsinseln nimmt der aus weit zerstreut liegenden Inseln bestehende Archipel Hervey ein; auf ihn folgt im O. der Archipel der Societäts-Inseln, zu dem auch die südlich liegenden Inseln gehören, die gewöhnlich den Namen der Austral-Inseln oder Tubuai-Gruppe führen, und östlicher der große Archipel der Paumotu, an den sich noch weiter im O. Rapanui oder die Oster-Insel anschließt. Nördlich von den Paumotu liegt der Archipel der Marquesas und im W. und NW. von ihm mehrere weit zerstreute Inselchen, die man in drei Gruppen vereinigt hat: die Penrhyn- oder Manahiki-Gruppe im N. der Paumotu, die Phoenix-Inseln nördlich von Tokelau und die America-Gruppe nördlich von den Penrhyn-Inseln. Der letzte polynesishe Archipel ist endlich der jener Hawaii-Inseln, an den sich eine Reihe kleiner, von ihm nach NW. sich hinziehender Inseln anschließt. (Meincke. N. a. O. S. 18.)

Die Gruppe der Viti oder, jedoch weniger richtig, Fidjchi-Inseln, östlich von den Neuen Hebriden, zwischen 16° und 20° s. Br. und zwischen 177° und 182° ö. L. v. Gr., ist mit Korallenriffen durchwirkt und bildet einen aus 154 kleinen Continenten, darunter zwei größere Inseln, bestehenden Archipel, der etwa zum dritten Theile bewohnt, vulcanischen Ursprunges ist und dessen Gesamtfläche auf 20,807 □Km. berechnet wird. Der Boden ist so ergiebig, daß auf den Inseln eine Million Menschen wohnen könnten. Die Bevölkerung sämtlicher Inseln wird indeß für 1871 angenommen: Insel Viti-Levu 70,000 Eingeborene, 450 Weiße; Insel Vana-Levu 33,000 Eingeborene, Weiße 500; die kleinen Eilande zusammen 43,000 Eingeborene, 1090 Weiße; die Gesamtzahl also 146,000 Eingeborene und 2040 Weiße. (S. Behm und Wagner, „die Bevölkerung der Erde“, II, Gotha 1873.)

Die eingeborene Bevölkerung gehört einer gemischten Race, zwischen der melanesischen und polynesischen stehend, an und hat noch wenig von der civilisirten Lebensart der eingewanderten Weißen angenommen, ja sie huldigt mit Leidenschaft dem Menschenfresse, welcher ihr als die größte Delicatesse gilt. Die einzelnen Bewohner sind in etwa 12 oder 13 Stämme getheilt, die unter ebensoviel Häuptlingen stehen, deren einer den Titel König führt. Was die Religion der Viti-Bewohner betrifft, so hat das christliche Bekenntniß besonders durch protestantische (englische) Missionäre in der neuesten Zeit angeblich große Fortschritte gemacht. Die Zahl der wirklichen Christen wird auf 18,500 angegeben. (Ueber diese Inseln siehe: Berthold Seemann. Viti: an account of a government mission to the vitian or fijian islands. Cambridge 1862. 8°.) Die Viti-Inseln, welche als die reichste und wichtigste Gruppe Polynesiens geschildert werden, sind mit Rücksicht auf diesen erfreulichen Umstand im October 1874 von den Engländern annektirt worden, welche sich dieselben von dem früheren König, dem sein Titel erhalten blieb, in aller Form Rechts abtreten ließen. So bilden die Viti-Inseln heute also dem Namen nach ein Königreich unter britischer Hoheit, in welchem der englische Gouverneur mit autonomer Selbständigkeit herrscht. Natürlich weiß man auch schon von gewaltigem Fortschritt in der Civilisation zu melden, welchen die Eingebornen unter dem neuen britischen Regime binnen Jahresfrist gemacht haben. So finden z. B., wie aus den dortigen Zeitungen hervorgeht, Culturgegenstände, wie feine Leibwäsche, Parfümerien und Delicatesse einen recht guten Absatz unter den hochgestellten Vitianern, die ihren englischen Vorbildern in dieser Hinsicht energisch nachzueifern. Kurz, die lange Laufbahn vom Menschenfresserthum bis zur modernen Verfeinerung und Ueberverfeinerung legen diese Australasier mit gewaltigen Sägen in wenigen Generationen zurück. Sie könnten es weit bringen, wenn ihnen die Civilisation nicht gar zu sehr zugesetzt und ihre Reihen derart verdünnte, daß man ihr völliges Aussterben befürchten muß. Denn es scheint, daß die Bewohner der Viti-Inseln unter äußerst unglücklichen Auspicien in die Reihe der civilisirten Nationen eingeführt worden sind. Eine Masernepidemie ward nämlich durch das englische Kriegsschiff



Kronprinz der Viti-Inseln.

„Dido“, welches den Erkönig nach Neu-Süd-Wales und zurückbrachte, eingeschleppt. Alle Anstrengungen, ihrer Ausbreitung Einhalt zu thun, blieben vergeblich. Auffallenderweise waren es die Häuptlinge, die zuerst der Krankheit zum Opfer fielen. Einer nach dem andern starben sie dahin in stummer Ergebung. Diese bildet überhaupt einen Grundzug im Charakter des Volkes. Die Eingebornen waren wie gelähmt und weigerten sich, einander beizustehen. Der Glaube an ein unabwendbares Schicksal ist festgewurzelt. Ärztliche Behandlung stieß auf hartnäckigen Widerstand. So manifestirt sich denn überall das Verhängniß der Südsee-Bevölkerung; sobald sie mit dem „Segen“ der europäischen Cultur in Berührung kommt, ist sie rettungslos dem Tode geweiht.

Südöstlich von Viti liegen die Freundschafts-Inseln oder Tonga, die in drei durch schmale Straßen geschiedene Abtheilungen zerfallen. Die südliche Gruppe enthält die Hauptinsel Tongatabu. Der Boden der von gefährlichen Korallen-Riffen umgebenen Gilande ist zwar fruchtbar, entbehrt aber belebender Wasser-Adern. Die 30,000 Einwohner, hellfarbige Polynesier, überragen alle andern Insulaner des südlichen Oceans an geistiger Bil-



dung, und zeigen im Bau ihrer Häuser, in Herrichtung ihrer Geräthschaften, Kleider, Waffen u. s. w. Geschick und einen gewissen Grad von Kunstfertigkeit. Die nördliche und die mittlere Gruppe bilden den Staat Vavao.

Auf der Insel gleichen Namens residirt der König Georg, ein Regent der durch tapfer und geschickt geführte Kriege, sowie durch weise Maßregeln und umsichtige Diplomatie verschiedene Gruppen des Archipels unter sein Scepter vereinigt hat. Seine Unterthanen sind meist zum protestantischen Christenthum bekehrt; bei der Milde und Einsicht, mit welcher er die Regierung führt, ist seine Person eine Garantie für die Sicherheit und das Wohlergehen der europäischen Colonisten. Die Tonga waren bis vor einigen Jahren für den Handel der Südsee von untergeordneter Bedeutung. An Größe und Flächeninhalt den meisten der andern bedeutenderen Inselgruppen der Südsee nachstehend, hat dieser Archipel vor diesen, vom Standpunkte der Productionsfähigkeit betrachtet, die großen Vorzüge, daß er nur culturfähige fruchtbare Continente umfaßt, und daß eine geordnete einheimische Regierung auf ihm besteht, welche gewußt hat den Frieden seit Jahrzehnten aufrecht zu erhalten. Gerade aber die Ertragsfähigkeit des Erdreichs ist, dadurch daß sie der Bevölkerung gestattet ihre Bedürfnisse ohne viel Arbeit und Anstrengung zu befriedigen, die Veranlassung, daß die dem polynesischen in höherem Grad als dem melanesischen Volksstamm angeborne Unlust zu einer regelmäßigen Arbeit genährt wurde. Dieser Umstand hat hemmend auf die Export-Production zurückgewirkt. Einige Europäer, darunter auch Deutsche, haben trotzdem einen beschränkten Handel, hauptsächlich mit Cocosöl, nach Australien in Gang gebracht, der die gute Wirkung hatte, daß die Einwohner allmählig Geschmack an den in Bezahlung gegebenen europäischen Erzeugnissen, namentlich Waffen, Handwerkszeug, Kleiderstoffen u. s. w. fanden. Von den Wesley'schen Missionären, deren Hauptdomäne diese Inseln sind und die den durchgreifendsten Einfluß auf Regierung und Volk besitzen, wurde der Handel mit Europäern in keiner Weise begünstigt, weil sie einestheils schlechte Beispiele seitens dieser, andrerseits ein Sinken ihres eigenen Einflusses dadurch befürchteten.

Im N. der Tonga treffen wir den Archipel von Samoa oder der Schiffer-Inseln, richtiger der Navigatoren. Die Samoa bestehen aus vier größeren und mehreren kleineren Inseln, zusammen 3000 □ Km. umfassend. Die größeren sind Sawaii, Upolu, Tutuila und Manua. Der Haupthafen und zugleich die Hauptstadt Apia liegt auf Upolu, welches auch den 800 M. hohen Pit Tafua, einen regelmäßig abgerundeten Aschenkegel trägt, den ein ganz mit dichter Waldung erfüllter Krater krönt. Die Samoa-Gruppe kann zu den schönsten, ergiebigsten und anmuthigsten der ganzen Südsee gerechnet werden. Die Fruchtbarkeit des Bodens lohnt auch hier in hohem Maße den Anbau tropischer Producte. Die Bewohner, die hellfarbigsten der Polynesier, zählen gegen 35,000 Köpfe, davon 18,000 auf Upolu, und gehören ebenfalls dem Christenthume an.

Der früher kriegerische und räuberische Charakter der Samoaner soll jetzt wie umgewandelt sein, seitdem der Archipel (seit 1836) ein Hauptfeld der Missionsthätigkeit in der Südsee ist. Neben Schulen und Kirchen bestehen mehrere Anstalten zur Bildung von Lehrern, und in dem genannten Hauptort, in welchem sich viele handeltreibende Europäer niedergelassen haben, sind auch die fremden Consulen ansässig. Das bedeutendste Ausfuhrproduct bildet das Cocosöl; die Waareneinfuhr geschieht von Sydney und durch amerikanische Walfischfänger. Auf den Samoa haben deutsche Handelsinteressen mehr, als bisher bekannt, ihre Ausbreitung ge-





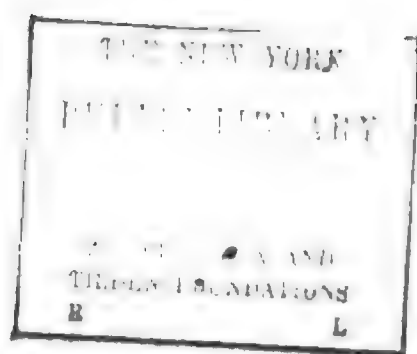


lischen Rauffahrern in Collision gerieth, welche glaubten, unbeschränkt dem Handel mit den Insulanern obliegen zu können, in einzelnen Fällen sich aber auch wohl dem unerlaubten Menschenhandel hingaben.

Die Gesellschaftsinseln, elf Inseln in der Richtung von NW. nach SO. an einander gereiht, gehören zu den am besten bekannten der Südsee. Eine breite Meeresstraße trennt sie in eine westliche und östliche Abtheilung, die sogenannten Leeward- und Windward-Inlands der Engländer. Unter den Leeward-Inseln sind hauptsächlich die vier sogenannten Königreiche von Huahine, Raiatea, Tahaa und Borabora zu nennen, wo sich, von den ansässigen Weißen unterstützt, ein Geist der Unabhängigkeit unter den Eingeborenen erhalten hat, weshalb dieselben von dem französischen Schutzbündnisse ausgeschlossen sind. Die östliche Gruppe bilden Timeo oder Moorea, im W., Maitea im O. und in der Mitte das ob seiner feenhaften Natur gepriesene Tahiti. Alle Inseln zusammen besitzen einen Flächenraum von 1700 □ Km., welchen 18,000 Menschen bewohnen.

Die Hauptinsel Tahiti (1050 □ Km. mit 10,000 Einw.), vulcanischen Ursprunges, durchaus gebirgig, steigt meist amphitheatralisch gegen den Mittelpunkt der ziemlich runden Insel an, welche durch einen niedrigen schmalen Isthmus mit einer kleineren, gleichfalls rundlichen und gebirgigen Insel verbunden ist. Das überaus liebliche, gesunde Klima zeitigt alle Producte der Tropenwelt, die sich nirgends in üppigerer Fülle wiederfinden. Die Wohlgerüche schöner Blumen erquickten den Wanderer, und eine Menge verschiedenartiger Vögel, alle in tropischer Farbenpracht, ergözen durch ihren Gesang und ihre Stimmen. „Schon die Fahrt längs der N.-Küste der Insel, schreibt Constantin Freiherr von Popp, ist bezaubernd schön. Das niedere Vorland, welches von den steilen Bergesabhängen bis zum weißen Strand der Lagunen hinzieht, prangt in den üppigsten Schattirungen vom glänzenden Dunkelgrün des Brotfruchtbaumes bis zum saftigen Hellgrün des jungen Bananenblatts. Nach dem Innern der Insel zu öffnen sich romantische Thäler und Schluchten. Den Hintergrund bilden die Umrisse des 2400 M. hohen Orohena. Die Schönheit dieser Scenerie wird durch den Anblick übertroffen, der sich dem Ankommenden plötzlich bietet, wenn das Schiff um das letzte Vorgebirge rundet und der Hafen von Papeete auf der Bildfläche erscheint.“ In diesem irdischen Paradiese wandeln nun Menschen, welche zu den schönsten der Erde gehören, deren wenig oder gar nicht verhüllte Körperformen die Bewunderung der ersten europäischen Entdecker hervorriefen. Die Schönheit der tahitischen Mädchen namentlich wird in den älteren Reisebeschreibungen ungemein gerühmt. In neuerer Zeit klingen die Urtheile über die Tahitier etwas nüchterner; so sagt Freiherr von Popp: „Wenn man auch jenes Riesengeschlecht von Tahiti, welches Capitän Cook schildert, vergebens sucht — die Civilisation und der Brandy haben schon das ihrige gethan —, so ist es doch eine schöne Race, welche dieses Paradies bevölkert. Die Leute haben schlanken kräftigen Wuchs, dunkelbraune Hautfarbe, platte breite Nase, leicht aufgeworfene Lippen, schöne Zähne und schwarzes meist krauses Haar. Die Männer haben schwachen Bartwuchs am Kinn. Die Eingeborenen der Gambier-Inseln, welche sich hauptsächlich vom Perlschalenfischen nähren, zeichnen sich von den Gesellschaftsinsulanern durch besonders schönen Wuchs und ganz dunkle Hautfarbe aus. Sie scheinen mir bedeutend bildungsfähiger zu sein als die Tahitier. Diese Leute haben ganz schlichtes Haar.“ Die Civilisation hat auch Tahiti ergriffen und dort Zustände geschaffen, welche sich den europäischen nähern. Mit dem Christenthume hielten mildere Sitten ihren Einzug unter den Insulanern, welche zuvor Menschenopfern und geschlechtlichen Ausschweifungen fröhnten. Heutzutage muß man in's Innere gehen, um den Kanaka noch in seinem Urzustande und die zum Theil reizenden Insulanerinnen mit Blumen geschmückt ihre malerischen Tänze aufführen zu sehen. Wie lange wird dies überhaupt noch dauern? Wie auf den Sandwich-Inseln, so nimmt die Bevölkerung auf allen diesen Eilanden reizend schnell ab, und das Idyllische, welches man früher zu bewundern Gelegenheit hatte, ist größtentheils durch das Missionswesen zerstört, die kurze und malerische Kleidung ward häßlich und langgeschürzt, die an Sonntagen üblichen Tänze und Gesänge wurden verboten, schlechte Behandlung, Trunk und Krankheit raffen Tausende hinweg.









benachbarten Paumotu- oder Tuamotu-Archipel wenden, welchen man auch als Perleninseln, Niedrige oder Gefährliche Inseln bezeichnet. Es ist eine wahre Inselwolke von etwa 80, sehr schwach bevölkerten, sehr flachen Eilanden ohne fließendes Wasser und von Korallenatollen umschlossen. Wichtig sind sie bloß durch ihre reichen Perlenfischereien und die bedeutende Nuss-Gewinnung, woraus das schätzbare Cocosöl bereitet wird. Die Inseln stehen unter französischem Protectorate, dergleichen die Gambier-Gruppe, fünf hohe vulcanische Eilande mit 1500 katholischen Einwohnern, worunter Mangareva, fast unter dem Wendekreise des Steinbocks gelegen, die bedeutendste ist.

Nordöstlich von den Paumotu begegnen wir den Marquesas, einem Archipel von 17 Eilanden, wovon indeß nur 12 genauer bekannt sind; in Bezug auf ihre Lage zerfallen sie in eine südöstliche Gruppe: Fatuhiwa, Tauata, Motane, Hiwa-La nebst dem Fels Fetuhuka, und in eine nordwestliche, bestehend aus Ua-Poa, Nukuhiwa, Ua-Uka, dem Felsen von Motu-Iti, den Eilanden Hiau, Fetuhu und dem sandigen Atoll, Ile de Corail genannt. Der Flächenraum wird für sämtliche Marquesas auf etwa 1320 □ Km., die Bevölkerung auf 8000 Köpfe geschätzt.

Die Marquesas sind sämmtlich vulcanischer Natur, und gleichen den Navigator-Inseln im Ansehen der Form und der Küsten. Das Innere ist steil und gebirgig, in manchen Punkten zu 1140 M. hinansteigend, enthält aber auch fruchtbare und gut bewässerte Thäler. Die Küsten sind alle frei von Korallenriffen, nur Ua-Uka hat in geringer Entfernung vom Lande eine ziemlich weithin sich erstreckende Reihe von Klippen. Die meisten dieser Eilande sind buchtenreich, und besitzen Häfen, deren Zugang aber oft wegen der plötzlich über die Berge hereinfallenden Winde gefährlich wird. Der Boden, größtentheils minder fruchtbar als jener des benachbarten Tahiti, trägt auch eine weniger reiche Vegetation. Auf Nukuhiwa und Tauata thürmt der Basalt ansehnliche Berge auf, oder krönt wenigstens ihre Kuppen, wobei er sehr gerne jäh abstürzende Wände von bedeutender Höhe bildet. Im Allgemeinen ist der Grund felsig und nur spärlich mit Humus bedeckt, auf welchem jedoch sogleich eine tropische Vegetation wuchert. Das Klima ist an der Küste heiß, und die brennenden Sonnenstrahlen erwärmen Luft und Meer zu nahezu gleicher Temperatur. Wenn man hingegen in die höher gelegenen Theile des Landes emporsteigt, macht die Hitze der Tropenländer einer empfindlichen Kälte Platz, so daß man sich in irgend eines der Hochthäler unserer Alpen versetzt wähnen darf. Im Ganzen ist übrigens das Klima gesund, und weder Einheimische noch Fremde haben sich viel über Krankheiten zu beklagen.

Die Bewohner der Marquesas werden gemeinlich als die schönsten der Südsee-Inulaner geschildert und sollen an Schönheit sogar noch die Tahitier übertreffen. Ihre Gesichtsfarbe fällt in ein reines, gesundes Gelb, und eine sanfte Röthe schimmert auf den Wangen. Nach Cook übertreffen sie vielleicht alle anderen Völker an Ebenmaß des Körpers und Regelmäßigkeit der Züge. Alle sind stark, hoch und von muskulösem Gliederbau. Die Männer sind 1,77—1,83 M. groß, Zähne und Augen indeß nicht so schön und voll wie bei anderen Völkern; das Haar ist von verschiedener Farbe, jedoch niemals roth. Sie tätowiren sich reich und geschmackvoll, wodurch allerdings die Gesichtsfarbe häufig in's Schwarze übergeht. Der Gesichtsausdruck ist gefällig, offen und verräth viel Lebhaftigkeit. Die Weiber sind zwar von kleinerer Statur, jedoch auch sehr wohl proportionirt, und wenngleich ihre Hautfarbe im Allgemeinen einen Stich in's Braune besitzt, trifft man doch unter ihnen manche, die ebenso schön und weiß sind wie die Frauen S.-Europa's; tätowirt sind sie nur selten. In Sitten und religiösen Gebräuchen ähneln die Marquesaner in vielen Punkten den Eingebornen Tahiti's. Sie besaßen viele Gottheiten, für welche in jedem District ein „Morai“ bestand, wo sie Schweineopfer darbrachten; denn obwohl sie Anthropophagen waren, fanden Menschenopfer nicht statt. Anfänglich waren sie außerordentlich gastfrei, haben aber

unter sich blutige Fehden geführt. Die versuchten Missionsbestrebungen blieben lange erfolglos; erst in neuerer Zeit soll die Mehrzahl der Eingebornen das katholische Christenthum angenommen haben. Doch leben sie nach Baron Vopp noch vollständig wild und sind noch immer dem Menschenfresse ergeben.

Die Hauptinsel der Marquesas ist Nukuhiva, früher eine Strafcolonie der Franzosen; jetzt residirt in Taiohai, dem zwar kleinen aber doch belebten Haupthafen der Insel, der französische Commissär der Colonie Marquesas, unter dessen Schutze sich verschiedene Kaufleute niedergelassen haben.

Es erübrigt noch einiger kleiner Eilande Erwähnung zu thun: Nateua, Nateana oder Onateua, auch San Pedro, liegt östlich von Tauata und ebenso weit südlich von Hiwa-Da, hat 15 Km. im Umfange, ist von mäßiger Höhe, sehr flach und besitzt große Waldungen nebst schönen Ebenen. Tebua oder Hood's Island, in fast nordwestlicher Richtung von Hiwa-Da entfernt, mit wenig versprechendem Ansehen, ist die kleinste dieser Gruppe. Die Roberts-Inseln unter 7° 53' s. Br., im NW. von Nukuhiva, sind hoch und unbewohnt, werden aber manchmal besucht; die größere ist 4½ Km. lang, breit, und besitzt an ihrer NW.-Seite eine Bucht mit gutem Untergrunde. Diese Seite sieht überhaupt recht fruchtbar aus, während sonst die Insel dürr erscheint. Die kleinen Hergests-Inseln endlich, westlich von Nukuhiva, sind gleichfalls unbewohnt.

Segeln wir von den Marquesas nach W., so gelangen wir zu den Manihiki, von da nordwärts zu jenen zerstreuten Gruppen der Phoenix- und America-Inseln, die man auch als central-polynesishe Sporaden aufführt und die sich bloß durch ihre reichen, meist von Amerikanern ausgebeuteten Guano-Lager auszeichnen, endlich aber, in der Nähe des nördlichen Wendekreises zu der einsamen Gruppe des Hawaii- oder Sandwich-Archipels, welcher ein kleines eigenes, unabhängiges Königreich bildet, in dem jedoch die Amerikaner großen Einfluß besitzen. Es besteht aus den vulcanischen sieben großen und bewohnten Inseln Oahu, Kauai, Miihau, Maui, Molokai, Lanai und Hawaii und den vier fahlen Felseneilanden Kaula, Nihua, Kahoolawe und Molokini, alle zusammen 19,250 □ Km. groß und nur mehr von etwa 50,000 Menschen bewohnt.

Auch die Hawaii'schen Inseln sind in ihrer Art ein Paradies. Blau dehnt sich die See vor uns, in sanftem Sonnenlichte und milder, würziger Luft; die Menschen tragen ein Feiertagsgepräge, nirgends erscheinen sie arbeitsabgenüßt, dagegen als frohmüthige Genießer. Auf ihren Pferden tummeln sie sich lustig über den weißen Sand hin oder sie ergötzen sich in dem noch weiseren Gischte der Wogen in munteren Spielen. Und nicht minder reizend als die Küste ist die Scenerie landeinwärts. Zwischen grünen Hügeln murmeln tiefe in ihren Klüften oft unsichtbare Ströme. Die ungeheueren Bäume mit ihrem üppigen Laubwerk strecken ihre Riesenarme nach allen Richtungen, von denen die Bananen, die Brotfrüchte, die Guaven und die Cocosnüsse niederhangen, so reichlich wohlschmeckenden, flüssigen und festen Nahrungsstoff bietend, daß hier das Wort: „Du sollst dein Brod im Schweisse deines Angesichtes essen“ keine Anwendung zu finden scheint. Daneben jedoch dräuen die finsternen Gewalten des Erbinneren, welche besonders auf der theilweise fahlen und wasserlosen, von Steilküsten umrandeten Insel Hawaii sich gewaltige Feuerschlünde erschlossen haben. Hier erheben sich drei der höchsten Berge Polynesiens, der Mauna Kea, 4252 M., Mauna Loa, 4194 M., und Mauna Kulalai, 3048 M. hoch, alle drei thätige Vulcane; ferner östlich vom Mauna Loa der Kilanea, der merkwürdigste Feuerberg der Welt, dessen schreckenvolle Größe der Scene, welche der Kessel siedender Lava darbietet, wenn man ihn bei Nacht betrachtet, kaum durch die vulcanischen Phänomene an irgend einer anderen



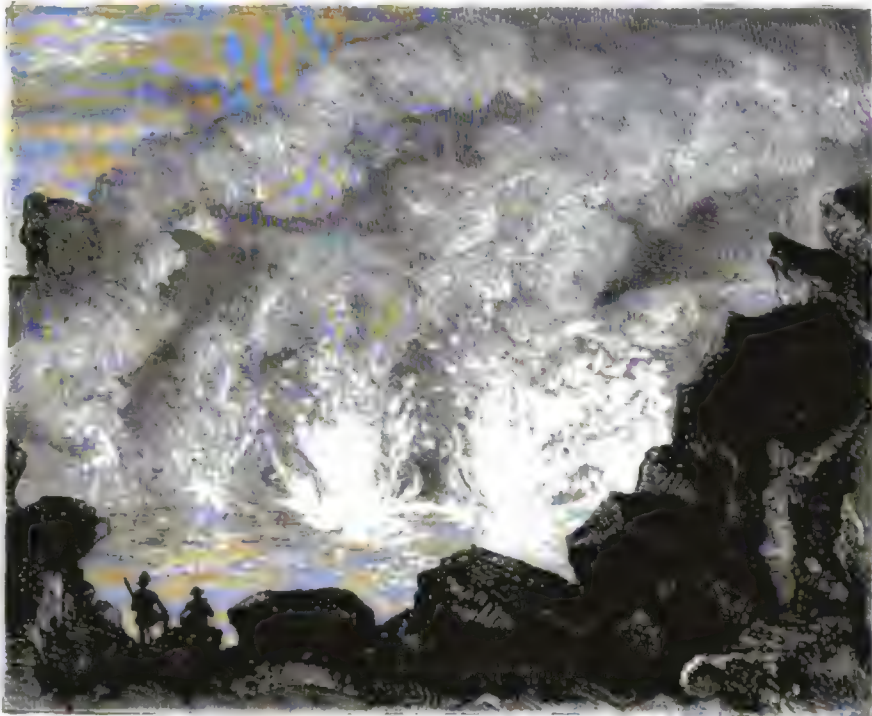


Einkammersystem und verantwortlichem Ministerium. Das Inselreich besitzt in europäischer Weise gebaute Häuser, gute Landstraßen und 300 Schulen. In wichtigen Angelegenheiten muß der König einen „geheimen Rath“ versammeln, bestehend aus den Ministern, Gouverneuren der bedeutendsten Inseln, aus dem Kanzler des Königreiches und aus 16 Mitgliedern, die zur Hälfte aus Eingebornen, zur Hälfte aus naturalisirten Fremden gewählt werden. Der König residirt in der 14,000 Einwohner zählenden Hauptstadt Honolulu auf Oahu, welcher Platz mit S. Francisco in regem Verkehr steht. Auf Hawaii ist Hilo (6000 Einw.) der wichtigste Ort. Das stehende Heer des Inselreiches besteht aus 75 Mann. Die Sandwichs-Inulaner, die Kanaken, gehören zu den schönsten und intelligentesten Völkern der Süd-

see und sind vollständig europäisirt oder richtiger amerikaisirt, d. h. die Damen tragen sich ganz ame-

Was die innere Lage der Inseln betrifft, so ist dieselbe

sind verschuldet und ihre Verlegenheit wird immer größer, da der Preis für Zucker in S. Francisco, ihrem Hauptmarkte, niedrig bleibt. Die Kaffeecultur ist mißglückt und für allgemeine Landwirthschaft sind die Inseln nicht geeignet. Die Pflanzern und alle, die es mit dem Reichwerden eilig haben, sind daher sehr niedergedrückt. Die Volksmassen (soweit davon gesprochen werden kann) sind indessen nicht übel daran. Die Staatsschuld — denn auch das Königreich Hawaii hat, wie andere größere Staaten, seine Schuld — beträgt nicht mehr als 60,000 Pfd. St. Die Steuern sind niedrig. Die Einkommensteuer beträgt nur  $\frac{1}{2}$  %, und für keinen Artikel überschreitet der Tarif das Maximum von 10 %. Nur hat jeder, der das Stimmrecht erhalten will, eine Steuer von 20 Mt. zu zahlen. Dagegen haben die Sandwichsinseln, gleich allen übrigen Südseeinseln, an einer zusehends zunehmenden Entvölkerung der Eingebornen zu leiden. Auch unterliegen sie dem Aussaße, welcher „Mai-pako“ genannt wird, und müssen die davon Betroffenen in einem abgelegenen Thale der Insel Molokai in der Verbannung leben. Einen großen Theil der Schuld an der Entvölkerung dieser wie der übrigen Südseeinseln trifft jedoch zweifelsohne die Missionäre und insbesondere die evangelischen. In ihrem Eifer, die uncivilisirten Völker zu retten, gingen sie nicht immer mit der nothwendigen Klugheit zu



Vulcan der Insel Hawaii.

rikanisch, sprechen mit Vorliebe englisch, und stehen unter dem Einflusse protestantischer Missionäre.

keine sehr befriedigende. Viele von den Zuckerpflanzern

Werke. Unsere abendländische Unterrichtsmethode stand bei ihnen zu viel im Vordergrund; sie glaubten, daß mittelst Lesen und Schreiben allein man aus einem uncivilisirten einen gebildeten, geistig entwickelten und vernünftigen Menschen machen könne. Einer der wichtigsten Lehrsätze für jeden Missionär wie überhaupt für jeden Lehrer wird aber stets derjenige bleiben: Maß zu halten mit den Kräften seines Pöglings oder Schülers. Nichts ist leichter, als Wissen einzutrichtern, — nichts jedoch schwieriger, als den Geist aus den Fesseln der Unwissenheit zu befreien und ihn einer neuen erhöhten Selbstthätigkeit zuzuführen. Und mag auch das Individuum selber nicht sofort aus der erdrückenden Last unverdauten Wissens zu Grunde gehen, am Geschlechte im Ganzen verleugnen sich die nachtheiligen Folgen niemals. (Ueber Hawaii siehe: Dr. J. Bechtinger. Ein Jahr auf den Sandwich-Inseln. Wien 1869. 8°. Ch. de Varigny. Quatorze ans aux îles Sandwich. Paris 1874. 8°. Isabel Bird. Six months in the Sandwich Islands. London 1875. 8°.)

## §. 6. Neuzeeland.

Mitten im südlichen Oceane, weit entfernt von allen Festlandsagstaden, erhebt sich die Inselgruppe, welche den Namen Neuzeeland führt. Sie erstreckt sich von  $34\frac{1}{2}^{\circ}$  —  $47\frac{1}{2}^{\circ}$  s. Br., also durch 13 Breitengrade, und besteht aus zwei großen und mehreren kleineren Inseln, deren Flächeninhalt zusammen auf 258,800 □Km. berechnet worden ist, eine Länderfläche fast genau so groß wie jene Italiens mit Sicilien. Auch die Breite Neuzeelands ist ziemlich ebenso groß wie jene Italiens, nämlich 180 — 220 Km., und endlich erinnert die Gestalt im Allgemeinen an diejenige Italiens, aber in umgekehrter Lage. Ein Meeresarm, die Cooks-Straße, an ihrer schmälsten Stelle kaum 20 Km. breit, trennt die zwei größten Inseln, Nord- und Süd-Insel genannt oder in der Sprache der Eingebornen: te Ika a Maui, d. i. „Fisch des Maui“, und te Wahi Punamu, d. i. „Ort des Grünsteins“; ein anderer, die Foveaux-Straße, trennt die letztere von der dritten kleineren Stewarts-Insel, welche als nicht bewohnbar und ihres geringen Umfanges wegen weiter unberücksichtigt bleiben kann. Neuzeeland, worunter man ausschließlich die große Doppel-Insel versteht, bildet ein zu Großbritannien gehöriges Colonialreich mit besonderer Regierung, dessen Wohlstand und Bevölkerung rasch zunimmt. Die weiße eingewanderte Bevölkerung, welche alsbald mit den eingebornen, nunmehr schnell dahinschwindenden Maori den bei den Briten üblichen Vertilgungs- und Ausrottungskrieg begonnen, ward Ende 1875 auf 375,856 geschätzt. Die Hauptstadt der Colonie ist Auckland an dem gleichnamigen Isthmus, welcher eine weit nach



NB. vorgestreckte Halbinsel von dem übrigen Massiv der Nord-Insel abschnürt; außerdem sind noch andere sehr blühende Städte und Plätze entstanden, so: Wellington mit dem Hafen Nicholson an der Cooksstraße, dann auf der S.-Insel: Nelson (6000 Einw.), Christchurch (15,000 Einw.), Dunedin



Neuseeländer.

Die beiden Inseln Neuseelands weisen sehr bemerkenswerthe physikalische Verschiedenheiten auf, welche auch ihre socialen und industriellen Verhältnisse beeinflussen müssen. Die starkgegliederte N.-Hügelreihen, niedriges Tafelland, hier und dort durch vulcanische Spizen unterbrochen. Der Boden ist mit üppigen Wäldern bedeckt, mit Ausnahme des Gebietes im Mittelpunkt der Insel, das voll von See'n und heißen Quellen ist, Geysern, welche Silicate und Schwefel ablagern, gleich jenen des Yellowstone-Park in N.-Amerika. Unter den heißen See'n sind nach Hochstetter's Aussagen jene zu Rotorua mit deren Umgebungen als eine der merkwürdigsten Gegen den der Erde zu betrachten. Südlich davon, nicht weit vom Mittelpunkt der N.-Insel entfernt, liegt der See Taupo, dessen idyllisch ruhige Wasserfläche nur von den Klängen der hier am zahlreichsten wohnhaften Eingebornen durchfurcht wird, noch die Cooks-Strasse fließen. Außer dem Tongariro besitzt Neuseeland noch einen zweiten thätigen Vulcan im Whakari (270 M.) auf White Island, einer kleinen Insel der Plenty-Bai, dann aber eine sehr große Anzahl erloschener Eruptionspunkte, Tuff-

(15,000 Einw.), Invercargill und Hokitika. (Ueber Neuseeland siehe das unvergleichliche Werk von Ferd. v. Hochstetter. Neuseeland. Stuttg. 1863. 8°.)

Insel besteht aus zwei Stücken, der schon erwähnten Halbinsel, schön bewässert und reich an fruchtbaren Thälern, und dem eigentlichen Kumpf der Insel, charakterisirt durch langsam ansteigende

weiter südlich eine sehr wilde, gebirgige, von Europäern noch wenig besuchte Landschaft. Hier erhebt sich der Ruapehu zu 2800 M. und der halb erloschene Vulcan Tongariro zu 2130 M. In diesem Bezirke befinden sich die Quellen des Waikato-Stromes, welcher nördlich durch den Taupo-See fließt und einen der schönsten Landstriche bewässert, wie auch die Quellen vieler anderer Ströme, von denen einige gegen O. in die Hawke-Bai, andere gegen SW. in



Neuseeländer.





hiesigen Kämpfer auf ein sehr Geringes. Es stehen  
mehr als tausend maorische Krieger entgegen.

Neuseelands, die man jetzt gewöhnlich nach einem Wort  
Maori bedeutet, Maori nennt, sind ein polynesisches  
Volk und rachsüchtig, früher dem Cannibalismus ergeben,  
jetzt physisch abstoßend geworden zu sein scheint. Zum  
Theil protestantische Christen. Ihr Aeußeres ist sehr vor-  
nehm, namentlich der Männer, ist von allen Reisenden bemerkt  
worden. Sie sind schlank und wohlgebaut, musculös, wenn sie auch an physis-  
chen Kräften den Europäern nachzustehen scheinen; die Frauen dagegen,  
sind häßlich, doch weniger schön, auch kleiner als die Männer.  
Ihre Haut ist dunkelbraun, allein in vielen Schattirungen vom hellsten, dem  
Fahlgelben Braun bis zum dunklen Schwarzbraun. Die Hauptbeschäfti-  
gung ist Ackerbau und Fischfang. Deutlich sehen dieselben übrigens ihren  
Ursprung, der indeß nicht bloß auf die Menschen, sondern auch auf die  
Thiere und Gewächse sich erstreckt. Auch diese werden von den durch  
die Europäer eingeführten verdrängt, und mit Beschel's geistreicher Schilderung  
des Vorganges wollen wir uns von Neuseeland und damit der  
Inselwelt verabschieden. „In schnöder Hast verbreiten sich englische  
Pflanzen und verdrängen die ältere Pflanzenwelt der Inseln. Kuhgras, Ampfer-  
und Sanddorn, Wasserkresse rücken siegreich gegen die einheimischen Gewächse vor,  
die kräftigeren und jugendlichen Conquistadoren weichen müssen. *Faites place*  
ist das Losungswort bei allen diesen Racenkriegen. Nach einem  
Zitat von J. Gaast an Charles Darwin (s. Ausland 1865, S. 738) richten die  
Europäer, welche im verwilderten Zustand sich mit schädlicher Fruchtbarkeit ver-  
mehren, durch das Aufwühlen des Bodens furchtbare Verheerungen an, so  
daß die Landwirthe eine Belohnung zahlen für ihre Vernichtung. Mag es auch  
schmerzhaft klingen, so ist es doch nicht minder wahr, daß das Schwein hier die  
Rolle eines „Pioniers der Civilisation“ übernommen hat, denn sicherlich trägt es  
viel dazu bei, Neuseeland in Kürze sein altmodisches Pflanzenkleid abzustreifen und  
sich ein anderes nach dem neuesten europäischen Zuschnitt aufzunöthigen, denn  
die Lücken, welche in die dortige Pflanzenwelt hineingerissen werden, füllen rasch  
die Gewächse aus, mit welchen der europäische Mensch in geselligem Verkehr lebt,  
oder die ihm wie Ungeziefer folgen, und die, hart gesotten im Continentalkampfe  
und Sieger über so viele ältere Arten, rasch die letzten schwachen Reste der Vor-  
zeit hinwegräumen. Die einheimische polynesishe Rasse, welche Neuseeland mit  
den Maori, ihren ersten menschlichen Bewohnern, betrat, wird gegenwärtig aus-  
gerottet durch die normännische Rasse, welche mit den britischen Schiffen nach der  
Insel gelangte. Ihr auf dem Fuße ist die europäische Maus gefolgt, und soll,  
was beinahe räthselhaft klingt, wiederum die normännische Rasse vertreiben. Die  
europäische Hausfliege ist anfangs als ungebetener Gast erschienen, jetzt wird sie  
von den Ansiedlern zur weiteren Verbreitung in Schachteln und Flaschen verien-  
det, weil man bemerkt hat, daß die viel lästigere neuseeländische blaue Schmeiß-  
fliege ihre Gesellschaft scheut und sich verabschiedet, wo die Europäerin ihren Ein-  
zug hält. Die Maori sagen daher mit Recht: „Wie des weißen Mannes Rasse die  
einheimische Rasse vertrieben hat, so vertreibt die europäische Fliege unsere eigene.  
Der eingewanderte Klee tödtet unser Farnkraut und so werden die Maori ver-  
schwinden vor dem weißen Manne selbst.“ (Beschel. Neue Probleme der ver-  
gleichenden Erdkunde. S. 61—62.)





aufweist, wo die Landmassen vorherrschen, so ist auch der Südpol, dem Amerika, Afrika und Australien bloß ihre Spitzen zukehren, von allem Festlande weit entfernter als der Nordpol, den die Breitseiten Amerika's, Europa's und Asiens ziemlich enge umfassen. Die antarktische Umgebung des Südpols wird umringt von einer weiten Wasserwüste, und die viel größere Kälte der südlichen Hemisphäre trägt daran Schuld, daß mit sehr geringen Ausnahmen der Polarkreis schon die Grenze bezeichnet, über welche hinaus polwärts zu bringen bisher nicht gelungen ist. Was im Innern des von dichten, undurchdringlichen Packeismassen umlagerten Gürtels verborgen liege, ob ein zusammenhängendes Festland, ob ein weites offenes Meer aus dem nur einzelne größere und kleinere Inseln emporragen, ist völlig unbekannt und entzieht sich daher jeder Erörterung. In dem Meere, welches dieses unerforschte Australgebiet umfluthet, ragt zwischen den Endspitzen der Continente und dem Polarkreise ein Kranz einzelner Eilande auf, die zum größten Theile schon jenseits der südlichen Grenze permanenter menschlicher Wohnsitze liegen, d. h. nur gelegentlich von Seefahrern besucht werden.

Kein Erdtheil rückt dem antarktischen Gebiete näher denn S.-Amerika, dessen Anhängsel Feuerland, obwohl noch bewohnt, schon die ungastliche Oede der kalten Polarwelt zur Schau zu tragen beginnt; auch die benachbarten Falkland-Inseln stehen hart an der Grenze der Polarregion, gehören aber noch entschieden zu Amerika. Dem Polargebiete weisen wir dagegen alle nachstehenden Inseln und Landstücke zu. Da sind zuerst im atlantischen Ocean und südlich von den Falkland die vulcanischen, 2000 M. hohen S.-Shetland-Inseln, deren eine, Deception Island, einen rauchenden Krater trägt. Nur Moose und Korallenflechten bilden die Vegetation, dagegen herrscht Reichthum an Thranthieren, See- und Fettevögeln, unter welchen letzteren schwerfällige Pinguinarten oft in unglaublicher Anzahl vorkommen. Die Bransfield-Straße trennt diese Inseln von dem ausgedehnten, hohen Grahamland, welches vom Polarkreise durchschnitten wird und dessen Verlauf nach S. ganz unbekannt ist; erst 1873 lief dort der deutsche Capitän Dallmann in einen Hafen ein, der jetzt Hamburghafen heißt, entdeckte eine 22—27 Km. breite Straße, die sich zwischen hohen Ufern erstreckte, so weit das Auge reicht, und jetzt Bismarck-Straße getauft ist, und dann einen gegen 90 Km. ausgedehnten Archipel von Inseln, denen der Name Kaiser Wilhelm-Inseln beigelegt wurde. Außerdem entdeckte dort Capitän Dallmann noch zwei andere tief einschneidende Buchten nebst vielen anderen Inseln. Südwestlich von Grahamland verzeichnen unsere Karten ein Stück des hohen Alexander I. Land. Wandern wir im atlantischen Ocean weiter gegen Afrika hin, so stoßen wir zunächst auf die stets von Nebel und Stürmen umbraute S.-Orkney-Gruppe, fünf größere und viele kleinere, bloß von Robben und Seevögeln bewohnte Gebirgsinseln mit aufgethürmten Klippen, weiterhin S.-Georgien (4070 □ Km.) mit vielen, ob des Eises aber unzugänglichen Häfen und Buchten, und steilen, schneebedeckten aber völlig vegetationslosen Bergen, die Traverse-Inseln und die gebirgige Schneekette der vulcanischen Sandwich-Gruppe. Im indischen Oceane, zwischen Afrika und Australien liegen in weiterer Entfernung vom Polarkreise verschiedene Eilande, welche in jüngster Zeit durch die Expedition des „Challenger“ genauer untersucht worden sind. Es sind dies zunächst Marion- und Prince Edward-Inseln, ersteres bis zu 1280 M. ansteigend, mit seinen zahlreichen erloschenen Kratern einen Anblick wilder Verödung darbietend, in welcher nur die Unzahl der brütenden Albatrosse, über die Landschaft zerstreut, auf einige Entfernung den Schein grasender Schafheerden erweckt, die letztere etwas kleiner und mit einer Bucht, in

welche Schiffe zeitweilig vor Anker gehen. Die Crozet-Inseln bestehen aus fünf Eilanden, wovon Possession-Inland das größte, erheben sich steil aus dem Meere und ihre Gipfel steigen gleich scharfen Nadeln jäh aus dem Hochlande empor; auf Possession-Inland erreichen sie 1500 M. Seehöhe. Die räumlich größte aller südlichen Inseln im indischen Ocean ist jedoch das trostlose Kerguelen-Inland mit dem trefflichen Weihnachtshafen (Christmas Harbour), ein tief eingebuchtetes und vielfach gegliedertes Massiv nackter Felsen und Berge, dem jedoch reiche Kohlenlager eine große Wichtigkeit versprechen. Südlich davon liegen die kleinen Macdonald und die zu 2000 M. emporragende Heard-Insel, während im N. die beiden Felsen St. Paul und Neu Amsterdam den Fluthen entsteigen. St. Paul ist nichts als ein Krater von 1200–1300 M. im Durchmesser, an dessen einer Seite ein tiefer Durchbruch dem Meere gestattet einzudringen und einen großen See zu bilden. Neu-Amsterdam hingegen ist ein hohes Land von rechteckiger Form, im W. von senkrechten, 500–600 M. hohen Kliffen umsäumt, gegen O. hin sanft verlaufend und im Gegensatz zu St. Paul mit einer üppigen Vegetation überzogen. Beide Eilande wurden unlängst von dem Naturforscher Charles Belain untersucht. (Siehe Ausland 1875, Nr. 22, S. 437–439.) Der Stille Ocean ist polwärts auffallend insellener; wir finden hier bloß in der Nähe, östlich und südlich von Neuseeland, die Waresauri-, Antipoden-, Auckland-, Campbell- und Macquarie-Inseln, auf hoher See, zwischen Neuseeland und Feuerland aber nur die völlig vereinsamte Dougherty- oder Keates-Insel verzeichnet.

Unter der Breite des Polarkreises kennt man außer dem schon erwähnten Graham-Land noch die Enderby- und Kemp-Insel, d. h. man weiß von ihrer Existenz; wie groß dieselben sind, wie weit sie sich südwärts erstrecken, hat noch Niemand untersuchen können. Das nämliche gilt von einer ganzen Reihe solcher, Australien gegenüberliegender Landbruchstücke, welche meist nur gesichtet wurden, mitunter zu ganz ansehnlichen Höhen aufsteigen und jedes einzeln mit einem besonderen Namen bedacht sind, vermuthlich aber ein zusammenhängendes Ganzes bilden, weshalb man sie auch unter der Benennung Wilkes Land zusammenfaßt. Am weitesten gegen den Pol, nämlich zwischen 70 und 79° s. Br., schiebt sich das eisige Victoria-Land vor, welches durch colossale Berggipfel, darunter den circa 4000 M. hohen Erebus, einen noch thätigen Vulcan, und den etwas niedrigeren und erloschenen Terror ausgezeichnet wird. Den dicht am Ufer aufsteigenden Mt. Melbourne will man gar auf 4570 M. schätzen. Jedenfalls scheint die Thatfache festzustehen, daß die Eiszwelt des S.-Pols in ihrer völligen Erstarrung und Debe dem Eindringling die Ueberraschung bietet, mit einem Blicke höhere Erhebungen denn an sonst irgend welchem Punkte der Erde schauen zu können.

Der geneigte Leser muß nunmehr mit uns den gewaltigen Gedanken-sprung vom Südpole zum viel complicirteren Nordpole machen, an dessen Entschleierung das jüngst abgeschlossene Decennium rüstiger denn jemals gearbeitet hat. Nehmen wir eine der in jedem besseren Atlas vorrätigen Polararten zur Hand, so bemerken wir sogleich, daß das arktische Polargebiet fast ringsum von Land umschlossen ist und bloß nach einer Seite hin, zwischen Europa und Amerika, eine breite Oeffnung besitzt, in welche sich jedoch eine mächtige Landmasse zungenartig einschiebt. Es ist dies Grönland, jenes Stück der arktischen Welt, welches am weitesten nach S. greift, denn sein S.-Ende liegt unter dem 60.° n. Br., d. h. genau unter dem Parallelen von Christiania und Uppsala in Scandinavien oder St. Petersburg in Rußland. Durch diese Ländervertheilung gibt es nur drei Eingänge zur nördlichen Polarregion, den Raum zwischen Grönland und Europa, jenen zwischen Grönland und Amerika, endlich die Beringstraße zwischen Amerika und Asien, —

ein breites Thor und zwei schmale Pforten. Von dem Inneren dieses Raumes wissen wir heute doch schon genug, um zu erkennen, daß hier kein zusammenhängender Continent, sondern einzelne, oft von weiten Meeren durchsetzte und getrennte Landmassen vorhanden seien, und Prof. Gustav Jäger hat dieselben nicht ohne Glück als die übriggebliebenen Reste eines einstigen großen Festlandes, Arctis, gedeutet. Das ansehnlichste Bruchstück dieser Arctis ist zweifelsohne das theilweise von Eskimo bewohnte Grönland, von dem wir jedoch lediglich die fjordreichen Küsten und diese nur eine Strecke weit kennen. Dänische Niederlassungen, Missionen und Handelsstationen befinden sich ausschließlich auf der W.-Küste, doch spricht die dänische Krone das ganze Land als Eigenthum an. Da man nicht weiß, wie weit Grönland nach N. reicht, so kann man auch dessen Flächeninhalt nicht bestimmen.

Mit dem trefflichen dänischen Geographen H. Rink kann man Grönland in ein Außen- und ein Binnenland theilen. Unter ersterem ist der ganze Gürtel von Inseln und Halbinseln zu verstehen, der sich in den zahllosen oft tief eingeschnittenen Fjorden um Grönland herumzieht, oder mit anderen Worten der äußerste Küstenrand; hier finden wir an der Amerika zugekehrten W.-Küste die Herrnhuterstationen Friedrichsthal, Lichtenau, Lichtenfels und Neu-Herrnhut bei Godthaab. Andere nennenswerthe Orte sind Julianehaab (2500 Einw.), Christianshaab an der Disco-Bai, Godhavn auf der Disco-Insel und Upernivik, die nördlichste Ansiedlung der Dänen. Der kurze Sommer in Grönland ist lediglich den Vorbereitungen für den langen Winter gewidmet. Die Bevölkerung ist dann an der Meeresküste, beim Haring- und Seehundfang beschäftigt, zerstreut oder gibt sich im Innern des Landes mit der Renthierjagd ab. Die Renthiere sind seit der Einführung der Feuerwaffen sehr vermindert und eine große Anzahl hat sich in die nördlichsten Landestheile geflüchtet. Die Grönländer ziehen sehr wenig Nutzen von der Renthierjagd, da sie genöthigt sind, den größten Theil des Fleisches zurückzulassen, und daher nur Fell und Fett zu ihrem Gebrauche nach Hause bringen. Seevögel, besonders Eiderenten und Allen, sind auch zu bekommen, haben aber einen Fischgeschmack. Im Winter werden manchmal auch Birkhühner und Hasen gefangen. Die Lebensmittel für die Stationen werden in Godthaab bei Neu-Herrnhut gelandet. Wenn die Nachricht von dem Einlaufen des betreffenden Schiffes angekommen ist, begeben sich die Missionäre in ihren „Frauenbooten“ an die Landungsstelle. Ein solches Boot besteht aus einem hölzernen Rahmen, über welchen Seehundhäute so fest als möglich gespannt sind. Man nennt sie „Frauenboote“, weil nur Frauen zum Rudern derselben verwendet werden. Die „Kajaks“, in denen die Männer zur Jagd auf die See gehen, sind etwa 5 M. lang und oben ganz geschlossen, nur mit einem Loch versehen, gerade groß genug, um den Körper des Rudersers aufzunehmen, der sein Boot mittelst eines Schaufelruders sehr schnell vorwärts bringt. Robben werden entweder mit der Harpune gefangen oder geschossen. Die Robbenjagd bildet die Grundlage zum Lebensunterhalt des Volkes, da das Fett derselben zur Beleuchtung der Häuser, die Felle zur Kleidung und Bedeckung der Boote dienen. Ein Mangel an Seehunden während der Jagdzeit ist ein wirkliches Unglück und führt große Entbehrungen herbei. Die Hauptursache der zuweilen unter der Bevölkerung herrschenden Noth ist ihr eigener Mangel an Vorsicht und ihre Verschwendungssucht in guten Zeiten. Uebrigens sind die Bewohner, die Eskimo, ein friedliches, gutgeimtes, edelmüthiges Volk. Sie singen gut und haben wirklich musikalische Anlagen. Die mechanischen Künste erlernen sie sehr leicht, haben aber wenig Ausdauer und Vorliebe dafür. Für geistige Arbeiten, die genaue Aufmerksamkeit und vieles Nachdenken erfordern, besitzen sie wenig Anlagen. Die Mädchen werden von den Missionsfrauen im Nähen und Stricken unterrichtet. Auch in den nörd-





4500 M. hoch, geschmückt wird. Alle Berge sind natürlich mit Gletschern bedeckt, deren Größe außerordentlich verschieden ist, vom Hochferner einer Eisplatte bis zum majestätisch unabsehbaren Eisstrom mit seinem jähen, oft bis 300 M. hohen, in die Brandung des Meeres tauchenden Abfall. Die Länge einiger derselben darf man wohl auf 70 Km. schätzen. Diese primären Gletscher (ein Begriff der in Grönland erst dann eintritt, wenn ein Gletscher den Wasserspiegel des Fjords erreicht) sind es allein, welche die imposanten, 100 M. und darüber hohen, den äußeren Küstenfaum und die Fjorde erfüllenden Eisberge liefern. (Ueber Ostgrönland siehe: die zweite deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Capitän Carl Roldewey. Leipzig 1873—1874. 8°. 2 Bde.)

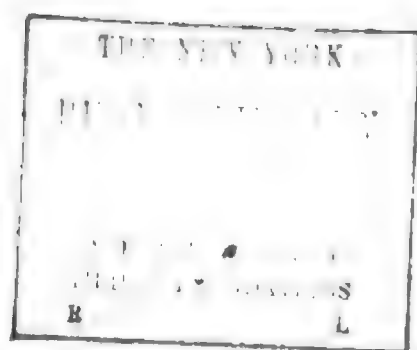
Das Innere Grönlands ist hauptsächlich dadurch merkwürdig, daß es das einzige Land auf der nördlichen Halbkugel und überhaupt das einzig bekannte auf der Erde ist, von dem wir wissen, daß eigentliche Eisfelder daselbst ihren Ursprung nehmen, und auf welchem wirkliche Eisfjorde beobachtet werden. Nach der Ansicht der Geologen war dereinst ein großer Theil von Europa mit einer ganz ähnlichen Eisdede überzogen wie dormalen noch Grönland. Wir haben daher hier die einzige Stelle, wo man heutzutage noch dieselben Wirkungen wahrzunehmen vermag, welche, dem Vermuthen nach, die räthselhaftesten Umwälzungen im nördlichen Europa verursachten, die zu so vielfachen Untersuchungen und Hypothesen Anlaß gegeben haben. (Om Grönlands inland, og muligheden af at berejse samme, af H. Rink. Kjöbenhavn. G. E. C. Gad. 1875. 8°. 51 S.)

Die W.-Küste Grönlands badet sich anfangs in der breiten Davis-Strasse, welche in die noch weitere Baffins-Bai übergeht, deren W.-Gestade von dem arktischen Archipel N.-Amerika's gebildet werden. Die Baffins-Bai verengt sich gegen N. in den schmalen Smith-Channel, durch welchen man bislang vergeblich versucht hat den Pol zu erreichen. Hier am Smith-Channel liegt auf grönländischer Seite Iteplik, die nördlichste Ansiedlung der Eskimo, weiter nördlich der Neusselaer-Hafen. Die Grönland gegenüberliegenden Landmassen des amerikanischen Archipels sind North Lincoln und jenseits des Vereinigten Staaten-Sundes, einer westlichen Abzweigung des zum Smith-Sunde erweiterten Canals, Grinnell's Land. In die Peabody-Bai des Smith-Sundes stürzt der gewaltige grönländische Humboldt-Gletscher (79–80° n. Br.) ab. Aus diesem Sunde führt der Kennedy-Channel zwischen Grönland und Grinnell-Land in das Hall-Becken, aus welchem der Petermann-Fjord einem langen Arme gleich in das grönländische Festland einschneidet. Dieses Hall-Becken besitzt abermals eine nördliche Fortsetzung in dem Robeson-Canal, und dieser öffnet sich direct in's Polarmeer, welches jedoch kein offenes, wie man gehofft hatte, sondern mit Eis von ganz ungewöhnlicher Dicke und hohem Alter, schwimmenden Eisbergen ähnlich, besetzt ist. Auf diesem Packeis-Meer (Palaeocrystic Sea), wie man es nannte, wurde am 12. Mai 1876 mit Schlitten der vorläufig nördlichste Punkt in 83° 20' 26" n. Br. erreicht und als Ergebniß der bisherigen Forschungen festgestellt: daß es kein offenes Polarmeer gibt, über 82° 50' kein Thierleben, daß der Pol wegen feststehender Eismassen mit Schlitten nicht zu erreichen und aus gleichem Grunde ein Vordringen durch den Smith-Sund unmöglich sei. Natürlich behalten diese Sätze — wie die Geschichte der Polarforschung lehrt — nur so lange Gültigkeit, bis nicht eine neue Entdeckung sie ihres Werthes beraubt.

Einen gleich unwirthlichen Charakter, wie Grönland, ja verschärft sogar durch den Mangel an verhältnißmäßiger Milde, welche wenigstens an der W.-Küste spärliche Ansiedlungen gestattet, trägt der große arktische Archi-







pel im N. von Amerika, welchen die sogenannte NW.-Passage in einen südlichen und einen nördlichen Complex theilt. Die NW.-Passage hebt mit dem oben erwähnten Lancaster-Sunde in der Baffinsbai an und setzt sich durch eine Reihe von Meeresstraßen bis in das nördliche Eismeer fort, welches die Küsten der westlichen Hudsonsbailänder und Alaska's bespült. Der nördliche Theil des Archipels wird gebildet durch jene Grönland gegenüberliegende Reihe größerer und höherer Inseln, welche die fortgesetzten Wasserwege des Smithsund, Kennedy und Robeson Channel darstellen und deren letztes bis jetzt das mit hohen Bergen besetzte Grant-Land ist. Den Lancaster-Sund, der in die Barrow-Straße übergeht, begleitet im N. das Eiland Nord-Devon und weiter gegen W. die Inseln Cornwallis, Bathurst und Melville, hinter welcher im NW. Prince Patrick Island liegt. Die Barrow-Straße mündet in den geräumigen Melville-Sund, welcher in der Banks- und der Prince of Wales-Straße zwei Oeffnungen nach W. hin besitzt. Letztere ist die eigentliche NW.-Passage. Selbstverständlich sind alle die genannten Inseln durch Meeresarme geschieden, diese aber den größten Theil des Jahres mit schweren Packeis Massen besetzt. Unter dem südlichen Inselconglomerate ragt Baffins-Land, das größte und östlichste von allen, hervor, dann folgen westwärts schreitend Somerset, Prince of Wales-Insel und das große Victoria-Land, dann schließlich Banks-Land.

Von allen diesen und den übrigen hier, weil überflüssig, nicht genannten Inseln des amerikanischen Eismeer'es ist im Einzelnen sehr wenig zu berichten. So weit ihre geologische Beschaffenheit untersucht worden, zeigt sich ein Vorherrschen der silurischen Formation, sowie der Bildungen aus der Steinkohlenperiode. An vielen Stellen treten zum Theile abbauwürdige Steinkohlenflöze zu Tage und einzelne Dampfer haben sich dort neu mit Kohlen verproviantirt. Der größte Theil der arktisch-amerikanischen Inseln hat gleiche mittlere Jahrestemperatur wie die furchtbaren Regionen an der Mündung der Lena. Gerade der Umstand, daß die Temperatur im arktischen Eismeere eine so niedrige ist, macht es von vorneherein unmöglich, etwa dort befindliche Wasserstraßen zur Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Großen Ocean zu benützen. Einstmals freilich hat sich auch dieser Archipel der Wohlthaten eines milden Klima's zu erfreuen gehabt, und in diesen Regionen, jetzt ein Mittelpunkt des Eises und des Schreckens, haben einstens Menschen gehaust. Dermalen gibt es nur mehr im südlichen Inselcomplexe einzelne Eskimotrupps, deren äußerste Vorposten nur ausnahmsweise auf den großen Inseln südlich von der Banksstraße getroffen wurden. Sehr bemerkenswerth ist die Uniformität in Sprache und Sitten eines so weithin verbreiteten Volkes wie die Eskimo. Sie bevölkern das ganze arktische Amerika, die beiden Küsten der Davis-Straße und der Baffins-Bai und Grönlands, sowie einen Landstrich von ungefähr 2800 Km. Ausdehnung in Asien jenseits der Bering's-Straße. Östlich erstrecken sie sich bis zum 50., westlich bis zum 60.° n. Br. südwärts. Ihre Lebensbedingungen finden sich bis zur Polarregion hinauf, und es ist anzunehmen, daß sie auch dort zu finden seien. Der Küstenstrich der Welttheile, den sie bevölkern, ergibt eine Längenausdehnung von 35,000 Km. und vom nordöstlichsten bis zum südlichsten Punkte des von Eskimo bewohnten Landes zieht



Grönland einer- und Europa und NW.-Sibirien andererseits von mehreren Ländercomplexen eingenommen, welche eine nähere Betrachtung erheischen, zumal gerade sie ein Hauptfeld der arktischen Forschung im letzten Decennium geworden sind.

Dringen wir, wie die meisten Polarfahrer der Gegenwart, von Norwegen aus in das nördliche Eismeer ein, so stoßen wir im NO. von Island auf die kleine aber 1964 M. hohe Insel Jan Mayen, weiterhin gegen N. auf die gebirgige, vor einigen Jahren genauer untersuchte Bären-Insel, welche durch den Fischreichthum ihres Meeres eine größere Bedeutung gewonnen hat.

Die überaus arme Flora der Bäreninsel zählt 80 Arten Moose. An feuchteren Stellen sammeln sich diese in so großer Menge, daß sie in der Ferne gesehen, das Bild einer grünenden Wiese gewähren; die höheren Gewächse treten aber nur in unerwartet geringer Anzahl auf, es gibt höchstens 30 Phanerogamen. Die ältere Entdeckung Reilhau's, daß die Insel aus Steinkohlenformationen mit Steinkohlenflözen bestehe, fand vollste Bestätigung, indem an der O.-Seite ein sehr mächtiges Kohlenlager entdeckt ward. Die ganz kahle Insel besteht aus einem Hochlande, in welchem sich einige Bergspitzen, darunter der Mt. Misery, zu 400 M. erheben. Am Meere stürzen die Felsen beinahe überall senkrecht ab, Grotten und Höhlen bildend. Vögel sind die eigentlichen Bewohner und Beherrscher der Insel.

Nördlich von der Bären-Insel bis hinauf zum 80.<sup>o</sup> n. Br. liegt der Archipel von Spitzbergen, so benannt wegen der zackigen Gestalt seiner Berge. Er besteht aus einem sehr großen und drei verhältnißmäßig geringeren Hauptkörpern, von zahlreichen kleinen und kleinsten Eilanden umlagert. Die Hauptmasse ist die große reichgegliederte Insel W.-Spitzbergen, gleichsam ein arktisches Festland, im W. mit tiefen Einschnitten, dem Horn-, Velsund und Eissfjord und einem langen schmalen Eilande, Prinz Karls Vorland, ausgestattet; ihr im NO. und nur durch die Hinlopen-Straße getrennt, liegt NO.-Land, in dessen S. die beiden anderen insularen Haupttheile, das kleinere Barents-Land und größere Edge-Land oder Stans Vorland sich ausdehnen. Letztere beide bilden mit W.-Spitzbergen den Wijde Jans Water oder Storfjord (Große Bucht), welcher im N. in die Ginevra-Bucht und den Helis-Sund übergeht, der Barents-Land von W.-Spitzbergen scheidet: zwischen Barents- und Edge-Land zieht der Walter-Thymen-Fjord, und im S. des letzteren Eilandes lagern die fast unnahbaren Hyperitklippen der Tausend Inseln; im O. bemerkt man die Hoffnungs- und die Ryl-Is-Inseln.

In der allerspätsten geologischen Zeit ist Spitzbergen bei weitem weniger in Eis eingehüllt als jetzt. Gegenwärtig besitzt Spitzbergen keine Bäume und kaum noch Büsche; der größte der letzteren ist unser jedoch sehr seltenes *Empetrum nigrum*. Nur am Eissfjord gedeiht reichere Vegetation, die denn auch eine reichere Thierwelt fördert. In Folge allzu eifriger Jagd ist indeß die Anzahl der Renthiere in bedenklicher Abnahme begriffen, das Walroß an der W.-Küste völlig ausge-









Grönland einer- und Europa und NW.-Sibirien andererseits von mehreren Ländercomplexen eingenommen, welche eine nähere Betrachtung erheischen, zumal gerade sie ein Hauptfeld der arktischen Forschung im letzten Decennium geworden sind.

Dringen wir, wie die meisten Polarfahrer der Gegenwart, von Norwegen aus in das nördliche Eismeer ein, so stoßen wir im NO. von Island auf die kleine aber 1964 M. hohe Insel Jan Mayen, weiterhin gegen N. auf die gebirgige, vor einigen Jahren genauer untersuchte Bären-Insel, welche durch den Fischreichthum ihres Meeres eine größere Bedeutung gewonnen hat.

Die überaus arme Flora der Bäreninsel zählt 80 Arten Moose. An feuchteren Stellen sammeln sich diese in so großer Menge, daß sie in der Ferne gesehen, das Bild einer grünen Wiese gewähren; die höheren Gewächse treten aber nur in unerwartet geringer Anzahl auf, es gibt höchstens 30 Phanerogamen. Die ältere Entdeckung Reilhau's, daß die Insel aus Steinkohlenformationen mit Steinkohlenflözen bestehe, fand vollste Bestätigung, indem an der O.-Seite ein sehr mächtiges Kohlenlager entdeckt ward. Die ganz kahle Insel besteht aus einem Hochlande, in welchem sich einige Bergspitzen, darunter der Mt. Misery, zu 400 M. erheben. Am Meere stürzen die Felsen beinahe überall senkrecht ab, Grotten und Höhlen bildend. Vögel sind die eigentlichen Bewohner und Beherrscher der Insel.

Nördlich von der Bären-Insel bis hinauf zum 80.° n. Br. liegt der Archipel von Spitzbergen, so benannt wegen der zackigen Gestalt seiner Berge. Er besteht aus einem sehr großen und drei verhältnißmäßig geringeren Hauptkörpern, von zahlreichen kleinen und kleinsten Eilanden umlagert. Die Hauptmasse ist die große reichgegliederte Insel W.-Spitzbergen, gleichsam ein arktisches Festland, im W. mit tiefen Einschnitten, dem Horn-, Velsund und Eissfjord und einem langen schmalen Eilande, Prinz Karls Vorland, ausgestattet; ihr im NO. und nur durch die Hinlopen-Straße getrennt, liegt NO.-Land, in dessen S. die beiden anderen insularen Haupttheile, das kleinere Varents-Land und größere Edge-Land oder Stans Vorland sich ausdehnen. Letztere beide bilden mit W.-Spitzbergen den Wijde Jans Water oder Storfjord (Große Bucht), welcher im N. in die Ginevra-Bucht und den Helis-Sund übergeht, der Varents-Land von W.-Spitzbergen scheidet: zwischen Varents- und Edge-Land zieht der Walter-Thymen-Fjord, und im S. des letzteren Eilandes lagern die fast unnahbaren Hyperitklippen der Tausend Inseln; im O. bemerkt man die Hoffnungs- und die Nyl-Is-Inseln.

In der allerspätsten geologischen Zeit ist Spitzbergen bei weitem weniger in Eis eingehüllt als jetzt. Gegenwärtig besitzt Spitzbergen keine Bäume und kaum noch Büsche; der größte der letzteren ist unser jedoch sehr seltenes *Empetrum nigrum*. Nur am Eissfjord gedeiht reichere Vegetation, die denn auch eine reichere Thierwelt fördert. In Folge allzu eifriger Jagd ist indeß die Anzahl der Renthiere in bedenklicher Abnahme begriffen, das Walroß an der W.-Küste völlig ausge-







vorhandenem Polarwilde, wird Kalgujew alljährlich von 70—80 Menschen besucht. Nowaja-Semlja steht mit dem europäischen Festlande mittelbar durch die Waigah-Insel im Zusammenhange. Dieses Eiland (3700 □ Km.) liegt in der Fortsetzung des Ural, von dem es bloß durch die Waigah- oder Jugor'sche Straße getrennt wird, besitzt im S. und O. steile Thonschieferfelsen und endet an der Karischen Straße, welche sie von der Doppel-Insel Nowaja-Semlja's scheidet.

Nowaja-Semlja d. h. Neuland (92,800 □ Km.) hält die nämliche Richtung ein, besitzt eine wechselnde Breite von 60 bis 140 Km. und endet mit Cap Mauritius in 77° n. Br. Die Doppelinsel wird von dem hyperboräischen oder maritimen, unbewohnten Ural durchzogen und der 7 Km. breiten, gegen 100 Km. langen Meerenge Matotschkin-Schar in zwei Stücke zerschnitten. Die Abdachung nach W. scheint die steilere, und unter den Gipfeln mag einer von 1220 M. wohl der höchste sein. Augitporphyr macht den Kern dieser Gebirgskette aus; an der O.-Küste bildet Thonschiefer die dunklen Klippen, der sich auch sonst auf der Insel überall findet. Der südliche Theil der Doppelinsel wird fast alljährlich von Walfischjägern besucht und ist minder rauh als der nördliche; im Allgemeinen erscheint die W.-Küste weit gegliederter als die O.-Küste, die sich im Karischen Meere badet. Wir bemerken an der W.-Küste im S. die Meschduscharsky-Insel, welche der schmale Kostin-Schar von dem Festlande trennt, weiterhin die Moller-Bai und auf dem nördlichen Bruchstücke die vorspringende Admiralitäts-Halbinsel und Cap Nassau. Auch mehrere Küsteneilande, wie die Buckligen, die Pankratjew- und Barents-Inseln treten hier auf. Dem mit colossalen Gletschern besetzten N.-Ende der W.-Küste liegen die neuentdeckten Golfstrom-Inseln gegenüber, eine aus der größeren Hellwald-, der kleineren Brown- und mehreren anderen unerheblichen Inseln bestehenden Gruppe. Die lange sehr gefürchtete Kara-See ist in den letzten Jahren wiederholt befahren und eines großen Theiles ihrer Schrecken entkleidet worden; man hat erkannt, daß sie ein Meer von sehr geringer Tiefe sei, jedoch südwestlich von Nowaja-Semlja bedeutend seichter als an der NW.-Küste; je weiter nach N., desto mehr und rascher nimmt der Seeboden an Tiefe zu. Auch tritt manchmal in dem ob seiner Eismassen verrufenen Meere eine vollständige Eisschmelze ein.

Die letzte arktische Gruppe, die zu erwähnen uns obliegt, ist das zwischen 80° und 83° n. Br. sich erstreckende Kaiser Franz Josephs-Land, ein Archipel, welches hinter jenem Spitzbergens kaum zurückstehen dürfte, und dessen Entdeckungsgeschichte wohl die bedeutendste Leistung in der Polarforschung der Gegenwart bildet.

Franz Josephs-Land ist durch die 1872 ausgerüstete österreichisch-ungarische Expedition unter Führung von Carl Weyprecht und Julius Payer aufgefunden worden, und die Geschichte dieser Entdeckung gibt ein gutes Bild des oft grauenhaften Lebens im Eise. Schon in kurzer Entfernung von Cap Nassau auf Nowaja-Semlja wurde der „Tegetthoff“ — so hieß das Expeditionsschiff — vom Eise eingeschlossen, um aus der schrecklichen Haft nie mehr befreit zu werden. Selbstverständlich waren nun Schiff und Mannschaft ein Spiel des Zufalls. Den ganzen Winter hindurch war man wegen der fürchterlichen Eispressungen in beständiger Bereitschaft das Schiff zu verlassen. Ende März 1873 hörten die Eispressungen auf und der „Tegetthoff“ lag fest gefroren in der Mitte eines Eisfeldes, das mehrere Km. im Umfange hatte. Das Eisfeld selbst, auf dem der „Tegetthoff“ ruhig lag, wurde von den Winden in verschiedener Richtung hin- und hergetrieben. Längst war man im Laufe dieses Dahintreibens auf der Scholle in ein Gebiet eingedrungen, das noch niemals vorher von Menschen betreten worden, und freudige Ueberraschung mußte die Hoffnungslosen erfüllen, als sie am 31. August 1873

plötzlich hohe Landmassen, etwa 14 Seemeilen fern, im N. aus dem Nebel emporstehen sahen. Das erste, jetzt nach Admiral Tegetthoff benannte Cap präsentirte sich hoch, schroff und felsig, seine abfallenden Wände waren stellenweise schneefrei. Während des Tages wurden noch mehrere flach vorliegende Inseln und auch Gletscher gesehen. Nun, da die Existenz des Landes constatirt war, schritt man zur feierlichen Taufe desselben als Kaiser Franz Josephs-Land, doch dauerte es bis Ende October, ehe die Entdecker das aufgefunden Land in  $79^{\circ} 54'$  n. Br. auf der Wilczek-Insel betraten und im Namen des Kaisers von Oesterreich in Besitz nehmen konnten. Am 22. October 1873 verließ sie die Sonne zum zweiten Male, ohne daß ihre Vorstellungen über die Gestaltung des Landes hätten fixirt werden können. Sie mußten sich in Geduld fassen und den Anbruch des neuen Polartages, d. h. des Frühlings 1874 erwarten. Am 24. Februar 1874 erschien die Sonne wieder, und jetzt galt es die kurze noch erübrigende Zeit des dritten Sommers nach Kräften zu benützen. Oberleutnant Payer entschloß sich zu drei Schlittenreisen, welche Klarheit in die Geographie des neuen Landes brachten, zugleich aber zu den tollkühnsten und wunderbarsten Unternehmungen gehören, welche je von Polarreisenden gewagt wurden. Die erste vom 10. bis 15. März galt einem benachbarten Gilande, wo er am Ende des malerischen Nordenfjöld-Fjordes einen ungeheuren Gletscher — den Sonklar-Gletscher — entdeckte, nachdem er die hohen Felscaps Tegetthoff und Mac Clintock (760 M.) bestiegen. Die zweite Reise trat Payer am 24. März an, und diesmal währte sein Ausflug bis 26. April. Payer's Bahn bewegte sich durchaus in dem von S. gegen N. hin sich öffnenden großen Austria-Sund, in dessen Mitte viele kleine Gilande zerstreut liegen, während er sich selbst bis etwa zu  $82^{\circ}$  n. Br. zwischen zwei bedeutenden Landcomplexen ausdehnt, von denen der östliche den Namen Wilczek-Land empfing, der westliche dagegen Rijn-Land geheißen wurde. Dort wo der Austria-Sund in ein weites Becken ausmündet, liegt ein anderes Landstück, das Kronprinz Rudolfs-Land, dessen SW.-Spitze durch das Cap Habermann in etwa  $81^{\circ} 48'$  n. Br. bezeichnet wird. An der W.-Küste dieses Kronprinz Rudolfs-Landes zog nun Payer mit seinen wenigen Begleitern dahin, über das unter  $82^{\circ}$  liegende Säulencap nach Cap Fligely in  $82^{\circ} 5'$ , wo sie am 12. April anlangten. Dies war ihr fernster Punkt; die zunehmende Unsicherheit des spaltenumringten Weges und das häufige Einbrechen des Eises gestatteten weiteres Vordringen nach N. nicht. Vor Payer's Augen breitete sich ein neuer Sund aus, den im Hintergrunde neue ausgedehnte Länder umschlossen, welche mit Gebirgen bedeckt, sich von NW. bis NO. und bis über den  $83^{\circ}$  n. Br. verfolgen ließen. Dieser Breite gehört ein imposantes Vorgebirge an, es ist eine der nördlichsten Landmarken der bekannten Erde: Cap Wien, und gehört einem Lande an, für welches die Gerechtigkeit und Dankbarkeit den Namen Petermann-Land dictirte. Dem Cap Wien gegenüber liegt im W. eine andere Landmasse, welche die Bezeichnung König Oskar-Land trägt. Ueber die Ausdehnung dieser Gebiete lassen sich dormalen natürlich noch keine bestimmten Vermuthungen wagen, Alles spricht jedoch dafür, daß es sich hier um größere, weiterreichende Complexe handelt, nicht bloß etwa um einen Haufen unbedeutender Gilande. Was wir bis jetzt über das Franz Josephs-Land wissen, genügt, um zu zeigen, daß es das König Karls-Land in unvergleichlichem Maße an räumlicher Ausdehnung übertrifft, ja an Größe vielleicht dem Archipel Spitzbergens gleichkommt. Nach mühseliger Wanderung zum Schiffe zurückgekehrt, welches Payer glücklicherweise noch immer an der alten Stelle liegend fand, unternahm er im Mai 1874 eine dritte Reise, diesmal nach W. Sechzig Kilometer vom „Tegetthoff“ entfernt gewährte ein hoher Berg, Cap Brunn, wichtige Aufschlüsse über die bedeutende Ausbreitung des Landes in dieser Richtung. Dasselbe ließ sich etwa bis zum  $46^{\circ}$  D.-Länge verfolgen, und erwies sich als ein von zahlreichen Fjorden durchschnittenen Gebirgsland. Hier liegt auch der Culminationpunkt aller der gesehenen Gipfel, die 1524 M. hohe Richtigens-Spitze.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Nur zu häufig begegnet man der irrigen Vorstellung, als ob die Polarmeere so ziemlich verödet wären und die Schrecknisse der kalten Zone die Besucher zurückscheuchten. Was nun



# Register.

Fl. = Fluß. Ft. = Fort. Geb. = Gebirge. Mt. = Mount, Monte &c.

## A.

Aachen II, 230.  
 Aalborg I, 201.  
 Aar II, 81.  
 Aare II, 74.  
 Aarbund II, 201.  
 Abai I, 568, 570.  
 Abajo, Suelto I, 283.  
 A-Banga I, 560.  
 A-Bantu I, 604.  
 Abbeoluta I, 521.  
 Abchafen II, 396.  
 Abchazien II, 395.  
 Abdarab, Dschebel, I, 565.  
 Abdeli-Land II, 368.  
 Abd-el-Kuri I, 575.  
 Aben, Wabi, I, 565.  
 Aberdeen II, 181.  
 Abesir I, 535.  
 Abessinien I, 540, 566 f.  
 Abiad, Bahrel-, f. Wei-  
 ßer Nil.  
 Abo I, 522. II, 272.  
 Abomeh I, 520.  
 Abor II, 515.  
 Abruzzan II, 29, 166.  
 Abu II, 506.  
 Abuam I, 492.  
 Abu Roda, Dschebel, I, 549.  
 Abu Sammed I, 551.  
 Abuschehr II, 386.  
 Abu Simbi I, 551.  
 Acadier I, 199.  
 Acapulco I, 229, 243.  
 Acarai-Gebirge I, 321.  
 Accra I, 515.  
 Achata II, 300.  
 Achalzich II, 399.  
 Achalzichs - Imeritinisches  
 Scheldegebirge II, 331.  
 Aci-Reale II, 169.  
 Aconcagua I, 308.  
 Acopayo I, 270.  
 Adai I, 572.  
 Adamaua I, 524.  
 Adams, Mt. I, 35.  
 Adamspit II, 525.  
 Adantlananlango I, 633.  
 Adba II, 25, 73.  
 Adelaide II, 580, 585.  
 Adelsphos II, 330.  
 Adelsberger-Grotte II, 98.  
 Aden II, 368.  
 Aden, Golf von, I, 575.

Aderar I, 492.  
 Aderbeidschan II, 373, 384.  
 Aderer I, 492. [390.  
 Adigbe f. Tschertessen.  
 Adirondak-Berge I, 67.  
 Admiralitäts-Halbinsel II,  
 624.  
 Admiralitäts-Inseln II,  
 Abour II, 50. [591.  
 Adoma I, 567.  
 Adrar I, 484. [323.  
 Adramiti, Bucht, II, 322.  
 Adria (adriatische See) II,  
 5, 162.  
 Adrianopol II, 303, 311.  
 Adschabainm-Mt-Rum II,  
 Adelpas II, 300. [415.  
 Agadische Inseln II, 35.  
 Agäisches Meer II, 5, 40.  
 Agina II, 299.  
 Agina, Meerbusen von,  
 II, 40.  
 Agypten I, 542 ff.  
 Agypten, Unter-, I, 539.  
 Aermel-Canal II, 5, 49, 60.  
 Aetas II, 550.  
 Aetna II, 35.  
 Aetolia II, 299.  
 Afasi I, 499.  
 Afetese I, 492.  
 Afghanen II, 377. [376.  
 Afghanistan II, 319, 373.  
 Afium-Karabissar II, 328.  
 Afrifa I, 451 ff.  
 S.-Afrika I, 600 ff.  
 Inneres I, 611.  
 S.-Afrikanische Colonien  
 I, 602 ff.  
 Afrika, Aequatorial-, I,  
 Agaha II, 596. [629 ff.  
 Agba-Dagh II, 322.  
 Agboris II, 522.  
 Aguat, El, I, 490.  
 Aghurri II, 334.  
 Agln II, 56.  
 Agnano, Lago di, II, 35.  
 Agow I, 572.  
 Agrah II, 511.  
 Agram II, 263.  
 Agua, Vulc. del, I, 258.  
 Aguamiras I, 327.  
 Aguas buenas I, 246.  
 Aguicate I, 273.  
 Agulhas, Cap, I, 602.  
 Ahaggar I, 498.  
 Ahaggar-Gebirge I, 461.

Ahir II, 522.  
 Ahlaf, el, II, 369.  
 Ahja, el-, II, 362. [403.  
 Ai-bögüre, Golf von, II,  
 Aigun II, 482.  
 Ain Massin I, 494.  
 Ainos II, 437.  
 Air I, 498.  
 Aisul II, 415.  
 Aisne II, 55.  
 Air II, 56.  
 Ailän, Berge von, II, 359.  
 Alabak II, 363.  
 Alaloi-Fluß I, 633.  
 Alambe I, 633.  
 Alarnania II, 299.  
 Alata, Wüste, I, 492.  
 Alha II, 346, 541, 561.  
 Alha, Bucht von, II, 356.  
 Al-Rambich II, 410, 413.  
 Almezen-Gebirge II, 332.  
 Aloto I, 633.  
 Alabi f. Alafa.  
 Alai II, 490.  
 Al-Su II, 416.  
 Aluiat II, 416.  
 Altagh II, 499.  
 Al-Tau II, 404, 415.  
 Althab II, 536, 537.  
 Ala-Dagh II, 322.  
 Ala-Gözü II, 333.  
 Alah II, 355.  
 Alai II, 319.  
 Alai-Plateau II, 492.  
 Alai-Dagh II, 492.  
 Ala-Ruf II, 415, 424.  
 Alamanfette II, 423.  
 Alands-Archipel II, 6, 100.  
 Alätschan II, 487, 488.  
 Ala-Tau II, 319, 403, 415,  
 421, 423. [482.  
 Ala-Tau, diungarischer, II,  
 Ala-Tau, transilischer, II,  
 Alba, Punta, I, 388. [489.  
 Albano-See II, 33.  
 Albanerberge II, 31, 33.  
 Albanien II, 241, 305, 306.  
 Albanen II, 42.  
 Albemarle I, 373.  
 Albemarle-Sund I, 13.  
 Albert Lake I, 37.  
 Albert R'zige I, 590.  
 Alcántara I, 427.  
 Alcobaça II, 121.  
 Aldan II, 432.  
 Alderney II, 53.

Albichan II, 415.  
 Alemtejo II, 19, 120.  
 Alendak II, 323.  
 Aleppo II, 347.  
 Alessandria II, 159.  
 Aleuten I, 6, 14, 53, 159.  
 Alexander I, Land II, 614.  
 Alexandraland II, 580.  
 Alexandria I, 539, 545.  
 Alexandropol II, 332, 399.  
 Alexandrowski-Berge II,  
 Alexina II, 290. [490.  
 Alfuru II, 560, 561.  
 Algarve II, 120.  
 Algerien I, 458, 460, 472,  
 II, 151.  
 Algier I, 464, 475.  
 Algier-Gebirge I, 460.  
 Algoa-Bay I, 603.  
 Algonlin-Penape I, 117.  
 Alhucemas, Peñon de, II,  
 Alicante II, 19. [136.  
 Alieli II, 404.  
 Aljaska I, 6, 52, 154 ff.  
 Alahabad II, 511.  
 Alah-Band II, 510.  
 Alargöl II, 332.  
 Alce-Bianche II, 78.  
 Aldeghand-Berge I, 8, 61.  
 Alier II, 52.  
 Alma-Dschebel II, 346.  
 Almeria II, 21.  
 Almiranten I, 643, 646.  
 Alpen II, 8, 70 ff.  
 Alpheios II, 300.  
 Alpujarra, la, II, 21.  
 Alserio-See II, 25.  
 Alta I, 31.  
 Altai II, 319, 403, 421,  
 424, 482.  
 Altar, Cerro de, I, 319.  
 Altenfjord II, 101.  
 Altmühl II, 82.  
 Altvater II, 95.  
 Althyn-Insel II, 416, 423.  
 Althyn-Inl II, 424.  
 Aluta II, 96, 292.  
 Alupa II, 112.  
 Amadens-Salzsee II, 573.  
 Amager II, 199.  
 Amalfi II, 167.  
 Amapala I, 262.  
 Amara, Mte. II, 29.  
 Amattque-Bay I, 255.  
 Ama-Xola I, 618.  
 Amazonas I, 8, 304.



- Amazonas-Gebiet I. 324.  
 Ama-Zulu I. 618.  
 Ambrina II. 561.  
 Amerapura II. 536.  
 Amerika I. 3 ff.  
 S.-Amerika I. 4. 299 ff.  
 Amerika-Inseln II. 597. 605.  
 Amerikanischer Naß I. 61.  
 Ambara I. 567. 572.  
 Ambara, Hochplateau von, I. 540.  
 Amata, Rte., II. 30.  
 Ammer II. 82.  
 Ammer-See II. 82.  
 Amoi, Hafen von, II. 478.  
 Amol II. 388.  
 Ampezzo II. 79.  
 Amphila I. 568.  
 Amratjar II. 598.  
 Amsterdam II. 208.  
 Amu II. 492. [304].  
 Amucu, Weiber von, I.  
 Amu-Deja II. 319. 403.  
 Amur II. 316. 430. 482. 408.  
 Ana-Atatlan, Eta, I. 232.  
 Anabra II. 432.  
 Anadur II. 433.  
 Anah II. 340.  
 Anahuac I. 206. [I. 208].  
 Anahuac, Cordillere von,  
 Anamall-Berge II. 519.  
 Anamur II. 322.  
 Anatolien II. 322.  
 Ancomarca I. 309.  
 Ancóna II. 164.  
 Andalusien II. 125.  
 Andalusische Ebene II. 13.  
 Andamanen II. 525.  
 Anden I. 7. 302. 306.  
 Anden, ecuadorische I. 313.  
 Anderton I. 176.  
 Andidschan II. 412.  
 Andorra Thal II. 151.  
 André, St., Cap, II. 330.  
 Andichuan I. 645.  
 Anegada I. 295.  
 Aneuta-Geb. f. Rün-lün.  
 Anezi II. 341.  
 Angad I. 459.  
 Angadzi I. 645.  
 Angara II. 427. 428. [208].  
 Angeles, Cerro de los I.  
 Angelo, St., Rte., II. 34.  
 Angelos I. 143. [167].  
 Angelen II. 61. 64.  
 Angola I. 625.  
 Angora II. 328.  
 Angora-Plateau II. 323.  
 Angon I. 628.  
 Angra I. 612.  
 Anguilla I. 296.  
 Anholt II. 199.  
 Ani II. 332.  
 Anio II. 30. 33.  
 Anio I. 522.  
 Ankarat-Berge I. 644.  
 Ankofer I. 571.  
 Annabehn I. 143.  
 Annam II. 321. 531. 532.  
 Annamiten II. 543. [542].  
 Annapolis I. 200.  
 Annapolis-Fluß I. 200.  
 Anne, St., I. 267.  
 Annekenban I. 568.  
 Annibale, Campo d' II. 33.  
 Annimullah II. 507.  
 Annobom I. 522. II. 136.  
 Annone-See II. 25.  
 Annunziata, Torre dell'.  
 Anieba I. 565. [II. 107].  
 Anson-Archipel II. 594.  
 Antabie II. 346.  
 Antananarivo I. 645.  
 Antão, S., I. 636.  
 Anthon, St., I. 62.  
 Anticosti I. 13. 188.  
 Antigua I. 258. 296. [353].  
 Antilibanon II. 319. 347.  
 Antillen I. 5. [280].  
 Antillen, Große, I. 275.  
 Antillen, Kleine, I. 276. 293.  
 Antillenmeer I. 4.  
 Antiochien, f. Antabie.  
 Antioquin I. 366.  
 Antipoden-Insel I. 615.  
 Antisana I. 314.  
 Anti-Taurus II. 322.  
 d'Antonia, Pico, I. 636.  
 Antonio, S., (Afrika) I. 522.  
 Antonio, S., (Calif.) I. 228.  
 Antonio, S., (S.-Amerika)  
 I. 319.  
 Antonio, S., de los Cues,  
 Schlucht, I. 205.  
 Antwerpen I. 210. 212.  
 Aosa-See I. 567.  
 Aosta II. 159.  
 Aya, Rio, I. 409.  
 Apache I. 117. 212. 218.  
 Apache-Mountain I. 15.  
 Avam I. 515.  
 Apennin II. 8. 24. 25.  
 Ayia II. 599.  
 Ayingi I. 630. 634.  
 Ayono I. 630.  
 Appalachen I. 61.  
 Approuague-Fluß I. 437.  
 Ayicheron II. 394.  
 Apuanische Alpen II. 28.  
 Aulien II. 166. 168.  
 Apulische Halbinsel II. 23.  
 Apure I. 322.  
 Apure, Rep., I. 364.  
 Apure, Rio, I. 323.  
 Apure I. 323.  
 Aqalin-Araber I. 553.  
 Aquila II. 166.  
 Aquia I. 565.  
 Aquin I. 327.  
 Arab, Bahr-el, I. 541.  
 Arab, Schatt-el, II. 340.  
 Arabah, Wady el, II. 346.  
 Arabakon-See I. 56.  
 Araber II. 306. 364.  
 Arabien II. 362.  
 Arabische Halbinsel II. 320.  
 Arabisches Meer II. 368.  
 Arabische Wüste I. 540. 564.  
 Arabistan II. 340. 384.  
 Aragoner II. 127.  
 Aragonische Tiefebene II.  
 Aragua I. 364. [13].  
 Araguaquazu I. 340.  
 Araguan I. 326.  
 Aralo-kaspische Senkung  
 II. 110.  
 Aral-See II. 319. 403. 414.  
 Ararat II. 332. 333.  
 Ararat (Aust.) II. 580.  
 Arab II. 331.  
 Arassan II. 416.  
 Aravappa-Canon I. 17.  
 Aravalli-Rette II. 506.  
 Arawaken I. 422.  
 Araxes Ebene II. 332.  
 Arcachon, Bujen von, II.  
 Arcer II. 44. [50].  
 Archangel II. 116. 280.  
 Archidona I. 315.  
 Arc, Thal, II. 74.  
 Arctic II. 616.  
 Ardaghan II. 331.  
 Ardanut-Fluß II. 332.  
 Ardennen II. 55. 84. 212.  
 Ardillan II. 384.  
 d'Area, Carao, I. 334.  
 Arenas, Punta, I. 343.  
 Arezzo II. 164. [353].  
 Argentinien I. 336. [403].  
 Argentinische Republik I.  
 Argundab-Thal II. 379.  
 Argolis II. 300.  
 Argonnenwald II. 55.  
 Argosoli II. 301.  
 Arguin, Bant von, I. 491.  
 Argun II. 130.  
 Argun-Strom II. 484.  
 Arhab, Beni, II. 369.  
 Aribinda I. 527.  
 Ariccia II. 33.  
 Arima II. 458.  
 Arino I. 327.  
 Arisch, El, II. 363. 467.  
 Arische Völker II. 9.  
 Arizona I. 15. 19.  
 Arlabia II. 43. 300.  
 Arlabia, Goli von, II. 40.  
 Arsanias I. 63.  
 Arta-Berge II. 415. 423.  
 Arto, Bujen von, I. 568.  
 Arktische Nellen u. Seen-  
 platte I. 54.  
 Armenten II. 319.  
 Armenier II. 241. 275. 305.  
 325. 334. 344. 397. [330].  
 Armenisches Hochland II.  
 Armorijsche Rette II. 53.  
 Arnauten II. 306.  
 Arnhem-Halbinsel II. 569.  
 Arno II. 28.  
 Arpatichai II. 331. 332.  
 Arracan II. 531. 536.  
 Arracanen II. 537.  
 Arran II. 67.  
 d'Arré, Rte., II. 53.  
 Arrière II. 57.  
 Arrö II. 199.  
 Arrour II. 55.  
 Arroçada, Sierra, I. 235.  
 Arta-Fluß II. 42.  
 Arta, Wolf von, II. 40.  
 Artibonite I. 289.  
 Artwin II. 342.  
 Aru-Inseln II. 560. 562.  
 Aruica I. 579. [590].  
 Ajala, Wad, I. 462.  
 Aiamahama II. 457.  
 Aiamor I. 467.  
 Ajaorta I. 572.  
 Ajabab I. 492.  
 Aoben, f. Ar.  
 Achango I. 630.  
 Achanti I. 501.  
 Achira-Pand I. 630.  
 Achurade II. 388.  
 Achwanipi-Fluß I. 183.  
 Achenfion I. 417. 419.  
 Acoli II. 164.  
 Aogar I. 498.  
 Aishburton II. 571.  
 Aien 312 ff.  
 Aikur II. 323.  
 Aikja II. 108.  
 Aikulan II. 356.  
 Aikwichee Meer II. 111.  
 Aiphali-Pale I. 296.  
 Aipra-Vulcan II. 43.  
 Aepopotamo-Fl. II. 42.  
 Aijaban I. 568.  
 Aijal-See I. 567. 568.  
 Affam II. 506. 515. 516.  
 Affameien II. 517.  
 Affanquere I. 508.  
 Affinie, Port, I. 514.  
 Affiniboine I. 189.  
 Affiniboine I. 117.  
 Affisi II. 164.  
 Affuan I. 550.  
 Affuan I. 315.  
 Affrien II. 341.  
 Affrabad II. 388.  
 Afforga II. 17.  
 Affrachan II. 267. 280.  
 Affurien II. 17.  
 Affurier II. 127.  
 Affurisch-contabr. Gebirge  
 Affuncion I. 412. [II. 17].  
 Aff-Jahr el, II. 346.  
 Atacama-Wüste I. 9. 305.  
 Atalla I. 520.  
 Atami II. 457.  
 Atbara I. 540.  
 Tatcheni Vac, I. 176.  
 Athapaska-Bladenzie-Fl.  
 II. 55. 174.  
 Athapaska-See I. 51. 54.  
 Athen II. 299. [174].  
 Athos II. 40. 48.  
 Atimbola I. 599. [I. 242].  
 Atlachanacatl, Balvaiz de,  
 Atlaco, Rio, I. 242.  
 Atlantia I. 638.  
 Atlant. Ocean I. 441 ff.  
 Atlas-Gebiet I. 458.  
 Atlas, Kleiner, I. 469.  
 Atliaca I. 246.  
 Atrel II. 388. [367].  
 Attato, Rio, I. 315. 317.  
 Atschin II. 555. 556.  
 Atschinesen II. 556.  
 Attaran II. 537.  
 Attita II. 40. 299.  
 Attow, Ben, II. 66.  
 Aud, Räs I. 576.  
 Aude II. 55.  
 Audland II. 608.  
 Audland-Inseln II. 615.  
 Aude II. 56.  
 Audh II. 512.  
 Audschila I. 502.  
 Aulina-Insel I. 563.  
 Aullagas-Bampa, See von,  
 I. 390.  
 Auras-Gebirge I. 461.  
 Aurign II. 53.  
 Aurora-Inseln I. 301.  
 Aufschwib II. 255.  
 S.-Australien II. 580. 585.  
 Australien II. 563 ff.  
 Bergland II. 571.  
 Australier II. 576.  
 Austral-Inseln II. 603.  
 Australische Alpen II. 571.  
 Australische Bucht II. 569.  
 Austral. Continent II.  
 569 ff.  
 Austral. Inseln II. 597.  
 Australneger II. 567.  
 Austria-Lund II. 625.  
 Auvergne II. 57.  
 Ava II. 531. 586.  
 Avalen II. 259.  
 Avalon I. 187.  
 Awadh II. 458.  
 Awali II. 351.  
 Awaticha-Bucht II. 434.  
 Axim I. 515.  
 Axum I. 567.  
 Axum I. 386. 391.



- Ansen-Fluß I, 343.  
 Anuthia II, 540.  
 Azerbeidshan II, 339.  
 Azingo-See I, 633.  
 Azoren I, 447, 642.  
 Azowisches Meer II, 5.  
 Azrak, Bahr el, s. Blauer  
 Njelen I, 218. [Nil.
- B.**
- Baalbel II, 353.  
 Babaniga II, 42.  
 Bab-el-Mandeb Straße II,  
 367, 368.  
 Babisa-Gebirge I, 595.  
 Babor, Großer, I, 460.  
 Babudur I, 562.  
 Babylon II, 345.  
 Bacharleb I, 502.  
 Bachinaba, Cerro, I, 200.  
 Badarana I, 525.  
 Badachshan II, 408, 489.  
 Badagar II, 524. [492, 494  
 Badagry I, 520.  
 Baden II, 55.  
 Bären-Insel II, 624.  
 Bärensee I, 54, 174, 176.  
 Baega I, 345.  
 Basing I, 509.  
 Basing-Bai II, 618.  
 Basingland II, 619.  
 Bafra II, 323.  
 Bagamoyo I, 560, 565.  
 Bagat II, 375.  
 Bagdad II, 340, 343.  
 Baggara-el-hamr I, 562.  
 Baggara-Elim-Araber I,  
 Baghena I, 492. [551.  
 Baghirmi I, 504, 529, 530.  
 Baghien-Geb. I, 495, [533.  
 Baginze-Geb. I, 562.  
 Baginze, Mt., I, 558.  
 Bahama-Inseln I, 275.  
 Bahar ed Salamal I, 535.  
 Bahia I, 427.  
 Bahira I, 480.  
 Bahr-el-Dschebel I, 554.  
 Bahrin-Inseln II, 372.  
 Baiburf II, 332.  
 Baibar II, 412.  
 Baikal-See II, 317, 424.  
 Baikar II, 487. [428.  
 Bajafa I, 629.  
 Bajangol II, 502.  
 Bajantu II, 466.  
 Bajan-jumbur II, 488.  
 Bajazid II, 332.  
 Bajuda-Straße I, 532.  
 Balales I, 633.  
 Balargandsch II, 512.  
 Babel, Fort, I, 506.  
 Babel, Mt., I, 35.  
 Baljr-Tschai II, 323.  
 Balran II, 416.  
 Baltichiserat II, 274.  
 Batu II, 395.  
 Batclava, Col de, II, 412.  
 Balch II, 408. [415.  
 Balchaich-Niederung II,  
 Balchaich-See II, 415.  
 Balearen II, 5, 21.  
 Balt II, 560.  
 Balt-Bay I, 645.  
 Balkan II, 8, 44.  
 Balkan-Berge II, 404.  
 Balkan-Halbinsel II, 37 ff.  
 Balaschan II, 379.  
 Ballarat II, 580.  
 Ballon d'Alsace II, 55.  
 Balogon I, 533.  
 Balombo I, 627.  
 Baltia II, 497.  
 Baltische Provinzen II, 266.  
 Baltistan II, 496.  
 Baltoro-Gletscher II, 496.  
 Balumbo I, 629.  
 Balnsich II, 412.  
 Bamangwato I, 612.  
 Bambarre-Geb. I, 596.  
 Bambarra I, 528.  
 Bambarra I, 507.  
 Bam-i-duniah II, 404.  
 Bamjan II, 377.  
 Banana I, 627.  
 Banca II, 556.  
 Banda-Inseln II, 561.  
 Banda-Neira II, 562.  
 Bando I, 633.  
 Bandischermaffing II, 558.  
 Bang-kol II, 540.  
 Banguend I, 634.  
 Bangweolo-See I, 584, 594.  
 Bantai-Land I, 616.  
 Bantia II, 522.  
 Banjalula II, 314.  
 Bant-Land II, 619.  
 Bant-Straße II, 619.  
 Bantu-Stämme I, 455.  
 Banyan I, 581.  
 Bapoyo, Rio, I, 200.  
 Baraba II, 353.  
 Baranow I, 156.  
 Baranquilla I, 368.  
 Barbadoes I, 296.  
 Barbarade Samana, Eta.,  
 Barbuda I, 296. [1, 294.  
 Barcelona II, 428.  
 Barcelona, Rep., I, 361.  
 Bardai I, 500.  
 Bardera I, 576.  
 Barentland I, 624.  
 Barents-Inseln II, 634.  
 Barferusch II, 388.  
 Barghir II, 364.  
 Barguin II, 428.  
 Bari I, 563, II, 468.  
 Barin II, 484.  
 Barla, Chor, I, 565.  
 Barla, Plateau von, I, 482.  
 Barful II, 490, 573.  
 Barletta II, 468.  
 Barman II, 230.  
 Barnaul II, 425.  
 Barolic-Thal I, 614.  
 Baranifimeto, Plateau, I,  
 319, 364.  
 Barren Grounds I, 56.  
 Barrents-See II, 623.  
 Barrière, große, II, 569.  
 Barrièreriff II, 566.  
 Barrow II, 68.  
 Barrow-Straße II, 619.  
 Barélaun-afu II, 409.  
 Barfuti II, 420.  
 Barthelemy, S., I, 295.  
 Basaco II, 424.  
 Baschkiren II, 273.  
 Basel II, 236.  
 Basilicata II, 468.  
 Bassen II, 9, 127, 428.  
 Basra II, 340.  
 Grand-Bassum I, 544.  
 Bask-Straße II, 566, 569.  
 Bassein II, 537.  
 Bassora II, 349.  
 Basuto I, 602.  
 Basuto-Land I, 604.  
 Batalha II, 424.  
 Bataver II, 205.  
 Batavia II, 551, 554.  
 Batel-Berg II, 622.  
 Batha I, 530.  
 Bathurst I, 505, 510, II,  
 581, 619.  
 Batna I, 476.  
 Batn-el-hadjcher I, 552.  
 Batichian II, 564.  
 Batta I, 524, II, 555.  
 Baulu, Ebene v., II, 323.  
 Bautu II, 487.  
 Bay-Inseln I, 263.  
 Bayoud I, 66.  
 Bayerischer Wald II, 93.  
 Bear-Creef I, 39.  
 Bear River Mts. I, 39.  
 Beatrice-Wolf I, 592.  
 Beaujolais-Geb. II, 57.  
 Beaver-Creef I, 39.  
 Bechen, großer, I, 49.  
 Bedda II, 525.  
 Bed-Pal-Dala II, 415.  
 Beduinen I, 476, 542, II,  
 261, 363.  
 Beechworth II, 589.  
 Beerberg II, 68.  
 Begemeder I, 568.  
 Bego I, 537.  
 Bei-Bach II, 486.  
 Bei-lei-qu II, 483.  
 Beira II, 49, 420.  
 Beirut II, 346, 347.  
 Beit-Lahm II, 358.  
 Belka, El, II, 346, 353.  
 Bela II, 375.  
 Belad-beny-Missa II, 369.  
 Belad-el-hadjhan, II, 369.  
 Belad-hamum II, 369.  
 Belandak II, 546.  
 Belchen II, 85.  
 Belfort II, 83.  
 Belgien II, 209.  
 Belgrad II, 289.  
 Belteni I, 549.  
 Belt Bid II, 46.  
 Belize, Colonie, I, 254 ff.  
 Belize-Strom I, 253.  
 Beltschifari I, 531.  
 Bellegarde II, 84.  
 Belle-Me, Straße v., I, 57.  
 Belle-Jalle II, 52.  
 Belluno II, 462.  
 Belmonte, Rio de, I, 332.  
 Belogradsch II, 45.  
 Beljund II, 624.  
 Belte II, 6, 400. [232.  
 Beltran, Barranca de, I,  
 Beludschistan II, 319, 373.  
 Belutschen II, 375.  
 Belut-Tagh II, 404.  
 Bemba-See I, 594.  
 Ben-Lavers II, 65.  
 Ben-Macdui II, 46.  
 Ben-Revis II, 66.  
 Ben-Wywis II, 66.  
 Benarel II, 512.  
 Bender-Abbasi II, 386.  
 Bender-Buichehr II, 386.  
 Bender-Mirajeh I, 575.  
 Bendigo II, 580.  
 Bengalen II, 526.  
 Bengalen, Bai von, II, 507.  
 Bengalen, Tiefland, II, 542.  
 Bengalie II, 536.  
 Bengasi I, 502.  
 Benguela I, 625.  
 Beni I, 327.  
 Beni-Amer I, 565, 572.  
 Beni-Saffan I, 549.  
 Beni-Sam II, 441.  
 Beni-Mzab I, 495.  
 Benin I, 510, 522.  
 Beni-Usb I, 409.  
 Bentulen II, 555.  
 Benton, Fort, I, 59.  
 Benue i. Tschadda.  
 Berber I, 467.  
 Berberah I, 566, 575.  
 Berda II, 294.  
 Berdjanel II, 411.  
 Bereson II, 426.  
 Bergamo II, 161.  
 Bergen II, 403, 405.  
 Berghé, van den, I, 475.  
 Berici, Mt., II, 25.  
 Beringe-Meer I, 6, 160.  
 " Straße I, 6, 154.  
 II, 316.  
 Bertovica-Balkan II, 44.  
 Bertoway II, 311.  
 Berlin II, 224.  
 Bermudas I, 447.  
 Bernal, Punta de, I, 207.  
 Bernardin II, 75. [22.  
 Bernardino-Ränge, S., I,  
 Bernardo, Cerro S., I, 208.  
 Bernera II, 68.  
 Berner Oberland II, 79.  
 Bernhard, St., großer, II,  
 Bernina-Bay II, 75. [75.  
 Berti I, 537.  
 Bektiden II, 95, 96.  
 Bessarabien II, 413.  
 Bethlehem II, 358.  
 Betichuanen, O., I, 602.  
 Betichuanen I, 618.  
 Betimafaracac I, 615.  
 Bhattia I, 582.  
 Bhilla II, 524.  
 Bhumidich II, 524.  
 Bhutan II, 506.  
 Biber-Indianer I, 479.  
 Biche, Rivière la, I, 474.  
 Bidassoa II, 44.  
 Bielaja II, 116.  
 Bien II, 416.  
 Biehho II, 544.  
 Biga-Berge II, 63.  
 Big Cañon I, 49.  
 Bihé I, 597, 627.  
 Bisk II, 487.  
 Bija II, 424.  
 Bizard-Hamdan II, 379.  
 Bilba II, 47.  
 Bileb-ul-Tschirid I, 478.  
 Billiton II, 556. [499.  
 Bilur, Buien von, I, 568.  
 Simba-Berge I, 626.  
 Binga-Ham-Bambi I, 626.  
 Bingen II, 84.  
 Bingöl-Tagh II, 332.  
 Birgid I, 537.  
 Birma II, 321, 531, 534.  
 Birmanen II, 534.  
 Birnbaumwald II, 98.  
 Biry I, 562.  
 Bisanad II, 549.  
 Bistra I, 461, 464.  
 Bismard, Gay, II, 617.  
 Bismardstraße II, 614.  
 Bissagotd-Archipel I, 514.  
 Bissanga I, 502.  
 Bistria II, 97.  
 Biwa-See II, 449, 457.  
 Biwato-See II, 437.  
 Blackfeet I, 117.  
 Blackfellow II, 576.  
 Black-hill I, 47.  
 Black-Mts. II, 64.



- Blad, Rt. I, 69.  
 Blad, River I, 287.  
 Bladwood II, 571.  
 Blagowjeitschensk II, 429.  
 Blanca, Casa I, 285.  
 Blanca, Montaña I, 639.  
 Blancnez, Cap. II, 85.  
 Blanco, Vico I, 208.  
 Blankenberge II, 214.  
 Blas, San I, 244.  
 Blau II, 82. [541].  
 Blaue Berge (Afrika) I, 549.  
 Blaue Berge (Asien) II, 571.  
 Blaue Berge (Australien) I, 549.  
 Blaue Berge (Jamaica) I, 549.  
 Blauen II, 85. [287].  
 Blaufelde I, 266.  
 Blidab I, 476.  
 Bligny, Berge, II, 55.  
 Blockberg I, 58.  
 Bloemfontein I, 607.  
 Blois II, 52.  
 Blue, Cañon I, 31.  
 Blue, Ridge I, 68.  
 Blumenau I, 427.  
 Boanan I, 492.  
 Bochelen II, 252.  
 Bochetta-Pag. II, 28. 159.  
 Bochara II, 319. 406. 410.  
 Bochnia II, 255. [411].  
 Bodegā I, 374.  
Bodele-Niederung I, 532.  
 Bodensee II, 81. [533].  
 Bobb II, 195. 196.  
 Bodnū I, 501.  
 Bodnū, Hochebene II, 494.  
 Bötta II, 299.  
 Böhmen II, 93. 253.  
 Böhmerwald II, 93.  
 Böhmlische Rämme II, 95.  
 Böhmlisch-mährische Höhe II, 486. [11. 95].  
 Bogod I, 572.  
 Bogota, Ebene I, 316.  
 " Rto. I, 317.  
 Bohna-Fügel II, 469.  
 Boie brule I, 184.  
 Bojaca I, 366.  
 Bojun-Gebirge II, 332.  
 Boffa II, 504. 505.  
 Bofan-Pag. II, 373. 375.  
 Bolivar I, 364. 366.  
 Bolivia, Rep. I, 390 ff.  
 Bologna II, 142. 163.  
 Bolor-Dagh II, 494.  
 Bolfchie-Baruffi II, 404.  
 Bolfena, Lago di, II, 30.  
 Bolfione I, 311.  
 Bomba, Sa, Carac. I, 334.  
 Bomban II, 519. 526.  
 Bomma I, 627.  
 Bona I, 475.  
 Bon-Gap I, 464.  
 Bonduppa-Zug I, 562.  
 Bonga II, 501.  
 Bongo I, 542. 556.  
 Bonhomme, Col du, II, 75.  
 Bonifacio, Straße v. II, 5.  
 Bonin-Inseln II, 593. 596.  
Bonn I, 510. 522.  
 Boothia felix I, 15.  
 Borabora II, 602.  
 Bora-Dagh II, 42.  
 Bordeaux II, 51.  
 Boreā I, 67.  
 Boresee II, 191.  
 Borja, S. I, 225.  
 Borfu I, 502.  
 Borkum II, 90.  
 Bormio II, 162.  
 Borneo II, 321. 517. 557.  
 Bornholm II, 6. 92. 199.  
 Bornu I, 504. 529.  
 Bos-Dagh II, 48.  
 Bosna II, 42. 303.  
 Bosna-Serai II, 311.  
 Bosnien II, 41.  
 Bosporus II, 5. 40.  
 Bossebango I, 527.  
 Botocuden I, 422. [100].  
 Bottnischer Busen II, 6.  
 Bougie I, 475. [1. 175].  
 Bouleaux, Montagnes des, Bourbon, Ile I, 617.  
 Bourbonnais II, 63.  
 Boutrū I, 575.  
 Bozen II, 249.  
 Brabant II, 209.  
 Brabant, Nord. II, 205.  
 Bracciano, Lago di, II, 30.  
 Braemar II, 66.  
 Brahmalund II, 515.  
 Brahmanen II, 522.  
 Brahmaputra II, 502. 512. 545. 546.  
 Brahui II, 375. 525.  
 Brahui-Geb. II, 373.  
 Braich-v-pvill, Cap. II, 64.  
 Braila II, 296.  
 Branco, Rio, I, 327.  
 Brandenburg, Mark II, 93.  
 Bransfield-Straße II, 614.  
 Bradd'or I, 202.  
 Brasilien I, 331. 415 ff.  
 Braunau II, 254.  
 Brava I, 576. 583.  
 Bravodel Norte, Rio, I, 12.  
 Bremen II, 92. 228.  
 Brenner II, 74. 75.  
 Brenz II, 82.  
 Brescia II, 161.  
 Breslau II, 228.  
 Brest II, 53.  
 Bretagne II, 49.  
 Breton, Cap. I, 202.  
 Briare, Canal de, II, 53.  
 Brighton II, 180.  
 Brindisi II, 168.  
 Brisbane II, 571. 583.  
 Bristol-Canal II, 62.  
 Britisch-Birma II, 536.  
 Brit. Caffraria I, 604.  
 Britische Colonien in Australien II, 579 ff.  
 Britisch Columbia I, 165 ff.  
 Britisch-Honduras I, 253.  
Britische Inseln II, 5. 49. 61.  
 Britisch Nordamerika I, Broad-Pam II, 65. [164 ff].  
 Broden II, 88.  
 Brody II, 256.  
 Brooklyn I, 43. 91.  
 Brown-Insel II, 624.  
 Brown, Mt. I, 54.  
 Brown, Willy II, 62.  
 Bruck a/R. II, 250.  
 Brügge II, 214.  
 Brunn I, 254.  
 Brunn, Cap. II, 626.  
 Brüssel II, 213.  
 Brusque I, 427.  
 Brussa II, 328.  
 Præzan II, 256.  
 Bicharreh II, 349.  
 Buasi I, 633.  
 Bubie I, 522.  
 Bucharei II, 403.  
 Bucharma II, 424.  
 Budlige Inseln II, 624.  
 Budapest II, 261. 263.  
 Budduma I, 531.  
 Budweis II, 254.  
 Buenaventura I, 370.  
 Buenavista, Cerro I, 208.  
 Bueno, Rio I, 257.  
 Buenos Ayres I, 406.  
 Bufa, Rte. I, 209.  
 Buffalo I, 91.  
 Buffalo-Gebirge I, 56.  
 Buffalo-River I, 604.  
 Bug II, 140.  
 Bughesen II, 560.  
 Bubuja I, 592.  
 Buitenzorg II, 554.  
 Bularesdt II, 297.  
 Bulowina II, 93. 255.  
 Bulgar-Dagh II, 322.  
 Bulgaren II, 241. 270. 288. 305. 306.  
 Bulgarien II, 37.  
 Bulgarische Kinnen II, 273.  
 Bulgarska Morawa II, 42.  
 Bulus I, 631.  
 Bungo-Straße II, 436.  
 Bunta I, 525.  
 Bunnia I, 562.  
 Buntulu I, 548.  
 Bura I, 578.  
 Burälois-Berge II, 423.  
 Burat II, 447.  
 Burefin II, 571.  
 Bureja II, 430.  
 Burgos II, 48.  
 Burgund II, 85.  
 Bursē II, 573.  
 Burhan-Buda II, 502.  
 Burnett II, 571.  
 Buros, Cap. II, 544.  
 Buru II, 561.  
 Busaue I, 525.  
 Buschmänner I, 655. 602.  
 Bu-thaleb I, 461. [623].  
 Butijas II, 506.  
 Bvtown I, 193.  
 C.  
 Cabanos I, 284.  
 Cabinda I, 425.  
 Cadix II, 20. 134.  
 Cadulo I, 425.  
 Cagliari II, 169.  
 Cairn-Celar II, 66.  
 Cairn-David II, 63.  
 Cairn-Worm-Ränge II, 66.  
 Calabar, Alt. I, 522.  
 Calabar, Neu. I, 522.  
 Calabr. Apennin II, 29.  
 Calabrische Halbinsel II, 23.  
 Calabrien II, 29. 166. 168.  
Cal de Calais II, 60.  
 Calaveras-Gain I, 29.  
 Calcutta II, 513. 526.  
 Californien I, 203. 223.  
 Callao I, 381. 383.  
 Calle, La, I, 475.  
 Calvados-Felsen II, 54.  
 Camargue II, 56.  
 Cambrianisches Geb. II, 63.  
 Camerun-Geb. I, 522.  
 Cameruns-District I, 510.  
 Camp grant I, 17.  
 Campagna II, 30. [11. 34].  
 Campanella, Bunta della, Campanien II, 34. 166.  
 Campanas, Cerro de las, I, 235.  
 Campbell-Insel II, 615.  
 Campo, Santo, I, 37.  
 Canaan f. Palästina.  
 Canada I, 58. 190.  
 Canalinien II, 5. 53.  
 Canaren II, 136.  
 Canaria, Gran, I, 63.  
 Canar. Inseln I, 447. 637.  
 Canastra, Serra da I, 34.  
 Candelaria I, 349.  
 Candia II, 5. 341.  
 Canea II, 341.  
 Caniapucow-See I, 57.  
 Canigou II, 15.  
 Canning II, 571.  
 Canoe-R. I, 167.  
 Cañon, großer, I, 46.  
 Cantabrisches Geb. II, 13.  
 Cantal II, 57.  
 Canterbury-Plaine II, 610.  
 Canton II, 466. 477.  
 Canucu-Gebirge I, 321.  
 Capac-Uru I, 344.  
 Capanne, Rte. II, 36.  
 Cap-Colonie I, 604.  
 Cap d. g. Hoffnung I, 603.  
 Capellen-Straße, van der, Capraja II, 36. [11. 48].  
 Capri II, 34. 167.  
 Capstadt I, 603.  
 Capua II, 167.  
 Capverdische Inseln I, 447.  
 Caraboba I, 364. [635].  
 Caracal I, 363. 365.  
 Caracas, Zilla de, I, 320.  
 Caracoles I, 395.  
 Carangas, Cord. de, I, 309.  
 Carawaimen-Geb. I, 341.  
 Cardamum-Geb. II, 519.  
 Cardigan, Bai von, II, 64.  
 Cardo, Rte., II, 36.  
 Cariben-Meer I, 204.  
 Caribische Inseln I, 276.  
 Cariboca I, 425. [279].  
 Caribou-Geb. I, 56. 167.  
 Carical II, 151. [175].  
 Carlos, San, Flug I, 267.  
 Carlos, San, Insel I, 373.  
 Carlos, San, Stadt I, 208.  
 König Carl's Südländ I, Carlrube II, 229. [350].  
 Carmel, Cap. II, 356.  
 Carmen I, 227.  
 Carolinen-Insel II, 136. 566. 593. 594.  
 Carpentariagolf II, 569.  
 Carpentaria, Tiefland, II, Carrara II, 28. [573].  
 Carrizo I, 22.  
 Carrizo, Sierra del, I, 208.  
 Carlson-Flug I, 38.  
 Castellamare II, 34.  
 Castelmagne II, 580.  
 Castello, Nevado de, I, 337.  
 Castilianer II, 127.  
 Castil. Hochebenen II, 13.  
 Castil. Scheidegeb. II, 18.  
 Castillo I, 267.  
 Castle-Beal I, 26.  
 Cadcade-Gebirge I, 33.  
 Caleta II, 167.  
 Castilote, Cerro, I, 207.  
 Cassange I, 625.  
 Cassino, Rte. II, 167.  
 Cassiquiare I, 304. 323.  
 Catalangones II, 550.  
 Catalonien II, 16.  
 Catalonier II, 127.  
 Catamarca I, 337.  
 Catamarca, Hochebene, I, Catania II, 169. [309].



- atania, Ebene, II, 35.  
 atanzaro II, 168.  
 atharina, Sta., I, 427.  
 atharina, Cap. St., I, 625.  
 attherin Dschebel II, 364.  
 attaro, Bocche di, II, 40.  
 atumbella-Fluß, I, 626.  
 auca, I, 366. [368].  
 auca-Thal, I, 315. 317.  
 auto, I, 281.  
 avo, *Reiz.*, II, 31.  
 ayambe-Urcu, I, 314.  
 aenne, I, 437.  
 azembe-Land, I, 595.  
 edros, Wico, I, 642.  
 elaya, I, 235.  
 elébed II, 321. 347. 559.  
 empooltepec, Cerro de, I, 206.  
 entralafrikan. Seegebiet I, 584 ff.  
 entral-Alpen II, 71.  
 entral-Amerika I, 203 ff.  
 entralasien II, 403.  
 entral-Lake I, 52.  
 everafen II, 259.  
 eram II, 561.  
 erepis II, 45.  
 erigo II, 300.  
 etina II, 42.  
 etinje II, 292.  
 euta II, 136. 467.  
 evenuen II, 52. 56. 57.  
 eylon, I, 613. II, 320. 520. 525.  
 hab, El, II, 370.  
 habur II, 319.  
 haco, Gran, I, 336. 340.  
 hafarina-Inseln II, 136.  
 haiber-Paß II, 373. 377.  
 hajorra, I, 639.  
 halchal-Ranalen II, 485.  
 halenel-Bay, I, 198.  
 halil, El, II, 358.  
 halis II, 40. 300.  
 halmers, Fort II, 610.  
 hama, I, 515.  
 hamatari, I, 314.  
 hamouniz-Thal, II, 78.  
 hampa II, 542.  
 hampas II, 497. 499.  
 hampain, le, I, 67.  
 hanchamahu, I, 328.  
 handernagor II, 151.  
 hangi-Thal, I, 346.  
 hanis II, 311.  
 hankai-Ebene II, 430.  
 hanka-See II, 483.  
 hapala, Lago de, I, 234.  
 hapultepec-Schloß, I, 236.  
 harente II, 52.  
 haremsische Wüste II, 408.  
 haregeh, I, 502.  
 harid, Wady, II, 370.  
 harlotten-Insel, Rön., (Amerika) I, 114. 169. 171.  
 harlottenfund, Rön., I, 14.  
 harolait, Mte., II, 53. 57.  
 hartree II, 53.  
 hartum, I, 510. 552.  
 hatam, I, 373.  
 hatanga II, 432.  
 la Chaur de fond II, 239.  
 chavel, Sta. Anna de, I, 522.  
 chavez, I, 373.  
 chavinello, I, 327.  
 cheje Ruma, I, 309.  
 chelmos II, 43.  
 cheneg el Melh, I, 494.  
 cher II, 32.  
 Cherbourg II, 51.  
 cherosee, I, 117.  
 cheipeale-Bay, I, 13.  
 chetumal-Bucht, I, 253.  
 Rio Hondo de, I, 253.  
 cheviot-Gebirge II, 65.  
 chewa II, 332.  
 chiana II, 30.  
 chiavari II, 27. 160.  
 chib-ali II, 497.  
 chicao, I, 94.  
 chichimequillo, I, 246.  
 chichimeten, I, 218. 227.  
 chichasam, I, 117.  
 chico, Rio, I, 311.  
 chiem-See II, 82.  
 che-aux-Chiens, I, 189.  
 chietti II, 166. [I, 208].  
 chihuahua, Hochebene von, Chikala, Mte., I, 600.  
 chikamabele, I, 613.  
 chite, *Rep.*, I, 395.  
 chiloe, I, 301.  
 chivanyingo, I, 241.  
 chistern-Gide II, 62.  
 chimbo, I, 374.  
 chimborazo, I, 314.  
 china II, 317. 463.  
 chincha-Inseln, I, 388.  
 chinchozo, I, 628.  
 chinesen II, 431. 472. 549.  
 chingan-Gebirge II, 318. 430. 483.  
 chioggia II, 162.  
 chipicani, I, 309.  
 chippewa, I, 60.  
 chippewan-Indianer, I, 179.  
 chiquihuite, I, 238.  
 chiquitos, I, 391.  
 chiufi II, 164.  
 chust, See, II, 30.  
 chwa II, 319. 406. 408.  
 choctaws, I, 117.  
 chodicha-Balkan II, 41. 46. 413.  
 chofand (Aerghana) II, 319. 412. 492.  
 chofand (Stadt) II, 412.  
 cholomonda-Geb. II, 48.  
 chond II, 377.  
 chontales, I, 265.  
 chorassan II, 386.  
 christchurch II, 609.  
 christiania II, 100. 103. 195.  
 christianland II, 103. 195.  
 christians-Fjord II, 10.  
 christianshaab II, 616.  
 christiansstad II, 190.  
 christiansfund II, 103.  
 christobal, S., de la Laguna, I, 641.  
 christoph, S., I, 296.  
 chustan II, 340. 384.  
 chuttes, des, R., I, 35.  
 chydentus-Berg II, 622.  
 cibao, I, 289.  
 cibuney, I, 279.  
 cienfuegos, Bay, I, 281.  
 cillo II, 259.  
 cimbrische Halbinsel II, 99.  
 cimone, Mte., II, 28. 30.  
 cincinnati, I, 93.  
 cinder Cone, I, 26.  
 cinto, Mte., II, 36.  
 cintra II, 121.  
 cinzas, Mte. das, I, 616.  
 ciparovic, II, 41.  
 circassier f. Tcherkessen.  
 ciruelitas, I, 273.  
 cisa-Paß, la, II, 28.  
 citlastepetl, Pic., I, 207.  
 civita-Vecchia II, 165.  
 clair Lake, I, 56. 59.  
 clara, Sta., Rio, I, 319.  
 clarence-Bay, I, 522.  
 clark, Paß, I, 51.  
 clearwater, I, 55. 155.  
 clermont-en-Argonne II, Cleveland, I, 91.  
 clintock, Mc., Cap., II, 625.  
 cloud, Rec., I, 31.  
 clud, Rufen von, II, 65.  
 coango, I, 625.  
 coango-Luz, I, 629.  
 coanza, I, 597. 625.  
 coaste-Castle, Cap., I, 515.  
 coast-Ränge, I, 22.  
 cobecera del Mar, I, 344.  
 cobija, I, 392.  
 cobequid, Stimm, I, 200.  
 cobras, Isha das, I, 427.  
 cochabamba, I, 392.  
 cochimal, I, 218.  
 cochinchina II, 151. 531.  
 cod, Cap., I, 13.  
 colesprien f. Belsa.  
 köln II, 87.  
 cofre de Perote, I, 207. 239.  
 cogon, I, 508.  
 colmbra II, 121.  
 colpoja, Laguna de, I, 390.  
 colrone, Mte. de, II, 57.  
 colchis II, 397.  
 col de Frejus II, 74.  
 cold-Bater-River, I, 184.  
 colebrook, I, 198.  
 colfax, I, 31.  
 colima, I, 207. 229. 211.  
 colimeis, I, 218.  
 coli II, 68.  
 colmar II, 83.  
 colonfan II, 67.  
 colon, I, 367.  
 colonna, Cap., II, 43.  
 colorado-Plateau, I, 19.  
 colorado, Rio, I, 16. 266.  
 colorado-Wüste, I, 15. 21.  
 columbia, Ver. Staaten, I, 366.  
 columbia-Strom, I, 31.  
 comanches, I, 117. 212.  
 comandu, I, 227.  
 comanguilla, Aguas de, I, 246. 262.  
 comapagua, Ebene v., I, Comero, Mte., II, 28. 29.  
 comino II, 36.  
 commabio, See v., II, 25.  
 committee-Bunisch-Bowle, Coma II, 161. [I, 51].  
 como, Lago di, II, 24.  
 comoren, I, 643. 645.  
 comorin, Cap., II, 507. 519.  
 compassberg, I, 603.  
 condamine II, 571.  
 condroz II, 212.  
 congo, I, 455. 584. 596. 625. 627.  
 congrehon, Geb., I, 262.  
 constantine, I, 475. 476.  
 constantinopel, II, 302. 309.  
 contas, Rio, I, 332.  
 cools-Archipel II, 600.  
 cools-Strasse II, 608.  
 cooltown II, 580.  
 cooper II, 573.  
 copan, I, 263.  
 corail, Ile de, II, 614.  
 coras, I, 218.  
 corazon, El, I, 314.  
 corcovado-Golf, I, 308.  
 corcovado, I, 308.  
 cordoba II, 20.  
 cordoba (Arg.) I, 406.  
 cordoba-Gebirge, I, 336.  
 cornwall II, 61.  
 cornwallis II, 619.  
 coro, I, 364.  
 corrientes, Cap., I, 244.  
 corrientes, I, 339. 406.  
 corsica II, 5. 36.  
 cortes, *Port.*, I, 263.  
 costa, Cord. de la, I, 309.  
 costarica, Mte. v., I, 205.  
 costarica, Rev., I, 272.  
 cosenza II, 168.  
 coteaux des Prairies, I, 62.  
 cote d'or II, 55.  
 cotopaxi, I, 311.  
 cotswold-Hills II, 62.  
 cotun, I, 289.  
 cour-maneur II, 78.  
 cowitchan-Fluß, I, 52.  
 co-Hulton-Stämme, I, 156.  
 crater, Mte., I, 26.  
 creek, I, 117.  
 creed, I, 179. 182.  
 cremona II, 161.  
 creolen, I, 211. 215. 425.  
 creux du Vent II, 77.  
 crnagora II, 42. 291.  
 croaten II, 241. 255.  
 croatien II, 257.  
 croce, Mte., II, 330.  
 croce, See v. Sta., II, 25.  
 croix, St., Sac., I, 175.  
 groß-Berg, I, 352.  
 ile à la Grosse, St., I, 55.  
 la Grosse-See, I, 55.  
 crownest-Paß, I, 51.  
 crozier-Inseln II, 615.  
 cruz, Sta. (Antillen), I, 295. II, 199.  
 cruz, Sta., I, 319. 427.  
 cruz, Sta. (Brasilien), I, cruz, Sta. (Aust.), II, 586.  
 cruz, Cap., I, 281. [I, 337].  
 cruz, Sta., de la Tierra, cruz, Rio de Sta., I, 344.  
 cuba, I, 275. 280. II, 136.  
 cubilete, I, 246.  
 cuenca, I, 374.  
 cuenca (Hochebene) II, 13.  
 cuesta de San Juan, I, 205.  
 cumana, I, 364.  
 cumbres, I, 240.  
 cumbrian-Mte., II, 64.  
 cundinamarca, I, 316. 368.  
 cunene, I, 625. [371].  
 curieuse, I, 616.  
 curzola II, 252.  
 cunaquatana, I, 263.  
 cuzco, I, 385.  
 cuzco, Geb., I, 313.  
 cuyeli, Rio, I, 344.  
 cwm II, 61.  
 cypern II, 5. 320. 322. 339.  
 cyrenaica, I, 452. 501.  
 czernowit II, 256.  
 D.  
 dabbeh, El, I, 552.  
 dachel, I, 502.  
 dacota, I, 117.  
 dachso, I, 537.  
 danemark II, 90. 99. 198.  
 dänen II, 220.



- Dänische Halbinsel II. 6.  
 Dänische Inseln II. 92.  
 Taghestan II. 395.  
 Dago II. 6.  
 Dahlak-Archipel I. 564.  
 Dahomeh I. 504. 520.  
 Dabra I. 460.  
 Dahura, *Fischebel* II. 369.  
 Dala I. 613.  
 Datar I. 505.  
 Dal II. 497.  
 Dal-Elf II. 103.  
 Dalmatien II. 41. 251. 252.  
 Dalmatische Inseln II. 540.  
 Damara I. 602. 617. 620.  
 Damara-Land I. 617.  
 Damaetud II. 347. 354.  
 Dampier II. 590.  
 Dampo-Bel I. 562.  
 Dana I. 578.  
 Danakil I. 566. 574.  
 Danakil (Belt) I. 572.  
 Dandur I. 551.  
 Dang-gnoi f. Tongkin.  
 Dangra-jum-tisch II. 503.  
 Dang-long II. 512.  
 Dang-trong II. 512.  
 Danzig II. 229.  
 Dapfang II. 489.  
 Darchon-Cala II. 485.  
*Dardanelleustrake* II. 540.  
 Darden II. 491. 497.  
 Dardistan II. 489. 491.  
 Dardschiling II. 506.  
 Dar-es-Salam I. 580.  
 Dar-fertit I. 562.  
 Darfur I. 491. 530. 536.  
 Darien, Canal v. I. 367.  
 Darien, Wolf von. I. 300.  
 Darling II. 572.  
 Darling Downs II. 571.  
 Darro II. 21.  
 Dar Runga, f. Runga.  
 Darwin, Port. I. 589.  
*Darut-i-Balai* II. 492.  
 Daski-be-dar II. 374.  
 Daskur I. 549.  
 Dauphiné II. 56. 421.  
 Daurisches Alpenland II.  
 David, Cap. Et. II. 61.  
 Davids, Et. I. 417.  
 Davis-Strasse II. 618.  
 Davaen II. 558.  
 Dease-Bay I. 176.  
 Dease River I. 176.  
 Deauville II. 59.  
 Debben-Alm I. 461.  
*Deception-Island* II. 614.  
 Debe Agbatich II. 311.  
 Dee II. 65.  
 Deerce I. 51.  
 Dee-Strom II. 63.  
 Degad I. 569.  
 Delr, Haß et. I. 459.  
 Delhan, Plateau. II. 329. 507. 517.  
 Delagoa-Bay I. 601.  
 Delaware I. 68.  
 Delaware-Bay I. 13.  
 Delawaren I. 117.  
 Delst II. 208.  
 Delgada, Punta I. 207. 642.  
 Delgado, Cap. I. 576. 595.  
 Delhi II. 511.  
 Deliso I. 475.  
 Delphi-Berg II. 43.  
 Demanda, Sierra de la, II.  
 Demavend II. 384. 118.  
 Dembea I. 568.  
 Dembo, Bahr. I. 562.  
 Demerara f. Georgetown.  
 Dene-dindjie I. 189.  
 Deneklin-Ramen II. 117.  
 Dents, St. (Reunion). I.  
 Denta f. Tinta. 1617.  
 Dener I. 45.  
 Denol I. 576.  
 Derag, Ben. II. 46.  
 Deraie II. 371.  
 Derhumba I. 588.  
 Derneh I. 502.  
 Derr I. 551.  
 Desaguadero, Rio, I. 390.  
 Los Desiertos de Yipez I.  
 Desfrade I. 295. 1391.  
 Desolation-Land I. 350.  
 Despeñaperro II. 29.  
 Despoblados I. 309. 311.  
 Despoto-Dagh II. 47.  
 Desterro, Sao, I. 431.  
 Detroit I. 92.  
 Detroit-Fluß I. 59.  
 Deutsche II. 258. 306.  
 Deutsches Reich II. 215 ff.  
 Devils Gate I. 46.  
 Devol-Fluß II. 42.  
 Dordrecht II. 208.  
 Dhaulagiri II. 505.  
 Dhor el Chabib II. 349.  
 Dbugarb II. 518.  
 Diablo, Rte. I. 25.  
 Diablo, Serra del Mte. de.  
 f. Coan Range.  
 Diata II. 343.  
 Diamantino I. 431.  
 Diamba (Gebirge) I. 627.  
 Diamond-Wid I. 31.  
 Dianenpil I. 450.  
 Diangirte I. 509.  
 Diangunte I. 509.  
 Dianthe I. 555.  
 Diarbekr II. 323. 339.  
 Dibong II. 502. 515.  
 Dibull, Porta, I. 318.  
 Didichle f. Iqria.  
 Diebe-Inseln II. 506.  
 Diego, Et. I. 227.  
 Djellabu I. 536.  
 Dilli II. 561.  
 Dillolo-See I. 597. 614.  
 Dimeicht f. Damaetud.  
 Dinara-Gebirge II. 41.  
 Dinarische Alpen II. 97.  
 Dingira I. 506.  
 Dinka I. 541. 555.  
 Djos II. 351.  
 Dirhem-Dagh II. 409.  
 Disco-Bai II. 616.  
 Disco-Insel II. 616.  
 Din II. 120.  
 Djuldu I. 430.  
*Djur-Fluß* I. 558.  
 Diveria II. 76.  
 Dividing-Range II. 591.  
 Dnjepr II. 110.  
 Dnjestr II. 39. 97. 110.  
 Dobra II. 37.  
 Dobrol-Bag II. 46.  
 Dobruca II. 47.  
 Doce, Rio, I. 332.  
 Docto, et. I. 207.  
 Dodabetta II. 519.  
*Doeden* II. 410.  
 Döl-lara II. 407. 409.  
 Dogene I. 495.  
 Dogra II. 497.  
 Dogthol II. 501.  
 Doko I. 635.  
 Doltichianen II. 259.  
 Dollart II. 6. 90.  
 Dolomitgebirge II. 78.  
 Doloo I. 532.  
 Dom II. 522.  
 Domea II. 542.  
 Domingo, San, I. 288. 291.  
 Dominguito-Schlucht I.  
 Dominica I. 296. 1205.  
 Domundu I. 562.  
 Don II. 110.  
 Donau II. 37.  
 Donéz II. 110.  
 Dong-Rai II. 541.  
 Dongola I. 552.  
 Donhol I. 508.  
 Donnersberg II. 63.  
 Donner-See I. 31.  
 Donon II. 84.  
 Dor f. Dongo.  
 Dora Baltea II. 25.  
 Dordogne II. 51.  
 Dora Riparia II. 74.  
 Dore, Rte. II. 56.  
 Doreh II. 590.  
 Dora-Geb. I. 272.  
 Dougherty II. 615.  
 Dourdon II. 57.  
 Dovre-Fjeld II. 102.  
 Draa I. 462.  
 Draa, Case des Wad, I.  
 Drachenfels II. 87. 145.  
 Dragones I. 337.  
 Draken-Berge I. 602. 606.  
 Drau II. 37. 73.  
 Dravida II. 521. 523.  
 Dreifam II. 85.  
 Drenkova II. 37.  
 Dresden II. 239.  
 Drin II. 41.  
 Drina II. 42.  
 Drobobcz II. 256.  
 Drottningholm II. 103.  
 Drujen II. 351.  
*Duatang-See* II. 424. 490.  
 Dschadin II. 332.  
 Dschalawan II. 375.  
 Dschamalar II. 506.  
 Dschambo Dury II. 518.  
 Dschamu II. 495.  
 Dschahmunah II. 511.  
 Dschang-Rindschinthal II. 403.  
 Dschard II. 508. 522.  
 Dschau II. 369.  
 Dschebelava I. 459.  
 Dschelb, Wadn ed, II. 360.  
 Dschelhun f. Amu-Derja.  
 Dscheineh II. 356.  
 Dschelalabad II. 377.  
 Dschenne I. 524.  
 Dscherba I. 481.  
 Dschejatri Bahri Seid.  
 Bilajet, II. 329.  
 Dschelreh, Et. II. 340.  
*Dschelreh-Zennaar* I. 552.  
 Dschibda II. 367.  
 Dschidschelli I. 475.  
 Dschihan II. 323.  
 Dschillolo II. 561.  
 Dschilpa II. 518.  
 Dschobur II. 545.  
 Dscholdscholatta II. 555.  
 Dscholiba I. 523.  
 Dschuba-Strom I. 576.  
 Dschudi-Dschebel II. 338.  
 Dschurdschura I. 469.  
 Dschui, Et. 492.  
 Djungarei II. 482.  
 Dubnija II. 47.  
 Dümmer-See II. 92.  
 Düna II. 113.  
 Duero II. 14. 16.  
 Düfeldorf II. 230.  
 Düñe I. 563. 592.  
 Dufetown I. 532.  
 Dulce, Golfo, I. 204. 25.  
 Dumar II. 354.  
 Dundee II. 181.  
 Dunedin II. 609.  
 Dunvegan, *Plateau* I. 56.  
 Duquesne, Fort. I. 92.  
 Durance II. 56.  
 Durant II. 377.  
 Dutoit-Bay I. 609.  
 Dwiná II. 116.  
 Dychnau II. 395.  
 Dyapur-Jelden II. 18.  
 Dyn-juan-jin II. 48.  
 Dzumaja II. 47.

## G.

- Eagle, See, I. 37.  
 East *Anglican-Side* II. 2.  
 East, Cap. II. 588.  
 East-Island I. 609.  
 Eau Claire I. 174.  
 Ebal I. 357.  
 Eba-Stamm I. 521.  
 Ebna, Et. II. 369.  
 Ebro II. 13.  
 Echo Cañon I. 46.  
 Ecuador, Rep., I. 372.  
 Eden II. 208.  
 Edd, Buien von. I. 568.  
 Eden II. 319.  
 Edge-Land II. 621.  
 Edinburgh II. 65. 69. 181.  
 Edirne f. Adrianopol.  
 Edoagh, Et. I. 475.  
 Edwards-Gilad, Fries.  
 Eger II. 94. (I. 13. 2008).  
 Egmont, Rte. II. 610.  
 Eifel-Gebirge II. 84.  
 Eigg II. 67.  
 Eimeo II. 612.  
 Eilat-Ibal II. 74.  
 Eiserner Thor II. 37. 38. 46.  
 Eiskjörd II. 621.  
 Eismeer, nördliches, II.  
 Elato II. 43.  
 Elatra II. 43.  
 Elba II. 36.  
 Elbe II. 89. 93.  
 Elberfeld II. 230.  
 Elboeuf II. 54.  
 Elbrus II. 395.  
 Elbur-Gebirge II. 384.  
 Elendja-Wasserfall I. 634.  
 Elephantine, Insel I. 589.  
 Elfenbeinküste f. a. Sahara.  
 Küste I. 504. 510.  
 Eliaz-Berg II. 43. 47.  
 Eliaz, Rte. I. 51.  
 Elie II. 300.  
 Elizabeth, Port. I. 603.  
 El-Ris. I. 46.  
 Ellice-Inseln II. 566. 597.  
 Elise-Bay I. 189. 600.  
 Elmina I. 515.  
 Eljak II. 63.  
 Eljak, Belchen v. II. 84.  
 Elster II. 94.  
 Elstergelände II. 94.  
 Elstich II. 491.  
 Embarcadero, Santo del I.  
 Embomma I. 627. 281.  
 Emigrant, Cap. I. 31.  
 Emilia II. 162.  
 Emineh, Cap. II. 46.



Insel II, 89.  
 Enara-See II, 114.  
 Enarea I, 567.  
 Enderby-Insel II, 615.  
 Enesfluß I, 328.  
 Engadin II, 79.  
 England II, 61.  
 Englisch-Cannel f. Hermel-  
 Canal.  
 Engürich f. Angora.  
 Enhuizen II, 208.  
 Ennedi I, 502.  
 Enno II, 73.  
 Entrecasteaux II, 590.  
 Entre Douro e Minho II,  
 Engeli II, 388. 117.  
 Enthal II, 85.  
 Epinal II, 55.  
 Epiphania II, 347.  
 Epirus II, 42.  
 Epomeo II, 35.  
 Fran, Plateau, II, 319. 372.  
 Franter II, 391.  
 Erbeskopf II, 84.  
 Erdschad-Dagh II, 323.  
 Erbus II, 615.  
 Erp, EL, 490.  
 Ergent II, 42.  
 Erte, See, I, 59.  
 Erivan II, 333. 399.  
 Erfaunt-Web, I, 565.  
 Ertench II, 47.  
 Erzurum f. Erzerum.  
 Ezazari II, 404.  
 Etub I, 492.  
 Eryri II, 61.  
 Erzerum II, 332.  
 Erzerum, Plateau, II, 333.  
 Erzgebirge II, 94.  
 Escalante, Sierra, I, 47.  
 Esch Scham f. Damascus.  
 Escuda, Rio, I, 273.  
 Esdrelon II, 336.  
 Esli Dzumaja II, 311.  
 Estimod I, 10. 158. 179.  
 II, 616. 619.  
 Estimo Canal I, 176.  
 Estimo-See I, 176.  
 Estinhago, Serra do, I, 332.  
 Emeralda I, 323.  
 Emeraldad I, 373.  
 Eparta, Nueva, I, 364.  
 Eperon, Mt., II, 57.  
 Espino-Ebene I, 262.  
 Espinouse, Mt., II, 57.  
 Espuelas, Sierra, I, 209.  
 Esquilan, Rio, I, 234.  
 Es Sebah II, 360.  
 Essequibo I, 436.  
 Esthen II, 273.  
 Estland II, 114.  
 Estrella, Sierra da, II, 18.  
 Estremadura II, 19. 120.  
 Etambe I, 633.  
 Etampes II, 53.  
 Eternity, Cap, I, 190.  
 Etou II, 180.  
 Etretat II, 54.  
 Etropol-Balkan II, 46.  
 Etropoliticher Avennin II, 28.  
 Etsh II, 23. 73.  
 Etchmidtazjn II, 333.  
 Euganel, Mti., II, 25.  
 Eulengebirge II, 95.  
 Euphrat II, 319. 322. 330.  
 Eure II, 53. 55. 341.  
 Europa II, I ff.  
 Eurotas-Thal II, 43.  
 Eusebius II, 130.  
 Eustatus, S., I, 295.

Euan, Baf., I, 46.  
 Everest, Mt., II, 505.  
 Everglades I, 71.  
 Eurylo II, 40. 43. 300.  
 " Canal, II, 40.  
 Eweavo I, 520.  
 Ewe-Gebiet I, 519.  
 Eyniwol I, 180.  
 Eyre, See, II, 569. 573.

## F.

Faemund II, 103.  
 Fairweather, Mt., I, 51.  
 Falaichas I, 573.  
 Faltat I, 565.  
 Falklands-Inseln I, 300.  
 Falsche Bay I, 603. 355.  
 Falster II, 199.  
 Faltengebirge II, 94.  
 Faltersona, Mte., II, 28.  
 Falun II, 103.  
 Falt I, 632.  
 Fantié I, 404. 515. 518.  
 Farafrah I, 502.  
 Farlane, Mt., I, 176.  
 Faro II, 120.  
 Farber-Insel II, 7. 69. 202.  
 Faristan II, 381.  
 Farscher I, 537.  
 Farschoda I, 554.  
 Farsthal II, 78.  
 Fartito I, 563.  
 Fatubiva II, 604.  
 Faucille, Mte. de la, II, 55.  
 Fauresmith I, 609.  
 Fawal I, 642.  
 Fayam I, 540.  
 Fazol I, 540.  
 Fe, Santa. (Arg.) I, 406.  
 Fe, Sta., (Mexico) I, 16.  
 Fe, Sta., de Bogotá, I, 316. 366.  
 Fear, Cap, I, 13.  
 Feiran II, 364.  
 Feldberg II, 85. 87.  
 Feldkirch II, 248.  
 Fellahin II, 361. 542.  
 Fellatah-Staaten I, 504.  
 " Stämme f. Fulah.  
 Fellsfluß I, 174.  
 Fergbana II, 412. 492.  
 Fernando, S. de Atabapo, I, 323. 447. 448.  
 Fernando de Noronha I,  
 Fernando Po. II, 136. 510.  
 " Bay, I, 632. 522.  
 Ferraria II, 162. 163.  
 Fernyn-Berge II, 63.  
 Fetsche, Pointe, I, 633.  
 Fetuhu II, 604.  
 Fetuhula II, 604.  
 Feuerländer I, 354.  
 Feuerland II, 350. 614.  
 Fez I, 465.  
 Ffons I, 521.  
 Fichtelgebirge II, 94.  
 Fidscheh, El, II, 354.  
 Fidschi-Inseln f. Biti-3.  
 Figg-Dasen I, 463.  
 Fingalehöhle II, 67.  
 Finsterre II, 52.  
 Finnen II, 272. 273.  
 Finnischer Meerbusen II, 6.  
 Finn. Seenplatte II, 114.  
 Finnland II, 114. 206. 272.  
 Fiogo II, 436.  
 Firchole, Fluß, I, 40.  
 Firth of Forth II, 63.

Fischfluß, gr., I, 56.  
 Fitteri I, 535.  
 Fiumalbo-Bay II, 28.  
 Fiume II, 97. 257. 263.  
 Fjelder II, 101.  
 Flandern II, 209.  
 Flatheads I, 117.  
 Fligeln, Cap, II, 625.  
 Flinders-Ränge II, 571.  
 Florenz II, 28. 163.  
 Flores (Insel) II, 560.  
 Flores (Stadt) I, 255.  
 Florida I, 14. 71.  
 Flothol-hille II, 64.  
 Foga-Thal I, 528.  
 Foggia II, 168.  
 Folschani II, 297.  
 Fofumba I, 508.  
 Fon-dagh-Kette II, 410.  
 Fonseca-Bay I, 204. 262.  
 Fontainebleau II, 53.  
 For I, 537.  
 Forbes, Mt., I, 51.  
 Forez, Mts. du, II, 53. 57.  
 Forli II, 162.  
 Formentera II, 21.  
 Formosa II, 317. 467. 478.  
 Forth II, 63. 65.  
 Foweira I, 563.  
 Fota I, 563.  
 Foveaux-Straße II, 608.  
 Fox-Bay I, 189.  
 France, Ile de, I, 647.  
 Francisca, Donha, I, 427.  
 Francisco-Lorrest I, 19.  
 Francisco, Mt., I, 19.  
 Francisco, S., I, 24. 95.  
 Francisco, Rio S., I, 304.  
 332. 132.  
 Francos, Sierra de, II,  
 Franklicher Jura II, 81.  
 Frankenwald II, 88.  
 Frankfurt a. M., II, 228.  
 Frankreich II, 49. 137.  
 Franzensbad II, 251.  
 Französische Inseln II, 591.  
 Franzosen II, 137. 220.  
 Frazer's Vale I, 167.  
 Frazer-R. I, 35. 167.  
 Fran Ventos I, 413.  
 Frederickton I, 198.  
 Free-town I, 510. 511.  
 Frei-Rastland I, 605.  
 Frémonts-Pil I, 48.  
 Freino-Fluß I, 30.  
 Freundschafts-Inseln f.  
 Tonga.  
 Fria, Sierra, I, 208.  
 Friauf II, 162.  
 Friauler II, 241.  
 Friederica II, 201.  
 Friedrichsthal II, 616.  
 Friedensfluß I, 55.  
 Friesen II, 205.  
 Friesischer Archipel II, 90.  
 Friesland II, 91.  
 Frio, Rio, I, 270.  
 Fritscher Haff, II, 92.  
 Froward, Cap, I, 352.  
 Fuchs-Inseln I, 14.  
 Fuego, Tierra del, I, 351.  
 Fuego, Bulc. del, I, 258.  
 Fünen II, 199.  
 Fuerteventura I, 637.  
 Fuerga, Pa. I, 285.  
 Fuga I, 578.  
 Fuhlan II, 478.  
 Fustien II, 469.  
 Fulsch-Stämme I, 456. 503.  
 Funchal I, 141. 507.

Funday-Bay I, 198.  
 Fung-huang II, 483.  
 Fur I, 537.  
 Furat II, 330.  
 Furnus, Val da, I, 642.  
 Fusi-yama II, 456.  
 Futa-Dschallon I, 507.  
 Futscheu II, 466.

## G.

Gaheri-Gebiet I, 533.  
 Gabel, Wolf von, I, 458.  
 Gabloug II, 251.  
 Gabrovo II, 34. 46. 311.  
 Gabun I, 629.  
 Gabun-Niederlassungen II,  
 Gadda I, 560. 151.  
 Gaddi II, 499.  
 Gaffa I, 451.  
 Gaeta II, 167.  
 Gaeta, Hafen von, II, 23.  
 Gairdner-See II, 573.  
 Galapagos-Inseln I, 373.  
 Galaz II, 296.  
 Galeros I, 321.  
 Galiläa II, 356.  
 Galicien II, 17.  
 Galizien II, 93. 255.  
 Galizier II, 127.  
 Gallia I, 541. 572.  
 Gallafine I, 576.  
 Gallatin, Fort, I, 50.  
 Gallejos, Rio, I, 344.  
 Gallinas I, 512.  
 Gallipoli II, 40. 311.  
 Gallois I, 633.  
 Galvez I, 329.  
 Gambia I, 503. 510.  
 Gambier-Inseln II, 604.  
 Gamergu I, 532.  
 Gami-Santar II, 505.  
 Gando I, 524. 525.  
 Ganga f. Ganges.  
 Gangdi-ri II, 503.  
 Ganges-Fluß II, 507.  
 Ganges-Ebene II, 510.  
 Gangi II, 35.  
 Ganicha II, 399.  
 Gap II, 519.  
 Gardas-See II, 24.  
 Gardiner, R., I, 48.  
 Garet, Dschebel, I, 459.  
 Garfagnana-Thal II, 28.  
 Gargunja II, 501.  
 Garigliano II, 33.  
 Garizim II, 357.  
 Garmaba II, 379.  
 Garmel II, 379.  
 Garo II, 515. 517.  
 Garonne II, 15. 49. 51.  
 Garrigues, Mts., II, 57.  
 Garry, Rt., I, 181.  
 Garry-Thal II, 66.  
 Garro-Rendall-Inseln I,  
 Gartol II, 501. 171.  
 Gascogne II, 51. 571.  
 Gastein II, 248.  
 Sierra de Gata II, 18.  
 Gats Rand I, 611.  
 Gavarne II, 16.  
 Gazellenfluß I, 532. 541.  
 Gazza f. Ghazze.  
 Gedid-Tschai I, 323.  
 Geelvinkbai II, 590.  
 Gefährliche Inseln II, 604.  
 Geste II, 103.  
 Geiersberg II, 87.  
 Gelbes Meer II, 318.



- Selma I. 476.  
 Senegareth-See II. 320.  
 Senf II. 238.  
 Senfer-See II. 73. 81.  
 Sennargentu, Rte., II. 36.  
 Sent II. 214.  
 Senua II. 160.  
 Senua, Golf von, II. 23.  
 Georges, St., I. 447.  
 Georgetown I. 436. 449.  
 Georgia-Inseln I. 301.  
 Georgien II. 395. 397.  
 Süd-Georgien II. 614.  
 Georgier II. 397.  
 Georgiense II. 393.  
 George-Arm, St., II. 39.  
 George-Canal, St., II. 61.  
 Geraes, Minas I. 331.  
 Geral, Serra, I. 332.  
 Gerara, El, I. 490. 495.  
 Gerlesdorfer Spitze II. 96.  
 Germanen II. 10. 216.  
 Germanische Tiefebene II.  
 Gerona II. 14. 188.  
 Gê II. 422.  
 Gesellschafts-Inseln f. So-  
 cietäts-Inseln.  
 Gesenke II. 95.  
 Gevaudan II. 57.  
 Gewürz-Inseln II. 561.  
 Gentun I. 346.  
 Ghadames I. 496.  
 Ghail II. 370.  
 Ghanji II. 377.  
 Gharbi, Dschebel el, II. 346.  
 Gharbaja I. 490. 495.  
 Ghafal, Bahr-el-, f. Ga-  
 zellenfluß.  
 Ghaeni II. 376.  
 Ghat II. 507.  
 Ghazeh II. 356.  
 Ghilan II. 384. 389.  
 Ghildsch-Afghanistan II. 377.  
 Gholab Singh f. Kashmir.  
 Ghor, El, II. 346. 353.  
 Ghor-Gebirge II. 377.  
 Ghuta, El, II. 354.  
 Ghuweir II. 359.  
 Gia-dinh II. 541.  
 Giannutri II. 36.  
 Gibb, Insel I. 176.  
 Gibraltar II. 3. 21. 136.  
 Gidi I. 492.  
 Giganta, Pic de, I. 225.  
 Giglio II. 36.  
 Gila, Rio, I. 16.  
 Gilbert-Archipel II. 566.  
 Gilberts-Inseln II. 593.  
 Gilead II. 360. 594.  
 Gilgit II. 495. 496.  
 Giljak II. 431.  
 Ginebra-Bucht II. 621.  
 Giopfu-Beden II. 48.  
 Gippe Land II. 580.  
 Girgenti II. 169.  
 Girin II. 482.  
 Gironde II. 51.  
 Giurgetwo II. 296.  
 Gizeh, Pyramiden I. 549.  
 Glacgow II. 65. 181.  
 Glager Bergland II. 94.  
 Gnari-Rhorium II. 501.  
 Goa II. 120. 519.  
 Goat I. 186.  
 Goacoran, Rio, I. 262.  
 Goat, Island, I. 60.  
 Gobi, Wüste, II. 317. 480.  
 Godawari II. 520. 485.  
 Godhavn II. 616.  
 Godicham I. 567. 568.  
 Godthaab II. 616.  
 Gölken II. 464.  
 Göl-Tepe II. 47.  
 Görs II. 250.  
 Gösch, Dschebel, II. 364.  
 Götaland II. 191.  
 Götaland II. 103.  
 Göteborg II. 103. 193.  
 Göttergarten I. 45.  
 Gosttscha-See II. 334.  
 Gola I. 562.  
 Goldenes Horn II. 310.  
 Goldküste I. 504. 515. 516.  
 Gold Run I. 31.  
 Golea, El, I. 490. 495.  
 Golfstrom I. 7. 447.  
 Golfstrom-Inseln II. 624.  
 Golobnaja-Step II. 415.  
 Golubac II. 37.  
 Gomera I. 637.  
 Gonave, Bucht, I. 289.  
 Gondar I. 571.  
 Gondolore I. 562.  
 Gonds II. 518.  
 Gongas I. 572.  
 Goose Creek, Rte., I. 39.  
 Goose Lake I. 37.  
 Gordo, Cerro, I. 207.  
 Gordschit-Göl II. 323.  
 Gorée I. 505.  
 Gotland II. 6. 92.  
 Gotscha-Pag II. 332.  
 Gotthard-Pag, St., II. 74.  
 Gottland II. 100. 175.  
 Gottsche II. 241. 250.  
 Gourla-Wirbel II. 340.  
 Goulburn II. 573.  
 Govens, Cap St., II. 64.  
 Gonyaz I. 331.  
 Gozzo II. 36.  
 Gracia a Dios, Cap, I. 261.  
 Gradietsa II. 250.  
 Graham-Inseln I. 171.  
 Grahamland II. 614.  
 Grammos-Geb. II. 42.  
 Gramptan-Geb. II. 65. 570.  
 Granada II. 126. 134. 270.  
 Granáda, Thal, II. 20.  
 Grande del Norte, Rio, I.  
 240.  
 Grande do Sul, Rio I. 337.  
 Grande Rio I. 15. 44. 339.  
 Grandin, Rivière, I. 175.  
 Grandin, Lac, I. 175.  
 Grand Island I. 60.  
 Grand Port I. 647.  
 Gran Caffo d' Italia II. 29.  
 Grant-Land II. 619.  
 Gray II. 250.  
 Greben-Defiles II. 37.  
 Greco, Torre del, II. 167.  
 Grebos, Sierra de, II. 18.  
 Green Lake I. 55.  
 Greenod II. 181.  
 Green R. I. 46.  
 Greenrich II. 180.  
 Grenada I. 296.  
 Grentown I. 266.  
 Griechen II. 241. 275. 298.  
 305. 327.  
 Griechenland II. 40. 297.  
 Grinnels-Land II. 618.  
 Gripsholm II. 193.  
 Griqua-Land I. 601. 609.  
 Grifnez, Cap, II. 85.  
 Groir, Ne de, II. 52.  
 Grönland I. 6. II. 615. 623.  
 Groningen II. 208.  
 Großbritannien II. 170 ff.  
 Groß-Ruffen II. 241. 267.  
 Groß-Rußland II. 114.  
 Große Seen I. 59.  
 Grünes Gebirge I. 501.  
 Grusien II. 395. 397.  
 Guacanababo, Golf v., I.  
 Guadalupe II. 13. 281.  
 Guadalupe I. 232.  
 Guadalupe-Rte., I. 15.  
 Guadalupe II. 14. 119.  
 Guadalupe, Sierra de, II.  
 Guadarrama, Sierra de, II.  
 19.  
 Guadeloupe II. 151. 246.  
 295.  
 Guadelupe-Pag I. 208.  
 Guadiana II. 14.  
 Guajan II. 586.  
 Gualan I. 256.  
 Guam II. 596.  
 Guamain-Geb. I. 315.  
 Guanape-Inseln I. 888.  
 Guanaguato I. 234. 246.  
 Guanaguato, Bramidos v.,  
 I. 247.  
 Guanzen I. 641.  
 Guaniguanico I. 283.  
 Guantanamo, Bay, I. 281.  
 Guapore I. 339.  
 Guapré-Stenes I. 327.  
 Guaranda I. 374.  
 Guaranis I. 393.  
 Guardafui, Cap, I. 575.  
 Guárico I. 364.  
 Guatemala I. 254.  
 Guaviare Rio I. 321. 323.  
 Guan I. 613. 614.  
 Guayana I. 364.  
 Guayaquil I. 373.  
 " Golf I. 301.  
 Guaycuras I. 218.  
 Guaycuras I. 422.  
 Gudbrandsdal II. 103.  
 Guderu I. 567.  
 Gudjba I. 532.  
 Gudichar II. 522.  
 Gudicharat II. 510.  
 Gueber II. 392.  
 Guernesey II. 53.  
 Guiana f. Amazonas.  
 Guinea, Golf v., I. 453.  
 Guinea-Küste I. 510.  
 Guinea-Länder I. 622.  
 Guienne II. 51.  
 Guiole, la II. 58.  
 Guipuzcoa-Geb. II. 17.  
 Gulong-ngong-Geb. II.  
 Gundawa II. 374. 375. 533.  
 Gunja II. 495.  
 Gurague I. 572.  
 Gurbu-Raidtschi-Rette II.  
 Gurien II. 397. 502.  
 Gurmfir II. 379.  
 Gurtuf II. 340.  
 Gupana I. 435.  
 Gupana, Franzöf. II. 151.  
 Ghyne II. 337.  
 Gwala II. 522.  
 Habesch f. Abyssinien.  
 Hacha, Rio de la, I. 318.  
 Hadars I. 478.  
 Hadhra II. 370.  
 Hadramauth II. 362. 369.  
 Hadshr, El, II. 362.  
 Hämus f. Balkan.  
 Hafun, Cap, I. 576.  
 Hagion Dros II. 40.  
 Hague, Cap de la, II. 54.  
 Haidarabad II. 510. 528.  
 Haidufen II. 260.  
 Hail II. 371.  
 El Haima II. 369.  
 Hainan II. 467. 477.  
 Hahari II. 338.  
 Hahhari II. 337.  
 Hafodadi II. 436. 455.  
 Hahoni-Gebirge II. 457.  
 Halas II. 546.  
 Halanin I. 553.  
 Haleb II. 347. 355.  
 Halifur I. 202.  
 Hall-Beden II. 618.  
 Hallula-See I. 475.  
 Halmaherra II. 561.  
 Hama-Berge I. 626.  
 Hamadan II. 384.  
 Hamah II. 347. 355.  
 Hamamat I. 550.  
 Hamba I. 627.  
 Hamburg II. 92. 228.  
 Hamburgafen II. 614.  
 Hamilton I. 447.  
 Hamilton-Fjord I. 153.  
 Hammedsch I. 553.  
 Hammerfest II. 103.  
 Hammodé I. 71.  
 Hamun-Sumpf II. 374. 380.  
 Hanafen II. 255.  
 Han-Kang II. 460.  
 Hanshan II. 466.  
 Ha-noi II. 542.  
 Hannover II. 230.  
 Harafura II. 561.  
 Haramy, Dschebel, II. 369.  
 Harar I. 575.  
 Hardanger-Fjord II. 100.  
 Harlingen II. 208.  
 Haro-Archipel I. 169.  
 Harraz, Dschebel, II. 369.  
 Harrysmith I. 607.  
 Hartfell II. 45.  
 Hart-Gebirge II. 84.  
 Harubich-Gebirge II. 484.  
 Harz II. 88.  
 Hasbani, Rahr, II. 359.  
 Hassa, El, II. 362.  
 Hatteras, Cap, I. 13.  
 Hauran, Dschebel, II. 347.  
 Haussa I. 524. 1356.  
 Haute Loire II. 57.  
 Hawaii-Inseln II. 566. 597.  
 605. 606.  
 Hawáski I. 567.  
 Hawle-Bai II. 509.  
 Haiti I. 275. 288.  
 Hazm II. 370.  
 Hazret-i-Turkkan II. 413.  
 Heard-Insel II. 615.  
 Hebran, Wady, II. 304.  
 Hebriden, Rene II. 566. 591.  
 Hebriden II. 6. 67.  
 Hebron in Labrador I. 186.  
 Hebron in E.-Afrika I. 609.  
 Hebron f. El Chalik.  
 Hedschas, El, II. 362. 366.  
 Heghalla-Geb. II. 96.  
 Heidelberg II. 86.  
 Heideranth-Rurden II. 337.

S.

Haag II. 208.  
 Haarlem II. 208.  
 Haarlemer Meer II. 91.  
 Haarfagrehaugen II. 623.  
 Habab I. 565. 566.  
 Habana, E. Cristobal de la,  
 I. 284.  
 Habana, Bay, I. 281.  
 Habermann, Cap, II. 625.



Bessa II. 108.  
 St. Helena I. 447. 450.  
 St. Helena, Mt. I. 83.  
 Belder II. 208.  
 Belgoland II. 91.  
 Belikon II. 43.  
 Belioptolis II. 353.  
 Belis-Sund II. 621.  
 Bellenen II. 298.  
 Bellwald-Berg II. 622.  
 Bellwald-Insel II. 624.  
 Belsingfors II. 272.  
 Belsingör II. 201.  
 Benderson. See I. 67.  
 Pennegau II. 210.  
 Benry, Cap. I. 13.  
 Berat II. 377.  
 Berault II. 56.  
 Bercegowina II. 41.  
 Bergehe-Inseln II. 605.  
 Peri-Rud II. 377.  
 Bernmannstadt II. 263.  
 Bernon, Großer, II. 347.  
 Bernopolis II. 300.  
 Bertolotti II. 337.  
 Bervey, Archipel, II. 597.  
 Berzogenhorn II. 85. 601.  
 Besareh II. 377.  
 Beschui II. 483.  
 Bebbain II. 213.  
 Bessalherria II. 190.  
 Bessische-Bergland II. 87.  
 Biamen II. 446.  
 Biquis I. 218.  
 Biau II. 604.  
 Bibenische Inseln II. 591.  
 Bien II. 512.  
 Bierro I. 637.  
 Billeh II. 345.  
 Bilmend II. 374. 380.  
 Bilo II. 607.  
 Himalaya II. 318. 320.  
 488. 494. 504.  
 Himmelgebirge f. Tian-  
 Shan.  
 Hindeloopen II. 208.  
 Hindia I. 581.  
 Hindu II. 506. 508. 521.  
 Hindu-fuh II. 319. 373.  
 377. 489. 492.  
 Hinlopen-Strasse II. 621.  
 Hinterindische Halbinsel  
 II. 320. 530 ff.  
 Piogo (Piogo) II. 436. 458.  
 Hiipaniata I. 288.  
 Hissar, Dase, II. 408.  
 Hissar-Geb. II. 492.  
 Hima-Da II. 604.  
 Hoang-ho II. 318. 468.  
 Hobarttown II. 585.  
 Hochasten II. 488. f.  
 Hoch-Frankreich II. 51.  
 Hochstetter = Gletscher II.  
 Hochwald II. 84. 622.  
 Hodeida II. 367.  
 Hodeh, El. I. 492.  
 Hodea-Plateau I. 460.  
 Hoffnungs-Inseln II. 621.  
 Högolu II. 595.  
 Högutita II. 609.  
 Holland II. 90. 204.  
 Holland, Cap. I. 352.  
 Holländer II. 205.  
 Holländ. Colonialreich II.  
 Holstein II. 90. 551.  
 Bombori-Geb. I. 527.  
 Bomburg II. 85.  
 Bomb II. 347. 355.  
 Bondjo II. 455.  
 Bondurad I. 205. 261 ff.

Bondurad-Bah I. 204.  
 Boneh, See, I. 37.  
 Hong-Kang II. 332. 542.  
 Hongkong II. 467. 477.  
 Honolulu II. 607.  
 Honshiu (Nippon) II. 435.  
 Hood, Mt. I. 35.  
 Hood's Island II. 605.  
 Hooser, Mt. I. 51.  
 Hoorn II. 208.  
 Hopedale I. 186.  
 Hoptown I. 609.  
 Horafen II. 255.  
 Hornally-Kurden II. 337.  
 Hormus-Strasse II. 371.  
 Horn, Cap. I. 31.  
 Horngründen II. 85.  
 Hornsund II. 621.  
 Hottentotten I. 455. 604.  
 617. 618. 621.  
 Howatit, Busen v. I. 568.  
 Howat I. 456. 645.  
 Huahine II. 602.  
 Huallaga I. 325. 327. 328.  
 Huallatiri I. 309.  
 Huancaco I. 313.  
 Huancabamba I. 329.  
 Huatani I. 385.  
 Hudson I. 67.  
 Hudson-Bay I. 12.  
 Hudsonbay-Länder I. 173.  
 Hue II. 512.  
 Hufeisenfall I. 61.  
 Hulah II. 513.  
 Hu-kung II. 533.  
 Huleh, El. II. 359.  
 Humber-Busen II. 62.  
 Humboldt = Gletscher II.  
 Humboldt, R. I. 38. 618.  
 Humaha, Rio. I. 262.  
 Hunan II. 471. 479.  
 Hundesfluh I. 175.  
 Hundegrotte II. 35.  
 Hundeschlupfe II. 73.  
 Hunderud II. 84.  
 Hurdet-Thal II. 132.  
 Hurta II. 482.  
 Huronen = See, I. 59.  
 Hurst I. 538.  
 Hurtaw, Pil. I. 568.  
 Husquarna II. 190.  
 Hutschen II. 490.  
 Huzulen II. 256.  
 Hydra II. 300.  
 Symmetos II. 43.

## 3.

Jaar II. 212.  
 Jabbod II. 352.  
 Jablan-Fluh II. 487.  
 Jablonoi-Geb. II. 317. 421.  
 Jablunka-Bay II. 96.  
 Jadies, Bort. II. 581.  
 Jacques-Insel I. 352.  
 Jade II. 90.  
 Jafa II. 356.  
 San Jaao I. 281.  
 Jaila-Geb. II. 112.  
 Jafugiren II. 422.  
 Jafun II. 546.  
 Jafuten II. 316. 422. 432.  
 Jafutet II. 421. 432. 433.  
 Jalapa I. 238. 243. 244.  
 Jaluterowet II. 422.  
 Jamaica I. 275. 287.  
 James Beat I. 45.  
 Jamestown I. 450.

Jamina I. 509.  
 Jana II. 432.  
 Janina II. 42. 303. 311.  
 Jangala I. 628.  
 Jang-Ramicho = See II.  
 Jan Wachen II. 621. 503.  
 Jauru I. 339.  
 Jantra II. 41.  
 Jany-See II. 409.  
 Japan II. 316. 435. 439.  
 Japanisches Meer II. 316.  
 Jappe f. Jafa.  
 Jaquid-Indianer I. 227.  
 Jardines del Rey y de la  
 Reyna I. 282.  
 Jarland II. 491.  
 Jarland-Fluh II. 499.  
 Jarriba I. 520.  
 Jassy II. 297.  
 Jastebur-Planina II. 42.  
 Java II. 321. 547. 553.  
 Javanen II. 554.  
 Javor-Golfa-Planina II. 42.  
 Jazgier II. 260.  
 Jbar II. 42.  
 Jbarra I. 315.  
 Jberer II. 128.  
 Jberische Halbinsel II. 12 ff.  
 Jbiza II. 21.  
 Jbrahim, Nahr, II. 351.  
 Jbrahim = Racha = See I.  
 Jbrahimha II. 563. 563.  
 Jcas I. 218.  
 Jchiman II. 48.  
 Jda (Afrika) I. 562.  
 Jda (Asien) II. 323.  
 Jdarwald II. 84.  
 Jedo f. Tokio.  
 Jefferson I. 50.  
 S. Ignacio I. 225.  
 Jekaterinburg II. 422. 425.  
 Jeler II. 212.  
 Jelisawetpol II. 399.  
 Jellala-Halle I. 627.  
 Jelung II. 504.  
 Jentische II. 311.  
 Jentisei II. 315. 317. 421.  
 Jentisei II. 421. 427. 427.  
 Jent-Argentin II. 408.  
 Jerez II. 20.  
 Jericho II. 359.  
 Jersien II. 53.  
 Jerusalem II. 357.  
 Jerschil-Armak II. 323.  
 Jesus Maria, Cerro I. 209.  
 Jaidi f. Gidi.  
 Jglan II. 254.  
 Jgonon II. 55.  
 Jhelum II. 507.  
 Jhelum-Fluh II. 496.  
 Jipe-See I. 578.  
 Jitschin II. 254.  
 Jivarros I. 377.  
 Jiwé la Singa I. 593.  
 Jkaratart I. 176.  
 Jke-Aral-Meer II. 486.  
 Jldighis II. 415.  
 Jle de la Société de Géo-  
 graphie I. 176.  
 Jli (Fluh) II. 416. 482.  
 Jli (Land) II. 489.  
 Jllmani I. 309. 391.  
 Jllmija I. 314.  
 Jll-Strom II. 489.  
 Jll II. 83.  
 Jllamvu I. 309.  
 Jlller II. 82.  
 Jllinois I. 63.  
 Jllhrien II. 250.  
 Jllrische Halbinsel II. 37 ff.

Jllmen-See II. 114.  
 Jmatra II. 115.  
 Jmeretien II. 395. 298.  
 Jmerina-Ebene I. 644.  
 Jmorisch f. Tuareg.  
 Jmoschagh f. Tuareg.  
 Jnca-Indianer I. 394.  
 Jndianer I. 9. 116. 178. 211.  
 Jndian. Terr. I. 121.  
 Jndigirka II. 421. 432.  
 Jndisch-perfisches Grenz-  
 gebiet II. 373. 510.  
 Jndische Wüste (Tharr) II.  
 Jndogermanisch f. Arisch.  
 Jndre II. 52.  
 Jndut-Thal II. 494.  
 Jndut II. 505. 507.  
 Jnengas I. 633.  
 Jnes-Insel I. 352.  
 Jngelete-Indianer I. 156.  
 Jngermannland II. 113.  
 Jngleborough-Hill II. 64.  
 Jngur II. 395.  
 Jnhambane I. 612.  
 Jnhampura-Sumpfe I. 612.  
 Jntial Point I. 223.  
 Jnn II. 73. 82.  
 Jnnobrud II. 248.  
 Jn-Salah I. 435.  
 Jnschan-Geb. II. 487.  
 Inseln, über und unter  
 dem Winde I. 276.  
 Inseleberg II. 88.  
 Intinde I. 629.  
 Intyre Mts. Mt. I. 68.  
 Invercargill II. 609.  
 Inverness-Strasse v. II. 66.  
 Jnnatin I. 613.  
 Joannina II. 311.  
 S. Joaquin I. 23.  
 S. " Ebene. I. 24.  
 St. John I. 198.  
 St. John II. 199.  
 St. Johnfluh I. 56. 198.  
 S. Johns, Mt. I. 24.  
 Jotobama II. 436. 449. 456.  
 Jona II. 67.  
 Jonische Inseln II. 5. 40.  
 Jonisches Meer II. 23.  
 Jönköping II. 103. 105. 190.  
 Jordan II. 320. 346. 359.  
 Joruba I. 520.  
 San José I. 228.  
 San José del Cabo I. 225.  
 Jotunfjelde II. 102.  
 Jpel II. 42.  
 Jraf-Abichemi II. 383.  
 Jraf-Arabi II. 340.  
 Jramba I. 588.  
 Jrangara I. 592.  
 Jrapuato I. 235.  
 Jrawaddy II. 320. 531.  
 Jranas II. 550.  
 Jrazu I. 272.  
 Jremel II. 118.  
 Jren-Chabirgan-Geb. II.  
 Jharhar I. 486. 423.  
 Jri-Thal II. 43.  
 Jrtutet II. 421. 428.  
 Jreland II. 61. 68. 170 ff.  
 Jreland (= Amerika) I. 447.  
 Jrländ. Meer II. 61.  
 Jrtutet I. 117.  
 Jrtusch II. 420. 425. 482.  
 Jrtusch-Steppe II. 415.  
 Jrtular II. 524.  
 Jrün. Vass. II. 14.  
 Sta. Jhabel I. 427.  
 Jfar II. 82.  
 Jfar-Gebirge II. 94.



- Jschia II, 35.  
 Jschim II, 415.  
 Jschl II, 247.  
 Jschogo I, 630.  
 Jseo-See II, 25.  
 Jere II, 56.  
 Jis II, 62.  
 Jofardo II, 496.  
 Jöfer II, 44.  
 Jöfer-Deñis II, 45.  
 Jolamabad II, 515.  
 Joland II, 7. 69. 100. 106.  
 Jolan II, 67. [199. 202.  
 Jole II, 51.  
 Joes d'Onères II, 56.  
 Jole-Madame I, 202.  
 Jomaciten II, 352.  
 Jomail II, 39.  
 Jomaila. f. Gondokoro.  
 Jomio II, 328.  
 Jonia II, 329.  
 Jomil II, 328.  
 Jomjo II, 97.  
 Jopahan II, 382. 384.  
 Jisrael II, 356.  
 Jiser I, 460.  
 Jisef II, 422.  
 Jisi-Rul II, 490.  
 Jitapa I, 258.  
 Jitapan I, 246.  
 Jiter II, 38.  
 Jstrandicha-Geb. II, 47.  
 Jstrien II, 97. 250.  
 Jtalien II, 22 ff., 152 ff.  
 Jtas II, 550.  
 Jtaffa-See I, 62.  
 Jtaih-See I, 644.  
 Jtatiaia I, 332.  
 Jteplif II, 618.  
 Jtichaboe I, 617.  
 Jtschang II, 467.  
 S. Juan, Archipel, I, 169.  
 S. Juan, Cerro, I, 207.  
 San Juan del Norte I, 265. 273.  
 S. Juan de los Rios I, 234.  
 S. Juan de Puerto Rico I, 292.  
 Juan de Fuca-Str. I, 14.  
 S. Juan de Ulua I, 238.  
 Juan Fernandez, I, 397.  
 San Juan, Rio, I, 265.  
 Jucar II, 13.  
 Judaa II, 356. 357.  
 Juden II, 10. 241. 256. 260. 275. 288. 306. 328. 344.  
 Judenburg II, 250.  
 Jugor'sche Straße II, 117.  
 Jujun, I, 337. 340. 624.  
 Jufagiren II, 315. 432.  
 Julianehaab II, 616.  
 Julische Alpen II, 97.  
 Jungfern-Inseln I, 295.  
 Junt-Ceylon II, 545.  
 Jupiter-Ammons Case I, 485. 502.  
 Jura-Geb. II, 71. 81.  
 Juramento, Rio, I, 337.  
 Juruá I, 327.  
 Juruken II, 328.  
 Juruoca I, 332.  
 Jütische Halbinsel II, 6.  
 Jütland II, 90. 198.  
 Jvanova-Rivaba II, 44.  
 Jvilis I, 633.  
 Jwaunobori II, 454.  
 Jwerft II, 85.  
 Jndne-Berge II, 323.  
 Jzabal I, 255.  
 Jzanco I, 264.  
 Jzlas II, 37.  
 Jztacchuatl I, 207.  
 R.  
 Raatzja-See I, 52.  
 Rabara I, 528.  
 Rabarda-Ebene II, 395.  
 Rabarden II, 396.  
 Rabele I, 597.  
 Rabinda I, 628.  
 Rabuya I, 591.  
 Rabul II, 373. 494.  
 Rabul-Fluß II, 377. [Ran.  
 Rabul-Reich v. f. Afghani.  
 Rabul, Thal v., II, 377.  
 Rabulen I, 476.  
 Rachetien II, 397. 399.  
 Rachyen II, 533.  
 Rabiato I, 578.  
 Rabisah II, 351.  
 Raba I, 541. 567.  
 Raffern, f. Raffir.  
 Raffir (Afrika) I, 601. 618.  
 Raffir (Asien) II, 377.  
 Raffiristan II, 489.  
 Raggaan I, 155.  
 Rahe I, 578.  
 Rahi-Katarakt I, 626.  
 Rahoochawe II, 605.  
 Rajetur-Wasserfall I, 436.  
 Railas-Gipfel II, 499.  
 Raimeni II, 43.  
 Raipha II, 356.  
 Rairo I, 539. 545.  
 Rajarich, Ebene v., II, 323. 328.  
 Kaiser Franz-Josephs-Gjord II, 617. [II. 624.  
 Kaiser Franz-Josephsland  
 Kaiser Wilhelm-Inseln II, 614. [617.  
 Kaiser Wilhelm'sland II,  
 Rajasth II, 522.  
 Rajandh I, 507.  
 Rajongo I, 628.  
 Rajriman I, 508.  
 Rajsoat I, 57.  
 Rajabagh II, 507.  
 Rajadichil II, 331.  
 Rajafat II, 297.  
 Rajahari-Wüste I, 602. 616.  
 Rajantan II, 544.  
 Rajgan II, 485.  
 Rajgujew II, 116. 624.  
 Rajinga II, 524.  
 Rajmanda I, 627.  
 Rajmar II, 103.  
 Rajmar-Sund II, 100.  
 Rajmüsten II, 11. 274. 293.  
 Rajofer-Wasserfall II, 46. 425.  
 Rajschil II, 416.  
 Rama II, 120. 494.  
 Rama Chitomos I, 628.  
 Ramba I, 633.  
 Rambang II, 560.  
 Rambodicha II, 531. 541.  
 Rambodicha-Strom II, 533.  
 Ramogawa II, 457.  
 Ramorondo I, 595.  
 Rampa II, 503.  
 Rampot II, 541.  
 Rantichadalen II, 435.  
 Rantichatla II, 316. 431.  
 Rantichyl-Fluß II, 47.  
 Ranagawa II, 436. 476.  
 Ranafen II, 607.  
 Rananaifi-Bag I, 51.  
 Ranarefen II, 524.  
 Ranaur II, 505.  
 Randabar II, 376.  
 Randalaschlaja - Sucht II,  
 Randel II, 85. [115.  
 Randh II, 525.  
 Rangai-Berge II, 487.  
 Ränguru-Inseln II, 569.  
 Ranghur II, 512.  
 Ranin II, 116.  
 Rantl-Geb. II, 332.  
 Rannala II, 592.  
 Ransas-Fluß I, 44.  
 Ransora-Bälle I, 615.  
 Rantara, El, I, 461.  
 Rantschindichinga II, 505.  
 Ranuri I, 530.  
 Ranphené I, 593.  
 Rapandra II, 40.  
 Rapernaum II, 359.  
 Rara II, 401. [404.  
 Rara-Bugad. Meerb., II,  
 Rara-Dagh II, 48. 291.  
 Karadscha-Dagh II, 47.  
 Karasto II, 432.  
 Rara-Gödeli II, 391.  
 Karakalpakten II, 207. 412.  
 Karahach II, 332.  
 Karafirgisen II, 416.  
 Karakorum II, 319. 488. 494. 499.  
 Rara-Rul II, 410. 493.  
 Rara-Rogaiier II, 393.  
 Karantichil II, 510.  
 Rara-Orman II, 39.  
 Rara-See II, 624.  
 Karasu II, 43. 47.  
 Karatal II, 416.  
 Karategin II, 492.  
 Karatische-Tan II, 412. 492.  
 Rara-Uffu II, 484.  
 Karen II, 537.  
 Rargang-Bag II, 504.  
 Karibei-Schlucht I, 615.  
 Karital II, 520.  
 Karind II, 386.  
 Karischer Busen II, 117.  
 Karisches Meer II, 117.  
 Karische Straße II, 624.  
 Karakash II, 415.  
 Karloof-Wasserfälle I, 606.  
 Karodich I, 553.  
 Karlebad II, 254.  
 Karlekrona II, 103. 104.  
 Karnaf I, 550. [193.  
 Karnaf-Bogon I, 533.  
 Karn Gartabeh II, 359.  
 Karnten II, 250.  
 Karomandal-Rüste II, 520.  
 Karpathen II, 7. 71. 93. 95.  
 Karroo-Wüste I, 602. 603.  
 Karé II, 332.  
 Karé-Fluß II, 332.  
 Karst-Geb. II, 41. 71.  
 Kartaliner f. Georgier.  
 Karuma-Bälle II, 563.  
 Karun II, 340.  
 Kafafen II, 396. 416. 418.  
 Kafan II, 267. 280.  
 Kafan-Mause II, 38.  
 Kaebel II, 395.  
 Kaichgar II, 491.  
 Kaichgar-Deerja II, 490. 494.  
 Kaichgarien II, 490.  
 Kaichmir II, 494. 495.  
 Kaichmiri II, 497.  
 Kafengé I, 596.  
 Kaf-li II, 460.  
 Kaspisches Meer II, 109. 110. 403.  
 Kassabi-Fluß I, 595. 597.  
 Kassali-See I, 595. 596.  
 Kassuben II, 221.  
 Kasri II, 300.  
 Kathadin, Mt., I, 67.  
 Katharina - Archipel I.  
 Kleutischer A.  
 Katmandu II, 505.  
 Katmay I, 155.  
 Katonga-Fluß I, 591.  
 Katscha II, 375.  
 Katsch II, 510.  
 Katschantan II, 395.  
 Kattegat II, 6. 100.  
 Katunja II, 424.  
 Kayenbuckel II, 86.  
 Kauai II, 605.  
 Kauar, Case, I, 485. 501.  
 Kaufasien II, 267.  
 Kaufasus II, 7. 109. 319.  
 Kaufasus-Gebiet II, 393.  
 Kaula II, 605. [394.  
 Kauttega-Wasser I, 352.  
 Kaweah-Fluß I, 30.  
 Kawele I, 593.  
 Kaweri II, 520.  
 Kagand II, 537.  
 Kaxbel-Dagh II, 332.  
 Kaxianli II, 46.  
 Kealahualua II, 606.  
 Keates-Insel II, 615.  
 Rebbi I, 525.  
 Rebin II, 490.  
 Rebir I, 460.  
 Rebir, Rahr, II, 349. 351.  
 Rebir, Schott el. I, 485.  
 Rebolwe I, 597.  
 Rebrabaja-Stromschnellen  
 Reith-Nay I, 176. [I. 616.  
 Relabische I, 551.  
 Relat II, 373 ff.  
 Relb, Rahr el. II, 351.  
 Relten II, 10. 171.  
 Re-lung II, 467.  
 Kemp-Inseln II, 615.  
 Renia I, 579.  
 Renneby-Channel I, 618.  
 Rent II, 62.  
 Rent-Rakht II, 415.  
 Rephalonia II, 43. 300.  
 Rerat II, 361.  
 Rerbela II, 345.  
 Rerempe II, 322.  
 Rerquelen-Insel II, 615.  
 Rerla II, 42.  
 Rermine II, 411.  
 Rertich II, 111.  
 Rertich, Straße v., II, 5.  
 Re-scho II, 542.  
 Rev II, 180.  
 Repe I, 71.  
 Rbailar II, 484.  
 Rbaila-Mongolen II, 484.  
 Rham II, 501. [485.  
 Rhamdo II, 501.  
 Rhami II, 490.  
 Rhamti-Geb. II, 533.  
 Rhandeich-Thal II, 518.  
 Rbafia II, 515. 517.  
 Rhatri II, 522.  
 Rbema II, 507.  
 Rbiung-tichen II, 467.  
 Rhodisch, Bag II, 375.  
 Rhoko I, 593.  
 Rhond II, 524.  
 Rhotan II, 491.  
 Rhobdar II, 374.  
 Rhurfa II, 482.  
 Rhutel II, 408.  
 Rhwadichab-Amran II, 375.  
 Riabera I, 627.



- Siachta-Matmatichin II. 477. 485.  
 Siang-ning II. 477. 485.  
 Sibaly I. 560.  
 Sidinghorfe-Pag I. 51.  
 Sidunda I. 586.  
 Siew II. 280.  
 Si-Inseln II. 560. 562.  
 Sikumbulia I. 579.  
 Sigew II. 280.  
 Sikondicha-See I. 595.  
 Silauea II. 605.  
 Siloma I. 596.  
 Silia-Arm II. 39.  
 Silima-Ndichoro I. 578. 579.  
 Silimane I. 616.  
 Silling-Inseln I. 643.  
 Silmarney-See II. 69.  
 Silietrankie-Pag II. 66.  
 Simbaudi I. 597.  
 Simbunda I. 626.  
 Singani-Strom I. 585. 586.  
 Singe-Kluf I. 30.  
 Sings-R. I. 27.  
 Singsmit-Inseln II. 594.  
 Sington I. 192. 193. 288.  
 Sing William Town I. 604.  
 Sinscha-Kiang II. 533.  
 Sinzig II. 85. 87.  
 Sinzithamar II. 331.  
 Siona II. 43.  
 Sio-to II. 457.  
 Siptichafen II. 412.  
 Siretschlü-See II. 332.  
 Sirgisen II. 408. 412. 416.  
 Sirgisensteppe II. 414.  
 Sirgis-Noor II. 486.  
 Sirid II. 303.  
 Siringawana I. 586.  
 Sirman II. 351.  
 Siffama I. 626.  
 Siffandichi I. 626.  
 Sifo-gawa II. 457.  
 Sisso I. 528.  
 Sissowo II. 43.  
 Sissna II. 520.  
 Sithairon II. 43.  
 Sittichine-Derja II. 409.  
 Siulung-Kiang II. 533.  
 Siufu II. 316. 435.  
 Sivirai II. 590.  
 Siachta II. 429.  
 Sjölen II. 101.  
 Sjöbnaavn f. Kopenhagen.  
 Sjong f. Seul.  
 Sjutahija II. 323. 328.  
 Sladno II. 254.  
 Slagenfurt II. 250.  
 Slamath-R. I. 31. 33.  
 Slamath Marsh I. 37.  
 Slansenburg II. 263.  
 Slinafiat. Galbinsel II. 319. 321.  
 Kleinrußland II. 113.  
 Kleintibet f. Kaschmir.  
 Kleintibet II. 496.  
 Klein-Zwornit II. 289.  
 Klings II. 524.  
 Klip Trift I. 609.  
 Klipura II. 37.  
 Klutschewskaja Sopka II.  
 Kniebis II. 55. 434.  
 Knjaschewaj II. 290.  
 Koba II. 449.  
 Kobe II. 458.  
 Kobde II. 485. 487.  
 Kodelsee II. 82.  
 Kodugu II. 524.  
 Kōin II. 230.  
 König Friedrich W.-Rüste II. 607.  
 König Karl's Land II. 623.  
 König-Cesar-Land II. 625.  
 Königin Charlotten-Inseln (Austral.) II. 586. 591.  
 Königsberg II. 229.  
 Königssee II. 79.  
 Königsstuhl II. 84.  
 Kohatar II. 524.  
 Kohil II. 410.  
 Koi-Koin f. Gottentotten.  
 Kof-Rija-Kette II. 490.  
 Kofschal II. 490.  
 Kofsool I. 183.  
 Kof-Su II. 416.  
 Kofuiel II. 416.  
 Kofura II. 459.  
 Kola (afrik.) I. 525.  
 Kola (europ.) II. 100. 114. 115.  
 Kolambo II. 525. 115.  
 Kolh II. 524.  
 Kolomea II. 256.  
 Koloschen I. 156.  
 Kolyua II. 316. 421. 432.  
 Kolywan II. 425.  
 Kolywan-See II. 424.  
 Komadugu Bäube I. 532.  
 Romananti I. 597.  
 Komangabake, Vulcan. II.  
 Kompetä I. 508. 454.  
 Komput II. 541.  
 Kondo-Kondo-Pil I. 634.  
 Kong-Gebrige I. 506.  
 Konia-See II. 323.  
 Konia (Stadt) II. 328.  
 Konja-Planina II. 42.  
 Kon-Insel I. 155.  
 Kootanie-Pag I. 51.  
 Kootsuru-Pafen I. 155.  
 Kopal-Kette II. 423.  
 Kopalot II. 416.  
 Kopaonit II. 42.  
 Kopenhagen II. 200.  
 Kopten I. 542.  
 Korafen II. 255.  
 Korana I. 621.  
 Kordofan I. 491. 537.  
 Korea II. 316. 459.  
 " - Straße II. 316.  
 Korjälän II. 422. 432. 433.  
 Korfu II. 300.  
 Koriateloi-Gipfel II. 434.  
 Korinth II. 300.  
 Korinth, Golf von, , 40.  
 Korinth. Isthmus v., I. 43.  
 Kormachiti, Cap. II. 330.  
 Koron, Golf von. II. 40.  
 Korosko I. 551.  
 Korfö II. 199.  
 Kortatich II. 48.  
 Kosaken II. 431.  
 Kösch-Dagh II. 332.  
 Kosciusko Mount. II. 571.  
 Koshä I. 550. 564.  
 Kossowo II. 303.  
 Kossowo-Polje II. 42.  
 Kottin-Schar II. 614.  
 Kotar II. 524.  
 Kotsch-a-Rutschin-Indta-  
 ner I. 158.  
 Koumba I. 596.  
 Kowamba-See I. 595.  
 Kowandich-Jarma II. 409.  
 Kowno II. 114.  
 Kragujewaj II. 289.  
 Krah. Vandenge v. II. 544.  
 Krain II. 97. 250.  
 Krajowa II. 297.  
 Krafau II. 255.  
 Krasnojarsk II. 427.  
 Kraw. Vandenge v. II. 531.  
 Kredsich I. 562.  
 Krenfier II. 254.  
 Kreta II. 43. 311.  
 Krim II. 4. 112.  
 Krichna II. 520.  
 Kritt II. 43.  
 Krivan II. 96.  
 Kriwoie II. 42.  
 Kroatien II. 41.  
 Kronenberg II. 201.  
 Kronprinz Rudolph's-Land II. 623.  
 Kronstadt II. 263.  
 Kru-Rüste I. 513.  
 Kru-Neger I. 513.  
 Kruichevay II. 290.  
 Kruichowa II. 47.  
 Ktana I. 492.  
 Ku II. 524.  
 Kua-Rehem II. 486.  
 Kuang-tung f. Canton.  
 Kuara f. Suorra I. 523.  
 Kubale I. 626.  
 Kuban II. 393. 396.  
 Kuds. El. f. Jerusalem.  
 Kün-Kün II. 318. 319. 468. 489. 492. 508.  
 Kufara I. 502.  
 Kubi-Baba II. 377.  
 Kubi-Kaitu II. 377.  
 Kufistan II. 386.  
 Kuintaga I. 532.  
 Kufa I. 532.  
 Ku-fu-Blitung II. 487.  
 Kufu-Noor II. 502.  
 Kufurbeta II. 97.  
 Kuli I. 115.  
 Kulu II. 505.  
 Kulun-noor II. 454.  
 Kumanier II. 260.  
 Kumar II. 494.  
 Kumasfi I. 516.  
 Kumbri I. 596.  
 Kumbi II. 522.  
 Kumbian I. 509.  
 Kumbuz II. 408. 489. 494.  
 Rungei II. 490.  
 Rungrad II. 406. 408.  
 Runor II. 377.  
 Rupferminenfluß I. 56.  
 Rur II. 331.  
 Rura II. 319. 399.  
 Rurden II. 325. 337.  
 Rurdistän II. 319.  
 Ruren II. 485.  
 Rurg II. 524.  
 Rurgentaich II. 415.  
 Rurilen II. 316. 434.  
 Rurin. Dschebel II. 322.  
 Rurisches Gaff II. 92.  
 Rurland II. 115.  
 Rurmi II. 522.  
 Ruron-Gebrige II. 404.  
 Ruro-Simo II. 316.  
 Rurrefi I. 525.  
 Rurumbar II. 524.  
 Rus. Wab. I. 462.  
 Rusuptichi II. 488.  
 Rustendiche II. 47.  
 Rüstensland II. 97.  
 Rüstschüd-Balkan II. 47.  
 Ruta. Bahr I. 536.  
 Rutais II. 399.  
 Ruti I. 536.  
 Rugo-Balachen II. 288.  
 Ruenang-Bjorb II. 101.  
 Rualafongo I. 596.  
 Rwei-Ting-Hien II. 480.  
 Rwei-Tschou II. 480.  
 Rwei-Yang II. 480.  
 Rna-Rna-Pag II. 504.  
 Rrendwen II. 533.  
 Rnfladen II. 5. 40. 43. 300.  
 Rnphl-Parch II. 328.  
 Rnphl-Prmal II. 323.  
 Rnpart II. 490.  
 Rnphl-Pajch II. 486.  
 Rnphl-Rum II. 413.  
 Rnphlart-See II. 492.  
 2.  
 Raacher-See I. 84.  
 Raaland II. 199.  
 Rabininto de doze Leguas I. 281.  
 Rabrador I. 12. 57. 182.  
 Rabuan I. 558.  
 Rachlan II. 573.  
 Radath II. 496.  
 Radathi II. 497.  
 Radiner II. 237. 241. 249.  
 Radoga-See II. 114.  
 Radronen II. 136. 586. 593. 596.  
 Ractö II. 199.  
 Ragem. ba. I. 429.  
 Rago Maggiore II. 24.  
 Ragos I. 510. 521.  
 Ragos de Moreno I. 234.  
 Ragos de Manauhue I. 308.  
 Ragunen-Inseln II. 597.  
 Rabedich II. 368.  
 Rahore II. 508.  
 Rahra II. 362.  
 Rahul II. 505.  
 Raibach II. 250.  
 Raibacher Moor II. 98.  
 Raimones I. 218.  
 Rakhabiven II. 525.  
 Rakhnau II. 512.  
 Rakonia II. 43. 300.  
 Ra loche. Pag I. 175.  
 Rama-miao II. 483.  
 Ramoliort II. 595.  
 Ramponge II. 555.  
 Ramuten II. 433.  
 Ranai II. 605.  
 Rancashire II. 65.  
 Rancasterfund II. 619.  
 Randsch-See I. 595.  
 Randsend, Cap. II. 62.  
 Rang-Tai II. 480.  
 Rangeland II. 199.  
 Ranglade I. 189.  
 Ranglan-See II. 533.  
 Rangres. Plateau von I. 54. 55.  
 Ranguedoc II. 56.  
 Ranniten II. 316.  
 Rantfang II. 533.  
 Ranzarote I. 637.  
 Raos II. 531. 538.  
 Ra Pag I. 225. 227. 391.  
 Ra Perouse-Straße II. 316. 436.  
 Ra Plata I. 8. 304. 335.  
 Rappen II. 10. 196. 273.  
 Rappland I. 105.  
 Rappmar II. 106.  
 Raramie-Ebene I. 47.  
 Raramie-Beal I. 36.  
 Rariffa II. 311.  
 Raristan II. 384.  
 Rarfa-Kolh II. 524.  
 Rarnaca II. 330.  
 Rarzac II. 57.  
 Rasia II. 501.  
 Ra Scalata II. 29.  
 Rafen II. 325.







- Malamocco II. 162.  
 Malatsee II. 103. 192.  
 Malakala II. 524.  
 Malaien II. 321. 538. 543. 547. 567. 1321.  
 Malanischer Archipel II.  
 Malapische Halbinsel f. Malacca.  
 Male II. 525.  
 Malediven I. 643. II. 525.  
 Malemuten I. 159.  
 Malevo II. 43.  
 Malitwüste II. 411.  
 Malinche, Sierra, I. 207.  
 Malinke f. Wandingo.  
 Malu II. 393.  
 Maluorka II. 21.  
Malmeburg I. 604.  
Malmo II. 103. 190.  
 Maluinen-Archipel f. Gall-  
 lands-Inseln.  
 Malta II. 36.  
 Maltesische Inselgruppe II.  
 Mameluco I. 426. 15.  
 Mamore I. 327.  
 Mammira = Katarakten I.  
 Man II. 61. 599.  
 Manaar, Golf v., II. 520.  
 Managua = See I. 205. 270.  
Manahiki-Inseln II. 397.  
 Mancha, Ebene von la,  
 II. 19.  
 Manche, Canale de la,  
 f. Hermet-Canal.  
 Mandal-Bag II. 485.  
 Mandalay II. 535. 536.  
 Mandeb, Bab-el-, I. 564.  
 Mandingo I. 506.  
 Mandichu II. 483.  
 Mandichurei II. 317. 464.  
 Mangaia II. 601. 1482.  
 Mangalore II. 519.  
 Mangandicha I. 600.  
 Mangaraee II. 560.  
 Mangareva II. 604.  
 Mangischlal II. 404.  
 Manhardsberg II. 93.  
 Manhattan, Insel, I. 88.  
 Maniamatal I. 628.  
 Manihiti II. 605.  
 Manila II. 550.  
 Manitoba, See, I. 55.  
 Manitoba, Prov., I. 180.  
 Manassar II. 560.  
 Mantaffaren II. 560.  
 Manobos II. 550. 1327.  
 Manzeriche, Bongo de, I.  
Maniqueira, Cerro, I. 332.  
 Mantua II. 162.  
 Manua II. 599.  
 Manusa-Kul II. 497.  
 Manutsch II. 111.  
 Manuema I. 595. 596.  
 Manzaneros II. 19.  
 Manzanillo I. 229.  
 Maori II. 608. 612.  
 Mapimi, Bolson de, I. 208.  
 Mar, Serra do, I. 332.  
 Maraba's Stadt II. 609.  
 Maracaibo, Golf v., I. 276.  
 Maracaibo, See, I. 300.  
 Marathon I. 300. 304.  
 Marathonis, Golf v., II. 40.  
 Marboré II. 16.  
 Marburg II. 250.  
 March II. 95.  
 Marcos, St., I. 227.  
 Marderice I. 125.  
 Mareb I. 565. 1350.  
 Mar Elias, Fischel, II.  
 Marenga Itali I. 586.  
 Margeride-Rette II. 57. 58.  
 Margilan II. 412.  
 Marianen II. 136. 593. 596.  
 Marian-Inseln II. 614.  
 Marica II. 46.  
 Maricopas I. 227.  
 Marie, Ste., II. 151.  
 Marie-Kuß, Ste., I. 200.  
 Marie Salante I. 395.  
 Marienbad II. 254.  
Mariefeld, Colonie, II. 399.  
 Marino-Geb. II. 42.  
 Marino, San, Republik,  
 II. 169.  
 Mariposa-Bai I. 30.  
 Maritima I. 332.  
 Mariburg I. 195.  
 Marfa I. 576.  
Marlborough-Sitze II. 62.  
Marlborough II. 610.  
 Marmara-Reer II. 5. 40.  
 Marmolata II. 79.  
 Marne II. 55. 1465.  
 Maroffo, Kaiserth., I. 458.  
 Maroni-Kuß I. 437.  
 Maroniten II. 351.  
 Maros II. 96.  
 Maros-Bághely II. 263.  
Marqueias-Inseln II. 151.  
 568. 604.  
Marrah-Geb. I. 533. 537.  
Marriximo I. 613.  
Marro de Papagaio I. 332.  
 Marroqui, Punta, II. 12.  
 Mariata II. 169.  
 Marieille II. 56.  
Marihall-Archipel II. 566.  
 593. 594.  
Martaban II. 537. 1530.  
Martaban, Busen v., II.  
Martaban-Strom II. 537.  
 Martha, Sta., Sierra Ne-  
 vada de, I. 318.  
 Martin, S., I. 295.  
 Martinez, Sierra, I. 207.  
 Martinique I. 295. 296.  
 II. 151.  
 Marha I. 568.  
Marlborough II. 580.  
 Mas a Fuera I. 397.  
 Mas a Tierra I. 397.  
 Masai I. 579.  
 Masana I. 270.  
 Mascarenen = Archipel I.  
 643. 646.  
Machona-Gebirge I. 616.  
Masei I. 578.  
 Masenderan II. 384. 389.  
 Maslat, Bai v., II. 372.  
 Massalat I. 537.  
Massauah I. 564. 566. 568.  
Masena I. 533.  
Masicitus II. 322.  
Masina I. 524.  
Masuren II. 221.  
Matagalba I. 265.  
Matamoros I. 12.  
Matanzas I. 261.  
 Matapan, Cav. II. 40. 43.  
 Matpram I. 569.  
Mathele-Reich I. 602. 612.  
Mathieu, Cav. II. 53.  
Matison I. 425.  
Matoppe-Gebirge I. 616.  
Matotichin-Schar II. 624.  
Matamai II. 455.  
Matsumal II. 455. 1339.  
Matsha da Corda, Serra da  
Matthorn II. 79.  
 Matto Grosso I. 331.  
 Matumbosa I. 599.  
 Maturin I. 364.  
 Maubés I. 422.  
 Maui II. 605.  
Maufmein II. 537.  
Maufmein-Strom II. 537.  
 Mauna Hulalai II. 605.  
 Mauna Kea II. 605.  
 Mauna Voa II. 605.  
 Maure, Cord. de, I. 309.  
 Mauren I. 476.  
 Mauritius I. 647.  
 Mauritius, Cap. II. 621.  
Maurizio, Porto, I. 27. 160.  
Maombe f. Maombe.  
Mapas I. 218.  
Mapenne II. 52.  
Mapland I. 513.  
Mapombe I. 628.  
Mapotte I. 645. II. 251.  
Mapures I. 323.  
Mapru I. 328.  
Mapa-Gebüt II. 46.  
Mapatlan I. 229.  
Mapenod, Pac, I. 175.  
Mapwose-Kuß I. 560.  
Mapumi I. 566.  
Mapu-Mountains I. 183.  
Mapeln II. 214.  
Mapenos I. 321.  
Mapemblic II. 208.  
Mapid II. 369.  
Mapina II. 367.  
Mapine I. 505.  
Mapatofastron II. 311.  
Maparab Main II. 364.  
Maparis, Geb. v., II. 43.  
Mapar II. 370.  
Mapner, Sober, II. 88.  
Maphong II. 329. 531. 533.  
Mapade-Katarakte I. 563.  
Mapinez I. 465. 467.  
Mapa II. 376.  
Mapan II. 374. 375. 384.  
Mapanesten II. 566. 585 ff.  
Mapbourne II. 584.  
 " Mt. II. 615.  
Mapocue II. 86.  
Mapilla II. 136.  
Mapin II. 93.  
Map-Mir, Zhattel I. 485.  
Mapville-Halbinsel I. 15.  
 II. 619.  
 " Sund II. 619.  
Mapel (Niem) II. 113.  
Maphis I. 549.  
Mapado II. 560.  
Mapam II. 320. 531. 538.  
Mapay-Straße II. 64.  
Mapenderes II. 323.  
Mapenza I. 406.  
Mapebre, Mt., II. 53.  
Mapez, Mt. de, II. 53.  
Maporca II. 21.  
Mapone II. 26.  
Mapaleh-See I. 539.  
Mapa II. 524.  
Mapan II. 249.  
Mapapi II. 554.  
Mapado, Cerro del, I. 209.  
Maped I. 26. 27.  
Mapedario, Cerro del, I.  
Mapen II. 4-2. 1308.  
Mapui-Archipel II. 537.  
Mapida I. 363.  
Mapida, Nevado de I. 318.  
Mapida, Rep., I. 364.  
Mapwipi-Kultus, Busen v.,  
 II. 404.  
Mapoe I. 552.  
Mapom II. 359.  
Maprid, Mt., II. 65.  
Mapren II. 64.  
Mapu-Berg I. 579.  
Mapw II. 405.  
Mapay-Kuß II. 541.  
Mapchucharsch-Insel II.  
Mapched II. 386. 1624.  
Mapchischerjäten II. 273.  
Mapen II. 116.  
Mapopotamisches Tiefland  
 II. 339.  
Maparia, Ebene II. 390.  
Mapenia II. 300.  
Mapina II. 35. 169. 1168.  
 " Strafe von, II.  
Mapora-Gebirge II. 43.  
Mapa II. 47.  
Mapstec, Cerro, I. 207.  
Mapizen I. 213. 425.  
Mapa I. 321. 323.  
 " II. 34.  
Mapu-Portage I. 55.  
Mapdesis II. 322.  
Mapeolis II. 352.  
Mapidscha, Ebene von, I.  
Mapitli I. 494. 1460.  
Mapou II. 480.  
Mapurthe II. 84.  
Mapico I. 203. 219.  
 " Stadt I. 236.  
 " Golf von, I. 4. 203.  
Mapenc, Mt., II. 52. 57. 58.  
Mapunda Itali I. 593.  
Mapammel I. 461.  
Maposen II. 103.  
Mapa I. 486.  
Mapio II. 437.  
Mapital, Thal, II. 411.  
Mapio-Tse II. 472. 480.  
Mapichael-Insel, S., I. 53.  
Mapichigan-See I. 59.  
Mapicoan, Plateau, I. 206.  
Mapple Park I. 45.  
Mapi, Pic du, II. 15.  
Mapiquel, San, I. 642.  
Mapiso f. Rio To.  
Mapisnal I. 199.  
Mapitronen II. 566. 593. ff.  
Mapah-Bag, Mulkoh-Bag.  
Mapandische-See I. 529.  
Mapstin, Fischel, I. 459.  
Mapina II. 524.  
Mapinmadiva I. 303.  
Mapicio II. 25.  
Mapindano II. 549.  
Mapinota I. 62.  
Mapingrien II. 395. 397.  
Mapinho II. 14. 120.  
Mapinich I. 549.  
Mapiquel, S., I. 319.  
Mapiquelon I. 169. II. 151.  
Mapramichitu I. 198.  
Mapranhos I. 422.  
Maprecourt II. 55.  
Mapraqualli I. 315.  
Mapschlinge I. 211. 214.  
Mapimi II. 515.  
Mapschmi-Sügel II. 532.  
Mapscheghi II. 396.  
Mapsen, Cav., II. 35.  
Mapstin I. 533.  
Mapstol II. 591.  
Mapstipvi I. 8. 61 ff.  
Mapstolunghi II. 300.  
Mapstouri I. 62.  
Mapstra II. 300.  
Maptrovica II. 311.  
Mapittel-Europa II. 71. 81.



- Mrittu I. 558.  
 Mritteco I. 218.  
 Mleta, Ebene, I. 460.  
 Mliia I. 467.  
 Moa-Inseln II. 590.  
 Moçambique I. 598.  
 Moçatama I. 319.  
 Modjabra I. 535.  
 Moçon-Biddia II. 63.  
 Moero-See I. 594.  
 Mogador I. 467.  
 Mogodoni I. 532.  
 Mogollon-Mts. I. 19.  
 Mohamera II. 340.  
 Moheln I. 615.  
 Mohyna-See I. 596.  
 Moirgebiet II. 542.  
 Modicheb. II. 361.  
 Moiss-River I. 184.  
 Moladah, El. I. 567.  
 Motatteb, Bady. II. 364.  
 Motta II. 366, 367.  
 Moldau, Fluß. II. 93.  
 Moldau (Kürtenthum) II.  
 Moldava II. 97. [292].  
 Molsetta II. 168.  
 Molise II. 166.  
 Mosler-Bai II. 624.  
 Molocayete, Pulc., II. 207.  
 Mollwerum II. 208.  
 Molokai II. 695.  
 Molofini II. 605.  
 Moluffen II. 547, 561.  
 Mombacho I. 270.  
 Mombas I. 578.  
 Mombiti I. 588.  
 Monaco II. 151.  
 Monangah-Fluß I. 589.  
 Mona-Passage I. 288.  
 Monate, See von, II. 25.  
 Monbuttu I. 541.  
 Monbuttu-Land I. 560.  
 Mondo I. 588.  
 Monferrato II. 159.  
 Mongolei II. 317, 464, 482.  
 Môngo-Khanga I. 629.  
 Mono-See I. 37.  
 Monquia I. 218.  
 Monrovia I. 510, 513.  
 Mond II. 537.  
 Montagnais I. 186.  
 Montagnes maudites II. 16.  
 Montau I. 50.  
 Mont-Cenis-Tunnel II. 74.  
 Montchris II. 38.  
 Montefil II. 341.  
 Montego I. 287.  
 Montmorency-Bai I. 190.  
 Montenegro (Ernagora) II.  
 42, 291.  
 Montepulciano II. 30.  
 Montevideo I. 414.  
 Montezuma, Rio de, I. 235.  
 Montgomery II. 63.  
 Montoncel, Bay de, II. 58.  
 Mont Verdu f. Maladetta.  
 Montreal I. 58, 192, 193.  
 Montferrat I. 296.  
 Monyama I. 613.  
 Monza II. 161.  
 Moab II. 360.  
 Moorea II. 602.  
 Moraca II. 41, 42, 291.  
 Morbvinen II. 273.  
 Morea II. 40, 300.  
 More-Been II. 66.  
 Morena I. 509.  
 Morena, Sierra, II. 20.  
 Moresby-Insel I. 171.  
 Moresby II. 590.  
 Moresol, Mt., II. 53.  
 Moriy-Thal, Et., I. 58.  
 Morlaken II. 257, 252.  
 Morvan-Plateau du, II. 53.  
 Morocolla I. 349.  
 Morona I. 325, 327.  
 Moro-Beate I. 36.  
 Morotai II. 591.  
 Morro da Glamengo I. 429.  
 Morro, El. I. 284.  
 Mosel II. 55, 64.  
 Mosiwantunja I. 614, 615.  
 Moskau II. 283.  
 Moskoe II. 101.  
 Moskodenäs II. 101.  
 Moskötrom II. 101.  
 Moslems II. 351, 352.  
 Mosquitofüste I. 265, 266.  
 Mossamedes I. 625.  
 Mostaganem I. 475.  
 Mostar II. 311.  
 Mosul II. 340.  
 Motagna I. 256.  
 Motata II. 191.  
 Motane II. 604.  
 Motilitat's Reich I. 609.  
 Motomura II. 449.  
 Motu-Titi II. 604.  
 Moxos I. 394.  
 Moyeh, Dschebel, I. 553.  
 Mpangwa I. 631.  
 Mpyapwa I. 586.  
 Muiwah I. 586.  
 Muiwi I. 588.  
 Mumbo-Fluß I. 593.  
 Muaja-Jonve I. 497, 595.  
 Muchadicha-Berge II. 404.  
 Mudgee II. 580.  
 Mudschindisi I. 626.  
 Muhs II. 537.  
 Muhammedaner II. 344.  
 Muju II. 590.  
 Muteen II. 482.  
 Mutondolu I. 588.  
 Mutondolwa-Berge I. 586.  
 Mulatoe, Rio de los, I. 209.  
 Mulatten I. 214, 425.  
 Mulden II. 94.  
 Mulegé I. 227.  
 Mulgrave-Archipel II. 591.  
 Mulhacen, Bic, II. 21.  
 Muli II. 67.  
 Muliob-Pag II. 374.  
 Multan II. 508.  
 Muluha I. 459.  
 Mumbombestämme I. 626.  
 München II. 229.  
 Munda II. 524.  
 Munda-Roth II. 524.  
 Mundrucue I. 422.  
 Muntsee II. 190.  
 Munsingen II. 83.  
 Mupinda I. 626.  
 Mur II. 73.  
 Murad, Cu, II. 330, 334.  
 Murchison II. 571.  
 Murchison-Fälle I. 599.  
 Murchison-Kataracte I. 563.  
 Murcia II. 13.  
 Murg II. 85.  
 Murgbab II. 405.  
 Murgthal II. 85.  
 Maritima II. 33.  
 Murmanski-Fluß II. 115.  
 Murray II. 572.  
 Murrumbidgee II. 573.  
 Mürz-Thal II. 74.  
 Murzul I. 499.  
 Musa Dschebel II. 364.  
 Musch II. 337.  
 Muschinga-Geb. I. 595.  
 Muskat-Cree I. 35.  
 Mutichob II. 536.  
 Muudir I. 484.  
 Mupupu I. 328.  
 Muz-tagb II. 499.  
 Mvutan N'zige I. 539.  
 541, 590, 592.  
 Mvtenä II. 300.  
 Mvfore, Plateau, II. 507.  
 N.  
 Nab II. 82.  
 Nabajas, Cerro de las, I.  
 Nabulud II. 357. [207].  
 Naga II. 517.  
 Naga-Bügel II. 515.  
 Nagao-Geb. II. 374.  
 Nagafati II. 436, 459.  
 Nagoya II. 457.  
 Nagyr II. 495.  
 Nahe II. 83, 84.  
 Nahon II. 515.  
 Nahuelhuapi, Lago, I. 308.  
 Naiduato, Pic, I. 320.  
 Nain I. 57, 186.  
 Nalischang Ombo II. 503.  
 Namangan II. 412.  
 Namaqua I. 617.  
 Namaqua-Land I. 601, 621.  
 Namso II. 195.  
 Nam-tio II. 503.  
 Namur II. 84, 210.  
 Nanaimo I. 52.  
 Nananchi, Cerro, I. 207.  
 Nanda-Devi II. 505.  
 Nanga Parbat II. 496.  
 Naning II. 544.  
 Nanob II. 98.  
 Nan-schan-Geb. II. 318.  
 468, 489.  
 Nanted II. 52.  
 Naotcha f. Radenzie.  
 Napp-Gebirge II. 73.  
 Nappi I. 367.  
 Nappé I. 325, 329.  
 Naporraporu I. 559.  
 Nappé I. 377.  
 Nappathal I. 24.  
 Narbada II. 517.  
 Narborough I. 373.  
 Narshan II. 394.  
 Narenta II. 41.  
 Nari II. 374.  
 Narni II. 164.  
 Narowa II. 114.  
 Narhm II. 412, 490.  
 Nasirah, En, II. 357.  
 Nassaram I. 532.  
 Nassau-Cap II. 624.  
 Nassau-Hafen I. 352.  
 Nasquapi I. 186.  
 Nata I. 604.  
 Natal-Colonie I. 601, 606.  
 Natcha II. 605.  
 Natiaga I. 508.  
 Nationalfette I. 46.  
 Ratombja-Fluß I. 176.  
 Nauhcampatepeti I. 207.  
 Nauplia II. 300. [239].  
 Nauplia, Golf v., II. 40.  
 Navarrein II. 128.  
 Navigatoren f. Samoa.  
 Nawa II. 436.  
 Narja (Naroz) II. 43.  
 Nduggo I. 562.  
 Neagh, Lough, II. 69.  
 Neag-See II. 61.  
 Neapel II. 34, 167.  
 Neapel, Busen v., II. 23.  
 Neapolitan, Apennin, II.  
 Neapolitan, Insel, II. 5, 29.  
 Nedar II. 85.  
 Nedich II. 362, 371.  
 Nedichran II. 370.  
 Neer I. 211, 423, 503.  
 Negra, Sierra, I. 318.  
 Negri-Gletscher II. 622.  
 Negritos II. 550.  
 Negro, Cap, I. 625.  
 Negro, Rio, 323, 327.  
 Nelson II. 609, 610.  
 Nelson Kop Randge I. 607.  
 Nemeige I. 562.  
 Nemi-See II. 33.  
 Nemouré I. 476.  
 Nepal II. 505.  
 Nepe I. 281.  
 Nera II. 30.  
 Nerbubda-Thal II. 507.  
 Nertschinsk II. 429.  
 Nervi II. 27.  
 Nethou II. 16.  
 Neu-Amsterdam II. 615.  
 Neu-Archangel I. 14, 154.  
 Neubraunschweig I. 58, 197.  
 Neu-Britannia-Archipel  
 II. 586, 591.  
 Neu-Britannien I. 173.  
 Neu-Caledonien II. 151.  
 566, 586, 592.  
 Neucaledonier II. 592.  
 Neu-Dongala I. 532.  
 Neu-England I. 75, II. 571.  
 Neuenburger See II. 73.  
 Neufundland I. 13, 57, 157.  
 Neu-Guinea II. 586, 588.  
 Neu-Herrnhut II. 616.  
 Neu-Mexico I. 15.  
 Neuschottland (Nova Sco-  
 tia) I. 200 ff.  
 Neuseeland II. 586, 608 ff.  
 Neuschibische Inseln II. 315.  
 433, 621.  
 Neufiedler-See II. 97.  
 Neufudwalet II. 580, 581.  
 Neu-S. Wales, Bergland.  
 II. 570.  
 Nevada I. 19.  
 Nevado de Tolucca I. 207.  
 Nevers II. 52.  
 Newa II. 114.  
 Newarid II. 506.  
 Newcastle II. 581.  
 New-River I. 21, 253.  
 New-Ruib I. 609.  
 New-Westminster I. 168.  
 New-York-Bay I. 13, 88.  
 Nez percé I. 117.  
 Ngami-See I. 602, 616.  
 Ngami I. 531.  
 Ngolia I. 579.  
 Ngombé I. 593.  
 Ngoma I. 633.  
 Niagara I. 59, 60.  
 Niamniam f. Nham-Nham.  
 Nicaragua I. 205, 265.  
 Nicaragualinie I. 268.  
 Nicaragua-See I. 268.  
 Nicholson II. 609.  
 Nicolau, San, I. 319.  
 Nicofia II. 35.  
 Nicoya, Golfo de, I. 204.  
 Nidische-Berg II. 43, 1541.  
 Nieder-Cochinchina II. 532.  
 Niederlande II. 204 ff.  
 Niederrhein-Echiefer-  
 gebirge II. 84.



Niederschottisches Berg-  
land II. 65.  
Niederwald II. 67.  
Niedrige Inseln I. 566. 604.  
Niemen II. 113.  
Nieuwe Diep II. 208.  
Nieuweveld-Geb. I. 603.  
Niger I. 455. 503. 523.  
Ni-Hsin-Tang II. 479.  
Niigata II. 436.  
Niuhau I. 605.  
Nikobaren II. 525.  
Nikolajewsk II. 429.  
Nikolzburg II. 254.  
Nikopoli II. 311.  
Nil I. 455. 538.  
Nil. blauer. I. 540. 552.  
Nil-Gebiet I. 538.  
Nil-Regionen, Obere. I.  
552. ff.  
Nil. weißer. I. 540. 552.  
Nila f. Nilsoh.  
Nilagiri-Gebirge II. 519.  
Ring-pho II. 466.  
Ringuta II. 482.  
Rinive II. 340.  
Ripigon-See I. 60.  
Rippon II. 316. 435. 454.  
Rio II. 311. 455.  
Risawa II. 42. 45.  
Rischabar II. 388.  
Rischnij-Nowgorod II. 286.  
Riu-Tschiang II. 466.  
Riu-Tschuang II. 483.  
Rivernard II. 53.  
Rizza II. 26.  
Rogai II. 393.  
Rogaische Steppe I. 113.  
Rogai-Tataren II. 305. 395.  
Roire Montagne II. 53.  
Roires Montagnes II. 57.  
Roirmoutier II. 52.  
Rossendorfer Paß II. 94.  
Ronni II. 482.  
Nord-Amerika I. 12.  
Nord-Australien II. 580.  
Nordaustralisches Berg-  
land II. 571.  
Nordcaledonisches Hoch-  
land II. 66.  
Nord-Cay II. 7. 101.  
Nord-Deven II. 619.  
Norderney II. 90.  
Nord-Insel II. 608.  
Nord-Island I. 171.  
Nordostland II. 671.  
Nordpol II. 615 ff.  
Nordsee II. 6.  
Nordsee-Inseln II. 90.  
Nordungar. Hochland I. 95.  
Nordwest-Passage II. 619.  
Normandie II. 53.  
Norrföping II. 103.  
North Downs II. 62.  
North Lincoln II. 618.  
North Park I. 45.  
Northumberlandstraße I.  
Northon Sund I. 53. 202.  
Norwegen II. 99. 187. 193.  
No, See. I. 555.  
Nosairher II. 352.  
Nosahrier-Geb. II. 346.  
Noth-Ab II. 151. 645.  
Noth-Dambo f. Madagaskar.  
Novara II. 159. [car.  
Novipazar II. 311.  
Nowaja-Praga II. 399.  
Nowaja Semlja II. 116.  
Nowi II. 311. 624.  
Rubien I. 552.

Rubische Wüste I. 540.  
Ruehr I. 541. 555.  
Ruevitas I. 281.  
Ruhr, Dschebel-e. II. 364.  
Ruffulabete I. 158.  
Rufuhima II. 604. 605.  
Rumea II. 592.  
Runez, Rio. I. 507.  
Run, Wad. I. 462.  
Rusairich, Dschebel. II. 346.  
Ryam-Ryam I. 536. 541. 559.  
Ryandicha ~~Ryandicha~~ I. 599.  
Ryanga I. 629.  
Ryangwe I. 596.  
Ryassa-See I. 554. 598.  
Ryborg II. 201.  
Ryhellem I. 534.  
Rytjöbing II. 201.

## O.

Oahu II. 605.  
Oatland I. 24.  
Oaxaca-Geb. I. 205.  
Oaxaca I. 244.  
Ob II. 315. 319. 420. 421.  
Obdors II. 426. 424.  
Obaidh. Cf. I. 537.  
Ober-Canada I. 59.  
Ober-Guinea-Rüste I. 504.  
Ober-Hys II. 96.  
Oberer See I. 59.  
Obongo I. 635.  
Obischtschij-Evrt II. 110.  
O-Gairn II. 65.  
Oceanien II. 566.  
Ochotisches Meer II. 316.  
Ochrida-See II. 42.  
Odenfe II. 201.  
Odenwald II. 86.  
Oder II. 89. 43.  
Oder-Gebirge II. 95.  
Odeffa II. 111. 280.  
Oeland II. 6. 100.  
Oelberg II. 87.  
Oertliche-Mureen II. 484.  
Oesbeken II. 407. 416.  
Oefel II. 6.  
Oeta II. 43.  
Oeta II. 261.  
Oghüz II. 410.  
Oglio II. 25.  
Ogoway I. 629.  
Ogwemuen-See I. 633.  
Ohojafa II. 436. 449. 458.  
Ohio I. 62.  
Oi II. 457.  
Oil Springs I. 194.  
Oise II. 45.  
Olanda I. 634.  
Ofelo-Berg I. 634.  
Ofaf I. 186.  
Ofeno I. 634.  
Ofota I. 633.  
Ofoncho I. 262.  
Ofichon II. 428.  
Ofiron, Zle d'. II. 52.  
Ofirma II. 432.  
Ofenel II. 432.  
Ofgastraße II. 623.  
Olona II. 161.  
Olony-Baifching II. 485.  
Olonos II. 43.  
Olt II. 292.  
Olymp II. 43. 323.  
Olymp, cyprischer. II. 330.  
Olympia II. 300.  
Oman II. 362. 368. 372.  
Omatofa-Berg I. 617.

Omborg II. 191.  
Ombo II. 503.  
Ombrone II. 30.  
Omotepec I. 268.  
Omoa-Geb. I. 262.  
Omsk II. 422.  
Onango I. 630.  
Onangwe-See I. 633.  
Onateha II. 605.  
Onega-Pufen II. 114. 115.  
Onega-Fluß II. 115.  
Onghin II. 487.  
Onilaw II. 592.  
Ontario, Prov. I. 190. 192.  
Ontario-See I. 58. 59.  
Oodfu II. 449.  
Oostal II. 85.  
Oran I. 337. 475.  
Orang-Benua II. 546.  
Orang-Yaut II. 546.  
Oranje I. 601. 607.  
Orb II. 56.  
Ordos II. 487.  
Oerebro II. 103.  
Oregon-Terr. I. 33.  
Orei-Canal II. 40.  
Orgelpic I. 332.  
Orhanie-Paß II. 46.  
Orianda II. 113.  
Oriental-Gordillera I. 309.  
Orinoco-Gebiet I. 304.  
Orissa II. 520. 321 ff.  
Orizaba, Wit. I. 207. 238.  
Ortaden II. 68.  
Ortnes-Archipel II. 6. 68.  
Ordonioeibor I. 579. 614.  
Orléans II. 52.  
Orléans, Canal d'. II. 53.  
Orléansville I. 476.  
Orio, Mte. d'. II. 36.  
Orhena II. 402.  
Oronsay II. 67.  
Orontes II. 353.  
Orisowa II. 95.  
Orotava I. 641.  
Orta-See II. 25.  
Orte II. 164.  
Oruru, Hochebene v. I. 390.  
Orvieto II. 164.  
Osborne II. 180.  
Osa II. 41.  
Osmanen II. 305.  
Osmanpazar II. 311.  
Osning II. 87.  
Osorno I. 308.  
Ossa II. 43.  
Ostchinesisches Meer II. 318.  
Ostdeutsches Tiefland II.  
Ostende II. 214. 92.  
Osteten II. 396. 399.  
Oster-Insel II. 597.  
Oesterreich, Erzherzogth.,  
II. 243.  
Oesterreichisch-ungarische  
Monarchie II. 240 ff.  
Ost-Europa II. 109 ff.  
Ostjafen II. 273. 422.  
Ostindischer Archipel II.  
317. 546.  
Ostind. Halbinsel II. 320.  
Ostsee II. 6.  
Ostseeprovinzen II. 266.  
Ostibirische Küstenprovinz  
II. 421.  
Ostheba I. 633. 634.  
Otao II. 610.  
Otan II. 457.  
Othson-Tengri II. 486.  
Othrys II. 42.  
Otomis I. 218.

Otranto, Straße v. II. 23.  
Otranto II. 168.  
Ottawa-Fluß I. 59. 193.  
Ottawa (Stadt) I. 193.  
Ottway I. 352.  
Ouche II. 55.  
Ourthe II. 212.  
Ouse II. 62.  
O-va-herero f. Damara.  
Ovampo-Land I. 618.  
Owari II. 457.  
Owen-Stanley-Geb. I. 590.  
Owens-Fate I. 25.  
Oria II. 43.  
Ojama I. 291.  
Ozark-Ridge I. 63.

## P.

Pabellon de Pica I. 388.  
Pacaraima-Geb. I. 321.  
Pachitea I. 328.  
Pacais-Meer II. 618.  
Padams, Rio. I. 323.  
Padro, Mt. II. 36.  
Padua II. 162.  
Paglia Orba, Mt. II. 36.  
Bahang II. 545.  
Bahari II. 497.  
Baimboeuf II. 52.  
Baires I. 273.  
Palaraman II. 554.  
Palhoi II. 467.  
Palao-Insl. f. Palau-Arch.  
Balar II. 520.  
Palästina II. 320. 346. 356.  
Palau-Archip. II. 136. 566.  
Palawan II. 549. 593. 595.  
Palcaza I. 328.  
Palembang II. 535.  
Valencia II. 18.  
Valermo II. 169.  
Pall-Straße II. 520.  
Palma, Cerro de la. I. 208.  
Palma I. 637. II. 21.  
Palmas I. 224. 510.  
Palmyra II. 347.  
Pamalombe See I. 599.  
Bambusch II. 332.  
Bamir-Hochebene II. 319.  
403. 489. 491.  
Bamlico-Sund I. 13.  
Bampas I. 335 ff.  
Bamplona II. 16.  
Banamá, Meerenge v. I. 7.  
Banamá I. 366. 367.  
Banamá, Bay von. 301.  
Bancorbo II. 18.  
Van de Azucar f. Piton.  
Bandschab II. 505. 507.  
Banduren II. 260.  
Bangani I. 578.  
Bangong-See II. 499.  
Bango-Bango II. 600.  
Bankratjew-Inseln II. 624.  
Banna II. 517.  
Bao de Azucar I. 429.  
Baol-Affonso-Fälle I. 333.  
Baolo, San. I. 427.  
Bapallacta I. 315.  
Bapeete II. 602. 603.  
Papua II. 547. 567. 586. 588.  
" - Inseln II. 590. 591.  
Para, Rio. I. 326.  
Parabuebo I. 334.  
Paragua II. 549.  
Paraguari I. 413.  
Paraguay I. 336. 409.  
Paramaribo I. 437.



- Paramatta II, 581.  
 Paramo de la Suma Paz  
 Paraná I, 337. [I. 321].  
 " f. La Plata.  
 " de las Palmas I, 338.  
 " Paraguan I, 339.  
 Paranahyba I, 339.  
 Paramatinga f. Amazonas.  
 Pare I, 578.  
 Parecis, Campos dos I, 333.  
 Pareis I, 422.  
 Paria, Golf v. I, 276. 300.  
 Parime, Sierra de I, 304.  
 319. 320.  
 Paris II, 148.  
 Parkette I, 46.  
 Barnassios II, 43.  
 Paris II, 392.  
 Pasco, Cerro de I, 328.  
 " I, 313.  
 Paso del Norte I, 12.  
 Pastaza I, 325. 328.  
 Pasto I, 315.  
 Pässe I, 66.  
 Pástum II, 168.  
 Passig-Elf II, 114.  
 Patagonien I, 5. 342.  
 Patani II, 544.  
 Pathanen f. Aighanen.  
 Patia I, 315.  
 Patfoi-Rette II, 53.  
 Patna II, 512.  
 Patos, Sierrades I, 208.  
 " Laguna des los I.  
 Patras II, 300. 1300.  
 Paul, St. (Réunion) I, 617.  
 " II, 615.  
 " = Inf. I, 202. 447.  
 Paulo de Voanda, E. I, 625.  
 Paul's-Nelsen, St. I, 448.  
 Pauthaguet II, 58.  
 Baumotu-Archipel II, 566.  
 597. 603. 604.  
 Pavia II, 161.  
 Pawlodar II, 422.  
 Pawnee I, 117.  
 Pazo II, 300.  
 Payer-Spize II, 618.  
 Payonal, Gran I, 328.  
 Payander I, 329.  
 Peabody-Bai II, 618.  
 Peate-River I, 175.  
 f. Friedensfl.  
 Peak-Gebirge II, 65.  
 Peak-Downs II, 569.  
 Pedetts Harbour I, 344.  
 Pecos, Riv. I, 15.  
 Pedias II, 330.  
 Pedro, San, II, 605.  
 Pedrotalagalla II, 525.  
 Peel I, 56. 174.  
 Peestill I, 72.  
 Pegu II, 536. 537.  
 Pegu, Busen von, II, 530.  
 Peguaner II, 531.  
 Beh-Tau-Schen II, 459.  
 Pej-Bai II, 467.  
 Peivus-See II, 114.  
 Peking II, 466. 475.  
 Pelero-Anf. f. Balau-Arch.  
 Peling II, 470.  
 Pelion II, 43.  
 Bellegrino, Mte., II, 169.  
 Pells-Inseln I, 174.  
 Peloponnes II, 40. 43. 300.  
 Pemba I, 580.  
 Pendschafend II, 410.  
 Penna, Mte., 28. 520.  
 Penninische Kette II, 64.  
 Peñon de los Baños I, 246.  
 Penrhyn-Inseln II, 597.  
 Pentedaktylo-Geb. II, 43.  
 Pentland-Geb. II, 65. 68.  
 Peráa II, 360.  
 Perat II, 545.  
 Perija, Sierra, I, 318.  
 Perlen-Inseln II, 604.  
 Perene I, 328.  
 Pericues I, 218.  
 Perleos, Cuesta de, I, 208.  
 Perim-Insel II, 367. 564.  
 " = Tagh II, 48.  
 Permier II, 373.  
 Pernambuco I, 427.  
 Perjer II, 9. 391. 405.  
 Perken II, 319. 373. 381.  
 Berth II, 66. 181. 585.  
 Perú I, 380.  
 Perugia II, 164.  
 Wesaro II, 164.  
 Pescherah I, 354.  
 Peschiera II, 162.  
 Pest f. Budapest.  
 Petali, Golf von, II, 40.  
 Peten-See I, 255.  
 Petermann-Fjord II, 618.  
 " = Land II, 625.  
 " = Spize II, 618.  
 Petersburg, St., II, 114.  
 280.  
 Petro-Alexandrowel II.  
 Petrolia I, 194. 410.  
 Petropawlowel II, 434.  
 Petropolis I, 427. 430.  
 Petshiti II, 318. 468.  
 Petschmarri II, 518.  
 Petshora II, 116.  
 Petuna II, 482.  
 Pen I, 507.  
 Pfefferküste I, 504.  
 Phila I, 551.  
 Philadelphia I, 76.  
 Philippinen II, 136. 317.  
 321. 517. 549.  
 Philippeville I, 475.  
 Philippopel II, 311.  
 Phlegraische Felder II, 34.  
 Pholis II, 299.  
 Phönix-Inseln II, 597. 605.  
 Phthiotis II, 299.  
 Piacenza II, 162.  
 Pianosa II, 36.  
 Pjätigorsk II, 393.  
 Pichincha I, 314.  
 Pichis I, 328.  
 Pico I, 642.  
 Pico viejo I, 639.  
 Pictentwall II, 64.  
 Piedra, Gran, I, 181.  
 Piemont II, 23. 159.  
 Pierre, St. (Réunion) I.  
 " " I, 189. 617.  
 " " II, 151.  
 Pieter Mariburg I, 605.  
 Pifes Peak I, 45.  
 Pilat, Mte., II, 57.  
 Pilaya I, 340.  
 Pilcomayo I, 338. 340.  
 Pilenslowa-wes II, 399.  
 Pillar, Cap, I, 351.  
 Pilot Peak I, 26.  
 Pilsen II, 234.  
 Pinahuitewec, Cerro de, I.  
 Pinal I, 207. 1207.  
 Pindos II, 42.  
 Pinerolo II, 159.  
 Pine-Pag I, 51.  
 Pinos, Mte., I, 22. 1519.  
 Pintados, Alas de los II,  
 Piräus II, 299.  
 Pirat II, 45. 311.  
 Pisa II, 28. 163.  
 Pischawer II, 508.  
 Pischimthal II, 373. 375.  
 Pisel II, 254.  
 Pitnjak II, 406.  
 Piton I, 639.  
 " de la Nournaise I.  
 Pit-River I, 26. 1647.  
 Pitt, Can., I, 31.  
 " Mte., I, 35.  
 Pittsburgh I, 92.  
 Pitquien II, 21.  
 Pizarro, Cerro, I, 207.  
 Placentia-Bay I, 187.  
 Plains f. Prairien.  
 Plata, Rio de la, I, 300.  
 Platte-Fluß I, 43.  
 Platte, North Fork, I, 47.  
 Plattensee II, 97.  
 Pleasanton I, 24.  
 Plenty-Bai II, 609.  
 Plestidi II, 43.  
 Bloesicht II, 297.  
 Plomb du Cantal II, 58.  
 Plombières II, 55.  
 Plunlimmon II, 54.  
 Pluel I, 609.  
 Po II, 23.  
 " della Maestra II, 25.  
 " di Primaro  
 Bodhoraken II, 255.  
 Podolen II, 236.  
 Podolien II, 113.  
 Poit-Thal II, 98.  
 Pointe de Galle II, 525.  
 Pointe-à-Pitre I, 295.  
 Polarrregionen II, 613 ff.  
 Polen II, 241. 266.  
 " (Volk) II, 220. 256.  
 270. 306.  
 Polnhesien II, 566. 597 ff.  
 Polynia II, 623.  
 Pompeji II, 167.  
 Pondichery II, 151. 520.  
 Pontalieve II, 28.  
 Pontianak II, 557.  
 Pontinische Inseln II, 36.  
 " Sümpfe II, 33.  
 Ponzá II, 36.  
 Popocatepetl I, 207. 241.  
 Popohán I, 315.  
 Porjanger-Fjord II, 101.  
 Portage La Roche I, 174.  
 Port de France II, 592.  
 Port au Prince I, 289.  
 Portici II, 167.  
 Port Louis I, 355. 617.  
 Port Natal I, 605.  
 Porto II, 18. 121.  
 Porto Novo I, 520.  
 Porto Santo I, 611.  
 Portugal, Agr., II, 120 ff.  
 Portuguesia I, 322.  
 Portuguesia I, 364.  
 Potaro I, 436.  
 Potenza II, 168.  
 Poti II, 400.  
 Potomac I, 13. 68.  
 Potosi, Cordillera de, I, 309.  
 Potosi I, 314. 391.  
 Potosi-Ström I, 611.  
 Possession-Insel II, 615.  
 Bourland-Wap-Ridge I, 287.  
 Potosi-Gebirge I, 262.  
 Pozuzú I, 329.  
 Pozzuoli, Golf von, II, 34.  
 " II, 167.  
 Prachia II, 28.  
 Bradeses-Vulcane II, 8.  
 Prag II, 254.  
 Praia I, 637.  
 Prairien I, 64.  
 Prasin I, 646.  
 Prean II, 254.  
 Preußen (Volk) II, 218.  
 Prevost-Insel I, 171.  
 Prince Edward-Insel II.  
 615. 1619.  
 Prince Patrick-Insel II.  
 Prince of Wales-Insel II.  
 619. 1619.  
 Prince of Wales-Strasse II.  
 Principe, Alha de, I, 522.  
 Principe Puerto I, 282.  
 Prinz Karls Norland II.  
 Priester II, 42. 303. 311. 621.  
 Proclida II, 35. 167.  
 Proßnie II, 254.  
 Provence II, 56.  
 Pruski II, 97. 293.  
 Probstoff-Inseln I, 161.  
 Propet II, 113.  
 Proponi II, 256.  
 Psiloriti II, 43.  
 Pafow (Gouv.) II, 114.  
 Pafow-See II, 114.  
 Pucara, Cuesta de, I, 337.  
 Puebla I, 240.  
 Pueblo grande Insel I, 268.  
 Puerto, Real, I, 263.  
 Puerto del Arcese I, 641.  
 Puertorico I, 275. 292. II.  
 Bugetsund I, 155. 136.  
 Puir II, 484.  
 Pul f. Penf.  
 Pulnaps II, 507.  
 Pulo Gendur II, 541.  
 Pulo Pinang II, 544. 545.  
 Punas I, 311.  
 Puntí II, 543.  
 Puntledge-Fluß I, 52.  
 Purali-Thal II, 375.  
 Puras I, 327.  
 Pusch-i-Rahr II, 489. 492.  
 Pustano-See II, 25.  
 Pusten II, 97.  
 Put de Dôme II, 58.  
 Pyramid Peak I, 37.  
 Pyramid Peak I, 26.  
 Pyrenäen (Aufr.) II, 570.  
 Q.  
 Qaisch, Chor-el., I, 565.  
 Qauer, Seriba, I, 554.  
 Qala I, 568.  
 Qalat I, 569.  
 Quadra f. Vancouver-Inl.  
 Quandary Peak I, 46.  
 Quango I, 625.  
 Quarnero, Golf, II, 97.  
 Quebec I, 58. 190. 192.  
 Quedna I, 386.  
 Quedah II, 244.  
 Queens-Channel II, 571.  
 Queensland II, 571. 580.  
 Querétaro I, 235.  
 Quiche I, 259.  
 Quichua I, 394.  
 Quipos f. Napos.  
 Quilla I, 628.  
 Quiloe I, 580. 598.  
 Quindiu, Cordill. de, I, 315.  
 Quito, Cordill. v., I, 313.  
 Quito I, 313. 375.  
 Quorra I, 523.  
 Qurna I, 550.



## R.

ibanica-Paß II, 46.  
 ibaskaw I, 174.  
 ibat I, 467.  
 ichiya, Bady, II, 369.  
 idchamal-Roth II, 521.  
 idchput II, 522. [525.  
 idchputana-Staaten II,  
 igua II, 40. 252. [522.  
 ihieta, Bufen v., I, 568.  
 iatea II, 602.  
 inier, Mt., I, 33.  
 igen II, 260.  
 ihang II, 531.  
 it II, 594.  
 imatoban-Passage I, 613.  
 iagummen II, 73.  
 iri II, 536.  
 inco, 2., I, 308.  
 ingun II, 537.  
 n-Rul II, 493.  
 n-Niederung II, 510.  
 panui II, 597.  
 ratonga II, 601.  
 scien II, 42.  
 sel-Hadd II, 368.  
 s Mesandum II, 371.  
 taf II, 594.  
 iten-Indianer I, 158.  
 tiefnake-Geb. I, 47.  
 uhe Riv II, 81. 83.  
 urifer-Paß II, 75.  
 vats II, 505.  
 venna II, 24. 162. 163.  
 wal-Bindi II, 508.  
 wi II, 507.  
 wling's Springs I, 47.  
 het Utan II, 546.  
 ver-R. I, 55.  
 He de, II, 52.  
 d River I, 63. 180.  
 enanpaß I, 607.  
 zaf, Dschebel, I, 563.  
 zen II, 82.  
 zgio II, 162. 168.  
 ala I, 285.  
 ichenberg II, 254.  
 ichenstein-Geb. II, 95.  
 ichen-Scheide II, 75.  
 mo, San, II, 27. 160.  
 ndstoppberg I, 607.  
 ndina, Bufen v., II, 40.  
 no II, 25.  
 nffelaer Hafen II, 618.  
 nthier-Geb. I, 56.  
 nthier-Tschuftchen II,  
 ichade I, 429. [433.  
 icht II, 388.  
 itgouche-River I, 198.  
 union I, 647. II, 151.  
 uß (Fl.) II, 73.  
 qjavik II, 204.  
 adames I, 485.  
 arnis, Schott, I, 485.  
 at, Dase, I, 498.  
 ato-Romanen II, 236.  
 1, Ilm-ef., I, 462.  
 ein II, 73. 81. 83. 89.  
 eingau II, 87.  
 ett, Gre, I, 37.  
 odope-Geb. II, 47.  
 odos II, 322.  
 one II, 49. 51. 56. 73. 81.  
 ßn-Gebirge II, 88.  
 otos-Fort II, 517.  
 stan-Fuß II, 102.  
 beira grande, Gidabe da,  
 I, 637.

Richellen-Fluß I, 67.  
 Richthofenspiße II, 626.  
 Riefengebirge II, 91.  
 Riga, Bufen von, II, 6.  
 Rigla II, 370.  
 Rigolette I, 183.  
 Rilo-Dagh II, 47.  
 Rilo-Monastir II, 47.  
 Rimac, Rio, I, 381.  
 Rimini II, 162. 163.  
 Ringebals-Fuß II, 102.  
 Rinihue, Laguna de, I, 303.  
 Riobamba I, 314. [308.  
 Rio de Janeiro, Bady, I,  
 300. 429.  
 Rioja II, 16.  
 Rion II, 319. 331. 399.  
 Rippen, Mt., I, 24.  
 Ripon-Fälle I, 563. 590.  
 Riviera di Ponente II, 26.  
 Rivière salée I, 295.  
 Roach I, 558.  
 Roberts-Inseln II, 605.  
 Robeson-Canal II, 618.  
 Roca, Cap. II, 12.  
 Rocca di Sivareto II, 29.  
 Rodier II, 190. [44 ff.  
 Rody - Mountains I, 8.  
 Rodriguez I, 643. 647.  
 Roedfide II, 200.  
 Roggevel-Gebirge I, 603.  
 Rohitich II, 250.  
 Rohl I, 558.  
 Röhm II, 87.  
 Rokitno-Sümpfe II, 113.  
 Rosos, Itha de, I, 522.  
 Rom II, 32. 165.  
 Romagna II, 162.  
 Romanen II, 10.  
 Romania, Cap. II, 544.  
 Römischer Apennin II, 29.  
 Ronciere, Pa. I, 176.  
 Ronda, Sierra de, II, 21.  
 Rondinaja, Mte., II, 28.  
 Rönne II, 201.  
 Root II, 590.  
 Rosa, Mte., II, 79.  
 Rosa, Sta., I, 319.  
 Rosato I, 586.  
 Rosalita-Paß II, 46.  
 Roschang II, 531.  
 Roselskoi-Vulcan II, 434.  
 Rossignol-See I, 200.  
 Rothenthurmpaß II, 97.  
 Roths Meer I, 453. 561.  
 Rotonde I, 546.  
 Rotondo, Mte., II, 36.  
 Rotorua II, 609.  
 Rotterdam II, 208.  
 Rouen II, 54.  
 Roveredo II, 249.  
 Rovigo II, 162.  
 Ruanda I, 592.  
 Ruapehu II, 609.  
 Ruatan I, 263.  
 Russisch I, 588. 598.  
 Rufe I, 578.  
 Rufuma I, 598.  
 Rügen II, 6. 92.  
 Ruhrthal II, 87.  
 Rut II, 595.  
 Rum II, 66.  
 Rumänen II, 240. 275.  
 288. 595. 305.  
 Rumänien II, 37. 93. 292.  
 Rumbö II, 545.  
 Rumburg II, 254.  
 Rumelia II, 43. 299.  
 Rumili (Rumelien) II, 44.  
 Runga I, 536.

Ruo-Fluß I, 599.  
 Ruphiä II, 300.  
 Rusango I, 591.  
 Ruscut II, 47.  
 Russisch-Fluß I, 594.  
 Russisch II, 311.  
 Ruß II, 113.  
 Ruffen II, 366.  
 Ruffen in Asien II, 388.  
 Rußland II, 263 ff.  
 Ruthenen II, 241. 256. 259.  
 Rwanda I, 593.  
 Rwanda Rullah I, 598.  
 Ryad II, 371.  
 Ryf-Inseln II, 621.  
 Rzeszow II, 256.

## S.

Saale II, 94.  
 Saane II, 74.  
 Saba I, 295.  
 Sabaki I, 578.  
 Sabiner-Geb. II, 31. 33.  
 Sabioncello II, 40.  
 Sable-Inseln I, 202.  
 Sachalin II, 316. 432.  
 Sachsen (Voll) II, 241.  
 Sacramentosfluß I, 23.  
 Sächsishe Schweiz II, 94.  
 Sacrificios, Isla de, I, 238.  
 Säulen-Cap II, 625.  
 Safieh, Bady es, II, 360.  
 Saghes-Plateau I, 460.  
 Saguenay-Thal I, 190.  
 Sähara I, 483.  
 Säharisches Rand-Geb. I,  
 Sähel-Geb. I, 475. [461.  
 Sahra II, 353.  
 Saiba II, 347.  
 Saiba, Schott-es, I, 460.  
 Saigon II, 151. 541.  
 Saifio II, 449.  
 Saimasee II, 115.  
 Santes, les, I, 295.  
 Saissan-Ror II, 424.  
 Sajama I, 309.  
 Sajanisches Geb. II, 317.  
 Saka II, 449.  
 Salalavas I, 645.  
 Salarah I, 549.  
 Salaria II, 323.  
 Saffhe II, 546.  
 Salado, Rio, I, 337. 338.  
 Salamanca II, 18. [340.  
 Salamanca I, 235.  
 Salamis II, 299.  
 Salamoria II, 43.  
 Salawiti II, 591.  
 Saleh-Rabat I, 465.  
 Salerno II, 167.  
 Salerno, Bufen v., II, 23.  
 Salinas I, 347.  
 Salinas, Laguna de, II, 390.  
 Salamons-Inseln II, 586.  
 Saloniki II, 303. 311. [591.  
 Saloniki, Bufen v., II, 40.  
 Salor II, 404.  
 Salso II, 35.  
 Salta I, 337.  
 Salto II, 29.  
 Salt-Blain-Mountains I,  
 Saltholm II, 194. [15.  
 Saluen II, 320. 533. 537.  
 Saluzzo II, 159.  
 Salvador, San, I, 263.  
 Salweenf. Saluen.  
 Salza II, 73. 82.  
 Salzberg II, 247.

Salzfluß I, 176.  
 Salzammergut II, 79. 243.  
 Samaje-gonba II, 503.  
 Samakro II, 47.  
 Samana, Bady von, I, 290.  
 Samanella II, 525.  
 Samarang II, 554.  
 Samaria II, 356. 357.  
 Samaritaner II, 357.  
 Samarland II, 110. 411. 412.  
 Samarow II, 426.  
 Sambra-Fälle I, 633.  
 Sambor II, 256.  
 Sambos, Dochebene, I, 627.  
 Sambre II, 84.  
 Sameru II, 553.  
 Samhara I, 568. 568. 574.  
 Samoa II, 597. 599.  
 Samoaner II, 599.  
 Samogitien II, 114.  
 Samogitier II, 270.  
 Samojeden II, 10. 116. 274.  
 315. 422.  
 Samokowolija - Hügel II,  
 Samos II, 329. [116.  
 Samsun-Bucht II, 323.  
 Sana II, 369.  
 Sandelbock II, 560.  
 Sandhurst II, 580.  
 Sandoway II, 536.  
 Sandwich-Inseln II, 566.  
 605. 613.  
 Sandwichs - Insulaner f.  
 Kanaken.  
 Sanford-See I, 67.  
 Sangan I, 314.  
 Sango II, 502.  
 San-han II, 460.  
 Sanjago de Cuba I, 282.  
 Sanforra-See 595.  
 Sanfandig I, 523.  
 Sanftbar I, 580.  
 Santal II, 524.  
 Santander I, 366.  
 Santiago I, 289. 635. 636.  
 Santiago, Rio de, I, 234.  
 Santiago de Chile I, 398.  
 Santorin II, 43.  
 Santo Cerro I, 289.  
 Saône II, 55.  
 Sao Paulo I, 337.  
 Sao Thomé I, 522.  
 Saqabi, Dschebel, I, 533.  
 Sarambes II, 311.  
 Saragamo I, 528.  
 Sardi II, 507.  
 Sardinien II, 5. 36. 169.  
 Sarepta II, 272.  
 Sargasso-Meer I, 445.  
 Sarik II, 404.  
 Sarlan II, 416. [109.  
 Sarmatisches Tiefland II,  
 Sarmata-Geb. II, 43.  
 Saron II, 346.  
 Saros, Golf von, II, 40.  
 Sarten II, 411. 416.  
 Sarthe II, 52.  
 Sard-Saba II, 401. [410.  
 Sard-Ramisch-Seen II,  
 Sard-Rul II, 408. 492.  
 Sarsatschewan I, 35.  
 Cassari II, 169.  
 Cassyl-Rul II, 415. 424.  
 Sataga I, 519.  
 Sattledich II, 502. 507.  
 Satpura II, 509.  
 Sau f. Save.  
 Savanilla I, 368.  
 Save II, 37. 73.  
 Savona II, 160.



Sawail II, 399.  
 Sabula I, 232.  
 Sach, Hochschule, I, 460.  
 Scammon-Bagune I, 226.  
 Scandinavien II, 99.  
 Scandinavien II, 188.  
 Scilly-Inseln II, 62.  
 Schaamba Berasgha I, 494.  
 Schabta-Geb. II, 42.  
 Schachjol-Dagh II, 332.  
 Schala II, 375.  
 Schamo f. Gobi.  
 Schamara II, 341.  
 Schamseddin II, 337.  
 Schan-Alin-Geb II, 483.  
 Schanghai II, 466, 477.  
 Schantala I, 372.  
 Schan-Stämme II, 531, 533.  
 Schantis I, 518.  
 Schara-Mad II, 487.  
 Schara-Mureen II, 483.  
 Schar-Dagh II, 42, 484.  
 Schari-Rt. I, 504, 530, 532.  
 Schartöi II, 311.  
 Scha-si II, 467.  
 Scha-teu II, 466.  
 Schatt f. Tigris.  
 Schatt-el-Arab II, 341.  
 Schapol II, 499.  
 Sched, Wady el, II, 364.  
 Scheich, Dschebel esch, II, 347.  
 Scheich-Dscheni-Geb. II, 347.  
 Schefanis I, 631, 440.  
 Schelde II, 89.  
 Schelliff I, 462.  
 Scheliffa I, 461, 347.  
 Scher, Dschebel esch, II, 332.  
 Scherian-Dagh II, 332.  
 Scheriat el Kebir f. Jordan.  
 Scheriat el, 475.  
 Scheytan-Kaleb II, 331.  
 Schiedam II, 208.  
 Schiffer-Inseln f. Samoa-Archipel.  
 Schitten II, 352.  
 Schikurak I, 593.  
 Schikta II, 430.  
 Schillut I, 354.  
 Schimba-Berge I, 578.  
 Schimida I, 589.  
 Schimahi II, 494.  
 Schinaett I, 492.  
 Schinking II, 460.  
 Schiraa II, 369.  
 Schiras II, 46, 385.  
 Schire I, 599.  
 Schirma-See I, 598, 600.  
 Schiwodschiri-See II, 457.  
 Schlangen-Fluß I, 39.  
 Schlesien II, 253.  
 Schleswig II, 90.  
 Schliersee II, 82.  
 Schlusenau II, 254.  
 Schneeberge I, 603.  
 Schneefuß II, 88.  
 Schneefoppe II, 94.  
 Schoa, Rgr., I, 541, 571.  
 Schoghular-Geb. II, 332.  
 Schon-Fluß II, 511, 517.  
 Schonen'sches Ebenenland II, 104.  
 Schoschong I, 612.  
 Schottland II, 61, 181.  
 Schottisches Hochl. II, 65.  
 Schottisches Niedert. II, 65.  
 Schouten-Inseln II, 590.  
 Schucha II, 399.  
 Schuga-Kette II, 502.  
 Schumabija II, 287.

Schumla II, 311.  
 Schummar II, 371.  
 Schurachan II, 410.  
 Schuurmat II, 486.  
 Schwäbisch-bayer. Hochschule II, 81.  
 Schwäbischer Jura II, 81.  
 Schwanen-Fluß II, 571.  
 Schwarz-See II, 74.  
 Schwarze Berge I, 603.  
 Schwarzes Meer II, 5, 109.  
 Schwarzküster I, 182.  
 Schwarzwald II, 83, 85.  
 Schweden II, 99.  
 Schweden (Volk) II, 272.  
 Schweden-Norwegen II, 187 ff.  
 Schweiz II, 234 ff.  
 Schweizerische Hochschule II, 81.  
 Slaven-Fluß I, 55, 174.  
 Slaven-See, großer, I, 54, 174, 175.  
 Scoresby-Sund II, 617.  
 Scotia, Nova, I, 38.  
 Scott-Rt. I, 31.  
 Scott-Rt. II, 31.  
 Scrvia II, 25.  
 Scutari II, 303, 311.  
 Scutari, See v., II, 42.  
 Sebastich II, 337.  
 Sebastopol II, 442.  
 Sebba I, 527.  
 Sebenico II, 40, 252.  
 Sebu I, 462.  
 Secchia II, 25.  
 Secoist I, 629.  
 Sedichan, Cay, I, 568.  
 Seeland II, 199.  
 Seelong II, 537.  
 Seen, Große, I, 8.  
 Seftd-Rub II, 377.  
 Segovia I, 265.  
 Segur I, 508.  
 Segura II, 13.  
 Sehre-Neer I, 862.  
 Seihun II, 323.  
 Seja II, 430.  
 Seja-Bureja'sche Niederung II, 430.  
 Seje, Jordill. de, I, 309.  
 Seine II, 49, 51.  
 Seine, Baie de la, II, 54.  
 Seiran II, 380.  
 Sefti II, 43.  
 Selanif II, 303.  
 Selenga II, 317, 428.  
 Selenga-Thal II, 129.  
 Semang II, 515.  
 Semmering II, 74.  
 Semion-Geb. I, 567.  
 Seminoles I, 117.  
 Semipalatinsk II, 423, 485, 490, 445.  
 Semiretschenstij-Krai II, 413.  
 Semirjettschenst II, 413.  
 Semir II, 553.  
 Senegat I, 503.  
 Senegalstrom I, 490.  
 Senegambien II, 151, 504.  
 Sengerema I, 588.  
 Senna I, 616.  
 Sennaar I, 540, 553.  
 Senne II, 214.  
 Sephela II, 346.  
 Sera I, 553.  
 Seraf, Wady el, I, 554.  
 Seraing II, 212.  
 Serajewo II, 311.  
 Seranne, Mts. de la, II, 57.

Seraq, Dschebel, I, 550.  
 Serawé, Plateau v., I, 567.  
 Serbat, Dschebel, II, 364.  
 Serben II, 241, 270, 287, 305, 306.  
 Serbien II, 37, 287.  
 Serbica-Morawa II, 42.  
 Serchio II, 28.  
 Serca II, 53.  
 Serere-Wolof I, 506.  
 Sereth II, 97, 293.  
 Sergiopol II, 423.  
 Serianowst II, 425.  
 Serian-Tebe II, 47.  
 Seripiqui I, 267.  
 Sertao I, 333.  
 Servance, Belchen v., II, 84.  
 Sefia II, 25.  
 Setif I, 476.  
 Sette Ramas I, 629.  
 Seul II, 460.  
 Severn II, 63.  
 Sevilla II, 20, 125, 134.  
 Sevo, Vizzo di, II, 29.  
 Sevre Rantaise II, 52.  
 Sewanga-See II, 334.  
 Seychellen I, 643, 646.  
 Sfakes I, 481.  
 Shamun II, 68.  
 Shasta, Mt., I, 23, 32.  
 Shawinigan-See I, 52.  
 Shergui, Schott esch, I, 460.  
 Sherman Peak I, 35.  
 Sherman Stat. I, 47.  
 Shetlands-Insl. II, 6, 68.  
 Shetland-Inseln, St., II, 614.  
 Shisilongit I, 627, 614.  
 Shmudon II, 270.  
 Shoshone-Fall I, 39.  
 Shroom I, 67.  
 Sjalland II, 199.  
 Siam II, 321, 531, 538.  
 Siam, Goli v., II, 531.  
 Siang-tang II, 471.  
 Sibirien II, 315, 402, 420.  
 Sibla-Balkan II, 46.  
 Sichem II, 357.  
 Sikota-albn II, 430.  
 Sicilien II, 5, 35, 168.  
 Siebenbürgen II, 257.  
 Siebenbürg. Erzgeb. II, 96.  
 Siebenbürg. Hochl. II, 95.  
 Siebengebirge II, 67.  
 Sieben Inseln, Wad der, Sieg II, 87, [I, 184].  
 Siena II, 164.  
 Sienspis II, 460.  
 Sierte Bagunas I, 339.  
 Signaren I, 505.  
 Sijapaisch f. Rastis, II, 377.  
 Sikanier II, 429.  
 Sikkim II, 509.  
 Si-kiana II, 468.  
 Siffim II, 506.  
 Sifol II, 376.  
 Sifoff II, 435, 436.  
 Sil II, 47.  
 Silistria II, 311.  
 Silla de Lorella II, 21.  
 Silisch, Dschebel, I, 550.  
 Silver Lake I, 37.  
 Simeto II, 35.  
 Simm-See II, 82.  
 Simonoseli II, 495.  
 Simphon II, 75.  
 Sinagawa II, 455.  
 Sinab I, 502.  
 Sinai II, 364.  
 Sinai-Halbinsel II, 363.  
 Sincoque, Cerro, I, 207.

Sind f. Indus.  
 Sinde-Fluß I, 503.  
 Sindh, Tiefland, II, 510.  
 Sindri-See II, 510.  
 Singapur II, 544, 546.  
 Singfu (Singpho) II, 333.  
 Singhalefen II, 524.  
 Singbum-Kolb II, 524.  
 Singpho f. Singfu.  
 Sing-tschung II, 462.  
 Sinigaglia II, 164.  
 Sinope II, 323.  
 Siour I, 117.  
 Sipan-Dagh II, 337.  
 Siracusa II, 169.  
 Sirba I, 526.  
 Sirle II, 487.  
 Siromama II, 457.  
 Sistrak II, 311.  
 Sitta I, 14, 52, 156.  
 Siut I, 549.  
 Si-man-tse II, 483.  
 Siwas, Ebene v., II, 33.  
 Sina-Posch-Rastis II, 395.  
 Sina-Posch-Land II, 489.  
 Si-pin-tse II, 483.  
 Skager-Rad II, 6, 100.  
 Slanderun II, 322.  
 Skidagat-Strasse I, 171.  
 Sklaventüste I, 504, 519.  
 Skobra f. Scutari.  
 Skog II, 105.  
 Skye II, 67.  
 Skypetaren f. Albanen II, 306.  
 Skyro II, 360.  
 Slaven II, 10, 240, 259.  
 Slawonien II, 257, 367.  
 Skidol II, 45.  
 Sliwno-Passage II, 46.  
 Slo II, 515.  
 Slovaken II, 241.  
 Slowenen II, 241, 251.  
 Smejnogorot II, 424, 425.  
 Smith-Bay I, 176.  
 Smith-Channel II, 618.  
 Smyrna II, 328, 329.  
 Snehätten II, 102.  
 Snowdon II, 63.  
 Sobat I, 541, 554.  
 Societäts-Inseln II, 507, 601, 602, 603.  
 Socotora I, 575.  
 Soda-Lake I, 21.  
 Södertöping II, 191.  
 Södertelge II, 192.  
 Soala I, 612.  
 Sofia II, 311.  
 Sofia, Becken von, II, 44.  
 Soghanly-Geb. II, 332.  
 Sogirma I, 525.  
 Sogne-Fjord II, 100.  
 Sofna I, 499.  
 Soloto I, 524, 525.  
 Solimoes f. Amazonas.  
 Solo II, 555.  
 Solonen II, 484.  
 Somali-Gebiet I, 574.  
 Sombornon, Mt., II, 55.  
 Somerset I, 447, 619.  
 Somerset-Fluß I, 563.  
 Somerset-Rt. I, 590.  
 Soudrio II, 162.  
 Songari II, 430.  
 Song-tai II, 532, 533.  
 Sonbray-Neer I, 524, 526.  
 Sonint I, 506.  
 Sonklar-Gletscher II, 622.  
 Sonora-Bay I, 25, 625.  
 Soole, Flug, I, 32, 334.



- oontwald II, 84.  
 oracte II, 30.  
 orgue II, 57.  
 oristan f. Syrien.  
 orrata, Cerro de, I, 309.  
 orrento II, 34, 167.  
 oswa II, 426.  
 otaken II, 259.  
 oufridre, la, I, 295.  
 outhampton II, 62.  
 outhampton-Insel I, 15.  
 outh Downs II, 62.  
 outh Ngombé Nullah I.  
 outh Part I, 45, 1593.  
 spaa II, 212.  
 spalato II, 40, 252.  
 panien II, 124.  
 panish Beal I, 26, 45.  
 panishtown I, 288.  
 partivento, Cap. II, 29.  
 pathanan Batichi I, 55.  
 pence-Golf II, 569.  
 perenberg II, 231.  
 peffart II, 67.  
 petsä II, 300.  
 pejia, la, II, 27, 160.  
 piti II, 505.  
 pipbergen II, 7, 621.  
 pibingsee II, 82.  
 plügen II, 75.  
 poloto II, 164.  
 sporaden II, 5, 40.  
 sporaden, Centralpoly-  
 nesische, II, 605.  
 sredna-Gora II, 46.  
 sremarda I, 532.  
 rinaggar II, 497.  
 ri-Rama II, 541.  
 staffa II, 67.  
 staffelsee II, 82.  
 staffordshire II, 65.  
 stambul II, 40.  
 stanidlau II, 256.  
 stanowoi-Geb. II, 317.  
 421, 429.  
 stans-Borland II, 621.  
 stara Planina II, 44.  
 starnberger-See II, 82.  
 staro-Zurichaitujew II,  
 stassfurt II, 231, 1483.  
 stavanger II, 100, 103, 195.  
 stavoren II, 208.  
 steiermark II, 250.  
 stellenbosch I, 604.  
 stelvio II, 75.  
 steinhuder-See II, 92.  
 sternberg II, 254.  
 stettin II, 228.  
 stewarts-Insel II, 608.  
 steden I, 56.  
 stockholm II, 103, 190, 192.  
 stodton I, 25.  
 stog II, 42.  
 stoffi II, 256.  
 stole II, 42.  
 stolovi-Gebirge II, 45.  
 stoneh I, 132.  
 stora-Philippeville I, 475.  
 store Goldhög II, 102.  
 storffjord II, 621.  
 strassburg II, 83, 229.  
 stromboli II, 35.  
 stromö II, 202.  
 struma II, 48.  
 stuart's Lake I, 167.  
 stuttgart II, 229.  
 suaheli I, 580.  
 suaheli-Wüste I, 580 ff.  
 suatin I, 564.  
 subiac II, 33.  
 Succiso, Alpe di, II, 26.  
 suchona II, 116.  
 sucre I, 391.  
 süd-Insel II, 608.  
 südpol II, 614.  
 sudan I, 502, 529.  
 sudeten II, 95.  
 sudija II, 515.  
 sürmi I, 525.  
 suz, Vandenge v., I, 540.  
 sugbidi II, 398.  
 suifun II, 482.  
 suiva-See II, 457.  
 suftot I, 552.  
 sulaco-Gebirge I, 262.  
 suliman-Reite II, 373.  
 sulina, Arm von, II, 39.  
 sulitelma II, 102.  
 sulu-Archipel II, 551.  
 sulzer Beichen II, 84.  
 sumatra II, 321, 531, 547.  
 suma-chad II, 487.  
 sumbava II, 560.  
 sumbe I, 626.  
 sumidagawa II, 455.  
 summer Lake I, 37.  
 summit I, 31.  
 sumpul I, 264.  
 suna I, 588.  
 sund II, 6, 100.  
 sundainseln, große II, 547.  
 sundainseln, kleine II, 560.  
 sundanese II, 554.  
 sundarban II, 512.  
 sundastrafe II, 555.  
 sundersit-Dagh II, 334.  
 sungari II, 482.  
 sun-schan-Geb. II, 318.  
 suot II, 487.  
 suomaleinen II, 273.  
 suomi II, 273.  
 superga II, 25.  
 suquet II, 57.  
 surabaya II, 554.  
 surachane II, 395.  
 surchab II, 375, 492.  
 surghaja II, 353.  
 surinam I, 436.  
 sus I, 462.  
 susa II, 159, 481.  
 susquehanna I, 13, 68.  
 sut-i-sul II, 497.  
 suwo-Nada II, 436.  
 svea-Land II, 103.  
 sveti-Rikola-Bajlan II.  
 svistov f. Eistov, 144.  
 swallow-Hafen I, 352.  
 swamps I, 71.  
 swanen II, 399.  
 swazi-Territ I, 612.  
 swiatol II, 428.  
 sydney II, 581.  
 sylt II, 90.  
 syra II, 300.  
 syr-Derja II, 319, 403, 412.  
 syr-Derja (District) II,  
 syrer II, 348, 1413.  
 syrien II, 346.  
 syrische Wüste II, 319.  
 syriänen II, 273.  
 syrt, große, I, 502.  
 syrteneer I, 453.  
 szamos II, 96.  
 szeller II, 260.  
 Tabacotes, Cerro, I, 209.  
 Tabago I, 298.  
 Tabarijeh II, 359.  
 Tabris II, 382, 391.  
 Taché, Lac, I, 175.  
 Tachira I, 364.  
 Tachtafran II, 332.  
 Tachialia II, 38.  
 Tacht-i-Suliman II, 373.  
 Tacora I, 309.  
 Tacubaya I, 236.  
 Tademelles I, 524.  
 Tadscheruna, Kror, I, 494.  
 Tadschits II, 405, 411, 416.  
 Tadschurabaya I, 568.  
 Tabuffah I, 58.  
 Tafelbay I, 603.  
 Tafelberg I, 603.  
 Tafilet, Dase, I, 462, 485.  
 Tafua-Bif II, 599, 1492.  
 Tagalas II, 549, 550.  
 Taganet I, 492, 493.  
 Tagani II, 118.  
 Taganrog II, 111.  
 Taghalma II, 492.  
 Taguo-Riuh I, 52.  
 Tahaa II, 602.  
 Tahiti II, 151, 568, 602.  
 Tahitier II, 602.  
 Tahoe-See I, 37.  
 Taimyr-Golf II, 316.  
 Taiohai II, 605.  
 Tajo II, 14, 19.  
 Takanawa II, 455.  
 Takazze I, 568, 570.  
 Takhtalu II, 422.  
 Takuren II, 485.  
 Talang II, 531, 538.  
 Talanti-Canal II, 40.  
 Talag II, 417.  
 Talbdt II, 408.  
 Talqarnyn-Tal-Tschofu II,  
 490.  
 Tal-han-schan II, 471.  
 Talung II, 544.  
 Tama II, 394.  
 Tamarische Halbinsel II, 5.  
 Tamaulipas, Sierra de, I,  
 Tamatave I, 645, 1207.  
 Tambo I, 328.  
 Tambora II, 560.  
 Tammerfors II, 272.  
 Tamulen II, 524.  
 Tana, See von, I, 567.  
 Tana-Björd II, 101.  
 Tananarivo I, 645.  
 Tanaro II, 25.  
 Tanargue II, 57.  
 Tanduref-Dagh II, 334.  
 Tanganyika-See I, 455.  
 564, 589, 594.  
 Tanger I, 467.  
 Tanguten II, 502.  
 Tanlilita f. Taquilenta.  
 Tania II, 502.  
 Tannu-Dola II, 466.  
 Tanschui II, 467.  
 Tao I, 499.  
 Tao-Guan-Sien II, 479.  
 Tapajoz I, 397.  
 Tapanhuna I, 425.  
 Tapla, Rio, I, 319.  
 Taph-Tal II, 507.  
 Taquilenta I, 507.  
 Tara II, 41.  
 Tara-Wag II, 517.  
 Tarabuläs f. Tripolin.  
 Tarabazun f. Trapezunt.  
 Tarahumaras I, 218.  
 Taranati II, 610.  
 Taranto II, 168.  
 Taranto, Golf, II, 23.  
 Tarare, Mt., II, 57.  
 Tarbagatai II, 319, 403,  
 421, 423, 424, 482.  
 Targot-jap II, 503.  
 Tarn II, 51, 57.  
 Tarnon II, 256.  
 Tarnopol II, 256.  
 Taro II, 25.  
 Tarrascos I, 218.  
 Tarso-Gebirge I, 500.  
 Tarpa I, 337.  
 Tarym-gol II, 488, 489,  
 493.  
 Tashkend II, 413.  
 Tasco I, 244.  
 Tasi-Tschong II, 506.  
 Tasmanien (Bandiemen-  
 land) II, 585.  
 Tasselot, Mt., II, 55.  
 Tassili I, 484.  
 Taston II, 424.  
 Tatar-Bajardschif II, 311.  
 Tataren II, 273, 274, 396.  
 Tatra II, 95, 96.  
 Ta-tung II, 467.  
 Tauata II, 604.  
 Tauern II, 75.  
 Taurus II, 87.  
 Taupo II, 609.  
 Taurisches Geb. II, 112.  
 Taurus II, 322.  
 Tausend-Inseln I, 190,  
 II, 621.  
 Ta-utsch-Schan II, 477.  
 Tavish-Bay, Mc., I, 176.  
 Tawang-Tal II, 504.  
 Tay II, 66.  
 Tebua II, 605.  
 Tech II, 56.  
 Tedel I, 346.  
 Tedmor II, 347.  
 Tegern-See II, 82.  
 Tegetthoff, Cap., II, 625.  
 Tehama II, 367.  
 Teheran II, 382, 384.  
 Tehuantepec, Hafen von  
 I, 203.  
 Techuelchen I, 347.  
 Tejo II, 14.  
 Teitland I, 578.  
 Telle II, 404.  
 Telle II, 388.  
 Teluane I, 614.  
 Telapon, Cerro, I, 207.  
 Telegraphen-Plateau I.  
 Telet-Tal I, 346, 1444.  
 Tele-Hügel I, 345.  
 Telegischer See II, 424.  
 Telinga II, 524.  
 Tell, Gebirge I, 460.  
 Telot-Kinhu II, 588.  
 Temurtu-Lagh II, 490.  
 Tenasserim II, 531, 536.  
 Tenda, Col di, II, 75.  
 Tenedos II, 329.  
 Tengit I, 498.  
 Tengri-Koor II, 503.  
 " - Chan II, 490.  
 Teng-Tschen II, 466.  
 Teneriffa I, 637, 638.  
 Tennesser I, 63.  
 Tenochtitlan, Ebene von,  
 I, 206.  
 Tensist I, 462.  
 Teochiapaneos I, 218.  
 Tepatitlan I, 234, 1206.  
 Tepehuanes, Sierra de, I,  
 Tequendama I, 316, 317.  
 Teramo II, 166.  
 Terceira I, 642.



- Terel II, 393. 396.  
 Terel-Darwan II, 492.  
 Ternate II, 561.  
 Terni II, 164.  
 Teroa I, 572.  
 Terracina II, 33. 165.  
 Terranova II, 169.  
 Terre Basse, I, 195.  
 " Grande, I, 195.  
 Terros II, 615.  
 Terschei II, 490.  
 Teschen II, 254.  
 Tessala-Gebirge I, 480.  
 Tessin-Thal II, 75.  
 Tet II, 56.  
 Tete I, 616.  
 Teteven-Passage II, 46.  
 Tetons I, 48.  
 Tetuan I, 467.  
 Teufelspfad I, 603.  
 Teutoburger Wald II, 87.  
 Teverone II, 30.  
 Tegel II, 90.  
 Teyde, Vico de, I, 638.  
 Tezcucoc-See I, 236.  
 Thai II, 531.  
 " (Agr. Siam) II, 538.  
 Thaitwan f. Hormosa.  
 Tharr, Indische Wüste II,  
 Tharus II, 505. [510.]  
 Theate II, 166.  
 Theben I, 550.  
 " II, 300.  
 Themse II, 62.  
 Theodorio, S., I, 429.  
 Therese, St., Pac., I, 175.  
 Thermopylen II, 43.  
 Thessalien II, 43.  
 Thiago, St., f. Santiago.  
 Thlast II, 300.  
 Thiva II, 300.  
 Thlinkiten-Archipel I, 14.  
 Thol-Daurakpa II, 583.  
 Thol-Yalung II, 503.  
 Thomas, St., I, 227. 293.  
 " II, 199.  
 Thompson-Fluß I, 167.  
 Thor, Goldenes, I, 24.  
 Thornton-Fluß I, 449.  
 Thorsbavn II, 202.  
 Threesfiers, Mt., I, 35.  
 Thronbjelm II, 103. 105.  
 195. 196.  
 Thüringerwald II, 87.  
 Tian-Schan II, 319. 403.  
 482. 489.  
 Tibbu I, 493. 498.  
 Tiber II, 30.  
 Tiberias, See, II, 359.  
 Tibesti I, 499. 502.  
 Tibet II, 318. 464. 501.  
 " Hochebene, II, 491.  
 Ticino II, 25.  
 Ti-dérah I, 176.  
 Tidikelt I, 485. 495.  
 Tidor II, 561.  
 Tien-Tsin II, 466.  
 Tiflis II, 399. 408.  
 Tigrinsel I, 338.  
 Tiggeda I, 498.  
 Tigré I, 572.  
 Tigrehacu I, 328.  
 Tigris II, 319. 380. 343.  
 Tib, Gt, II, 363.  
 Tijari II, 338.  
 Tiffittiti f. Alta.  
 Tille II, 55.  
 Timbaktu I, 524. 528.  
 Timge f. Tengit.  
 Timol II, 44.  
 Timor II, 120. 547. 560.  
 Timor-Paut II, 562.  
 Tinge I, 527.  
 Tintellust I, 498.  
 Tioge I, 617.  
 Tivree II, 68.  
 Tiribi, Rio, I, 273.  
 Tiris I, 492.  
 Tirlemont II, 213.  
 Tironovo II, 46. 311.  
 Titano, Mte., II, 169.  
 Tirunfojilur II, 520.  
 Tifsa II, 505.  
 Titicaca-See I, 304. 311.  
 Tivoli II, 33. [380.]  
 Tiyab I, 491.  
 Tjumen II, 422.  
 Tlalpam I, 238.  
 Tlaxcala, Ebene von, I, 206.  
 Tlemcen I, 478.  
 Toba II, 375.  
 Tobago I, 276.  
 Tobol II, 422.  
 Tobolsk II, 421. 422.  
 Tocatis I, 326.  
 Toda II, 519. 524.  
 Todos Santos, Bay, I, 300.  
 Todtes Meer II, 320. 346.  
 Todtes Thal I, 21. [359.]  
 Tô-lar I, 565.  
 Tofat II, 328.  
 Tokelan-Inseln II, 597. 600.  
 Tokio (Jedo) II, 436. 449.  
 Tola II, 485. [455.]  
 Tol-Blat, Wadi, I, 565.  
 Toledo I, 91. 133.  
 Toledo, Berge von, II, 19.  
 Tolima I, 366.  
 Tolo-Azime-Fälle I, 622.  
 Toluca-Ebene I, 206.  
 Tomine I, 508.  
 Tomok II, 421.  
 Toneah II, 545.  
 Tone-gawa II, 457.  
 Tonga-Archip. II, 597. 598.  
 Tongariro II, 609.  
 Tongatabu II, 598.  
 Tonguragua I, 317.  
 Tontin II, 532. 542.  
 " Wolf von, II, 477.  
 Topolias-See II, 300.  
 Tor, Gt, II, 361.  
 Torii-Loge II, 457.  
 Toronto I, 192. 194.  
 Torrens-See II, 569. 573.  
 Torres-Strasse I, 566. 569.  
 Tortola I, 295.  
 Toscana II, 163.  
 Toscanische Ebene II, 28.  
 Toscanische Inseln II, 536.  
 Toscanisches Südgeländ II,  
 Tolonaques I, 218. [30.]  
 Toulon I, 56.  
 Tours II, 52.  
 Tomano I, 40.  
 Tomarab-Araber I, 364.  
 Tower-Hall I, 48.  
 Trachon II, 355.  
 Transalai II, 492.  
 Transbailalien I, 421. 429.  
 Transkaukasien II, 399.  
 Transylvanische Alpen II,  
 Transvaal I, 601. 607. [96.]  
 Trapani II, 169.  
 Trapezunt II, 328.  
 Trasmieno, Lago, II, 30.  
 Tras-os-Montes II, 130.  
 Trau II, 252.  
 Traverse-Inseln II, 614.  
 Travestia I, 347.  
 Travna II, 311.  
 " -Bay II, 46.  
 Tramancore II, 520.  
 Trarnis II, 311.  
 Traz oz Montes II, 17.  
 Trebbia II, 25.  
 Treinta I, 319.  
 Trent II, 62. 64.  
 Treviso II, 162.  
 Trialeitiches Geb. II, 331.  
 Trient II, 249.  
 Trief II, 97. 250.  
 Trinacria f. Sicilien.  
 Tringano II, 544.  
 Trinidad I, 296.  
 " -Insel I, 276.  
 " (Eiland) I, 447.  
 Trinità I, 347.  
 Trinity-Bay I, 167.  
 " -Cap, I, 190.  
 " -R. I, 31.  
 Trio-Cap I, 625.  
 Tripoli II, 347.  
 Tripolis I, 483.  
 Tripolitaniien I, 482.  
 Tripolitza II, 43. 300.  
 Tristan da Cunha I, 447.  
 Tro-District I, 592. [448.]  
 Trollhätta-Hall II, 104.  
 Tromsø II, 103. 105. 107. 155.  
 Tronto II, 29. [196.]  
 Troodos II, 330.  
 Troppau II, 254.  
 Trouville sur mer II, 54.  
 Trujillo I, 364.  
 Truker-Fluß I, 38.  
 " -Bay I, 25.  
 Truxillo I, 262.  
 Tsad-Niederung I, 504. 530.  
 " -See I, 480. 531.  
 Tjagan-Balgasu II, 485.  
 Tjana I, 540.  
 " See von, I, 567.  
 Tjang II, 501.  
 Tschadda I, 524.  
 Tschad-See f. Tsad-See.  
 Tschagan-Mureen II, 484.  
 " -Tofoi II, 487.  
 Tschaidam II, 502.  
 Tschailisten II, 260.  
 Tschathausar II, 381.  
 Tschaldyr II, 331.  
 " -Geb. II, 332.  
 Tschamar II, 522.  
 Tschambesi I, 594.  
 Tschampagore I, 526.  
 Tschanbofchan II, 430.  
 Tschander-nagore II, 515.  
 Tschangani I, 614.  
 Tschangars II, 508. 522.  
 Tschang-piu-Tschas II, 481.  
 Tschangtang II, 459.  
 Tschang-Te II, 479.  
 Tschang-Tschennmo II, 499.  
 Tschanzatin-Geb. II, 430.  
 Tschardak II, 332.  
 Tschatyr-Dagh II, 112.  
 Tschaudor II, 404.  
 Tschauradeo II, 518.  
 Tschehen II, 220. 270.  
 Tschescholaven II, 241.  
 Tschelebi II, 47.  
 Tschelen II, 404.  
 Tscheljuftin, Cap, II, 315.  
 Tschelstaja-Guba II, 116.  
 Tschemkend II, 413.  
 Tschien-Tschou-fu II, 479.  
 Tschien-Tschou-fu II, 480.  
 Tschien-Tschou-fu II, 480.  
 Tschieremissen II, 273.  
 Tschesker-Bucht II, 116.  
 Tschertessen II, 306. 308.  
 Tscheribon II, 539.  
 Tschernaja II, 112.  
 Tschetang II, 504.  
 Tschetschenzen II, 387.  
 Tschifu II, 466.  
 Tschika-Geb. II, 42.  
 Tschilas II, 495.  
 Tschilit II, 490.  
 Tschimbai II, 410.  
 Tschinab II, 507.  
 Tschindana II, 560.  
 Tschingiz-Tau II, 415.  
 Tsching-fiang II, 466.  
 Tsching-Ping-fien II, 480.  
 Tsching-Tschou-fien II, 480.  
 Tschint II, 410.  
 Tschiriken II, 418.  
 Tschitraf II, 489. 494. 495.  
 Tschita II, 429.  
 Tschitschen II, 251.  
 Tschittagong II, 515. 536.  
 Tschitsch-Geb. II, 492. 494.  
 Tschochraf II, 449.  
 Tscholotun-dawan II, 484.  
 Tschona-jong II, 504.  
 Tschornoziom II, 265.  
 Tschorol II, 322. 323. 331.  
 3302.  
 Tschugutschal II, 424.  
 Tschui II, 417.  
 Tschufhang-Thal II, 504.  
 Tschuktisches Borland I,  
 6. [432. 433.]  
 Tschuttischen II, 315. 422.  
 Tschuttschman II, 424.  
 Tschungghen-Noor II, 503.  
 Tschung-Tschia II, 480.  
 Tschun-fchan II, 479.  
 Tschu-Bay II, 487.  
 Tschuwaischen II, 273.  
 Tsiampa II, 542.  
 Tsing-Sing II, 468.  
 Tsing-ling-Geb. II, 470.  
 490.  
 Tsonacas f. Tschuelen.  
 Tugara-Bucht II, 434.  
 Tuguru-Strasse II, 436.  
 Tu f. Tibesti.  
 Tuamotu-Archipel II, 604.  
 Tubuai-Inseln II, 597.  
 Tuareg I, 493. 496.  
 Tuat I, 462. 485. 493.  
 Tucuman-Hochebene I, 309.  
 Tucuman I, 337. 406.  
 Türkei, europ., II, 302.  
 Türken II, 305. 325.  
 Türkisch-Georgien II, 301.  
 Türkisch-griech. Halbmeil  
 II, 37 ff.  
 Tugela-Fluß I, 606.  
 Tuggurt I, 490. 495.  
 Tui II, 457.  
 Tula I, 235.  
 Tulare-See I, 27.  
 Tulbagh I, 604.  
 Tulcan I, 315.  
 Tuldicha II, 39.  
 Tule-Fluß I, 30.  
 Tuli Cap II, 541.  
 Tulumapa I, 328.  
 Tulu II, 524.  
 Tulu el Safa f. Trodon.  
 Tumen II, 459. 460.  
 Tumet-Mongolen II, 487.  
 Luna II, 303.  
 Tundschur I, 537.  
 Tundja II, 46.  
 Tung-ting-See II, 479.



Tunguragua I. 314.  
 Tungusen II. 316. 422. 429.  
 431.  
 Tunguska, Obere, II. 427.  
 Tunis I. 458. 478.  
 Tupi I. 421.  
 Turano II. 33.  
 Turan, f. Turkestan.  
 Turgen-He-Aral II. 487.  
 Turin II. 159.  
 Turkestan II. 402. 413.  
 Turkestan, Ost-, II. 318.  
 464. 489. 490.  
 Turkmenen f. Turfomanen.  
 Turfomanen II. 386. 388.  
 391. 404. 408.  
 Turkomanische Wüste II.  
 408.  
 Turktatarische Völker II.  
 416.  
 Turnagain-Cap I. 174.  
 Turnu-Severinu II. 38.  
 296. 297.  
 Turquino I. 281.  
 Turrialba I. 272.  
 Tär, Sinai Bahr cf. II. 362.  
 Turuchanof II. 427.  
 Tüs-Tschöbüll II. 323.  
 Tusside I. 484. 500.  
 Tutuila II. 599.  
 Tuxtla, Vulcan, I. 207.  
 Tux II. 122.  
 Tuzra I. 367.  
 T weed II. 65.  
 T wy II. 64.  
 T yrol II. 248.  
 T yroler II. 249.  
 Tyrrhenisches Meer II. 23.  
 Tzatonen II. 300.

## II.

Uadai f. Wadai.  
 Uah-Oasen I. 502.  
 Uandala I. 532.  
 Ua-Boa II. 604.  
 Ua-Ufa II. 604.  
 Ubaldo, San, I. 270.  
 Ucapali I. 325. 327. 328.  
 Uccello, Bizzo d', II. 28.  
 Ubara I. 578.  
 Ude-Witschin II. 484.  
 Ubine II. 162.  
 Udong II. 541.  
 Udschda I. 460.  
 Udsche I. 532.  
 Udschidschi I. 593.  
 Ule II. 501.  
 Ueberschaar-Geb. II. 94.  
 Ufa II. 118.  
 Uganda I. 591.  
 Ugara I. 593.  
 Ugogo I. 585. 592.  
 Ugombo-See I. 586.  
 Ugono-Geb., I. 579.  
 Ugriische Finnen II. 273.  
 Uguhha I. 596.  
 Ugunda I. 593.  
 Uintah-Geb. I. 46.  
 Ufambari I. 579.  
 Uferewe I. 455.  
 Uferewe-See I. 539. 590.  
 Ufumbu I. 588.  
 Ufonju I. 592.  
 Ukraine II. 113. 266.  
 Uled-Ali-Stamm I. 502.  
 Uled-Dehim I. 491.  
 Ulegga I. 592.  
 Uliassutai II. 485.

Uellen-Deja II. 408.  
 Uelle I. 530. 541.  
 Ullritsdal II. 193.  
 Ulster II. 183.  
 Ulua-Fluß I. 262.  
 Ululu, Ras, I. 575.  
 Ulunda I. 597.  
 Ulu-Tagh II. 415.  
 Umbrien II. 164.  
 Umgeni-Gälle I. 606.  
 Umtaniula, 27, I. 613.  
 Umpqua-Fluß I. 34.  
 Umschomer II. 364.  
 Umsindusi-Gälle I. 606.  
 Umsuase I. 613.  
 Umzilab-Reich I. 602.  
 Umzuti I. 612.  
 Unalatschli I. 53.  
 Ungarn II. 10. 257.  
 Ungarn f. Magyaren, II.  
 260.  
 Ungar. Tiefebene II. 7. 97.  
 Ungar. Tiefland II. 93.  
 Ungava-Berg I. 183.  
 Ungava-Busen I. 57.  
 Ungoro I. 591. 582.  
 Unimarcia-See I. 390.  
 Union-Fluß I. 50.  
 Union-Inseln II. 600.  
 Unna II. 42.  
 Untschagah f. Friedensfl.  
 Unkampa I. 592.  
 Unhamuesii I. 585. 593.  
 Unyanyembe I. 588. 592. 293.  
 Unz II. 98.  
 Up-Fluß I. 617.  
 Upa-Katarakt I. 626.  
 Upar, Valle d', I. 318.  
 Upernivik II. 616.  
 Upolu II. 599.  
 Upororo I. 592.  
 Upper-Klamath-Lake I. 37.  
 Uppfala II. 103. 193.  
 Ural II. 110.  
 Ural-Geb. II. 3. 109. 117.  
 Uralisch-Baltischer Land-  
 rücken II. 92. 109.  
 Uralisch-Karpath. Land-  
 rücken II. 92. 109.  
 Uralst II. 403.  
 Urau-Rohl II. 524. 525.  
 Urga II. 484. 485.  
 Urao-See I. 321.  
 Urban, Port d', I. 605.  
 Urguru I. 593.  
 Urmi I. 588.  
 Ur-immanders I. 528.  
 Uringa I. 585.  
 Uroten-Gebiet II. 488.  
 Urua I. 596.  
 Urubamba I. 328.  
 Uruguay I. 336. 406. 413 ff.  
 Uruguay-Fluß I. 337.  
 Urungu-Geb. I. 594.  
 Urumia-See II. 339. 390.  
 Uragara I. 585.  
 Usambara I. 578.  
 Usandawi I. 588.  
 Us-bel II. 493.  
 Usbon II. 410.  
 Uedum-Fischeel II. 360.  
 Ustsché I. 493.  
 Ustsché-Bay I. 350.  
 Ustha I. 588.  
 Ustlub II. 42. 311.  
 Ustend II. 412.  
 Ujongara-Borgeb. I. 592.  
 Ussa II. 486.  
 Ussambi I. 597.  
 Ustuma I. 588.

Ussu-Bulcan II. 454.  
 Ussuri II. 316. 430. 482.  
 Ust-Buchtarmine II. 425.  
 Ustjurt, Plateau, II. 403.  
 Ust-Ramenogorsk 425. [404.  
 Ustii II. 411.  
 Usamacinta-Strom I. 255.  
 Utah, Hochland, I. 9. 19.  
 Utrecht II. 208.  
 Utschitas I. 218.  
 Utumbi I. 592.  
 Uvenba I. 590.  
 Uvinza I. 593.  
 Uvanzai I. 588.

## B.

Baal-River I. 609. 691.  
 Balcarés, Etang de, II. 56.  
 Balchita-Geb. I. 347.  
 Baldivia, Rio de, I. 303.  
 308. 402.  
 Balença II. 122.  
 Balence II. 56.  
 Balencia, See v., I. 304.  
 Balencier II. 127.  
 Balladolib II. 18.  
 Balparaiso I. 397.  
 Bal Tellina II. 162.  
 Bana-Lévu II. 597. [169.  
 Vancouver-Insel I. 14. 52.  
 Ban-Diemens-Land II. 566.  
 576. 580. 585.  
 Barese, Lago di, II. 25.  
 Barna II. 311.  
 Bas II. 130.  
 Batna Jofull II. 108.  
 Bavao II. 599.  
 Been-Höhe II. 84.  
 Bega, la, I. 289.  
 Bega real I. 289.  
 Behitis I. 218.  
 Belah, Mts. du, II. 52.  
 Belaz de la Gomera, Penon  
 de, II. 136.  
 Belhas, Rio das, I. 334.  
 Belino, Mte., II. 29. 33.  
 Belletti II. 165.  
 Belthn II. 73. 162.  
 Bendée II. 52.  
 Benedig II. 23. 162.  
 Benetien II. 160.  
 Venezuela I. 319. 358.  
 Venezuela, Golf v., I. 300.  
 Venezuelanische Anden I.  
 319.  
 Venezuelanisches Küsten-  
 Gebirge I. 319.  
 Venezuelanische Planos I.  
 321 ff.  
 Bentimiglia II. 27.  
 Beracruz I. 237.  
 Beragua, Plateau, I. 205.  
 Bercelli II. 159.  
 Vereinigte Staaten I. 73 ff.  
 Verein.-Staaten-Lund II.  
 Verhovaner II. 259. [618.  
 Vermejo, Rio, I. 337. 338.  
 Veniers II. 212. [340.  
 Vermillion, Fort, I. 56.  
 Vermillion-Pass I. 51.  
 Verona II. 162.  
 Vertentes, Serra das, I. 332.  
 Vesdre II. 212.  
 Vesuv II. 34. 167.  
 Vézère II. 51.  
 Vicar-Bay, Mc., I. 176.  
 Vicente, S., I. 645.  
 Vicenza II. 162.

Richada I. 32.  
 Rico Equense, II. 34.  
 Rico, Lago di, II. 30.  
 Victoria I. 168. 580. 583.  
 Victoria-Bergland II. 570.  
 Victoria-Lake II. 408.  
 Victoria-Land II. 615. 619.  
 Victoria-Nil I. 590. 563.  
 Victoria-Nyanza I. 588. 591.  
 Victoria-Strom II. 571.  
 Viedma-See I. 344.  
 Viejas-Inseln I. 388.  
 Vienne II. 52.  
 Vilcamayu I. 328.  
 Villafraanca, Rhee da, I.  
 Villarica I. 308. [642.  
 Villegagnon I. 429.  
 Vincent, S., 296.  
 Vincent-Golf II. 569.  
 Vindhya-Geb. II. 517.  
 Vindhya-Plateau II. 507.  
 Vinjata I. 588.  
 Virgin-Gorda I. 291.  
 Virginien I. 74.  
 Virginische Inseln I. 295.  
 Vistula, 381a, II. 549.  
 Viscaya, Golf von, II. 5.  
 Viso, Monte, II. 23.  
 Viterbo II. 165.  
 Viti-Inseln II. 566. 566.  
 Viti-Lévu II. 597. [597.  
 Vitoria II. 17.  
 Vilos II. 48.  
 Vivara II. 35.  
 Vivarais, Mts. de, II. 57.  
 Vlaardingen II. 560.  
 Vlamen II. 205. 210.  
 Vogel-Geb. II. 87.  
 Vogelsberg II. 88.  
 Vogeien II. 55. 83.  
 Vögländ-Bergland II. 94.  
 Volo, Veli von, II. 40.  
 Volsfer-Geb. II. 33.  
 Volta I. 503. 515.  
 Voltorno II. 31.  
 Voralpen II. 78.  
 Voralberg II. 248.  
 Vorderindien II. 506 ff.  
 Vöring-Hof II. 102.  
 Braca II. 311.  
 Vulcanbai II. 454.  
 Vulcano II. 35.  
 Wyburg II. 272.

## W.

Wad, cf. Dase, I. 490.  
 Wadai I. 491. 501. 529.  
 530. 535.  
 Wada-Loge II. 457.  
 Wadirigos I. 586.  
 Wadstena II. 191.  
 Wady Halfa I. 551.  
 Wagi-Loge II. 457.  
 Wago I. 587.  
 Waigatsh II. 116.  
 Wahabis II. 320. 371.  
 Wai II. 545.  
 Waigay-Insel II. 624.  
 Waigay-Straße II. 624.  
 Waigiu II. 591.  
 Waikato-Strom II. 609.  
 Waitaki-Strom II. 610.  
 Wathan II. 489. 492.  
 Wafimus I. 593.  
 Wafuasi I. 579.  
 Walachei II. 93. 292.  
 Walachen II. 255. 294.  
 Walata I. 493.





Tabel

Namen der Länder.	
Argentina. Früher: Bereinigte Staaten des Rio de la Plata. Republik.	1509 de Solis den er 12 des Parat dete Seb. Espiritu des 16. J Spanien und 1771 Rio de 1816 Un rung.
Bolivia. (Nach dem Befreier Si- mon Bolivar. Anfangs Bo- livar ge- nannt.) Republik.	Als ei- schen Int- livia 1535 erobert Peru ge- Bicelönig- theilt. Erklärung
Brasilien. (Nach dem rothen Farb- holz, Pau do Brasil, d. h. Holz der glühenden Kohle, so benannt.) Kaiserreich.	1499 entdeckt für Por- men; in den un- fiel 1580 nien, ge- ländisch englisch wieder Herrschaft 1822 ab- reich 18

Namen der Länder.	Geschichte.	Lage, zwisch Grenzen.
Chile, Republik.	Gehörte mit seinem nörd- lichen Theile zu Peru. 1535 bis 38 von Almagro und 1541 von Valdivia für Spanien er- obert. Bis 1714 oftmalige Kriege mit den Araucaniern, Holländern, Engländern und Filibustern. Nach der ersten Unabhängigkeits-Erklärung 1810, wurde das Land 1814 wieder spanisch, 1817 aber wie- der unabhängig und 1826 wur- den die Spanier auch von Chi- loe vertrieben.	24° 0' — 43° s. Br. 68° 34' — 74° w. L. N: Bolivia. O: Bolivia, gentinien Patagonien. S: } St. Oed W: }
Columbia, vormals Neu- Granada, Republik.	1499 von Alonso de Ojeda zuerst besucht; 1508 besiedelt. 1536—37 vom Spanier Gon- zalo Jimenez de Quesada ero- bert, welcher das alte Cultur- volk der Chibchas unterwarf. 1713 als Vicekönigreich Neu- Granada organisiert. 1811 Un- abhängigkeits-Erklärung, zu- sammen mit Ecuador und Ve- nezuela. 1831 als selbständige Republik constituirt.	0° 37' s. Br. 12° 30' n. B. 69° 17' — 83° w. L. N: Caribisch Meer. O: Venezuela S: Brasilien Ecuador. W: Stillen Oc- ean und Costa R
Ecuador, (so benannt, weil der Aequator das Land durch- schneidet) Republik.	Gehörte zum peruanischen Inkareiche und bildete nach der Eroberung durch die Spanier einen Theil des Vicekönigreichs Peru und später des von Neu- Granada. 1822 Befreiung von Spanien und Anschluß an Neu- Granada. 1831 Selbständig- keits-Erklärung.	10° 48' n. Br. 5° 8' s. Br. 70° 14' — 81° w. L. N: Columbia. O: Brasilien. S: Peru. W: Stillen Ocean.
Guayana, Britisch.	1499 von Alonso de Ojeda zuerst besucht; 1580 von Nie- derländern und 1628 von Fran- zosen besiedelt. Die niederlän- dischen Colonien Essequibo, De- merara und Berbice, das jetzige Britisch-Guayana, wur- den 1761 von den Engländern u. ein Jahr später von den Fran- zosen erobert, aber 1763 den Niederländern wieder zurück- gegeben, bis sie 1803 von den Engländern von Neuem er- obert und 1815 an dieselben abgetreten wurden.	10 — 6° 47' n. 56° 40' — 6° w. L. N: Atlant. Oee O: Niederland Guayana. S: Brasilien. W: Venezuela 10° 23' — 5° n. Br. 51° 30' — 55° w. L. N: Atlant. Oee O: } Brasilien. S: } W: Niederlän- Guayana. 10° 52' — 6° n. Br. 50° 59' — 57° w. L. N: Atlant. Oee O: Französisch Guayana. S: Brasilien. W: Britisch Guayana.

- Walchensee II, 82.  
 Walbai-Höhe II, 110.  
 Walbubba I, 568. [63.  
 Wales, Hochland v., II, 61.  
 Wales-Insel, Prinz, I, 14.  
 Wallait I, 568. [158.  
 Walker-Fluß I, 38.  
 Walker Lake I, 37.  
 Wallace, Mt., I, 68.  
 Wallonen II, 210, 220.  
 Waltershausen = Gletscher II, 618.  
 Walter-Lhagen-Fjord II, 618.  
 Wamerima I, 593. [621.  
 Wami-Strom I, 586.  
 Wangeroog II, 90.  
 Wanjanga I, 502.  
 Wanika I, 578.  
 Waniforo II, 591.  
 Wan-See II, 344.  
 Wara I, 535.  
 Waranger-Fjord II, 114.  
 Warda II, 507.  
 Wardar II, 43.  
 Wardia II, 333.  
 Wareauri-Inseln II, 615.  
 Waremma II, 213.  
 Wargha I, 490, 494.  
 Warragong-Berge II, 571.  
 Wash-Busen II, 62.  
 Washington, Terr., I, 14, 33.  
 Wahjata, Mts., I, 38.  
 Wasser-Volaten II, 255.  
 Wassiliga-Spize II, 42.  
 Wasuahili I, 593.  
 Wateita I, 578.  
 Weaver-Hills II, 64.  
 Weber River I, 46.  
 Weddah II, 525.  
 Weichsel II, 59, 93, 119.  
 Weihnachtshafen II, 645.  
 Weiße Berge I, 67.  
 Weißes Meer II, 7, 109.  
 Weißes Vorgebirge I, 491.  
 Wellesley II, 544, 545.  
 Wellington II, 609.  
 Westbreben II, 554.  
 Wenden II, 218, 220.  
 Wenern-See II, 103.  
 Wen-tschu II, 467.  
 Werbas II, 42.  
 Werchnei-Pristor II, 425.  
 Werdi II, 440.  
 Werra II, 87.  
 Bertach II, 82.  
 Weiser II, 59.  
 Westafrikanische Inseln I, 635. ff.  
 Westaustralien II, 580, 585.  
 Westaustral. Bergland II, 587. [571.  
 Westerbald II, 87. [571.  
 West-Europa II, 49.  
 West-Whats II, 518.  
 Westindien I, 203. ff. 275.  
 Westmoreland II, 65.  
 Westpif I, 287.  
 Westsumatra II, 555.  
 Wettersee II, 103, 105, 190.  
 Wexib II, 103.  
 Whakari II, 609.  
 Wharfedale II, 64.  
 Whimbe I, 586.  
 White-Insel II, 609.  
 Whitney, Mt., I, 23.  
 Whndah I, 520.  
 Wib II, 44.  
 Widin II, 44, 311.  
 Wieliczka II, 255.  
 Wien II, 244.  
 Wien, Cap, II, 625.  
 Wight II, 6, 62, 69, 180.  
 Wijde Jans Water II, 621.  
 Wilczek-Insel II, 625.  
 Wilczek-Land II, 625.  
 Wildbad II, 85.  
 Wild-Rose-Fluß I, 15.  
 Wiljui II, 432.  
 Wille's Land II, 615.  
 William, St., I, 520, II, 66.  
 Williamette-R. I, 34.  
 Willutshinski-Pf II, 434.  
 Wilna II, 114.  
 Winandere-Meer II, 61.  
 Windermere-See II, 64.  
 Wind, R., I, 46.  
 Windward-Inseln II, 602.  
 Windwärts-Rüste I, 504.  
 Windsor II, 180.  
 Winebagos I, 117.  
 Winnebago I, 515.  
 Winnipeg See, I, 54, 180.  
 Winterberge I, 603.  
 Wipp II, 74.  
 Wirballen II, 263.  
 Wisby II, 193.  
 Wisingo II, 191.  
 Wistrica II, 43.  
 Witebsk II, 114.  
 Witim II, 432.  
 Witteberge I, 607.  
 Wiru-Inseln I, 576.  
 Wladislawas II, 394.  
 Wladimostok II, 429, 431.  
 Wood Medineh I, 553.  
 Wobbi-Fluß I, 576.  
 Wochan II, 408.  
 Wogulen II, 273.  
 Woina-Degas I, 569.  
 Wolchonski-Wald II, 110.  
 Wolchow II, 114.  
 Wolga II, 9, 120.  
 Wolhynien II, 113.  
 Wollar-See II, 497.  
 Wollaston, See, I, 54.  
 Wonom II, 590.  
 Woolwich II, 180.  
 Worcester I, 601.  
 Wotka II, 115.  
 Wörnitz II, 82.  
 Worms, Cap, II, 64.  
 Wotjafen II, 274.  
 Wottawa II, 93.  
 Wrangel-Land II, 315, 620.  
 Wuden II, 115.  
 Wuhu II, 467.  
 Wunsiedel II, 94.  
 Würm-See II, 82.  
 Wurno I, 525.  
 Wyoming, Terr., I, 46.  
 X.  
 Xalapa, Rio, I, 207.  
 Xalisco I, 232.  
 Xamapa Barranca I, 240.  
 Xarabes-Lagune I, 340.  
 Xerodori II, 300.  
 Xibaro I, 425.  
 Xingu I, 327.  
 Xochimilco-See I, 236.  
 Xorullo, Uta de, I, 206.  
 Xorullo I, 208.  
 Y.  
 Yafuseh, Mady, II, 353.  
 Yafe-nama II, 457.  
 Yalimbogos I, 634.  
 Yalobasch, Mt., I, 24.  
 Yalta II, 112.  
 Yalu II, 459, 460.  
 Yam, Dschebel, II, 369.  
 Yanacaya I, 390.  
 Yang-tse-Kiang II, 318, 468, 178.  
 Yankee I, 100.  
 Yannon II, 151.  
 Yaque I, 289.  
 Yaque I, 218.  
 Yacuchy I, 394.  
 Yarra Yarra II, 584.  
 Yaru-zang-bo-tin siehe Sangpo.  
 Yavafino I, 329.  
 Yavari I, 329.  
 Yavi, Sochebene, I, 300.  
 Yedina I, 534.  
 Yellow-Head-Fluß I, 51.  
 Yellowstone Nationalpark I, 48.  
 Yellowstone-See I, 50.  
 Yemen II, 362, 366, 368.  
 Yen, Ole d', II, 52.  
 Yenan II, 454.  
 Yesso II, 316, 434, 435, 454.  
 Ygorotes II, 550.  
 Ying-ging II, 483.  
 Ylongotes II, 550.  
 Ylungut II, 550.  
 Ymesfeld II, 102.  
 Ymuiden II, 91.  
 Ymuiden-Canal II, 208.  
 Yodogawa II, 458.  
 Yomuten II, 401.  
 Yonne II, 53, 55.  
 York, Cap, II, 665.  
 York-Halbinsel II, 588.  
 Yoro I, 262.  
 Yosemitethal I, 26.  
 Yssa-Stamm II, 369.  
 Yuan-Fluß II, 479.  
 Yucatan I, 204, 251.  
 Yucan-Ehal I, 325.  
 Yulon I, 52.  
 „-Fluß I, 157.  
 Yuma, Fort, I, 19.  
 Yungas, Cord. de, I, 39.  
 Yunnan II, 318, 468.  
 Yün-nan-fu II, 480.  
 Yün-nan-Fluß II, 480.  
 3.  
 Zacapa I, 256.  
 Zagora II, 43.  
 Zahir II, 370.  
 Zahn Rüste I, 504, 514.  
 Zaire f. Congo I, 625.  
 Zaitchar II, 290.  
 Zalmutho II, 300.  
 Zambesi I, 455, 595, 600, 614.  
 Zambos I, 214, 255, 426.  
 Zamora II, 18, 364.  
 Zapanos I, 377.  
 Zayotecot I, 218.  
 Zayotlan I, 232.  
 Zaza II, 40, 252.  
 Zaragoza II, 16.  
 Zarb II, 337.  
 Zarch-See II, 380.  
 Zator II, 255.  
 Zebedani II, 304.  
 Zeeländer II, 215.  
 Zerastchan II, 410, 402.  
 Zerta Rain II, 361.  
 Ziegeninsel I, 24.  
 Zigeuner II, 131, 241, 275, 288, 305.  
 Zimapan I, 207.  
 Zimbabwe I, 612.  
 Zimbaoe I, 612.  
 Zinzaren II, 241, 288, 306.  
 Zips II, 241.  
 Zirkniger See II, 98.  
 Zizichar II, 482.  
 Zoghawa I, 537.  
 Zschoppau II, 94.  
 Zuai-See I, 567.  
 Zürich II, 239.  
 Zuga I, 617.  
 Zulia I, 364.  
 Zulu-Rafis I, 601.  
 Zumbo, Mt., I, 600, 616.  
 Zungomero I, 586.  
 Zupa II, 42.  
 Zundersee II, 6, 90, 91, 206.  
 Zmole II, 208.  
 Zuyd-Land II, 625.  
 Zuzia II, 43.



Namen der Länder.	
Argentina. Früher: Bereinigte Staaten des Rio de la Plata. Republik.	1509 de Soli den er 1 des Para dete Seb Espiritu des 16. J Spanier und 177 Rio de 1816 Un rung.
Bolivia. (Nach dem Befreier Si mon Bolivar. Anfangs Bo livar ge nannt.) Republik.	Nach d schen In livia 15 erobert Peru g Vicekön theilt. Erklärung
Brasilien. (Nach dem rothen Farb holz, Pau do Brasil, d. h. Holz der glühenden Kohle, so benannt.) Kaiserreich.	1499 entdeckt für Por men; w den und fiel 1580 nien, g ländisch englisch wieder Herrschaft 1822 als reich so

Tabelle		
Namen der Länder.	Geschichte.	Lage, zwisch Grenzen.
Chile, Republik.	Gehörte mit seinem nördlichen Theile zu Peru. 1535 bis 38 von Almagro und 1541 von Baldivia für Spanien erobert. Bis 1714 öftmalige Kriege mit den Araukanern, Holländern, Engländern und Flibustiern. Nach der ersten Unabhängigkeits-Erklärung 1810, wurde das Land 1814 wieder spanisch, 1817 aber wieder unabhängig und 1826 wurden die Spanier auch von Chile vertrieben.	24° 0' — 43° f. Br. 68° 34' — 74° w. L. N: Bolivia. O: Bolivia, t. gentinien Patagonien. S: } W: } St. Dec
Columbia, vormals Neu- Granada, Republik.	1499 von Alonso de Ojeda zuerst besucht; 1508 bestedt. 1536—37 vom Spanier Gonzalo Jimenez de Quesada erobert, welcher das alte Culturvolk der Chibchas unterwarf. 1713 als Vicekönigreich Neu-Granada organisiert. 1811 Unabhängigkeits-Erklärung, zusammen mit Ecuador und Venezuela. 1831 als selbständige Republik constituirt.	0° 37' f. Br. 12° 30' n. L. 69° 17' — 83° w. L. N: Caribisch Meer. O: Venezuela. S: Brasilien Ecuador. W: Stillen Oc und Costa R
Ecuador, (so benannt, weil der Aequator das Land durch schneidet) Republik.	Gehörte zum peruanischen Inkareiche und bildete nach der Eroberung durch die Spanier einen Theil des Vicekönigreichs Peru und später des von Neu-Granada. 1822 Befreiung von Spanien und Anschluß an Neu-Granada. 1831 Selbständigkeits-Erklärung.	1° 48' n. Br. 5° 8' f. Br. 70° 14' — 81° w. L. N: Columbia. O: Brasilien. S: Peru. W: Stillen Ocean.
Guayana, Britisch.	1499 von Alonso de Ojeda zuerst besucht; 1580 von Niederländern und 1628 von Franzosen bestedt. Die niederländischen Colonien Essequibo, Demerara und Berbice, das jetzige Britisch-Guayana, wurden 1761 von den Engländern u. ein Jahr später von den Franzosen erobert, aber 1783 den Niederländern wieder zurückgegeben, bis sie 1803 von den Engländern von Neuem erobert und 1815 an dieselben abgetreten wurden.	1° — 8° 47' n.: 56° 40' — 6° w. L. N: Atlant. Oce O: Niederland Guayana. S: Brasilien. W: Venezuela 1° 23' — 5°: n. Br. 51° 30' — 55° w. L. N: Atlant. Oce O: } S: } Brasilien. W: Niederländ Guayana. 1° 52' — 6° n. Br. 50° 59' — 57° w. L. N: Atlant. Oce O: Französisch Guayana. S: Brasilien. W: Britisch Guayana.
Guayana, Französisch — oder Cayenne.		
Guayana, Niederländisch — oder Surinam.		



larische Uebersicht über die Südamerikanischen Staaten.

en:	Flächeninhalt. Bevölkerung.	Politische Einteilung.	Wichtigste Plätze.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
24' ' 5' Ar- und an.	326,455 □ Km. 2,074,000 E. (1872) einschließl. 70,400 Araucaner.	Zerfällt in 16 Provinzen u. einer Colonie an der Mangel- haens-Straße. 1) Atacama, 84,074 E. 2) Coquimbo, 160,701 E. 3) Aconcagua, 135,323 E. 4) Valparaiso, 146,729 E. 5) Santiago, 380,419 E. 6) Colchagua, 155,778 E. 7) Curico, 102,281 E. 8) Talca, 109,344 E. 9) Pinares } 214,323 E. 10) Maule } 11) Rubie, 128,182 E. 12) Concepcion, 157,860 E. 13) Arauco, 90,158 E. 14) Valdivia, 28,938 E. 15) Planquiboe, 44,338 E. 16) Chiloe, 64,149 E. Colonie Magallanes, 749 E.	Santiago de Chile, Haupt- stadt der Republik, 115,377 E. Valparaiso, an der gleichnami- gen Bai, großer befestigter Hafen, Handelsplatz, 70,438 E. Talca, 17,900 E. Concepcion, 13,958 E. mit dem Hafen von Talca- huano (2062 E.). La Serena, 13,500 E. Copiapo, 13,381 E. Quillota, 10,149 E. Chillan nuevo, 9781 E. Diese Bevöl- kerungs-Zahlen sind den Censur- angaben von 1865 entnommen.	Kupfer, Silber, etwas Gold, Eisen, Braunkohlen; Weizen, Gerste, Hülsen- früchte, Kartoffeln, Obst, Wein; Holz, Vieh. Werth der Ausfuhr an Kupfer, Silber, Getreide, Woll, Wolle, Häute: 145 Mill. M. Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Fischerei und Handel.
— r. ' 0' es und an ica.	830,714 □ Km. 2,900,633 E. (1870). Davon: 126,000 unabhän- gige Indianer. 1,527,000 Weiße und weiße Misch- linge. 447,000 Misch- linge von india- nischem Typus. 90,000 Afrikaner. 466,000 Misch- linge indian.-afri- kan. Blutes.	Zerfällt in 9 Staaten und 4 National-Territorien. 1) Magdalena, 85,255 E. 2) Bolivar, 239,349 E. 3) Isthmo oder Panama, 220,542 E. 4) Cauca, 435,078 E. 5) Antioquia, 365,974 E. 6) Santander, 425,427 E. 7) Boyaca, 482,874 E. 8) Tolima, 230,891 E. 9) Cundinamarca, 409,620 E. a. San Andres, 3530 E. b. Bolivar, 7750 E. c. San Martin, 4000 E. d. Casanare, Guajira, Sier- ravada, Rotilonos.	Bogota (Santa Fé de —) 2661 M. über d. Meere, Bundeshaupt- stadt, ca. 50,000 E. Medellin, Hauptstadt von Antioquia, 30,000 E. Socorro, 20,000 E. Pa- nama, 18,400 E. Pamplona, 11,000 E. Antioquia (Santa Fé de —) 10,000 E. Rempox (Santa Cruz de —), 10,000 E. Cartagena, befestigter Hafen, 7800 E. (früher 28,000). Tunja, 5000 E. Andere Schätzungen wei- chen von diesen Zahlen sehr ab.	Silber, Gold; Tabak, Kaffee, Farbholz, Indigo, Häute, Rautschul, Chin- rinde, Baumwolle. Werth der Ausfuhr: 145 Mill. M. Land- u. Bergbau, Stroh- hutmanufaktur, Viehzucht, Handel.
— ' 2'	643,300 □ Km. 1,040,371 E. (1858). Nach Villavi- cencio 1856: 1,308,000 E., einschließlich 200,000 wilde Indianer. Die unbewohnten Galapagosinseln: 7,643 □ Km.	Zerfällt in 3 Departamen- tos und 10 Provinzen. 1) Imbabura. 2) Cuzco. 3) Pichincha. 4) Manabi. 5) Leon. 6) Guayaquil. 7) Chimborazo. 8) Guenca. 9) Loja. 10) Oriente.	Quito, 2902 M. über dem Meere, in landschaftlich schöner Lage; die Bevölkerungs-Angaben schwanken zwischen 35 u. 80,000 E. Guayaquil, am gleichnamigen Fluss, Sitz der Regierung, 20 bis 25,000 E. Guenca, 2631 M. ü. d. Meere, 25,000 E. Tacunga, in der Nähe des Cotopaxi, 15 bis 20,000 E. Riobamba, in der Nähe des Chimborazo, 16—18,000 Einw.	Cacao, Baumwolle, Za- bat, Chinarrinde, Raut- schul, Weizen, Kartoffeln, Kaffee, Obst, Woll, Häute Werth der Ausfuhr: 17 Mill. M. Landbau, Viehzucht und Geflechtemanufaktur.
Br. 10' an.	258,795 □ Km. 215,200 E. (1871), einschließlich 20—21,000 wilde Indianer.	Zerfällt in das Gebiet der Stadt Georgetown und in die Grafschaften Demerara und Berbice.	Georgetown (früher Stab- rod) befestigter Hafen an der De- marara-Mündung, Sitz der Re- gierung, lebhafter Handelsplatz, 36,862 E. New Amsterdam, befestigter Hafen an der Berbice- Mündung, 5437 E.	Zucker, Rum, Melasse, Kaffee; Bauholz. Werth der Ausfuhr: 44 Mill. M. Plantagenbau u. Handel.
12' 19' an.	90,854 □ Km. 24,127 E. (1871). Davon: 17,396 Ansfänge (15% Weiße). 2,056 Indianer. 768 Afrikaner. 1889 Indische 60 Chinesen.	Die Colonie ist in 2 Can- tone und 14 Communes ein- getheilt.	Cayenne, befestigte Hauptstadt auf der gleichnamigen Insel in der Mündung des Cayenne- und Oya- poc-Flusses, 8000 E. St. Georges, St. Laurent, St. Louis.	Zucker, Kaffee, Cacao, Pfeffer, Gewürznelken, Baumwolle, Farbholz, Za- bat, Rum. Werth der Ausfuhr: 6 1/2 Mill. M. Plantagenbau.
7' 45' an.	162,766 □ Km. 60,600 E. (1871). Davon: 964 Europäer, 4415 Mulis, 1000 wilde Indianer u. 7500 Busch neger.	Zerfällt in das Gebiet der Hauptstadt und in 8 Verwal- tungsbezirke.	Paramaribo, unweit der Mündung des Surinam, 22,191 E. Geleerland und Blaueberg am Surinam. Corom, am Sara- maca.	Zucker, Kaffee, Cacao, Baumwolle. Werth der Ausfuhr: 5 Mill. M. Plantagenbau.

(Fortf. f. nächste Seite.)

Namen der Länder.	
Paraguay, Republik.	Nach Barana den hal gen. M nonen unter A bis 176 die Cult ten. M Jesuiten Provinz La Bla teits-G
Peru, Republik.	Altes 1531 vo den erst und vo blieb b reich u schaft. Erklärung bung de ihrem V fge.
Uruguay, früher auch Banda Oriental. Cisplatina und Monte- video ge- nannt. Republik.	Wur von S Spani sucht. Colon doch i Indian nisation mit U im 18. Landes Orient La Bla gigleits

Namen der Länder.	Geschichte.	Page, zwischen: Grenzen.
Venezuela, (nach einem wie Venedig auf dem Wasser ge- bauten, und von Ojeda Venezuela genanntem Orte, so be- nannt.) Republik.	1498 Entdeckung der Nord- küste durch Colombo. 1499 von Alonso de Ojeda zuerst besucht und Tierra Firma, auch Ca- stilla del Oro genannt. 1528 von Karl V. an die Welser verpfändet. Seit 1550 spani- sches Generalcapitänat Cara- cas. 1811 Unabhängigkeits- Erklärung und 1831 Trennung von Columbia und Ecuador.	10° 29' — 12° 15' n. Br. 59° 48' — 74° 5' w. L. N: Caraibisches Meer u. Atlant. Ocean. O: Britisch Guayana und Brasilien. S: Brasilien und Columbia. W: Columbia.

he Uebersicht über die Südamerikanischen Staaten.

Flächeninhalt. Bevölkerung.	Politische Einteilung.	Wichtigste Plätze.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
1,044,433 □ Km. 1,784,194 E. (1873).  Davon: 180,000 Indianer.	Die Einteilung wird oft geändert, 1873 bestanden fol- gende Staaten:  1) Zulia. 2) Falcon. 3) Paracui. 4) Carabobo. 5) Bolivar. 6) Caracas, Bundesdistrikt. 7) Barcelona. 8) Cumana. 9) Guzman Blanco. 10) Nueva Sparta oder Mar- garita. 11) Maturin. 12) Guayana. 13) Apuro. 14) Guarico. 15) Cojedes. 16) Barquisimeto. 17) Trujillo. 18) Portuguesa 19) Guzman. 20) Zamora. 21) Achira.	Caracas, 22 Km. von der Küste, 907 M. über dem Meere. 1567 gegründet, 48,897 E. Va- lencia oder Tacarigua, am gleichnamigen See, 28,594 E. Bar- quisimeto, 25,661 E. Mara- caybo, 21,954 E. Maturin, 12,994 E. San Carlos, 10,420 E. Cumana, 9,427 E.	Kaffee, Cacao, Baum- wolle, Indigo, Balsam, Häute, Tabak. Werth der Ausfuhr: 30 Mill. M. Plantagenbau, Vieh- zucht.

# Die wichtigsten Ströme und Flüsse Europa's (nach Längen).

N a m e.	Mündet in:	Länge in Km.	N a m e.	Mündet in:	Länge in Km.
... ..	Rhein, links . . . .	275	Julda . . . . .	Berra, links . . . .	192
... ..	Po, links . . . . .	296	Garigliano . . . .	Irrbenisches Meer .	127
... ..	Golf von Gascogne .	290	Garonne . . . . .	Biscapischer Busen .	1284
... ..	Bregel, links . . . .	130	Stommen . . . . .	Stagerraf . . . . .	482
... ..	Beier, rechts . . . .	233	Gran . . . . .	Donau, links . . . .	260
... ..	Donau, links . . . .	192	Guadalaviar . . . .	Mitteländisches Meer	238
... ..	Donau, links . . . .	342	Guadalquivir . . . .	Atlantischer Ocean .	386
... ..	Irrbenisches Meer . .	230	Guadiana . . . . .	Atlantischer Ocean .	812
propotamos . . . .	Paras-Busen . . . .	222	Savel . . . . .	Elbe, rechts . . . . .	290
... ..	Mittelmeer . . . . .	180	Sérault . . . . .	Mitteländisches Meer	133
... ..	Woldau, links . . . .	215	Iglawa . . . . .	Thava, links . . . .	170
... ..	Dniepr, rechts . . . .	393	Isna . . . . .	Oder, rechts . . . . .	103
... ..	Oder, links . . . . .	260	Il . . . . .	Rhein, links . . . . .	183
... ..	Saale, links . . . . .	163	Iller . . . . .	Donau, rechts . . . .	163
... ..	Save, rechts . . . . .	260	Inn . . . . .	Donau, rechts . . . .	304
... ..	Adriatisches Meer . .	174	Ijar . . . . .	Donau, rechts . . . .	273
... ..	Schwarzes Meer . . .	765	Iser . . . . .	Elbe, rechts . . . . .	120
... ..	Weichsel, rechts . . .	645	Istere . . . . .	Rhone links . . . . .	320
... ..	Biscapischer Busen . .	282	Jöser . . . . .	Donau, rechts . . . .	273
... ..	Don, links . . . . .	683	Isonzo . . . . .	Adriatisches Meer . .	126
... ..	Wener-See . . . . .	400	Jucar . . . . .	Mitteländisches Meer	260
... ..	Ostsee . . . . .	497	Kama . . . . .	Volga, links . . . . .	1700
... ..	Dniepr, links . . . .	957	Körös . . . . .	Theiße, links . . . .	445
... ..	Schwarzes Meer . . .	2062	Lahn . . . . .	Rhein, rechts . . . .	220
... ..	Schwarzes Meer . . .	1100	Lech . . . . .	Donau, rechts . . . .	260
... ..	Schwarzes Meer . . .	1926	Leine . . . . .	Aller, links . . . . .	183
... ..	Schwarzes Meer . . .	2597	Lippe . . . . .	Rhein, rechts . . . .	283
... ..	Schwarzes Meer . . .	608	Ljube . . . . .	Ostsee . . . . .	363
... ..	Donau, rechts . . . .	720	Loire . . . . .	Biscapischer Busen . .	973
... ..	Atlantischer Ocean . .	723	Maas . . . . .	Nordsee . . . . .	900
... ..	Ostsee . . . . .	638	Main . . . . .	Rhein, rechts . . . .	490
... ..	Weichsel, rechts . . .	208	March . . . . .	Donau, links . . . .	341
... ..	Rhone, links . . . . .	320	Mariya . . . . .	Agäisches Meer . . .	430
... ..	Weißes Meer . . . . .	1270	Maros . . . . .	Theiße, links . . . .	875
... ..	Mitteländisches Meer	870	Messen . . . . .	Nördliches Eismeer . .	600
... ..	Elbe, links . . . . .	312	Mincio . . . . .	Po, links . . . . .	81
... ..	Nordsee . . . . .	1164	Minho . . . . .	Atlantischer Ocean . .	774
... ..	Elbe, rechts . . . . .	208	Moldau . . . . .	Elbe, links . . . . .	423
... ..	Saale, rechts . . . . .	267	Mologa . . . . .	Volga, links . . . . .	342
... ..	Nordsee . . . . .	418	Morawa . . . . .	Donau, rechts . . . .	334
... ..	Donau, rechts . . . .	200	Mosel . . . . .	Rhein, links . . . . .	320
... ..	Adriatisches Meer . .	450	Moskwa . . . . .	Sta, links . . . . .	400
... ..	Sakonischer Busen . .	112	Mulde . . . . .	Elbe, links . . . . .	284
... ..	Nordsee . . . . .	126	Mur . . . . .	Drau, links . . . . .	438
... ..	Donau, links . . . . .	152	Nab . . . . .	Donau, links . . . .	150

(Fortf. und Schluß f. nächste Seite.)



Die wichtigsten Ströme und Flüsse Europa's. (Fortsetzung und Schluß.)

N a m e.	Mündet in:	Länge in km.	N a m e.	Mündet in:	
Nahe . . . . .	Rhein, links . . . .	111	Segura . . . . .	Mitteländisches Meer	25
Narenta . . . . .	Adriatisches Meer . .	252	Seine . . . . .	Canal La Manche . .	26
Narowa . . . . .	Finnischer Busen . . .	74	Sereth . . . . .	Donau, links . . . .	26
Nedár . . . . .	Rhein, links . . . .	348	Severn . . . . .	Atlantischer Ocean . .	27
Neiße, Gläzer . . . .	Oder, links . . . .	170	Shannon . . . . .	Atlantischer Ocean . .	28
Neiße, Lausitzer . . .	Oder, links . . . .	200	Sieg . . . . .	Rhein, rechts . . . .	28
Nema . . . . .	Finnischer Busen . . .	60	Somme . . . . .	Canal La Manche . .	28
Nepe . . . . .	Warte, rechts . . . .	331	Spree . . . . .	Havel, links . . . .	29
Niemen . . . . .	Ostsee . . . . .	790	Stolz . . . . .	Ostsee . . . . .	29
Oder . . . . .	Ostsee . . . . .	890	Struma . . . . .	Ägäisches Meer . . .	29
Oglio . . . . .	Po, links . . . . .	220	Suchona . . . . .	Dwina, links . . . .	29
Ola . . . . .	Wolga, rechts . . . .	1500	Swir . . . . .	Ladoga-See . . . .	30
Ouega . . . . .	Nördliches Eismeer . .	422	Szamos . . . . .	Therz, links . . . .	30
Orne . . . . .	Canal La Manche . . .	165	Tagliamento . . . .	Adriatisches Meer . .	30
Ouse . . . . .	Nordsee . . . . .	208	Tajo . . . . .	Atlantischer Ocean . .	30
Paffarge . . . . .	Ostsee . . . . .	156	Tana-Elf . . . . .	Nördliches Eismeer . .	30
Peene . . . . .	Ostsee . . . . .	180	Tan . . . . .	Nordsee . . . . .	31
Penens . . . . .	Ionisches Meer . . . .	84	Tapa . . . . .	Marx . . . . .	31
Persante . . . . .	Ostsee . . . . .	133	Tessin . . . . .	Po, links . . . . .	31
Petschora . . . . .	Nördliches Eismeer . .	1800	Therz . . . . .	Donau, links . . . .	32
Piave . . . . .	Adriatisches Meer . . .	215	Themse . . . . .	Nordsee . . . . .	32
Pitea . . . . .	Bottnischer Busen . . .	303	Tiber . . . . .	Thyrhenisches Meer . .	32
Pleiße . . . . .	Weisse Elster, rechts . .	88	Tornea . . . . .	Bottnischer Busen . .	32
Po . . . . .	Adriatisches Meer . . .	630	Traun . . . . .	Donau, rechts . . . .	32
Pregel . . . . .	Ostsee . . . . .	237	Trave . . . . .	Ostsee . . . . .	32
Przypiec . . . . .	Dnjepr, rechts . . . .	638	Trent (u. Fumber) . .	Nordsee . . . . .	32
Pruth . . . . .	Donau, links . . . .	630	Ufer . . . . .	Pommersches Haff . .	32
Raab . . . . .	Donau, rechts . . . .	255	Umea . . . . .	Bottnischer Busen . .	32
Rega . . . . .	Ostsee . . . . .	148	Unstrutt . . . . .	Saale, links . . . .	32
Regen . . . . .	Donau, links . . . .	163	Ural . . . . .	Caspisches Meer . . .	32
Regniy . . . . .	Main, links . . . . .	163	Var . . . . .	Mitteländisches Meer . .	32
Reuß . . . . .	Harz, rechts . . . .	155	Wardar . . . . .	Ägäisches Meer . . .	32
Rhein . . . . .	Nordsee . . . . .	1375	Belino . . . . .	Tiber, links . . . .	32
Rhone . . . . .	Mitteländisches Meer . .	845	Bilaine . . . . .	Biocanischer Busen . .	32
Ruhr . . . . .	Rhein, rechts . . . .	230	Bolturno . . . . .	Thyrhenisches Meer . .	32
Saale . . . . .	Elbe, links . . . . .	356	Wag . . . . .	Donau, links . . . .	32
Saar . . . . .	Rosel, rechts . . . .	215	Warnow . . . . .	Ostsee . . . . .	32
Salamvria . . . . .	Ägäisches Meer . . . .	178	Warte . . . . .	Oder, rechts . . . .	32
Salzach . . . . .	Inn, rechts . . . . .	230	Weichsel . . . . .	Ostsee . . . . .	32
Sau . . . . .	Weichsel, rechts . . . .	467	Werra . . . . .	Weser, rechts . . . .	32
Saone . . . . .	Rhone, rechts . . . .	385	Weser . . . . .	Nordsee . . . . .	32
Save . . . . .	Donau, rechts . . . .	712	Wjatka . . . . .	Kama, rechts . . . .	32
Sazawa . . . . .	Moldau, rechts . . . .	178	Wolchow . . . . .	Ladoga-See . . . .	32
Schelde . . . . .	Nordsee . . . . .	386	Wolga . . . . .	Caspisches Meer . . .	32

# Eintheilung der Republik Frankreich.

Namen der Departements.	Fläch in qkm.	Einwohner 1861.	Einwohner pro qkm.	Präfektur	Subdivisionen.
Ain . . . . .	5796 <sub>47</sub>	311.250	53	Bourg	Ain
Aisne . . . . .	7352 <sub>40</sub>	342.120	46	Laon	St. Quentin, Soissons, Chateau-Thierry, Marigny.
Allier . . . . .	7326 <sub>27</sub>	300.511	41	Moulins	Moulins.
Alpes (Basses) . . . . .	6951 <sub>11</sub>	120.222	20	Gap	Embray.
Alpes (Hautes) . . . . .	5589 <sub>41</sub>	114.206	20	Gap	Embray.
Alpes maritimes . . . . .	3529 <sub>40</sub>	240.467	68	Nice	Grasse, Cannes, Antibes.
Ardèche . . . . .	5526 <sub>45</sub>	240.177	43	Privas	Rochemaure, Tournon, Aubenas.
Ardennes . . . . .	5232 <sub>40</sub>	320.217	61	Reims	Sedan, Reims, Rocroy.
Ariège . . . . .	4593 <sub>47</sub>	204.206	44	Pau	Bagnères.
Aube . . . . .	6101 <sub>25</sub>	220.467	36	Troyes	Langres, Aube, Nogent-sur-Seine.
Aude . . . . .	6317 <sub>24</sub>	225.277	35	Carcassonne	Limoux, Narbonne.
Aveyron . . . . .	6743 <sub>13</sub>	202.474	30	Rodez	Millau, Rodez.
Bouches du Rhone . . . . .	5194 <sub>47</sub>	224.511	43	Marseille	Arles, Aix.
Calvados . . . . .	5539 <sub>12</sub>	254.472	45	Caen	Caen, Falaise.
Cantal . . . . .	5711 <sub>47</sub>	220.567	38	Le Puy	St. Flour.
Charente . . . . .	5942 <sub>10</sub>	207.229	34	Angoulême	Angoulême.
Charente-inférieure . . . . .	6425 <sub>40</sub>	242.422	37	St. Malo	Rochefort, St. Jean d'Angely.
Cher . . . . .	7199 <sub>14</sub>	220.202	30	Bourges	St. Amand.
Corrèze . . . . .	5666 <sub>40</sub>	220.704	39	Tulle	Brive.
Corse . . . . .	5747 <sub>47</sub>	220.207	38	St. Pierre	St. Pierre.
Côtes-d'or . . . . .	5761 <sub>47</sub>	224.519	39	Dijon	Beaune, Semur.
Côtes du Nord . . . . .	6662 <sub>40</sub>	222.206	33	St. Brieux	St. Brieux.
Creuse . . . . .	5246 <sub>40</sub>	224.562	42	Guéret	Guéret.
Dordogne . . . . .	9142 <sub>14</sub>	220.141	24	Perpignan	Perpignan.
Doubs . . . . .	5227 <sub>47</sub>	224.251	42	Besançon	Montbéliard, Pontarlier.
Drome . . . . .	6021 <sub>47</sub>	220.417	36	Valence	Valence.
Eure . . . . .	5967 <sub>40</sub>	227.574	38	Evreux	Evreux, Bernay.
Eure et Loire . . . . .	5674 <sub>40</sub>	222.422	39	Chartres	Chartres-le-Val.
Finistère . . . . .	6721 <sub>12</sub>	242.263	35	Quimper	St. Brieux.
Gard . . . . .	5625 <sub>47</sub>	220.131	39	Nîmes	Nîmes.
Garonne (haute) . . . . .	6259 <sub>47</sub>	220.262	35	Toulouse	St. Gaudens.
Gers . . . . .	6260 <sub>47</sub>	224.717	35	Auch	Marmande, Condom.
Gironde . . . . .	9741 <sub>12</sub>	226.149	23	Bordeaux	Bordeaux.
Herault . . . . .	6197 <sub>40</sub>	220.575	35	Narbonne	Narbonne, Montpellier.
Ille et Vilaine . . . . .	6725 <sub>40</sub>	220.532	32	Rennes	St. Malo, Fougères.
Indre . . . . .	6795 <sub>40</sub>	227.293	33	Chateauroux	Chateauroux.
Indre et Loire . . . . .	6113 <sub>40</sub>	217.027	35	Tours	Tours.
Isère . . . . .	6259 <sub>41</sub>	227.754	36	Grenoble	Grenoble.
Jura . . . . .	4991 <sub>41</sub>	227.634	45	St. Julien	Poligny, Dole.
Landes . . . . .	9321 <sub>41</sub>	220.525	23	Mont de Marion	Dax.
Loire et Cher . . . . .	6359 <sub>40</sub>	226.801	35	Orléans	Orléans.
Loire . . . . .	4759 <sub>40</sub>	220.611	46	St. Etienne	Montbrison, Roanne.
Loire (haute) . . . . .	4962 <sub>41</sub>	220.732	44	St. Etienne	Montbrison.
Loire (inférieure) . . . . .	6574 <sub>46</sub>	220.206	33	Nantes	St. Nazaire.

(Forti. und Schluß f. nächste Seite.)

**Eintheilung der Republik Frankreich. (Fortsetzung und Schluß.)**

Namen der Departements.	Area in □ Km.	Einwohner- zahl.	Einwohner pr. □ Km.	Hauptstadt (préfecture).	Hauptorte.
Loiret . . . . .	6771,19	353,021	52	Orléans	Oien, Montargis.
Lot . . . . .	5211,74	261,404	54	Cahors	Gourdon.
Lot et Garonne . . .	5353,00	319,269	60	Agen	Nérac, Villeneuve.
Lozère . . . . .	5169,73	135,190	26	Mende	Marvejols.
Maine et Loire . . .	7120,03	518,471	73	Angers	Saumur, Cholet.
Manche . . . . .	5928,38	544,776	92	Cherbourg	Coutances, Avranches.
Marne . . . . .	8180,41	386,157	47	Châlons sur Marne	Epervan, Vitry le François.
Marne (Haute) . . .	6219,08	251,196	40	Chaumont	Langres.
Mayenne . . . . .	5170,63	350,637	68	Laval	Mayenne, Château Gontier.
Meurthe et Moselle . .	5244,35	365,137	70	Nancy	Lunéville, Toul.
Meuse . . . . .	6227,00	284,725	46	Bar le Duc	Verdun, Montmédy, Commercy.
Morbihan . . . . .	6797,81	490,352	72	Vannes	Orient, Napoléonville.
Nièvre . . . . .	6816,56	339,917	50	Nevers	Clamecy.
Nord . . . . .	5680,97	1,447,764	255	Lille	Cambrai, Valenciennes, Roubaix, Douai.
Oise . . . . .	5855,06	396,804	68	Beauvais	Compiègne, Clermont. [Paris]
Orne . . . . .	6097,20	398,250	65	Alençon	Argentan, Mortagne.
Pas de Calais . . .	6605,63	761,156	115	Arras	St. Omer, Boulogne.
Puy de Dôme . . .	7950,51	566,463	71	Clermont-Ferrand	Islires, Riom.
Pyrenées (Basses) . .	7622,60	426,700	50	Pau	Bayonne, Rhodéz.
Pyrenées (Hautes) . .	4529,45	235,156	52	Tarbes	Bagnères de Bigorre.
Pyrenées orientales . .	4127,11	191,856	47	Perpignan	Prades.
Rhône . . . . .	2790,39	670,247	240	Lyon	Villefranche, Tarare.
Saône (Haute) . . .	5339,02	303,068	57	Besoul	Gray.
Saône et Loire . . .	6551,74	598,344	70	Macon	Autun, Châlons sur Saône.
Sarthe . . . . .	6206,08	446,603	72	Le Mans	La Flèche.
Savoie . . . . .	5759,50	267,958	47	Chambéry	Nix les Bains, St. Jean de Maurienne.
Savoie (Haute) . . .	4317,15	273,027	63	Annecy	Thonon.
Seine . . . . .	475,50	2,220,000	895	Paris	St. Denis, Eceaux.
Seine et Marne . . .	5736,56	790,022	60	Meun	Fontainebleau; Meaux, Provins.
Seine et Oise . . .	5603,65	341,490	104	Versailles	Etampes, Pontoise, Corbeil.
Seine inférieure . . .	6033,29	790,022	131	Rouen	Le Havre, Dieppe, Elboeuf, Fécamp.
Sèvres (Deux) . . .	5999,88	331,243	55	Niort	Parthenay. [Poitiers]
Somme . . . . .	6161,20	557,015	90	Amiens	Abbeville.
Tarn . . . . .	5742,16	352,718	61	Albi	Gaillac, Castres.
Tarn et Garonne . . .	3720,16	221,610	60	Montauban	Castelsarrasin, Moissac.
Var . . . . .	6083,25	293,757	48	Draguignan	Toulon, Brignoles, Hyères.
Vaucluse . . . . .	3547,11	263,451	74	Avignon	Carpentras, Orange.
Vendée . . . . .	6703,50	401,446	60	Napoléon Vendée	Les Sables d'Olonne.
Vienne . . . . .	6970,37	320,598	46	Poitiers	Châtellerault.
Vienne (Haute) . . .	5516,58	322,447	58	Limoges	Rochechouart.
Vosges . . . . .	5876,76	392,988	67	Epinal	Nirecourt, Remiremont.
Yonne . . . . .	7428,04	363,608	49	Auxerre	Sens, Avallon, Tonnerre.
Belfort, Territorium .	604,79	56,781	93	Belfort	—

Verzeichniß der wichtigsten bewohnten Inseln des ägäischen Meeres.

Name der Insel.	Wohin gehörig.	Kurze Beschreibung und sonstige Bemerkungen.
Negina.	Königreich Griechenland.	Liegt im Golf von Negina oder Saronischen Meerbusen; etwa 80 □ Km. groß, 6000 Einw. — hieß in frühesten Zeit Negone, ist hügelig, von der O.-Seite sehr unzugänglich, hat Steilküsten und im S. als höchsten Punkt den Etnosberg (840 M.). Ein Drittel der Insel nehmen vulkanische Felsmassen ein. Baumwuchs bedeckt die Hügel, keine mit Grün umgebene Pflanzten schneiden in das Land, welches fruchtbar an Getreide, Del, Wein, Feigen, Melonen, Baumwolle. Stadt Negina mit 3000 Einw. und gutem Hafen. Vom berühmten Tempel der Athene an der O.-Küste stehen noch 22 dorische Säulen mit ihren Architraven. Die Insel ist ein beliebter Sommeraufenthalt der Athener.
Amorgos (Amurgo).	Griechenland, Aukliden.	110–160 □ Km., 4000 Einw., ist zum Theil bewaldet, im S. hoch und steil, sehr fruchtbar. Hauptort Amorgos, 2000 Einw., liegt amharbvatralisch um das alte Schloß der Herzoge des Archipels.
Anapfi (Rampchio).	Griechenland, Aukliden.	Das alte Anapfi zwischen Stampalia und Thera, 60 □ Km., 1000 Einw., hat einige sehr fruchtbare Thäler, die namentlich viel Obstbäume erzeugen. Höchster Punkt 412 M. Hauptort Anapfi. An der S.-Küste Ruinen eines Apollotempels.
Andro (Andros).	Griechenland, östl. Aukliden.	250 □ Km., 20,000 Einw., in der Fortsetzung von Euböa, von dem es durch die Ioro-Passage getrennt ist, im W. von einem Gebirge durchzogen, zu dessen Seiten fruchtbare Ebenen. Getreid, besonders Weizen. Wichtig auch Viehzucht, Schafe, dann Vogelfang. Im D. Stadt Andro, 7000 Einw., mit kleinem Hafen; ferner im S. Karthion oder Ano-Kastron (1500 Einw.). Gavorion im W. mit gutem großen Hafen. Viele Bewohner wandern auf längere Zeit aus und suchen in der Levante als Handwerker oder Tischler bei Eurodacten Erwerb.
Aspropalia (Stampalia).	Türkei, südl. Sporaden.	Das alte Aspropalia, im W. von Ko, 140 □ Km., 2000 Einw., ruht wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmter, besteht aus zwei mächtigen Felsmassen, welche eine schmale Landenge verbindet. Hauptort mit mittelalterlichem Castell und 1500 Einw. Viele antike Ruinen. Die Bewohner, geschickte Läufer, reiten Schwämme.
Gandia, siehe Kreta. Chios, siehe Skio. Delos (Dili).	Türkei, südl. Sporaden. Griechenland, Aukliden.	2000 Einw., die Badeschwämme und ausgezeichnete Feigen in Handel bringen.
Euböa (Evriipo).	Griechenland.	60 □ Km., kleines Kelleneiland, ehemals mit zahlreichen prachtvollen Tempeln und Kunstwerken, Nationalheiligtum der alten Hellenen. Jetzt eine mit Schutt und Trümmern bedeckte Einöde, voll giftiger Thiere und Ungezieher. Fast unbewohnt, befeuchtet das nahe Groß-Delos (Mykali-Is.) oder Rheneas.
Eurini (Karnaes) Inseln. Guira Arura. Pagiostrati (Rene).	Türkei, südl. Sporaden. Griechenland, n. Sporaden. Türkei.	Große Insel (300 □ Km.), durch schmalen Meerarm von Attika getrennt, lang hingestreckt, mit steiler O.-Küste, auf welcher die ansehnlichen Urgebirgsmassen schneller abfallen als nach W., mit schönen Wäldern und fruchtbaren Ebenen; reich an Producten. Kein anderer Theil Griechenlands hat eine so kräftige Vegetation, wie der N. dieser Insel. Die Echa-Kette durchzieht das ganze Eiland, darin der Delyph oder Erph (1750 M.) und der Esiaberg (1350 M.). Wichtigste Städte: Chastie, echt türkische Stadt, griech. Garibo genannt, mit trummen Häusern, hohen, unregelmäßigen Gassen, schlanken Minarets, 11,000 Einw.; ferner Karthio im S. an einer hübschen Bai und am Rufe des Echa. Berühmter Honig. Befestigter Hafen mit 3000 Einw.; Erio, Hafen an der N.-Küste, Kimi, unweit der O.-Küste, 250 Einw.

(Fortsetzung s. nächste Seite.)





# Verzeichniß der wichtigsten bewohnten Inseln des ägäischen Meeres. (Fortsetzung.)

Name der Insel.	Wohin gehörig.	Kurze Beschreibung und sonstige Bemerkungen.
Milo (Melos).	Griechenland, Kykladen.	Die westlichste der Kykladen, 165 □ Km., 10.000 Einw., vulcanisch, mit einer Solfatara auf dem Berge Kalamo oder Calauro. Heiße Quellen und ungelindes Klima. Durch eine Bucht fast in zwei Theile getheilt. Viele Ruinen aus dem Alterthume. Producte: ausgezeichnete Schwefel, Eisenminen, Weizen, Gerste, Melonen, Del, Honig. Wachs. Hauptstadt Kastropolis, eine der besten Häfen des Mittelmeeres.
Mykonos.	Griechenland, Kykladen.	110 □ Km., 4000 Einw., tüchtige Seefahrer; schöner Menschenfischfang, wohlhabend. Insel dürrer unfruchtbarer Felsen, bringt aber Wein und Feigen hervor. Hauptstadt Mykonos, im N. der Hafen Panormo.
Mytilene, siehe Lesbos. Makia (Makos).	Griechenland, Kykladen.	Die größte der Kykladen, 330 □ Km., 21.000 Einw., außerordentlich fruchtbar, besonders an Wein, üppige südliche Vegetation; liefert reichlich Wein, Del, Feigen, Granatapfel, Pimonen, Baumwolle, Weizen, Salz, Emmer. Wird von Bergen durchzogen; in der Mitte erhebt sich der Oria (1000 M.) neben dem Koroni. In der reizenden Hauptstadt Makos mit 5000 Einw. leben viele Katholiken.
Nikaria (Naria).	Türkei, südl. Sporaden.	253 □ Km. mit etwa 7500–8000 Einwohnern, welche zu den rohsten der Inselgriechen gehören. Das Eiland ist waldig und gebirgig.
Nio (Nos).	Griechenland, Kykladen.	55 □ Km. und 1000 Einwohner, die geschickte Booten sind. Gut bebaut, liefert Wein, Baumwolle und Vieh, hat ausgezeichnete Felsen. Hauptort Nio an der W.-Küste. Der b. Klaf-Berg 735 M.
Nisyro (Nisari).	Türkei, südl. Sporaden.	3000 griech. Einw. Vulkanischen Ursprungs, bringt Wein, Kaff (Branntwein), Mandeln und Knoppeln hervor. 692 M. Seehöhe.
Naxos (Naxos).	Griechenland, Kykladen.	220 □ Km. mit 10.000 Einw.; ist dürr, aber ergiebig an Baumwolle, Wachs und Honig, an Rebhühnern und Wildtauben. Die im Alterthume berühmten Naxosbrüche sind aber erschöpft; sie liegen im N. des Klaf-Berges (771 M.); Hauptort das elende Parikia an der W.-Küste; Naxos an der N.-Küste, ein trefflicher Hafen.
Naxos. Polipandros. Poros (Kalaureia).	Türkei, südl. Sporaden. Griechenland, Kykladen. Griechenland.	Im S. von Naxos, unfruchtbar, zertrümmert von 300 armen Griechen, meist Fieten, bewohnt. Westlich von Gifino, 55 □ Km. und 1000 Einw., hohe Felsenküsten ohne Häfen, dürr, nährt aber seine Bewohner. 55 □ Km. und 7000 Einw., meist Albanesen. An Holz und Wasser arm. Hauptstadt Poros auf einer kleinen vulcanischen Halbinsel. Marine-Arsenal Griechenlands.
Naxos (Naxos).	Türkei.	Felsig und verödet, 2000 Einw., die vom Fischfange leben.
Rheneia, siehe Delos. Rhodos (Rhodos).	Türkei, südl. Sporaden.	1486 □ Km., 35.000 Einw., wovon bloß 7000 Türken, 2000 Juden, der Rest Griechen. In der Mitte waldbedecktes Gebirge mit dem 1500 M. hohen Tiaros (Mabron), fruchtbaren Thälern, schönem Weideland in den gut bewässerten Ebenen, lieblichem, milden Klima; producirt Wein und Del, Weizen, Tabak und Eibfrüchte; auch gibt es Kupfer und grauen Marmor. Im N. die gleichnamige eins so berühmte, jetzt ganz herabgekommene Stadt der Johanniter.
Sakus, siehe Sio. Salamis (Kuluri).	Griechenland, Golf v. Megina.	60 □ Km. groß, ein von S. nach N. gerichtetes Oval, an der W.-Küste jedoch durch einen Meerbusen bis über die Mitte aufgerissen; hat nur an den Küsten ergiebigen Boden.
Samo (Sifam).	Der Türkei tributär.	512 □ Km. mit 15.000 Einw., meistens Griechen, durchaus gebirgig; höchste Spitzen der Mypelos und der Kerk (Geretens, 1440 M.); iber aus maderisch, fruchtbar, herrlicher Wein; producirt außerdem Getreide, Del und Knoppeln. Samo ist ein Küstenthum, das sich selbst verwaltert und der Hofte Tribut zahlt.
Samothraki (Semadret).	Türkei.	190 □ Km., 1800 Einw., mit dem Krater des Phengari-Berges, producirt Getreide; in den Wäldern gewohnt man Holzbohlen. Derseute Ruinen sehr berühmter Alterthümer.

(Fortsetzung s. nächste Seite.)

Name der Insel.	Wohnig gehörig.	Kurz Beschreibung und sonstige Bemerkungen.
Santorin (Thera). Emabert, siehe Samothraki. Eilimo. Eibbero, siehe Aftanfoi. Eifam, siehe Eamo. Eiarpantho, siehe Karpalho. Eftalho. Elio (Sphio und Satho).	Wriedenland, Rhylaben. Wriedenland, Rhylaben. Wriedenland, n. Eporaben. Iurtei.	110 □ km. mit 13,000 Einw., berühmt wegen der dort vorkommenden vulcanischen Ausbrüche; solchen ver- daut die Insel selbst und die kleinen benachbarten Eilande Therafia und Aftanfoi ihr Entsehen. Berge nadt und Thal, aber ausgezeichneter Wein und Baumwolle. Hauptort Thera. 50 □ km. Trefflicher Wein, Seigen, Wolle, Baumwolle und Wefte. 2600 Einw., mit immergrünem Aufchwert bebedt, Weinbau und gleichnamige Stadt mit fihrem Safen. 1040 □ km. mit 60,000 Einw., im W. bergig, ohne Wald, und fehr fruchtbar. Hauptprodukte: Seide, Seigen, Agrum, Käse, Wolle, Häute, Pfeffer, herrlicher Wein. Sehr viel Handel. Bewohner fleißig und intelligent, die Frauen berühmt schön. Hauptstadt Kastro, 15,000 Einw., an der S.-Küste. Trefflicher Wein, gleichnamige Stadt (5000 Einw.) mit gutem Safen. Bergig, in der Ebene fruchtbar; kleine Fafenstadt mit 2400 Einw. 16 □ km., 10,000 Einw., unfruchtbar, darauf der gleichnamige Bleden mit gutem und fihrem Safen. 110 □ km. mit 31,000 Einw., eine 450 W. hohe Kalkinsel mit Nerm u polie, der Hauptstadt der Rhylaben (21,000 Einw.), dem bedeutendsten Handelsplake von ganz Wriedenland. Sehr fruchtbar, namentlich an Wein, gut bebaut; 3000 Einw. 440 □ km. mit 7000 griechifchen Einwohnern, gebirgig, 1000 W. hoch, bewaldet, in den Thälern Getraide und Wein. Städtchen Molgato.
Thera, siehe Santorin. Therafia, siehe Santorin. Thernia (Ruthnos). Tilo (Telos). Tinos. Tynarenuß, siehe Epetia. Tzia oder Zea (Zeo).	Wriedenland, Rhylaben. Wriedenland, Rhylaben. Iurtei. Wriedenland, Rhylaben. Iurtei. Iurtei. Wriedenland, Rhylaben. Wriedenland, Rhylaben.	137 □ km., 4000 Einw., gebirgig, aber fruchtbar. Schweinegucht. Mit 1000 aderbautreibenden Einwohnern. 205 □ km., 22,000 Einw., darunter 8000 Katholiken, ganz gebirgig, aber sorgfältig angebaut, gut bewäffert, an Seide ergiebig, fehr gewerbfleißig. Stadt Tinos mit 3100 Einw. im S. 165 □ km. mit 4000 Einw., fehr fruchtbar, großer Wassereichthum; produciert Wefte, Wein, Seide, Knopfern.

Uebersicht der britischen Besitzungen (nach A. Steinhauser).

Welttheil.	Name der Besitzungen.	Areal in □ Km.	Einwohner- zahl.
Asien.	Britisch Vorder- und Hinter-Indien mit Ceylon	2,571,405	192,992,000
	Schutzstaaten in Indien . . . . .	1,673,453	46,246,000
	Aden, Perim, Andamanen, Nicobaren, Hongkong &c.	10,906	162,600
	Summa . . . . .	4,255,766	239,420,000
Australien und Oceanien.	Continent Australien mit Tasmanien . . . . .	7,695,721	1,775,000
	Neuseeland und die anderen Inseln . . . . .	277,239	305,000
	Summa . . . . .	7,972,960	2,080,000
Afrika.	Ostland, Natal, Oranienland &c. . . . .	618,641	951,000
	Goldküste, Sierra &c. &c. . . . .	44,271	685,000
	Afrikanische Inseln (Mauritius &c.) . . . . .	2,768	363,000
	Summa . . . . .	665,680	2,000,000
Amerika.	Canada, N.B.-Territorium, Neufundland . . . . .	9,203,264	3,866,000
	Honduras . . . . .	34,964	25,000
	Westindische Inseln, Bermudas . . . . .	35,879	1,089,000
	Britisch Guyana . . . . .	221,243	191,000
	Falkland-Inseln und Staaten-Inseln . . . . .	12,279	1,000
	Summa . . . . .	9,507,629	5,174,000
Außereuropäischer Besitz . . . . .		22,402,235	248,682,000
Europäischer Besitz . . . . .		313,314	31,945,000
Gesammt-Besitz . . . . .		22,715,549	280,627,000

Colonialbesitz der Niederlande.

	Name der Besitzung.	Flächen- raum in □ Km.	Einwohnerzahl	
			in Summa.	davon Euro- päer.
In Asien 1,417,800 □ Km., 21,101,411 Einw., 36,689 Europäer.	Sumatra's W.-Küste . . . . .	121,172	1,620,979	2,146
	Bentulen . . . . .	25,087	140,126	165
	Pampong'scher District . . . . .	26,155	112,271	99
	Palembang . . . . .	160,343	573,697	224
	Bangka . . . . .	13,050	62,368	152
	Biliton . . . . .	6,552	26,160	55
	Riouw . . . . .	45,427	76,872	206
	W.-Borneo . . . . .	154,506	365,881	123
	E.- und O.-Borneo . . . . .	361,653	867,763	334
	Geläbes und Sumbawa . . . . .	118,380	319,755	1,168
	Menado . . . . .	69,776	514,463	777
	Amboina . . . . .	49,017	233,608	1,742
	Ternate . . . . .	62,204	97,402	295
	Timor . . . . .	57,409	90,000	222
	Bali und Lombok . . . . .	10,462	86,000	19
In Amerika 120,451 □ Km. 97,451 Einw.	Java und Madura . . . . .	134,607	17,298,200	28,926
	Surinam . . . . .	119,321	60,000	690
	Curaçao u. s. w. . . . .	1,130	36,871	—



# Das Königreich der Niederlande.

Name der Provinzen.	[ ] km.	Einwohner- zahl 1873.	[ ] km.	Städte.	Gemeinden überhaupt.	Wüßtes Land in %	Protestanten in %	Röm. Katholiken in %.	Israeliten in %.	Hauptstadt.		Sonstige wichtige Städte.
										Name.	Ein- wohner- zahl.	
Nordbrabant . . . . .	5,127,74	413,045	86	10	155	28	11,5	85	0,5	's Hertogenbosch	24,395	Bergen op Zoom.
Gelderland . . . . .	5,086,44	411,085	87	15	116	25,2	61	38	1	Arnhem	25,348	Zutphen.
Ö.-Holland . . . . .	3,017,36	721,464	241	14	193	4,3	73,5	24,5	2	's Gravenhage	81,881	Leiden, Delft, Rotterdam, Gouda, Dordrecht.
Nl.-Holland . . . . .	2,716,36	610,990	224	11	134	10,2	67,5	27,5	5	Amsterdam	277,766	Edam, Soort, Alkmaar, Alkmaar-Diep, IJssel.
Zeeland . . . . .	1,765,00	182,165	104	9	112	7	73,5	26	0,5	Breda	14,714	Amsterdam.
Utrecht . . . . .	1,384,29	179,465	130	6	72	10,9	62	37	1	Utrecht	57,085	Amsterdam.
Friesland . . . . .	3,274,44	307,390	95	11	43	10,4	90	9	1	Leeuwarden	24,562	Harlingen, Groningen.
Overijssel . . . . .	3,343,05	260,533	78	4	61	30,5	66,5	32	1,5	Enschede	18,824	Deventer, Kampen.
Groningen . . . . .	2,292,64	232,739	101	1	57	14,4	90,5	7,5	2	Groningen	34,768	—
Drenthe . . . . .	2,662,62	109,454	40	3	33	37,5	93,5	4	2,5	Assen	4,325	—
Limburg . . . . .	2,204,14	227,469	103	5	125	26,1	2,5	97	0,5	Maastricht	27,410	Roermond.
Flandern . . . . .	32,874,86	3,716,102	113	89	1131	20,8	60	38	2	—	—	—
Brabant . . . . .	1,950	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Limburg, Großherzogth. .	2,567,4	197,525	—	—	—	—	—	—	—	Limburg	14,440	Eschermach.

# Uebersicht des deutschen Reiches.

Rang der einzelnen Staaten.	Name der Staaten.	Flächen- raum in □ Km.	Einwohner.			Zehnhner auf 1 □ Km.	Confessionen in Proc.				Hauptstadt und deren Einwohnerzahl.
			3m Ganzen (1871).	Proc. der männl.	weibl.		Protest. Hanten.	Katholiken.	Andere Christen.	Juden.	
Königreiche.	Preußen (mit Danenburg)	348,337.79	21,691,584	49.3	50.7	71	64.9	33.5	0.2	1.3	Berlin . . . . . 1,000,000
	Bayern . . . . .	75,863.42	4,863,450	48.7	51.3	64	27.6	71.2	0.11	1.04	München . . . . . 180,000
	Württemberg . . . . .	19,503.69	1,818,539	48.2	51.8	93	68.7	30.4	0.2	0.7	Stuttgart . . . . . 107,000
	Sachsen . . . . .	14,989.00	2,556,241	48.3	51.2	171	97.3	2.1	0.2	0.13	Dresden . . . . . 178,000
Groß- herzog- thümer.	Baden . . . . .	15,075.30	1,461,562	48.8	51.2	97	33.6	64.5	0.15	1.7	Carlsruhe . . . . . 37,000
	Mecklenburg-Schwerin . . . . .	13,306.00	557,897	48.8	51.2	42	99.2	0.2	0.22	0.5	Schwerin . . . . . 27,000
	Hessen . . . . .	7,076.30	852,894	49.5	50.5	111	68.6	27.8	0.45	0.5	Darmstadt . . . . . 40,000
	Oldenburg . . . . .	6,396.64	314,459	49.2	50.8	49	76.0	22.6	0.3	0.47	Oldenburg . . . . . 14,000
Herzog- thümer.	Sachsen-Weimar-Eisenach . . . . .	3,636.00	266,183	48.7	51.3	79	96.2	3.3	0.06	0.4	Weimar . . . . . 16,000
	Mecklenburg-Strelitz . . . . .	2,929.52	96,962	48.5	51.5	33	99.3	0.17	—	0.5	Strelitz . . . . . 9,000
	Braunschweig . . . . .	3,690.43	311,761	49.0	50.1	85	97.2	2.2	0.16	0.37	Braunschweig . . . . . 58,000
	Sachsen-Meinungen . . . . .	2,468.43	187,957	49.0	51.0	76	98.2	0.8	0.00	0.59	Meinungen . . . . . 8,000
Fürsten- thümer.	Reuß . . . . .	2,347.08	203,437	49.1	50.9	87	97.4	1.68	0.08	0.9	Reuß . . . . . 18,000
	Sachsen-Coburg-Gotha . . . . .	1,967.75	174,339	48.4	51.6	89	99.11	0.72	0.04	0.12	Coburg u. Gotha . . . . . 13,000 u. 21,000
	Sachsen-Altenburg . . . . .	1,321.50	142,122	48.7	51.3	108	99.8	0.14	—	—	Altenburg . . . . . 20,000
	Waldeck . . . . .	1,135.10	56,224	46.9	53.1	50	96.17	2.3	0.05	1.48	Waldeck . . . . . 2,500
Freie Städte.	Tippe . . . . .	1,134.30	111,135	49.2	50.8	98	96.7	2.4	—	0.9	Tippe . . . . . 7,000
	Schwarzburg-Rudolstadt . . . . .	942.13	75,523	48.8	51.2	80	99.7	0.12	—	0.15	Rudolstadt . . . . . 7,100
	Schwarzburg-Sondershausen . . . . .	862.11	67,191	48.6	51.4	78	99.4	0.36	—	0.27	Sondershausen . . . . . 5,900
	Reuß, jüngere Linie . . . . .	829.80	89,032	48.8	51.2	107	99.7	0.2	—	—	Reuß . . . . . 4,800
Freie Städte.	Schaumburg-Lippe . . . . .	443.80	32,059	49.6	50.4	72	97.5	1.2	—	1.1	Schaumburg-Lippe . . . . . 4,700
	Reuß, ältere Linie . . . . .	318.83	45,094	49.3	50.7	138	99.6	0.3	—	—	Reuß . . . . . 11,600
	Hamburg . . . . .	409.76	338,974	48.9	51.2	827	90.5	2	0.9	4.07	Hamburg . . . . . 305,000
	Lübeck . . . . .	262.73	52,158	48.1	51.9	184	97.9	0	0.2	1.1	Lübeck . . . . . 40,000
Reichsland.	Bremen . . . . .	250.89	122,402	48.6	51.4	489	96.4	2.9	0.2	0.4	Bremen . . . . . 83,000
	Elßaß-Lothringen . . . . .	14,493.87	1,549,587	48.0	51.1	107	17.5	79.7	0.14	2.6	Elßaß . . . . . 51,000
Deutsches Reich . . . . .		540,610.53	41,058,792	49.08	50.92	76	62.2	36.2	0.2	1.25	—

# Die Cantone der Schweizer Eidgenossenschaft

## (nach ihrer amtlichen Rangordnung).

Name des Canton's.	Real m. in	Bevölk. Aahl.	m. q. in	Hauptstadt.		Mergemeine Bemerkungen.
				Name.	Ein- wohner- Aahl.	
Bürich . . . . .	1723	265,000	165	Bürich.	21,000	Bei Ueberfluß an Wein und Obst, zeichnet sich rühmlich durch Kunstleiß aus; in Bürich onsehn- liche Seiden- und Baumwollmanufacturen; lebhafte Expedition nach Italien. Wichtigste Stadt: Winterthur (10,000 Einw.), einer der betriebsamsten Orte der Schweiz. Religion reformirt.
Bern . . . . .	6869	507,000	71	Bern.	36,000	Im S. die höchsten Gebirge und Gletscher, zwischen welchen große Thäler. Alpenwirtschaft Haupt- beschäftigung. Im N. das Land flacher, liefert Getreide, Obst, Wein. Religion reformirt; nur der Berner Jura und ein Theil des Seelandes ist meist französisch und katholisch.
Bugen . . . . .	1501	132,000	85	Bugen.	15,000	Hohes Gebirgeland mit dem Pläntus-Berg. Religion katholisch. Stadt Bugen in lieblicher Lage an der Meuß, treibt Gewerbe und Handel, besonders Expeditionshandel über den See und den St. Gallhard.
Uri . . . . .	1076	16,000	15	Altdorf.	2,700	Der relativ kleinste Canton; äußerst gebirgig. Religion katholisch.
Schwyz . . . . .	006	48,000	53	Schwyz.	6,200	Die durch ihre vrüchtliche Aueflucht berühmte Rigi (1802 M. hoch). Viehzucht, aber auch Flor- selbe- und Baumwollspinnereien. Religion katholisch.
Unterwalden ob dem Rhod und dem Rhod	475 291	14,000 12,000	30 40	Zürnen. Ztang.	3,700 2,100	Nur mit fast 3250 M. hohen Bergen, aber auch mit fruchtbaren Thälern und ziemlich mildem Klima. Viehzucht und Alpenwirtschaft. Religion katholisch.
Glarus . . . . .	691	35,000	51	Glarus.	5,500	Das von hohen Bergen umschlossene Thal der Rhod mit ihren Nebenflüssen; nur im N. ist eine Ebene. Ohne Aderbau, aber mit Viehzucht und Fabrikthätigkeit. Schiefer wird viel an Fischen und Metenafeln verarbeitet. Religion meist evangelisch.
Bug . . . . .	239	21,000	88	Bug.	4,300	Der kleinste Canton, mit gesegneten Strichen und reicher Viehzucht.
Breiburg . . . . .	1669	111,000	66	Breiburg.	11,000	Der S. gebirgig und rauh, der N. trotz seines Namens, das Hochland, d. i. ödes Land, mit bered Hügelanb. Vortrefliche Viehzucht, liefert den besten Käse; im N. Weizenbau. Con- fession größtentheils katholisch.
Solothurn . . . . .	785	75,000	95	Solothurn(Seelene)	7,100	Weibig, aber zum Theil fruchtbare Kornboden. Religion katholisch.
Basel, Basel Stadt	37	48,000	222	Basel.	15,000	Schöne Rhodweiden und fruchtbare Thäler mit Getreidebau. Industrie und Handel bedeutend, besonders in der Stadt Basel. Viehsal wegen seiner Sandbauge berühmt. Religion reformirt.
" Basel-Land .	422	54 000		Basel.	5,000	Nördlicher Canton; weniger gebirgig; gute Viehzucht und Weinbau. Die fleißigen Einwohner sind reformirter Religion.
Schaffhausen . . . .	300	38,000	126	Schaffhausen.	10,300	(Fortsetzung und Schluß f. nächste Seite.)

Die Cantone der Schweizer Eidgenossenschaft-(nach ihrer amtlichen Rangordnung). (Fortsetzung und Schluß.)

Name des Canton's.	Hauptst.	Allgemeine Bemerkungen.	
		Bevölk.	Einw.
Appenzell.			
Ausser-Rhoden .	187	49,000	10,000
Inner-Rhoden .	75	12,000	3,500
Sancet Gallen . .	91	191,000	17,000
Graubünden . . .	13	92,000	7,600
Argau . . . . .	112	199,000	7,000
Thurgau . . . . .	94	93,000	3,200
Tessin (Ticino) . .	42	120,000	2,500
Vaudt (Vaud) . . .	72	232,000	27,000
Valais (Valais) . .	18	97,000	5,000
Neuenburg . . . .	120	97,000	13,400
Genf (Genève) . . .	329	93,000	65,000

Sehr gebirgig, mit engen Thälern. Ausser-Rhoden protestantisch, sehr gewerbtätig; Inner-Rhoden katholisch, meist Alpenhütten.

Im N. fruchtbares, anmuthiges Hügel- und Thalland, im S. mit Schnee und Gletscher bedeckte Alpen. Schöne Weiden, Getreide- und Obstbau. Viel Weberei. Religion gemischt.

Westlicher und größter Canton, sehr gebirgig. Bevölkerung zu 1/3 germanischen, 2/3 romanischen Stammes. Dergleichen Religion 1/3 katholisch, 2/3 protestantisch. In Ghr lebhafter Handel.

Boden eben, nur einzelne niedrige Berge, fruchtbarer Ackerbau. Religion gemischt.

Der fruchtbare Canton, mit Landwirtschaft, Weinbau, Leinen- und Baumwollensfabriken, ohne größere Städte. Religion vorherrschend reformirt.

Herrliches Gebirgsland. Bewohner Italiener, katholisch. In Tessin gibt es drei Hauptorte, die alle 6 Jahre wechseln: Yverdon, Yverdon (2700 Einw.) und Yverdon (6000 Einw.), wo schon Seide erzeugt wird.

Schönes Land mit mildem Klima, fruchtbar. Industriöse Bewohner, die meistens französisch reden und protestantischer Confession sind.

Das Rhodethal mit warmem Klima. Südsüdliche gedeihen hier schon. Die Einwohner sind meist romanischen Stammes, nur Oberwallis ist deutsch. Die Sprache ist ein verdorrenes, gemischtes Idiom, Religion katholisch.

Einige Gebirgsthäler und der Ufersaum des Neuenburger See's haben fruchtbaren Boden und mildes, für Weinbau besonders geeignetes Klima. Unter den meist protestantischen Bewohnern herrscht großer Kunstfleiß; sie produciren Uhren, Kattune, Spitzen, Galanteriewaaren.

Hügeliger, fruchtbarer Boden, mildes, Wein- und Obstbau begünstigendes Klima. Ghemals überwiegend reformirt. Jetzt aber, in Folge der Erwerbung französischen und savoyischen Gebietes, mit schwacher Mehrheit katholisch. Die durchaus französischen Bewohner sind ausgezeichnet durch ihre Industrie.



# Verzeichniß der bedeutenderen Binnengewässer des Europäischen Rußland.

Name der Seen.	In welchem Gouvernement.	Flächen- inhalt:
		□ Rm.
Bjeloje . . . . .	Nowgorod . . . . .	1124,8
Elton-Salzsee . . . . .	Astrachan . . . . .	161,0
Ilmen . . . . .	Nowgorod . . . . .	918,5
Imandra . . . . .	Archangelst . . . . .	851,9
Keretj . . . . .	Archangelst . . . . .	404,3
Nowosero . . . . .	Archangelst . . . . .	584,3
Rondosero . . . . .	Archangelst . . . . .	328,0
Rubenskoje . . . . .	Wologda . . . . .	393,3
Runto, mittlerer See . . . . .	Archangelst . . . . .	493,0
Runto, oberer See . . . . .	Archangelst . . . . .	291,0
Ratscha . . . . .	Olonez . . . . .	365,1
Rotisero . . . . .	Archangelst . . . . .	440,5
Rjamosero . . . . .	Archangelst . . . . .	360,0
Segosero . . . . .	Olonez . . . . .	1246,0
Seliger . . . . .	Iwer . . . . .	259,7
Toposero . . . . .	Archangel . . . . .	1065,1
Tuloh . . . . .	Olonez . . . . .	280,0
Wirzjärm . . . . .	Pibland . . . . .	276,3
Wodlosero . . . . .	Olonez . . . . .	467,8
Wolhe . . . . .	Nowgorod . . . . .	427,9
Wygosero . . . . .	Archangelst und Olonez . . . . .	860,5

# Verzeichniß der bedeutenderen Binnengewässer des Asiatischen Rußland.

Name der Seen.	In welchem Gouvernement oder Gebiet.	Flächen- inhalt:
		□ Rm.
Ala Kul . . . . .	Semiretschinsk . . . . .	1999,7
Amantai-Natai . . . . .	Ural Gebiet . . . . .	409,7
Barun-Tarei . . . . .	Transbaikalien . . . . .	705,8
Dengis . . . . .	Almollinsk . . . . .	1502,2
Dengis (saure See) . . . . .	Almollinsk . . . . .	1268,9
Dengis-Kul . . . . .	Almollinsk . . . . .	546,9
Kalundinskoe . . . . .	Tomsk . . . . .	446,1
Kara-Kul . . . . .	Syr-Derja . . . . .	1627,4
Kara-Teren . . . . .	Amu-Derja . . . . .	435,2
Nor-Saissan . . . . .	Semipalatinsk . . . . .	1830,8
Sark-Kopa . . . . .	Turgaisk . . . . .	512,1
Sajnt-Kul . . . . .	Semiretschinsk . . . . .	557,8
Saumal-Kul . . . . .	Syr-Derja . . . . .	466,8
Son-Kul . . . . .	Semiretschinsk . . . . .	415,4
Tschalkar-Tenis . . . . .	Turgaisk . . . . .	2078,9
Tschubar-Tenis . . . . .	Turgaisk . . . . .	409,7
Ulfun-Karai (salzsaure See) . . . . .	Almollinsk . . . . .	515,3

# Rußlands Areal und Bevölkerung nach Gouvernements.

Gouvernements.	Flächen- inhalt.	Anwesende Bevölkerung im Jahre 1870.			Auf 100-Männer kommen Frauen	Städtische Bevölkerung.		Specifische Bevölkerung auf 1 □ Km.
	□ Km.	Männliche.	Weibliche.	Zusammen.		Absolut.	o. d. We- iblich.	
Europäisches Rußland.								
Archangelst	767,490,4	135,993	145,119	281,112	106,7	29,405	10,5	0,4
Astrachan	224,471,4	310,130	291,384	601,514	93,6	73,322	12,2	3
Bessarabien	36,131,2	565,111	513,821	1,078,932	90,9	202,401	18,7	30
Charkow	51,493,4	815,700	852,315	1,668,015	100,7	235,626	13,6	31
Chersjow	71,148,0	830,154	786,655	1,596,809	92,3	414,837	25,9	22
Donisches Roßengebiet	160,351,2	535,915	550,349	1,086,264	102,6	18,671	1,7	7
Estland	19,715,3	157,891	166,070	323,961	105,1	38,505	11,8	16
Grodno	38,759,2	502,681	505,840	1,008,521	100,6	131,271	13	26
Jarosslaw	35,612,6	464,691	536,057	1,000,748	115,6	89,389	8,9	28
Jekaterinoslaw	67,720,8	688,716	663,584	1,352,300	96,1	231,129	17,1	20
Kaluga	30,922,9	487,748	508,504	996,252	104,2	105,274	10,5	32
Kasan	63,714,7	838,498	866,126	1,704,624	103,2	138,093	8,1	27
Kijew	50,990,1	1,084,295	1,090,837	2,175,132	100	240,806	11,7	43
Kostroma	84,695,1	551,782	624,315	1,176,097	113,1	74,690	6,4	14
Kowno	40,640,9	562,432	593,609	1,156,041	105,5	92,168	7,9	28
Kurland	27,286,0	297,728	321,426	619,154	107,9	64,866	10,4	23
Kursk	46,455,3	967,379	987,428	1,954,807	102	130,804	6,7	42
Livland	46,190,0	488,402	512,474	1,000,876	104,9	148,761	14,8	22
Minsk	91,357,3	587,641	594,589	1,182,230	101,1	124,123	10,5	13
Mohilew	48,045,7	469,684	477,941	947,625	101,7	97,776	10,3	20
Moosau	33,302,3	924,985	847,639	1,772,624	91,6	583,210	32,8	53
Nischnij-Nomgorod	51,272,5	607,070	661,494	1,271,564	104,3	16,882	6,8	25
Nomgorod	122,337,1	493,767	517,678	1,011,445	101,8	75,691	7,4	8
Olonez	136,045,7	141,526	151,806	296,392	109,4	19,927	6,7	2
Orel	46,725,9	793,467	803,414	1,596,881	101,2	175,127	10,6	34
Orenburg	191,364,0	453,289	447,317	900,607	98,6	63,159	7	5
Pensa	36,839,6	577,548	595,648	1,173,196	103	114,792	9,8	30
Perm	332,156,7	1,052,689	1,145,977	2,198,666	108,1	103,279	4,7	7
Podolien	42,017,6	972,388	960,800	1,933,188	98,8	132,637	6,8	46
Poltawa	49,895,4	1,039,469	1,063,145	2,102,614	102,2	175,091	8,4	42
Pstow	43,703,5	378,202	397,499	775,701	105,1	55,132	7,1	18
Rjasan	42,098,3	729,350	748,083	1,477,433	102,5	74,774	5	35
St. Petersburg	44,986,8	727,807	597,664	1,325,471	82,1	776,616	58,6	29
Samara	155,913,9	909,354	927,727	1,837,081	102	106,574	5,8	12
Saratow	84,492,1	856,633	894,635	1,751,268	101,4	234,880	13,4	21
Sibirsk	49,493,6	588,019	617,862	1,205,881	105	72,740	7,7	24
Smolensk	56,041,4	565,476	574,539	1,140,015	101,6	89,612	6	20
Tambow	66,519,0	1,070,421	1,080,559	2,150,971	100,9	152,038	7,6	32
Taurien	61,178,3	362,182	342,815	704,997	94,6	133,236	18,9	12
Tula	30,965,3	579,391	588,487	1,167,878	101,6	113,451	9,7	38
Twer	65,329,8	745,093	783,788	1,528,881	105,2	159,408	9,1	23
Tschernigow	52,402,4	815,787	843,813	1,659,600	103,4	149,809	9	32
Ufa	121,811,8	680,522	684,403	1,364,925	100,7	55,094	4,3	11
Wilna	42,507,1	495,542	506,367	1,001,909	102,1	94,447	9,4	24
Witewsk	45,166,4	445,392	443,335	888,727	99,5	115,066	12,1	20
Wjatka	153,106,6	1,145,646	1,260,378	2,406,024	110	63,512	2,6	16
Wladimir	48,855,8	611,504	648,419	1,259,923	106	94,331	7,5	26
Wologda	402,725,2	483,185	519,854	1,003,039	107,5	43,005	4,2	2
Wolhynien	71,838,7	808,846	855,172	1,704,018	109,7	126,515	7,4	24
Woroneß	65,885,6	1,067,562	1,085,134	2,152,696	101,2	115,946	5,4	33
	4,755,173,2	32,544,624	33,169,965	65,714,589	101,1	7,020,835	10,7	14
Polnische Gouvernements.								
Kalisch	11,373,5	324,975	344,286	669,261	105,9	89,688	14,4	59
Kielce	10,002,6	251,198	267,532	518,730	106,2	31,541	6,1	51
Lublin	16,837,7	348,065	359,034	707,099	103,1	73,055	10,3	42
Lomha (1871)	12,086,0	241,906	247,744	489,699	102,4	50,448	10,5	41
Piotrkow	12,249,6	340,985	351,510	682,495	106,2	120,115	17,6	56
Ploß	19,877,7	225,971	245,967	471,938	108,8	65,576	13,6	43
Radom	12,352,1	264,015	268,451	532,466	101,7	56,207	10,5	43
Siedlec (1867)	14,314,0	245,608	258,998	504,606	105,4	116,120	23	35
Suwalki	12,550,2	252,828	271,661	524,489	107,1	61,114	11,6	42
Warschau (1867)	14,562,2	445,140	483,529	928,669	107,9	369,882	39,9	64
	127,416,5	2,930,721	3,095,700	6,026,421	105,2	1,033,726	17,2	147
	4,872,489,7	35,465,345	36,265,635	71,730,980	102,2	8,054,364	11,2	15

\*) Da nach der letzten Zählung die Bevölkerung der Stadt Moosau allein 601,969 beträgt, so erscheint diese Angabe als fehlerhaft. (Fortsetzung und Schlag f. nächste Seite.)



# Königreich Italien.

Region. Provinz.	Areal in Qm.	Be- wohner 1871.	auf 1 □ Qm.	Zahl d. Districte.	Zahl der Gemeinden.	Anab- habeten pro Mille.	Wichtigste Erzeugnisse der Regionen.
<b>Piemont</b>	29,268,70	2,809,564	99	—	1487	500	Weizen, Mais, Maulbeeren,
Alessandria	5054,65	683,361	135	6	344	568	Nelken, Arbusen, Hanf.
Cuneo	7135,65	629,232	87	4	263	564	Wäse; Seidenproduction; et-
Novara	6543,22	624,885	96	6	438	483	was Viehzucht, Bergbau und
Torino	10,531,91	972,886	91	5	442	423	Folgeschlag.
<b>Liguria</b>	5321,20	844,812	158	—	317	622	Del. Wein, Kastanien; Seide,
Genova	4111,45	716,759	174	5	210	635	Käsebereitung, Baumwoll-
Porto Maurizio	1209,75	127,053	105	2	107	517	spinnereien, Strumpfwirker-
							stühle, Spitzen- und Karton-
							webereien, Leder-, Papier-,
							Seifen-Fabriken und Macca-
							ronifabriken, Maschinen-
							fabriken, Eisengießereien,
							Gold- und Silberarbeiterei.
<b>Lombardien</b>	3,526,81	3,460,823	147	—	1965	528	Wein, Maulbeeren, Obst, Mais,
Bergamo	2816,71	368,152	131	3	306	465	Gerste, Kastanien, Weizen,
Brescia	4257,58	465,023	107	5	285	512	Wolle, Hafer, die feinste
Como	2719,83	477,642	176	3	518	481	Seide, große Viehzucht und
Cremona	1637,30	300,595	181	3	135	599	Käsebereitung, Manufac-
Lecco	2490,39	288,942	116	11	67	692	turen noch unbedeutend.
Milano (Mailand)	2092,20	1,000,794	337	5	313	491	Neben Seidenfabriken gibt
Pavia	3345,20	448,435	134	4	263	589	es Flachspinnereien, Zucker-
Sondrio	3267,60	111,241	31	1	78	491	raffinerie, Bierbrauereien,
							Eisenwaarenproduction,
							Woll- und Wagnfabriken,
							Wald- und Silberarbeiten,
							Bronzen, Buchdruckereien.
<b>Venetien</b>	23,463,73	2,642,807	113	—	795	698	Seide, Wein und Mais, Baum-
Belluno	3291,78	175,282	53	7	66	624	wollengarn, Leder, Bretter,
Padua	1955,67	364,130	186	8	103	713	raffinierter Zucker.
Verona	1686,19	200,835	119	7	63	778	
Treviso	2437,60	352,538	145	8	96	717	
Udine	6511,73	481,586	74	17	180	731	
Venezia (Venedig)	2198,04	337,437	154	7	51	667	
Verona	2747,34	367,437	134	11	113	626	
Picenza	2092,38	303,161	138	10	123	678	
<b>Emilia</b>	30,515,09	2,113,828	103	—	323	754	Weizen, Mais, Getreide, Hanf,
Bologna	3601,76	439,232	122	3	58	708	Seide, Wein, Kastanien,
Ferrara	2616,77	215,369	82	3	16	764	Eicheln, Holz, Kohlen, Gut-
Forlì	1862,37	234,090	126	3	40	807	terkräuter, Bettstroh und
Modena	2401,45	273,231	109	3	45	719	Vieh, Lederfabrikation,
Parma	3219,08	204,381	82	3	50	777	Baumwollenweberei, Bier-
Piacenza	2499,56	225,775	90	2	48	771	brauerei. Verschiedene Jagd-
Ravenna	1922,33	221,115	115	3	21	798	gewehre und chirurgische In-
Reggio nell' Emilia	2271,74	240,635	106	2	45	745	strumente.
<b>Umbria</b>	9633,46	549,601	57	—	173	826	Borzuglicher Wein, Oliven.
Perugia				6			
<b>Marken</b>	9703,70	915,419	94	—	249	816	Treffliche Seidenzucht, Ge-
Ancona	1907,39	262,349	138	1	51	782	treide, Haselnüsse, Schiffs-
Ascoli Piceno	2095,56	203,004	97	2	71	847	bauholz, Fabrication von
Macerata	2736,63	236,994	87	2	54	827	Seilwerk und Segeltuch,
Pesaro u. Urbino	2964,12	213,072	72	2	73	815	Eisen- u. Messinggießereien,
							Leder- und Tuchfabriken,
							Papierbereitung, Spiritus-
							destillation.
<b>Toscana</b>	21,052,90	2,112,525	89	—	278	774	Getreide, Weizen, Anis, Senf,
Arezzo	3309,60	234,645	71	1	41	810	Kraut, Hanf, Flachse, Wein,
Florenz	5873,54	766,824	131	4	78	687	Del, Kartoffel, Maulbeeren-
Grosseto	4420,59	107,457	24	1	20	757	Seidenbau, Bienenzucht,
Livorno	326,20	118,851	364	2	5	553	Strohstickereien, Leinen,
Pucca	1493,21	280,399	188	1	22	723	Wollenmanufact., Baum-
Pisa u. Carrara	1779,91	161,944	91	3	35	786	wollfabriken, Metallwaaren,
Pisa	3056,08	265,959	87	2	40	736	Thon- und Glasfabriken,
Siena	3794,46	206,446	54	2	37	779	Alabaster- und Korallen-
							industrie, Gerbereien, Pa-
							pierfabriken.

(Schluß s. nächste Seite.)





# Meereshöhe und mittlere Jahres-Temperatur der wichtigsten Städte, Orte und Berge in Italien.

Name.	Nördliche Breite.	Meereshöhe in Meter.	Mittl. Jahr.-Temp. in R.°	Name.	Nördliche Breite.	Meereshöhe in Meter.	Mittl. Jahr.-Temp. in R.°
etna, Vulkan in Sicilien . . . . .	37,45	3304	1,1	Como, See, 157 □ Km., 799 M. Tiefe . . . . .	—	197	—
Alba, Stadt in Piemont . . . . .	44,48	—	10,3	Conegliano, Ort der Lombardei . . . . .	45,54	60	11,3
Altamura, Stadt in Apulien . . . . .	40,50	227	11,0	Corsena, Ort in Toscana . . . . .	43,50	175,5	9,3
Amara, Monte, Berg im Hochapennin . . . . .	—	2743	—	Cremona, Stadt in der Lombardei . . . . .	—	45	—
Amiata, Berg im römischen Apennin . . . . .	—	1733	—	Croce, Punta della, Berg in den Apuanen . . . . .	—	1960	—
Ancona, Berg in den römischen Marken . . . . .	43,37	—	10,8	Cuneo, Stadt in Piemont . . . . .	—	535	—
Angelo, Monte San, Berg in Campanien . . . . .	—	1520	—	Domo d'Ossola, Ort in Piemont . . . . .	46,7	278	—
Anguillara, Ort in Venetien . . . . .	45,6	—	9,3	Epomeo, Berg auf Ischia bei Neapel . . . . .	40,43	838	—
Arezzo, Stadt in Toscana . . . . .	43,28	271	—	Euganei, Monti, Hügel in Venetien . . . . .	—	409	—
Bari, Stadt in Apulien . . . . .	41,7	—	—	Falterona, Monti, Berg im etruskischen Apennin . . . . .	—	1648	—
Barletta, Stadt in Apulien . . . . .	41,19	—	—	Florenz, Stadt in Toscana . . . . .	43,47	61	11,5
Bassano, Stadt in Venetien . . . . .	45,46	126	—	Garda-See, in Lombardo-Venetien, 363 □ Km., 290 M. Tiefe . . . . .	—	61	—
Belluno, Stadt in Venetien . . . . .	46,6	393	—	Gargano, Monte, Berg in Apulien . . . . .	41,43	1501	—
Bergamo, Stadt in der Lombardei . . . . .	45,42	379	—	Gennargentu, Berg auf Sardinien . . . . .	—	1918	—
Berici, Monti, Hügel in Venetien . . . . .	—	419	—	Genua, Stadt in Ligurien . . . . .	44,24	54,6	12,9
Bocchetta, Paß im ligurischen Apennin . . . . .	—	523	—	Giuliano, Monti, Berg auf Sicilien . . . . .	—	663	—
Bologna, Stadt in der Emilia . . . . .	44,30	121	10,9	Gran Sasso d'Italia, Berg im Hochapennin . . . . .	42,25	2916	—
Brescia, Stadt in der Lombardei . . . . .	45,33	157	10,2	Iseo-See, in der Lombardei, 61 □ Km., 300 M. Tiefe . . . . .	—	192	—
Brianza, Hügel in der Lombardei . . . . .	—	400	—	Lacina, Paß im ligur. Apennin . . . . .	—	1347	—
Brindisi, Stadt in Apulien . . . . .	40,39	—	—	Lecca, Stadt in Apulien . . . . .	40,20	45	—
Camajore, Ort in Toscana . . . . .	43,55	—	11,4	Limbara, Berg auf Sardinien . . . . .	—	1318	—
Cammarata, Monte, Berg auf Sicilien . . . . .	—	1578	—	Linas, Berg auf Sardinien . . . . .	—	1251	—
Capanne, Berg auf Elba . . . . .	—	1009	—	Livorno, Stadt in Toscano . . . . .	43,33	—	13,3
Casale, Stadt in Piemont . . . . .	—	113	—	Lucca, Stadt in Toscana . . . . .	43,51	12	11,7
Cascina . . . . .	43,40	144	11,6	Luganò, Lago di, Lombardei, 49 □ Km., 276 M. Tiefe . . . . .	—	286	—
Catania, Stadt in Sicilien . . . . .	37,30	19	15,7	Madonia, Monte, Berg auf Sicilien . . . . .	—	1911	—
Catria, Monte, Berg im römischen Apennin . . . . .	—	1669	—	Maggiore, Lago, in der Lombardei, 203 □ Km., 799 M. Tiefe . . . . .	—	196	—
Cervento, Ort in Venetien . . . . .	46,42	—	3,5	Mailand, Stadt in der Lombardei . . . . .	45,28	120	10,3
Chiavenna, Ort in der Lombardei . . . . .	46,19	332,3	—				
Cimone, Berg im etruskischen Apennin . . . . .	44,12	2213	—				
Clodia, Ort in Venetien . . . . .	45,6	—	10,9				
Cocuzzo, Monte, Berg in Cambrien . . . . .	—	1541	—				
Como, Stadt in der Lombardei . . . . .	45,46	215	—				

(Fortf. f. nächste Seite.)

## Meereshöhe und mittlere Jahres-Temperatur etc. (Fortsetzung.)

Name.	Mördliche Breite.	Meereshöhe in Meter.	Mittl. Jahr.-Temp. in R.°	Name.	Mördliche Breite.	Meereshöhe in Meter.	Mittl. Jahr.-Temp. in R.°
Mantua, Stadt in der Lombardei . . . . .	45,10	34	—	Sero, Vizzo di, Berg in Hochapennin . . . . .	—	2516	—
Messina, Stadt auf Sicilien . . . . .	38,11	10	15,0	Siena, Stadt in Toscana . . . . .	43,19	405	10,6
Meta, Berg im Hochapennin . . . . .	—	2210	—	Sila, M., Berg in Calabrien . . . . .	—	1890	—
Mileto, Monti, in Campanien . . . . .	—	2118	—	Stromboli, Berg auf den ligurischen Inseln . . . . .	38,47	979	—
Neapel, Stadt in Campanien . . . . .	40,52	67	12,2	Succiso, Alpe di, Berg im ligurischen Apennin . . . . .	—	2916	—
Nicolosi, Ort in Sicilien . . . . .	37,35	705	14,4	Tolmezzo, Stadt in Friaul . . . . .	46,31	304,5	8,1
Padua, Stadt in Venetien . . . . .	45,24	18	10,0	Trasimener, See, in Umbrien, 100 □Km. . . . .	—	—	—
Palermo, Stadt in Sicilien . . . . .	38,7	54	14,2	Turin, Stadt in Piemont . . . . .	45,4	272,7	9,4
Parma, Stadt in der Emilia . . . . .	44,48	49	10,6	Udine, Stadt in Friaul . . . . .	46,4	109,4	10,1
Pavia, Stadt in der Lombardei . . . . .	45,11	67,5	10,2	Velino, Monte, Berg im römischen Apennin . . . . .	—	2400	—
Pellegrino, Monte, Berg auf Sicilien . . . . .	—	674	—	Venedig, Stadt in Venetien . . . . .	45,25	1	10,1
Penna, Monte, Berg im ligurischen Apennin . . . . .	—	1731	—	Vergine, Monte, Berg in Campanien . . . . .	—	1308	—
Perugia, Stadt in Umbrien . . . . .	43,7	—	9,0	Verona, Stadt in Venetien . . . . .	45 26	51,1	12,0
Pisa, Stadt in Toscana . . . . .	43,43	55	12,2	Vesuv, Vulcan in Campanien . . . . .	40,49	1270	—
Polino, Monte, Berg in Calabrien . . . . .	—	2515	—	Vettore, M., Berg im römischen Apennin . . . . .	—	2477	—
Prato Magno, Berg im etruskischen Apennin . . . . .	—	1508	—	Vicenza, Stadt in Venetien . . . . .	43,33	—	10,2
Rom, Stadt im Latium . . . . .	41,54	29	13,1	Vultur, Berg in Basilicata . . . . .	—	1328	—
Rondinaja, Berg im ligurischen Apennin . . . . .	—	1963	—				
Serino, M., Berg in Basilicata . . . . .	—	1520	—				

# Königreich Spanien.

Namen der historischen Provinzen.	Quadrat M.	Volks- Zahl.	Einwohner auf 1 qm.	Hauptstadt.	Bemerkungen über die Hauptstadt.	Sonstige wichtige Plätze.	Zahl und Namen der neuen Provinzen.	Allgemeine Charakteristik.
Neu-Castilien (Königreich) Castilla la Nueva.	72,564	1,530,000	22	Madrid mit 332,000 Einw.	Prächtiger Isl. Palast 77 Kirchen. Porcel- lan-, Gobelins- und andere Fabriken. In der Nähe die k. Lust- schloß Aranjuez (10,700 E.) u. Buen Retiro	Escorial, nordw. v. Madrid; Toledo am Tago, 17,300 E., Sitz des Primas von Spanien. Toledoberg mit Almaden am Kupfer mit 7500 E.; Alcalá de Henares, alte Universität.	1) Madrid, 2) Guadalupe, 3) Cuencu, 4) Ciudad-Real, 5) Toledo.	Im Sommer sehr heiß; hat viele unangebaute Gegenden; Hochland und größtentheils von Gebirgen eingeschlossen.
Alt-Castilien (Königreich) Castilla la Vieja.	65,806	1,690,000	26	Purgos mit 25,700 Einw.	Prachtvoller Dom; ehemalige Residenz des castilischen Kie- ners.	Segovia im Guadarama-Gebirge, 10,300 Einw., berühmte Wasserleitung Trajana; in der Nähe Ruinenschloß San Roderonso; Soria mit 5000 E., Santander mit 30,000 E., Handelshafen am Golf von Biscaya.	1) Santander, 2) Palencia, 3) Valladolid, 4) Avila, 5) Segovia, 6) Soria, 7) Purgos, 8) Logroño, 9) Salamanca, 2) Zamora, 3) Leon.	Hochland, Getreide und Wein im Ueberfluß; große Schaf- heerden.
Leon (Königreich).	39,476	680,000	22	Leon mit 10,000 Einw.	Alle gothische Kathedra- le, die schöne Spaniens.	Salamanca, 15,200 E., Uni- versität; Valladolid (spr. Valladolid) mit 43,000 Einw., ehemalige Residenz. Ciudad Rodrigo, Grenzfestung i. B. Gijon, Paten, 10,400 Einw.	1) Oviedo.	Kruchbares aber meist schlecht Land; meist Hochebene; gegen W. Gebirgsland.
Asturien (Fürstenthum).	10,596	590,000	58	Oviedo mit 28,000 Einw.	—	La Coruña (sprich Corunja) 27,000 Einw., Kriegshafen; El Ferrol, Kriegshafen; Lugo, 5300 E., heiße Bäder.	1) Orense, 2) Pontevedra, 3) La Coruña, 4) Lugo.	Bergig, aber gut angebaut, reich an Wein und Baum- früchten, gute Rindvieh- und Pferdezücht.
Galizien (Königreich). [Callaecum].	29,379	1,980,000	65	San Jago de Compostella mit 27,000 Ein. (spr. Santiago de Com- postella.)	Wallfahrtsort.	Aleántara am Tago mit sehr römischer Brücke. (Colonia Nor- bensis). Tria (Caurium) Plasencia, 6000 E., in der Nähe das berühmte Kloster San Juse.	1) Badajoz, 2) Caceres.	Sehr gebirgig und feucht; gut bevölkert und fleißig ange- baut, mit großen Wal- dungen, starker Viehzucht und ansehnlichen Fischereien. Von Gebirgen im N. u. O. eingeschlossen, auch in der Mitte durchschnitten; heißes, wasserarmes Stufenland; demungachtet vortreffliche Wiesen und beste Viehzucht.
Extremadura [Extrema Durii].	43,355	730,000	17	Badajoz mit 22,000 E. (spr. Badachós), Pax Augusti.	Grenzstadt am Gua- diana.			(Fortsetzung s. nächste Seite.)



Königreich Spanien. (Fortsetzung.)

Namen der historischen Provinzen.	Fläche in Q. M.	Bevöl- kerung.	Einwohner auf 1 Q. M.	Hauptstadt.	Bemerkungen über die Hauptstadt.	Geographische wichtige Plätze.	Platz und Namen der neuen Provinzen.	Kürzel und Charakterist.
Landschaft Andalusien.								
Sevilla (Königreich).	31,666	1,140,000	36	Sevilla (spr. Se- willja) mit 120,000 Eimw. (Hispania der Alten.)	liegt in der form- reichen Ebene von der Guadalkivir; herrlicher Dom mit der Kathedrale; große Kathedrale; be- steht 5000 Häuser.	Cadix (spr. Kadix), Feste und Feste; Sitz der Marine, mit den Feste 71,500 E. Hauptstadt; Cadix; Feste de la Fron- tera (spr. Fierde), Feste mit Wohnbau (Fierde) und 52,000 Eimw.	1) Sevilla. 2) Cadix. 3) Fuent.	
Córdoba (Königreich).	13,412	380,000	28	Córdoba mit 36,000 E.	In reizender Lage am Guadalkivir, war im 10. Jahrhundert die größte Stadt Spaniens. Berühm- ter Dom, früher Moschee.	—	1) Córdoba.	
Jaen (Königreich).	13,462	380,000	29	Jaen mit 194,000 E. (Aureli Glen- dium.)	—	Alcala la Real mit 12,000 E. Abuljar (Andura), 10,000 E. am Guadalkivir; Fierde (Holland) 7000 E. mit Kupfer- und Silbergruben; Baela (Bae- tia Baetula), 11,000 E.	1) Jaen.	
Granada (Königreich).	26,651	1,360,000	47	Granada mit 67,000 E.	Reizende Lage am Genil (spr. Genil) auf dem 650 Meter hohen Plateau La Alhambra; be- steht in der die Reste des mauri- schen Palastes.	Almeria (Portus magnus) mit 23,000 E., bester Feste; Alalaga 95,000 Eimw. an der Feste Küste in weite Feste genh. mit grobem Feste und nachhaltiger Industrie.	1) Almeria. 2) Granada. 3) Alalaga.	
Murcia (spr. Murcia) (Königreich).	27,063	660,000	24	Murcia mit 89,000 E.	Groß und wohlge- baut, mit Eisen- manufakturen und Salpeterminen.	Cartagena 51,000 E. Feste- haken, Feste und Feste.	1) Albacete. 2) Murcia.	
Andalusien, d. i. Land der Wandalen, ist eines der wärmsten europäischen Länder, sehr fruchtbar aber auch sehr vernach- lässigt; reich an vortrefflichen Weinen, Ol und Früchten; mit starker Viehzucht, berühmten Pferden und wandernden Schafen, die hier überwintern; starker Vienenzucht. In der Sierra Morena lebt eine Colonie von Deutschen (Schwaben) in kleinen Städten und einzelnen Höfen. Hauptort Carolina. Das wichtige Gibraltar ist seit 1704 englisch.								
Sehr gebirgig, überaus frucht- bar an Wein, Ol, Getreide, ten, Seide u. dgl. Das Gebirge Las Alpujarras wird von dristlichen und fleißigen Arabern (Morisken) bewohnt.								
Sehr gebirgig, entwalet un- wasserarm; hat fleißige Be- wohner und viele Producte, nordlich viele Partille.								
(Schluß f. nächste Seite.)								

Andalusien, d. i. Land der Vandalen, ist  
eines der wärmsten europäischen Länder,  
sehr fruchtbar aber auch sehr vernach-  
lässigt; reich an vortrefflichen Weinen,  
Del und Früchten; mit starker Viehzucht,  
berühmten Pferden und wandernden  
Schafen, die hier überwintern; starker  
Bienenzucht. In der Sierra Morena lebt  
eine Kolonie von Deutschen (Schwaben)  
in kleinen Städten und einzelnen Höfen.  
Hauptort Carolina. Das wichtige  
Gibraltar ist seit 1704 englisch.

Sehr gebirgig, überaus frucht-  
bar an Wein, Del, Früch-  
ten, Getreide u. dgl. Das  
Gebirge Las Alpujarras  
wird von christlichen und  
heiligen Arabern (Moristen)  
bewohnt.

Sehr gebirgig, entworfen und  
wasserarm; hat fleißige Be-  
wohner und viele Produkte,  
vorzüglich viele Baumwolle.

(Schluß f. nächste Seite.)

Königreich Spanien. (Schluß.)

Namen der historischen Provinzen.	Fläche in qm	Bevölk- Bahl.	Einwohner auf 1 qm	Hauptstadt.	Bemerkungen über die Hauptstadt.	Sonstige wichtige Plätze.	Nach und Namen der neuen Provinzen.	Allgemeine Charakteristika.
Valencia (spr. Valénsia) (Königreich)	23,042	1,410,000	61	Valencia mit 108,000 q. (Valentia Edeta- norum.)	Am Guadalquivir, rei- chend gelegen; Sei- denfabriken.	Alicante, (Alona) 31,000 q., befestigter, wichtiger Handelshafen, berühmte Weine.	1) Valencia, 2) Castellon, 3) Alicante.	Echroffer Abfall des Hoch- lands; schmale Küstenebenen, künstlich bewässert, sehr fruchtbar, daher das „mau- rische Paradies“ genannt; vorzüglich blühendes Land; Fabriken, fleißige Bewohner. Durchgehends gebirgig, aber die Berge wie die Täler fruchtbar. Gut angebaut; durch mancherlei Producte, gute Viehzucht und reichen Viehstand gesegnet.
Catalonien (Fürstenthum.) Cataluña (spr. Catalunja) [d. h. Gothalanden.]	32,330	1,770,000	55	Barcelona mit 195,000 q. mit den Vorstädten 262,000 q. (Barcelo Favon- tia.)	Vorzüglichste Han- dels-Hafen und Fabrikstadt Spa- niens; viele Unter- richtsanstalten, Uni- versität, Baumwoll- spinnereien, Fabri- ken für Seidenstoffe, Maschinen. Am Ebro.	Tarragona, (Tarraco) mit 18,000 Einw. und Steinkohlen- gruben; früher blühende Hafen- stadt, jetzt überflügelt von Reus, Fabrikstadt mit 28,100 q.	1) Lerida, 2) Gerona, 3) Barcelona, 4) Tarragona.	
Kragonien (Königreich.)	45,565	920,000	20	Baragosa mit 67,000 q. (Caesar Augusta Salduba.)		Sueca, (Ileosca) 10,000 q. in 440 Meter Seehöhe; Teruel (Turdoto), 10,000 q.	1) Sueca, 2) Baragosa, 3) Teruel.	Stufenland; sandig und un- fruchtbar, liefert dagegen viel viel Wein, Brantwein; hat starke Schafzucht. Gebirg und waldig; liefert vorzügliches Schiffbauholz; hat gute Weiden und Vieh- zucht.
Ravarra (Königreich.)	10,478	320,000	30	Pamploa mit 22,900 q. (Pompeopolis.)	Befestigt.	—	1) Ravarra.	Die Küsten sind fruchtbar; durchaus wachsen viele Kepfel, woraus Eider de- reitet wird.
Biscaya Bastische Provinzen (Euscaleria, Pr. vascongadas.)	7204	470,000	65	Bilbao mit 19,000 q. Bad- Nisch: Ibañabal.	—	San Sebastian, 9000 q. See- festung; Bitoria, 15,600 q.; Vuenterrabia, (Fons rapl- dus) früher Festung; Tolosa, 7600 q., Mittelpunkt der Eisen- industrie; Maschinenfabriken. Port Mahon auf Menorca; Manacor auf Mallorca.	1) Biscaya, 2) Guipuzcoa, 3) Alava.	
Mallorca (Königreich.)	4517	290,000	60	Batma mit 53,000 q.	Auf Mallorca.		1) Mallorca.	Gebirgig, aber fruchtbar und gut bebaut.

# Königreich Portugal.

Provinzen der Provinz.	Area in q. km.	Ein- wohner- zahl.	Einwohner auf 1 q. km.	Hauptstadt.	Einwohner- zahl der Hauptstadt.	Bemerkungen über die Hauptstadt.	Sonstige wichtige Plätze.	Nach und Namen der neuen Provinzen.	Allgemeine Charakteristika.
Entre Douro e Minho (sprich Minjo).	7,271	970,000	131	Lisboa ober Porto.	90,000	Größer Portus Cale, da- her der Name Portugal; früher Weinhandel; Sei- denmanufacturen.	Braga, 16,000 E., uralt. einst. Sitz der Sueven- könige.	1) Vila Nova de Ga- • res. 2) Braga. 3) Porto.	Nur besten bebauet und angebaut.
Tras-os-Mon- tes.	11,105	370,000	33	Braganza.	5,110	Festung in der Ebene; Seidenmanufacturen und Sitz der Seidenindustrie. Bischöflich.	—	1) Vila Real. 2) Braganza.	Gebirgig, bis auf einige Striche rauh und dünn.
Beira.	23,912	1,290,000	54	Cóimbra.	16,000	Am unteren Mondego; Universität.	Aveiro, Felsen, 4,500 Einn.	1) Coimbra. 2) Coimbra. 3) Viseu. 4) Guarda. 5) Castelo Branco.	Liefert am meisten Getreide, portulischen Wein und Del. Es zerfällt in Ober- u. Unter- Beira.
Estremadura.	17,800	640,000	47	Lissabon, port. Lisboa.	280,000	Sitz der Regierung, vieler Unternehmungen und gelehrten Gesellschaften, auch zahlreiche indu- strieller Establishments. Vorzüglichste Handelsstadt.	Santarém, am Tejo, 9,500 E. Abrantes, am Tejo. Setúbal, Handelsplatz.	1) Leiria. 2) Santarém. 3) Lisboa.	Fruchtbar an Getreide, Wein, Del und Süßfrüchten. Die Ebene zwischen Lissabon und Abrantes nennt man das portulische Paradies. Auch die Gegend um Gíntro ist sehr romantisch.
Alentejo (spr. Alongelido).	24,387	330,000	14	Évora.	12,000	—	Elvas, Festung.	1) Beira. 2) Évora.	Die unfruchtbare Provinz schlecht bebaut und wenig be- völkert; Hochland.
Algarve.	4,550	190,000	39	Faro.	10,000	—	Faro, Hafenstadt, 5,500 E. Lagos, 11,000 E. Olyao, Städtchen, großer Erdbebenhang.	1) Faro.	Weich an Wein, Del und Früchten; Gebirgland.



[illegible]















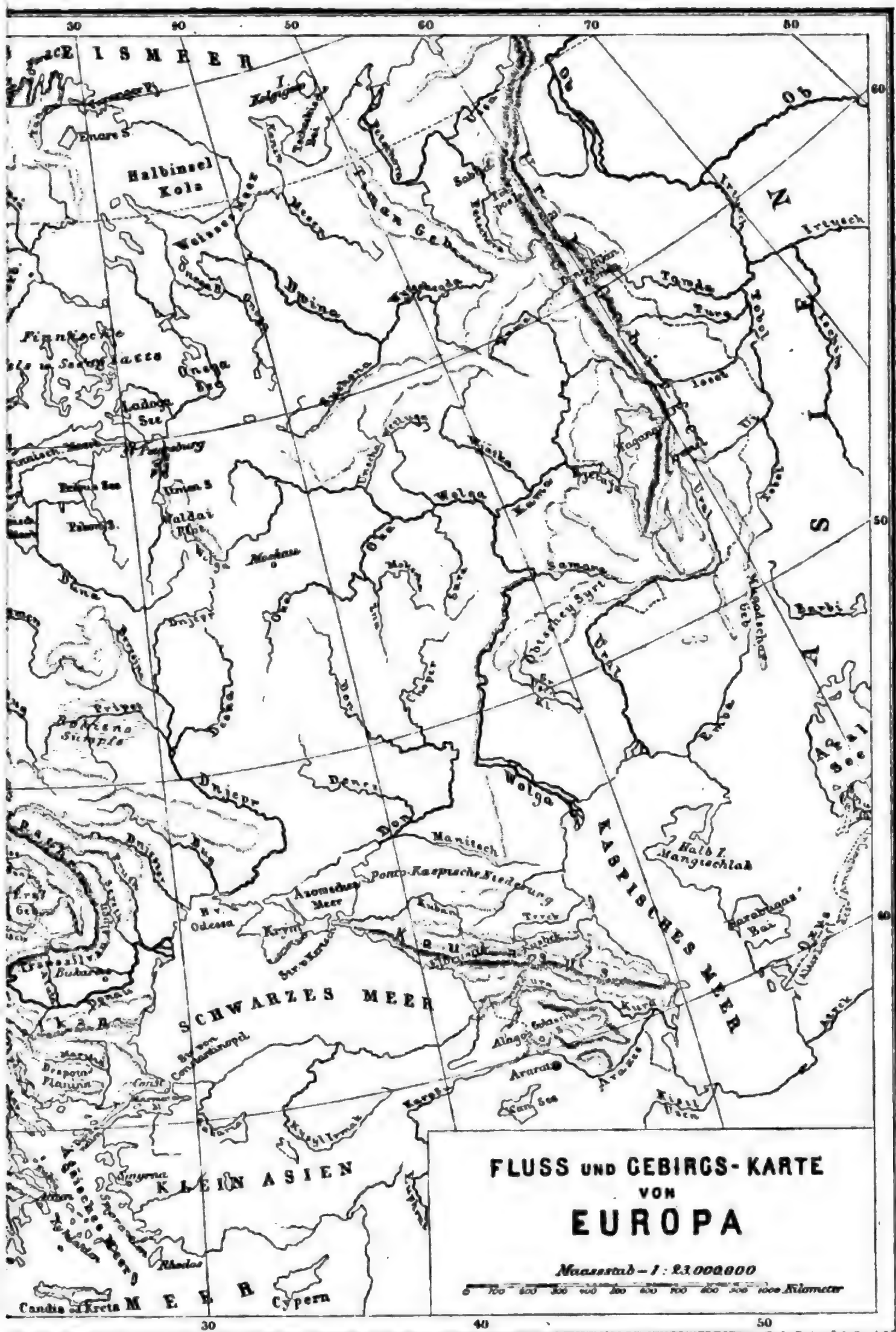


















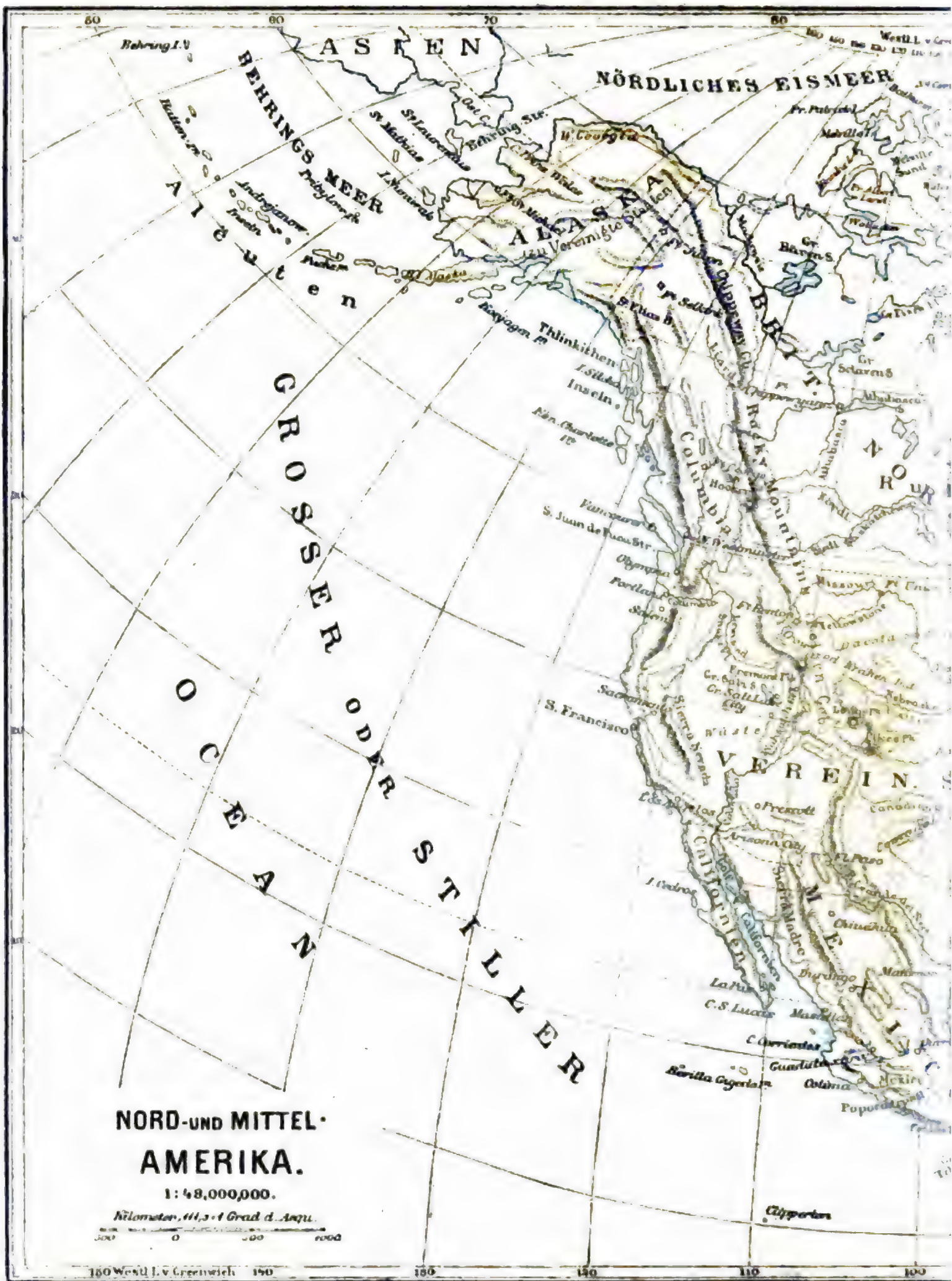












Artistische Anstalt von





















